Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Hunderteinunddreißigster Band
34. Jahrgang : 1909 : Oktober—Dezember

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 131. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1909

Politik und Geschichte:

Novellen, Dramen, Plaudereien:

Naturwissenschaften, Reisen:

Theater und Literatur:

Gedichte:

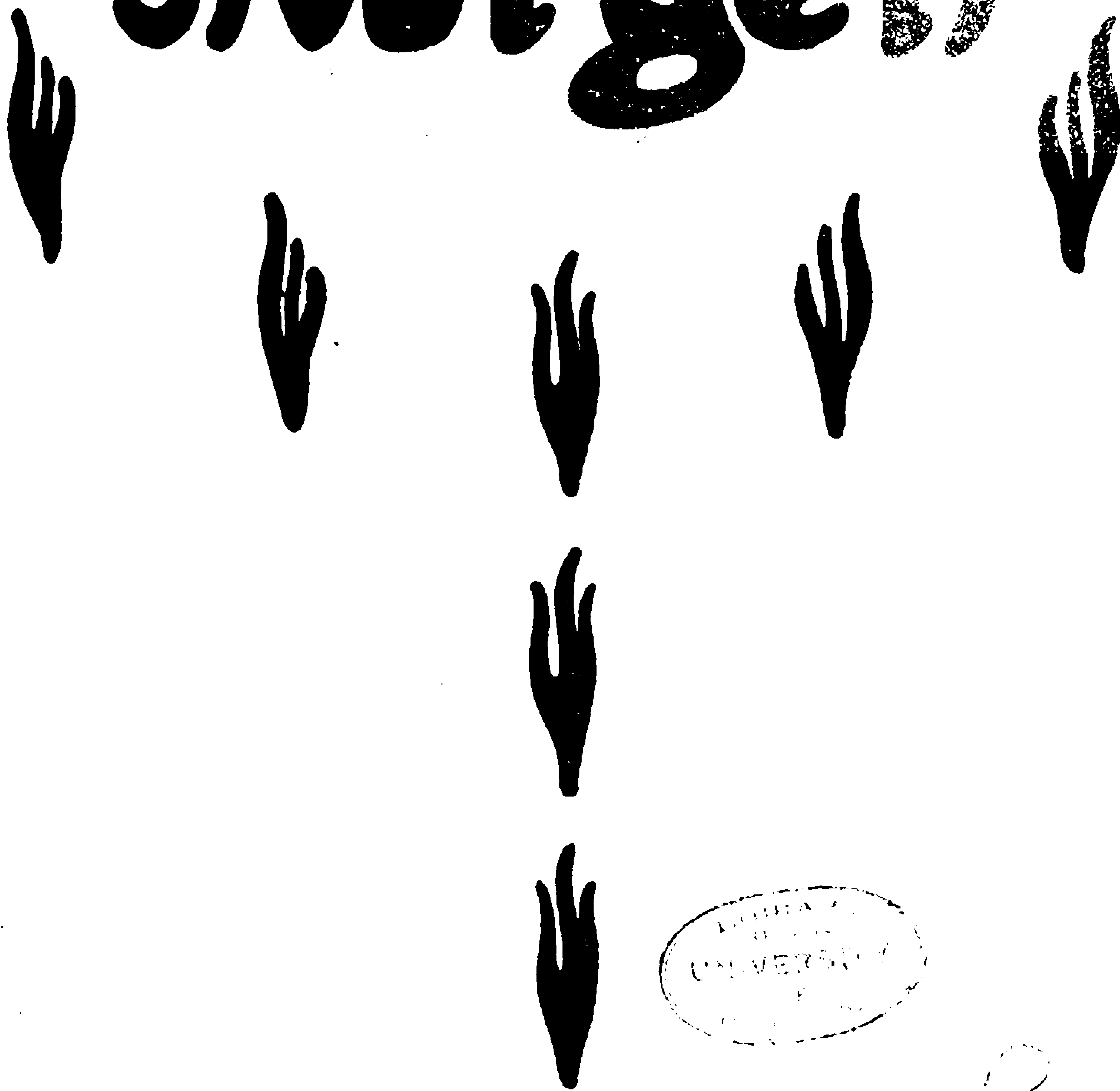
Bildende Kunst:

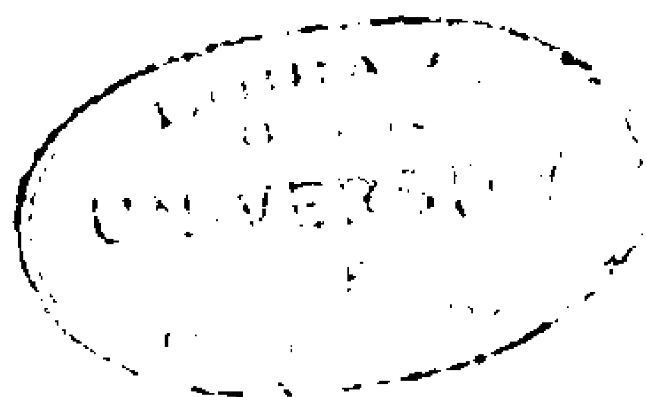
Kunstbeigaben:

Musikbeigaben:

Preis 1 Mark

Nord und Süd vereint mit Morgen





34. Jahrgang 1909/10

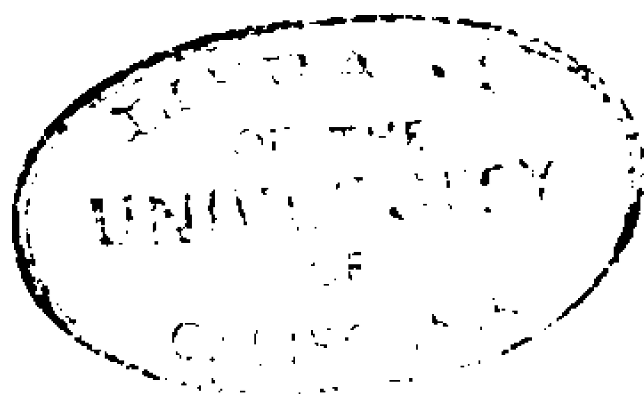
— Erstes Oktoberheft —



Ludwig Knaus
(Nach einer Aufnahme von R. Dührkoop, Berlin)
Zum Aufsatz von Fritz Stahl

Nord und Süd vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift



Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 391 Erstes Oktoberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

An unsere Leser!

Zum ersten Male seit einem Menschenalter tritt unsere Zeitschrift mit diesem Heft in veränderter und verjüngter Gestalt vor ihre Freunde. Die Reformen der Ausstattung, des Druckes und der Kunstbeilagen, die vor zwei Jahren durchgeführt wurden, betrafen nur ihr Äußeres, das dem Geschmack und den Anforderungen der Zeit angepaßt werden sollte; jetzt unternimmt sie den bedeutungsvolleren Schritt, sich aus einer Monatsschrift in eine Halbmonatsschrift zu verwandeln.

Es ist nicht nur der Ankauf einer jüngeren Zeitschrift von anderer Erscheinungsform (des mit der „Neuen Revue" vereinigten „Morgen"), der uns zu diesem Schritte veranlaßt hat. Schon vorher hatten wir seit geraumer Zeit den Plan erwogen, „Nord und Süd" künftig in Halbmonatsheften herauszugeben. Zunächst aus technischen Gründen, weil der wachsende Umfang der Einzelnummern eine Teilung zu empfehlen schien; dann aber auch, um dem schnelleren Tempo des modernen Lebens gerecht zu werden und einen engeren Anschluß an die Ereignisse der Zeit, an die in stetem Flusse befindliche Bewegung der Wissenschaft, Kunst und Kultur zu gewinnen. Dabei waren wir uns von vornherein der Notwendigkeit bewußt, zugleich den Kreis der Zeitschrift zu erweitern und unsere Aufmerksamkeit mehr als bisher den politischen und wirtschaftlichen Fragen zuzuwenden, die heute im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen. Doch wenn wir uns entschlossen haben, diese Neuerungen in die Wege zu leiten, so sollen — dies sei ausdrücklich betont — Art und Charakter von „Nord und Süd", die sich Jahrzehnte lang bewährt und Beifall gefunden haben, unangetastet bleiben. Nicht in den Strudel der Tageskämpfe will unsere Zeitschrift sich stürzen, nicht zum Mundstück eines Parteidogmas will sie sich machen, sondern nach wie vor

frei von Einseitigkeit und von höherer Warte aus die wichtigsten Vorgänge der Gegenwart verfolgen, um ihren Lesern neben der literarisch-wissenschaftlichen Anregung, Unterhaltung und Belehrung einen Überblick über die Probleme der Zeit zu gewähren.

Ermutigt wurden wir zum Betreten des neuen Weges durch die Stimme unserer treuesten Freunde. Eine Rundfrage, die wir im letzten Hefte den Abonnenten von „Nord und Süd" vorlegten, hatte das Resultat, daß die überwältigende Mehrheit der Antworten unser Vorhaben billigte. Es ist jedoch Vorsorge getroffen, daß auch die Wünsche der Minorität, die sich für eine Beibehaltung des älteren Erscheinungsmodus aussprach, Berücksichtigung finden: denjenigen unserer Leser, welche die Monatsausgabe vorziehen, werden wir in Zukunft jedesmal den Gesamtinhalt der beiden Halbnummern in Form eines geschlossenen Monatsheftes darbieten.

Das vorliegende erste Oktoberheft, mit dem wir zugleich den (früher mit dem Beginn des Kalenderjahres zusammentreffenden) neuen Jahrgang eröffnen — es ist der vierunddreißigste unserer Zeitschrift —, soll Zeugnis dafür ablegen, wie „Nord und Süd" seine Aufgabe nunmehr auffaßt, wie es auch künftig bestrebt sein wird, eine Rundschau über alle Provinzen des Geisteslebens zu bilden und seinem Namen gerecht zu werden, der einst bei seiner Begründung, wenige Jahre nach der Gründung des Reiches, andeuten wollte, daß hier vor allem ein Mittelpunkt für Schriftsteller und Leser aus allen Teilen des Vaterlandes geschaffen sei.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß unsere Zeitschrift in ihrer neuen Gestalt die große Zahl ihrer Freunde sich erhalten und wie bisher stetig erweitern wird.

Berlin, im September 1909

Verlag und Redaktion von „Nord und Süd"

A. Weber, M. d. R.:
Die Wirkungen der neuen Steuern

Am 1. Oktober d. Js. treten sämtliche vom Reichstage in dem letzten Teile der Session beschlossenen Steuern in Kraft, und einige Monate später wird die Möglichkeit gegeben sein, festzustellen, ob sie dem Reich die erwarteten Erträgnisse bringen und welche Wirkungen sie auf die beteiligten Erwerbsstände einerseits und die Konsumenten und Verarbeiter andererseits ausgeübt haben werden. In ersterer Hinsicht sind die Aussichten keine guten. Die, wenn auch vielleicht zu Ende gehende, aber immer noch und zwar in manchen Industriezweigen stark wirkende wirtschaftliche Depression wird den infolge der erhöhten indirekten Steuern ohnehin zu erwartenden Konsumrückgang in den belasteten Artikeln verschärfen; überdies hat bei Zündhölzern, Kaffee, Beleuchtungskörpern, auch in Zigarren ein starker Vorverkauf vor Inkrafttreten der Steuern stattgefunden, der zum mindesten im ersten Jahre nachteilig auf das Steuererträgnis einwirken wird, und nicht zum wenigsten wird der Boykott des Publikums gegenüber dem Bier und Branntwein enorme Steuerausfälle nach sich ziehen. Zu alledem kommt die Tatsache, daß die Steuerergebnisse der neuen Vorlagen von seiten der Regierung von vornherein zu hoch veranschlagt waren, so daß man in kürzester Frist nach Maßnahmen wird suchen müssen, die Mindereinnahme auf anderem Wege zu decken. Daß weitere indirekte Steuern in absehbarer Zeit nicht in Frage kommen können, ist klar; von direkten Steuern kommt einstweilen lediglich die Erbschaftssteuer in Betracht, da die verbündeten Regierungen einer Reichsvermögenssteuer zur Zeit noch nicht geneigt sind. Aber mit neuen Steuern allein ist der Ausfall nicht zu decken; es ist vielmehr endlich die höchste Zeit, durchgreifende Sparsamkeit zu üben, und zwar in allen Ressorts unseres Reiches. Auf die Dauer kann selbst ein so produktives Land wie Deutschland die fortgesetzt steigenden Ausgaben nicht ertragen, ohne in seiner Entwicklungsfähigkeit Schaden zu leiden, zumal der Drang der Völker zum Imperialismus und die stets schärfer werdende Konkurrenz der übrigen Staaten auf dem Weltmarkte dem Handel und der Industrie, den

stärksten Steuerträgern unseres Reiches, immer schwerer drückende Lasten auferlegen.

Dazu kommt die große Gefahr, welche in der zunehmenden Belastung unseres Geldmarktes durch Reichsanleihen liegt: wahrlich, der Gründe sind genug, daß nunmehr endlich die Reden von der Sparsamkeit im Reiche in Taten umgesetzt werden. Geschieht dies nicht, so dürfte in wenigen Jahren ein größeres Finanzelend vorhanden sein, als je gewesen ist.

Wenig beachtet ist während der Beratungen der jüngsten sogenannten Finanzreform im Parlamente und in den Erörterungen über ihre Wirkung und Folgen in der Presse die Frage, wer von den Konsumenten, allgemein volkswirtschaftlich betrachtet, durch die neuen indirekten Steuern am schärfsten im Lande getroffen wird. Im allgemeinen spricht man von einer stärkeren Belastung der Minderbemittelten gegenüber den bessersituierten Klassen und behauptet, daß am schwersten der Arbeiter durch jede indirekte Steuer belastet werde. Das ist in diesem Umfange falsch; und wenn seitens der Sozialdemokratie in Versammlungen, Zeitungen und Flugblättern immer wieder betont wird, daß sie deshalb gegen jede indirekte Steuer seien, weil diese vorwiegend von ihren Parteiangehörigen, den Arbeitern, getragen werden, so geschieht dies lediglich aus agitatorischen Gründen, um immer wieder Mittel zur Aufpeitschung der Massen gegen die heutige Staatsordnung zu haben. Tatsächlich liegt die Sache so: Gewiß muß der Arbeiter anfangs die Mehrsteuern von seinem bisherigen Lohne decken, und solange in Deutschland die Arbeiterorganisationen noch nicht die Kraft besaßen wie heute, war es den Angehörigen des Arbeiterstandes schwer möglich, eine Änderung hierin herbeizuführen. Jetzt aber, im Zeitalter der Gewerkschaften, dauert es nicht gar lange — ausgenommen in Tagen wirtschaftlicher Depression —, bis es dem Arbeiter gelungen ist, eine den erhöhten Steuern entsprechende Steigerung des Lohnes durchzusetzen. Das hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte bewiesen, in denen die Lohnsteigerung mit der Erhöhung der Steuern Schritt gehalten hat, das ist auch noch heute die Anschauung der sozialistischen oder genauer ausgedrückt marxistischen Führer der Sozialdemokratie. Sie deckt sich auch mit der Lehre von Marx und Engels. Der letztere führt an einer Stelle („Zur Wohnungsfrage“ S. 26) aus: „Was der Arbeiter an Steuern zahlt, geht auf die Dauer in die Produktionskosten der Arbeitskraft ein, muß also vom Kapitalisten mit vergütet werden. Alle diese Punkte, die uns hier als hochwichtige Fragen für die Arbeiterklassen vorgehalten werden, haben in Wirklichkeit wesent-

liches Interesse nur für den Bourgeois und noch mehr für den Kleinbürger, und wir behaupten, trotz Proudhon, daß die Arbeiterklassen keinen Beruf haben, die Interessen dieser Klassen wahrzunehmen."

Engels hat recht. Ebenso wie beim festbesoldeten Staatsbeamten das Einkommen stets steigende Tendenz hat, verhält es sich mit dem Lohne des Arbeiters, und bei letzterem trägt am Ende der Kapitalist die höheren indirekten Steuern. Ganz anders beim gewerblichen Mittelstande, beim Handwerker. Ihm macht es in den meisten Fällen trotz Innungen und Genossenschaften die Konkurrenz der Großbetriebe unmöglich, nennenswerte Preisaufschläge bei seinen Artikeln vorzunehmen; ihn treffen daher in erster Linie mit ihrer vollen Wucht alle indirekten Steuern, und er hat keine Möglichkeit, sie seinerseits in irgend einer Form in absehbarer Zeit abzuwälzen.

Man wird in Zukunft, wenn man den deutschen Mittelstand wirklich erhalten will, von stärkeren neuen indirekten Steuern im Reiche Abstand nehmen und dafür sorgen müssen, daß ein etwaiger Mehrbedarf durch direkte Abgaben gedeckt werde. Vermögens- und Erbschaftssteuer sind ertragsfähig auch für Steuerzwecke des Reiches, wenngleich nicht in dem Umfange, wie die Sozialdemokratie sie nach den agitatorischen Anträgen der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstages heranziehen will. Eine Ersetzung der indirekten Steuern lediglich durch direkte ist unmöglich, das geben selbst Männer wie Engels und Kautsky zu. Der Erstere führt einmal aus[1]), „daß es in der heutigen Gesellschaft kaum möglich sei, die Staatsausgaben auf andere Weise (als im wesentlichen durch indirekte Steuern) zu decken", und selbst Kautsky muß einräumen[2]), „daß die Abschaffung aller indirekten Steuern große Schwierigkeiten mit sich bringe" und „daß auf diesem Wege die Sozialdemokratie, auch wenn sie die politische Macht hätte, über ein gewisses Maß bei den direkten Steuern nicht hinausgehen könne, daß vielmehr in solchem Falle der Staat die Einkommen- und Vermögenssteuer haben werde, aber ohne Einkommen und Vermögen."

Immerhin aber darf zugegeben werden, daß trotz starker Inanspruchnahme der direkten Steuern in den einzelnen Staaten und Kommunen auch das Reich sehr wohl die Hand auf Erbschafts- und Vermögenssteuer

[1]) „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland." Neue Zeit 1894/95. S. 299.

[2]) „Am Tage nach der sozialen Revolution". S. 12.

legen kann, ohne der notwendigen, gesunden Entwickelung der Kapitalbildung im Deutschen Reiche Abbruch zu tun.

Es liegt auf der Hand, daß jede indirekte Steuer oder Erhöhung einer solchen der kapitalistischen Konzentration Vorschub leistet. Das wird auch bei manchen der durch die diesmalige sogenannte Finanzreform betroffenen Industrien und Erwerbszweige der Fall sein.

Die Abwälzung einer indirekten Steuer stößt bei dem Konsumenten stets auf Schwierigkeiten. Auf längere Zeit hinaus, manchmal auf Jahre, ist daher der Produzent oder gegebenenfalls der Zwischenhändler gezwungen, die Steuer zu tragen. Er muß zu diesem Zwecke größere Mittel flüssig machen, und es ist selbstverständlich, daß dies einem großkapitalistischen Unternehmen leichter fällt, als einem kleinen Fabrikanten oder Händler, der notdürftig seine Kapitalien fruktifiziert, womöglich bereits bisher mit Kredit arbeitet. Die Konzentration der Betriebe wird im Tabak- und Biergewerbe durch die beschlossene Steuererhöhung wesentlich gefördert, und in beiden wird manche kleine und mittlere Existenz vernichtet werden, die bis dahin als Mittelglied zwischen Großkapital und Proletariat ein guter Steuerträger für Reich und Einzelstaat gewesen war. Im Brauereigewerbe wird sich die unheilvolle Wirkung der Steuer in der Zunahme des Aufsaugungsprozesses der kleinen und mittleren durch die Großbetriebe vielleicht am ehesten erweisen. Die Brauindustrie arbeitet heute bereits mit einem weit über Gebühr ausgedehnten Kreditsystem, indem sie ihren Bierabnehmern gegenüber gleichzeitig als Bankier auftritt. Wenn nun infolge Bierboykotts seitens des Publikums den Wirten das Leben schwer gemacht wird, muß als letzte Hilfe die Brauerei einspringen, und es liegt auf der Hand, daß die kapitalkräftigen Großbetriebe, welche hinsichtlich der Kreditgewährung bereits heute das Höchste leisten, ihrer kleinen und mittleren Konkurrenz durch Hingabe neuer oder erhöhter Darlehen an notleidende Wirte das Wasser abgraben werden. Wenn aber der Staat und mit ihm gerade diejenigen Parteien des Reichstages, welche die neuen Steuern beschlossen haben, der Konzentration des Kapitals in anderen Fällen und mit anderen Mitteln entgegenzuarbeiten bestrebt sind, so hätten sie wenigstens bei der Ausgestaltung der verschiedenen Steuervorlagen der Gefahr der Konzentrationsbeförderung durch jede indirekte Steuer Rechnung tragen müssen. Das ist nicht geschehen.

Die Brausteuervorlage ist auf die großen Brauereibetriebe zugeschnitten und zwar einerseits deswegen, weil die neue Steuerstaffel die Großbe-

triebe vor den Mittelbetrieben wesentlich begünstigt und weil andererseits die in das Gesetz aufgenommene Bestimmung, wonach in den nächsten Jahren neuentstehende Brauereien eine erhöhte Steuer zu zahlen haben, wiederum lediglich den Großbetrieben zugute kommt. Die neue Steuerstaffel legt einer mittleren Brauerei eine um ca. 15 Pfg. höhere Steuer pro Hektoliter Bier auf als einem Großbetriebe; der letztere hat eine Mehrsteuer gegenüber der bisherigen zu zahlen von 2 Mark gegenüber 2,15 Mark ca., welche ein mittlerer Betrieb an das Reich mehr abzuführen hat, ein Beweis dafür, daß es den Gesetzgebern lediglich darum zu tun gewesen ist, neue Mittel zu schaffen, ohne Rücksicht darauf, ob und in welchem Umfange volkswirtschaftlich durchaus wertvolle Existenzen vernichtet werden.

Die Einschränkung der Möglichkeit der Neuschaffung von Brauereien ist in der Hauptsache ein Geschenk an die Großbetriebe und zwar deswegen, weil an größeren Plätzen Deutschlands wie z. B. Hamburg und Frankfurt nach Inkrafttreten des letzten Brausteuergesetzes vom Jahre 1906 verschiedene, unter anderen auch genossenschaftliche Bierbrauereien entstanden waren, welche den Großbetrieben an den Hauptplätzen starke Konkurrenz machten. Von dem Entstehen derartiger Konkurrenzbetriebe *in der Provinz* hat man selten gehört. Es leuchtet auch ohne weiteres ein, daß bei der starken Konkurrenz und Unterbietung, wie sie im Brauereigewerbe herrscht, eine neuentstehende Brauerei nur dann Erfolg erzielen kann, wenn ihr ein starkes Absatzgebiet in nächster Nähe zur Verfügung steht und sie nicht wie an kleineren Plätzen gezwungen ist, mit großen Spesen das Bier auf weite Entfernungen hin zu liefern. Auf Jahre hinaus haben unsere großen Brauereien neue Konkurrenten nicht zu fürchten, sie werden sich vielmehr mit voller Wucht auf die mittleren und kleineren Brauereibetriebe werfen und durch deren Aufsaugung oder Vernichtung den Siegeszug des Großkapitals in der Brauereiindustrie mit Riesenschritten zu Ende führen können.

Beim Tabak tritt dieser Fehler noch stärker hervor. Das System des Steuerwertzuschlags neben dem Tabakzoll hat prima facie etwas Bestechendes, etwas Soziales. Es ist ein durchaus gesunder Gedanke, den billigeren Tabak, die billigere Zigarre geringer zu belasten als die teuere. Es darf aber ein solches System nicht dazu führen, daß an sich wiederum im Gewerbe selbst die Großbetriebe das Fett abschöpfen, und das können sie unter dem neuen Tabaksteuergesetze aus folgendem Grunde. Vorauszuschicken ist, daß der Tabak nach seinem Werte zu versteuern ist bei seinem

Eintritt in die Fabrik. Der Großbetrieb kauft seinen Bedarf zumeist direkt, ohne Inanspruchnahme des Zwischenhändlers, im Auslande oder im Inlande beim Tabakbauer und zahlt für diesen Originalpreis den vorgesehenen 40 prozentigen Wertzuschlag. Der kleine Fabrikant kann nie aus erster Hand, oft erst aus dritter oder vierter Hand kaufen, nachdem der Zwischenhändler seinen Zwischenverdienst, seine Spesen und sein Risiko auf den Originaltabakpreis geschlagen hat, und er hat nunmehr den 40 prozentigen Steuerzuschlag nicht allein von dem Originaltabakpreis, sondern auch von dem Gewinn des Zwischenhändlers an das Reich abzuführen. Wenn also dieses Wertzuschlagssystem dem Konsumenten gegenüber sozial erscheinen mag, für die kleinen und mittleren Existenzen der Tabakindustrie bedeutet es den sichern Tod.

Bei der erhöhten Branntweinsteuer sprechen verschiedene der erörterten Gesichtspunkte nicht so wesentlich mit. Der Gesetzgeber hat das Brennereigewerbe mit einem so starken Schutze umgeben, daß es den kleinen und mittleren Existenzen in ihm nicht unmöglich gemacht ist, weiter zu bestehen. Allerdings ist auch beim Branntweinsteuergesetz darauf hinzuweisen, daß seine Gestaltung allen denjenigen Betrieben überwiegende Vorteile bringt, welche sich seit dem Jahre 1887 eines hohen Kontingents erfreuen, und auch in diesem Gesetz hat man sich nicht dazu verstehen können, den ganz kleinen Betrieben hinreichende Avancen zu gewähren.

Die Zündholz- und Beleuchtungskörper-Industrie beschränken sich beide im allgemeinen auf größere Betriebe, so daß für sie manche der besprochenen Bedenken in Wegfall kommen.

Die „sogenannten Besitzsteuern" sowie der Kaffee- und Teezoll und die Schaumweinsteuer bedürfen nach der mehrerwähnten Richtung hin keiner Besprechung; für sie trifft zum Teil zu, daß auch durch sie der Mittelstand am schärfsten getroffen wird, so durch den erhöhten Wechselstempel, den Scheckstempel und auch die Besitzwechselabgabe. Die letztere erfaßt in der Hauptsache den bebauten städtischen Grundbesitz, der einem ziemlich regelmäßigen Besitzwechsel unterworfen zu sein pflegt. Der kleine Kaufmann oder Handwerker, welcher für seinen Betrieb eines Hauses benötigt, hat die Abgabe zu zahlen, und zwar von dem Werte des Hauses, das er erwirbt. Er ist nicht berechtigt, die auf dem Grundstücke haftenden Hypotheken in Abzug zu bringen, und erlegt somit eine Steuer für etwas, was er tatsächlich nicht besitzt.

Der Scheckstempel ist und bleibt eine verkehrsfeindliche Maßnahme.

Jahrelang hat man sich bemüht, den bargeldlosen Geldverkehr zu fördern und zu heben, vor einem Jahre ist das neue Scheckgesetz in Kraft getreten, und die Banken, insbesondere in der Provinz, haben Tausende von kleinen Leuten daran gewöhnt, sich ein Bankkonto einzurichten und durch Scheck Abhebungen von demselben vorzunehmen. Das alles untergräbt man durch den Scheckstempel; und auch auf diesem Gebiete wird gerade der kleine und mittlere Mann getroffen, der Handwerker oder Beamte, der seine kleinen Zahlungen mittelst Scheck bewirkte. Der Großbetrieb bedient sich des Giroverkehrs, er geht frei aus und hat andere Mittel und Wege, um die Steuer zu vermeiden. Ähnlich ist es bei dem erhöhten Wechselstempel für Wechsel mit längerer als drei Monate Laufzeit, deren sich in der Regel der minderbemittelte kleinere Erwerbstätige bedient, um den Kredit nach Möglichkeit auszunutzen: immer wieder stößt man bei den neuen Steuergesetzen auf deren mittelstandsfeindlichen Charakter.

Die Einwirkung der geschaffenen Steuern auf den Zwischenhandel und die verarbeitende Industrie ist leicht zu kennzeichnen. Die Detaillisten bedürfen größeren Kredites, um die teurer gewordenen Waren in bisherigem Umfange übernehmen und absetzen zu können; und die Industrie wie z. B. die chemische, welche Alkohol verarbeitet, wird Mittel und Wege suchen müssen, um auf andere Weise die Preissteigerung ihres Rohmaterials auszugleichen.

Alles in allem betrachtet, ist das ganze Bild der sog. Finanzreform kein erfreuliches; manche bisher selbständige Existenz wird in Abhängigkeit geraten oder zugrunde gehen, während, und das ist der große Fehler der Vorlage, der tatsächlich reiche Mann, wenn auch nicht ganz leer ausgeht, so doch stark geschont wird. Der Millionär, welcher sein Vermögen in Hypotheken oder Grundbesitz, in Reichsanleihen oder Bankguthaben angelegt hat, wird von keiner der sog. Besitzsteuern, auch nicht von der Talonsteuer getroffen, denn diese läßt Staatsanleihen steuerfrei. Es fehlt der soziale Ausgleich, welcher in einer umfassenden und ergiebigen Vermögens- oder Erbschaftssteuer gelegen haben würde, die beide nebenbei die wirkungsvolle Funktion hätten ausüben können, die besitzenden Klassen des Reiches bei steigenden Ausgaben auch in steigender Skala zur Steuer heranzuziehen. Und das muß geschehen, schon um dem Anwachsen des Reichsbedarfes ein wirksames Paroli zu bieten; denn die besitzenden Klassen eines Kulturstaates, deren Interesse an einer ruhigen Weiterentwicklung des Staates größer ist als dasjenige der ärmeren Schichten der Bevölkerung, müssen fühlen und zwar am eigenen Leibe, was der

Staat für sie aufzuwenden gezwungen ist. Unnötige Ausgaben werden dann leichter und eher vermieden werden als bisher.

Eine neue Finanzreform liegt nicht sehr in der Weite: die unheilvolle Verquickung der Reichs- und Bundesstaats-Finanzen bedarf baldiger reinlicher Scheidung. Vielleicht sind, aufgerüttelt durch die unvermeidlichen verhängnisvollen Folgen der diesmaligen Reform, Regierung und Parlament alsdann mehr gewillt, den ernsten volkswirtschaftlichen Bedenken Rechnung zu tragen, welche eine fortgesetzt gesteigerte Anspannung des indirekten Steuersystems in Deutschland erwecken muß.

Detlev von Liliencron:
Letzter Wunsch

(Aus dem Nachlaß)

Den Hengst, den Hengst!
Gebt meinen Hengst mir!
Schaum spritzt ihm vom Zügel, seine Flanken zittern.
Der Grimm umrast mir den Helm, das Auge leuchtet.
Gebt meinen Hengst mir,
Den Hengst, den Hengst!

Mir nach, mir nach!
Degen heraus jetzt!
Sturmmarsch hör ich schlagen, höre euer Hurra.
In Rauch und Blut seh ich euch, in Rauch und Flammen.
Degen heraus jetzt,
Mir nach, mir nach!

Zum Sieg, zum Sieg!
Erde, erbebe!
Pulverdampf und Leichen. Vorwärts ohne Wanken.
Durch Glanz und Glut geht die Bahn; die Fahnen flattern.
Erde, erbebe,
Zum Sieg, zum Sieg!

Komm, Tod! komm, Tod!
Feind ist erschlagen!
Letzte Kugel, triff mich! Strahlend bricht mein Auge:
Mein Vaterland hat den Sieg! Es lebe, lebe!
Feind ist erschlagen!
Komm, Tod! komm, Tod!

Max Halbe: Der Frühlingsgarten

Vor etwa einem Menschenalter stand am äußersten Rande der alten süddeutschen Universitätsstadt, in der ich mein erstes Studentensemester verlebt habe, ein einstöckiges, breit hingelagertes Landhaus von vornehmem, wenn auch etwas baufälligem Ansehen in der Art eines Schlößchens aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der kokett geschweifte Dachgiebel über dem Mittelgeschoß, in den die einzige Oberstube des sonst ebenerdigen Hauses eingebaut war, trug noch die Formen eines vereinfachten und ländlichen Rokoko. Dagegen zeigte der auf sechs glatten hölzernen Säulen ruhende Verandavorbau vor dem Mitteltrakt bereits ausgesprochene Empirebehandlung und mochte einem äußeren Bedürfnis zuliebe in der späteren napoleonischen Zeit angefügt worden sein.

Der Überlieferung zufolge sollte der letzte Kurfürst aus der nachmals erloschenen Linie, die über Stadt und Land regiert hatte, das Schlößchen für eine seiner Maitressen erbaut und hier in ihren weißen Armen so manchen heiter lichten Frühlingsabend und manche schwüle Sommernacht verlebt haben. In der Tat sah man unter dem Verandasäulenbau dicht vor dem Hauseingang eine runde Porphyrfliese in den Boden eingelassen, die das kurfürstliche Wappen mit der Umschrift MON REPOS und der Jahreszahl A D 1773 trug.

Was aber das Schönste war an diesem einstigen kurfürstlichen Liebesheim: es lag inmitten eines mächtigen, ganz verwilderten und verwachsenen Obst-, Blumen- und Baumgartens, der ursprünglich wohl ebenso wie das Haus selbst im französischen Geschmack angelegt gewesen war, denn es zeigten sich noch Reste von Wasserkünsten, schnurgeraden Gartenwegen und ausgearteten Taxushecken. Über dies alles aber waren die Mairegen und Juligluten, Novemberstürme und Märzenschnee eines vollen Jahrhunderts niedergegangen und hatten die zierlichen Blumenbeete fortgewaschen, die gezirkelten Boskette in wildes Gestrüpp verwandelt und die nackten Leiber der Marmorgöttinnen mit grünen Mänteln

von Moos bedeckt. Die warme, weiche, südliche Natur hatte den feucht-üppigen Schoß dieses Bodens mit ihrem fruchtbaren Atem gesegnet. In unerschöpflicher Werdelust hatte sie keimen, wachsen, blühen, absterben und von neuem verschwenderisch aufsprießen lassen, und die bürgerlich geschäftigen Menschen, die hier nach dem wollüstigen Kurfürsten und der galanten Hofdame eingezogen und wieder verschwunden waren, hatten unbekümmert um den Geschmack eines vergangenen Geschlechts in die verfallenden Reste der alten Herrlichkeit hineingepflanzt und -gesät, -gewühlt, -gegraben, bis die einst so übersichtliche und regelmäßige Gartenanlage sich zu einer wuchernden und schier undurchdringlichen Wildnis zusammengeschlossen hatte.

Da standen hundertjährige Ulmen, Linden und Kastanien breitästig und hochwipflig, in deren Zweigen viele Generationen von Amseln und Finken genistet und ihre Sehnsucht mit immer gleichem Wohllaut in den jungen Lenz hinausgeflötet und -geschluchzt hatten. Der Faulbaum war da, dessen weiße Dolden die ersten Maiennächte mit schwülem Hauch erfüllten, Goldregen, Weiß- und Rotdorn, die es ihm an betäubendem Duft gleichtaten, zarte Pfirsich- und Aprikosenstämmchen, ein Wald von Apfel-, Kirsch- und Birnbäumen, die, angetan mit ihrem weiß und rosa Blütenkleid, in der bleichen Dämmerung windstiller Aprilabende wie Geisterbäume dastanden. Da sah man Reben- und Obstspaliere, an den Mauern des Hauses hinauf- und von Baum zu Baum in Manneshöhe entlang gezogen, dazwischen die langen Rücken der Gemüsebeete: Kohlköpfe, Salate, Küchenkräuter, hochumsponnene Bohnenstangen und niedrigeres Erbsengerank, ein blinkendes, schillerndes, gleißendes, saftgrünes, fettgraues, würziges Blattwerk. Einige Schritte weiter und man trat über einen üppig weichen Rasenteppich, in dem der Fuß versank, in die vornehme Zurückgezogenheit hochstämmiger Rosenstöcke, leidenschaftlich duftender Nelkenbeete und schmachtender Gruppen von Narzissen und Feuerlilien. Aber als ob die neugierige und anmaßende Zudringlichkeit des weit und breit wuchernden Volkes von Nutzpflanzen und Küchenkräutern selbst vor diesem aristokratischen Quartier hochmütig und zwecklos blühender Schönheit nicht haltmachen wolle, so mischten sich zwischen die abgeschlossenen Zirkel der Rosen, Päonien und Narzissen auch hier wieder einzelne Obstbäume von zwangloser Behäbigkeit, verwachsene Himbeer- und Stachelbeersträucher, winzige Beete kriechender Gartenerdbeeren und das Emporkömmlingsgeschlecht kletternder Rebengewinde.

Ringsherum aber um diese Welt von Fruchtbarkeit und Wachstum,

geilen Sprießens und hochmütigen Blühens, verwitterter Marmornymphen und zartgrüner Salatköpfe mit dem inmitten eingebetteten Rokokoschlößchen, ringsherum um dies alles, zog sich eine dicke, weiße, mannshohe Steinmauer, innen überragt von einer fortlaufenden undurchdringlich dichten Fliederhecke, die sich zur Himmelfahrts- und frühen Pfingstzeit über und über mit weißen und lila Blütendolden wie zum Brautfest des jungen Frühlings schmückte.

Schlößchen und Garten mochten zur Zeit des alternden Kurfürsten und seines jungen Liebchens noch einsam in der wohlbebauten Ebene gelegen haben, weitab von der schicksalsreichen Universitäts- und einstigen Residenzstadt, die sich mit ihrer hochragenden, efeuumgrünten Schloßruine wohl gerade nur auf das schmale kleine Fleckchen beschränkte, wo die Waldhöhen sich öffnen und dem schnell hinschießenden Bergfluß den Austritt in die dunstige Ebene freilassen.

Auch zu der Zeit, als ich mit ahnungsvollem Herzen und leichtem Gepäck meinen Einzug in das Studententum hielt, war die Stadt, wenn auch auf beiden Ufern dem Fluß entlang weiter hinausgewachsen, doch immer noch mit ihren ausgreifenden Spinnarmen in einiger Entfernung von der verzauberten Gartenwildnis, und man mußte wohl eine gewisse Mühe und Pfadfinderschaft aufwenden, um den Weg zu entdecken.

Schon am ersten Tage, als ich, um Quartier zu suchen, durch die Straßen der Stadt und weiter hinaus vor die Tore streifte, hatten mich die hohen, fernen Baumwipfel wunderlich angezogen, aber vor der verschlossen abweisenden Parkpforte hatte mich plötzlich der Mut verlassen, und gesenkten Kopfes, als schämte ich mich vor irgendwem oder irgendwas, hatte ich den Rückzug angetreten. Und nun stand ich an einem warmen wolkenlosen Aprilnachmittag, tags darauf, zum zweiten Male vor dem bronzenen Gartentor mit seinem hochmütigen Löwenhaupt, das in einer unwahrscheinlichen Heraldik modelliert war.

Ich war mittelgroß, blond, schlank und achtzehn Jahre alt. Die Welt, in die ich soeben hinausgetreten war, erschien mir voller seltsamer Rätsel und holder Abenteuer, die wie bunte Schmetterlinge unter einem tiefblauen Frühlingshimmel vor meinen berauschten Augen gaukelten und mich lockten, ihnen in die traumhafte Ferne nachzujagen. Was Wunder, daß diese grüne, wilde Parkeinsamkeit, die hier wie eine umgürtete Insel mitten in den offenen Feldern der reichen Ebene lag, es mir mit ihrer geheimnisvollen Unnahbarkeit angetan hatte! Das Herz klopfte mir bis zum Halse herauf, als ich mit einem selbstvergessenen Ruck,

wie es der letzte Griff eines Ertrinkenden ist, an dem rostigen Ringe des Löwenmaules zog und gleich darauf ein kleiner grauhaariger, über die Maßen dicker Mann, fast wie ein Alräunchen aussehend, mit einem uralt verwitterten und doch wieder merkwürdig zeitlosen Gesicht, mir öffnete.

„Kommen Sie nur herein, junger Herr!" sagte er gleichmütig und rückte an seinem Sammetkäppchen. „Die Frau wartet schon auf Sie."

Ohne mir im Augenblick klarzumachen, was das bedeuten könne, da ich mich doch ganz unbekannt hier wußte, folgte ich dem voranwatschelnden Alten, der so etwas wie ein Gärtner oder ein allgemeines Hausfaktotum sein mochte, durch einen dämmergrünen Laubengang und befand mich um eine kurze scharfe Wegbiegung herum plötzlich angesichts des dichtumrankten Schlößchens und vor der schon wartenden Hausherrin.

Es war eine feine, zarte, aber wohlgewachsene und ebenmäßige Erscheinung in mittleren Jahren, mit edlen Zügen, die noch schön zu nennen waren, und großen, dunkeln leidenschaftlichen Augen, in die sich verlorene Jugend und überwundener Schmerz gerettet zu haben schienen. Das tief kastanienbraune Haar war in der Mitte gescheitelt und fiel wellig um die reine, freie Stirne. Sie trug ein leichtes, helles, duftiges Sommerkleid und einen Florentinerhut am Arm. Alles an ihr erschien anmutig und mädchenhaft und von so gewinnendem Reiz, daß ich sofort eine unendliche Sympathie in mir empfand, als sei ich einer längst gekannten mütterlichen Freundin wieder begegnet.

Auch schien es, als werde diese rasche Sympathie von der schönen graziösen Frau ein wenig erwidert, denn ich fühlte ihre Augen nicht ohne Wohlgefallen auf mir ruhen, als ich ihr nun mein Anliegen vorbrachte. Seltsam! Alle meine Bangigkeit, mit der ich soeben noch vor dem Gartentor gestanden hatte, war wie durch ein Zauberwort von mir genommen, und es war, wie wenn der heimatliche Friede dieses süßen Frühlingsgartens mir mit sanften weichen Händen über die heißen Schläfen streichelte.

„Haben Sie wirklich den Weg zu uns gefunden?" sagte die schöne Frau und schüttelte lächelnd den Kopf. „Es muß schon ein Sonntagskind sein, wem das gelingt."

„Ein Sonntagskind?" erwiderte ich. „Das bin ich allerdings! Wenigstens an einem Sonntag geboren! Also halt' ich mich dafür!"

Die schöne Frau sah mich mit einem bedeutsamen Blick an und lächelte wieder.

„Zu uns kommen nur Sonntagskinder heraus. Und nur Sonntagskindern wird aufgemacht."

Wir schwiegen beide. Ich hatte das Gefühl, als hielte mich irgend etwas im Bann, ich wußte nicht was.

„Aber es ist ja gar nicht so schwer, hier herauszufinden," meinte ich schließlich unsicher. „Man sieht ja die Linden und Ulmen schon von weitem!"

„Es mag doch wohl schwerer sein, als es scheint", entgegnete sie nachdenklich. „Man muß auch die richtigen Augen im Kopfe haben, um die Bäume zu entdecken. Vielleicht haben nur Sonntagskinder die Augen."

„Ja, eine verzauberte Insel!" sagte ich plötzlich, scheinbar ohne Zusammenhang und fegte mit meinem Arm begeistert durch die Luft. „Eine richtige, verzauberte Insel! Hier werd' ich Gedichte machen können! Gedichte . . .!"

„Wollen Sie Gedichte machen oder wollen Sie leben?" fragte sie mit einem reizend mokanten Lächeln um die Mundwinkel, das ihrem mädchenhaft fraulichen Antlitz eine ganz neue Beleuchtung gab.

„Am liebsten beides!" rief ich entzückt. „Denn gehört nicht auch beides zusammen wie Donner und Blitz oder wie Flamme und Licht?"

„Erst leben", erwiderte sie und hob bedeutsam, doch ohne Lehrhaftigkeit den Finger. „Erst leben und dann Gedichte machen! Dazu sind Sie nach Monrepos gekommen! Auf die verzauberte Insel, mein Herr!"

Ich sah sie an in ihrer reifen und doch so jugendlichen Grazie und fühlte, wie mir eine Blutwelle ins Gesicht schoß.

„Ja, leben!" rief ich und breitete die Arme hoch über dem Kopf. „Leben! Leben! Und alles andere . . . alles andere nachher . . ."

„Das findet sich dann von selbst!" fiel sie ein und lächelte ungemein schalkhaft. „Bei Sonntagskindern natürlich nur! Die schütteln die Verse nur so von den Bäumen herunter wie Äpfel und Nüsse! Aber erst müssen doch Bäume gewachsen sein, nicht wahr, mein Herr?"

„Hier gibt es ja Bäume in Hülle und Fülle, um Verse zu schütteln!" sagte ich übermütig.

„Und auch die Menschen sind da, um leben zu lernen", nickte sie.

Ich muß mich wohl etwas verwundert umgesehen haben, denn sie setzte lächelnd hinzu:

„Ich habe drei Töchter, mein Herr. Es ist nicht so einsam, wie es

scheint. Und jetzt wollen wir Ihren künftigen Musensitz betrachten gehen!"

Plötzlich fiel mir ein, daß ich mich noch nicht vorgestellt hatte.

„Mein Name ist Ziegler, Bernhard Ziegler", sagte ich und machte eine ziemlich linkische Verbeugung, über die ich mich selbst im stillen ärgerte.

„Frau von Mitnacht!" entgegnete sie einfach.

Auf der Oberstube des Hauses, zu der sie mich über die breite schöngeschnitzte Holztreppe hinaufführte, war wieder die grüne, kühle Dämmerung, die mich schon auf dem Wege durch den Laubengang umfangen hatte. Dunkle Kastanienwipfel hielten sorgsame Wacht vor den drei offenen Fenstern der niedrigen altertümlichen Stube und dämpften das helle Tageslicht mit ihrem dichten Laubenschleier, durch den sich nur ein paar besonders vorwitzige Sonnenkringel hindurchstahlen und zitternd auf dem Estrich tanzten. Die Einrichtung schien aus verschiedenen Zeiten zu stammen. Zierliche Polsterstühle und Sessel, bezogen mit Seidenrips in verschossenem Resedagrün waren da. Ein kleines gleichfarbiges Sofa auf fünf niedrigen vergoldeten Füßen, zerbrechlich wie für eine Märchenprinzessin, mit mattgoldener Leiste, die in der Mitte der Rücklehne von einem überhöhten Goldkränzchen gekrönt war, stand an der einen Wand. Davor ein länglich schmaler Damenschreibtisch aus Rosenholz, mit hohen geschweiften Beinen, einer kirschroten Tuchbespannung und zart gemalten Blumengewinden auf der erdbeerfarbenen Holzeinfassung rings um das rote Tuch herum. Wie ein unendlich ferner, kaum noch geahnter Duft eines vor Zeiten verstäubten Parfüms schien es den blaßgrünen Sesseln, dem Miniatursofa und dem Rosenholztisch zu entschweben. Aber an der anderen Wand brachten das derbe, geblümte Kanapee und der große feste ovale Familientisch, beide im hellen Mahagoni der Biedermeierzeit, einen Ton von gesetzter Wohlanständigkeit in die leise beklemmende Atmosphäre verblichenen Rokokoprunks, und der halbgefüllte Bücherschrank mit wissenschaftlichen Werken verschiedener Disziplinen, sowie die beiden gekreuzten Schläger über dem Kanapee verrieten, daß schon vor mir studentische Insassen in der grünen Dämmerung dieser schweigsamen und abgeschiedenen Stube gehaust hatten.

Ein dunkler Vorhang schied den Hauptraum von dem dahinter liegenden Alkoven, der als Schlafzimmer diente. Meine holde Führerin schlug die Portière zurück und wies in das Stübchen, das durch ein

Mansardenfenster in der Rückwand erhellt wurde. Das Fenster stand offen, und man blickte auch hier wieder in die hohen Wipfel der Ulmen und Kastanien. Ein altertümliches französisches Bett von einer Breite, wie sie mir noch nie vorgekommen war, bildete das Hauptmobiliar, das durch ein paar niedrige Rokokostühlchen, von gleicher Art wie die nebenan gesehenen, und einen breiten, blau bemalten Schrank vervollständigt wurde. Was aber meine Blicke vor allem anzog, das waren die beiden lebensgroßen Porträts, die zu Häupten des übergeräumigen Ruhelagers an der Wand hingen. Ein nicht mehr junger wohlbeleibter Herr in gesticktem Hofkleid mit mächtiger Allongeperücke und von gebietendem Ansehen. Neben ihm eine junge, schlank gewachsene Dame, tief dekolletiert, von zierlichen und dennoch runden und recht greifbaren Formen, in weit gebauschtem Reifrock, hochgekämmter Puderfrisur und mit Gesichtszügen, so anmutig weich und ebenmäßig rein, daß sie mich auf den ersten Blick gefangen nahmen und mir zugleich eine dunkle Erinnerung wachriefen, als sei ich ihnen schon einmal irgendwo und irgendwann im Leben begegnet.

„Wer ist der dicke Herr mit der Hakennase und dem Doppelkinn?" fragte ich meine Nachbarin, die versunken dastand und wie ich zu den Bildern aufsah.

„Das ist Karl Philipp der Fünfte, Kurfürst von der Pfalz", entgegnete sie nachdenklich, und ihre Augen schienen sich in die Ferne zu verlieren.

„Und das wunderschöne Mädchen daneben? Wer ist das?"

„Liselotte von Merenberg!" sagte sie leise, und dann nach einem Augenblick, mit einem fast wie schmachtenden Aufschlag ihrer tiefen braunen Augen: „Meine Urgroßmutter, mein Herr!"

Mein Blick wanderte von der schönen Frau neben mir zu dem schönen Mädchen an der Wand und wieder zurück. Darum also waren mir die Züge auf dem Bilde so vertraut erschienen. Das lebendige Menschenbild an meiner Seite und das gemalte da oben über der Ruhestatt, sie glichen einander wie Mutter und Tochter oder eher noch wie eine ältere und eine jüngere Schwester. Waren es nicht eigentlich der Reifrock und die Puderfrisur, die sie bei flüchtigem Hinsehen unterschieden?

Frau von Mitnacht schien meine Gedanken zu erraten.

„Sie finden, daß wir uns ähnlich sehen, meine Ahne und ich, nicht wahr, mein Herr?"

„Ja, das ist geradezu überraschend! Verblüffend wirklich, diese Ähnlichkeit! Diese Gleichheit, könnte man sagen!"

„Nur mit dem kleinen Unterschied, daß hier die Urahne die Junge ist, die Urenkelin aber die Alte", fiel meine Nachbarin ein und hatte ein melancholisches Lächeln um den Mund, wie ich es noch nicht an ihr bemerkt hatte.

„Ach, das ist . . . das ist Einbildung, das mit dem Alter, und weiter nichts!" rief ich feurig und wagte es, mir selber halb unbewußt, ihre feine weiche Hand zu ergreifen.

„Sie sind genau so jung und genau so schön wie die Dame da oben aus dem Rokoko! Nein, Sie sind schöner . . . Sie sind . . . Sie sind . . . süßer und schöner . . . denn Sie sind wirklich und lebendig, Sie sind von Fleisch und Blut! Die andere aber ist nichts als ein gemalter Schatten an der Wand!"

Ich hatte die Worte herausgesprudelt und -gestammelt. Eine seltsame Erregung hielt mich im Bann. War es der zeitferne Duft, der den Resedasesseln, dem Rosenholztisch und der schwülen Lagerstatt entstieg, was mich berauschte?

Frau von Mitnacht hatte den Kopf etwas gesenkt, so daß ich nur ihr feingeschnittenes Profil mit dem ganz leicht angedeuteten Stumpfnäschen sah. Jetzt blickte sie mit ihrem schalkhaften Lächeln zu mir auf und drohte mir mit dem Finger.

„Ei, ei, mein Herr! Wissen Sie auch schon Schmeicheleien zu sagen? Wie früh doch die jungen Leute das lernen! . . . Aber ich darf das wirklich nicht hören! Ist das nicht eine alte Frau, die drei erwachsene Töchter hat?!"

„Sind die auch so schön wie die Mutter und wie die Urgroßmama?" fragte ich, immer noch in meinem Rausch.

„Anders sind sie!" entgegnete sie nachdenklich. „In ihrer Art vielleicht schöner! Aber es ist ein anderes Geschlecht, als wir beide!"

„Ja, Sie beide! Sie beide!" fiel ich ein. „Merkwürdig doch, eigentlich ganz geheimnisvoll, wie die Natur da nach einem ganzen Jahrhundert noch einmal das gleiche Bild aus dem gleichen Holz geschnitten hat!"

„Nur daß die Ahne einen großmächtigen Kurfürsten zum Freund gehabt hat. Und der Urenkelin Mann ist ehrsamer Theologieprofessor gewesen! Das ist auch ein Unterschied, mein Herr, und kein ganz geringer."

„Ach, das ist nur so im Äußeren der Zeit", sagte ich und kam mir sehr verwegen mit meiner Hypothese vor. „Ich bin überzeugt, hätten Sie im Rokoko gelebt und Ihre Urgroßmutter heute, es hätte ebensogut umgekehrt sein können!"

„Sie meinen, daß i ch dann neben dem Kurfürsten da hinge?"

„Ich weiß ja nicht", stammelte ich, nun doch etwas verlegen. „Ich könnte mir das ausgezeichnet vorstellen! Und ich würde auch nicht das mindeste daran finden. Ich für mein Teil!"

„Ist das nun ein Kompliment, oder ist es keins?" meinte meine holde Nachbarin und wandte ihren Kopf ein wenig zur Seite mit einem entzückend schalkhaften Ausdruck von hilfloser Nachdenklichkeit.

„Für mich unbedingt!" beteuerte ich mit einer mächtigen Armbewegung. „Ganz unbedingt! Ich stehe auf dem Standpunkt . . ."

„Sie stehen also auch schon auf einem Standpunkt mit Ihren siebzehn Jahren?" fiel sie ein und lachte herzlich.

„Achtzehneinhalb!" verbesserte ich etwas unmutig.

„Ah, pardon!" sagte sie mit einer anmutigen Neigung des Kopfes.

„Natürlich stehe ich auf einem Standpunkt!" fuhr ich fort. „Was denn sonst? Erst recht. Wann soll man denn Prinzipien haben, als wenn man jung ist? Später macht ja das Leben doch alles zu Brei."

„Wissen Sie das so genau?" meinte sie ein wenig spöttisch. „Aber gut! . . . Auf welchem Standpunkt stehen Sie denn?"

„Daß das alles so menschlich ist! So natürlich! So schön sogar, wenn die Umstände darnach sind!"

„Ei, ei, was für Grundsätze, mein Herr!" sagte sie und drohte mir mit dem Finger. „Denkt die heutige Jugend so?"

„Ich glaube ja!" rief ich in Ton und Haltung eines Blutzeugen für meine Generation. „Wenigstens viele! Und wenn man so denkt, warum soll man's nicht auch sagen?! . . . Oder darf ich das nicht?"

„Sagen Sie nur ruhig, was Sie denken!" entgegnete sie mütterlich begütigend. „Dazu haben Sie ja den Weg nach Monrepos gefunden."

„Dann sag' ich . . . aber Sie dürfen's mir nicht übelnehmen, . . . ich beneide den alten Kurfürsten um seine Wahl und ich an seiner Stelle hätte es ebenso gemacht. Und was seine Dame da anbetrifft: ich würde der letzte sein, einen Stein auf sie zu werfen! Das ist meine heilige Überzeugung! Und so werd' ich mein Leben lang denken!"

„Bravo, mein junger Herr!" sagte Frau von Mitnacht und

klatschte graziös in die Fingerspitzen. „Ich danke Ihnen im Namen von Liselotte von Merenberg. Es sind nicht alle so liebenswürdig in ihrem Urteil wie Sie. Ich glaube, wir werden uns gut verstehen in Monrepos."

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Die drei Töchter meiner holden Hausherrin hießen Apollonia, Scholastika und Euphrosyne. Apollonia war etwa dreiundzwanzig Jahre alt, groß, stattlich, mit schwarzen Augen und Haaren und elfenbeingelber Hautfarbe. Die tiefdunklen breitgezogenen Augenbrauen stießen über der Nasenwurzel beinahe zusammen und überschatteten das klassisch geschnittene Gesicht mit einer Wolke von tragischem Ernst. Etwas Schweres, Düsteres, Klagendes war um die ganze Persönlichkeit, die man für die einer Italienerin hätte halten können, wenn nicht der hohe, nordländische Wuchs gewesen wäre.

Einen merkwürdigen schwesterlichen Gegensatz zu Apollonias stolzer und strenger Erscheinung bildete die mittelgroße, schlanke, zierliche Gestalt von Frau von Mitnachts zweiter Tochter Scholastika. Sie war achtzehn Jahre und erinnerte unter den drei Schwestern in Figur, Gesichtsschnitt und Haarfarbe am meisten an ihre schöne und liebenswürdige Mutter. Nur mangelte ihr das Freie, Heitere, Gewinnende, das die Mutter in Haltung, Miene und Sprechweise auszeichnete. Sie schien mehr von nachdenklichem, versonnenem, träumerischem Wesen, aber ganz ohne die abweisende Würde der älteren Schwester, und was das Schönste und eigentlich Auffallende an ihr, das waren ihre großen, dunklen, glänzenden Augen von unbestimmter Färbung und vieldeutig wechselndem und geheimnisvollem Ausdruck. Diese Augen waren es, die im Verein mit dem lichtbraunen, krause um die schmale Stirn fallenden Haar ihrem Gesicht und ihrem ganzen Wesen etwas Märchenhaftes und Erdenfremdes gaben. Sie herrschten und thronten gleichsam über der schlanken, biegsamen Mädchengestalt, wie Sternenlicht über Elfentanz funkelt, und so schien es denn, als sei das wundersame Menschenkind nur wie durch einen Zufall oder durch Göttersspruch aus einem unbekannten und schöneren Zwischenreich in diese Erdennacht verschlagen.

Wieder einen ganz eigenen und von der Mutter, wie von den älteren Schwestern abweichenden Typus stellte die jüngste, Euphrosyne von Mitnacht dar. Sie war mit ihren fünfzehn Jahren bereits groß wie Apol-

lonia und hinwiederum schlank wie Scholastika und übertraf sie beide bei weitem an Raschheit, Gewandtheit, Gelenkigkeit der Bewegungen. Sie besaß die Geschmeidigkeit einer Weidengerte, die einer pfeifend durch die Luft sausen läßt, oder einer Katze, die geduckt und sprungbereit, mit flackernden Augen auf die Maus lauert. In ihrem Gesicht, das schon ganz das eines erwachsenen Mädchens war, zuckte und wetterleuchtete es beständig von überraschenden Einfällen, Launen, Streichen und trotziger Auflehnung gegen irgendwen und irgendwas. Ihre graugrünen Augen flimmerten wie das Wasser eines Bergsees durch alle Schattierungen von durchsichtiger Klarheit bis zu tintiger Schwärze und konnten düster klagend wie Apollonias oder träumerisch verloren wie Scholastikas Augen, aber auch recht schelmisch und spitzbübisch in die Welt blicken, welches offenbar ihre eigentliche und ursprünglich eigene Euphrosyne-Art war. Gerade hierin aber erinnerte sie doch wieder auch an ihre Mutter. Von dieser schien sie das Irdische, Selbstgewisse, zugleich Kapriziöse geerbt zu haben, ohne es ihr, wie natürlich, vorerst an gefälliger Harmonie und lächelnder Überlegenheit gleichtun zu können.

Seltsam und von einer absonderlichen Zufälligkeit war es, wie ich die erste Bekanntschaft der drei Mädchen, und zwar eines jeden für sich, machte. Frau von Mitnacht hatte mir, als sie mich in mein Quartier einführte, gesagt, daß sich im hintersten und entlegensten Teile des Parks, der sich in seiner steinernen Ummauerung ein gutes Stück nach rückwärts in die Ebene erstreckte, ein nicht gar großer und tief im Grünen versteckter Weiher befinde, in dem sie und ihre Töchter bei der warmen Jahreszeit täglich zu baden pflegten. Auch mir stände das Baden in dem weichen und milden Wasser frei, und wenn wir uns dort etwa begegnen sollten, so werde es sie und ihre Töchter nicht weiter anfechten, und sie hoffe das gleiche von mir, denn sie denke, daß wir alle wohlgebildete Menschen seien, die sich vor einander nicht zu verstecken brauchten und zugleich doch auch die geziemenden Grenzen einzuhalten wüßten.

Mir war dieses reine und freie Menschentum, das mir in meinen Träumen immer als ein Höchstes vorgeschwebt hatte, doch in der Wirklichkeit und leibhaftig noch nie begegnet, und meine Sinne fieberten ein wenig und bangten zugleich, als ich schon am ersten Abend, wenige Stunden nach meinem Einzug in die Garteninsel, den Weg nach dem geheimnisvollen Weiher suchte. Es war wirklich nicht so leicht, sich durch all' diese wuchernden Büsche, Hecken, Laubengänge hindurchzuwinden, um die jungen Salatbeete herumzusteuern und den Haufen von dornigen

zartbegrünten Rosenstämmen klüglich aus dem Wege zu gehen. Auch begann es zu dämmern und in dem dichten Grün und Grün schienen Weg und Richtung vollständig zu verschwimmen und sich zu verlieren. Während ich mich ratlos umsah und nahe daran war, weder vorwärts noch rückwärts zu wissen, tauchte glücklicherweise, ich wußte selbst nicht recht woher, das alte Gartenfaktotum vor mir auf.

„Sie sind ganz nahebei", sagte er vertraulich und schien wieder, wie schon nachmittags, ohne weiteres zu wissen, was ich wollte. „Nur hier rechts den Efeugang hinunter, dann über den kleinen Buchenhügel an dem Diana-Tempelchen vorbei, die Kastanienallee entlang und zwischen den beiden großen Holunderbüschen durch, quer über die Wiese, wo die Kornblumen stehen, zum Nymphenweiher hinab. Sie können es gar nicht verfehlen, junger Herr!"

Damit nickte er mir zu, rückte an seinem Käppchen und war im nächsten Augenblick — ich wußte wieder nicht recht, wie und wohin — verschwunden. Ich sah ihm ganz verblüfft in das sinkende Zwielicht nach, das ihn wie mit einer Tarnkappe umhüllte, und folgte der angegebenen Wegrichtung, die sich mir nun mit einem Male ganz mühelos und wie von selbst zu erschließen schien. Der Efeugang, der Buchenhügel mit dem Diana-Tempelchen, die hochgewölbte, düstere Kastanienallee, das Schlupfloch zwischen den beiden Holunderbüschen hindurch, die Sternblumenwiese, alles stimmte, wie es mir das zwergenkleine faßrunde Männchen beschrieben hatte, und nur Eines hatte er vergessen, die blühenden Apfel- und Birnbäume, die den Weiher dicht umstanden und in der fahlen Dämmerung sich merkwürdig unwirklich und gespenstisch, fast wie eine das Wasser hütende Geistergarde ausnahmen. Mir war seltsam bänglich und erwartungsvoll zumut, als ich nun über den dunkeln unbeweglichen Wasserspiegel hinsah, und fast graute mir vor der ersten Berührung mit der wie verzaubert daliegenden Flut. Plötzlich kam ein Amselpfiff ganz nahe her aus dem Blütenschnee der Apfelbäume, ein zweiter, etwas ferner, antwortete mit einem süßen Flötentriller. Der Geisterbann war gebrochen. Der Tag war trotz der frühen Jahreszeit heiß, fast schwül gewesen und mich verlangte nach Kühlung. Ich zog mich aus und sprang kopfüber ins Wasser. Als ich prustend und schluckend wieder zum Vorschein kam, bemerkte ich in einiger Entfernung am entgegengesetzten Ende des länglichen Weihers eine hohe, anscheinend weibliche Gestalt, die mit erhobenen Armen wie aus Stein gemeißelt aufrecht am Ufer stand. Ich erschrak und fühlte unter Wasser mein Herz heftig klopfen. Es beruhigte

sich aber ebenso schnell wieder, und ich schwamm mit ein paar kräftigen Stößen näher an die Erscheinung heran.

„Halloh!" rief ich. „Halloh! Wer ist da?"

„Apollonia von Mitnacht!" klang es dunkel und melodisch vom Ufer her.

Ich nannte ebenfalls meinen Namen und entdeckte dabei in meiner nächsten Nähe mitten im Weiher eine kleine schilfumkränzte Insel, die mit Büschen bestanden war. Ein schlanker Nachen war halb auf den Strand geschoben. Ich ruderte mich dicht heran und schwang mich auf den Bootsrand, so daß meine Beine in das tintige Wasser hinunterbaumelten. Drüben die Gestalt am Ufer war ruhig auf ihrem Platz stehen geblieben und hatte die Arme ineinandergekreuzt. Zwischen uns waren vielleicht zwanzig Schritte über das Wasser hin Abstand. Einige Augenblicke war Schweigen. Dann sagte die dunkle, melodische Stimme:

„Sie sind unser neuer Hausgenosse, nicht wahr?"

Ein leises Echo schien irgendwoher zu antworten.

Ich bejahte und fragte, ob ich sie durch mein plötzliches und unerwartetes Auftauchen etwa erschreckt hätte.

„Ich bin nicht so schreckhaft von Natur", kam es zurück.

„Also gar keine Furcht?" fragte ich weiter.

„Wovor?"

„Nun, so mutterseelenallein hier in der Einsamkeit und der Dämmerung?" sagte ich und wunderte mich, warum das Echo immer nur ihr zu erwidern schien und nicht auch mir.

„Wir sind unser Leben lang allein," klang es wieder über das Wasser her, und das Echo wiederholte wie aus weiter Ferne: „Leben lang allein."

„Selbst im hellsten Tageslicht und im dichtesten Menschenschwarm", fuhr die düstere, klagende Stimme fort. „Ich ziehe mir die Einsamkeit und die Dämmerung vor" — „Und die Dämmerung vor", antwortete es hinter mir aus den Tiefen des Gartens.

Ich sah mich unwillkürlich um, als habe mir jemand die Hand auf die Schulter gelegt. Wie ich den Kopf zurückwandte, war die dunkle Gestalt des einsamen Mädchens verschwunden. Mich fror plötzlich, und ich merkte, daß der Abend kühl wurde. Ich schwamm eilig wieder ans Ufer, zog mich an und suchte durch den schon stark dunkelnden Park den Rückweg zum Hause, den ich merkwürdigerweise auch ohne Schwierigkeit fand.

Als ich am anderen Morgen nach kurzem, traumschwerem Schlaf erwachte, zwinkerte die Frühsonne vergnügt auf meine geräumige Lagerstatt, und das Mobiliar ringsum, das am Abend vorher wie mit schwarzen Schleiern angetan dagestanden hatte, blinzelte mich mit lustig verkniffenen Augen an und schien auf einem Bein tanzen zu wollen. Ehe ich's mich versah, befand ich mich wieder im Garten und auf dem Wege zu dem versteckten Weiher, der sich mir jetzt endlich im klaren Tageslicht und entkleidet alles Geheimnisvollen zeigen sollte. Der Morgentau funkelte auf Gräsern und Blättern. Die Sonne, die einige Augenblicke verhüllt gewesen war, arbeitete sich unter ihrer Decke wieder empor und lag groß, breit und selbstzufrieden auf ihrem Wolkenpfühl wie das Haupt des Gerechten auf einem Polster von Daunenkissen.

An einem Spargelbeet stand wieder das alte wurzelhafte Alräunchen, das ich nun schon als einen unvermeidlichen und allgegenwärtigen Hausgeist ansah, und jätete das zwischen den Spargeln sich vorwagende Unkraut aus dem sandigen Grund.

„Wie geht's, Alterchen?" fragte ich und klopfte ihm auf die Schulter. „Schon wieder rüstig bei der Arbeit?"

„Danke der Nachfrage, junger Herr!" erwiderte er, während er aus einer kurzen Stummelpfeife paffte. „Es ist genug zu versehen in so einem Revier, wo es kein Aufhörens gibt."

„Kein Aufhören? Wie meinen Sie das?" forschte ich kopfschüttelnd.

„Wenn die Kirschen ausgeblüht haben, ist der Spargel da, und wenn es mit dem Spargel zu Ende will, schickt sich der Wein zum Blühen an. So geht es das ganze Jahr. Es steht nie still hier im Revier. Kein Tag, wo man seine Hände in den Schoß legen kann."

„Aber im Winter?" warf ich ein. „Da ist doch alles tot?"

„Tod ist Leben und Leben ist Tod", sagte der Alte und stieß aus seiner Stummelpfeife eine dicke graublaue Wolke, die sich sacht zerteilte und dünner und dünner verschwebte. „Ein Gärtner muß es auch im Winter wachsen hören. Ein Gärtner muß eigentlich immer mit den Ohren am Boden liegen und auf das Junge lauern, was kommt."

„Oder auf das Alte, das geht", warf ich ein.

„Das Alte, das geht von selbst", erwiderte das Männchen und sah mit seinem verschlissenen und verwetterten Gesicht seinerseits so uralt aus, wie mir noch kein Mensch im Leben begegnet war. Es mochte auch wirk-

lich etwas von meinen Gedanken erraten, da es ein ganz pfiffiges Lächeln um die Mundwinkel hatte, wie es bedächtig hinzusetzte:

„Aber das Junge, das noch sozusagen unter der Erde ist, dafür heißt es Augen und Ohren und Hände haben, sonst wächst es manchmal schon im Keim aus, junger Herr, und schießt ins Kraut statt in Blüten und Samen."

„Und wie lange treiben Sie das hier schon?" fragte ich nach einem Augenblick des Schweigens.

„Das weiß ich selbst nicht zu denken", kam die Antwort.

„So ungefähr?" forschte ich weiter.

„So lange, wie der Garten hier steht," erwiderte der Alte etwas mürrisch und beugte sich wieder in die Knie, um weiter zu jäten.

„Aber das ist doch ganz unmöglich," rief ich ganz betreten, indem ich an Karl Philipp den Fünften von der Pfalz und seine Rokokodame dachte, die schon in diesem Garten gewandelt waren.

Das Wurzelmännchen sah mich aus seiner Hantierung herauf mit grimmigem Lächeln an.

„Wenn Sie es besser wissen, als ein einfacher Gärtnersmann, der schon alt war, als die Bäume ringsum noch klein und jung standen, dann fragen Sie doch nicht erst, junger Herr! Und jetzt gehen Sie nur zum Nymphenteich! Unser jüngstes Fräulein ist schon da."

Fortsetzung im nächsten Heft



Fritz Klimsch
Merkur
(Text auf Seite 95)

[illegible] meinen Gedanken erraten, da [illegible] ein ganz pfiffiges Lächeln um [illegible] hatte, wie es behäbig hinzusetzte:

„[illegible] Junge, das noch so [illegible] unter der Erde ist, da für [illegible] Augen und Ohren und Hände haben, sonst wächst es manchmal [illegible] im [illegible], [illegible] und [illegible] in Blüten und Samen."

„Und wie lange treiben Sie das hier schon?" fragte ich nach einem Augenblick des Schweigens.

„Das weiß ich selbst nicht zu denken", kam die Antwort.

„So ungefähr?" forschte ich weiter.

„So lange, wie der Garten hier steht," erwiderte der Alte [illegible] und beugte sich wieder in die Knie, um weiter zu jäten.

„Aber das ist doch ganz unmöglich," rief ich ganz betroffen, indem ich an Karl Philipp den Fürsten von der Pfalz und seine [illegible] dachte, die schon in diesem Garten gewandelt waren.

Das Wurzelmännchen sah mich aus seiner Hantierung heraus mit grimmigem Lächeln an.

„Wenn Sie es besser wissen, als ein einfacher Gärtnersmann, der schon alt war, als die Bäume ringsum noch klein und jung waren, dann fragen Sie doch nicht erst, junger Herr! Und jetzt gehen Sie nur zum [illegible] [illegible] ist schon da."

Fortsetzung im nächsten Heft



Fritz Klimsch:
Merkur
(Text auf Seite 95)

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England.

Es ist schon etwas lange her, daß wir noch singen durften:

„Denn wir sind jung,
Junge frische Burschen,
Burschen frisch und jung!"

Die Welt lag vor uns, und wir brauchten nur zu wählen. Da hatten wir: Vandy, Harry und ich, den Rucksack auf dem Buckel, eine fröhliche Wanderfahrt durch Südengland gemacht. Was haben wir da alles verübt! O, es waren glückliche Tage, in denen wir bis zur Geisterstunde aufblieben und der edlen Dame Vernunft ins Gesicht lachten! „Du hältst dich für einen Tugendbold, weil es kein Bier und keine Leckerbissen mehr gibt?" . . . .

Auf dieser Wanderfahrt war es, daß ich mir vornahm: einmal, wenn mein Schiff im Hafen liegen wird, will ich mit meinen liebsten Freunden eine Wagenfahrt machen von Brighton bis Inverneß. Kurz darauf erschienen „Blacks Abenteuer auf einem Phaeton", gewissermaßen als eine Bestätigung dafür, daß noch ein zweiter Schotte eine Ahnung davon hatte, wie prächtig solch eine Fahrt sein müßte. Sie war ein Luftschloß, ein ferner Zukunftstraum, und dieses Luftschloß ist jetzt Wirklichkeit geworden!

Die Welt hat, glaube ich, von Luftschlössern eine ganz falsche Vorstellung. Sie klagt, daß ihre „Chateaux en Espagne" nie Wirklichkeit werden wollen. Aber mir scheint, als sei sie an ihrem Unglück selbst schuld — sie sieht die Schlösser nämlich nicht, wenn sie da sind. „Das Heute, sagt Carlyle, ist ein verkleideter König, und die meisten Menschen leben schon in ihren Luftschlössern, doch es fehlt ihnen die Gabe, sie zu sehen."

Blicken wir einmal um uns, z. B. auf Vandy. Da wir als junge Burschen unser fröhliches England zu Fuß durchwanderten, hatte er nur einen bescheidenen Kreditbrief in seiner Gürteltasche stecken — er war immer unser getreuer und sparsamer Schatzmeister und führte das Porte-

monnaie, der gute Junge. Damals war er ein armer Student, und Ihr hättet ihn hören sollen, wie er philosophierte und von seiner Höhe auf uns herabsah, die wir in Eisenwerken unser Glück machen wollten und ganz im Geschäft aufgingen. „Allmächtiger Himmel, Kinder, wenn ich jemals 1500 Dollar jährliches Einkommen hätte", (auf so hoch wurde ich damals geschätzt) „Kinder — und dabei schlug er mit der Faust auf die harte Tischplatte, daß das Bier aus den Gläsern spritzte — fünfzehnhundert Dollars in einem Jahre, dann würde ich mich hüten, noch weiter wie ein Sklave wie du und Harry zu arbeiten!" Hm hm! Vandys Luftschloß waren damals 1500 Dollars jährlich. Heute gehen allmonatlich Tausende durch seine Hände. Er arbeitet noch immer weiter, und seht mal, wie sich die Schicksalsgöttin in ihr Fäustchen lacht über den guten Spaß, den sie sich mit Vandy gemacht hat: er hat jetzt sein Luftschloß, aber — er erkennt es nicht mehr wieder.

Ein anderes Beispiel: eine junge Dame. Wie strahlte sie, wenn sie von ihrem Luftschloß erzählte: Ein hübsches Landhäuschen mit weißen und roten Rosen, die rechts und links an der Tür emporranken und sich darüber in einem Liebesknoten vereinen — das Idealsymbol der Liebenden, wie sie einander helfen und zusammenstehen wollen, die weiße Rose die rote umfangend — keinen großen Haushalt, keine große Dienerschar. Ein Pferd nur — ich muß wohl hinzufügen: ein großes —, einen eleganten kleinen Wagen, einen ziemlich großen Garten und genügend Taschengeld. Aber das müßte sie wirklich haben, um auf die besten Zeitschriften abonnieren und alle Monate ein neues Buch nach Belieben kaufen zu können. Einen jungen strebsamen Mann, kein allzu großes Einkommen, um das Vergnügen durchkosten zu können, durch kluges Haushalten mit wenigem auszukommen. Und seht Euch diese Dame heute einmal an. Ein Millionär ist ihr Gatte, sie hat einen Palast aus Sandstein, ein halbes Dutzend Pferde, ein Haus auf dem Lande und eine Loge in der Oper. Aber, verzeih's ihr Gott, sie weiß nicht, daß ihr Traum sich erfüllt hat, wie sie die Jahre nicht merkt, die an ihr vorübergehen.

Die Glücksgöttin, meine lieben Freunde, versagt selten den Sterblichen, worum man sie bittet; sie erfüllt alle Wünsche und noch mehr dazu. Aber wie sehr muß sie erstaunen über die Blindheit ihrer Verehrer, die nicht aufhören, sie vor ihren Altären mit Bitten zu bestürmen, und gar nicht gemerkt haben, daß ihre ersten Wünsche erfüllt worden sind. Fortuna braucht ein wenig Zeit, bis sie für so viele Beter ihre Gaben herrichten kann, das Spielzeug, das jeder besonders gern haben möchte. Und dann:

noch bevor die Sachen abgeliefert werden, obwohl sie mit Überstunden arbeitet, haben die unverständigen Sterblichen schon das Interesse an ihnen verloren und verhöhnen sie bei dem Eintreffen der Geschenke — sie schreien schon nach etwas anderem. Wenn die Parzen, wie die alten Religionen uns lehren, boshaft sind, wie müssen sie sich lustig machen über die Torheit der Menschen!

Wenigstens sind meine Luftschlösser bloße Kinderspielzeuge gewesen im Vergleich zur Wirklichkeit; denn nie, auch in meinen tollsten Tagen nicht, hatte ich geträumt, daß die beabsichtigte Fahrt durch ganz Britannien so fürstliche Formen annehmen würde: vierspännig, und der Wagen vollbesetzt mit meinen liebsten Freunden. Ein Phaeton oder ein kleiner zweispänniger Wagen war das Höchste, wovon ich träumte, aber die gute Fee schickte mir vier Pferde und immer zwei für einen Freund, den ich auf diese Fahrt mitzunehmen mir vorgenommen hatte. Aber nun wollen wir nüchtern zu erzählen anfangen von unserer Wagenfahrt durch England.

* * *

Es war im Blättermonat Juni, am ersten seiner Tage, im Jahre des Heiles 1881, als die Bothnia, ein gutes Schiff der Cunardlinie, mit Kapitän Mc. Micken vor Anker lag, um von der zukünftigen Hauptstadt der Welt nach den Küsten des fröhlichen England in See zu gehen. Sie hatte viele Passagiere an Bord, aber elf unter ihnen waren die prächtigsten Reisegefährten, wenn das Urteil eines jeden über die andern ein Maßstab sein darf. Seit Monaten war es mir ein Vergnügen gewesen, wie es sich größer kaum ausdenken läßt, meine Freunde mit einer Einladung zu überraschen, sich am 31. März im Windsor-Hotel einzufinden: bereit zu einer Europareise! Was für liebe Antworten bekam ich da: „Drei Monate mich darauf freuen, drei Monate es zu erleben und mein ganzes Leben nachher, um davon zu träumen. Ich bin das glücklichste Mädchen in der Welt, ich kann es kaum glauben, daß das alles Wirklichkeit wird!" — „Ob ich drei Monate im Paradies leben will, Engel der Vorsehung? Freilich will ich das!" Ist es nicht ein herrliches Gefühl, seine Freunde so glücklich machen zu können?

Klingelingeling! Tränen . . . Abschiedsküsse — und der schwerfällige ungefüge Schiffskörper fängt an zu atmen. Man fühlt ordentlich die Pulsschläge seines mächtigen Herzens; die letzten Taue, die uns noch mit dem Lande verbinden, werden eingezogen, und die Hunderte von

winkenden Taschentüchern am Kai verschwinden allmählich in der Ferne. Die Bothnia wendet ihr Gesicht nach Osten, und auf den grauen, schwermütigen Wogen des alten Ozeans segeln die fröhlichen Argonauten dahin.

Als wir aus dem Meerbusen herausfuhren, begegneten uns drei Dampfer, dicht besetzt mit unternehmungslustigen Europäern, Auswanderern, die gekommen waren, um an dem vollen Busen der großen Republik die Segnungen der Gleichheit und einen gerechten Lohn für ehrliche Arbeit zu finden. Gesegnetes Land! Die Besten der alten Welt kommen an deine Gestade, um deine Größe noch mächtiger erblühen zu lassen. Daß alle nur um des materiellen Gewinnes willen kommen, den du so freigebig verschwendest, das glaube ich nicht, vielmehr bin ich überzeugt, daß gewissermaßen als Krönung solcher materieller Beweggründe die intelligenteren unter ihnen den Geist der echten Männlichkeit in sich fühlen und stolz sind in dem Gedanken, daß sie ein Teil werden eines mächtigen Volkes, einer Regierung, die gegründet ist auf der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen, frei von militärischer Tyrannei und Klassenunterschieden. Etwas Sklavisches liegt in dem, der zufrieden lebt in einem Lande mit bevorrechteten Klassen. Ihr, die ihr euch aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzt habt zu herrschen über Menschen in Europa, wißt ihr nicht, daß die Totenglocke für die Dynastien und bevorrechteten Klassen schon geläutet wird? Seid ihr so taub, daß ihr den Donner nicht höret, so blind, daß ihr die Blitze nicht sehet, die hie und da aufleuchten zur Warnung, daß ein Sturm heranzieht, der die Herrschaft des Volkes einleitet.

Alles kommt nur darauf an, wie man die Dinge ansieht. „Wie's kommt, wird's gefressen!" ist ein guter Reisespruch. Aber die neuen Argonauten haben einen noch besseren: „Wir sind Sonntagskinder: alles, was uns begegnet, soll uns willkommen sein, wir wollen mit allem vorlieb nehmen und jeden und jedes gut finden, ein mürrischer Bettler soll uns nur Spaß machen, und altes Brot und schlechtes Essen soll uns nur eine Erinnerung sein an unser Mahl im Windsorhotel; und wenn wir nichts zu essen bekommen, so werden wir darüber nur scherzen. Wir werden den Regen begrüßen, weil er das Korn wachsen läßt, ein kalter Tag wird uns nur eine Erfrischung sein, ein warmer nur Erinnerung an den Sommer in unserer Heimat, und sogar ein schottischer Nebel soll uns ein Geschenk sein der geheimnisvollen Wege der Vorsehung!" So wollen wir unsere Fahrt beginnen. Könnte jemand einen besseren Vorsatz für die Reise machen?

Nun kommt etwas, was wir überschlagen können: die Beschreibung unserer Seereise. Jeder schreibt von seiner ersten Europafahrt, und jede Familie weiß darum Bescheid aus den langen Briefen und Schilderungen, wenn eins hinüberfährt. Wenn man den Atlantischen Ozean zwanzigmal und noch öfter gekreuzt hat, so ist eine solche Reise ungefähr ebenso interessant wie eine Eisenbahnfahrt von New York nach Chicago. Eine Seereise ist im Vergleich zu einer Reise zu Lande wie das Glück einer Ehe im Vergleich zu dem eines Junggesellen: entweder unvergleichlich besser oder unverhältnismäßig schlimmer. Für den, der sich auf See wohl fühlt, ist eine Ozeanfahrt der herrlichste Genuß: er fühlt sich in dem Schaukeln auf den Wogen wieder in seine Jugendjahre zurückversetzt. Es ist ein erhebendes Gefühl: wie ein Herrscher geht man unter der wogenden Menge auf dem Deck auf und ab, der Mut schwillt im Sturm, die Brust weitet sich, und man schwelgt in Entzücken. Heldengesänge kommen einem wieder in den Sinn, das Schiff wird ein lebendiges Wesen, und wenn das Ungetüm sich aufbäumt und wieder in die Wogen taucht, fühlt man sich, wie wenn man auf einem Vollblut reitet, das seinen Reiter kennt. Von den Männern haben viele solche Gefühle, und ich bin glücklicherweise einer davon, von den Damen aber gewinnen nur wenige auf See. Unsere Reisenden überstanden die Fahrt ganz gut, obgleich ein oder zwei schlechte Seefahrer darunter waren. Morgens mußte ich mehrere Besuche machen und meine bewährte Medizin bringen. So blaß und niedergeschlagen einzelne auch waren, lächelten sie matt und sagten: „Es ist doch schön."

Wer nie einen Sturm auf dem Atlantischen Ozean mitgemacht hat, ist zu bemitleiden. Es erscheint fast lächerlich von Sturm zu reden auf einem solchen Ungetüm wie die Bothnia. Neptun mag seinen gefürchteten Dreizack schwingen, er macht uns nur Spaß, wir lachen heute nur über seine Herrscherlaunen. Er geht den Weg aller Könige: sein wildes Brüllen macht nicht mehr Eindruck als die letzte Bulle des Papstes, die wir mit Neugier, aber ohne Furcht anhören.

Auf keinem Gebiete des menschlichen Fortschrittes sind in den letzten zwanzig Jahren so viele Erfolge erzielt worden wie in der Dampfschiffahrt. Und zwar meine ich nicht so sehr die Steigerung der Schnelligkeit als die Herabminderung der Transportkosten. Ein Farmer von Illinois ist den britischen Hauptmärkten ebenso nahe wie der einheimische Bauer, dessen Getreide kaum 100 Meilen vom Markte wächst und auf der Achse dorthin gebracht wird. Andererseits ist der Roheisenproduzent in England

dem New Yorker Markte ebenso nahe wie sein Konkurrent am Hudson. Einige von den guten Leuten aus England, die sich für unser Land interessieren, sind der Meinung, daß die amerikanische Konkurrenz ihren Höhepunkt schon erreicht hat. Sie täuschen sich, meine Herren, sie hat kaum erst begonnen!

Es vergeht fast kein Tag auf See, wo wir nicht einen Amerikaner kennen lernen, der darüber klagt, daß unsere Handelsflagge immer mehr vom Meere schwindet. Das erinnert mich immer an die Fabel vom Löwen und der Schildkröte: der Löwe schritt einmal majestätisch die Küste entlang, ein wahrer König seines Reiches, des Landes. Die Schildkröte verspottete ihn und sagte: „Das ist kein Kunststück, jeder Hase kann auf dem Lande herumspringen, versucht doch einmal ins Wasser zu steigen!" Der Löwe versuchte es, und die Schildkröte hatte lange Zeit genug zu fressen. — Amerika macht sich nur lächerlich, wenn es sich aufs Wasser wagt, das ist Englands Domäne, „seine Heimat liegt auf Wellenbergen, und sein Weg geht über die Tiefe." Man spricht von den neuen amerikanischen Kriegsschiffen, aber das hieße doch Schiffe für den Feind bauen, wenn wir so waghalsig wären; uns einen auf den Hals zu ziehen — denn zu einem Kriege gehören immer zwei Narren. Wenn wir unsere einzigartige Stellung unter den Nationen aufgeben und herniedersteigen wollen auf das Zankfeld, dann müssen wir eben stärker sein als Frankreich und England, denn eine schwache Seemacht ist in Kriegszeiten die sichere Beute des Stärkeren, und im Frieden ist sie zwecklos.

Was ist nun die Aufgabe Amerikas? Soll es sich die brutalen, kampflustigen Nationen zum Beispiel nehmen, die noch immer unter dem Einflusse feudaler Institutionen stehen, die ihre Einkünfte damit verschwenden, ihren Bürgern die besten Methoden beizubringen, wie man Mitmenschen abschlachtet, und große Schiffe bauen als Vernichtungsmaschinen? Nein, wir lassen die Monarchien das gefährliche Spiel weiter spielen, so lange die Völker es dulden; der Weg der Republik ist der Friede, denn sonst würden die strahlenden Hoffnungen, die die Völker Europas auf sie setzen, allmählich verdunkeln! Die Kosten eines Panzerschiffs betragen am Clyde nur die Hälfte von dem, was sie am Delaware kosten. So lange wir leben, wird es also klug sein für Amerika das Land nicht zu verlassen. Es ist schon eine ganz gerechte Verteilung: Das Land für Amerika, für England das Meer.

* * *

Andrew Carnegie: Eine Wagenfahrt durch England

Eine lange, dunkle, tief lagernde Wolke? Nein keine Wolke, sondern das unglücklichste aller Länder, Irland, verflucht durch die wohlmeinenden Versuche Englands, das dort Engländer züchten will. Englands Erfahrungen, die es nördlich vom Tweed gemacht hat, hätten es doch eines besseren belehren sollen. Eroberer können ein Land nicht als Eroberer beherrschen, das bereits Volksvertreter und Zeitungen hat, die einem Volke nie mehr genommen werden können, die nur kommen, um zu bleiben. Man kann vielleicht Sklaven eine zeitlang niederhalten, aber dann muß man sie wie Sklaven behandeln, und darüber ist das irische Volk doch schon hinaus. Allmählich werden die Iren ihre Sklavenketten abstreifen und Männer werden und den Engländern die tyrannischen Zügel aus der Hand nehmen. Ich höre, wie einige Amerikaner den Irländern den Vorwurf machen, daß sie zuviel Unruhen und Kämpfe verursachen — nein sie kämpfen noch nicht genug! Nehmen Sie einmal mein Schottland an: Wenn Gladstone, einer der unseren und unser Abgott, einen Engländer als Lord-Statthalter nach Schottland senden und wagen würde, ein Gesetz im Schottischen Parlament einzubringen gegen die Wünsche der Schotten — alle Aufstände in Irland wären nur ein Kinderspiel gegen die gründliche Arbeit, die Schottland dann machen würde; nicht einen Augenblick würde es sich das gefallen lassen. Irland sollte es auch nicht, und wenn es die Elemente zu einem großen Volke in sich hat, wird es sich nie unterdrücken lassen. In weniger als einem Menschenalter könnte es ein loyales Glied des britischen Staatenbundes sein, nur muß England es behandeln, wie es Schottland behandelt. Lassen Sie also die grüne Insel sich gegen die anmaßende Herrschaft Englands wehren, wie Schottland es getan hat, und möge ihr derselbe Erfolg beschieden sein: Irland soll sich selbst regieren wie Schottland: durch eigene Volksvertreter, die sich das Volk selbst erwählt. Einmal muß es doch dahin kommen, und je bälder, desto besser für beide Teile.

Samstag morgen kamen wir in Liverpool an. Es ist eine wohltuende Empfindung, an fremder Küste zu landen und dort von guten Freunden begrüßt zu werden. Ihr Willkommengruß bedeutete uns viel. Denen, die die schöne Insel zum erstenmale sahen, war die Fahrt nach London eine Verwirklichung ihrer heimlichen Träume. In der Tat ist die Landschaft an der Midlandbahn anziehender als die irgend einer anderen Strecke. Von Samstag bis Donnerstag blieb unsere Gesellschaft im Westminsterhotel, und jeder tat in dem großen weiten London, was er wollte; es bildeten sich Gruppen zu dreien und vieren nach dem Gesetz der natür-

lichen Auswahl, aber zum Frühstück und zum Dinner war Appell, so daß wir täglich zusammen waren und um einander Bescheid wußten.

Als erste Sehenswürdigkeit besuchten wir das Unterhaus, weil wir gern die Mutter der Parlamente sehen wollten. Es ist nicht so leicht wie bei uns, während der Sitzungen hineinzukommen, aber dank der Vermittlung unserer Freunde glückte es uns oft. Wir hörten John Bright sprechen, den wir vor allen andern hatten sehen und hören wollen. Ein prächtiger Charakter, einer von jenen trotzigen Quäkern, einst der bestgehaßte Mann in England, dem aber jetzt beide Erdteile ihren Dank zollen! Er sprach ruhig, und zwar referierte er über den Regierungsentwurf des Branntweinverkaufsgesetzes. Was er sagte, war gut und vernünftig: wir können wohl etwas erreichen, wenn wir den Verkauf auf wenige Stunden beschränken, aber das große Allheilmittel ist doch die bessere Erziehung der Massen, denen zum Bewußtsein gebracht werden muß, daß es ihrer unwürdig ist, sich vom Alkohol knechten zu lassen. England hat jetzt endlich seine wichtigste Arbeit begonnen: die gründliche Erziehung seines Volkes, und wir dürfen von der nächsten Generation einen großen Fortschritt erwarten. Meine Meinung ist, daß unsere Mäßigkeitsvereine dem Trinkteufel nicht dadurch zu Leibe rücken sollten, daß sie von ihren Mitgliedern das Versprechen abnehmen, nie einen Tropfen Alkohol mehr zu trinken, sie sollten Vorkämpfer der wirklichen Mäßigkeit sein und von ihren Mitgliedern verlangen, alkoholische Getränke nur beim Essen zu sich zu nehmen. Ein Glas Wein oder Bier oder Whisky beim Essen wird einem nie schaden. Ich glaube sogar, wenn man die Bruderschaft der Ärzte befragte, würden die meisten sich dahin aussprechen, daß es — wenigstens nach einem gewissen Alter — sehr bekömmlich ist. Warum sollen wir uns der Tatsache verschließen, daß alle Nationen Reizmittel zu sich nehmen und es immer tun werden. Die Lust dazu zu mäßigen, nicht auszurotten ist das richtige. Der Mann der Zukunft wird es für erniedrigend halten an den Schanktisch zu treten und Branntwein hinunterzugießen. Auf dieser Höhe wird einmal die Menschheit stehen durch Generationen hindurch, bevor sie sich zur Totalabstinenz bekehren wird.

Das hatte ich geschrieben, bevor mir bekannt wurde, was die englische Kirche in dieser Hinsicht tut. Man sollte wohl Gutes erwarten von ihren Bemühungen, aber ich muß gestehen, ich möchte, daß die Kirche Ernst machte und zuerst die schweren Vorwürfe entkräftete, die man kürzlich erst gegen sie erhoben hat, und die sie bis jetzt noch nicht widerlegt hat: Diese heilige englische Kirche ist die größte Besitzerin von Alkohol-

palästen in der Welt! Wenn das Haupt der Kirche, der Erzbischof von Canterbury, sich von seinem Lambethpalast nach der Westminsterabtei begibt, geht er an mehr als hundert — ich glaube die Zahl ist noch zu niedrig — Branntweinkneipen vorbei, die seiner Kirche gehören und die sie zu solchen Zwecken verpachtet hat. Ja man hat sogar nachgewiesen, daß die Kirche immer die Mieten der Häuser, mit denen eine Schankberechtigung verbunden ist, steigerte, wenn der Umsatz stieg, so daß es auf der einen Seite in ihrem Interesse liegt, den Branntweingenuß heimlich zu fördern, während sie andererseits vor der Welt so tut, als wollte sie den Fluch beseitigen. Ihre rechte Hand weiß nur zu gut, was die Linke tut. Mir scheint, daß das bloße Bekanntwerden dieser Tatsache ihre Wirkung nicht verfehlen würde; vielleicht wird die Kirche auch etwas dagegen tun, wenn die heiligen Väter mit ihren viel wichtigeren Aufgaben fertig sind, nämlich die Größe und Form ihrer Gewänder oder die Zahl der Leuchter zu bestimmen, oder welche Stellung des Priesters Gott am angenehmsten sei. Bevor die Kirche als Mäßigkeitsapostel auftreten kann, muß sie zuerst ihre eigenen Hände rein waschen von dem Fluche, daß sie Hunderte von Branntweinschenken besitzt.

Einige von uns gingen fast täglich ins Parlamentsgebäude, aber der interessanten Debatten sind wenige, und der tägliche Geschäftsgang ist sehr langweilig. Man sieht, wie rasch die gesetzgebenden Häuser die allgemeine Aufmerksamkeit verlieren. Eine Debatte darüber, ob Manchester das Recht haben soll, über seine Abzugswässer selbst zu verfügen, oder Dunfermline die Erlaubnis bekommen soll, eine Wasserleitung zu legen, erscheint mir eine Zeitverschwendung. Auch in nationalen Angelegenheiten sind die Debatten nicht mehr das, was sie früher waren. Die Fragen sind längst in der Presse abgedroschen worden — das ist die künftige Rednerbühne, — und alles, was darüber gesagt werden kann, ist schon von Schriftstellern beider Seiten der Frage ausgesprochen worden, die sie gewöhnlich viel besser studiert haben als die Parteiführer.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Richard Dehmel: Dankgedichte.

Seelensprache.

(An etliche jüngste Dichter.)

Dichter kann man nicht ergründen;
sei nur, Seele, recht erhoben!
Jede Flamme schlägt nach oben,
jeder Geist wird weiterzünden.
Durch den Rauch der Worte steigen
alle auf ins blaue Schweigen.

Freudenschrei.

(An Max Dauthendey.)

O freu dich, Mensch: deine Welt erschallt!
Überall ist Frühling, wo dein Herz nachtigallt!
Menschenlieder, ihr schwanken
Berg- und Himmels-Gedanken,
Fluß- und Fluren-Träume,
Wolken- und Wellen-Schäume,

Waldversunkenheiten,
Sternentrunkenheiten,
Wein- und Blumen-Gelüste,
schwellende Lippen und Brüste
bis hinauf zur Sonne —
ja, ihr wiegt uns in Wonne!

Weltgesang.

(An Alfred Mombert.)

Du himmlischer Zecher!
Noch ein roter Tropfen in meinem Glase,
noch eine Träne wild in meinem Herzen,
glühte, glänzte,
denn du sangst, du sangest —
es rauschte ein Meer durch uferlose Weiten,
in unsrer Nähe wogten gespiegelte Sterne,
Geister tanzten über dem Erdball,
hoch auf quoll der Tropfen in meinem Glase,
eine Sturmflut —
und in die deine
fiel die Träne aus meinem Herzen.

Rt. hon. Winston Spencer Churchill, M. P.: Die Rassenfrage in Ostafrika.*)

Es ist fast nicht möglich, sich die Hochlande von Ostafrika von ihren Eingeborenen entblößt und lediglich von Europäern bewohnt zu denken. Wie bedeutend auch immer die Zunahme der weißen Bevölkerung in der Zukunft sein mag, so kann man ruhig sagen, daß sie stets durch die Vermehrung der Eingeborenen aufgewogen werden muß, sobald es gelingt, diese gegen Hungersnot zu schützen und von Bürgerkriegen abzuhalten. Gesetzt jedoch, nur eine solche Lösung wäre möglich, so ist sie doch das letzte, was von denen verlangt wird, die heute „ein Land der Weißen" wollen. Denn man beachte wohl: nicht gegen die schwarzen Ureinwohner wenden sich die Vorurteile der weißen Ansiedler oder Händler. „Der Afrikaner", sagt man, „soll nur in seinem eignen Lande bleiben." Keine ökonomische Konkurrenz besteht zwischen ihm und den Neuangekommenen und wird auch schwerlich je entstehen. Die Gebiete ihrer Tätigkeit sind absolut getrennt, denn der Weiße will durchaus nicht die schwere Arbeit des Schwarzen verrichten, und der Schwarze kann in seiner gegenwärtigen Entwicklung nicht den Weißen in qualifizierter Arbeit, in der Leitung und Organisation der Industrie ersetzen, selbst wenn er es wollte. Aber nichts liegt ihm ferner.

Der braune Mann ist der Rivale. Der Europäer hat weder den Wunsch noch die Macht, ein weißes Proletariat in Ländern wie Ostafrika einzuführen. Nach seiner Ansicht sollen die Schwarzen die gemeinen Soldaten in der Arbeitsarmee sein, die Weißen dagegen die niederen

---

*) Diese Ausführungen des englischen Handelsministers, die er unserer Zeitschrift in der von ihm autorisierten Übersetzung des Herrn Harry Stone zur Verfügung stellen ließ, werden bei uns umso größere Aufmerksamkeit erregen, als dieselben kolonialen Sorgen, die sich Herrn Churchill auf seiner letzten afrikanischen Reise aufgedrängt haben und die er hier erörtert, oder doch verwandte Sorgen, auch unsere Kolonialverwaltung ernstlich beschäftigen. Die Redaktion.

und höheren Offiziere bleiben. Dies darf nicht als eine Art von nationaler Arroganz, sondern muß als eine einfache Notwendigkeit angesehen werden. Es ist eine große Gefahr für den Staat, wenn er sich auf die Handarbeit einer inferioren Rasse stützen muß, und viele Schwierigkeiten entstehen notwendig aus diesem Zustand. Was aber erst, wenn eine Gesellschaft von Weißen Jahr für Jahr, entsprechend ihren Lebensgewohnheiten und dem von Europa her gewöhnten Komfort, gedeihen und leben soll? Was, wenn für diese Gesellschaft ein Lebensunterhalt auf Grund eines wirtschaftlichen Systems gefunden werden muß? Hier tritt der Asiate in den Weg. Seine Fähigkeit, mit wenigen Schillingen im Monat auszukommen, sein Fleiß, seine Freizügigkeit, sein scharf entwickelter Geschäftssinn geben ihm bei jeder Art von Beschäftigung den ökonomischen Vorteil. Und wenn ökonomische Überlegenheit der einzige Faktor im wirtschaftlichen Leben wäre, was er übrigens niemals in der Weltgeschichte war, so hätte diese Mittelklasse nicht eine einzige Art von Beschäftigung übrig gelassen, aus der der Asiate den Weißen nicht ebenso gewiß vertreiben würde, wie die braune Ratte die schwarze vom englischen Boden vertrieben hat.

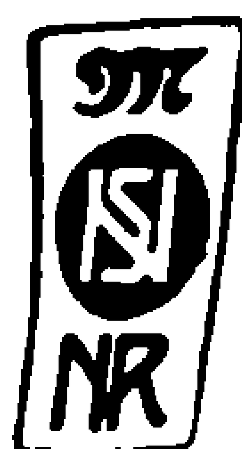
Was bleibt dann? Welche Organisation können wir in diesen Ländern aufbauen? Es existiert schon keine weiße Arbeiterklasse. Es wird einmal keine weiße Mittelklasse mehr geben. Raum bleibt lediglich für den Kapitalisten, wenn man ihn so nennen darf. Eine große Armee afrikanischer Arbeiter, von Indern oder Chinesen geleitet und unter der Führung einiger Menschen von verschiedener Nationalität, die mit internationalem Kapital arbeiten, — das ist der Alp, der heute die weiße Bevölkerung von Südafrika bedrückt und gegen welchen sich die zurzeit in Ostafrika lebenden Weißen auflehnen.

Nun höre man die andere Partei. Worauf gründen sich die Ansprüche des englischen Inders? Seine Rechte als Mensch und als britischer Untertan sind gleichmäßig in Gefahr. Der Sikh-Soldat ist betroffen, der ehrlich teilhat an der Eroberung und Pazifikation dieser ostafrikanischen Länder; der indische Händler war es, der in Orte vorgedrungen ist, wo kein Weißer sich eine Existenz schaffen kann, und die ersten Anfänge des Handels und des Verkehrs eröffnet hat. Indische Arbeit machte es möglich, die Eisenbahn, von der alles abhängt, zu bauen. Der indische Bankier ist es, der den größten Teil des Kapitals liefert, das heute für den Handel und für andere Unternehmungen notwendig ist, und an den sich auch ohne weiteres Weiße wegen finanzieller Hilfe wenden.

Ehe der erste britische Beamte erschien, war der Inder schon dort. Er kann auf so viele Generationen nützlicher Arbeit an der Küste und im Innern hinweisen, wie die weißen Ansiedler, besonders die von Südafrika kommenden, auf Jahre. Ist es für irgend eine Regierung möglich, eine Politik zu treiben, welche mit allen Mitteln den eingeborenen Inder aus einem Lande drängen würde, in dem er sich in gutem Glauben auf seine Rechte eine Position geschaffen hat? Vor allem ist diese Politik für eine Regierung möglich, die 300 Millionen Inder als Untertanen hat?

Wir stehen hier einem jener scheinbar hoffnungslosen Widersprüche gegenüber, die alle, welche sich mit ihrer Beseitigung zu befassen haben, in Verzweiflung bringen. Auf der einen Seite sehen wir die Möglichkeit, daß sich asiatische Arbeit unter wirtschaftlich ungünstigen Bedingungen zum moralischen Schaden des Arbeitgebers und zur Degradation der Beschäftigten ungeheuer ausbreitet; auf der andern Seite die Untergrabung der Existenzbedingungen für die Europäer. Außerdem muß man noch mit einer Vermischung des Blutes, der Sitten, der Moral rechnen, wenn so zahlreiche Berührungspunkte gegeben sind, die zur Erschütterung der bestehenden Gesellschaftsordnung führen muß. Und gleich darauf hört man den Ruf des Volkes sowohl wie der Reichen nach Anwendung von Gewalt, um die brutale Frage zu entscheiden, welche der unvereinbaren Interessen vorwiegen sollen. Es ist nicht leicht, die politische Unsicherheit zu ermessen, die in internationalen Beziehungen entstehen muß, wenn die Untertanen einer bedeutenden Land- und Seemacht von unterdrückenden Gesetzen und von offner Gewalt bedroht sind; welche Schwierigkeiten im Privatleben, wenn von dem weißen Handwerker verlangt wird, daß er sein eignes Todesurteil unterzeichnen soll, indem er Gesetze befolgt, die er selber kontrolliert. Und das besonders einem Feind gegenüber, den er glaubt mit einem Handstreich niederschlagen zu können.

Aber sowohl der Asiate als auch der Afrikaner haben ihren Teil zu dem materiellen Fortschritt der Welt beigetragen. Ohne ihre tätige Mithilfe wären große Strecken fruchtbaren Landes unausgenützt geblieben, wären reiche Ernten nicht hereingebracht worden. Da sind Wege, Eisenbahnen, Reservoire, die nur sie bauen können. Da sind Minen und Wälder, die ohne ihre Hilfe immer schlummern würden. Der mächtige Kontinent des tropischen Afrikas liegt für die Kolonisations- und Organisationsfähigkeiten des Ostens offen. All die neuen Produkte, welche die moderne Industrie so dringend nötig hat, wären für den Westen gewon-



Otto H. Engel:
Mutterglück
Text auf Seite 94

nen, wenn wir nur dieses Sphinxrätsel in seiner neuesten Form lösen könnten.

Und ist nach alledem nicht eine Lösung für uns möglich? Vielleicht keine absolut genügende, aber doch jedenfalls eine praktische. Es sollte bei unserer politischen Schulung und gesellschaftlichen Organisation keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten, den verschiedenen Rassen für ihre Betätigung die Interessensphären abzustecken. Die großen Mächte haben Afrika territorial geteilt. Sollte es uns nun nicht möglich sein, auch noch ökonomisch zu teilen? Die Mitarbeit vieler verschiedener Rassen ist nötig, um einen so großen Besitz zu kultivieren. Sollte es unmöglich sein, völlig und dauernd die Bedingungen zu regeln, unter denen diese gemeinsame Arbeit vor sich gehen könnte? Hier können Weiße leben und dort nicht, hier ist Arbeit für den einen, dort für den andern. Die Welt ist groß genug, und Raum für alle hat die Erde. Warum können wir die Angelegenheit nicht definitiv ordnen?

Kann nun das Hochland von Ostafrika zu einem Land der Weißen gemacht werden? Laßt uns dies von neuem untersuchen!

Ich habe immer ein Gefühl inniger Dankbarkeit gehabt, daß ich nie auch nur einen Quadratmeter dieser üblen Ware, Land genannt, besessen habe. Aber ich will bekennen, daß ich, während ich in den afrikanischen Hochlanden reiste, das erstemal die Sensation kennen gelernt habe, die man Landhunger nennt. Wir mögen uns noch so sehr gegen den Wunsch wehren, eines dieser schönen und weiten Gefilde mit all ihrem mühelos geernteten Überfluß zu erwerben. Trotzdem gibt es dort viele, die große, fruchtbare Ackerländer, Berge mit Obstgärten für wenig oder nichts erworben haben, und die vom Kampf verbittert, nervös, überarbeitet sind. Viele enttäuscht, einige verzweifelnd, andere gebrochen.

Die ostafrikanische Medaille hat eine rauhe Kehrseite, deren Vorhandensein im Interesse des Auswanderers sowohl als auch des Landes nicht verheimlicht werden darf. Es ist immer noch nicht bewiesen, daß ein Europäer auch nur das Hochland von Ostafrika zu seinem dauernden Wohnsitz machen kann; d. h., daß er dort ohne Degeneration fünfzehn bis zwanzig Jahre leben kann, ohne einmal nach seiner Zone zurückzukehren. Es ist noch weniger bewiesen, daß sich dort Familien durch mehrere Generationen hindurch erhalten können. Die frische Luft darf nicht vergessen machen, daß eine Höhe von fünf- bis achttausend Fuß über dem Meeresspiegel ungewöhnliche Wirkungen auf Hirn, Herz und Nerven ausübt. Freilich, der Himmel sieht bekannt und heimisch mit seinen

weißen Lämmerwölkchen und seinen kurzen Regenschauern aus. Aber die Sonnenstrahlen treffen nichtsdestoweniger vertikal auf Mensch und Tier, und wehe dem unbekleideten Weißen. Freilich vermehren sich Schafe und Rindvieh schnell. Freilich zeigen sie in jeder Generation erstaunliche Zuchtfortschritte nach Kreuzung mit importierten Tieren, aber sie sind vielen Gefahren ausgesetzt, die wir heute noch nicht ganz verstehen, die aber oft zu einem tötlichen Ende führen. Und wenn die Landschaft in den Reisenden die Erinnerung an die friedlichen Schönheiten anderer Klimata erweckt, man vergesse nicht, daß sie giftige Kriechtiere groß zieht, Pest verbreitende Insekten und schreckliche Raubtiere.

Es besteht aber kein Zweifel, daß die moderne Wissenschaft Mittel besitzt oder sie entdecken wird, die sie in die Lage setzen wird, diese Gefahren zu beseitigen oder doch abzuschwächen. Mit der Entwicklung des Landes und der wissenschaftlichen Untersuchung tropischer Agrikultur und tropischer Krankheiten werden die Schwierigkeiten, die sich heute dem Ansiedler entgegenstellen, langsam zu beseitigen sein. Er wird lernen, wie er sich kleiden, wie er hausen, wie er pflanzen und züchten muß und was er meiden soll. Die Ausdehnung des Ostküstenfiebers, heute durch Insekten von einem zum andern getragen, wird aufgehalten werden, indem man die Krankheit durch ein System von Drahtzäunen und durch eine Quarantäne unter Kontrolle hält. Mittel werden gegen die Krankheiten, die heute Schafe und Pferde überfallen, gefunden werden. Zebras, Rhinozerosse, Büffel und andere malerische und faszinierende Nutzlosigkeiten scheucht man aus dem besiedelten Areal oder tötet sie, oder man treibt sie in unbewohntes Land. Das langsame, aber steigende Wachstum der weißen Bevölkerung wird einen Markt für lokale Landwirtschaftsprodukte schaffen. Die reich ausgestatteten wissenschaftlichen, die tierärztlichen und Forstinstitute und das neu eingerichtete Wirtschaftsinstitut werden dem unternehmenden Neuling Anweisungen geben und ihn vor den Fehlern früherer unglücklicher Experimente bewahren können. Die Wege werden verbessert, Eisenbahnen und eingleisige Straßenbahnen werden gebaut werden. Schritt für Schritt wird so die Existenzmöglichkeit leichter und sicherer gemacht. Aber dennoch ist nicht bewiesen, daß die Kinder der Weißen unter einer äquatorialen Sonne und mehr als sechstausend Fuß über dem Meere gedeihen können. Solange man das nicht sicher weiß, muß das „Land der Weißen" ein Traum bleiben.

So viel über die Europäer und Asiaten. Wie steht's nun mit den Afrikanern? Über vier Millionen dieses dunklen Volkes leben innerhalb

der Grenzen des ostafrikanischen Protektorates und stehen tatsächlich oder bedingt unter englischer Verwaltung. Was wird ihr Anteil an dem Ertrag dieser Länder sein? Es ist doch schließlich i h r Afrika. Was werden sie dafür tun, und was wird es für sie tun? Die Eingeborenen — so sagen die Pflanzer — zeigen eine große Abneigung gegen Arbeit, speziell gegen regelmäßige. Sie müssen gezwungen werden, zu arbeiten. Für wen?, fragen wir unwissend. Für uns natürlich, ist die schnelle Antwort. Und hier laufen wir mitten in eine Rhinozerosherde von Fragen: ungeschlacht, dickhäutig, gehörnt, kurzsichtig, übelgelaunt, bereit, auf einen Alarm hin blind loszustürzen. Ist der Eingeborene faul? Vermag er sich nicht zu ernähren? Zahlt er nicht seine Steuern? Macht er sich's bequem, während seine drei bis vier Frauen den Boden bebauen und alle Arbeit tun müssen, die ihm seine Nahrung verschafft? Und gesetzt auch, daß er faul ist: Hat er nicht ein Recht darauf, so zu bleiben, als ein nackter, unbewußter Anhänger der naturgemäßen Lebensweise, ohne Sorgen und Bedürfnisse? Ein Gentleman der Muße in einer keuchenden Welt? Wird dies das letzte Wort sein? Hat die Zivilisation, da der afrikanische Eingeborene sich bisher selbst erhalten hat, keine weiteren Forderungen an ihn zu stellen? Soll alles übrige der weiße Mann tun? Soll e r den Frieden wahren, damit die Stämme gedeihen und sich mehren können? Soll er mit wachendem, vorausblickendem Auge, müde und abgespannt von seiner Arbeit, Vorkehrungen gegen Hungersnot treffen? Soll seine Wissenschaft Seuchen und Krankheiten bekämpfen, einerlei, ob er selbst daran zugrunde geht? Soll er, fern von seiner Heimat und seiner Familie, im Schweiße seines Angesichtes Bäume fällen, Brunnen graben, Ströme eindämmen, Wege bauen, damit er den Fluch erfülle, der auf das Kind der großen Begierde gelegt worden ist, während das Kind der Genügsamkeit ihn vom Schatten aus beobachtet und für verrückt hält.

Der Vergleich zwischen dem Los des afrikanischen Abkömmlings, der reich durch seine Armut und Genügsamkeit ist, und andererseits dem Spuk von Sorgen, Erniedrigung, Schmerz und Trübsinn (erleuchtet bloß von Strahlen schmerzenden Wissens und folternder Hoffnung), wie sich das Leben so vieler Armen in England und Schottland abspielt, läßt den Grund unter unsern Füßen erbeben. „Es wird niemals gut tun, eine große Zahl von armseligen Weißen in diesem Lande zu haben," sagte mir einmal jemand. „Sie würden die Achtung der Eingeborenen vor den Weißen zerstören, sobald diese sähen, wie bedauernswerte Menschen wir zu Hause haben."

Plötzlich wird der Spieß umgedreht. Die Zivilisation schämt sich ihrer Wege in der Gegenwart des Wilden, besorgt, daß er durchschauen könnte, was hinter dem glänzenden Purpurkleide steckt, und daß er den Verdacht schöpfen könnte, der weiße Mann sei ein Betrüger. Aber das darf uns nicht bestimmen.

Ich bin der festen Überzeugung, daß niemand müßig bleiben darf, wie auch immer die Umstände sein mögen und wer er auch immer sei. Jeder ist verpflichtet, vorwärts zu streben und nach seinen Kräften die Pflichten dieser Erde zu tragen. Auch die Eingeborenen Afrikas nehme ich davon nicht aus. Sie sind in Wirklichkeit in einem viel größeren Maße unternehmungslustig, als diejenigen annehmen, welche diese Frage diskutieren. Sie lernen willig und lassen sich vorwärts leiten. Man lebe nur, wie ich es getan habe, einige Wochen in naher Beziehung mit den wohldisziplinierten Soldaten des Kings African Rifles Regimentes oder mit den smarten Matrosen der Uganda-Marine, und man wird überrascht davon sein, wie weit sie schon von dem Volke entfernt sind, von dem sie kamen. Wie stark, wie gutherzig, wie klug sie sind! Und wie stolz sind die weißen Offiziere auf sie! Welche Mühe geben sie sich, den Reisenden, den sie begleiten, zufriedenzustellen, und wie offen sie ihre Freude bei einem Wort des Dankes und der Anerkennung zeigen! Man sieht also: Gerechte und sorgfältige Erziehung, sympathisches Verstehen ihrer Eigenart ist alles, was notwendig ist, um einen großen Teil der afrikanischen Völkerstämme auf eine höhere kulturelle Basis zu stellen. Und warum soll man die schwarzen Männer bloß lehren, Soldaten zu sein? Kann man sie nicht auch der friedlichen Industrie befreunden? Kann man sie ihnen nicht ebenso sorgfältig beibringen, wie den gemeinsamen Gebrauch der tötlichen Waffen?

Felix Poppenberg:
Spanische Suite.

An meinem Gepäck, dem Plattenkoffer, dem gelben Suit-Case, dem Bag, und der grünen Clubtasche hängen vergnüglich die grünweißen Ovalschilder vom Norddeutschen Lloyd, freundliche Wegweiser zum nächsten Ziel, dem Prinzregenten Luitpold, der in Hamburg wartet, mich nach Spanien zu tragen.

Wie Wimpel flattern sie im Rhythmus des Zuges, und aus meiner Ecke heraus sehe ich darauf hin und auf alle die Hotel-Etiketten, die auf den Lederdecken kleben und sie zu einem bunten Reklame-Rideau du voyage machen. Und unter allen haftet der Blick auf dem blauen Schild in der Ecke mit dem Zeichen des Merkur-Kopfes und den drei ausstrahlenden Beinen, dem Zeichen Siziliens: Hotel Trinacria, Messina. Hier setzte mich vor einem Jahr die „Preußen" vom Lloyd ans Land, an das Palazetta-Ufer mit der Operndekoration der Palastfassaden. Nun sank Trinacria, Palazetta und Messina in die Erde . . . Wir aber leben noch, und die Lloydwimpel locken zu neuen Taten . . .

Ich freue mich auf diesen Reise-Anfang. In meiner Tasche habe ich den Permesso, daß ich schon diese Nacht an Bord schlafen kann, als Hafengast vor Anker. Die Passagiere werden erst morgen mit dem Tender eingeschifft. Der Prinzregent liegt weit draußen im Kaiserhafen am Kuhwärder. Und der Kuhwärder mit den großen, noch fremdenleeren Schiffen, zu denen ich nun in die Abenddämmerung eingehen werde, reizt meine Phantasie . . . Und so geschah's . . .

Dreiviertel Stunden fuhr der Wagen, über Plätze, Großstadtstraßen, in die Vorstadt-Adern, durch Winkelgassen, wo die letzten Häuser stehen, über Flachland und Sandwege, von Kanalarmen durchschnitten, am Horizonte hochgeschwungen die Eisenfiligranverschleifungen der Brücken. . .

Dreiviertel Stunden fuhr der Wagen, und nun öffnete sich weit verzweigt das Reich der Wasserwiesen mit Masten und Schornsteingewimmel, der Kaiserhafen. Graugrüne Grasstriche, Steindämme, Eiffelturm-Archi-

tekturen, dröhnende Eisenhallen, lang herausgebäumt die Fangarme und Rüssel der Kräne, luftschwebend Ballen, Säcke, Tonnen.

Am Kai mit Schienen und Lagerspeichern — man fühlt Knut Hamsuns Wort von des „Handels großer und merkwürdiger Poesie" — ruht in breiter Fülle der Prinzregent. Die Sonne geht über den Wassern, über Masten und Schornsteinen feuerwerkleuchtend unter, und ich gehe an Bord. Die Kabine ist luftig und groß, meine Gewänder werden sich hier bequem ausleben können, bequemer als in dem unvergeßlichen Ostender Zimmer, aus dem man, um die nötige Armspannweite für die Krawattenbindung zu gewinnen, auf den Miniaturbalkon heraustreten mußte.

Man streift neugierig umher über Treppen, Galerien, die stillen Decks, um heimisch zu werden. Das geht sehr schnell in dieser hübschen Abend-Einsamkeit. Das Schiff ist keines von den großen, es hat die Maße des Suez-Kanals, es ist für Ostasien bestimmt, und sinnfällig stellt sich das sogleich dem Blick dar in der Gruppe langgezopfter Chinesenboys, — Heizer, Aufwärter und Wäscher — die unten im Achterdeck meerkatzenhaft gekauert in der Runde sitzen und Reis mit Stäbchen fingernd aufpicken, westöstliches Genrebild am Kuhwärder.

Für Tropenklima ist das Schiff bestimmt. In allen Kabinen stehen Ventilatoren, und der Speisesaal liegt nicht als stockwerkhoher Dom im Mittelgrund, sondern wie ein schmucker weißer Gartensalon mit japanischen Lackfüllungen auf Oberdeck aufgebaut, hell und windbestrichen, und in der Ebenerdigkeit zum Deck ermutigend und beruhigend für den seines Wikingertums nicht ganz sicheren Meerpilger.

So gewann ich schnell Vertrauen zum Prinzregenten, und er hat es unter Führung des prachtvollen Capitanos Kirchner nicht getäuscht, von der Ausfahrt unter den Augen des über Hamburg ragenden Schirmherrn Bismarck an, bis ich in Gibraltar vom Luitpold-Bord mit bedächtiger Schnelle zu dem Joachim Pelago-Bord überstieg, Afrikanus minor, Marokko-lüstern, nach Tanger strebend, wobei ich allerdings schwerer geprüft wurde. Doch bis dahin sollten es noch zehn ungetrübte Tage sein. Aus Morgen und Abend ward zwischen Himmel und Meer immerdar ein neuer schöner Tag . . . mit wechselnden Szenerien: holländische Ufer, prés salés, Weidestrecken mit bunten Tierstücken und Windmühlenflügeln in grauer Luft . . .

Vlissingen mit seinen Hafeneinschnitten und den Steamern für Queenborough; Antwerpen mit Meunierschen Lastträgern im Faltenwurf

des Kopfschals und den Durchblicken durch verkreuzte Balken- und Pfostengegitter, die van Gogh so japanisch erschienen. Dann tauchte unter rotem Sonnenball die Ile of Wight auf, weißgestirnt, ein grünes Eiland überwallt von Wäldern; und die Reede von Southampton mit den Außenforts der im Meer verankerten Panzer- und Geschütztürme in ihrer schwarzweißen Felderung wie von Coloman Moser, und dazu die Flöße mit den roten Segeln, den schwimmenden Zielen für ihre Kanonen.

Am neunten Tage steigt Cap Vincent empor, ein gewaltiger Vorklang für Gibraltar, ragende Bollwerkwände, aufgebäumt aus dem Ozean, in langen Windungen buchtig sich ziehend, mit Klüften und Abgrundschluchten, brausend von Brandung und flimmernd von Gischtstaub.

Und dann — so nächtliche Auferstehung ward auf dem Prinzregenten bis daher noch nicht erlebt — um fünf Uhr morgens im gelb-fahlen Frühschein finster dräuend unter schwarzer Riesenwolke kahl rissig, mit grellsteiler Absturzseite der Felsen von Gibraltar. Und nun geht's an die Trennung. Die anderen schwimmen alle weiter in der Lloydhut: der prächtige weißbärtige Hüne von der Waterkant mit dem Neptunshaupt, der uns in seiner Kamera eingefangen, die munteren Homespun-Sisters aus Schottland, Mme. la Caprice mit der grauen Locke in dem Blondhaar, die so bestrickend Chansons zur Gitarre sang, die schlanke deutsche Gutsherrin, die ich mir immer als Regiments-Inhaberin im knappen Waffenrock vorstellte oder zu Pferde über ihr Land sprengend, Medizinmänner aller Spezialitäten und Konfessionen, Gents und Bonhommes . . . sie alle schwimmen weiter nach Osten, ich aber werde dem Prinzregenten untreu und steige vom Tender über in den hispanischen Joachim Pelago . . . und drüben lag Afrika . . .

*　　　*　　　*

Tanger.

Auf schaukelndem Meer die Schaumkämme, Boote mit lateinischen Segeln, breitschwellig wie Möwenbrüste, Sturmvögel über blauglitzernde Fläche sausend. Kurze Fahrt, bald sieht man die Stadt mit weiß-bläulichen Häusern, und der Lärm, das scheckige Menageriegewimmel des Ausbootens mit wüst hin und her tanzenden Kähnen, gelben halbnackten Ruderern empfängt uns. Drüben aber, im Tohu wabohu des Hafens, unter röhrenden Eseln, brüllenden Lastträgern, kreischenden Schaubuden-Schwarzen, strengen Arabern mit gelben Gesichtern und dunklen Brillen empfängt uns Achmed. Er steht in seinem blauen Burnus mit den gelben

Hammelpantoffeln, dem Fez und dem soliden Vertrauen einflößenden Regenschirm als ein Bild der Vorsehung da. Das Bild spricht etwas deutsch, und so hat man gar nichts dagegen, daß er uns als sein Strandgut betrachtet.

Also erst das Hotel, und dann auf den Maulesel, gassenauf, gassenab, über den großen Markt und den kleinen Markt, zwischen Strohtrommeln mit zusammengebundenem Geflügelviehzeug hindurch, vorbei an Schlangenbeschwörern und eilig merkurisch dahintrabenden Wasserträgern mit klingender Schelle und dem haarigen Ziegenschlauch . . .

Hockendes, kauerndes Ameisengewimmel unter Schirmen, unter Zelten, in ihrer Fülle schwabbelnde Frauen in Schleier gewickelt, unbeweglich über Kohlhäuptern und Rundbroten sitzend, kahlgeschorene Berber nur mit einer Haarrosette und Rattenschwanzzöpfchen auf der einen Kopfseite, Sudanneger grotesk aufgeputzt mit grinsenden Menschenfressermäulern.

Man reitet bergauf, bergab, durch Tore, an denen die Heiligen mit der grünen Fahne, verehrungs- und opferheischend versunken sitzen, zur Kasba hoch hinauf, am Gefängnis vorbei und dem niedrigen Gitterfenster, aus dem das Kettengerassel und das Wahnsinnslamento einer zerzausten azuzenahaften Alten kreischt, zum Hafen hinunter, wo jetzt Reihen dunkler Kabylen gekrümmt unter schweren Eisenstangen in Gleichtritt und unter eintönig psalmodierendem Gesang schwer schreiten, den anpeitschenden Vogt zur Seite: ein lebendiges Relief pharaonischer Arbeiten. Wir reiten durch das Ghetto, durch Straßen hinter Eisengattern, wo auf den Balkonen schöne dunkeläugige olivtonige Jessicas — der Destinn sah ein leidenschaftliches Antlitz ähnlich — unter den breitrampigen Pariser Hüten neugierig lächelnd herabschauen. Wir reiten vorbei an den Gewölben der Schreiber und der Schriftgelehrten mit ihren pathetischen Würdegebärden und der unverkennbaren Verachtung in den hochmütigen Scheichzügen für den ungläubigen Eindringling, vorbei an den Geldwechslern im schwarzen Fez, dem Zeichen Israels, die klappernd, als beteten sie einen Rosenkranz, die großen Silbermünzen, die Duros, durch die Finger gleiten lassen.

Am Abend aber ging's zu Fuß durch die Nachtgassen, geführt vom allwissenden Achmed mit dem unvermeidlichen Regenschirm, in die arabischen Cafés mit narkotischer Musik und dem melancholischen Moll-Glissando des Gesangs mit schmerzlichen Mündern und traurigen Augen. Auf dem Tisch stehen bereit Büchschen mit Haschisch und zierliche rote Pfeifen mit winzigen Köpfen.

Und dann die anderen Gassen ... Zu ebener Erde in offenen Fluren weht's im Lampenschein von Schleiern, und oben von steilen Stiegen kichert Frauengelächter. Hier steht am Eingang, als Zollwächterin der Tugend, des Teufels Großmutter mit Hakennase und Riesenkinn, gewaltig aufgelagert auf des Busens Promontorio. Innen aber tanzen zwischen Teppichwänden nackte junge Herlein das Hüftenspiel ...

„Da ist für mich nichts Neues zu erfahren.
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren" ...

Aber auch Mephisto, wenn er in den Orient kommt, ist's immer wieder wie dem Kätzlein schmächtig, und an Mauern entlang und durch Gassen schleicht er, vom Biedermann Pandarus mit Burnus und Regenschirm treulich geführt, den alten Tanz zu sehen ...

* * *

Gibraltar.

Die Rückfahrt von Tanger war ein Graus. Die auf dem Lloyd anillusionierte maritime Gottähnlichkeit stürzte klaftertief in sich zusammen, so tief wie der Joachim Pelago in die Wellenschlünde. Regengüsse, grau triefende Unendlichkeit, aufberstende Sturzseen wie Walfischrachen und unser Schiff hurre, hurre, hopp, hopp, hopp; es rollt und stampft und legt sich schief und taumelnd jäh quer über, ja das verruchte Schiff wiegt sich infernalisch in den Hüften, es dreht und mahlt, einer besseren Sache würdig, oh Orient, oh danse de ventre, das war ganz neue Variation; was nackte Herlein kleidet, steht einem soliden Dampfer übel an, übel, übel, sehr übel ... und alles versinkt in grünstrudelnde Schwindeltrichter ...

Heil dem Mann, der den Hafen erreicht hat. Der Hafen heißt Waterport und ist der Felsen von Gibraltar, und in seinen Festungstoren geht ein gebrochener Mann vor Anker. Doch morgen wird die Sonne wieder scheinen.

Und sie schien über diese seltsame an Mischungen so reiche Insel-Zitadelle.

So viele mögen sie nicht leiden. Mir kam sie sehr eigen vor in ihrem Stil, englisch, spanisch, kolonial gemengt; mit ihren aus grün überranktem Urgestein natürlich entwickelten Befestigungen, ein Werk felsenauftürmender Riesen. Maurische Fliesen — Azulejos — bedecken die Wände der Flure, die Fenster aber sind wie in England Guillotine-Schiebefallfenster, und draußen in der Lagerstadt wieder gibt's flache Holzsiedelungen

mit Jalousieladen und Veranden vor Cactuswänden, daß man an Bungalows denkt. Und in der Kolonialuniform üben die Truppen: Khaki, Wickelgamaschen, Tropenhelm. Auf Wache aber ziehen sie im Galarock der Königssoldaten, im Scharlachkoller, und die Kapelle wirbelt auf großen heraldisch beschilderten Landknechtstrommeln zum schrillen Quillieren der Querpfeifen.

Südlich tropisch sind auch die zierlich leichten Holzwägelchen mit dem Zeltdach auf vier Stützen und den Vorhängen.

Doch die Inselstadt starrt vor Rüstung . . . Wie ein schuppengepanzerter Saurier hebt sie sich, Tod und Verderben speiend, aus dem Ozean, den sie beherrscht. Ja diese altersgraurissigen Mauern und Felsenrücken gleichen wirklich mit ihrer stachelrippigen Steinbuckelung zeitlosen Dschungelkrokodilskörpern.

Bastionen, Kasematten, umzingelnde Ringgürtel, Gatter von Stacheldrähten, schmale eisentorige Felsportale; der Uferrand mit Batterien gespickt, ihre Namen an der Stirn, Viktoria, Prince of Wales, — und die Kanonen drohen daraus. Und dies Kriegsstilleben, das seine Zeitregelung durch Signale und die Donnerschläge der Geschütze empfängt, ist von üppig wuchernder Vegetation übersponnen. Am Southportgate ist der Trafalgarfriedhof, an die Steinwand gebettet, mit Kriegergräbern von Riesenkallas überhangen. Blühend strecken sich die Gärten der Alameda zur See, und wenn man zum Europa Point wandert, zur schroffen Abfallskante, wo in Schluchten und Klüften die Brandung sich wälzt, da grünt es über dem steinernen Meer. Felsensturz senkt sich in Tiefen, in Kegeln steigt es steil wieder auf, und Blumen- und Kräuterwildnis umschmiegt saugend den Stein. Und die Latomien von Syrakus kommen in die Erinnerung.

Befreundet aber scheinen die Bewohner dieses Zwischenreiches mit uns keineswegs. Will man besichtigen, was der Bädeker noch als zugänglich nennt, z. B. die Festungsgräben, so wird der Paß verlangt, und sieht Tommy, der Wachtposten, das geliebte Deutsch, so grinst er und sagt: Englishman only . . .

* * *

Ronda.

Ronda liegt auf der Strecke der englischen Eisenbahn vom weißen Algeciras nach Bobadilla. Hier ist man aber schon ganz in Spanien.

Wie eine Sanduhr formt sich das Stadtbild aus schmaler Mitte sich

nach oben und unten verbreiternd. Die Mitte, die Taille, ist die Brücke über den Engpaß der Guadalevinschlucht.

Und das ist Rondas Schönheit und Charakter: die Stadt der Schluchten über Fels- und Wassergründen aufgebaut. Man steigt auf schlüpfrig glibbrigen Kletterstegen zu Terrassen von Laubportieren überwallt, man sieht tief in Klamms, in denen monströse Kakteenauswüchse von der Steinwand sich zweigen; Blumenkaskaden stürzen sich ins Flußbett hinab und verbreiten sich grün verstrickt in den Schlupfwinkeln des Gesteins, und die Eichendorffverse werden lebendig von „den Gärten, die überm Gestein in dämmernden Lauben verwildern".

Und tiefer steigt man abwärts zu den Molinos, den arabischen alten Mühlen, in denen wie in Patriarchenzeit das Korn zwischen zwei Steinen zerschrotet wird. Maultiere mit Säcken stampfen die schmalen Saumpfade im Zickzack auf und nieder.

Über Fels- und Wassergründen baut sich die Stadt auf . . . schmutzige Straßen, die Häuser weiß getüncht, an den Orient erinnernd mit dicht gestrickten Gitterbalkonen, eher Eisenkäfigen.

Es geht zum Abend, über den Platz vor der Brücke huschen gelbrunzlige Goya-Vetteln und herausfordernde Zuloaga-Beautés, gelbfarben unter dem Puderhauch, glänzend schwarze Haarvoluten tief in die Stirn, brennend rote Blumen darin und die schwarze Mantilla verschleiernd darüber.

Zur Opernszenerie wird der Platz: Gendarmen patrouillieren, den Lackhut hinten hochgeklappt, im Faltenwurf des Capes, die Flinte an gelben Riemen; Priester im Basiliohut, merkwürdige Viri obscuri, bis zum Kinn in den wallenden Radmantel gewickelt, den Zipfel malerisch über die Schulter geworfen, daß rotes Sammetfutter herausleuchtet. Man sollte meinen, sie gingen mit Laute und Degen zur heimlichen Serenade. Aber sie haben sich nur so verhüllt aus Erkältungsangst — Pulmonia, die Lungenentzündung, kommentiert's der Bädeker —, und sie schlagen nicht in die Saiten, sondern sie verschwinden in dem öden kahlen Café, wo sie beim Glas Wasser vor dem berieselten Tonkrug stocksteif und würdestelzig nebeneinander sitzen, wie ihre Ahnen zur Gilblaszeit.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Fritz Stahl:
Ludwig Knaus.

(Zum achtzigsten Geburtstage.)

Man könnte es sich bequem machen. Einen Jubiläumssang anstimmen nach der „liebenswürdigen Altmeisterweise", gefühlvoll und rührend, oder nach der „verhältnismäßigen Fortschrittweise", gedämpft und gehalten.

Aber ich will das nicht. Ich will ganz ehrlich die Frage beantworten, was einem Menschen von heute mit seinen unverleugneten Stimmungen und Meinungen Ludwig Knaus bedeutet.

Mit einem Worte ist es zu sagen: er bedeutet einen „geborenen Maler". Einen von den Auserwählten, die eine eigene Harmonie mit auf die Welt bringen und diese unerlernbare Leichtigkeit des Handwerks, die wir in Zeiten, wo die Kunst neues Land erobern muß, entbehren lernen, die dann wohl gar (in Verwechslung mit Geschicklichkeit) verachtet wird, und die doch einen so großen Wert und Reiz hat. Immer wenn ich einem Bilde aus der guten Zeit des Malers, der ersten Hälfte seiner Schaffenszeit, begegnete, habe ich eine ganz unmittelbare sinnliche Freude an diesen Eigenschaften. Ein warmer, weicher, goldner Ton hält die Farben zusammen, die Farbenmaterie ist edel, schmelzartig fest, klar und schimmernd, der Auftrag delikat und doch nicht ängstlich. Kurz: das Bild rein als Malwerk hat eine große Köstlichkeit.

Die fühle ich auf der Netzhaut, wenn ich an Knaus denke, wie ich den Geschmack einer schönen Frucht auf der Zunge fühle, wenn ihr Namen genannt wird.

„Ein geborener Maler." Man kann es beweisen, denn er hat ja eigentlich gar nicht gelernt. Er hat wohl in Düsseldorf kurze Zeit die Akademie besucht, aber er war erst neunzehn Jahre alt, als der kalte und enge Wilhelm Schadow, des großen Gottfried wenig würdiger Sohn, ihm die Modellgelder versagte, weil die „nur begabten" Schülern be-

willigt werden könnten, und ihn durch diese Kränkung veranlaßte, die Anstalt zu verlassen. Und schon im nächsten Jahre zeigte ihn ein erstes Werk als im wesentlichen fertige Persönlichkeit. Aber er war dann doch in Paris? Gewiß, doch während die deutschen Genossen Feuerbach, Henneberg, Victor Müller in Coutures berühmtem Atelier die ebenso berühmte französische Malerei, Farbe und Technik, studierten und ihre Eigenart, wenigstens für kurze Zeit und nicht ohne dauernde Folgen, aufgaben, malte der junge Knaus selbständig, und als er, vierundzwanzigjährig, — ein unerhörter Erfolg —, die zweite Medaille erhielt, fiel es niemandem ein, wie das später in Deutschland geschah, ihn einen Schüler der Franzosen zu nennen. Nur den alten Meistern hat er Belehrung zu danken, aber er hat ihre Weise nicht angenommen, er ist auch den Toten wie den Lebenden gegenüber immer er selbst geblieben.

Es ist wirklich ein hübsches Schauspiel, wie strack der junge Knaus seinen Weg gegangen ist. Was ihm durch seine Lehre die Tradition aufdringen, was ihm durch seine Genossen die Zeitströmung suggerieren wollte, machte gleich wenig Eindruck auf ihn. Er war nicht nur ein Revolutionär, so merkwürdig uns das Wort in Verbindung mit seinem Namen heute auch klingen mag, sondern er war es noch dazu auf eigene Faust und brauchte nicht den Anschluß an andere, wenigstens in der Negation einige Gefährten, auf die selten einer verzichtet. Er nahm kein neues Muß für das alte an, worin für die meisten eine Revolution besteht, sondern setzte jedem sein Will entgegen. Ganz ohne Streit, nur durch die Tat: durch das, was er malte, und dadurch, wie er malte.

Was Knaus in seiner akademischen Zeit in Düsseldorf um sich sah, war, wenn man von den Landschaften absieht, eine gespreizte, mit groben Mitteln auf Pathos, Rührung oder Komik ausgehende, immer im Atelier erklügelte und am Modell klebende, harte und bunte Malerei. Ob die Maler die stolze Historie oder das bescheidene Genre pflegten, machte keinen Unterschied. Niemals entstand die Idee zu einem Bilde aus einem sinnlichen Eindruck, einem Erlebnis des Auges, sondern das Erste war immer ein Stoff, meistens aus einem literarischen Werke entlehnt. Wenn die Phantasie — ach! du lieber Gott! — viel hergab, so kam es zu einer deutlichen und trockenen Charakteristik des Vorgangs, wie sie ein mittelmäßiges Theater geben würde. Statt in irgend einem Raum oder im Freien sich bewegender handelnder Menschen gab es im Atelier posierende Modelle. Man war blind genug, dieses Surrogat für das Leben zu nehmen.

Der „geborene Maler" war davor gefeit, diesen Irrtum mitzumachen.

Sein Lebensgefühl mußte ihn aus all diesen Künstlichkeiten hinaustreiben. Er hatte von Kind auf Menschen in ihrem Gehen und Stehen belauscht und festgehalten, an den Spielen des Lichtes das Auge geweidet. Er wurde Maler, weil es ihm das Schönste dünkte, sich in diese Reize der lebendigen Natur zu vertiefen und sie zu schildern; und er hätte auf die unerschöpfliche Fülle der Gesichte, die die Wirklichkeit bot, zugunsten mühevoll hergestellter Ateliertableaux verzichten, sich gegenüber den charakteristischen Bewegungen, die man draußen erraffen, den Stimmung gebenden Helldunkelerscheinungen, die man draußen einsaugen konnte, mit der verdrießlichen Ärmlichkeit zurechtgestellter und erstarrender Menschenpuppen und der immer gleichen stimmungslosen Reflexfreiheit des Atelierlichtes begnügen sollen. Flieh, auf, hinaus ins weite Land! Dazu mußte er kommen.

Den Weg wiesen die alten holländischen Meister, die Ostade und Genossen, die sein malerischer Instinkt entdeckt hatte, denen er schon die Veredlung der angeborenen Gaben und die bescheidene Zurückhaltung im Format verdankte. Das Leben des Volkes mußte ihm die Motive geben, die er brauchte. Nach der romantischen Vorstellung der Zeit glaubte er die größte Freiheit und Unverstelltheit menschlichen Treibens bei dem ländlichen Volke zu finden. Und, was nicht wenig ins Gewicht fiel, die Bauern trugen hier und da noch farbige alte Trachten, was dem in der Düsseldorfer Kostümmalerei Erzogenen von großer Bedeutung scheinen mußte. Kurz, auf dem Lande fand man Leben, das wirklich und sicher vor Augen stand und zugleich den Reiz des Fremdartigen gab, ohne den ein Kunstwerk damals unmöglich schien. So wurde Knaus, wie schon einer und der andere vor ihm, aber doch wieder mit anderen Absichten als diese Vorgänger, ein Bauernmaler.

Ein „geborener Maler". Die Sehnsucht seines Auges hatte ihn dorthin getrieben, wo er Leben, Bewegung, Farbe, Stimmung, Schönheit zu finden hoffte. Aber deshalb noch kein starker Mensch und besonders, trotz aller Selbständigkeit in Sachen des Metiers, mit seinen neunzehn Jahren noch kein freier Mensch. Die Düsseldorfer sahen in seinem Werke etwas Fremdes und ihrer Art Feindliches, wir sehen in ihm und in allen folgenden deutlich den Zusammenhang mit der Düsseldorferei: sie sind nur malerisch überlegen, nicht eigentlich in der künstlerischen Anschauung, die immer mit dem Menschlichen zusammenhängt. Knaus fing anders an. Ich glaube wenigstens, daß es meist ein wirkliches Erlebnis war, das ihm die Idee zu einem Bilde gab. Aber wenn die Idee nun da war,

dann wurde sie hergenommen und zugespitzt ganz nach Düsseldorfer Art. Eine gewisse Naivetät, die er sich immer gewahrt hat, und die ihn mit seinem Publikum verband, ließ ihn an der überdeutlichen, mit „feinen" Zügen überladenen Erzählung selbst Freude finden. Der literarische Inhalt wurde wichtiger und wichtiger, drängte sich vor, entfernte das Ganze und jede einzelne Figur von der Schlichtheit des Lebens. Das Ausgedachte trug es über das Erlebte davon. Und dabei traten dann am Ende auch Atelier und Modell wieder in ihre Rechte, wenn auch die Stärke des ersten Eindruckes immer verhinderte, daß ihre Kälte dem Werke den entscheidenden Charakter gab. Die Lebendigkeit Knausischer Figuren, den Zug charakteristischer Bewegung, der durch alle ihre Glieder geht, konnte kein Modell hergeben.

Der Künstler hat dieser Art viel von seinem schnellen und großen Erfolg zu verdanken. Aber später wurde sie seiner Schätzung gefährlich. Je mehr die Zeit vorschritt, desto mehr entwickelten sich die Menschen von ihr fort und standen ihr nach einander gleichgültig, herablassend, abweisend, ungeduldig gegenüber. Der entscheidende Moment war der, als selbst die Bühne, der man doch bei der Notwendigkeit schnell und weit wirkenden Ausdruckes manche Gewaltsamkeit konzediert, sich von ihr abwenden mußte.

Er hatte noch eine zweite Eigenschaft, die ihn von der Wirklichkeit entfernte. Sie war ein Ausfluß derselben menschlichen Naivetät. Er sah liebenswürdig. Er schilderte auch die „dunkelen Seiten des Lebens", o ja, nahm sogar das bißchen Raufen, Saufen und Spielen bitter ernst und predigte Moral wie ein weltverbessernder junger Pastor. Aber auch seine schlechten Menschen sind immer noch ein wenig über das Leben erhoben. Auf die guten und lieben aber schüttete er geradezu ein Füllhorn von Gnaden und Gaben aus, lieh ihnen so viel und so große Würde, Feinheit und Anmut, daß von bäurischem Wesen gar nicht mehr die Rede ist. Man ist immer wie auf einem Fest erlesener Menschen, die aus irgend einem Grunde in Trachten und Formen von ländlicher Weise leben.

Und auch diese Eigenschaft hat ihm zuerst stark geholfen und ihn dann den neuen Menschen um so fremder gemacht. Hat er doch noch den polaren Gegensatz seines Sehens als Mode erlebt: einen galligen Karikaturismus, der ebenso energisch das Schöne übersieht wie er das Häßliche.

Leider hat eine törichte und verbissene Gegnerschaft in der Zeit der ersten Kämpfe der Modernen den Vorwurf gegen Knaus erhoben, es seien die Pointierung und die Liebenswürdigkeit seiner Bilder Folgen einer

Spekulation auf Neigungen des Publikums. Davon kann gar nicht die Rede sein. Ist so etwas berechnet, dann sind die Bilder schlecht: das wissen wir aus ach! so vielen Erfahrungen. Außerdem hängen bei ihm Stimmung und Form ganz eng zusammen, und wie diese Form sein mitgeborenes Eigentum ist, ist schon gezeigt worden. Und schließlich: man fühlt noch heute dem greisen, durch ein reiches Leben gereiften und auch wieder durch mancherlei Erfahrungen enttäuschten Manne sein ein bißchen altväterisch strenges und doch grundgütiges Wesen so deutlich an, daß man sich den jungen Knaus mit seinen etwas engen Begriffen von Leben und Kunst und den sonntagskindlichen Augen durchaus vorstellen kann. Um ihn fühlt man dieselbe Atmosphäre wie um seine Werke: und das ist immer der beste Beweis dafür, daß das Schaffen eines Künstlers echt und unberechnet ist.

Beide Eigenschaften der Knausischen Auffassung, die an und für sich so viel Recht hat wie jede andere, und die ein später geborenes Geschlecht schließlich gelten lassen müßte wie eben andere auch, waren seiner Kunst in gewissen Dingen gefährlich. Die Liebenswürdigkeit des Sehens bringt das Zeichnen um seine letzte Schärfe, der Künstler gibt gerade „das" nicht: das Spezifische dieser Erscheinung, das sie einzig macht, wonach die starken Naturen in der Kunst immer auf der Jagd sind, weil es dem Werk eigentlich erst das wirkliche Leben verleiht. Wer nicht entschleiert, dem entgeht das Entscheidende. Und die Zuspitzung des Motivs zwingt zur Spitzheit der Malerei, besonders stark in den kleinen Formaten. Ein Kopf, in dem sehr viel Innenleben sehr deutlich ausgedrückt sein soll, wird nicht ruhig in der Bildfläche stehen, und nun gar viele solcher Köpfe neben einander! Knaus hätte es gerade von Ostade lernen können, wie einfach Köpfe auf kleinen Bildern gehalten werden müssen.

Das ist es nun, was das Werk des Ludwig Knaus in zwei ungleichwertige Hälften teilt: diese gefährlichen Folgen seiner Auffassung sind in den Bildern seiner ersten Periode nur gerade fühlbar, der jugendliche Elan, das blühende Talent, die Schönheit und Leichtigkeit der Malerei siegen über die Hindernisse, die sie ihnen bereitet; aber allmählich kehrt sich das Verhältnis um, und diese Hindernisse lähmen den Elan, brechen das Talent, machen die Malerei mühsam und unharmonisch. Als Knaus, der trotz seiner Studien auf dem Lande niemals ein Realist gewesen war, seinen goldenen Ton zugunsten des wirklicheren grauen der nächsten Generation aufgab, als er zum ersten Male sich durch andere bestimmen ließ, da war es um ihn geschehen. Wie die Fee im Märchen, so bindet

...eine Kunst an die Bedingung, daß der Mensch die ...
...ch hat, ... von sich tun darf.

... hat wohl gesagt, daß Berlin dem Künstler geschadet ...
... Stadt gern allerlei Schuld aufbürdet. Es ist wirk...
Auch an anderen Orten hat so mancher ein ähnliches ...
... wenn man das Wesen und die Entwickelung des Ludw...
... das jugendliche Wesen und die schnelle Entwickelung,
...n, daß er zu der Art von Künstlern gehört, die eben ...
...en, haben können. Es fehlt der Kampf mit sich selbst ...
... Kampf, der hart und tief und reich macht.

...ach im Eingange von der Köstlichkeit, die ich auf der M...
... an Knaus denke, und von den Eigenschaften seiner ...
...keit, deren Folge dieses Gefühl ist. Ich habe dann die ...
...keit seiner Anschauung wohl betont, aber in dem Zu...
...dem ich von ihr sprach, mehr ihre Gefahren für das K...
...heben müssen. Ich muß jetzt noch hinzufügen, oder ...
... wiederholen, daß man leider nicht trennen kann, daß ...
... einen Knaus zu denken, der schärfer sieht und doch ...
... Kolorits hat. Es ist dieselbe Unbekümmertheit einer gle...
...atur, aus der beides fließt.

... malerische Köstlichkeit am größten ist, da wirkt auch d...
...iebenswürdigkeit (auf die wir so ein bißchen lächelnd und et...
...sichtig blicken wie ein Enkel auf Großvaters Velleität) am

...n sich aus dem großen Werk, von dem wir Jüngeren Haupt-
...e „goldene Hochzeit" nur in Reproduktionen kennen, ganz
... Bilder heraus, die dann auch wohl die dauernden sein werden.
... Ravenés, des Berliner Großindustriellen und Kunstfreun-
...ich eines eben gewonnenen Bildes freut. Das Doppelbildnis,
... der Vater und der Schwiegervater des Künstlers behaglich und
...eim Schachspiel sich gegenübersitzen. Einzelfiguren, bei denen die
...lichkeit der Erzählung die künstlerische Haltung weniger beein-
...t, als der „Leiermann", der arme Kerl, der „... ...", der
... Großvater, der dem Enkeljüngelchen „Salomonische Weisheit"
(Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Echtheit der Güte des
...als daß er in diesen Zeitläufen Juden ohne eine Spur von Ver-
...ellen konnte.) Und es ist furchtbar plump, wenn man später

[illegible] ungen des Publikums. Davon kann gar nicht d[illegible] [illegible] geredet, dann sind die Bilder schlecht: das [illegible] vielen Erfahrungen. Außerdem hängen bei ihm [illegible] ganz eng zusammen, und wie diese Form sein mu[illegible] [illegible] ist schon gezeigt worden. Und schließlich: man [illegible] heute dem greisen, durch ein reiches Leben gereiften und auch [illegible] mancherlei Erfahrungen enttäuschten Manne sein ein bißchen [illegible] und sein gemütliches Wesen so deutlich an, daß [illegible] mit seinem etwas engen Begriffe von Leben [illegible] Augen durchaus vorstellen kann. [illegible] um seine Werke: und das ist [illegible] eines Künstlers echt und [illegible]

[illegible] an und für sich [illegible] Geschlecht [illegible] seiner Kunst [illegible] Die [illegible]keit des Lebens bringt [illegible] letzte Schärfe, der Künstler gibt gerade „das" nicht: [illegible] dieser Erscheinung, das sie einzig macht, wonach die [illegible] in der Kunst immer auf der Jagd sind, weil es [illegible] erst das wirkliche Leben [illegible]. Wer nicht [illegible] Entscheidende. Und die [illegible] der Malerei, besonders stark [illegible] viel Innenleben sehr deutlich [illegible] der Bildfläche stehen, und nun gar [illegible] aus [illegible] gerade von Ostade lernen können [illegible] Bildern gehalten werden müssen.

Das ist es nun, was das Werk des Ludwig Knaus in zwei [illegible] Hälften teilt: diese gefährlichen Folgen seiner Auffassung [illegible] Bildern seiner ersten Periode nur gerade fühlbar, der [illegible] Elan, das blühende Talent, die Schönheit und Frische der [illegible] aber die Hindernisse, die sie ihnen bereiten; aber allmählich [illegible] das Verhältnis um, und diese Hindernisse lähmten den Elan, [illegible] Talent, machen die Malerei mühsam und unharmonisch. Als K[illegible] trotz seiner Studien auf dem Lande niemals ein Realist gew[illegible] seinen goldenen Ton zugunsten des wirklicheren grauen der [illegible] aufgab, als er zum ersten Male sich durch ander[illegible] ließ, da war es um ihn geschehen. Wie die Fee im Mär[illegible]

die Muse alle Gunst an die Bedingung, daß der Mensch die Gaben, die sie geschenkt hat, niemals von sich tun darf.

Man hat wohl gesagt, daß Berlin dem Künstler geschadet hat, wie man dieser Stadt gern allerlei Schuld aufbürdet. Es ist wirklich nicht an dem. Auch an anderen Orten hat so mancher ein ähnliches Schicksal erlebt, und wenn man das Wesen und die Entwickelung des Ludwig Knaus betrachtet, das jugendliche Wesen und die schnelle Entwickelung, so muß man fühlen, daß er zu der Art von Künstlern gehört, die eben nur eine Periode haben, haben können. Es fehlt der Kampf mit sich selbst und der Welt, dieser Kampf, der hart und tief und reich macht.

Ich sprach im Eingange von der Köstlichkeit, die ich auf der Netzhaut fühle, wenn ich an Knaus denke, und von den Eigenschaften seiner Bilder der frühen Zeit, deren Folge dieses Gefühl ist. Ich habe dann die naive Liebenswürdigkeit seiner Anschauung wohl betont, aber in dem Zusammenhang, in dem ich von ihr sprach, mehr ihre Gefahren für das Künstlerische hervorheben müssen. Ich muß jetzt noch hinzufügen, oder doch nachdrücklicher wiederholen, daß man leider nicht trennen kann, daß es ein Unding wäre, einen Knaus zu denken, der schärfer sieht und doch die Holde dieses Kolorits hat. Es ist dieselbe Unbekümmertheit einer gleichgewichteten Natur, aus der beides fließt.

Wo die malerische Köstlichkeit am größten ist, da wirkt auch die menschliche Liebenswürdigkeit (auf die wir so ein bißchen lächelnd und ein bißchen sehnsüchtig blicken wie ein Enkel auf Großvaters Veilletät) am stärksten.

So heben sich aus dem großen Werk, von dem wir Jüngeren Hauptstücke wie die „goldene Hochzeit" nur in Reproduktionen kennen, ganz bestimmte Bilder heraus, die dann auch wohl die dauernden sein werden. Das Porträt Ravenés, des Berliner Großindustriellen und Kunstfreundes, der sich eines eben gewonnenen Bildes freut. Das Doppelbildnis, auf dem der Vater und der Schwiegervater des Künstlers behaglich und listig beim Schachspiel sich gegenübersitzen. Einzelfiguren, bei denen die Eindringlichkeit der Erzählung die künstlerische Haltung weniger beeinträchtigt, als der „Leiermann", der arme Kerl, der „warten kann", der jüdische Großvater, der dem Enkeljüngelchen „Salomonische Weisheit" predigt. (Es gibt keinen stärkeren Beweis für die Echtheit der Güte des Malers, als daß er in diesen Zeitläufen Juden ohne eine Spur von Verzerrung malen konnte. Und es ist furchtbar plump, wenn man später

Gehässigkeit in solche Bilder hineingedeutet hat.) Kinder, für deren Wesen der Künstler die tiefste Sympathie besaß. Und neben diesen Bildern bleiben Zeichnungen, die durch ihre Lebhaftigkeit begreifen lassen, warum trotz aller Absichtlichkeit der Komposition Knaus' Menschen als einzelne fast immer natürlich sich bewegen.

Das ist ungefähr die Antwort, die man in sich findet, wenn man sich ehrlich fragt, was einem Menschen von heute mit seinen unverleugneten Stimmungen und Meinungen der Künstler Ludwig Knaus bedeutet.

Der Mensch aber, nach dem doch gerade an diesem Tage auch zu fragen ist, bedeutet außerdem eine wahre Freude und Erquickung. Und man muß schon sehr kaltschnäuzig sein, um den prächtigen alten Herrn nicht immer mit warmem Respekt zu grüßen.

Arthur Eloesser:
Vom Autor und Leser

Durch eine Empfehlung, die ich der schriftstellerischen Qualität eines Erstlingswerkes zu schulden glaubte, hatte ich Herrn Müller in Beziehung zu einem sehr angesehenen Verlage gebracht, und zu meiner Genugtuung nahm der Verleger schon nach kurzer Bedenkzeit diesen Roman in seine Hut, der als sehr delikate Studie eines noch ganz Unbekannten auf einen weiteren Leserkreis gewiß nicht rechnen durfte. Fast gegen meine Erwartung ist das Buch den Kennern aufgefallen, es hat seinen Weg gemacht, und ich fühlte mich von der Verantwortlichkeit für das Kapital des Verlegers erleichtert, den ich zu einem Risiko verführt hatte. Vor allem war mir auch die Sorge um den Verfasser genommen; er konnte nun ohne meine Hilfe gehen, und der Erfolg hat das Gute, daß er die Ketten der unbedingten Hingebung lockert, mit denen der Anfänger sich an seinen Entdecker hält. Darin sehe ich keine Undankbarkeit, sondern den natürlichen und wünschenswerten Verlauf der Dinge, und dieses sachlich gewordene Verhältnis läßt sich jedenfalls viel bequemer ertragen als der überschwengliche Dank eines Stummen, dem die Rede geschenkt worden, eines Toten, der zum Leben gebracht worden ist. Denn so fühlt sich ein junger Dichter, er ist neugeboren für die Mitwelt und natürlich auch für die Nachwelt. Dieser Situation gemäß benimmt er sich wie ein Säugling, der ohne mütterliche Hilfe nicht gehen und stehen kann. Wenn es vormittag klingelt, während du mitten in der Arbeit bist oder gar noch beim Frühstück nach langen nächtlichen Studien, so ist es immer dein junger Freund. Er würde sich für pietätlos halten, wenn er in seiner Sache auch nur den kleinsten Schritt unternähme, ohne dich um deinen unfehlbaren Rat zu fragen, und er hält dich für einen Verräter, für einen Unmenschen, der sein Kind auf die Straße wirft, wenn du dich nur einmal verleugnen läßt. Dieser Anschmiegsamkeit, dieser zarten Empfindlichkeit darf man nicht widerstehen, und man ersehnt schon in Rücksicht auf die

eigene Zeit und Ruhe den Segen des Erfolges, der das nach Ruhm und Wirkung durstende Pflänzlein zu selbständigem Wachstum aufrichtet.

Besagter Herr Müller war ein besterzogener stiller junger Mann von sanften Manieren, von einer gesellschaftlichen Korrektheit, die nie eine Unart des Talentinhabers zugelassen hätte, und von einer Schüchternheit, die eine vorauszusetzende Eitelkeit noch auf rührende Weise verhüllte. Ich hatte also nichts an ihm auszusetzen, als daß ich diese Vorzüge seines Umgangs zu häufig anerkennen mußte. Nachdem ich jede Art von Rat gegeben hatte, wurde das Buch veröffentlicht, und nach den schuldigen Danksagungen bekam ich Herrn Müller nur noch selten zu sehen, der bereits an seinem zweiten mir sehr ausführlich anvertrauten Buche arbeitete. Eines Tages saß ich, ohne von ihm bemerkt zu werden, meinem Pflegling in der Stadtbahn gegenüber. Hinter eine möglichst breit entfaltete Zeitung gedeckt stellte ich fest, daß Herr Müller ganz anders aussah, wenn er mit sich allein war, härter, älter, faltiger, als ich ihn kannte, und vor allem ohne diesen Charme kindlicher Hilflosigkeit, mit dem er mich zu seinem Herrn oder Diener gemacht hatte. Eine böse Falte ging an seiner Stirn herab, und die Lippen zitterten von stummen Klagen oder Verwünschungen. Meine Empfindung mochte der einer Mutter gleichen, die in der Wiege statt ihres unschuldig lächelnden Kindes plötzlich ein ältliches, alraunenhaftes Wesen findet, und um den Zauber zu brechen, sprach ich den offenbar Aufgeregten, Gequälten an. Ach, es war mein Müller nicht mehr. Die Falte blieb, und der mißtrauische Blick, mit dem er mich identifizierte, enthielt statt der Verehrung und Anhänglichkeit vielmehr etwas Vorwurfsvolles: Du hast mich in diese Welt gesetzt. Müller fuhr zu seinem Verleger, und damit war mir alles klar, noch bevor er, verbissen und atemlos immer wieder ansetzend, sein Register aufgezogen hatte: e r tut nichts für mein Buch, er verschickt es nicht ordentlich, er macht keine Reklame dafür, während er Schulze durch eine Annonce von vierundzwanzig Zeilen anpreist, und ich habe es noch nicht bei einem einzigen Buchhändler im Schaufenster gesehen. Von diesem Überfall des Verlegers riet ich ihm ab, nicht aus zarter Rücksicht auf diese Menschenklasse, sondern weil ich ihm keinen Erfolg versprechen konnte. Ich begann mit einem sehr eleganten und schmeichelnden Argument: Sie haben ja a l l e s für Ihr Buch getan, indem Sie es schrieben; das andere kommt von selbst. Dann den Fall individualisierend: Sie haben ein feines Buch geschrieben, das erst die Kenner gewinnen muß, Sie haben ein stilles Buch geschrieben, das nicht laut auf dem Markt verhandelt werden darf, Sie haben . . . ich

holte immer schmückendere Epitheta hervor, von denen keins bestach. Herr Müller war ganz taub und hatte immer nur die eine verzweifelte Antwort: Denken Sie, mein Buch ist nun schon über vier Wochen alt. Niemand spricht davon, niemand hat darüber eine Zeile geschrieben. Denken Sie, denken Sie! —

Ich habe dann auch gedacht, als ich allein war. Mein Müller, der wirklich existiert, sogar in mehreren Exemplaren, hat subjektiv recht. Wird er nicht gelesen, so hat er nichts geschrieben, und was er aus seiner Innerlichkeit geben wollte, aus dem uneigennützigen Überfluß seines Geistes und seiner Phantasie, ist einfach nicht vorhanden. Jeder Mensch, der sein Buch nicht liest, stürzt ihn in den Abgrund des Schweigens, läßt ihn unter Martern verkommen, handelt an ihm als Verbrecher oder als Henker. Objektiv hat Müller natürlich unrecht. Kein Mensch auf der ganzen weiten Welt trägt die Verpflichtung, einen Roman zu kaufen; denn die Müllerschen Eltern, die Schwester, der Onkel und die Kusine bekommen ihn umsonst mit einer Widmung. Die Bücher, wenigstens die gedichteten, haben eben die tragikomische Zwitternatur, daß sie gewissermaßen zu den überflüssigsten und gewissermaßen zu den notwendigsten Dingen gehören. Ob sie das eine oder das andere sind, entscheidet die Kritik und in höchster Instanz der Leser. Damit kommen wir auf das Wesentliche. Der Leser, das ist der Unsichtbare, Unauffindbare, der Gestaltlose, der Geheimnisvolle, der große Krumme, der von den flehenden Stimmen der Verlaufenen, Verhungerten, Vereinsamten, Verirrten angerufen in unergründlicher Willkür antwortet oder schweigt. Der dramatische Dichter sieht wenigstens sein Publikum, er stellt sich dem Gericht in öffentlichster Verhandlung, und er erfährt sehr schnell, ob er auf dem Prytaneion der Tantieme gespeist oder vom Felsen gestürzt werden soll. Einen Tag beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit ihm, einen Tag wenigstens finden seine Bemühungen ein zustimmendes oder höhnisches Echo.

Der Romanschreiber irrt in der Leere, in der Wüste, in einer furchtbaren Stille, er sucht, ruft, wimmert nach dem Leser und findet nichts Menschenähnliches in seiner einsamen Not. Einer, der zum Lesen amtlich verpflichtet ist oder wenigstens sein sollte, nämlich der Kritiker schlägt von Instinkt oder Zufall geleitet sein Buch auf, er entdeckt ein Talent, einen Menschen, eine Seele, eine künstlerische Gesinnung oder wenigstens eine Fertigkeit, und wenn er sein Handwerk versteht, empfiehlt er das Geschaffene in dem richtigen Maßstab, in der geziemenden Tonstärke, den

Tausenden oder den Hunderttausenden. Manchmal genießt er es auch in der Öffentlichkeit ganz für sich, als ob er allein es nur würdigen könne, jedenfalls empfängt er von dem Autor einen sehr schönen ergriffenen Brief mit der Widmung: εἷς ἐμοὶ μύριοι — Einer ist gleich zehntausend. Sie haben mich gehört, Sie haben mich verstanden, Sie haben meine Seele liebreich aufgenommen, und sollte sich auch kein Mensch mehr um mein Buch kümmern, das eben nicht für die Vielzuvielen ist, es existiert, es hat sein Leben, seine Organe, wenn es nur einen Menschen und gerade einen wie Sie ergreifen kann. Diese Resignation ist aufrichtig, aber sie bleibt es nicht, auch wenn sie noch einige Male für die Wenigen, die folgen, wiederholt wird. Man hat früher gutgläubig an solche Pose der stolzen Entbehrung geglaubt, und man zitiert Stendhal, Schopenhauer oder Nietzsche, die ihr Werk erst der Nachwelt übergaben. Nun hat Stendhal seine fünfzig Leser so eifrig hervorgehoben, daß er die Auszeichnung gewiß lieber tausendmal mehr verliehen hätte. Schopenhauer behandelte seinen Verleger genau mit denselben Vorwürfen wie unser Freund Müller, daß für sein Hauptwerk nicht genug getan würde. Nietzsches ungeduldiger Ehrgeiz hätte den Willen zur Macht mit Wollust über die zwei oder drei europäischen Leser hinaus gebreitet, an denen er nur die Qualität rühmen konnte. Man weiß jetzt sogar von dem ängstlich vornehmen und korrekten Conrad Ferdinand Meyer, daß er mit eigener Dichter- und Patrizierhand die sogenannten Waschzettel anfertigte. Die Nichtachtung des Publikums, die Gleichgültigkeit gegen den Leser ist eine Pose, die sich nicht aufrecht erhalten läßt. Ich kenne nur einen Fall, daß ein Mann gleichgültig gegen sein Werk, gegen seinen Ruhm wurde. Heinrich von Kleist hinterließ nicht die geringste Verfügung über seine Papiere, auch nicht über ungedruckte Arbeiten; er verbrannte, was ihm gerade zur Hand war; sein Selbstmord kam fast einer Selbstvernichtung gleich, obgleich er wie jeder große und reife Künstler genau wußte, wer er war. Die Ehrlichen haben immer ihre Abhängigkeit von Gunst und Glück zugegeben. Der alte Fontane, der sich mit einem gewissen Behagen an Zurücksetzungen weidet, führt Klage darüber, daß die Welle der Zustimmung immer zu spät kam, um ein fröhliches Schaffen zu tragen. Goethe in seiner großen Aufrichtigkeit spricht des öfteren von dem Nutzen der „Ermunterung", die er so wenig wie ein anderer entbehren konnte. Wäre man ihm zur Zeit gefolgt, so hätte er noch mehr Tassos schreiben können. Die Nation hat sich und ihn durch Lieblosigkeit beraubt.

Wir müssen bedenken, daß der Beruf des freien Schriftstellers in

Deutschland noch sehr jung und auch in Frankreich noch nicht zweihundert Jahre alt ist. Abbé Prévost war der erste, der unter einer gewissen Mißbilligung versuchte, seine wirtschaftliche Existenz allein auf Schriftstellerei zu gründen, was man damals „se mettre aux gages des libraires“ nannte. Das Honorar galt ursprünglich als etwas Unfeines, weshalb es gerade zur Entschuldigung den feinen Namen bekam. Wie man heute das, was unter einem Honorar ist, noch vornehmer als Ehrensold betitelt. In Weimar und Jena wurde aufgeregt gezischelt, als sich die unwahrscheinliche Kunde von der Honorierung Goethes für „Hermann und Dorothea“ verbreitete, — ein Taler fast auf den Hexameter. Heute regt man sich wieder auf, wenn auch über andere Summen; das Publikum schwärmt für solche Reklamen oder Indiskretionen der Presse, und diese kitzelnde Neugierde beweist, daß man den Verdienst des Schriftstellers immer noch wie einen Gewinn aus dem Glückstopf ansieht, als etwas mit der Leistung ganz Inkommensurables und eigentlich Illegitimes. Der Beruf des freien Schriftstellers als Kontrahenten und gesetzlich geschützten Produzenten leidet eben noch an seiner kurzen Vergangenheit; man hat sich in die Legitimität seiner Ansprüche noch nicht bis zu allgemeiner Selbstverständlichkeit eingefühlt.

Ebenso jung ist auch das Publikum. Im achtzehnten Jahrhundert, religiöse Erbauungsschriften ausgenommen, las überhaupt nur eine Elite von Menschen, die sich im neunzehnten außerordentlich schnell um Hunderttausende oder gar Millionen vermehrt hat. Wie kann dieses mit einem ungeheuren Ruck aufgeblähte Ungeheuer von Publikum, wenn wir die Entwickelungstheorie anrufen, seine Instinkte und Organe schon fein genug ausgebildet haben, um aus dem Neuen, das sich andrängt und aufdrängt, das Feine und das Starke herauszuspüren? Die Klage über den Leser finde ich abgeschmackt und ebenso nutzlos wie die über das Wetter, über den lieben Gott oder die Materie. Es wird behauptet, daß der Deutsche keine Bücher kauft, was man übrigens dem heutigen Franzosen auch vorwirft; die Zeitung und der Sport sollen dort das literarische Interesse abgeschwächt haben. Nun hat der Deutsche immer Bücher gekauft, aber er ist seinen Mitteln und seiner Natur gemäß methodisch vorgegangen. Ihm lag mehr an gründlicher Unterweisung als an ästhetischer Bildung, und er wollte jene so vollständig wie möglich haben. Unser Volk war das des Konversationslexikons und der Weltgeschichte. Wer die hatte, wußte alles. Sehr allmählich kamen die Klassiker dazu, ein gewisser Besitzstand gründete sich als

notwendiges Decorum. Es muß dazu bemerkt werden, daß bei uns hauptsächlich die jungen Leute Bücher sammeln, und daß die Frau, die eine richtige Bibliothek zusammenbringt, heute noch gesucht werden muß, sogar unter Schriftstellerinnen mit einer Erfolglosigkeit, für die ich bürgen möchte. Man hat auch Belletristisches gelesen, sogar verschlungen, aber entweder reichten die Mittel zu Erwerbung über den vorgeschriebenen Besitzstand nicht aus, oder man hielt die fragenden, aufregenden noch nicht durch die sieben Siegel der Autorität geheiligten Produkte der Zeit für zu flüchtig und zu leicht, um ihren Besitz zu wünschen. Unser Volk war das der Leihbibliothek. Der Deutsche begreift die Notwendigkeit einer vollständigen Literaturgeschichte, aus der er alles lernen kann, aber nicht so schnell die gesetzmäßige Existenz von neuen Schöpfungen der Phantasie, die erst in die späteren Auflagen seiner immer vervollständigten Literaturgeschichte hineinkommen werden. Heute habe ich allerdings den Eindruck, daß er in dieser Beziehung Fortschritte gemacht hat und daß er die künstlerische Erfindung auch ohne Tendenz und Moral für etwas organisch Gewordenes zu halten anfängt. Mag unsere Zeit an produktiver Phantasie eingebüßt haben, die Phantasie selbst wird mit größerem Respekt behandelt, und künstlerische Eigenheit wird mit rücksichtsvollerer Nachgiebigkeit ertragen, wahrscheinlich sogar mit feineren Sinnen empfunden. Unseren früheren Zustand dürfte etwa der heutige Geschmack der deutschen Schweiz veranschaulichen, der schulmäßig eng, mit lederner Zähigkeit und kleinbürgerlichem Mißtrauen gegen die Souveränitätsrechte der Persönlichkeit verharrt. Die Schriftsteller haben heute, was sie auch jammern mögen und dürfen, an Freiheit, an Unbeengtheit, an Ungeniertheit gewonnen, und sie können sich in ihrer Individualität ganz anders rühren, ohne gleich ihren Marktwert einzubüßen. Ich will dem Leser kein Loblied singen, nur ihm geben, was ihm gebührt, nämlich die Anerkennung, daß er sich im letzten Jahrhundert so außerordentlich vermehrt hat. Der deutsche Schriftsteller kann heute mit einer Sprachgenossenschaft von achtzig Millionen rechnen, die auch ihren Wohlstand entsprechend vermehrt hat; das ist der größte literarische Markt der alten und wahrscheinlich der engste, zusammenhängendste der ganzen Welt. Allein die Ausdehnung dieses Gebietes und seine kulturelle Mannigfaltigkeit läßt die extremsten Möglichkeiten zu, und wenn die niederen Bedürfnisse gedeckt sind, bleibt immer noch genug, um auch die selteneren des Luxus, der Delikatesse und der Exzentrizität zu befriedigen. Selbstverständlich geht ein Wildenbruch vor einem Schnitzler, der laute Pathetiker vor

dem leisen Skeptiker, ein Hofmannsthal trifft nur zehntausend, wenn Frenssen hunderttausend Mann Volkes schlägt, aber man muß es doch als erfreulich anerkennen, wenn der schlanke und anmutige Peter Camenzind aus Schwabenland Dutzende Auflagen im Geschwindschritt zurücklegt. Jedenfalls ist unsere Zeit imstande, sich viel mehr Günstlinge als früher zu halten; sie hat die Mittel und auch das Interesse.

Herr Müller, der sich nach längerer Abwesenheit wieder bei mir einfand mit der Klage, daß er erst in die zweite Auflage gekommen sei, während Schulze, für den „immer etwas getan wird", schon ein halbes Dutzend zählte, wollte sich durchaus nicht zu der Anerkennung verstehen, daß der Romanschriftsteller heute in eine relativ goldene Zeit hineingeboren wird. Man hat sein Buch günstig besprochen, der Name Müller klingt beinahe schon wie bekannt, und eine angesehene Zeitung hat ihm für ein anständiges Honorar einige Novellen abgekauft, die früher wegen ihrer freien Haltung überhaupt in kein Blatt mit politischer Überzeugung und moralischem Standpunkt gekommen wären. Davon könne man nicht leben, meinte er. Das dürfe man auch nicht verlangen, meinte ich, wenigstens noch nicht nach einjähriger Tätigkeit. Der schwere Anfang ist nun überwunden; Sie sind bemerkt worden und brauchen jetzt nur noch da zu sein. Sie müssen sich zu einem Bedürfnis oder zu einer Gewohnheit, zu einem Ideal oder zu einer Macht aufwerfen; wenn Sie abseits vom großen Wege bleiben wollen, dagegen zu einer Note, einer Persönlichkeit, zu einem Geiste, einem Schrecken oder einem Rätsel. Man ist in Deutschland bereits so weit, daß der Schriftsteller ohne Gemüt, nur mit der Kunst reüssieren kann, und Sie werden doch, selbst wenn Sie anders wollten, ein Delikater, ein Stilist, ein Artist bleiben müssen. Sie werden ungefähr über fünftausend Seelen herrschen, alles Kenner und Käufer, und wenn Sie Ihre Sachen vorher in Zeitschriften absetzen, werden Sie davon leben können.

Früher, vor der goldenen Zeit, wäre das nicht möglich gewesen. Und nun kam ich wieder auf etwas Wesentliches. Ein großer Teil der Literatur oder der Literaten wird jetzt durch die Zeitungen und Zeitschriften allein schon erhalten, so daß der Ertrag des Buches häufig erst an zweiter Stelle kommt. Unsere Journale haben einen ungeheuren Bedarf an Romanen, den sie aus der deutschen Produktion allein überhaupt nicht decken können. Sie konkurrieren also mit recht lockenden Angeboten um die begehrtesten Erzähler, die nicht immer die schlechtesten sein müssen. Gewiß gibt es Redaktionen,

die in einer ganz unbegründeten Feigheit immer die sogenannten Unterhaltungsromane oder Kriminalgeschichten bringen zu müssen glauben, aber es gibt, wie ich mich selbst überzeugen konnte, auch andere, die den Leser hinaufziehen und ihn an das Gute oder wenigstens an das Anständige gewöhnen. Dann haben Sie noch die Monatsschriften, die häufig mit noch größerer Freiheit verfahren und in ihren Ansprüchen auf Moral, Loyalität und Religion höchst erfreulich zurückgegangen sind, so weit, daß sogar schon unanständige Autoren verwöhnt werden, zu denen ich Sie ein wenig rechne. Nur wenden Sie sich nie an die Orthodoxen und Reaktionäre von rechts und links. Konservative und sozialdemokratische Blätter üben über die ihrigen die ängstlichste allerbeschränkteste Vormundschaft; sie rechnen ja auch in unserem geistigen Leben nicht mit. Von seiten Ihrer Kunst oder Ihrer Vornehmheit braucht es gegen eine periodische Veröffentlichung, selbst in den kleinen täglichen Portionen der Zeitung, keine Bedenken zu geben. Gewiß bedeutet diese Einlöffelung eine kleine Barbarei, aber mit größerer Erfahrung werden Sie den Zeitungsleser vielleicht dem Buchleser vorziehen. Dieser liest sehr schnell aus Gewinnsucht, tauscht Sie in der Leihbibliothek nach flüchtiger Lektüre um, sein Abonnement auszunutzen; außerdem müssen Sie ihm am Abend dienen, damit er von der Schläfrigkeit sanft in den Schlaf gleitet. Fragen Sie ihn, was und von wem er gelesen hat! Der Zeitungsleser dagegen muß sich monatelang mit Ihnen beschäftigen, er lebt in langer Vertrautheit mit Ihren Figuren. Weil er Sie nicht los werden kann, auch wenn er die gröbsten Briefe an die Redaktionen schreibt, gewinnt er zu Ihnen ein viel tieferes Verhältnis der Sympathie und Antipathie, er gewinnt sogar durch das gefährliche Auseinanderziehen der Teile häufig sehr richtige Einblicke in Ihre Technik, und er bemerkt, wenn die schlechten Nähte der Erzählung reißen. Was aber die Hauptsache ist, man *spricht* über den Roman, den man gründlich von Tag zu Tag erlebt, man streitet, wettet über den Ausgang, den Tausende zu gleicher Zeit erwarten, und durch den Vorzug, täglich mit frischer Druckerschwärze zu blenden, darf sich Ihr Werk mit einer immer erneuten Atmosphäre von Aufmerksamkeit, Spannung und gemütlichem Anteil umgeben. Natürlich werden Sie den Leser vorziehen, der Ihr Buch kauft, es in der Künstler-Werkstätte binden läßt und durch sein Exlibris vor Freunden schützt. Wenn Sie aber wählen sollen zwischen dem, der über dem Ganzen abends einschläft, und dem, der am frischen Morgen sechzigmal darüber wach wird, so haben Sie keine Wahl mehr.

Herr Müller, der gar nicht mehr die alte kindliche Offenheit zeigt, der sich sogar eine leichte Miene fast spöttischer Zurückhaltung gegen mich angewöhnt hat, war zu keiner offenen Erklärung zu bringen, ob er an das goldene Zeitalter des Autors und des Lesers glaubte. Mit der bekannten Bewegung, die mich nur überrascht, wenn sie ausbleibt, zog er ein Manuskript aus der Brusttasche. — Versuchen Sie es unterzubringen; es ist eigentlich zu schade für eine Zeitung. Aber was soll ein kleiner Mann machen? Sie haben mich ja nur mit fünftausend Seelen belehnt. —

Rundschau

Von Aufwieglern und Spionen

Spion: ein Wort, ganz in Verachtung und in Schmutz getaucht. Nur der Völkerkrieg kann es blank und ehrlich machen. Und es ist eine schöne Fügung, daß der tapferste und berühmteste Kundschafter des Jahres 1870 in dem Bestreben, den Deutschen das sicherste Rekognoszierungswerkzeug zu erfinden, uns und der ganzen Zeit ein Wunder geschenkt hat. Aber auch das Spionieren mitten im Frieden ist ein von allen Staaten geheiligter Brauch. (Jeder Botschafter hat ja seinen Militär- und Marineattaché.) Da man annehmen kann, daß jedes Volk in dieser Kunst, die man für unentbehrlich hält, Ausgezeichnetes leistet, so wissen wahrscheinlich alle von allen fast alles, und das Resultat ist gleich Null. Sehr amüsant ist die Behauptung der Franzosen, daß ihre Agenten in deutsche Dienste traten und für teures Geld nur das verrieten, was französische Offiziere ihnen eingepaukt hatten. Sicher wiederholen sich solche Scherze oft genug. Der Verräter schielt immer auf beiden Augen, und nichts läßt sich so leicht zum Quadrat erheben wie der Betrug. Ein Gaunerstückchen frißt dann das andere auf.

Um so läppischer ist die Spionenfurcht, die alle Welt erfaßt hat und bisher nur Deutschland verschont zu haben scheint. Begreiflich ist sie noch bei Russen und Amerikanern. Sie haben es mit den gelben Schleichern, mit einem ganzen Volk geborener Spione zu tun. Die japanischen Schlitzaugen scheinen am schärfsten zu spähen; sie haben in wenigen Jahren den ganzen Westen ausspioniert. Und so scharf ihr Blick, so flink die Nachahmerhände dieser unergründlichen Schweiger. Aber die Angst vor den deutschen Spionen in London und in Paris! Sie wäre nichts als Wahnsinn, würde sie nicht von pfiffigen Parteien weidlich ausgenützt, hier von der ungeduldig lauernden Opposition der Regierung, dort von einer hungrigen Militärverwaltung. In London wird jetzt König Eduards Lieblings-Rührstück „Eines Engländers Heim", dessen Abgeschmacktheit und märchenhafte Dummheit das Berliner Premierenpublikum nicht bis zum Schluß ertragen konnte, von einem neuen, noch humorloseren Invasionsdrama, „A Nation in arms," verdrängt, das ein Offizier der Territorialarmee gedichtet und Feldmarschall Lord Roberts für die Bühne eingerichtet hat.

Wir sind gewohnt, laut aufzulachen, wenn man uns erzählt, die Engländer glauben, ein ganzes Heer deutscher Soldaten sei über das Inselreich verstreut, und die Grenadiere steckten alle in Kellnerfräcken. Oder wenn wir den armen General Durant hören, den Kommandanten von Chalons sur Marne, dem sie ja wirklich eine funkelnagelneue Mitrailleuse vor der

Nase weggestohlen haben und der sich seither von einem Schwarm verkleideter deutscher Offiziere umschnüffelt wähnt, in jedem aufmerksamen Hirten, in jedem schwitzenden Ackerknecht, in jedem redseligen Weinreisenden deutsche Spione wittert, ja sogar jede Dirne für eine Sendbotin des deutschen Generalstabs hält. Wir lachen. Aber es sind doch nicht unbedenkliche Zeichen. Am mißtrauischesten ist, wer selbst nichts Gutes im Schilde führt. Und sollte auch das nicht zutreffen: wer sich im dunklen Walde verfolgt glaubt, schießt leicht seine Pistole ab.

Deutschland wird jetzt von Spionen ganz anderer Art heimgesucht, und sie sind leider keine Phantome, sondern schmierige Wirklichkeit. Es ist kein behaglicher Gedanke, daß sich hier seit Jahren russische Polizeispitzel der schlimmsten Sorte herumtreiben durften, daß der wackere Landesen-Harting in Berlin längere Zeit sein Denunziantengeschäft besorgt hat und die Pseudorevolutionärin Sinaida Jutschenko-Gerngroß von der russischen Regierung nach Berlin, Leipzig und Heidelberg geschickt worden ist und von hier aus, wie sie mit Stolz bekennt, viele Opfer ans Messer geliefert hat. Zwar haben wir selbst erst gerade jetzt eine übel duftende Zeit überwunden, in der es Mode zu werden schien, öffentliches und privates Leben durcheinander zu wirbeln, durch Schlüssellöcher in Schlafzimmer zu stieren und geheime Winkel mit der Detektiv-Laterne abzusuchen. Solche Sitten der Notwehr können und dürfen sich nicht einbürgern. Im Volke wacht ein gesunder Haß gegen jede Angeberei, und sein Sprichwort sagt: „Vom Verräter frißt kein Rabe." Auch der rollende Fluch Hoffmanns von Fallersleben gegen den größten Lumpen im ganzen Land lebt im Volksmund.

Rußlands politische Polizei liebte es seit je, Deutschland mit Aufpassern zu beglücken. Schon Anno 17 hieß es vom russischen Staatsrat Kotzebue, er sei mit einem Jahresgehalt von 15000 Rubel nach Deutschland geschickt worden, um hier die patriotischen Schwarmgeister zu verhöhnen und dem Kaiser Alexander über die politischen Vorgänge Geheimberichte zu senden, und der alte Intrigant mußte dem Dolche fanatischen Hasses erliegen. Heute werden die Spione über die Grenze gejagt, um Verschwörungen aufzuspüren oder, wenn der größere Ruhm der Polizei es verlangt, sie selbst anzuzetteln und dann zu enthüllen. Jeder Fiesko muß mit dem schwarzen Schuft rechnen, der ihn verrät, und mit dem Verrina, der ihn vom Galeerenbrett hinunterstoßen will. Immer standen Verschwörer und Spione in einem Haufen, und es war oft fast unmöglich, zu entscheiden, welcher Verschwörer ein Spion und welcher Spion ein Verschwörer sei. Auch der Revolutionär Wladimir Burzew, der die Spitzel überspitzelt und die Entlarver entlarvt, ist eine unheimliche Erscheinung, die wieder einmal zeigt, wie verwandt die Fähigkeiten des Komplotteschmiedens mit den Künsten des Detektivs sind, und warum die beiden bruderfeindlichen Welten immer in so verhängnisvoller Weise verstrickt erscheinen.

Jede Revolution ist eine rechte Menschenjagd, und im heißen Wirrwarr ist es nicht leicht zu erkennen, wer der Jäger und wer das Wild ist. Fast jede Revolution kennt auch die Agents provocateurs, die die Menge zum Äußersten aufstacheln, damit die Reaktion um so schneller, um so sicherer komme. Auch in Paris glaubte man, als sich im Sommer 1794 die Hinrichtungen wahnwitzig häuften und manchmal hundertundfünfzig Angeklagte hintereinander zur Guillotine geschleppt wurden, nicht ohne Grund, daß ein Royalist, ein Agent von Batz, im Sicherheitsausschuß die Leute aufreize, um die Republik ganz unmöglich zu machen. Als die Berliner Demokratie am 25. September 1848 eine Erhebung plante, da hat in der Tat ein fanatischer Junker, Graf Breßler, die Arbeiter zum Barrikadenbau angefeuert, weil er die schnelle Beseitigung der Nationalgarde und ein scharfes Dreinfahren des Militärs herbeiführen wollte. Er wurde verhaftet und vom Gericht wegen Aufreizung zum Tumult zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Mit solchen fanatischen Monarchisten möchte sich die Bluthündin Sinaida Jutschenko in eine Front stellen. „Ich sah und sehe noch in der Regierung die schaffende Kraft zur Erneuerung meines Vaterlandes. Ich bin stolz darauf, diese unfähige revolutionäre Gesellschaft vernichten zu können." Daß sie ihre leichtgläubigen Freunde höhnt, die sie ohne Burzews Warnung noch nach ihrem Tode als Revolutionsheldin gepriesen hätten, das haben sie verdient. Aber nur mit Ekel kann man die Beichte dieser todesmutigen Idealistin lesen, die, wie sie sagt, „selbstverständlich von der Polizei ein hohes Gehalt bezog", den Verschwörern mit eigener Hand Bomben zuschleppte, um sie eine Stunde später mit dem Mordwerkzeug verhaften zu lassen, die ihnen fürsorglich Rocktaschen zur Verbergung der Revolver nähte und ihre Köpfe dann dem Henker auslieferte. Von Berlin aus hat sie Hunderte denunziert, die ihr blind vertraut hatten. Hier saß die Spinne lange genug. Jetzt gilt es, Deutschland von diesen giftigsten Schmarotzern der von der russischen Polizei heute gedrosselten, morgen gezüchteten Revolution gründlich zu säubern. Es hätte längst geschehen sollen, ehe die Pest zu riechen war.

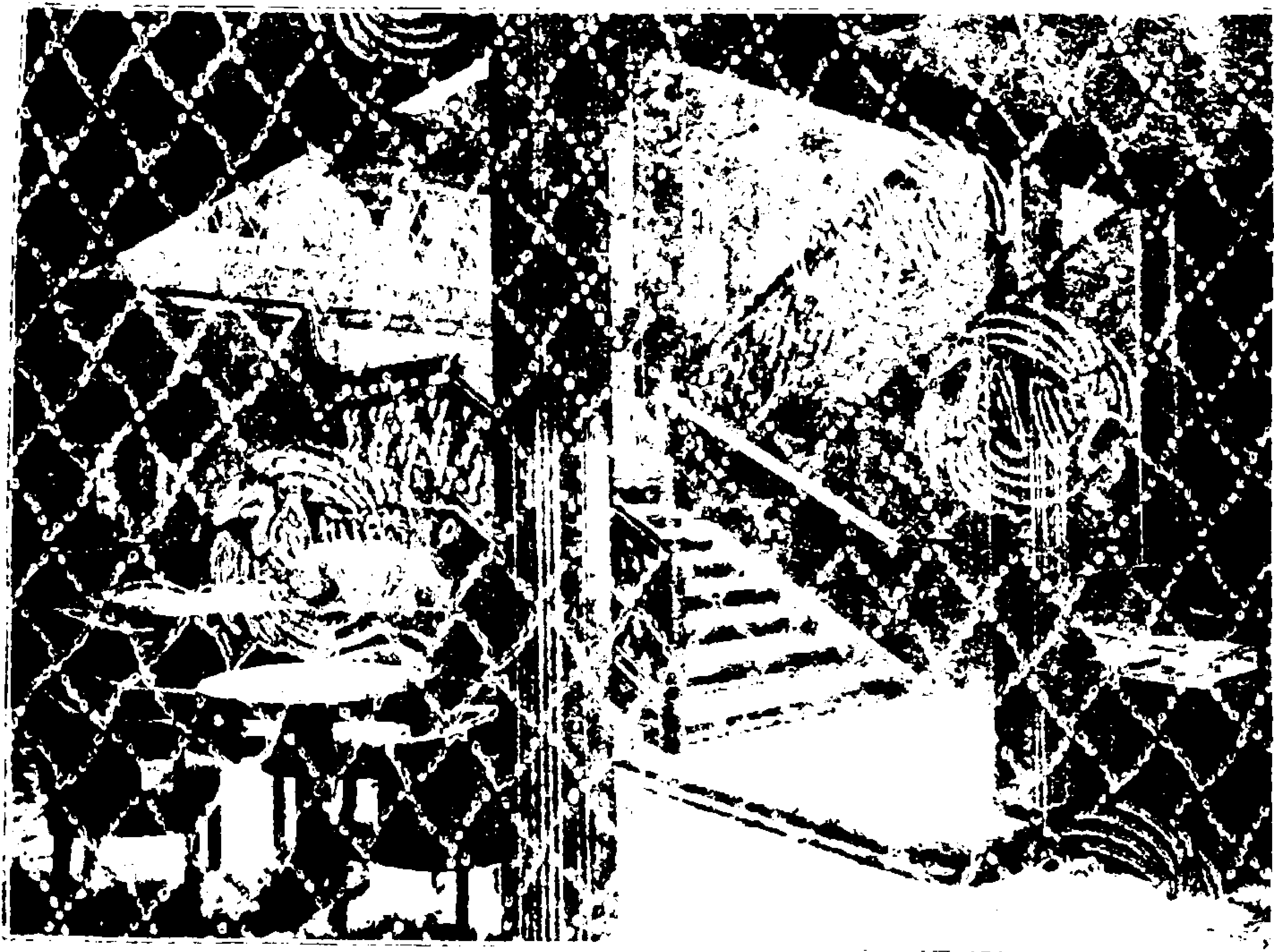
Josef Adolf Bondy

Zur Kultur der Gesinnung und des Geschmackes

Ohne Optimismus darf man feststellen, daß die lange Entfremdung zwischen der Kunst und der Kirche sich abzuschwächen beginnt. Die „Düsseldorfer Ausstellung für Christliche Kunst" könnte beinahe wie eine offizielle Versöhnung ausschauen. Vielleicht ist es so. Nur genügt eben eine Änderung der diplomatischen Beziehungen keineswegs, um von heut auf morgen die Nacht zum Tag zu wandeln. So gab es denn in Düsseldorf wenig prinzipiell Neues zu sehen; wohl aber bekam man einen ungefähren Überblick über das Terrain, das es nun mit frischen Kräften zu bestellen gilt. Gutes, altes, der Ausbildung noch fähiges Material hatte man zusammengetragen und ihm die hoff-



Thorn-Prikker: Kain und Abel
(Von der Ausstellung für christliche Kunst in Düsseldorf)



Bruno Paul: Rauchsalon auf dem Lloyddampfer „George Washington"

Zum Aufsatz von Robert Breuer



[illegible] eine rechte [illegible] ßen Wur- [illegible] zu erkennen, [illegible] wer das Bild [illegible] lernt [illegible] provocateurs die die [illegible] aufstacheln, [illegible] um so schneller, [illegible] so sicherer komme. Auch in Paris glaubte man, als sich im Sommer 1794 die Hinrichtungen wahnwitzig häuften und manchmal hundertundfünfzig Beklagte hintereinander zur Guillotine geschleppt wurden, nicht ohne Grund, daß ein Royalist, ein Agent von Batz, im Sicherheitsausschuß die Leute aufreize, um die Republik ganz unmöglich zu machen. Als die Berliner Demokratie am 25. September 1848 eine Erhebung plante, da hat in der Tat ein fanatischer Junker, Graf Breßler, die Arbeiter zum Barrikadenbau angefeuert, weil er die schnelle Beseitigung der Nationalgarde und ein scharfes Dreinfahren des Militärs herbeiführen wollte. Er wurde verhaftet und vom Gericht wegen Aufreizung zum Tumult zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Mit solchen [illegible] machte sich die [illegible] meines [illegible] darauf [illegible] Gesellschaft [illegible] Daß sie [illegible] höhnt, [illegible] nach ihrem [illegible] Revolutionsheldin [illegible] gaben sie verdient. [illegible] Erst kann man die [illegible] dieser todesmutigen Menschen [illegible], die, wie sie sagt, „selbstverständlich von der Polizei ein hohes Gehalt bezog“, den Verschwörern mit eigener Hand Bomben zuschleppte, um sie eine Stunde später mit dem Mordwerkzeug verhaften zu lassen, die ihnen fürsorglich Rocktaschen zur Verbergung der Revolver nähte und ihre Köpfe dann dem Henker auslieferte. Von Berlin aus hat sie Hunderte denunziert, die ihr blind vertraut hatten. Hier saß die Spinne lange genug. Jetzt gilt es, Deutschland von diesen giftigsten Schmarotzern der von der russischen Polizei heute gedrosselten, morgen gezüchteten Revolution gründlich zu säubern. Es hätte längst geschehen sollen, ehe die Pest zu riechen war.

Josef Adolf Bondy

Zur Kultur der Gesinnung und des Geschmackes

Ohne Optimismus darf man feststellen, daß die lange Entfremdung zwischen der Kunst und der Kirche sich abzuschwächen beginnt. Die „Düsseldorfer Ausstellung für Christliche Kunst“ könnte beinahe wie eine offizielle Versöhnung ausschauen. Vielleicht ist es so. Nur genügt eben eine Änderung der diplomatischen Beziehungen keineswegs, um von heut auf morgen die Nacht zum Tag zu machen. So gab es denn in Düsseldorf wenig prinzipiell Neues zu sehen; wohl aber bekam man einen ungefähren Überblick über das Terrain, das es nun mit vereinten Kräften zu bestellen gilt. Gutes, altes, der Ausbildung noch fähiges Material hatte man zusammengetragen und ihm die hoff-



Thorn-Prikker: Kain und Abel
(Von der Ausstellung für christliche Kunst in Düsseldorf)



Bruno Paul: Rauchsalon auf dem Lloyddampfer „George Washington“



Zum Aufsatz von Robert Breuer

nungsvollsten der jüngsten Versuche gesellt. Die Ausstellung bot Tradition und Perspektive.

An spezifisch kirchlicher Malerei war so gut wie nichts zu sehen; Altarbilder und Stationstafeln werden immer noch von Dutzendpinslern fabriziert. Nur ganz wenige Ausnahmen: Gebhardt, Uhde, Steinhausen, Hölzel und Corinth. Die Kreuzigung dieses derben Fleischmalers für die Kirche von Tölz ist künstlerisch eines der wertvollsten aller modernen Altarbilder. Das beweist aber nur die Armut unserer Zeit, vielleicht die Unmöglichkeit, eine wirklich reife, aus dem Erleben strömende kirchliche Kunst hervorzubringen; wobei zu erwägen bliebe, ob die priesterlichen Auftraggeber nicht schuldiger sind als die Maler. Einen Rubens und einen Tiepolo, auch einen Rembrandt würden die Kleriker heute noch nicht wieder gewähren lassen. Wesentlich anders steht es um die religiöse Malerei; biblische Motive wurden von Gebhardt und in weit höherem Maße von Uhde zu einer modernen künstlerischen Form ausgebildet. Problematisch hingegen ist wiederum jenes Streben, der neuen Mystik ein optisches Gewand zu gewinnen. Die Atmosphäre derer um Novalis und Maeterlinck in Gesichten zu verdichten, das nähert sich der gefährlichen Grenze verschwimmender Halluzinationen und kreisenden Weihrauches. Immerhin zeigte Düsseldorf die Werke einiger Künstler, denen es zu gelingen scheint, auf dem Triebsand dieser jüngsten, psychologischen, darwinistischen oder sonstwie destillierten Religionen einige Frucht anzubauen. Da wären: Thorn-Prikker, Toroop, Khnopff, Minne.

Auch die Architektur hat kirchlichen Aufgaben gegenüber während der letzten Jahrzehnte meist versagt; sie vermochte nichts als lahme Kopien und entgeistete Schemen herzurichten. Die wenigen erfreulichen Ansätze genügen kaum, einen neuen Frühling des sakralen Baus einzuläuten. Düsseldorf gab eine ungefähre Revue des bisher Geleisteten. Die Kirchen von Schilling und Graebener, die von Schumacher, die des trefflichen Theodor Fischer verdienen volle Beachtung. Obgleich nicht eine von ihnen so selbständig und zwanglos empfunden ist, wie der feine katholische Kultbau, den Otto Wagner bei Wien errichtete. Eine Klasse für sich bildet Behrens und sein Kreis. Zwar vermag der ästhetische Geometer nicht zu bauen, auch besitzt er kein Gefühl für das zentrale Wesen der Architektur, die Gestaltung des Raumes und die Gliederung kubischer Massen; indessen, er hat doch mannigfache Anregung für die Reinigung des formalen Instinktes und die Kultivierung des Geschmacks zu spenden. Sein Hagener Krematorium ist als Gebäude ohne Zweifel abzulehnen, aber es sollte dennoch von allen Architekten fleißig betrachtet werden. Von den Behrensschülern scheint Theodor Veit mit einer besonders glücklichen Anlage begabt; er befreite sich von der Dogmatik des Meisters, lernte aber genug von dessen Gefühl für die Linie.

Um das kirchliche Kunstgewerbe ist es noch schlimmer bestellt, als um den Kirchenbau. Auf der Ausstellung standen wundervolle

Monstranzen der Barockzeit, prachtvolles Altargerät; es hingen da sakrale Textile, Caseln und Stolen von berauschender Schönheit. Was bedeuten dagegen die wenigen neueren Versuche, ein halbwegs anständiges und nicht gar zu unwürdiges Altargerät, einigermaßen erträgliche Paramente zu produzieren. Es wird noch vieler Arbeit bedürfen, ehe die Kluft zwischen Kirche und Kunst wieder überbrückt ist.

* * *

In Dresden gab es eine große internationale Ausstellung für Photographie. Sie half wesentlich dazu, das Lichtbild gegen die Kunst abzugrenzen, und war somit ein bedeutender Fortschritt über jene Zeiten, da man allen Ernstes glaubte, mit Hilfe der photographischen Technik Kunstwerke hervorbringen zu können. Man meinte, durch allerlei Fortwischungen, Milderungen und Verschleierungen in den Fußstapfen Carrieres, Whistlers, selbst Rembrandts zu wandeln. Man übersah, daß das Kunstwerk in jedem Atom eine Offenbarung menschlicher Psyche, daß es die durch das Auge, die Muskeln und das Hirn determinierte Projektion einer Persönlichkeit ist. Man übersah, daß die Photographie in ihrem eigentlichen Körper stets und unbedingt das Produkt eines mechanischen Vorganges bleiben muß; daß sich an ihr nur bestimmte Garnierungen und geschmackvolle Akzente anbringen lassen. Im gemalten Bild spricht jeder Pinselstrich von der Art des Meisters; ein paar Farbflecken genügen, um den Künstler zu erkennen. Bei der Photographie läßt sich immer nur feststellen, wie der Operateur mit mehr oder weniger Geschick sein Objekt aufgestellt und zurechtgerückt, wie er es aus der Umwelt ausgeschnitten hat, wie er dann später an dem chemischen Niederschlag hier und da radierte. Wie wenig bedeutet für die Malerei die Entwicklung der Farbenfabriken. Wie intim aber ist die Abhängigkeit jedes Fortschrittes der „Kunstphotographen" von den Leistungen der Industrie, von den Linsen, den Salzen, den Papieren. Demgemäß: der Photograph muß darauf verzichten, den Malern Konkurrenz zu machen; er muß sich begnügen, technisch anständig und halbwegs geschmackvoll zu arbeiten. Die Dresdner Ausstellung stand unter dieser Erkenntnis. Das ergab sich vor allem aus dem prinzipiellen Trennen der Amateure von den Berufsphotographen. Die Liebhaber nämlich sind es, die am heftigsten nach der Gloriole Raffaels greifen. Sie halfen vor etlichen Jahren, die stumpf und liederlich gewordene Photographie aus dem Bann der Atelierpose und dem Ekel der versüßenden Retouche befreien. Nun glaubten sie, daß solch löbliches Tun eine Prometheustat sei und dauernde Genialität garantiere. Sie stürmten darauf los, und eine Flut von dilettantischen Kunstfexereien ergoß sich. Den Berufsphotographen hatte die Bedräuung durch die Amateure sehr gut getan; sie mußten sich mühen, ihr Handwerk zu bessern und zu verfeinern. Sie konnten nicht den Flug so hoch nehmen wie die Kameraästheten; sie mußten den profanen Wünschen der Auftrag-

geber stets gerecht werden. So blieben sie trotz einer gründlichen Renovation hübsch im Geleise und erlebten darum auch nicht den Ikarussturz, der die Amateure bei Dresden traf. Von nun an ist das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt: der Berufsphotograph arbeitet besser und gesünder als der keck experimentierende, technisch aber oft ganz unzulängliche Amateur. Natürlich tut das nicht jeder fürnehme Hofphotograph, wohl aber der tüchtige und gebildete Fachmann, der von der modernen Porträtmalerei und von den kunstgewerblichen Forderungen der Qualität und des Geschmackes sich belehren ließ. Den Amateuren aber sei der Rat gegeben, statt unnützer Tricks lieber wertvolle Eroberungen zu leisten. Sie sollten die Exaktheit des Apparates nutzen, um das Wachstum einer Pflanze, die Metamorphose der Insekten, vergessene Denkmale der Kultur ehrlich und korrekt aufzunehmen.

* * *

Der Norddeutsche Lloyd hat seinen neuesten Dampfer, den größten, den er je gebaut, den „George Washington", wiederum durch Meister des modernen Kunstgewerbes einrichten lassen. Früher waren die Riesen des Ozeans, diese technischen Kolosse, diese stählernen Dokumentationen des modernen Geistes, erfüllt von Zeugen längst dahin gegangener Tage, von Formen einer Zeit, die weder den Dampf noch die Elektrizität ahnte. Der Barock und das Rokoko standen in harter Dissonanz zu dem Fauchen der Maschine, dem majestätischen Schwung der Räder und dem rhythmischen Atmen der Ventile. Wenn jetzt Bruno Paul seine klaren und durchrechneten, seine gut trainierten und weltmännischen Möbel in den Schiffsbauch stellt, so fühlt man den inneren Zusammenhang des Salons und der Kabinen mit dem Kielraum, in dem die Feuer flammen und die Kraft gezeugt wird, die das schwimmende Hotel durch die Wellen schraubt.

Robert Breuer.

Kitzbühel.

Ein lächerlich unbedeutender Vorfall in Kitzbühel-Tirol hat nicht nur die lokalen Gemüter in Erregung versetzt (man könnte an Heines Wort über Aachen denken, wo die Hunde flehentlich um einen Fußtritt bitten, um aus der Langweile aufgerüttelt zu werden), sondern auch zu einer diskreten, diplomatischen Intervention des Deutschen Reiches beim neugebackenen Grafen Aehrenthal geführt. Ein deutscher Sommergast hißte vor Ankunft des österreichisch-ungarischen Thronfolgers eine deutsche Flagge auf seinem Wohnhause und wurde vom k. k. Bezirkshauptmann von Kitzbühel, der offensichtlich thronfolgerischer als der Erzherzog selbst fühlt und dessen Feinempfinden eine Chokierung des Prinzen durch die fremden Farben voraussetzte, mit Aufgebot der ganzen bezirkshauptmännlichen Macht, noch vor der hohen Ankunft veranlaßt, die Fahne einzuziehn. Bei dem engen Bündnisverhältnis der beiden Reiche war es begreiflich, daß die Wiener Offiziösen rasch ihr süßsaures Lachergesicht aufsetzten,

den verknöcherten Bureaukratismus des Bezirkshauptmanns ironisierten und ganz unnötigerweise versicherten, daß die reichsdeutschen Farben selbstverständlich beim Thronfolger keinerlei peinliches Gefühl ausgelöst hätten. Inzwischen demonstrierten auch die braven Kitzbüheler öffentlich gegen den Bezirkshauptmann — wahrlich genug an Genugtuung für den lächerlichen Vorfall. Der Reichsdeutsche erhob gleichwohl Beschwerde, die endlich zur Intervention der Botschaft in Wien führte. Damit war die Blamage gleichmäßig auf beide Parteien verteilt. Der vormärzliche Bureaukrat mit der k. k. Amtsbesorgnis, es könnten gewisse Farben an höchster Stelle mißfallen, ist ebenso eine Witzblattfigur, wie der Brustdeutsche, der da glaubt, es könnte dieser Abderitenvorfall an dem Staatenverhältnis oder an dem Ansehen Deutschlands irgend etwas locker machen. Die einzige, tatsächliche Folgerung aus der Kitzbühel-Affäre wird man sich beiderseits hüten in der Öffentlichkeit zu ziehn. Nämlich daß dieser zopfige Beamte, mehr als ihm selbst bewußt sein dürfte, der Träger des im ganzen Österreichertum immer latenten Dranges ist, sich gegen die Bemutterung seitens des Verbündeten Geltung zu verschaffen. Gerade der Reichsdeutsche sollte das Feingefühl haben, da er nun einmal der Stärkere im Bunde ist, sich dieses selbstverständlichen Rechtes, seine Farben zu hissen, im Lande des Schwächeren zu enthalten. Aber d. geht er lieber hin und beschwert sich über die Ungeschicklichkeit der schwächeren Hälfte — ad majorem gloriam Germaniae. . . . v. Stetten.

Münchner Brief.

„Es ist zu schön in eurem München!" versichern uns die Herrschaften von auswärts in allen Temperaments-Tonarten. Und es muß wahr sein; doch nicht mehr ohne Stirnrunzeln und tiefe Seufzer geschieht es, daß wir Ansässige den Spruch wiederholen: „Es ist zu schön. . ." Noch geht zwar die Sage um, ein kluger Münchner tue am besten, im Sommer daheim zu bleiben, weil die Stadt da am schönsten sei und Kultur- mit Naturfreuden inniglich vereinigen lasse, also mindestens doppelte Erholung darbiete, bei unermeßlicher Ersparnis an Geld und an schlimmen Sommerfrischen-Erfahrungen. Dies war einmal wahr, ist es aber nun leider durchaus nicht mehr. Der Münchner Sommer ist uns zu schön geworden.

Dem Fremdling kann er darum desto mehr empfohlen werden: das neue München bildet, mindestens im Hochsommer, voll und ganz und ausschließlichst einen einzigen Fremdentummelplatz. Das ists ja grade! Nur vor einem muß der arglose Münchenfahrer vertraulichst-dringlichst gewarnt werden: so er Freunde, Bundesbrüder oder teure Anverwandte an der Isar wohnen weiß, so rechne er nicht allzu sanguinisch auf herzensheißen Empfang noch auf dauernde Freudenausbrüche bei längerem Verweilen! Diese Anschluß-Kategorien sind in München gewiß nicht tiefer verroht als anderswo. Und es könnte sogar denkbar sein, daß bei einem Teil von ihnen die natürliche Güte alle Hemmungen besiegt, solang der Münchner Lenz mit Landregen,

Fröſten, Hagelſchlag und Gewitterrekords ob uns waltet. Aber ſpäter!

Man ſtelle ſich da draußen nur recht eindringlich vor, wie viel Bekannte alljährlich ebenfalls „durch München durch" kommen und gleichfalls dort Freunde haben oder zu haben glauben möchten! Man ermeſſe danach ſchätzungsweiſe, wieviele Reichsgenoſſen (vom Ausland ganz zu ſchweigen) aus allen Sonder-Vaterländern fort und fort ſich alter und älteſter Beziehungen zu Münchnern entſinnen oder ſolche Beziehung herſtellen, indem ſie ſich einfach ein paar einführende Zeilen auf die Reiſe mitgeben laſſen! Denn ſo einſam und unverſippt iſt doch wohl ſelten mehr ein mitlebender Deutſcher, daß er nicht irgendwo wenigſtens irgendeinen oder irgendeine wüßte, der oder die einmal irgendeine zu München ſeßhafte Perſönlichkeit kennen gelernt hat.

So iſt denn der liebe Beſuch von außerhalb für viele Bewohner der bayriſchen Hauptſtadt zu einem Schrecken geworden, wie es der weiland puniſche Feldmarſchall für die Kinder Roms wurde. Ich weiß eine ſonſt von Menſchenhaß nicht angekränkelte Familie, in deren Heim das Stichwort „Hannibal!" von Mund zu Mund geflüſtert wird und täuſchende Unbewohntheit durch alle äußeren Räume zaubert, ſobald auch nur e i n biederes Lodengewand, alſo preußiſcher oder ſächſiſcher Beſuch, in Sehweite auftaucht. Der dienſtbare Geiſt, der allein in die Front muß, hat dann ein- für allemal zu erklären, daß die Herrſchaften ſich zur Zeit auf einer Reiſe nach Spitzbergen befinden; die Wohnung werde mittlerweile friſch tapeziert. . . Aber freilich, dieſe Methode des Befreiungskampfes ſetzt eine ſtrategiſch ſehr bevorzugte Hauslage voraus, ein home, das recht eigentlich ein „castle" iſt. Die Anderswohnenden müſſen trotz tauſend Ausflüchten, Rückſichtloſigkeiten und Alibiverſuchen vieles leiden.

Nur die Beneidenswerten, die immer Zeit und immer geſellige Triebe haben, empfinden wenig davon. Die übrigen vom Münchner Bürger- und Künſtlertum fliehen neuerdings immer allgemeiner die Münchner Sommerherrlichkeit, ſolange ſie können, oder bringen doch ihre Familien in ländliche Sicherheit und blühen ſelber dahier tunlichſt im Verborgenen. Nicht nur aus Angſt vor unverhofften Beſuchern, auch aus Scheu vor der Herrſchaft der Fremden und der Fremdeninduſtrie im geſamten Stadtbereich. . .

* * *

„Herbſteln tut's, die Haſelnuſſ' ſein zeiti'": das Leiblied des Künſtler-Hauptquartiers in der Weinſtube beim Hofbräuhaus hat nun ſchon wieder volle Beſtätigung aus der Jahreszeit empfangen. Für Rückblick und Ausblick auf die Münchner Saiſonfreuden von geſtern und übermorgen, d. i. auf die Sommerszeiten 1909 und 1910, iſt jetzt die rechte Stimmung.

Fragen wir uns, was denn nun unſern ſommerlichen Frieden ſo erfolgreich zerſtört habe, ſo finden wir hauptſächlich drei neuere Erſcheinungen. Fremde zeigten ſich ja ſchon ſeit Jahrzehnten ziemlich zahlreich in München, doch das war ein Kinderſpiel im Vergleich

mit heute. Harmlose Touristen, die bei der Stadtpromenade noch nicht einmal den Eispickel zur Hand hatten, waren es und dankbare Biervertilger und gewissenhafte Bilderbetrachter. Erst seit die neuen drei Dinge inhaltschwer allmählich über uns kamen, sind die Fremdengruppen zu zahllosen Horden angewachsen, hat die kgl. bayrische Haupt- und Residenzstadt sich in die Fremdengroßstadt par excellence verwandelt. Die drei Dinge sind: die Mozart- und Wagner-Festspiele, die wir seit 1901 haben, zweitens das Künstler-Theater und drittens, dicht dabei und sogar drumherum, der neue Ausstellungspark auf der Theresienhöhe. Aber es gibt auch noch Nebendinge genug von verwandter Wirkung.

Man müßte ebenso blödsinnig wie rückständig sein, wollte man aus Liebe zu München ernstlich gegen all solche Bereicherung des Stadtwesens oder gegen das Herbeiströmen verstärkter Völkerscharen eifern. Münchens Entwicklung ist von dem Fremdenverkehr leider nicht mehr zu trennen und kann nicht Rücksicht nehmen auf unsere Träume von der großen Sommerruhe. Aber es ist nachgerade Zeit geworden, mit allem Nachdruck dies eine zu betonen, das heut allerdings manchem noch recht eulenspiegelisch klingen mag: München darf sich nicht zur europäischen Fremdenfalle auswachsen wollen.

Es darf nicht dazu herabsinken, im Hauptamt all das, was Könige und Künstler ihm verschwenderisch gespendet haben, industriehaft auszubeuten, indem es seine künstlerische Kultur schließlich nur noch als Material für lieblosen Verschleiß an die Masse wildfremder Snobs bewertet. Darf das schon deshalb nicht, weil es Raubbau treiben hieße; zerbröckelt die innere Berechtigung, so bleibt die große Saison nichts als eine Mode, und Moden haben bekanntlich nur eine Sehnsucht: vorüberzugehen!

*

Über die Bedeutung des Münchner Künstlertheaters wurde hier das Notwendige bereits gesagt, und zwar so, daß der relief-hypnose-freie Münchner jedes Wort unterschreiben kann. Max Reinhardt hat den Betrieb auch für die Zukunft, zunächst mindestens für den nächsten Sommer übernommen. Solange er die neue Stilbühne verwaltet, brauchen wir uns keine Sorgen um sie zu machen; zu hoffen bleibt nur, daß Reinhardt seine und seiner Künstler reiche Kräfte nicht an mehtere gleichzeitige Sommerunternehmungen zersplittere, auf daß die wiederholten Aufführungen von der Höhe der Premièren nimmer herabsinken mögen. Und solange die Münchner Maler und Musiker ihre Künste richtig gehend, d. h. dienenderweise, der dramatischen Dichtung zur Verfügung stellen, so lange kann dem Künstlertheater gewiß keine innerlich unmotivierte Fremdenanlockung nachgesagt werden.

Für die Mozart-Festspiele in dem entzückenden echten Rokokoraum des Residenztheaters und unter Felix Mottls Führung gilt dasselbe. Ein bißchen anders aber liegt gegenwärtig die Sache des Prinzregententheaters.

Die Wagner-Festspiele zum Einheitspreis von zwanzig Reichsmark müssen der allerschärfsten Kritik standhalten können. Wäre dieses Festspielhaus damals zustande gekommen, als Richard Wagner es dringend brauchte und wünschte, so ruhte jetzt ein Strahlenkranz von Wohlverdientheit und Ruhm auf seinem Giebel, darunter schlimmstenfalls gelegentliche Lässigkeit ungestraft durchgehen könnte. Bekanntermaßen jedoch wurde Wagners Weihetheater zu Bayreuth errichtet; weil die gefährlichste Höllenmacht auf Erden, die anmaßende Dummheit, in der anmutigen Verkörperung des Klerikal-Partikularistischen den Meister aus der Residenzstadt seines königlichen Freundes vertrieb.

Als dann, beinah zwanzig Jahre nach Richard Wagners Tod, der unternehmende Possart das Wagnerhaus auf München-Bogenhausens Höhe zustandebrachte, konnte es nicht mehr erweislich einem dringenden Bedürfnis der deutschen Kultur Genüge tun, mußte sogar mit dem Odium kämpfen, daß es dem Bayreuther Tempeldienst unberufenen Wettbewerb schaffe. Es gelang den Münchnern, alles Vorurteil zu überwinden und von Jahr zu Jahr einen glänzenderen Besuch zu erreichen. Doch dabei dürfen wir uns nie und nimmer beruhigen.

Es besteht, glaube ich, eine stillschweigende, uneigennützige Übereinkunft derer, die über Münchner Dinge schreiben (sogar der grimmsten berlinischen Zergliederer), daß sie dieser verrucht-lieben Stadt womöglich niemals Schaden bereiten mögen. Wer möchte da in währender Saison grundsätzlichen Tadel an wichtigen Erscheinungen des Münchner Lebens üben? Indessen, bis diese Zeilen an die Öffentlichkeit gelangen, ist die Festspielzeit des Prinzregententheaters ja beendet — und bis zum Beginn der nächsten ist Zeit, den nächst-greifbaren Mängeln abzuhelfen. So soll es nicht verschwiegen bleiben, daß die Festspiele heuer (und öfters auch in den jüngst-vergangenen Jahren) teilweise durchaus nicht auf festspielmäßiger Höhe standen, daß das böse Wort „Wagner-Industrie" nicht mit Unrecht geprägt wurde, mit einem Wort: daß eine Läuterung der „Richard Wagner Festivals" nicht mehr aufgeschoben werden darf und eine Neugestaltung entschieden in Angriff zu nehmen ist.

Mit Einzelheiten wollen wir hier nicht beschwerlich fallen, wollen auch der gegenwärtigen Hoftheaterleitung gern das Zeugnis ausstellen, daß sie beständig gerade für diese Festspiele so fleißig gearbeitet hat, wie die Verhältnisse es erlaubten. Aber diese Verhältnisse, deren Dasein dem gegenwärtigen Regime nicht zur Last gelegt wird, müssen gründlich geändert werden.

Mottl, der geniale Kapellmeister, muß endlich der Generalmusikdirektor, der er heißt, in des Wortes souveränster Bedeutung auch sein. Wenn das Elend mit den unberechenbaren Herren Tenören nicht zu wenden ist, so muß die Zahl der Festspiele halt erheblich vermindert werden. (Der Unfug, der seit einigen Jahren allsommerlich an verschiedenen Orten mit dem Titel „Festspiel" getrieben wird, verdiente ein eigenes grobes Kapitel.) Die Zahl der Proben bedarf dagegen entschiedener Vermehrung,

damit nicht öfters wieder peinliche „Unstimmigkeiten" und Flüchtigkeiten zu befürchten seien. Sollte dies zuviel Opfer an bezahlter Probezeit erfordern — um so mehr würde sich die Einschränkung der Spielzeit empfehlen.

Und schließlich: diese ganzen vielgerühmten Münchner Einrichtungen von Wagners Musikdramen schreien nach szenischer Neubeseelung. Ohne die Weisungen des theaterfühlsamen Meisters wesentlich zu mißachten, wäre das Spiel der Sänger, der Chöre, der Tänzer vielfach von unleidlicher, veralteter Konvention freizumachen. Und das Dekorationswesen (samt Kostümen und Requisiten), das durchweg noch kaum einen Hauch modernen Geists erfuhr, muß an vielen Punkten kleinliche Bemalerei, seltener auch zu wenig bedeutsame Beleuchtung, Raum-Unkunst durch das jeweilige Gegenteil ersetzen. In beiden Beziehungen ist von Reinhardt, in dekorativer vom Künstlertheater außerordentlich viel Anregung zu holen. Auf jeden Fall zwingen die Phänomene Reinhardt und Künstlertheater (ich sage nicht: „Reliefbühne") jede Bühne am selben Ort, die Schritt halten will, zu gewaltig frischem Ausschreiten.

Wird aber diese durchgreifende Verjüngung Wirklichkeit, erhalten wir im Münchner Prinzregententheater den ersten mustergültig neuen Wagner, so muß das wagnerische München künstlerisch über Bayreuth hinauswachsen; falls Jung-Bayreuth nicht etwa — sehr wider menschliche Voraussicht — in gleichem Streben mit- oder vorangehen sollte. Auf jeden Fall würde das Prinzregententheater durch wahrhafte, zeitgemäß durchfühlte und peinlich sorgsam durcharbeitete Wagner-Festspiele eine Kulturaufgabe erfüllen. Das neue Positive, das da geleistet würde, müßte ohne Zweifel auch mehr deutsche Kunstfreunde anziehen. Und wenn es dann — durch Subvention im großen — noch gelänge, den Eintrittspreis herabzusetzen oder — durch kräftige Erhöhung des Stipendienfonds — vielen kunstverständigen Nichtkapitalisten das Miterlebnis zu ermöglichen . . . doch zum Utopismus sind wir ja eigentlich nicht verpflichtet!

Bleibt noch der Fall Ausstellungspark. Er, der Park, wurde im vorigen Sommer mit der Ausstellung eröffnet, die vielsagend einfach nur „München 1908" genannt wurde. Da war ein starker, organisch aus dem Münchner Boden geborener und darum höchst fruchtbarer Grundgedanke: ein vornehmes Dokument der gesamten angewandten Kunst Münchens auf seiner gegenwärtigen Höhe zu schaffen. Nicht jedes Jahr kann ein gleichwertiges Programm gefunden werden. Recht verständiger Weise verzichtete man 1909 auf eine große Ausstellung. Sehr hübsche kleinere, wie die sehenswerte, reichbeschickte Japan-Schau[1]) und die Deutsche Brauerei-Ausstellung, überdies eine hohe Zahl sportlicher Schauspiele,

[1]) Das Nationalmuseum gab gleichzeitig eine Ausstellung köstlicher alter Porzellane zum besten, und im Glaspalast hing die „X. Internationale." D. B.

erwiesen sich als genügend zur Unterhaltung der Fremden.

*

Münchner Lebensfragen irgend künstlerischer Art sind keine Lokalfragen. Die echtesten Bierbajuvaren haben ja mit dem heutigen Begriff der Kulturstätte München weniger gemein als kultivierte Zeitgenossen in irgend einem Winkel der bewohnten Erde. Die Deutschen können in unserem wohlverstandenen München ihre Kunst- und Kulturhauptstadt haben, wie sie ihre politische Hauptstadt in Berlin besitzen. Dieses München ist eine Siedelung für sich. Keine andere Stadt im Reich braucht eifersüchtig auf München zu schauen; denn dessen Bestes, Schönstes, Einziges gehört den Bürgern jeder Stadt, die eines guten Kulturwillens sind.

So hilft Isarathen beständig — (ganz ungeachtet einiger altbayrischen Widerborstigkeit) — Nord und Süd einander näher zu bringen. „In diesem Sinne" wollen wir Wohlakklimatisierte mit dem überschwellenden Fremdenstrom gern zufrieden sein. Im selben Sinn aber fordern wir auch, daß nicht die Fremdenverkehrs-Industrie, d. i. die Herren Hoteliers nebst Unter- und Hintermännern, überheblich den Meister der Münchner Geschicke spiele. Maßgebend für und für sei einzig die lebendige Kunst!

Willy Rath.

Finanzpolitisches.

Unsern Staatspapieren geht es nicht gut. Diese Tatsache der fortgesetzten Verkäufe besonders in unsern Drei- und Dreieinhalbprozentigen ist mindestens so bedeutsam, wie die blühende Börsenphantasie von einem bevorstehenden Aufschwunge der Montanindustrie. Indem auch die ruhigsten Bankkreise die Kurse von Rheinstahl, Phönix, Luxemburgern usw. hinaufgesetzt haben, bessern sie zwar den Beschäftigungsgrad der deutschen Fabrikation nicht um einen einzigen Auftrag, aber desto leichter wird dann das große Publikum angeregt, kleine (!) Industrieaktien noch inmitten starker Steigerungen als preiswürdig anzusehen. Die Gewitzten engagieren sich also in Papieren mit einem weiten Markt, die Unerfahrenen in solchen mit einem ganz engen Markt. Auf der anderen Seite müssen Anlagewerte von der Seehandlung immer aufgenommen werden, was vielleicht seitens der reichen Verkäufer weniger ein Kursmißtrauen bezeugt, als die nüchterne Berechnung, daß an Reichsanleihe und Konsols für längere Zeit nichts zu verdienen sei. Aus dem Spiel bleiben jedoch noch die grundsätzlichen Bedenken, welche sich gegen unsere Finanzlage und sogar gegen die von der Regierung erwarteten Einnahmen aus den neuen Steuerquellen richten. Diese Bedenken sind in den ersten Geschäftskreisen natürlich in ausgiebigstem Maße vorhanden, ohne daß die Tagespolitik der Banken dadurch bestimmt wird. Indessen hinter dem Großkapital wohnen auch noch Kapitalisten: Rentner, Kaufleute, Fabrikanten, Techniker. Wahre Heere von praktischen und zugleich vordenkenden Menschen. Fast allen diesen wohnt nun nicht jene Geduld inne, wie sie Herren, die mit Geld handeln, von jeher entweder

zu besitzen oder zur Schau zu tragen pflegen. Und dort hat der Zweifel bezüglich unserer Finanzbasis und auch unserer Finanzentwickelung seit dem Siege König Heydebrands tatsächlich eingeschlagen. Weder glaubt man, daß die jüngsten Steuerquellen wirklich 450 Millionen einbringen, ganz abgesehen davon, daß die neubelasteten Gebiete ihre sonst höchst umfangreichen Bestellungen empfindlich einschränken, noch hegt man weiter die Hoffnung, daß unser Militär- und Marineetat endlich einmal nicht mehr anschwelle. Einerlei, ob man hyperpatriotisch oder, was ja auch genügt: einfach patriotisch fühlt, das Unterbewußtsein, wie Deutschland im schärfsten Trabe mit seinen ungeheuren Ausgaben vorwärtsstürmt, zehrt an uns und häuft unsere wirtschaftlichen Sorgen. Aus dieser Überzeugung heraus, von der unbedingten Mehrung unseres Schuldenwesens (drückende Steuern sind eben auch Schulden, die ein Land bei seinen Bürgern macht!) befürchtet man ein sinkendes Kursniveau unserer Staatspapiere. Wenn dann eines Tages in den Börsenberichten zu lesen ist, daß „heute" zum ersten Male wieder die Abgaben am Anlagemarkt nachließen, so kann man sicher sein, morgen oder übermorgen den Wiederbeginn der alten Misere zu erleben. Wahrheit geht über Begeisterung!

***

Die Strenge der Versicherungsgesellschaften ist seit kurzem durch einen besonders eigentümlichen Fall illustriert worden. Eines dieser Unternehmen enthält in seinen Lebenspolicen u. a. auch einen Paragraphen, der die Hinterbliebenen und Erben verpflichtet, den Tod des Versicherten aufs allerschnellste anzuzeigen. Solches war nun in einem Falle unterblieben, und die Folge zeigte, daß die betreffende Gesellschaft die Auszahlung der Versicherungssumme verweigerte. Natürlich Klage der von diesem Mißgeschick Betroffenen, die ihren Prozeß denn auch beim Landgericht gewannen. Anders jedoch das Reichsgericht, das unter ausführlicher Begründung jene Lebensversicherung von jeglicher Zahlung freisprach. Das ist eine das praktische Leben so tief verletzende Entscheidung, daß bedeutende Juristen gar nicht erst auf ein anderes Reichsgerichtspräjudikat bauen, zu dem bekanntlich sämtliche Senate zusammenzutreten hätten. Vielmehr meint man, daß bei nächster Gelegenheit ein anderer Senat das entgegengesetzte Erkenntnis fällen würde, mit jener bereits bewährten so geschickten Einkleidung, die das vorhergehende Urteil gar nicht als Präjudikat in ähnlicher Sache vorauszustellen brauchte. Soweit die deutschen Juristen! Andererseits ist aber nicht zu vergessen, daß hier ein Paragraph wirklich unterschrieben worden ist, der, er mag als tyrannisch, oder als sogar in vielen Fällen unausführbar gelten, doch seine wohlerwogenen Gründe für sich hat. Wie z. B. daß die Gesellschaft vor der Bestattung auf Section der Leiche zu bestehen wünschte. Freilich ist es unter allen Umständen mit der bedingungslosen Fassung jener verlangten und leider auch unterschriebenen Verpflichtung ein böses

Ding. Derartige Mängel mußten denn auch längst in der öffentlichen Kritik beleuchtet sein, bevor der Brunnen mit dem ertrunkenen Kinde endlich zugedeckt wird. Wie bleibt dies aber möglich, wenn das Publikum sich nicht daran gewöhnt, seine Privatverträge Satz um Satz zu prüfen und dann das, was ihm dabei ungeheuerlich erscheint, sofort in die öffentliche Diskussion bringt. Dieser einzige Weg des Heils wird eben vermieden, weil die meisten Bürger nur an sich selbst denken, anstatt an allem Bedenklichen zugleich das allgemeine Interesse richtig einzuschätzen.

***

Rußland braucht keine neue Anleihe, so versichern seine Offiziösen, denen man heute, nach dem Frieden zwischen Serbien und Österreich, schon Einiges mehr als sonst glauben darf. In der Tat, wenn selbst Spanien, inmitten seiner schlimmen Kämpfe gegen die Rifleute mit den älteren Extrakrediten auszukommen gedenkt, so brauchen gewiß die Herren in Petersburg wegen des bißchen Teheran keine neuen Millionen. In diesem Sinne klingt es auch unwahrscheinlich, daß die Regierung den Ankauf der Wladikawkasbahn um fünfzehn Jahr hinausschieben wolle. Man bekommt immer Geld zu solchen Verstaatlichungen, besonders sobald es sich um eine ganze Anzahl von Bahnen handelt, die ja ohne viel Mühe zusammen zu bringen wären. Und Eisenbahnanleihen, bei denen immer noch Extramillionen abfallen, sind keine Staatsanleihen, die vor allem den französischen Kapitalmarkt nachdenklich machen könnten. Übrigens hat gerade die Regierung bei ihren Banken seit vielen Wochen sehr große Summen stehen, für die sie den Zinsfuß höchst eigenhändig diktiert. Das kommt zwar nicht in die Öffentlichkeit, aber die russische Hochfinanz wird schon ihre Gründe dafür haben, dem Herrn Minister mehr Zinsen zu bewilligen, als sie selbst an solchen, nicht langfristigen Depositen verdient. Sind doch diese Beziehungen ähnlich wie in Paris, wo ebenfalls der Finanzminister seine Direktiven pünktlich befolgt zu sehen gewohnt ist, aber nur zu genau weiß, wie stark die leitenden Geschäftsleute sich hierfür an anderen Stellen zu entschädigen verstehen. Über die Erholung von Rußlands Kredit gibt es nur eine Stimme. Es ist das eingetreten, was die erfahrenen Besitzer, die ja selten ihre Kaltblütigkeit verlieren, über die schließliche Besserung der dortigen Verhältnisse in ihrer Voraussicht festgehalten haben. Und sogar die Industrie- und Bankpapiere des Zarenreichs, die damals von Franzosen und Deutschen niedrig gekauft wurden, können heute mit starkem Nutzen wieder hergegeben werden. Es lohnte sich schon, die Prophezeiungen wieder hervorzusuchen, die in jenen so hochgehenden Zeiten über die notwendige Verelendung des russischen Staatshaushaltes Zug um Zug in Berlin erschienen. Nicht etwa um noch nachträglich ein abscheuliches und schmählich zusammengebrochenes Regime zu loben, sondern um an einem gewaltigen Beispiel die unerschöpfliche Kraft großer Völker zu erweisen, über deren innere Fäulnis sich ja leichthin reden läßt.

***

Die Schmiergelderfrage kommt nicht zur Ruhe. Denn jede Firma, sobald sie selbst in dieser Beziehung einstweilen keinerlei Tätigkeit zu entfalten braucht, gefällt sich öffentlich in der Rolle der Angegriffenen. Wer also nur irgendwie für den wirklichen Wegfall dieses Stückes von Geschäftskorruption ist, sollte auch die Heuchelei aufdecken helfen, welche mit all dieser Entrüstung in vielen Fällen verbunden ist. Eine sorgfältige Liste solcher regelmäßigen Unregelmäßigkeiten würde sogar bei nicht nur sehr bedeutenden, sondern auch glänzend rentierenden Aktiengesellschaften das volle Einverständnis der Direktoren erweisen. Diese wissen oft ganz genau, daß die Provision an ihre Untergebenen den Preis der gelieferten Waren oder Maschinen nicht im mindesten beeinflußt, und freuen sich daher, ihren Lieferanten noch etwas abzwacken zu können. Es ist eine eigene Sache um den deutschen Geschäftskampf, der u. a. auch aus dem Umstande entsteht, daß viele nicht den Mut haben, an ihren Artikeln angemessen zu verdienen. Das klingt zwar barock, aber jeder Praktiker wird es bestätigen.

Pluto.

Zu unseren Bildern.

Fritz von Uhdes „Leierkastenmann von Zandvoort."

Wenn von Uhde gesprochen wird, denkt man fast immer nur an den Schöpfer von „Lasset die Kindlein zu mir kommen!", „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!", der „Heiligen Nacht", des „Abendmahls" und ähnlichen Werken, vergißt ganz, daß er auch als realistischer Maler schlechtweg seine großen Verdienste hat, einer der erfolgreichsten Vorkämpfer in der großen Bewegung der achtziger Jahre des verflossenen Säkulums war. Er ist mit Liebermann einer der ersten deutschen Maler gewesen, die zu den Fahnen des Freilichts schwuren, Bastien-Lepage, dem Popularisierer Manets, nacheiferten und nach dem Holland der Pieter de Hooch, Jan van der Meer, Metsu und Terborch das wirkliche Holland entdeckten. Man kann sich heut allerdings kaum vorstellen, daß ein so liebenswürdiges Bild wie „der Leierkastenmann von Zandvoort" einst beleidigend gewirkt habe. Aber vor einem Vierteljahrhundert entrüstete sich das Publikum in der Tat ernstlich darüber, daß ein Maler ihm zumutete, eine so vulgäre Szene, so plumpe, unschöne Kinder im Bilde anzusehen. Und ebenso unerfreulich wie den Gegenstand fand es die hellen und nüchternen Farben. Nun, die Zeiten haben sich geändert. Was damals eine unerhörte Neuerung war, ist heute etwas Gewohntes; was damals revolutionär wirkte, erscheint heut, wenn man es mit den Leistungen der Jüngsten vergleicht, beinahe zahm. Die kühnen Bahnbrecher von einst sind historische Persönlichkeiten geworden, deren Werke jetzt mit Respekt und sozusagen wissenschaftlichem Interesse betrachtet werden. Uhdes Schöpfungen bilden in dieser Beziehung indessen vielleicht eine Ausnahme. Ihr bester Reiz liegt gar nicht im Historischen, vielleicht nicht einmal im Malerischen, sondern in ihrer

Herzlichkeit. Sie geben mehr als ein Stück aufmerksam gesehener und getreu geschildeter Wirklichkeit; sie sind immer so etwas wie ein Bekenntnis oder Erlebnis. Was sie anziehend macht, ist der Mensch, der hinter dem einzelnen Werke steht.

Liebermann war es, der den mit ihm befreundeten Uhde ermuntert hatte, im Sommer 1882 nach Holland zu gehen, um in dessen malerischer Atmosphäre sich über den Begriff der Freilichtmalerei erst einmal ordentlich klarzuwerden. Kein Wunder, daß Uhde ein wenig in das Fahrwasser des Berliner Künstlers geriet. Aber die Ähnlichkeit ist doch nur sehr oberflächlich. Man sieht an seinen in Holland entstandenen Schöpfungen ganz genau, was ihn an Liebermanns Bildern künstlerisch gereizt: die Natürlichkeit des Ausdruckes, die jeden Gedanken an das Modell ausschließt und den Charme des Lebens in Vollkommenheit gibt. Und ihn zog an, was in seiner eigenen Natur lag, sonst hätte er Liebermann in dieser Richtung niemals erreichen können. Im übrigen gleicht er diesem sehr wenig. Ihm fehlt dessen Herbheit, sowohl in der farbigen Wiedergabe wie in der Auffassung der Wirklichkeit. Während man bei einem Liebermannschen Bilde nie sagen kann, was den Maler gegenständlich am meisten interessiert hat, macht Uhde gar kein Hehl daraus, was ihn in der Natur sympathisch berührte. Ihm ist der Gegenstand nie gleichgültig. Er wählt keinen, der ihm menschlich nichts sagt, und er wünscht immer, mit einem Bilde seine Empfindungen auszudrücken. Daher wird ein solches bei ihm fast stets zu einer kleinen Erzählung, zur Schilderung einer Art Begebenheit. Dieses Betonen seines persönlichen Empfindens aber hat Uhde grade zu einem so wirkungsreichen Apostel neuer künstlerischer Anschauungen gemacht. Indem er als Mensch die Herzen des Publikums gewann, gewöhnte er es an eine malerische Darstellung, die es zuerst abstoßend gefunden hatte. Daher erlangte er Anerkennung, ehe man sich um Liebermann überhaupt kümmerte.

Der Leierkastenmann ist vielleicht nicht das künstlerisch hervorragendste der im Anschlusse an den Aufenthalt in Holland entstandenen Bilder Uhdes, aber sicherlich das, in dem er sich seinem menschlichen Empfinden am meisten hingegeben hat. Als er 1882 in Zandvoort weilte, war das noch nicht der besuchte Badeort, der es heute ist. Das Erscheinen eines Leierkastenmannes bedeutete für die Kinder des kleinen Fischerdorfes damals ein Ereignis. In einem jetzt im Besitze Liebermanns befindlichen Bilde hat Uhde geschildert, welche Unruhe die fernen Klänge der Drehorgel bei der weiblichen Jugend einer Dorfstraße hervorrufen, wie die fleißigen Hände die eben noch so eifrig betriebene Arbeit fallen lassen, wie die Kinder und jungen Mädchen gespannt lauschen oder dem Leierkastenmann entgegeneilen. Ganz wundervoll hat der Künstler diese verschiedenen Stadien des Aufmerkens, diese instinktiven mehr oder minder lebhaften Bewegungen gegeben. Er konnte es sich nicht versagen, nun auch noch die letzte Wirkung der „Musik der armen

Leute" zur Darstellung zu bringen. Da steht nun der brave Drehorgelspieler mit seinem Instrument mitten auf der Dorfstraße. Hinter ihm die rote Backsteinwand einer kleinen Fischerkate, um ihn das junge Volk, das den Tönen lauscht oder neugierig das Bild an der Vorderseite des Leierkastens betrachtet. An der Hauswand lehnt ein Bursche neben seiner Mutter und versucht mit einer hübschen jungen Nachbarin eine Unterhaltung anzuknüpfen, und auf der Dorfstraße drehen sich, trotz der schweren Holzschuhe, zwei kleine Meisjes in roten verwaschenen Kleidern munter im Tanze, während ein halberwachsenes Mädchen zu den lustigen Klängen der Orgel emsig die Stricknadeln rührt. Das ist gewiß alles nicht sehr merkwürdig. Der Reiz des Bildes liegt beinahe ausschließlich in dem, was der Künstler von dem Wesen der Kinder erzählt. Nur auf einigen Schöpfungen Liebermanns findet man noch so kindliche Kinder; Kinder, die so gar nicht ahnen, daß sie gemalt werden, und sich daher vollkommen natürlich benehmen. Köstlich das kleine Ding, das, den Finger im Munde, mit großen Augen die beiden Tänzerinnen beobachtet! Und mit wieviel Humor ist die anmutige Unbeholfenheit des Tanzens zum Ausdruck gebracht! In solchen Zügen steckt mehr als nur das übliche Malerstudium. Da hat jemand die Kinder geschildert, der sich ganz in ihre Art, in ihre Gefühlsweise vertieft, der den Zauber der Kindlichkeit ganz warm empfunden. Das Werk Uhdes ist reich an so liebevoll gesehenen und wiedergegebenen Kindergestalten. Sie sind es vor allem, die seine Schöpfungen auch denen anziehend machen, die nicht imstande sind, deren künstlerischen Wert zu ermessen und zu begreifen. Und da das Menschliche im Kunstwerk allen Zeiten verständlich ist, werden Uhdes Bilder, und unter ihnen ganz gewiß auch der „Leierkastenmann von Zandvoort", auch von künftigen Geschlechtern noch mit Entzücken betrachtet und in ihrem Besten gewürdigt werden.

Hans Rosenhagen.

„Mutterglück" — der Titel erinnert an die sorglosesten Orgien herzig-schleimzuckriger Genremalerei. Aber Otto H. Engel darf es sich ohne Zagen erlauben, eins seiner prächtigen, frischen Friesenbilder mit so gefährlicher Unterschrift zu versehen. Seine gesunde, ernste und ehrliche Kunst ist immun gegen den Verdacht, durch Niedlichkeiten die Gunst der Menge erhaschen zu wollen. Es klingt eher fast wie ein lustiger Protest gegen die jagende Angst unserer Zeit vor allem, was nur von fern als Stoff, Inhalt, geistige, seelische, gemütliche oder phantastische Beziehung, kurz als „Literatur" in der Malerei bezeichnet werden könnte. Jede künstlerische Bewegung ist auch Gegenbewegung, und es ist nicht abzusehen, warum auf eine Epoche, die nur das Malerische in der Malerei sieht und alles verachtet, was darum herumliegt (und doch noch ins Herrschaftsgebiet der Malerei fallen kann), nicht auch einmal wieder eine andere Epoche folgen sollte, die ihre Kreise weiter schlägt. Engel darf solche Versuche wagen und einen scheinbaren Rückfall ins De-

freggertum riskieren, weil er niemals ins Erzählen hinabgleitet, sondern beim Darstellen bleibt. Weil er sich auch durch einen gegenständlichen Reiz nicht von der großen Hauptforderung ablocken läßt, die Farben-, Licht- und Luftwerte seines Themas gegen einander abzuwägen und zu ordnen. Weil er kein Novellist wird, sondern ein Maler bleibt. Daß er mit der Buntheit und leuchtenden Farbigkeit seiner niederdeutschen Bauernwelt, mit der Herbheit ihres Landes und der Klarheit der scharfen Luft, die darüber hinweht, auch den sehnigen Charakter ihrer Rasse und das Behagen ihres stillen Lebens schildert, kann seine Kunst nur bereichern.

*

Fritz Klimschs „Merkur" ist ein rechtes Denkmal der neuen deutschen Bildhauerliebe zur Kunst und Art der Antike. Wie in der Malerei, so ist auch in der Plastik die große Gegenströmung gegen Paris von Rom ausgegangen. Dort die Marées, Böcklin, Feuerbach; hier, von Marées angefeuert, die Volkmann, Klinger, Tuaillon und vor allem Adolf Hildebrand, an den die gesamte moderne Münchener Schule anknüpft. Klimsch gesellt sich hinzu. Doch er mischt andre Elemente bei. Der Frankfurter Künstler empfand in Berlin (lebhafter als die geborenen Berliner) die Grazie und Feinheit der norddeutschen Zopf- und Rokokobildnerei, die sich um Schadow gruppierte, und er erfuhr im Sezessionskreise die Anregungen von Rodin her. So kam eine eigene Verbindung zustande. Ein Neuklassizismus, dessen reine Formenabstraktionen gemildert sind durch Elemente einer sinnlichen und anmutigen Lebendigkeit, dessen Ruhe von einer inneren Bewegtheit modifiziert ist. Der sitzende Hermes ist ein ehrwürdiges Motiv, das in der Bronzestatue des ruhenden Götterboten im Museum zu Neapel seine älteste Ausprägung erfahren hat. Es bietet der menschenbildenden Hand des Plastikers hohen Reiz, den schlanken und behenden Herold, Hirten, Gymnastiker, Kunstfreund, Schriftgelehrten, Dieb und Kaufmann des Olympos, der nur in der ältesten Kunst als bärtiger, kräftiger Mann erscheint und sich dann bald verjüngte, so darzustellen, daß sein an schnellen Flug und unstete Wanderung gewöhnter Körper sich zu neuer Reise erholt. Für Klimschs persönliche Kunstweise ist es bezeichnend genug, daß er den Ruhenden modellierte, in dessen Muskeln- und Sehnenspiel sich schon neue Bewegung ankündigt. Ein runder Umriß von geschlossenem Rhythmus begrenzt und bändigt einen schönen Jünglingskörper voll zurückgehaltenen Lebens. M. O.

Aufruf

betr. Veröffentlichung Liliencronscher Briefe.

Im Einverständnis mit Frau Baronin Liliencron mache ich als testamentarisch eingesetzter Verwalter des literarischen Nachlasses von Friedrich Detlev v. Liliencron darauf aufmerksam, daß niemand außer der Baronin und mir das Recht hat, irgend welche Manuskripte des Dichters zu veröffentlichen. Dies gilt insbesondere auch für seine Briefe, selbst für die kleinste Postkarte. Da sie nach Form wie Inhalt ästhetischen oder literarhistorischen Wert haben, also den sogenannten Schriftwerk-Charakter aufweisen, sind sie der neueren Rechtsprechung zufolge urheberrechtlich geschützt; lediglich die Witwe des Dichters hat als seine Gesamt-Erbin die Befugnis zur öffentlichen Verwertung. Auch aus Gründen des sogenannten Persönlichkeitsrechtes hat einzig sie darüber zu entscheiden, inwieweit sich solche ursprünglich privaten, bloß für den Empfänger bestimmten Schriftstücke jetzt vielleicht für die Öffentlichkeit eignen, gleichviel ob ganz oder teilweise, ob urheberrechtlich geschützt oder nicht. Ich ersuche also alle Besitzer von Briefen oder sonstigen ungedruckten Manuskripten Liliencrons, sich wegen der Erlaubnis zur Veröffentlichung — auch wenn es sich nur um Bruchstücke handelt — entweder an die Baronin (Adresse: Alt-Rahlstedt bei Hamburg) oder an mich (Blankenese bei Hamburg) zu wenden. Jede unerlaubte Verwertung verbiete ich im Namen der Erbin; dies um so strenger, als der Dichter selber einen Abscheu vor der wahllosen Auskramung intimer Korrespondenzen hatte. Literarisch oder journalistisch achtbaren Wünschen werden wir selbstverständlich so sehr wie möglich entgegenkommen. Ganz besonders aber bitte ich auch solche Briefbesitzer, die nicht mit der Absicht einer Veröffentlichung auf eigene Hand umgehen, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen. Denn wir bereiten eine Ausgabe Liliencronscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor; und ich leiste Sicherheit für jegliches Material, das man uns zur Prüfung der Verwendbarkeit einreichen will.

R. Dehmel.

Illustrierte Bibliographie

Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Erster Band. Leipzig, Insel-Verlag.

Ein Menschenalter ist verflossen, seit (im Jahre 1875) der Leipziger Verleger Salomon Hirzel das kostbare dreibändige Werk „Der junge Goethe" herausgegeben hat, in dem die Dokumente für des Dichters Kunst und Leben in der vorweimarischen Epoche liebevoll zusammengetragen waren, jenes wunderbare Spiegelbild der Goetheschen Frühzeit, das in den chronologisch geordneten Gruppen der Briefe, Gedichte, Dramen und übrigen Werke uns von Frankfurt nach Leipzig, nach Frankfurt zurück und nach Straßburg, wiederum nach Frankfurt und nach Wetzlar führte, und weiter bis zu dem Augenblick, da die Schicksalsfahrt nach Thüringen angetreten ward. Die Zwischenzeit hat nun eine gewaltige Fülle neuen Materials gebracht, das Berücksichtigung verlangte. Vor allem

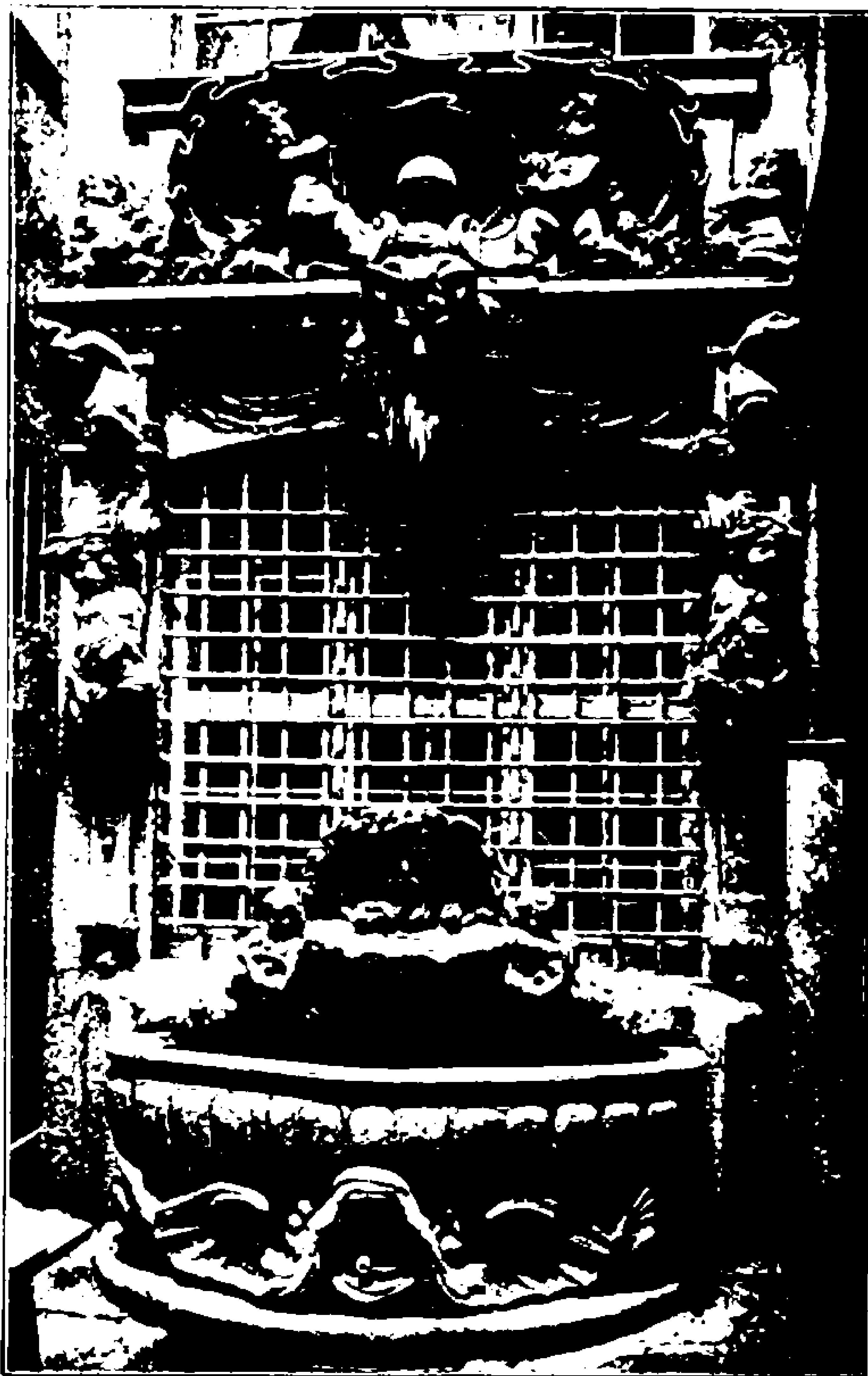
LIBER
Exercitiorum Germanicorum
Graecorum atque Latinorum
quae a Domino
Scherbio Praeceptore meo
aestimatissimo
dictata et a me
Jo: Wolfg. Goethe
versa sunt
Anno Christi Mens Jan.
1759.

Welche Übungen
so ehemals der Herr Conrector Reinhard
zur Nachahmung des Justins
denen Primanern privatim deutsch in
die Feder gegeben,
nunmehro aber von mir J. W. G. im
Monat Martz 1758 hinwiederum
abgeschrieben und übersetzt
Exercitationes quaedam
a Domino Conrectore Reinhard olim
ad imitationem Justini primanis
quibusdam privatim germa-
nice dictatae in
latinum convertendae, nunc a me
Joanne Wolfgang Goethe
denuo descriptae et proprio
Marte, quoad fieri potuit, e verna-
culo in romanum serm. traditae.

Aus Goethes Labores juveniles.
Nach einem Original aus der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.
(Aus „Der junge Goethe", neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Leipzig, Insel-Verlag)

zahlreiche wichtige Stücke der Korrespondenz, darunter an erster Stelle die geschlossene Masse der Briefe an Cornelie und an Behrisch, sodann die ältesten Knabengedichte, die Lyriksammlung des Buches „Annette“, das Tagebuch der Schweizer Reise, vor allem aber den Urfaust. Für bedeutende Jugenddichtungen der vordersten Reihe (Prometheus, Ewiger Jude u. a.) sind die Handschriften ans Tageslicht gekommen, die eine korrektere Textgestaltung ermöglichten. Auch für die schon früher aufgenommenen Briefe und Dichtungen ergab eine sorgfältige Kollationierung der Handschriften vielfache Verbesserungen der Texte. Dann aber wurde weiter Ausschau gehalten, und in dieser neuen Ausgabe des Inselverlages, der das Werk vom Verlag S. Hirzel übernahm, wurden nun einmal mit Vollständigkeit alle irgendwie überlieferten Leistungen und Betätigungen des jungen Goethe vereinigt: außer seinen Briefen und Schriften auch labores juveniles, Tagebücher, öffentliche Erklärungen und Anzeigen, Buchwidmungen, Einträge in Stammbücher und Matrikeln, ferner was von Gesprächen Goethes und sonstigen Persönlichkeitszeugnissen aus den Quellen sich für diese Zeit bis zum Herbst 1775 ergibt, endlich Goethes Radierungen und Zeichnungen aus der ersten Epoche.

Durch diese Erweiterungen schwoll das Material stark an, und die neue Ausgabe verteilt ihren Stoff darum auf fünf Bände, denen sich als sechster ein Kommentar anschließt, der auch das Zweifelhafte nachbringt und die Nachrichten über das Verlorene sammelt. Der



Altdresdner Hofbrunnen.
(Aus „Dresden“ von Paul Schumann. Berühmte Kunststätten Nr. 46. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.)

erste Band ist nun erschienen. Er geleitet uns bis zur Abreise nach Straßburg im Frühjahr 1770 und teilt sich in drei natürliche Partien: Frankfurt (bis September 1765), Leipzig (Oktober 1765 bis August 1768) und Frankfurt (September 1768 bis März 1770). Die Schülerarbeiten des Knaben Goethe,

beginnend mit Niederschriften aus dem März 1757, stehen an der Spitze; die „Mitschuldigen" von 1769 und einige Gespräche aus der zweiten Frankfurter Zeit machen gestellt hat, — eine „Einleitung", wie sie sich der literarhistorisch-philologischen Sitte nach bescheiden bezeichnet, in Wahrheit eine knappe Charakteristik des jungen Goethe,



August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, und König Friedrich Wilhelm I von Preußen. Gemalt von Louis de Silvestre 1730. (Aus „Dresden" von Paul Schumann. Berühmte Kunststätten Nr. 46. Verlag von E. A. Seemann. Leipzig.)

den Schluß. Vorausgeschickt aber ist eine Einführung von Max Morris, der seine umfassenden Kenntnisse, seine unbestechliche Sorgfalt und seinen rastlosen Fleiß dem Unternehmen zur Verfügung seiner Persönlichkeit wie seiner Werke, seiner Voraussetzungen und seiner Umgebung auf fünfundzwanzig Seiten, die zum Besten und Glänzendsten gehört, was seit Jahr und Tag über die große

Zeit der deutschen Dichtung geschrieben worden ist, eine Abhandlung voll klassischer Formulierungen persönlichsten Wertes, deren Lektüre einen seltenen Genuß bereitet. Man wird an keiner anderen Stelle eine Darstellung der Goetheschen Jugend finden, die feiner und würdiger auf sparsamstem Raum die Resultate langjähriger Studien und reichen Wissens zöge.

Eine Reihe von Abbildungen unterstützt den Text. Dem Titel gegenüber findet man, in vortrefflicher farbiger Nachbildung, die so ungelenke, aber so reizende kleine bunte Zeichnung Goethes, die ihn selbst in seinem Frankfurter Mansardenzimmer am Schreibpult zeigt. Zeichnungen und Radierungen der ältesten Zeit kommen hinzu sowie einige Reproduktionstafeln nach den Schülerheften, von denen wir durch die Freundlichkeit des Inselverlages (dessen geschulter Geschmack der Ausstattung des Werkes zugute gekommen ist) unsern Lesern hier eine Probe vorführen können.

* * *

Paul Schumann: Dresden. (Berühmte Kunststätten Nr. 46.) Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

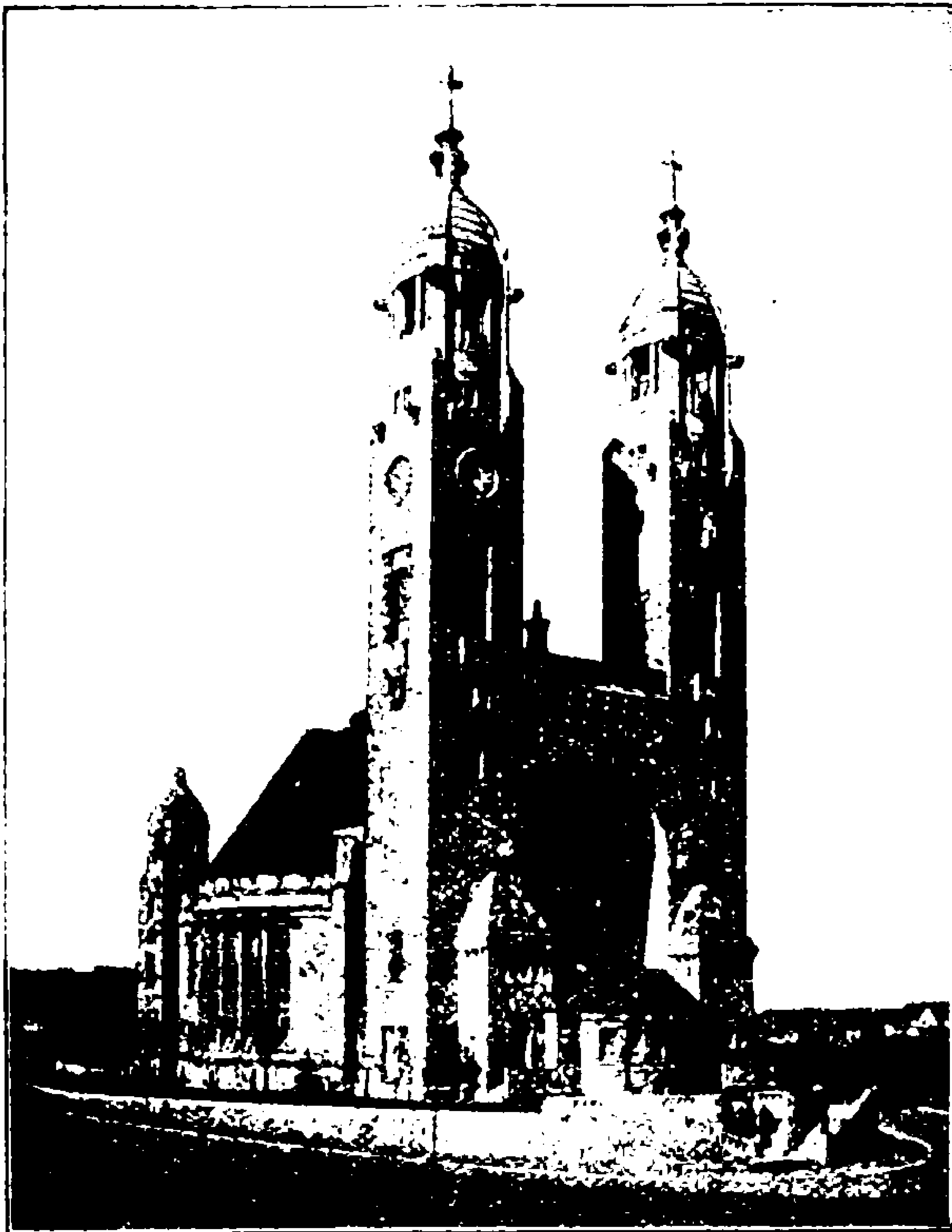
In der ausgezeichneten Serie dieser Seemannschen Bände ist der über Dresden bisher schmerzlich vermißt worden. Doch was so lange gedauert hat, ist nun auch wahrhaft gut geworden. Paul Schumann, ein vorzüglicher Kenner der sächsischen Hauptstadt, ihrer Kunst und ihres Lebens, ihrer Geschichte und ihres Wesens, seit Jahr und Tag eine führende Persönlichkeit in der Dresdner Kunstkritik und so auch mit den Bedürfnissen der Gegenwart wie denen des ungelehrten Lesers wohl vertraut, hat die Aufgabe übernommen, auf dem knappen Raume, der hier zur Verfügung



Max Klinger · Grabdenkmal auf dem Tolkewitzer Friedhof bei Dresden
(Aus „Dresden" von Paul Schumann. Berühmte Kunststätten Nr. 46. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.)

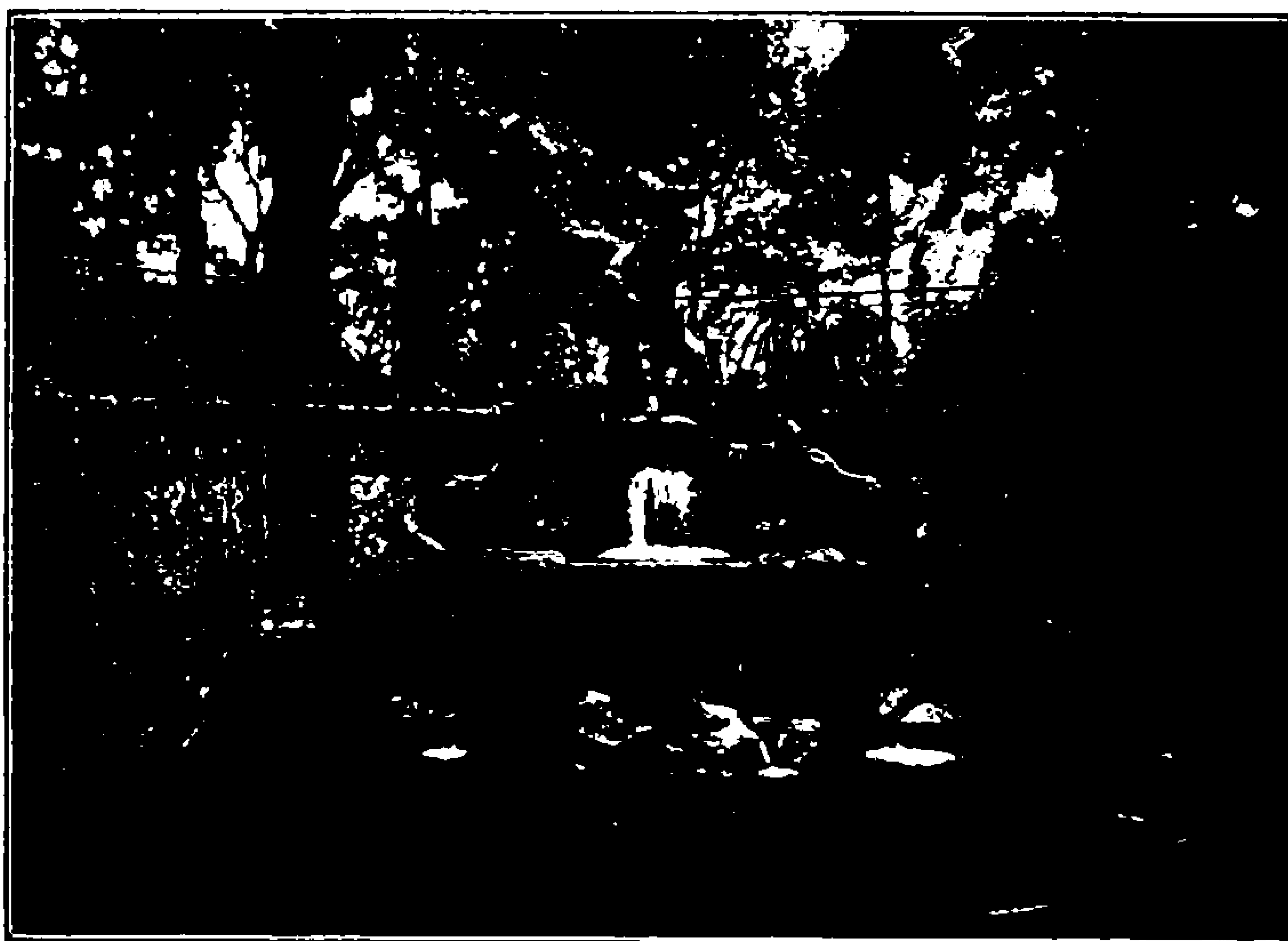
stand, ein umfassendes Bild vom Werden und Wachsen wie von der heutigen Physiognomie der zierlichen Residenz zu geben. Ein schweres, aber auch dankbares Amt; denn die Freude, so meint man, die der Leser und Betrachter dieser Schilderung und dieser sorgfältig gewählten Abbildungen empfindet, muß auch dem Verfasser selbst die Feder geführt haben. Auf gut gemauertem kunsthistorischen Fundament erhebt sich die Darstellung Dresdens,

den Nahen wie den Fernen eine vorzügliche, praktisch ungemein brauchbare Einführung in den Reichtum seiner Schönheiten und Kostbarkeiten. Das Mittelalter tritt als Prologus auf. Das sechzehnte Jahrhundert bringt die Renaissance heran, und wie in zahlreichen anderen Residenzen wird auch an der Elbe die Burggeschichte des Schlosses eine Stadtgeschichte in nuce. Die erste bedeutende und großartige Entfaltung der Dresdener Kunst setzt ein, in Architektur und Plastik, Malerei und edlem Gewerbe. Das siebzehnte Jahrhundert ist dann dem Kunstleben Dresdens im ganzen nicht sonderlich günstig gewesen (im Gegensatz zu vielen andern deutschen Städten, besonders zu Berlin). Aber das achtzehnte bringt erst die glänzendste Epoche; in dem umfangreichen Kapitel, das ihm gewidmet ist, ruht der Schwerpunkt des Schumannschen Werkes. Das Dresden der Semperzeit stellt dann eine bedeutsame Nachblüte dar. Und die Gegenwart bietet das für norddeutsche Verhältnisse seltene und überraschende Bild, daß eine Groß-



Christuskirche in der Dresdner Vorstadt Strehlen, erbaut von Schilling und Gräbner.
(Aus „Dresden" von Paul Schumann. Berühmte Kunststätten Nr. 46. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.)

stadt und Königsresidenz unter dem fördernden Schutz einer verständnisvollen Regierung die gesunden Gedanken der modernen Kunst in tüchtige Taten umsetzt. Von diesen Wandlungen einer halbtausendjährigen Entwicklung vermittelt Schumann ein überaus lebendiges Bild, das mit der geschichtlichen Rundschau geschickt den Hinweis auf die zukunftskräftigen Keime des Neuen vereint und auf die kluge Art, wie man in Sachsen heute die Probleme des Städtebaus und der Kunstpflege behandelt. Die Übersichtlichkeit der Schilderung wird gefördert durch kurz formulierte Schlagworte, die wie Kapitelüberschriften den einzelnen Abschnitten vorangestellt sind. Die Ausstattung im Druck wie in der Illustration (oft Abbildungen wenig bekannter und nicht ohne weiteres zugänglicher Originale) ist von der Verlagshandlung wieder mit ihrer oft gerühmten Sorgsamkeit durchgeführt worden.



Brunnen im Brühlschen Garten zu Dresden.
(Aus „Dresden" von Paul Schumann. Berühmte Kunststätten Nr 46. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.)

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32. Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Ein Weib.

(Heinrich Heine.)

A woman.

English translation by Julia v. Bose.

Christian Sinding.
Lieder und Gesänge Nº 5.

Leidenschaftlich. (M. M. ♩. = 60.)

Gesang.

PIANO.

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
They both loved each other so tenderly,

Mit Bewilligung des Originalverlegers Herrn Robert Forberg, Leipzig.

Spitzbü - bin war_ sie, er war ein Dieb_

She was a swindler, a bold thief was he.

p

Wenn er Schelmen - streiche machte, sie warf sich auf's Bett und

When he knav - ish tricks was af - ter, she shook on her bed with

f

tr

lach - - - - te.

laugh - - - - ter.

f

f *poco rit*

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

a tempo

non legato

p

p

f

cresc.
p staccato

ritard

Der Tag verging in Freud' und Lust, des

Thus full of plea-sure was the day at

p

non leggato

Nachts lag sie an sei - ner Brust Als man in's Ge - fäng - nis ihn

night u - pon his breast she lay. And when they put him in - to

staccato

brach - te, sie stand am Fen - ster und lach - te.

pri - son from her win-dow she laughed in de - ri - sion

f

rit.

ritenuto

Er liess ihr sa - gen: O komm zu mir, ich seh - ne mich so
He sent a mes - sage: oh come to me, with all my heart I

sehr nach dir, ich ru - fe nach dir, ich schmachte - te, sie
long for thee, Yea un - to thee call I dai - ly; She

schüttelt' das Haupt und lach - te. Um sech - se des Morgens
shook her head laugh - ing gai - ly. They hanged him at six the

ff *p*

ward er ge - henkt, Um
ve - ry next day. At

mf

5758

sie - ben ward er in's Grab ge - senkt.
se - ven o' clock in his grave he lay.

p

Sie — a - ber schon um ach - te trank ro - ten Wein und
She — but an hour — af - ter drank wine and shrieked with

f

lach - - te.
laugh - - ter.

fz

marcato

fz

ff

ffz

Ped. * Ped. *

Träumerei.

Tranquillo.

Rob. Hermann, Op. 15. № 2

Mit Bewilligung des Komponisten als Manuskript erstmalig abgedruckt.

Zu den Musikbeigaben.

Christian Sinding und Robert Hermann.

Um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der internationale Ruf des norwegischen Tondichters Edvard Grieg wohl seinen Höhepunkt erreicht hatte, erregten einige Kompositionen eines seiner Landsleute allgemeines Aufsehen. Es war dies Christian Sinding, dessen ältere Brüder Otto und Stephan als Maler und Bildhauer sich damals bereits einen großen Namen gemacht hatten. Nicht lange dauerte es, so war Christian Sinding, auf den Norwegen jetzt mindestens ebenso stolz wie auf Grieg sein kann, eine europäische Berühmtheit, ja, auch in Amerika fand er mehr als Beachtung, was am besten aus der Tatsache erhellt, daß sein prächtiges in der Edition Peters erschienenes Klavierstück „Frühlingsrauschen" (op. 32, Nr. 3) in etwa fünfzig unberechtigten Nachdrucken dort verbreitet wurde.

Fragen wir uns, wodurch Sindings Tondichtungen so rasch den Weg ins große Publikum gefunden haben, so dürfte es in erster Linie der in ihnen wohnende große Zug und ihre ungemeine Frische und Natürlichkeit sein. Das kecke, flotte und selbst um Reminiszenzen unbekümmerte Darauflosmusizieren ist so recht Sindings Art, der übrigens in seiner Harmonik und besonders in seiner Rhythmik sehr abwechslungsreich und oft durchaus individuell ist. Auch ist er ein Meister in der Kunst, den Ausdruck zu steigern, dabei in der äußeren Form immer vollendet; vor allem sucht er seinesgleichen in der Erfindung von Klangreizen. Den Nordländer verleugnet er recht häufig nicht, doch ist er im Gegensatz zu Edvard Grieg in seiner Kunst hauptsächlich Kosmopolit; er hat übrigens ebenso wenig wie der von ihm ungemein verehrte Grieg weder seinen Liedern noch Klavierstücken heimatliche Volkslieder direkt zugrunde gelegt, versteht es aber vortrefflich, wenn er es erforderlich findet, den Stil der altnorwegischen Volksmusik nachzuahmen.

In seinem Schaffen bevorzugt er die großen Formen, also Orchester- und Kammermusik; er hat aber auch einen reichen Schatz vortrefflicher Klavierstücke und sehr ansprechender Lieder veröffentlicht. Aus diesen habe ich für unsere Musikbeilage das derbrealistische, für den Vortrag recht dankbare, durch Feinheiten im einzelnen ausgezeichnete „Ein Weib" (Heinrich Heine) gewählt, mit dem z. B. Aino Ackté immer einen sensationellen Erfolg erzielt; ich bedaure nicht gleichzeitig auch „Die Anemonen", das von echt nordischer Schwermut erfüllte Lied „Es schrie ein Vogel" oder auch „Vögel sind geflogen" darbieten zu können.

Um freilich Sinding in seiner

ganzen Eigenart, zu der übrigens auch eine ausgesprochene Vorliebe für Anklänge an Wagner, namentlich an dessen „Meistersinger von Nürnberg" gehört, kennen zu lernen, ist nähere Beschäftigung mit seinen größeren Werken unbedingt nötig. Von diesen seien hier angeführt die beiden Symphonien in D-Moll und D-Dur op. 21 und 83, das gewaltige Klavierkonzert op. 6, die beiden Violinkonzerte in A-Dur op. 47, mit dem Henri Marteau seinen Ruhm begründet hat, und in D-Dur op. 60, die Variationen für zwei Klaviere op. 2 und das herrliche Klavierquintett op. 5 (welche beiden letzteren Werke seinen Namen zuerst bekannt gemacht haben), ferner sein Streichquartett op. 70, seine drei Klaviertrios op. 23 in D-Dur, op. 64 in A-Moll und op. 87 in C-Dur, die drei Sonaten für Violine und Klavier op. 12 in C-Dur, op. 27 in E-Dur und op. 73 in F-Dur, die drei Suiten für Klavier und Violine op. 14 in F-Dur, op. 51 in G-Dur und op. 96 in G-Moll, endlich die ganz entzückende Serenade für zwei Violinen und Klavier op. 56, in der jeder einzelne der fünf Sätze ein wahres Kabinettstück ist. Für die Geiger hat übrigens Sinding auch sonst durch eine Anzahl kleinerer Werke vortrefflich gesorgt. Alle Violoncellisten werden ihm auch für die sechs Stücke mit Klavierbegleitung op. 66 recht dankbar sein.

Der Lebensgang Sindings hat sich in den einfachsten Formen abgespielt. Er wurde am 11. Januar 1856 in Kongsberg bei Christiania geboren. Weder sein Vater, der ein höchst origineller Kopf gewesen sein soll und sich hauptsächlich mit Mineralogie und Erfindungen befaßt hat, noch seine Mutter waren musikalisch. Doch zeigten sich bei dem Knaben schon frühzeitig musikalische Neigungen. Da er ein schlechter Schüler war, insbesondere im Rechnen gar keine Fortschritte machte, wollte ihn ein alter Onkel, der nach dem Tode des Vaters für ihn sorgte, das Schusterhandwerk erlernen lassen; er setzte es aber durch, daß er in die Klavierfabrik von Gebr. Hals in Christiania als Lehrling eintreten konnte und daß er auch Musikunterricht erhielt. Bereits 1875 war er so weit, daß er das Leipziger Konservatorium, auf dem auch seine Landsleute Svendsen, Selmer und Grieg ihre Ausbildung erhalten hatten, besuchen konnte. Aber bald erkannte er, daß er weder als Geiger noch als Klavierspieler Bedeutendes leisten würde, daß sein Lebensberuf die Komposition sei. Nachdem er zwei Jahre in seiner Heimat eifrig gearbeitet hatte, ging er 1880 noch einmal nach Leipzig, um hier bei Karl Reinecke sehr sorgsame theoretische Studien zu treiben und sich besonders in Bach und Beethoven zu vertiefen. Ein Staatsstipendium ermöglichte ihm einen mehrjährigen Aufenthalt in München, wo ihm erst das Verständnis für Richard Wagner ganz aufging. 1885 kehrte er in seine Heimat zurück, der er auch treu blieb, wenngleich er die Wintermonate gern in Paris, London oder vor allem in Berlin zubringt. Seine Kompositionen bringen ihm, der allen Zwang haßt, erfreulicherweise so viel ein, daß er keine Stellung anzunehmen braucht. Zur Zeit lebt er in Aasgardstrand, wo er namentlich in den

Sommermonaten eifrigst arbeitet. Durch seine Frohnatur und seine Herzlichkeit, vor allem auch durch seine große Bescheidenheit hat er sich auch als Mensch sehr viele Freunde erworben.

Vereint mit Sinding erscheint hier Robert Hermann, weil man ihn nach seinen ersten Werken, besonders der C-Dur-Symphonie, als norwegischen Komponisten einschätzen zu müssen geglaubt hat. Unleugbar ist sein Schaffen gelegentlich durch Grieg beeinflußt worden, dessen Fürsprache allein er es übrigens verdankt, daß er sich der Musik widmen durfte. Sein Vater wollte nämlich von dieser Kunst gar nichts wissen; erst als Robert Hermann, der am 29. April 1869 in Bern geboren ist, in Genf Medizin studierte, wurde es ihm ermöglicht, Klavier zu lernen; bald brachte er nun auch die musikalischen Vorstellungen, die in ihm lebten, zu Papier, sehr zur Freude seiner Mutter, die mit dem als leidenschaftlichem Musikfreund und als Verfasser des auch heute noch geschätzten Buches „Von der Reinheit der Tonkunst" (1825) bekannten Heidelberger Juristen Thibaut verwandt war. Um Klarheit über den Umfang seines Talents zu erhalten, sandte er einige Kompositionen an Grieg; dessen Urteil fiel so günstig aus, daß Hermann noch kurz vor dem medizinischen Staatsexamen zur Musik abschwenken durfte. Auf Griegs Rat blieb er in der Hauptsache weiter Autodidakt, nahm freilich 1893/94 bei Humperdinck in Frankfurt a. M. Unterricht, vor allem in der Instrumentation, ohne jedoch bei diesem sonst gerade als Lehrer so sehr gepriesenen Künstler besondere Anregung zu finden. 1895 siedelte er nach Leipzig über, wo er in stiller Zurückgezogenheit nur der Komposition lebte. Im Frühjahr dieses Jahres verlegte er seinen Wohnsitz nach Ambach am Starnberger See.

Er ist nichts weniger als ein Vielschreiber; selbst wenn sein Gesundheitszustand ihm intensiveres Arbeiten gestattete, würde er doch seine Geisteskinder erst nach langem Zaudern und sorgfältigem Feilen in die Welt schicken. Er ist ein ehrlich Kämpfender und Suchender, der unbeirrt seinen eigenen Weg geht und an sich glaubt, trotzdem er bisher vielfach verständnislos, ja sogar lieblos beurteilt worden ist. In seinen Orchesterwerken (Konzert-Ouvertüre, zwei Symphonien in C-Dur und H-Moll), sowie in seinem interessanten Klaviertrio op. 6 und in dem meines Erachtens hochbedeutenden Klavierquartett op. 9 fällt die große Selbständigkeit seiner Stimmführung auf; proportional damit differenziert er die Klangfarben. Im Bereich homogener Klangfarben schreibt er zwar Quinten-, Septimen-, Nonen-, ja Sekundfolgen, sehr zum Entsetzen der Theoretiker der alten Schule, aber doch nur unter starker Deckung und zwar nur im vielstimmigen Satz, während derartige Kühnheiten sich bei dem Altmeister Bach sogar im zwei- und dreistimmigen Satz finden. Auch zu den alten Kirchentonarten greift Hermann gelegentlich. Wunderbarerweise geht er jedem verminderten Septimenakkorde ängstlich aus dem Wege, dagegen sucht er durch herbe Wechselnoten und unvermittelt neben einander geschobene Akkorde seinen Harmo-

Zu den Musikbeigaben

nien eigenartigen Klangreiz zu verleihen. In bezug auf Zeitmaß, Rhythmus und namentlich Taktwechsel verfährt er sehr frei; unleugbar ist er mitunter gesucht geistreich und absonderlich; recht bezeichnend für ihn ist es, daß er seinen „Fünf Klavierstücken" op. 2 die Aufschrift „In philistros" gegeben hat.

Besonderes Aufsehen haben außer seinem Klavierquartett neuerdings namentlich die Suite für Pianoforte in C-Moll op. 12 und die Sonate für Violine und Pianoforte in Cis-Moll op. 13 erregt. Dr. Walter Niemann, ein begeisterter Anhänger der Robert Hermannschen Muse, nennt nicht mit Unrecht die Suite eine mit breiten, leuchtenden Alfresko-Strichen malende, wundervolle Naturmusik und meint, daß man durch sie neben Hermanns Liedern (op. 1, 5 und 9) am leichtesten in seine Individualität eindringen wird. In der Violinsonate trägt der langsame Satz einen fast transzendentalen Charakter: wie eine Vorahnung des Todes mutet die darin herrschende Stimmung an, doch eines Todes, vor dem man kein Grauen empfindet.

Ungemein einfach ist das melodische Klavierstück, das wir in der Musikbeilage bieten. Es ist eine zarte Träumerei, in der sich Robert Hermanns Vorliebe für Sequenzen zeigt. Es soll den zweiten Satz der noch unvollendeten zweiten Klavier-Suite bieten, die als 15. Werk hoffentlich im nächsten Jahr erscheinen wird. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser kleine Satz für so manchen die Veranlassung sein wird, die nähere Bekanntschaft des ihm bisher fremden Komponisten Robert Hermann zu machen, dessen Neubearbeitung von Klavierstücken „Alter Franzosen" übrigens viel Anklang gefunden hat.

Professor Dr. Wilh. Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag Nord und Süd G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanst.

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 392 Zweites Oktoberheft 1909

Zu den Musikbeigaben

[illegible]

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H., Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 392 Zweites Oktoberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Bernard Shaw: Kirchgang

Als moderner Mensch, der sich mit den schönen Künsten befaßt und in London von dem Schweiß seines Gehirns lebt, wohne ich in einer Welt, die, außerstande, an Brot allein zu denken, im wesentlichen von Alkohol und Morphium lebt. Junge und sehr sentimentale Leute leben von der Liebe und sind von Dichtwerken aller Art entzückt, die die Liebe für das Alpha und Omega halten; eine aufmerksame Prüfung jedoch wird gewöhnlich die Tatsache konstatieren, daß jene ach so ätherische Art der Liebe nur ein Symptom der Gifte ist, die ich oben erwähnte, und an sich nur bei solchen Personen vorkommt, deren Normalzustand dem gleicht, der durch narkotische Stimulantien bei gesunden Personen hervorgerufen wird. Wenn wir von den schönen Künsten der Gegenwart alles beiseite lassen, was gefühllos oder prosaisch ist, — und das gehört ja auch im eigentlichen Sinn nicht zu den schönen Künsten —, so können wir unbesorgt den Rest zu den Gefühlen rechnen, die der Teekessel, die Flasche oder die subkutane Spritze hervorgerufen haben. Eine Musterung der klügsten Männer und Frauen Londons, denen man den Nachmittagstee versagt hat, würde viele Illusionen zerstören. Tee, Kaffee und Zigaretten machen Konversation; Bier und Tabak routinierten Journalismus; Wein und Galanterie: brillierenden Journalismus, Essays und Romane; Branntwein und Zigarren rufen heftig fromme oder erotische Poesie hervor, Morphium tragische Exaltation (die sehr nützlich für die Bühne ist) — — und Nüchternheit die Predigt eines Durchschnittsgeistlichen. Die Lebhaftigkeit der Presse, der Kanzel, der Rednertribüne und des Theaters ist nur ein Symptom für die Lebhaftigkeit des Handels mit Tee, Tabak und Schnaps. Es ist zwar wahr, daß die Welt nicht schlechter wird, aber alles, was einen leichteren Fortschritt der Zivilisation bedingt, bedingt auch eine größere Leichtigkeit in der Beschaffung von Giften. Und so werden ganze Rassen schwarzer Menschen von dem Angesicht der Erde fortgewischt; und jede Ausdehnung und Verfeinerung der Giftproduktion nimmt eine Schicht aus der weißen Gesellschaft und

gibt sie dem Untergang preis. Der alte biedere Trinkerbrauch beruhte, soweit ich mich entsinne, auf der Idee, daß man erst seines Tages Arbeit tat und sich hinterher zur Erholung betrank. Heut betrinkt man sich, um arbeiten zu können. — Shakespeare hatte viel weniger Gelegenheit, seine Nerven zu ruinieren, als Dante Rosetti. Und wenn auch Shakespeare der Überlieferung nach sich zu Tode soff und in einem Rinnstein umkam, so faßte er doch jedenfalls den Alkohol als einen Feind auf, den ein Mensch in seinen Mund steckte, um ihm seinen Verstand zu stehlen; der moderne Mensch aber hält ihn für ein unumgängliches Mittel, um seinen Verstand zu ölen. Wir trinken und vergiften uns nicht aus Vergnügen, sondern um der alkoholischen Inspiration willen und auf Rat unserer Ärzte, ebenso wie die Duellanten sich auf Rat ihrer Sekundanten Mut trinken. Selbstverständlich ist diese systematisch-utilitaristische Weise, sich zu vergiften und „anzuregen", wenn sie auch notwendig mäßig ist (um nicht ihr Objekt zu töten), gefährlicher als die alten Zechereien, sobald wir den Gebrauch von Stimulantien als ein Übel betrachten.

Ich für mein Teil sehe nicht klar, wo man zwischen Nahrungsmittel und Stimulantien eine wissenschaftliche Grenze ziehen kann. Ich kann nicht mit Ninon de l'Enclos sagen, daß mich eine Tasse Bouillon berauscht; aber sie regt mich so an, wie ich angeregt sein will, und das ist vielleicht alles, was Ninon meinte. Und trotzdem habe ich bemerkt, daß alle Gifte, von Teïn bis Morphium, und alle Getränke, von Bier bis Branntwein, die Schärfe der Selbstkritik stumpf machen, so daß wir mit etwas weniger als mit der besten Arbeit, deren wir nüchtern fähig sind, uns zufrieden geben. Man hält seine Arbeit für besser, während man in Wirklichkeit nur leichter mit sich zufrieden ist. Die Leute, deren tägliche Arbeit auf Routine beruht, zu deren Abwicklung man eigentlich nur halb lebendig zu sein braucht, können dieses Narrenparadies wohl ohne Schaden für ihre Arbeit aufsuchen. Für die Künstler aber, die einen wahrhaft unendlichen Spielraum für die Feinheit der Ausführung und den Aufschwung der Gedanken brauchen, bedeuten jene Mittel die Aufopferung des scharfsinnigsten und kostbarsten Teils ihrer Lebenskraft zugunsten einer gemeinen und faulen Behaglichkeit. Und darauf sollte ein wirkliches Genie keinen größeren Appetit haben als eine Schloßdame auf das Stück Speck ihres Feldarbeiters.

Ein klein wenig Erfahrung in der Welt der Künste und Wissenschaften überzeugt jeden, der mit offenen Augen schaut, daß schlechtweg Abstinenz kein praktisches Heilmittel für diese Lage der Dinge ist. Es

existiert eine ziemlich große Nachfrage nach jämmerlicher und alpdrückerischer Kunst, die kein nüchterner Mensch produzieren könnte; deren Anfertigung man freimütig zu den ungesunden Gewerben zählen muß, die moralisch auf derselben Stufe stehen wie die Fabrikation ungesunder Süßigkeiten für Kinder oder die Destillation von Branntwein. Was die Opfer dieser Industrie Einbildungskraft und künstlerische Fähigkeiten nennen, ist nichts als latentes Delirium tremens, wie Pasteurs latente Tollwut. Künstlerische Arbeit ist, was ihren Gehalt anbetrifft, etwas sehr verschiedenes; entweder ist sie gewöhnlich und leicht und fordert nur extensiven Fleiß, um lukrativ zu sein, oder sie ist ungewöhnlich schwierig und fordert dafür den angestrengtesten, intensivsten Fleiß, um als Entgelt nach einer fast zwanzigjährigen Prüfungszeit Autorität, Ruf und — ein Einkommen zu bieten, das gerade für einfache Gewohnheiten und einfache Lebensweise genügt. Die ganze künstlerische Welt liegt zwischen diesen beiden Extremen. In dem einen Fall hat man den Mann, dem sein Beruf nur ein Mittel ist, um für sich und seine Familie Wohlstand und Behagen zu erwerben; in dem anderen Fall habt ihr den Mann, der sich, alle und alles opfert, um sein Werk zu vervollkommnen — er opfert alles der Leidenschaft zur Vollkommenheit, welches die wahre herrschende Leidenschaft des Künstlers ist. Auf der einen Seite ist die Arbeit ein notwendiges Übel und Gelderwerb ein Vergnügen, auf der anderen ist die Arbeit die objektive Verwirklichung des Daseins und Gelderwerb eine Qual. Auf der einen trinken und vergiften sich die Leute, um sich's behaglich zu machen; auf der anderen, um ihre Arbeitskraft anzuregen. Predige dem einen bloße Abstinenz, und du predigst ihm nichts als Verminderung des Glücks; predige dem anderen, und du verringerst seine Arbeitstüchtigkeit. Jedenfalls mußt du, wenn du siegen willst, einen Ersatz vorschlagen. Und der einzige, auf den ich bislang gestoßen bin, ist der — Kirchgang. . . . .

Man wird nicht bestreiten, denke ich, daß ein Heiliger ohne Stimulantien ebenso hart, so lange, so fein und, bei Gelegenheit, so wild arbeiten kann, wie ein Sünder mit Stimulantien. Erfrischung, Erholung, Inspiration scheinen dem Heiligen sicherer zu kommen als dem Mann, der mit jedem Hundert mehr im Jahr gewöhnlicher und fetter wird und der den Heiligen einen Asketen nennt. Ein Vergleich der Arbeiten unserer fleischfressenden Trunkenbolde mit den Dichtungen von Shelley oder von Dr. Johnsons Wörterbuch mit dem des vegetarischen Littré genügt, um zu zeigen: die höchste Vollkommenheit sowohl in der Dichtkunst wie im

Wörterbuchsammeln (und zwischen beiden liegt die ganze Literatur) kommt weder aus dem Alkohol noch aus unserer monströsen Gewohnheit, Millionen von nutzlosen und unangenehmen Tieren nur darum ins Leben zu rufen, um sie barbarisch zu schlachten, ihre Leichname zu rösten und sie zu essen. Ich habe selbst das Experiment gemacht, seit mehr als einem Dutzend Jahre kein Fleisch zu essen und keinen Tee, Kaffee und Spirituosen zu trinken, und habe dabei, soweit ich es entdecken kann, im Vergleich zu meinen Kollegen, die das Schlachthaus und die Destille in Nahrung setzen, meine natürlichen Mängel nicht vergrößert. Aber ich gehe auch in die Kirche. Wenn man zufällig auf einem Dorfkirchhof an einem Grabstein ein Rad lehnen sieht, so wird man mich in der Kirche finden, falls sie alt oder neu genug ist, um ihrem Zweck wahrhaft zu dienen. Dort finde ich Ruhe ohne Langeweile und Erholung ohne Aufregung, beides Dinge, die der Reisende nicht kennt, der an der Kirche vorbei ins Dorfwirtshaus geht, um seine Erholung beim Bier zu suchen. Jeder Ort, wo Menschen wohnen, ist ein Abbild vom Geist der einzelnen Bewohner. In meinem Geist spiegelt sich ein Markt, ein Garten, eine Werkstatt, ein Laubengang, — vor allem aber — ein Dom. Meine Bitte an den wirklichen Baumeister ist die: Baue diesen Dom für mich in dauerndem Stein; mache ihn mit den Händen; laß ihn klar und sicher zu meinen Sinnen sprechen, so daß mein Auge, wenn mein Geist unsicher nach einer trügerischen Laune tastet, von dem himmelwärts weisenden Turm gefangen wird, der mir im Dom den Weg zu dem Dom in mir zeigt. Mit einer richtigen Kenntnis dieser Funktion des Domerbauers und der Fertigkeit, einen Bogen auf ein paar Säulen zu setzen, Türen und Fenster in eine feste Wand zu machen und ein Dach darüber zu decken, könnte, wie es mir scheint, jeder moderne Mensch Kirchen bauen, wie man sie im Mittelalter gebaut hat, wenn nur die frommen Gründer und Pfarrer ihn gewähren ließen. Aus Mangel an jener Kenntnis machen Herren von Mr. Pecksniffs Gewerbe moderne Bleistiftzeichnungen, die etwas darstellen, was Herrn Pecksniffs Auftraggeber ungefähr etwa eine „architektonische" Erscheinung nennen. Mit diesen entzücken sie die getrübten Augen des Komitees und der Klerikalen und lassen sie dann in Ziegelstein und Maurerarbeit übersetzen und profitieren einen Schilling pro Pfund Sterling auf der Rechnung. Und das Resultat ist, daß der Bischof das vollendete Gebäude weihen mag, bis er schwarz wird, ohne eine wirkliche Kirche daraus machen zu können. Jedenfalls weigert sich der Gott in mir, wie er sich im zehnten Johannis-Kapitel für alle diejenigen offenbart, die

keine andere Autorität anerkennen wollen, in solche unfruchtbare Orte einzutreten. Das ist ja auch vielleicht recht gut; denn man hält sie für gewöhnlich geschlossen. Und auch, wenn sie offen sind, werden sie eifersüchtig bewacht in dem Geist jenes Kastellans von Westminster, der vor nicht langer Zeit einen Fremden arretierte, weil er sich hingekniet hatte; als man ihn zur Rede stellte, sagte er, wenn man so etwas duldete, würden bald alle Leute dort herumknien. Glücklicherweise ist es nicht überall so. Man kann jetzt durch viele Dörfer gehen oder fahren, ohne befürchten zu müssen, die Kirchtüren verschlossen zu finden. Im Eingang hängt ein Zettel, durch welchen der Pfarrer, ebenso als Mensch und Bruder wie als Pförtner, einem zu verstehen gibt, daß die Kirche immer für die, die sie brauchen, offen ist. Innerhalb solcher Kirchen findet man oft sorgfältig gehegte Arbeit aus den Jahren des Glaubens, von der man ja erwartet, daß sie edel und schön ist; aber, was viel merkwürdiger ist, manchmal trifft man auch auf eine ganz moderne Ausstattung des Innern und eine Altardrapierung, die offenbar nicht von einer Firma geliefert ist, die ihren Ruf illustrierten Katalogen verdankt, sondern die von jemandem herstammt, der die Kirche liebte und verstand. Ihm ist es wenigstens geglückt, als er die Hoffnung, schöne Dinge zu finden, vereitelt sah, nicht dahin gehörige Dutzendgegenstände zu vermeiden. Aber die Suche nach Schönheit ist auch nicht immer vergebens. Wenn der Dechant und das Domkapitel nicht bloß eine häßliche, sondern eine ausgesprochen biestige Kanzel zum Predigen wollen — so im Stil des Baldachins vom Albert-Memorial, bloß noch schlimmer —, so bekommen sie sie immer, so unwahrscheinlich und unnatürlich die Unternehmung auch ist. Ebenso wird aber ein heller Landprediger, der ein anspruchsloses Faß zum Draufschlagen haben will, das ein paar hübsche Bretter hat und im allgemeinen eine nette Form, mit ein bißchen Ausdauer einen Handwerker finden, der an die Tradition seines Handwerks aus einer Zeit, als es noch Kunst war, anknüpft.

Und der Handwerker freut sich ungeheuer, sich in der Linie seiner Tradition versuchen zu dürfen. Als ich vor einigen Monaten im Westen radelte, kam ich an eine kleine Kirche, die lange vor jener Zeit erbaut worden ist, da das Gefühl für Schönheit und Andacht von dem Gefühl für Respektabilität und Talent ersetzt wurde. Dort waren ein paar hübsche Holzfüllungen eines modernen Holzschnitzers mit ein paar Heiligen auf Goldhintergrund übermalt, augenscheinlich von einer Frau, die soviel wie möglich von den früheren Florentinern gelernt und die Ar-

beit in wahrhaft frommem Sinne gemacht hatte. Solche anspruchslosen, ganz annehmbaren Bemühungen bis herauf zu den Meisterwerken in buntem Glas von William Morris und Burne-Jones setzen einen gelegentlich an Orten, die weit entfernter und unwahrscheinlicher sind als Oxford und Birmingham, in Erstaunen. So kann man hier und dort einen überzeugenden Beweis finden, daß der Verfall der religiösen Kunst vom 16. bis 19. Jahrhundert nicht durch eine Verkümmerung der künstlerischen Fähigkeit verursacht ist, sondern daß eine Verfinsterung der Religion durch Wissenschaft und Handel stattgefunden hat. Es ist eine seltsame Zeit, — wenn man sie vom Gesichtspunkt des Kirchgehers betrachtet — jene verdunkelten Jahrhunderte, welche selbst die Epoche vor ihnen als das „dunkle" Mittelalter bezeichneten und, in der Absicht, ihre eigne Frömmigkeit zu beweisen, mit ungeheuren Kosten ihrer Irreligiosität riesige Denkmäler in dauerndem Stein (manchmal dauert er freilich nicht sehr lange) setzten. Gehe nach Mailand und schließe dich dem Zuge der Touristen nach dem versteinerten Geburtstagskuchen von einem Dom an. Die Schöpfer dieses kostbaren Prunkgegenstandes sparten keine Kosten, um zu beweisen, daß ihre Andacht zehnmal größer war als die der Erbauer von San Ambrogio. Aber jedes Pfund, das sie ausgaben, schuf nur ein marmornes Dokument dafür, daß ihre Andacht hundertmal geringer war. Gehe nach Florenz und sieh — was der Mailänder Dom nicht ist — eine wahrhaft edle Kirche: San Lorenzo, Brunelleschis Meisterwerk. Man muß dort die kluge Beherrschung der Form, die einfache Würde, die Kraft und Verfeinerung bewundern und die meisterhafte Verbindung von Einfachheit und Gleichmaß des Ganzen mit Eleganz und Verschiedenartigkeit des Details; man ist sogar gerührt, wenn man sieht, wie ein Teil der Schönheit älterer Zeiten bewahrt wird, der dem Renaissancegeist noch bemerkbar war, bevor der Entwöhnung von der himmlischen Nahrung der Hungertod folgte. Man versteht die tiefe und echte Achtung, die Michelangelo für Brunelleschi hatte — versteht, warum er sagte: ich kann etwas anderes schaffen, aber nichts Besseres. Aber ein Weg von wenigen Minuten nach Santa Maria Novella oder Santa Croce, oder eine Fahrt mit der Dampfbahn nach San Miniato bringt einen zu Kirchen, die ein oder zwei Jahrhunderte früher erbaut sind, und man braucht nur die Schwelle zu überschreiten, um fast noch ehe man den Weihrauch gerochen hat, den Unterschied zu fühlen zwischen einer Kirche, die zum Ruhm und zur Erhebung Gottes (um die Medici nicht zu erwähnen) gebaut ist, und einer, die ein Heiligtum sein soll, das Gottes Gegenwart vor Stolz und Ruhm und

allen anderen Lasten des Lebens schützt. In San Lorenzo erhebt man den Kopf — jeder Ausnahmevorteil, den man durch Talent, Macht oder Rang hat, macht sich mit durchdringender Schärfe geltend. In den älteren Kirchen vergißt man sich und ist gleich dem Bettler an der Tür: man fühlt sich auf einem Boden, der geheiligt ist durch diese Arbeit, in der das Gebet körperlich geworden ist.

Ich erinnere mich, daß vor einem Dutzend Jahren Pfarrer Shuttleworth aus St. Nicholas Cole Abbey in der City den Citymann zu überreden suchte, seine Stunde Mittagsruhe in der Kirche zu verbringen. Er garantierte ihm Ungestörtheit von Predigten, Gebeten und Sammlungen und wollte auch die Orgel Bach und Wagner statt Groß und Jackson spielen lassen. Dieser merkwürdige Aufruf an ein Volk, das in der Dunkelheit wandert, war ganz erfolgreich. Die Mittagsstunde wird auch heute noch gehalten; aber Pfarrer Shuttleworth muß fünf Minuten lang sprechen — auf allgemeine und dringliche Bitte —, als Hausverwalter zu seinen Gästen, wenn er auch in der Kirche ein Bücherregal mit Büchern aufgestellt hat für die, welche lieber lesen wollen als ihm und der Orgel zuhören. Dies war ein guter Gedanke; denn alle inspirierten Bücher sollten entweder in der Kirche oder auf ewigen Bergen gelesen werden.

Allerdings gibt es nun noch ein ernsthaftes Hindernis für den Kirchenbesuch, das sich gerade zu der Zeit bemerkbar macht, wo die meisten Leute am besten können und am ehesten Lust haben. Ich meine, natürlich, den Gottesdienst. Als ich ein kleiner Junge war, mußte ich Sonntags in die Kirche gehen. Wenn ich auch dieser unerträglichen Qual entschlüpfte, ehe ich zehn Jahre war, wurde ich doch dadurch so heftig gegen den Kirchenbesuch eingenommen, daß zwanzig Jahre vergingen, ehe ich in frommen Ländern auf der Suche nach Kunstwerken zum zweitenmal ein Kirchgänger wurde. Bis auf den heutigen Tag bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich mich an die vornehme irisch-protestantische Vorstadt-Kirche erinnere. (Gebaut war sie übrigens von katholischen Arbeitern, die geglaubt hätten, ihr Seelenheil zu verscherzen, wenn sie nachher je hätten die Schwelle überschreiten sollen.) Jeder einzelne Stein, jede Glasscheibe, jede Leiste ornamentaler Eisenarbeit — halb Hundehalsband, halb Königskrone — in dem Gebäude müssen je eine besondere böse Leidenschaft in mein junges Herz gesät haben. Ja, zu all der Roheit, der Wildheit und dem bösen Blut, die meine literarischen Arbeiten gezeichnet haben, wurde sicherlich in jenem Hause des Satans der Grund gelegt. Die bloße Nichtigkeit des Gebäudes hätte wohl keinen positiven Eindruck

auf mich gemacht; was aber diesen Eindruck hervorrufen konnte und ihn auch hervorrief, waren die unnatürlich bewegungslosen Gestalten der Gemeindemitglieder in ihren Sonntagskleidern und Sonntagshüten, ihren verkniffenen Gesichtern, die blaß waren vor bösartiger Strenge, wie sie die Unterdrückung jedes Ausdrucks in den Zügen hervorruft. Und doch sahen sich diese Leute immer um und beobachteten einander verstohlen, in der Art etwa, wie Sträflinge miteinander verkehren. So war ich auch. Man hatte mir gesagt, daß ich meine ruhelosen kleinen Glieder während all dieser endlosen Stunden stillhalten müßte; nicht sprechen dürfte; und vor allem, daß ich dort glücklich und gut zu sein hätte und mich freuen müßte, daß ich kein kleiner Junge sei, der auf den Feldern spielte, statt Gott anzubeten. Heuchlerisch stimmte ich zu. Man kann sich aber einen Begriff von meinem Gewissenszustand machen, um so mehr, als ich blindlings glaubte, die ganze übrige Gemeinde sei aufrichtig und gut. Ich erinnere mich, daß ich zu jener Zeit einmal träumte, ich sei tot und wäre im Himmel. Das Bild vom Himmel, das durch die Bemühungen der irischen Staatskirche meinem kindlichen Geist eingeprägt worden war, zeigte ein Wartezimmer mit blaßhimmelblauen Vorhängen, an den Wänden ringsherum standen kirchstuhlähnliche Bänke; nur an der einen Ecke war ein Zwischenraum —: eine Tür. Irgendwie wußte ich, daß Gott im nächsten Zimmer war, in das man durch jene Tür kam. Ich saß auf der Bank mit festgekreuzten Knöcheln, damit meine Beine nicht baumeln sollten, und ich benahm mich, so tugendhaft ich nur konnte, vor den Erwachsenen, die alle der Sonntaggemeinde angehörten. Die saßen entweder auf der Bank oder bewegten sich so feierlich herein und heraus, als ob ein Toter im Hause wäre. Eine grimmig-schöne Dame, die gewöhnlich auf dem Eckplatz in meiner Nähe in der Kirche saß und die, wie ich glaubte, über die Einrichtungen des Allmächtigen vollständig orientiert war, sollte mich gleich in das anstoßende Zimmer führen — und man erwartete von mir, daß ich diesen Augenblick mit Freude und Begeisterung ersehnte. In Wirklichkeit fiel mir natürlich das Herz wie Blei in die Schuhe bei diesem Gedanken; denn ich fühlte, daß meine schwache Nachäffung von Frömmigkeit auf den Allwissenden keinen Eindruck machen könnte, und daß ein Blick seines alldurchforschenden Auges entdecken würde, daß ich aus Versehen in den Himmel gekommen sei. Leider wachte ich sehr zum Schaden für die Wirkung dieser Geschichte auf oder wanderte in einen andern Traum, ehe der kritische Augenblick eintrat. Aber man sieht, daß ich keineswegs ein unempfindliches Wesen war; ich bin

sogar nach andern früheren Erfahrungen meinerseits sicher, wenn ich in eine wirkliche Kirche hätte gehen, dort herumwandern und mich umgucken oder edle Musik hören dürfen, statt jenes elenden Tedeums von Jackson und des sinnlosen Singsangs von dem alten hundertsten Psalm, so würde ich nie die Gelegenheit einer großen evangelischen Wiedergeburt, die stattfand, als ich noch nicht zwanzig Jahre war, ergriffen haben. Da begann ich meine literarische Karriere mit einem Brief an die Presse (der auch gedruckt wurde) und verkündete mit unbeugsamer materialistischer Logik und zum äußersten Schrecken meiner achtbaren Verwandten, daß ich ein Atheist sei.

Als ich endlich wieder anfing in die Kirche zu gehen, hatte ich eine ähnliche Schwierigkeit, besonders in den katholischen Ländern. In Italien z. B. werden Kirchen so behandelt, daß unbezahlbare Bilder mit klebrigem Talg beschmiert werden und manchmal erst durch die zeitlichen Gewalten befreit und in Nationalgalerien aufgehängt werden. Aber schlimmer sind die unzähligen täglichen Gottesdienste, die den wahrhaft religiösen Besucher stören. Wenn diese anständig und klug von echter Mystik geleitet würden, der die Messe nicht bloß Ritus oder Mirakel, sondern eine echte Kommunion wäre, dann könnten die Celebranten mit Recht einen Platz in der Kirche als ihren allgemeinen menschlichen Anteil beanspruchen. Aber der italienische Durchschnittsgeistliche ist persönlich schmutzig und hat einen chronischen Rachen- und Nasenkatarrh, der vom Schlafen und Wohnen in kalten, schlecht ventilierten Zimmern herrührt. Er schnattert sein Latein nur unter fortwährendem Räuspern hervor, und der anständige Besucher wird jedesmal elend und zittert, wenn das Gewölbe von dem Klatschen des ausgespuckten Schleimes auf den Marmorstufen des Altars widerhallt. Dieses Stück Unglück sollte ergriffen und herausgesetzt werden, mit Glocke, Buch, Licht und allem andern, bis er lernt, wie man sich benehmen muß. Man tadelt den englischen Touristen oft, weil er sich in italienischen Kirchen rücksichtslos benimmt, weil er während des Gottesdienstes umhergeht, laut spricht, sich grob zwischen einen Beter und den Altar drängt, um eine Malerei anzusehen, ja weil er Steinstückchen stiehlt und seinen Namen auf Statuen kritzelt. Was nun die bloße Störung des Gottesdienstes und die oft sehr deutliche Neigung des Touristen, besonders des erfahrenen Touristen, angeht, den Priester und seine Gemeinde als unangenehme Eindringlinge zu betrachten, so wird jeder Unparteiische nach einer Woche in Italien einsehen, daß dies eine ganz verständige Haltung ist. Ich habe rücksichts-

loses Benehmen oft genug in der Kirche und draußen gesehen: der schwerfällige Engländer, der sich weigert, der Hostie aus dem Weg zu gehen, der den Meßner davor starr anglotzt, und auf dessen freigeborener britischer Stirn man deutlich lesen kann: „Wo zum Teufel schiebt ihr hin?" ist mir eine ganz vertraute Gestalt; ich habe aber nie gesehen, daß sich ein Fremder so unerträglich benimmt, wie es die Beamten der Kirche gewohnheitsmäßig tun. Der Küster lehrt einen, wenn man sich ihn erst durch ein Trinkgeld verpflichtet hat, daß man seine guten Manieren nicht auf den knieenden Beter verschwenden soll, der einen Augenblick seines Tages voll Zwangsarbeit und Hunger stiehlt, um von der heiligen Jungfrau oder einem der Heiligen getröstet zu werden; der amtierende Geistliche lehrt uns, daß die Gemeinde von keiner noch so raffinierten Unanständigkeit schokiert werden kann und daß die düsteren Blicke der Leute nur dem Fremden und Ketzer gelten; damit wollen sie einem nur das Recht absprechen, als menschliches Wesen einen Anteil an der Benutzung der Kirche zu haben. Und doch sollte man dieses Recht bei allen passenden Gelegenheiten unerschrocken in Anspruch nehmen. Ich kenne kein entgegengesetztes Recht, durch welches die großen „katholischen" Kirchen, die von den großen Kirchenbaumeistern eben als allgemeine Gotteshäuser gebaut worden sind, von irgend einer Sekte gegen irgend jemand, der sie zu sehen wünscht, monopolisiert werden könnten.

Mein eigener Glaube ist klar: Ich bin entschiedener Protestant; ich glaube an die heilige katholische Kirche; an die heilige Dreieinigkeit von Vater, Sohn und heiliger Geist; an die Gemeinschaft der Heiligen, das ewige Leben, die unbefleckte Empfängnis und die alltägliche Wirklichkeit von Gottvater und dem Himmelreich. Auch glaube ich, daß das Heil beruht auf der Erlösung von dem Glauben an Wunder; und ich halte St. Athanasius für einen närrischen Fanatiker — d. h. in dem einzig ernsthaften Sinn des Worts — einen irreligiösen Fanatiker. Ich bemitleide den armen Neurastheniker, der sagen kann: „Der vom Weibe geborene Mensch hat nur kurze Zeit zu leben und ist voll von Elend", ebenso wie ich den jämmerlichen Trinker bemitleide; und ich weiß, daß die wirkliche Religion von heute nur möglich geworden ist durch den materialistischen Physiker und den atheistischen Kritiker, die an uns die notwendige Voroperation vornahmen, uns gründlich jeden dummen und bösartigen Aberglauben ausscheiden ließen, den man uns in unserer hilflosen Kindheit als Religion eingeimpft hatte. Was die, welche unsere Kirchen für den Privatbesitz ihrer Sekte halten, von diesem meinem

Glaubensbekenntnis denken werden, brauche ich nicht zu beschreiben. Aber soll man mir deswegen den Zutritt zu jenem Ort der geistigen Erholung versagen, der mein Erbteil so gut wie ihres ist? Wenn ich z. B. den Wunsch habe, einer guten alten Gewohnheit zu folgen und in der Kirche meines Kirchspiels meiner Frau meine Liebe zu besiegeln —, warum werde ich nur dann in die Kirchenbücher eingetragen, wenn sie zugibt, daß ein Augenblick tiefen Gefühls lächerlich gemacht wird durch das Vorlesen der Naivitäten von St. Peter, der in bezug auf die Frauen weder Katholik noch Christ, sondern nur ein verbohrter syrischer Fischer war. Wenn ich einem Kind in der Kirche den Namen geben lassen will, so ist vielleicht diese gottesdienstliche Handlung etwas mehr von religiösem Geist berührt, aber im ganzen ist es Zeit, unseren Katechismus als verdorrt, wie die Zeit des Pessimismus, die ihn zeugte, abzutun. Trotz der Juwelen, mit denen er beschlagen ist, kann eine Zeit der Kraft und des Glaubens und edler Tatkräftigkeit wie die unsrige nichts mehr damit zu tun haben. Solch ein Ritual hätte Caliban zusammenleimen können aus seinem eignen Schrecken vor dem Übernatürlichen und von Bruchstücken heiliger Worte, deren Würde er dunkel empfand.

Man wird jetzt meine Forderung auch ohne ausdrückliche Formulierung verstehen. Keine Nation, die in dem Tempo arbeitet wie wir, kann ohne gastliche Häuser, wo sie Erfrischung und Erholung sucht, sauber leben. Um diesen wesentlichen Mangel zu heben, haben wir die Trinkstube mit ihren betäubenden und anregenden Giften, das Konventikel mit seiner schweflig-heißen Predigt und die Kirche. Aber nur in der Kirche kann unser tiefstes Bedürfnis wirklich befriedigt werden. Und auch da nur, wenn wir die groben Versinnlichungen, die uns das Unglaubliche glauben machen wollen, vor der Tür lassen und ebenso die spitzfindigen Vernünfteleien, die uns helfen sollen, das Undenkbare auszudenken; wenn wir zu dem Schutthaufen der „ismusse" und der Glaubenssätze unsere eitle Sucht nach Wahrheit und Glück tun und ohne Gedanken oder Glauben oder Gebet oder irgend eine andere Eitelkeit hineingehen, so daß die Seele, frei von jedem erdrückenden Unrat, all ihre Lebensadern öffnen kann der heiligen Luft der wahrhaft „katholischen" Kirche.

Bruno Ablaß, M. d. R.: Ein Rückblick und ein Ausblick

Die Reichsfinanzreform ist unter Dach und Fach gebracht, aber ihre Nachwirkungen bewegen noch mit elementarer Gewalt das deutsche Volk in allen seinen Teilen. Täglich tritt klarer hervor, wie leichtfertig die Reichstagsmehrheit ihre Gesetze ausgearbeitet hat. Ein finanzieller Fehlschlag wird voraussichtlich die Folge der überstürzten Gesetzesfabrikation sein, der zu neuen gesetzgeberischen Maßnahmen die zwingende Veranlassung geben wird. In einer Hinsicht aber bieten die Folgeerscheinungen der Reichstagsverhandlungen ein durchaus erfreuliches Bild: die weitesten Kreise der selbständig denkenden Bevölkerung unterziehen ihre Stellung zu den einzelnen politischen Parteien einer Nachprüfung, mit deren Ergebnis der gesamte Liberalismus wohl zufrieden sein kann.

Unter den unabhängigen Konservativen im Lande hat eine wahre Fahnenflucht begonnen. Man hat erkannt, daß dem einseitigsten Parteiinteresse ein Reichskanzler geopfert worden ist, der für die konservative Partei und das Agrariertum so viel getan hat, wie kaum einer seiner Vorgänger zuvor. Man verabscheut den engen Pakt mit der einseitig konfessionellen Zentrumspartei, deren Ziel nach dem Zugeständnisse eines ihrer Abgeordneten bei dem Sturze des Fürsten von Bülow gewesen ist, ihn „zum zweiten Canossagange" zu zwingen, „den ein deutscher Kanzler gemacht hat". Handel und Industrie, Gewerbe und Handwerk stehen einträchtig zusammen, um für die Zukunft zu verhindern, daß neue Beutezüge gegen diese erwerbenden Berufsstände unternommen werden.

Aber auch im Zentrum selbst beginnt es bedenklich zu kriseln. Es ist fraglich, ob diese Partei ihres Erfolges recht froh werden wird. Besonders unter den Arbeitern und Beamten ist eine tiefgehende Gärung zu bemerken. Man beginnt auch hier zu ahnen, daß die wirtschaftlichen Interessen des gesamten Volkes preisgegeben worden sind, um einem einzelnen, mit Glücksgütern gesegneten Stande keinerlei Lasten aufzubürden, selbst wenn das Reich in Nöten ist. Man empfindet mit Schrecken das Gemeinschädliche solcher Handlungs- und Denkweise.

Antoine Watteau:
Die französische Komödie
(Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum)
Zum Aufsatz von Bernhard Ihringer
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München



Bruno Ablaß, M. d. R.: Ein Rückblick und ein Ausblick

Die [illegible] unter Dach und Fach gebracht, aber ihre [illegible] Gewalt [illegible] Volk [illegible] immer, [illegible] die [illegible] Fehl- [illegible] Veran- [illegible] ungen [illegible] die weite- [illegible] Stel- [illegible], mit deren [illegible] kann.

[illegible] unter den [illegible] Sache hat eine wahre [illegible] verflucht begonnen. [illegible], daß dem einseitigsten [illegible] ein Reichskanzler [illegible] worden ist, der für die [illegible] und das Agrariertum [illegible] hat, wie kaum einer seiner Vor- [illegible] zuvor. Man [illegible] einseitig [illegible] Zentrum [illegible] dem Zugeständnisse einer [illegible] Bülow gewesen ist, ihn zum [illegible], wenn ein deutscher Kanzler gemacht hat. [illegible] und Handwerk stehen einmütig [illegible] zu verhindern, daß neue Vorstöße gegen [illegible] unternommen werden.

[illegible] selbst beginnt es bedenklich zu [illegible]. Es [illegible] Partei ihres Erfolges recht froh werden wird. Be- [illegible] den Arbeitern und Beamten ist eine [illegible] zu [illegible]. Man beginnt auch hier zu ahnen, daß die [illegible] des gesamten Volkes preisgegeben worden sind, um [illegible] Ständen keinerlei Lasten [illegible] ist. Man empfindet mit Schrecken [illegible] Handlungs- und Denkweise.



Antoine Watteau:
Die französische Komödie
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)
Zum Aufsatz von Bernhard Ihringer
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München

Fürst von Bülow war ein guter Goethekenner. Mit Emphase empfahl er in einer seiner Reichstagsreden: „Lesen Sie Goethe.“ Als er die programmatische Erklärung abgab, daß er nicht bereit sei, unter Schonung des fundierten Besitzes alle Steuern einseitig Handel und Industrie aufzulegen, schwebten ihm vielleicht des Dichters Worte vor: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur und vom Schicksal gegönnt ist, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit all seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu erreichen fähig; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen. Denn die Vermögenden werden nur insofern geschützt, als andere durch sie genießen.“ Kann es trefflichere Worte gegen die Politik der Mehrheit geben?

Des vierten Kanzlers ureigenstes Werk war die Schöpfung der Blockpolitik. Man kann recht verschieden darüber denken, ob ihr durch die Schuld der Konservativen herbeigeführtes Ende ein Glück oder ein Unglück für die deutsche Nation ist. Aber mit unabänderlichen Tatsachen soll man rechnen und das Geschehene vergangen sein lassen. Jedenfalls gibt es nichts Müßigeres als die Frage, ob der entschiedene Liberalismus die Blockidee aufnehmen sollte oder nicht. Sie war eine geschichtliche und politische Notwendigkeit. Eine Partei, die dies verkannt hätte, hätte den Vorwurf kurzsichtiger Hilflosigkeit gegen sich heraufbeschworen. In weiten Kreisen populär war die Blockpolitik wegen ihrer Frontstellung gegen das Zentrum. Um dessen Übergriffen Halt zu gebieten, verlohnte sich das Zusammenarbeiten der rechts und links stehenden Parteigruppen.

Ob dieser Gedanke eines Opfers des Intellektes wert gewesen wäre, braucht, soweit der Liberalismus in Betracht kommt, nicht untersucht zu werden. Denn der Liberalismus hat kein solches Opfer gebracht. Es muß ihm die Anerkennung gezollt werden, daß er zur Durchführung seiner Grundsätze das Menschenmögliche erstrebt und in dieser Richtung manches Erfreuliche erreicht hat. Das haben seine Anhänger verstanden, und daraus erwuchs als die edelste und reifste Blockfrucht: die taktische Geschlossenheit der gesamten bürgerlichen Linken, die alle Stürme überdauert hat.

Je stärker eine Regierung und je schwächer der politische Einfluß der parlamentarischen Parteien ist, desto größer ist die Zahl dieser Parteien. Den besten Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung bildet England, das klassische Land des Parlamentarismus, mit seinen zwei großen Parteien, der ständig um die Herrschaft ringenden liberalen und konservativen Partei.

Jede Partei muß den Willen zur Macht haben, muß bestrebt sein, maßgebenden Einfluß auf die Regierungspolitik zu gewinnen. Befindet sich aber eine Partei in solch ausschlaggebender Stellung nicht allein, sondern in einer Konstellation mit anderen, nicht wesensverwandten Parteien, so kann sie naturgemäß nicht verlangen, daß alle Grundsätze ihres Programms mit einem Schlage ohne Vorbehalt bis auf die letzte Forderung durchgesetzt werden. Niemals darf sie selbst in solcher Lage einen politischen Wesensgrundsatz preisgeben; aber sie muß sich damit bescheiden, wenn sich in der Richtung ihrer eigenen Politik auch die Regierungspolitik bewegt, das Erreichbare zu nehmen, auch wenn ihr nicht auf einmal alles gewährt werden kann.

Das waren die Erwägungen, von denen sich die bürgerliche Linke in der Zeit der Blockpolitik leiten ließ. Um aber ihren berechtigten Wünschen einen möglichst starken Nachdruck zu verschaffen, schloß sie sich in ihrer Fraktionsgemeinschaft immer enger zusammen in dem Bestreben, unter dem Eindruck starker Geschlossenheit nach außen hin die Wucht ihrer Gründe zu stärken.

Es fragt sich, ob nur dieser Zustand auch für die Zukunft aufrecht erhalten werden soll, oder ob der Zeitpunkt für die von weiten Kreisen des Volkes gewünschte Verschmelzung der drei die bürgerliche Linke bildenden Parteigruppen zu einer einzigen großen Partei gekommen ist.

Man kann der Überzeugung sein, daß auch das Nebeneinander dreier befreundeter Parteien in manchen Fällen sein Gutes haben kann. Nach meinem Empfinden überwiegen aber die Nachteile, die sich vor allem darin zeigen, daß verhältnismäßig viel geistige Kraft aufgewendet werden muß in dem unumgänglich notwendigen Bestreben, der eigenen Parteirichtung den gewünschten ausschlaggebenden Einfluß zu bewahren oder zu erringen auch in dem Wettstreite der einzelnen Richtungen untereinander. Diese Kräfte könnten besser anderweit nutzbar gemacht werden. Ich halte mich an Schillers Wort:

Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

In dieser Auffassung bestärkt mich die letzte scharf präzisierte Erklärung des Fürsten von Bülow in dem gewaltigen Ringen um die Reichsfinanzreform, wonach er es ablehnte, eine Regierung gegen die Liberalen zu führen. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes auch für die Zukunft läßt sich füglich nicht mehr bezweifeln. Der Kanzler mag gestürzt sein, aber

dieser Gedanke ist nicht gestürzt; er kann nicht mehr beiseite gesetzt werden, weil er sonst jeden Augenblick zu neuem Leben erweckt werden müßte. Kann und darf aber in Preußen und im Reiche auch in Zukunft nicht mehr regiert werden unter Nichtachtung des entschiedenen Liberalismus, dann ist es nach allem, was ich darzulegen versucht habe, besser, eine einzige starke Partei erhebt diesen Anspruch als drei schwächere.

Freilich dürfen die Lehren der Vergangenheit nicht unbeachtet bleiben. Man darf nichts künstlich zusammenschweißen, was sich innerlich wesensfremd ist und, auch rein äußerlich betrachtet, nicht zu einander paßt. Der große Fehler der Fusion zur Freisinnigen Partei darf nicht wiederholt werden.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß von diesem Gesichtspunkte aus schon jetzt ein Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt worden ist durch die Lostrennung der demokratischen Parteigruppe von der Freisinnigen Vereinigung. Dagegen können rein taktische Fragen wie die Stellung einer großen Partei zur Sozialdemokratie einen Hinderungsgrund für eine Verschmelzung nicht abgeben, zumal bei der noch unlängst völlig ablehnenden Stellung der Sozialdemokratie selbst diese ganze Frage meines Erachtens einen rein akademischen Charakter an sich trägt. Ich halte es an sich für nicht würdig und es entspricht daher auch meinem Geschmacke nicht, um Gunstbezeugungen jemandes zu buhlen, der einen mit Fußtritten regaliert. Ob sich in der Stellungnahme der Sozialdemokratie nach dem Leipziger Parteitage ein Wandel vollziehen wird, bleibt abzuwarten.

Sodann darf eine Verschmelzung nicht von oben herab aus den Reihen der Führer dekretiert werden, sondern sie muß von unten herauf aus den Kreisen der Wählerschaft begehrt werden. Ich persönlich glaube, daß im Volke kein Verständnis mehr vorhanden ist für die Notwendigkeit, die Scheidung aufrecht zu erhalten.

Keinesfalls darf sich alsdann die Bildung der Gesamtpartei in der Art vollziehen, daß die bisherigen Organisationen aufgelöst und an ihrer Stelle neue geschaffen werden. Das wäre ein unverantwortlicher Gewaltakt. Was sich bewährt und den Stürmen der Zeit erfolgreich Trotz geboten hat, muß erhalten, nicht beseitigt werden. Deshalb müssen überall dort, wo mehrere Vereine der zu vereinigenden Parteien neben einander bestehen, die schwächeren Organisationen angehalten werden, sich aufzulösen und in die stärkste überzugehen. Darin liegt keine Spur einer Unbillig-

keit, sondern nur so kann sich ein Assimilierungsprozeß vollziehen, wenn der Einigungsdrang wirklich ein so starker ist. Treten in dieser Beziehung Schwierigkeiten hervor, so mag sie der Einigungsausschuß der Parteien durch Vermittelung zu beheben versuchen. Gelingt dies nicht und zwar in verhältnismäßig zahlreichen Fällen, so muß der Gedanke der Einigung als noch nicht reif und ausgetragen so lange fallen gelassen werden, bis die Zukunft den Erfolg verbürgt. Selbstverständlich steht nichts im Wege, in Ausnahmefällen mehrere Organisationen neben einander bestehen zu lassen.

Die Ära des fünften Reichskanzlers hat begonnen. Der Amtsantritt von Bethmann Hollwegs scheint zunächst als kein erfreulicher Erfolg von der Zentrumspartei betrachtet zu werden. Wünscht der neue Kanzler populäre Reichspolitik zu treiben, so wird er sich noch mehr als Fürst von Bülow am Schlusse seiner Amtszeit auf den gesamten deutschen Liberalismus stützen müssen. An diesem aber wird es alsdann sein, in seinem ganzen linken Flügel eine starke Phalanx zu formieren, die den Bestrebungen des freigesinnten geeinten Bürgertums kräftigen Ausdruck verleiht.

Max Halbe:
Der Frühlingsgarten

Fortsetzung.

Es war, wie er gesagt hatte. Als ich mich durch die Holunderbüsche hindurchzwängte und über die Sternblumenwiese zum Weiher hinuntereilte, hörte ich es aus dem Wasser her bereits lustig plätschern und dazwischen hell aufjauchzen. Ich sprang in großen Sätzen hinab, um nicht zu spät zu kommen, und stand im nächsten Augenblick am Rande des Teiches, dessen Spiegel jetzt im Morgensonnenlicht so blank und klar glitzerte, als seien Dunkel und Grauen des gestrigen Abends nur ein verschollener, nie wiederkehrender Traum gewesen. Auch die blühenden Birn- und Apfelbäume um das Wasser herum standen wieder als richtige, ehrbare, sozusagen bürgerliche Obstbäume da, die sich ihrer nutzbringenden wirtschaftlichen Bedeutung wohl bewußt waren und keine Erinnerung mehr an ihr voriges Spukwesen zu bewahren schienen. Ich hatte dies alles mit dem ersten Blick aufgefaßt und sah mich suchend nach dem plätschernden und ausgelassenen Menschenkind um, das mich schon von weitem mit seinem Jubel angezogen hatte. Richtig tauchte auch sogleich ein sprudelnder und strudelnder Mädchenkopf über der zerteilten Flut auf und schüttelte lachend das lange fließende rotbraune Haar. Das ziemlich durchsichtige hellrosa Schwimmkostüm schmiegte sich klatschnaß an die schlanken nervigen Glieder, indem es Hals, Nacken und Arme frei ließ.

„Ah! Unser Herr Dichter! Unser frisch aus der Fremde importierter Herr Dichtersmann!" rief das weißnackige Fräulein und strampelte so ausgelassen mit den Beinen im Wasser herum, daß es wie eine Fontäne um sie aufsprühte und die stiebenden Tropfen in der Sonne funkelten.

„Ja, und Sie sind gewiß eine Feenmaid," gab ich zurück, „der alte Gartengeist hat Sie mir zwar als Fräulein Euphrosyne von Mitnacht angekündigt."

„Zu dienen! Die bin ich! Auch Käthchen genannt! Das äußerst widerspenstige und borstige Käthchen genannt! . . . Aber jetzt schnell! Ins Wasser mit Ihnen! Ich schwimme nach drüben und kehre Ihnen den Rücken! In zwei Minuten haben Sie bei mir zu sein! . . . . Und das da als Vorgeschmack, mein hochwohlweiser Herr Prinz und Dichter!"

Dabei holte sie mit ihrer Hand wie mit einem Schöpfeimer über das Wasser hin und schleuderte mir eine größere Ladung herüber, so daß ich noch ein hübsches Teil davon abbekam. Na warte! dachte ich mir, zog mich, so schnell ich konnte, aus und war gleich darauf im Wasser. Ich schwamm eilig und fast lautlos durch die Länge des Weihers, vorüber an dem bebuschten und umschilften Inselchen mit dem etwas morschen Boot, und war nach wenigen Minuten dicht hinter dem scheinbar lässig dahinschwimmenden Mädchen, dessen gestreckter Amazonenkörper sich in den dünnen enganliegenden Schwimmhöschen kraftvoll und jugendlich abzeichnete. Aber wie ich eben zu einem gehörigen Spritzer gegen sie ansetzen wollte, warf sie sich überraschend herum, holte mit beiden Armen, wie eine Schnitterin, die eine Garbe auf den Erntewagen wirft, eine mächtige Tracht Wasser aus der Tiefe des Weihers und schüttelte sie mir in klatschender Sturzflut über den Kopf. Ehe ich noch das Wasser, das mir aus Nase, Ohren und Mund troff, richtig abschütteln konnte, hatte sie mich in einem geschickten Bogen umgangen, war mit langen Stößen über die Breite des Weihers geschossen und in einem kurzen jähen Satz aus dem Wasser ans Ufer geschnellt, wo ich die geschmeidige Gestalt hinter den Büschen verschwinden sah. Eine helle schmetternde Lache kündigte mir den Platz im Grünen versteckt, auf dem sie sich ihrer nassen, durchsichtigen Hülle entledigte und wieder in ihre sittsamen Mädchenkleider schlüpfen mochte. Aber meine Hoffnung, sie wenigstens noch aus der Ferne zu erblicken und einen lustigen Gruß von Wasser zu Land mit ihr auszutauschen, war vergebens. Recht enttäuscht und im wahrsten Sinne begossen, schwamm ich noch ein paarmal patrouillierend in dem Weiher auf und ab und ging dann, als sich nichts mehr regte und nur das Amselkonzert sich von Ufer zu Ufer antwortete, ebenfalls an Land.

Um die Mittagsstunde des gleichen Tages lernte ich Scholastika, die zweite Tochter der Frau von Mitnacht, kennen. Ich hatte den Vormittag mit Ordnen und Einrichten im neuen Heim verbracht und ging, als ich es fernher von den Türmen der Stadt Zwölf schlagen hörte, noch etwas in den Garten, um mich von der ungewohnten Mühe des Auspackens und Einräumens zu erholen. Auf den sonnigen, aber doch etwas zweifelhaften Morgen war wieder ein heißer und wolkenloser Tag gefolgt. Das Firmament breitete sich in einer tiefen strahlenden Bläue, die meine nordischen Augen hier zum ersten Male erblickten. Mir war, als sähe ich den Äther wie in kleinsten durchsichtigen Kristallkügelchen leuchten, zittern und funkeln, und ich mußte geblendet die Hand als Schirm über die Augen

halten. So ging ich eine Weile zwischen verwilderten Boskettѕ und über einst vielleicht wohlgepflegte Gartenwege, auf denen Gras und Unkraut um die Wette wuchsen. Es war totenstill in der grünen Einsiedelei. Ein weißer Schmetterling gaukelte vor mir her wie ein vom Baume geglittenes Blatt. Sonst regte sich nichts. Auch die Finken und Amseln schienen nach ihrem Frühkonzert sich in einem Mittagsschläfchen auszuruhen, und selbst von dem zeitlosen und allgegenwärtigen Gartenwart war keine Spur zu entdecken. Aber nein! Da sah ich ihn bei einem unvermuteten Durchblick über Wiesen und Gemüsebeete hin an einem kleinen Hain alter Waldbäume stehen und mit einer langen weitausgreifenden Gartenschere aus dem hellen zarten Grün der hohen Wipfel trockene Äste und Reiser herausschneiden. Und jetzt, war es nicht, als habe er mich ebenfalls bemerkt und mache mir Zeichen mit seiner Stangenschere hinüber nach der Richtung, wo ich nun schon den Nymphenweiher wußte?

In einer Art von unwillkürlichem Trieb, der schon fast der Gewohnheit entsprach, schlug ich den bekannten Weg ein und kam über den Hügel mit dem Dianenrund in die Kastanienallee, an deren anderem Ende man zum Weiher hinabstieg. Hier unter den hochgewölbten, dicht zusammengeschlossenen Baumwipfeln war Kühlung und Schatten, und ich mußte meine Augen erst aus dem blendenden Sonnenlicht an die Dämmerung des Laubganges gewöhnen, ehe ich die helle Gestalt eines langsam dahinwandelnden Mädchens gar nicht weit vor mir gewahrte. Ich dachte mir sofort, daß dies Fräulein Scholastika sein werde, und ging schneller in dem Gefühl, ich müsse dem artigen Zufall zu Hilfe kommen, der mir auf so einfache und doch wieder besondere Weise nun auch die Bekanntschaft der dritten Schwester vermitteln wolle. Je näher ich kam, desto auffallender war es mir, wie sehr die Erscheinung von hinten gesehen in Schlankheit des Wuchses und Grazie der Haltung der meiner holden Hausherrin selbst glich. Wie aber, blitzte es gleichzeitig in mir auf, wenn es weder Mutter noch Tochter, sondern ihrer beider Urahne wäre, die aus dem Rokokorahmen über meinem Kurfürstenbett gestiegen und dazu verurteilt wäre, für eine schwüle Mittagsstunde hier an der Stätte ihres Erdenromans geisternd umzugehen?

Ähnelte nicht die galante Hofdame, deren längst zu Staub zerfallene Reize ein vergessener Maler der Nachwelt vorbehalten hatte, ähnelte sie nicht, wie ich mich gestern überzeugte, ihrer schönen Urenkelin auf ein Haar, so wie die Mädchengestalt da von rückwärts gesehen es tat? Und konnten in diesem verzauberten Garten, in dem der Geist des Rokoko

aus aller Verwilderung zu mir sprach, nicht auch die Geister jener versunkenen Welt wieder lebendig werden und dem Spätgeborenen zu reden beginnen?

Ein fremder Schauer wie aus einem Grabgewölbe wehte mir durch den Kastaniendom entgegen, und ich fühlte mich fast versucht, wieder kehrtzumachen. Aber dann schalt ich mich selbst einen Feigling und Hasenfuß und beschleunigte meine Schritte, um mir auf jeden Fall den Rückzug abzuschneiden. Bald hatte ich die ruhig und wie sinnend hinschreitende Gestalt eingeholt und räusperte mich kurz. Sie schien ein wenig zusammenzuschrecken und wandte sich zu mir um, und nun war kein Zweifel mehr, daß ich es weder mit der schönen reizenden Mutter, noch mit der schmachtenden graziösen Urahne, sondern mit einem ganz eigenen achtzehnjährigen Mädchenwesen zu tun hatte, das zwar in vielen einzelnen Zügen Mutter und Urahne glich, in anderen aber von ihnen abwich und vor allem durch die großen, dunklen, phantastischen Augen seinen besonderen Ausdruck erhielt. Glänzten und leuchteten sie nicht, wie ein wundersamer Stein aus dem Bergschacht gleißt und von geheimnisvollem Zauber unterirdischer Gewalten kündet? E i n Strahl aus diesen Augen genügte, wen er traf, ohne Hilfe und Rettung zu verblenden, und fühlte ich nicht, wie auf den ersten Blick der Strahl mich getroffen und der Zauber mich gebannt hatte?

„Fräulein Scholastika von Mitnacht, nicht wahr?" sagte ich mit einem leisen Beben in der Stimme, nachdem ich meinen eigenen Namen genannt hatte.

Sie nickte mit einem verträumten Augenaufschlag und hatte ein eigentümliches ernsthaftes Lächeln um den Mund. „Das ist seltsam!" sagte sie.

„Was denn, mein Fräulein?"

„Daß wir uns um diese Stunde hier begegnen. Lieben Sie auch so die Mittagsstille wie ich? Ich finde, es ist die geheimste Stunde am Tage. Nicht?"

„Ja, sonderbar dieses Schweigen ringsum!" nickte ich.

„Aber das Schweigen tönt", meinte sie versonnen. „Man kann sich so viel daraus deuten, wenn man will."

Wir gingen ein Stückchen wortlos nebeneinander hin. Ein jedes schien seinen Gedanken überlassen. War es die Stille, die auf mich drückte? Ich fühlte mir das Herz beklommen und die Kehle zugeschnürt. Wie ein Mantel von Blei lag es mir um die Glieder. Ich mußte mich gewaltsam aufraffen, ihn abzuschütteln.

„Ich glaube gar, Sie machen ebenfalls Gedichte, Fräulein Scholastika?" sagte ich schließlich und lachte etwas gezwungen.

„O nein! Fürchten Sie nichts!" antwortete sie und hatte wieder das ernsthafte Lächeln, das mir zuerst aufgefallen war. „Ich bin ein ganz prosaisches Menschenkind, das noch nicht einen einzigen Vers auf dem Gewissen hat. Ich wüßte gar nicht, wie man das macht!"

„Wirklich?" meinte ich ziemlich ungläubig. „Ich würde Ihnen ohne weiteres die schönsten Verse zutrauen. Aber freilich . . . Andere dazu begeistern, ist noch tausendmal schöner als selber welche zu dichten!"

Das schöne Mädchen drehte mir halb den Kopf zu und sah mich von der Seite her mit einem Blick an, in dem sich Verwunderung, Zweifel und ein wenig Spott zu mischen schienen.

„Soviel ich weiß," sagte sie dann ruhig, „habe ich noch niemanden zu Gedichten begeistert."

„Dann werd' ich also der erste sein, der sich begeistern läßt!" sprudelte ich heraus und hielt, erschrocken über meine eigene Verwegenheit, sogleich wieder inne.

Sie schwieg und runzelte etwas die Stirn. Hatte ich sie durch meine täppische Plumpheit, ohne es zu wollen, gekränkt? Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg und ich über und über rot wurde. Sie sah mich wieder von der Seite an, schien es zu bemerken und lächelte, was zur Folge hatte, daß ich noch tiefer errötete. Ich ärgerte mich im stillen über mich selbst und nahm mir vor, meine Dummheit wieder gut zu machen.

„Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Scholastika!" sagte ich, zuerst noch etwas stotternd. „Ich habe Sie nicht verletzen wollen. Es entfuhr mir so. Ich weiß selbst nicht, wie es kam."

Sie lächelte versöhnt und warf mir einen dankbaren Blick aus ihren dunkelglänzenden Belladonnaaugen zu, der mich sofort von neuem in Flammen setzte.

„Eigentlich kann es doch niemand beleidigen," rief ich, „wenn er einen andern zu etwas begeistert! Die Sonne da oben weiß ja auch nicht von sich selbst, daß sie leuchtet und wärmt und das alles hier wachsen läßt, und doch tut sie's! Warum soll sich ein junger Mensch nicht von einem wunderschönen jungen Mädchen zu Versen anregen lassen? Wozu ist man denn jung und neu?! Doch nicht, um wie ein Wasserapostel durch die Welt zu nüchtern! . . . Also gelt, Fräulein Scholastika, Sie sind wieder gut? Sie geben mir Ihre Hand und lassen mir wieder Ihre Gnade leuchten?"

„Hier haben Sie meine Hand!" sagte sie mit offener Herzlichkeit. „Und böse bin ich Ihnen gewiß nicht gewesen! Aber Sie haben so etwas Spöttisches im Ton. Das wissen Sie vielleicht selbst nicht?"

„Ich spöttisch?" rief ich ganz verdutzt. „Ich spöttisch?! Wer das von mir sagt . . .?! Begeistert war ich! Begeistert bin ich, wie noch nie in meinem Leben! Ich spöttisch? Sie sind spöttisch, Fräulein Scholastika! Sie! Sie!"

„Dann sind wir es eben beide und wissen es nicht!" lachte sie. „Aber nein!" fuhr sie ernster fort. „Sie müssen nicht denken, daß wir zimperlich sind, wir drei Mädchen hier! Das haben wir von unserer Mutter gewiß nicht gelernt! . . . Was sagen Sie zu unserer Mutter? Ist unsere Mutter nicht schön?"

Ich stimmte lebhaft und eifrig ein.

„Und gut und klug!" setzte sie hinzu. „Eine solche Frau wird es sobald nicht wieder geben."

„Und wissen Sie, woran Sie mich vorhin von rückwärts erinnerten?"

Sie sah mich fragend an.

„Nun eben an Ihre Mutter, Fräulein Scholastika!"

„Sagen Sie Gretchen", fiel sie lachend ein. „Wir drei nennen uns untereinander Klärchen, Gretchen, Käthchen, der Einfachheit halber. Unsere richtigen Namen klingen so tantenhaft. Käthchen, das ist Euphrosyne, unsere Jüngste, meint, zu den Namen gehören eigentlich große Nachthauben, die bis über die Ohren gehen und mit langen Bändern vorne zum Zubinden unterm Kinn. Wenn wir einmal alte, zittrige Damen sind, glaub' ich, werden die Namen wohl passen."

„Wie sind Sie denn zu den Namen gekommen?" fragte ich mit einiger innerer Verwunderung, daß mir das Ungewöhnliche daran erst in diesem Augenblick auffiel.

„Unser Vater war Kirchenhistoriker und Theologe, ein hochgelehrter Mann. Unsere Namen stehen hintereinander im Kirchenkalender vom Februar. Er hat gewiß eine ganz tiefe und sinnvolle Absicht dabei gehabt. Nur weiß kein Mensch mehr welche! Aber die Namen haften uns nun wie Nachtmützen durchs Leben an! Wissen Sie, wie unsere Freunde uns nennen? Die drei Fastnachtsheiligen! Im Gegensatz zu den drei Eisheiligen! Weil öfters Fastnacht auf unsere Namenstage fällt!"

Ich mußte herzlich lachen, wie sie das alles so ruhig und ernsthaft und mit einem kaum merkbaren Lächeln erzählte.

„Die Fastnachtsheiligen!“ tröstete ich sie. „Das ist doch so übel nicht! Das klingt ja lustig genug! Man möchte sofort zu tanzen anfangen!“

„Ach, wir sind alle drei keine Fastnachtsmenschen“, erwiderte sie melancholisch. „Selbst Käthchen nicht, die noch die Lustigste von uns ist. Wir sind spätes Blut. Sie sagten vorhin, ich ähnele meiner Mutter. Nein, dazu hab' ich's zu weit. Unsere Mutter ist von ganz, ganz anderm Schlag!“

„Soll ich Ihnen verraten, an wen Sie mich noch erinnerten, als Sie so durch die Allee hingingen?“

„Nun?“

„An Ihre Urahne! Die bei mir oben im Zimmer hängt!“

„An Liselotte von Merenberg, die Geliebte Karl Philipps von der Pfalz? Ja, es heißt allgemein, daß ich ihr ähnlich sehe. Übrigens unsere Mutter noch mehr . . . Ach ja, wer Liselotte von Merenberg wäre!“

Ich sah meine Begleiterin von der Seite an. Sie hatte den Kopf ein wenig geneigt. Die Augen blickten verschleiert in die Ferne.

„Wünschten Sie, die zu sein?“ fragte ich nach einem Augenblick.

„Was hilft alles Wünschen?“ erwiderte sie mit einem müden Achselzucken. „Gerade, was man sein möchte, das kann man nie werden. Dazu müßte man eben ganz anders sein, als man ist.“

„Und dann wünschte man sich vielleicht wieder das Gegenteil“, warf ich ein.

„Nein, nein“, fuhr sie fort, „wir alle drei sind alte Menschen, so jung wir sind. Das werden wir wohl von unserem Vater haben. Unsere Mutter ist jung und wird es auch bleiben. Und wie jung muß erst unsere Ururahne gewesen sein! . . . Darum kann sie auch nicht zur Ruhe kommen.“

Ich sah überrascht auf. „Nicht zur Ruhe kommen . . .?“

Sie nickte mehrere Male nachdenklich vor sich hin.

„Ja, es soll Leute geben, die sie im Garten hier wandeln sehen.“

Wir schwiegen beide. Ich fühlte, wie es mir leise über den Rücken kroch. Nichts rührte und regte sich in den spitzbogigen Wipfeln der uralten Kastanien, in deren kühlem Schatten wir langsam neben einander auf- und abschritten. Ich glaubte, das Mädchen an meiner Seite atmen und ihr Herz klopfen zu hören. Mir war plötzlich seltsam weich und wunderlich zumute. Ich sehnte mich nach einer Seele, die wie die meine zu bangen und sich zu sehnen verstünde, nach Augen, in denen ich untertauchen, nach Lippen, von denen ich trinken, nach einem klopfenden Herzen, das ich um-

fangen könnte, und wie ein Lichtpünktchen in fernster Ferne eines stock-dunklen Grubenganges blitzte ein augenblickskurzes Erinnern auf, als ob dies alles schon einmal vor urlanger Zeit sich zugetragen, blitzte auf, das Pünktchen, und verschwand im Nu.

„Glauben Sie nicht auch," sagte meine Begleiterin in die traum-schwere Stille, „daß man wiederkommen kann, weil man sich noch nicht ausgelebt hat auf Erden? Vielleicht, weil man jung gestorben ist, oder auch, weil man nicht satt geworden ist am Lebenstisch, so alt man war?"

„Schon möglich!" sagte ich zerstreut und dachte an das Grubenlicht-chen, das sich im Dunkel des Bergschachts verloren hatte.

„Dann werden wir wohl alle drei einmal hier im Garten spuken, Apollonia, Euphrosyne und ich", sagte sie mit einem kurzen Lächeln, „und werden nach dem Schein des Lebens jagen, nachdem das wirkliche Leben an uns vorübergegangen ist."

Ihre Worte klangen trüb und resigniert. Und doch mußte ich unwill-kürlich lächeln, wenn ich mir vorstellte, daß es ein achtzehnjähriges Mäd-chen, nicht älter als ich, war, das so sprach.

„Aber was hätte denn Ihre Urahne für einen Grund, hier umzu-gehen?" fragte ich. „Ich dächte, die hätte sich ausgelebt genug?!"

„Wer weiß!" meinte sie achselzuckend. „Vielleicht hat sie sich noch nach etwas anderem gesehnt, als einen alten Kurfürsten zum Freund zu haben! Vielleicht auch nicht! . . . Aber, daß sie den Mut hatte, das zu sein, was sie war, trotz des Urteils der Welt, darum nenn' ich sie jung! So jung, wie keine von uns!"

„Den Mut hätten Sie also nicht?" fragte ich leise und fühlte mein Herz stärker schlagen.

Sie sah mir voll ins Gesicht. In ihren Augen schien hinter dichtem Schleier ein tief geheimes Feuer zu leuchten.

„So zu sein, wie Liselotte von Merenberg?" sagte sie . . . „In man-chen Stunden vielleicht den Wunsch! Aber wohl niemals im Leben den Mut! . . . Ist das nicht lächerlich dumm?"

„Und verwünscht tragisch zugleich!" erwiderte ich und fühlte eine warme weiche Flut von Mitleid in mir aufsteigen. Ich hätte die Arme ausbreiten und das schöne ernsthaft lächelnde Mädchen an meine Brust ziehen mögen, um ihm die dunklen Schatten von Stirn und Lidern wegzu-küssen und Herz an Herz, Mund auf Mund mit ihm das Alter und den Tod zu vergessen.

— — — — — — — — — —

Holde, unvergeßliche, beflügelte Tage von Monrepos! Beglänzt vom Rosenlicht feuchtschimmernder Morgenfrühe! Überstrahlt von blendender Mittagshelle über tiefschweigendem Wipfelmeer! Durchleuchtet von ausgegossener Sonnenuntergangspracht in Hecke und Busch, in Garten und Hain! Umdroht von zuckendem Schwefelschein und dumpf krachendem Donnerschlag, von stürzender Regenflut und tausendstimmigem Sturmgeheul! Befriedigt vom weißen fließenden Silberlicht um mitternächtliche Giebel und Erker und von unendlicher Sterne Gefunkel über Wiesendämmern! Goldene, nie wiederkehrende Tage von Monrepos! Es stehen die hundertjährigen Kastanien über und über bis in die höchsten Kronen hinauf mit weißen und roten Kerzen wie Weihnachtsbäume besteckt. Es jubeln die Vogelchöre in den Dämmerstunden kurz vor Tag dem heraufsteigenden Morgen entgegen und begleiten das sinkende Gestirn mit sehnsuchtsvoller Klage zur abendlichen Rast. Der schwüle Atem des Faulbaums streicht Welle nach Welle durch die Mondnacht zu mir herüber, und die weichen violetten Wogen fernher über den Garten getragener pfingstlicher Fliederdüfte vom lichtesten Maientag umfangen meine morgendlichen Sinne ganz. Helle, flatternde Mädchengewänder blitzen zwischen wucherndem Efeugrün auf und verschwinden hinter undurchdringlich verwachsenen Taxuswänden. Weiße Marmornymphen, die nackten Reize kokett und dürftig von Moos verhüllt, schmachten aus blühender Narzissen Umarmung dem tastenden Blick entgegen, und zwischen verschlafenen Bosketts, unterm düsteren Kastaniendom und durch das entfesselte Traumreich schwüler mitternächtlicher Sehnsuchtswünsche schwebt lockend, gaukelnd, sinnlich graziös meine Dame aus dem Rokoko. Über dem allen aber schienen unermüdlich Auge und Hand des eisgrauen uralt-geschäftigen Gartenmeisters zu walten. Oftmals hörte man den hellen schürfenden Klang seiner Erdhacke von entfernten Gemüsebeeten her. Axtschlag hallte dumpf durch das grüne Revier, und das gierige Wetzen seiner Sense schrillte grell über den feuchten dunstigen Wiesenplan.

„Ist es wahr, daß er so alt wie der Garten hier ist?" fragte ich eines Tages Frau von Mitnacht, als wir in der Jasminlaube saßen und wieder einmal aus weiter Ferne sein rastloses Dengeln vernahmen.

„Schlößchen und Garten sind gut ein Jahrhundert alt", entgegnete sie nachdenklich, und es schien, als ob sie mir ausweichen wollte. „Haben Sie nicht die Jahreszahl auf der Porphyrfliese vor der Haustür gelesen?" setzte sie nach einem Augenblick hinzu.

„Gewiß! Gewiß!" sagte ich. „Aber was hat das mit Eli zu tun?"

Eli war die Form, unter der wir seinen ehrwürdig biblischen Namen Elias abzukürzen pflegten.

„Er behauptete ja sogar", fuhr ich fort, „er sei schon alt gewesen, als die Bäume und das alles hier noch jung waren. Darnach müßte er ja seine zweihundert Jahre auf dem Rücken haben?"

Frau von Mitnacht lächelte vor sich hin.

„Sieht er nicht auch so aus?"

Ich fuhr mir aufgeregt mit der Hand durchs Haar und klopfte mir auf die Schädeldecke.

„Zweihundert Jahre gelebt, Frau Amalia?! Das ist doch grauenvoll! Zweihundert Sommer und Winter auf Erden gelebt!? Das ist doch nicht auszudenken!"

„Für einen Gärtnersmann? Warum nicht! . . . Aber vielleicht macht es ihm Spaß, Sie ein bißchen zum besten zu haben, liebster Bernardo! Oder er bildet sich's wirklich ein, die Kastanien und Ulmen mit eigener Hand gepflanzt zu haben. Dann lassen Sie ihm doch seinen Wahn! Alte Leute sind wunderlich! Wir werden es dermaleinst auch nicht besser treiben, mein Freund!"

„Gott bewahre mich vor zweihundert Jahren!" schrie ich ganz entsetzt und faßte mir an den Kopf, in dem es zu wirbeln begann.

„Und sagen Sie, Frau Amalia," fuhr ich nun einmal im Zuge fort, „wie konnte er wissen, daß ich kommen würde, damals, am ersten Tag?"

„Wußte er das?"

„Er sagte, Sie erwarteten mich schon. Also müßten auch Sie . . .? Ganz unbegreiflich!"

Sie unterbrach mich lächelnd.

„Er hat die Manie, alles vorauszusehen und alles besser zu wissen. Und was mich betrifft . . . Warum soll man denn nicht auf etwas Liebes und Angenehmes warten, das vielleicht unterwegs sein könnte? Manche warteten ihr Leben lang darauf, und es kommt nie. Ich habe doch wenigstens nicht umsonst gewartet. Sie k a m e n ja, mein Freund!"

Sie sah mich mit einem Blick schalkhafter Sympathie an, vor dem ich unwillkürlich die Augen niederschlug. Ihre Stimme hatte den süßen, schmeichelnden Celloklang, der von Seele zu Seele spricht. Vom ersten Moment an hatte mich der tiefe Wohllaut dieser Stimme gebannt und mit geheimem Gesang erfüllt. Aber heute schienen die Worte weicher und schmelzender denn je von ihren Lippen zu fließen. Und ein verbor-

gener, rätselhafter Sinn schien in den Geigentönen mitzuklingen. Ich erhob meine Augen und ließ sie in einem umfangenden Blick an ihrer schmiegsamen Gestalt heruntergleiten. Ihre Augen begegneten den meinen, und es war, als neige sich ihr jugendlich fraulicher Leib der kosenden Umarmung meines Blicks. So war das Schweigen weniger Sekunden. Ein leiser Seufzer hob ihren schön atmenden Busen. Sie sah aus ihrer Verlorenheit auf und lächelte von neuem.

„Schon vor Ihnen haben junge hoffnungsvolle lebensfrohe Menschen an die Parkpforte von Monrepos geklopft, und Eli der Alte hat ihnen aufgetan. Vielleicht hat er sie ähnlich begrüßt, wie Sie, Bernardo?"

„Und eine wunderschöne Frau im duftigen Frühlingskleid wird sie auch ebenso herzlich und freudig empfangen haben wie mich, nicht wahr, Frau Amalia?" erwiderte ich und fühlte eine Welle des Unmuts in mir aufsteigen. War es am Ende gar kindische Eifersucht, was mir wie ein häßlicher Geschmack auf die Zunge trat? Sie neigte anmutig den Kopf und hatte, wie mir plötzlich schien, ein kokettes, um nicht zu sagen herzloses Lächeln um die Lippen.

„Wenn es Sonntagskinder waren, gewiß!"

„Ich dächte, nur Sonntagskinder sollen Zutritt in Monrepos haben?" Ich hatte das fast trotzig hingeworfen.

„Gewiß, mein Freund!" nickte sie und drohte mir mit dem Finger. „Nur dürfen sie auch nicht gar zu ungebärdig sein. Es wird ihnen ja vieles nachgesehen, ihrem Stern zu Liebe, aber sie müssen ihrem Stern auch Ehre machen. Daß man als Sonntagskind geboren ist, das hat man im Alltag zu erweisen."

Sie war ernst geworden und sah mir mit mütterlicher Überlegenheit ins Gesicht.

Ich errötete und senkte den Kopf.

Sie legte mir die schmale, vornehme Hand auf den Arm.

„Es kann keiner in Monrepos bleiben," sagte sie in einem seltsam verschleierten Ton, der den Sinn der Worte undurchsichtig zu machen schien. „Der Frühlingsgarten ist nur, um hindurchzugehen. Auch Ihre Stunde wird schlagen, Bernardo."

„Nur nicht daran denken!" warf ich dazwischen und hatte ein erstickendes Gefühl im Halse, wie jemand, der aus einem schweren Traum zu erwachen trachtet.

Sie schien es zu bemerken und strich mir sanft und begütigend über mein wirres Haar.

„Ja, ja, mein Freund, auch Sie werden wir der Welt da draußen wieder zurückzugeben haben."

„Und Sie, Frau Amalia?" fragte ich noch immer beklommen. „Sie bleiben Ihr Leben lang hier? Sie gehen nie von hier fort?"

„Das ist unser Frauenlos", erwiderte sie ernst. „Wir haben den Garten zu hüten. Auch nach Ihnen, mein Freund Bernardo, werden junge, sinnenfrohe, zukunftsvolle Menschen an die Pforte von Monrepos klopfen, und Eli der Alte wird sie empfangen. Sollen sie umsonst nach Amalia von Mitnacht fragen?"

Ihre Hand, die sie mir mütterlich auf die heiße Stirn gelegt hatte, war sanft heruntergeglitten. Ich erfaßte sie und drückte das kühle sammetweiche Fleisch in der meinen.

„Erinnern Sie sich noch, Frau Amalia, was Sie mir damals bei meinem Einzug für eine Lehre gaben?"

Sie sah mich erwartend an.

„Erst leben! Und dann Gedichte machen! So sagten Sie!"

„Nun?"

„O, wie haben Sie recht gehabt! Kaum einen einzigen Vers hab' ich zustande gebracht! Dabei ist mir die Seele so voll! Zum Zerspringen voll! Ich könnte weinen und mich zu Tode sehnen! Ich weiß nicht warum! Ich weiß nicht wonach! Helfen Sie mir! . . . Warum fallen mir keine Lieder mehr ein? Ist es mit mir schon aus? Ach, wär's doch dann mit allem aus und vorbei!"

Ich hatte die Worte gestammelt und geschluchzt und sank, den brennenden Kopf in die Hände gepreßt, vornüber, der holden, duftigen Frau in den Schoß. Sie aber beugte sich über mich und drückte mir einen Kuß auf das Haar, der mir warm und lösend durch die Glieder rann.

„Alles wird wieder kommen. Das ist der Frühlingsgarten, mein Freund, das ist der Mai!" . . .

Fortsetzung im nächsten Heft



… Dürer …

„Ja, ja, mein Freund, auch Sie werden wir der Welt da [illegible] wieder zurückgegeben haben."

„Und Sie, Frau Amalia?" fragte ich noch immer beklommen. [illegible] bleiben Sie [illegible] lang hier? Sie gehen nie von hier fort?"

„Das ist unser Frauenlos", erwiderte sie ernst. „Wir [illegible] Garten zu hüten. Auch nach Ihnen, mein Freund Bernardo, [illegible] junge, ungebrochene, gut [illegible] Menschen an die Pforte von M[illegible] klopfen, und Eli der Alte wird sie empfangen. Sollen sie [illegible] Amalia von Mitnacht fragen?"

Ihre Hand, die sie mir mütterlich auf die heiße Stirn gelegt [illegible] war sanft heruntergeglitten. Ich erfaßte sie und drückte das [illegible] mutterweiche Fleisch in der meinen.

„Erinnern Sie sich noch, Frau Amalia, was Sie mir vor [illegible] meinem Einzug für eine Lehre gaben?"

Sie sah mich erwartend an.

„Erst leben! Dann kann Gedichte machen! So sagten Sie!

„Nun?"

„O, wie haben Sie recht gehabt! Kaum einen einzigen Vers [illegible] ich zustande gebracht. Dabei ist mir die Seele so voll: [illegible] voll! Ich könnte weinen und mich zu Tode sehnen! Ich weiß [illegible] warum! Ich weiß nicht wonach! Helfen Sie mir! [illegible] Warum f[illegible] mir keine Lieder mehr ein? Ist es mit mir schon aus? [illegible] denn mit allem aus und vorbei?"

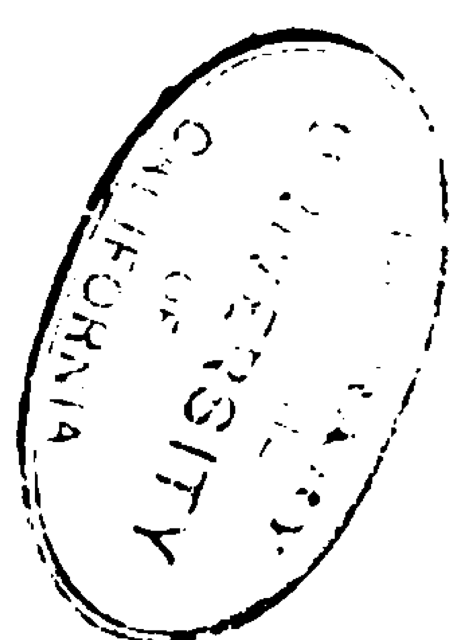
Ich hatte die Worte gestammelt und geschluchzt und sank [illegible] [illegible] in die Hände gepreßt, vornüber, der holden, duftigen [illegible] den Schoß. Sie aber beugte sich über mich und drückte mir einen [illegible] auf das Haar, der mir warm und lösend durch die Glieder rann.

„Alles wird wieder kommen. Das ist der Frühlingsgarten, Freund, das ist der Mai!" . . .

Fortsetzung im nächsten [illegible]



Albrecht Dürer:
Junges Mädchen (Kohlezeichnung)
Text auf Seite 197



Tabakgenuß und geistige Arbeit

Eine Umfrage von Dr. C. F. van Vleuten

Eine Rundfrage, die ich vor einigen Jahren über die Wirkung des Alkoholgenusses auf dichterische Arbeit anstellte, sollte ursprünglich viel weiter gefaßt werden. Es sollte nicht nur der Tabak, sondern auch Kaffee, Tee und andere Genußmittel in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Wenn nun zunächst doch nur der Alkohol berücksichtigt wurde, so geschah das, weil gerade bei diesen Fragen, die an der Klärung des geistigen Schöpfungsvorgangs mitarbeiten möchten, möglichste Einfachheit geboten ist. Allzuleicht verschwimmt sonst die Antwort ins Weite, und so interessant für das Verstehen des einzelnen Künstlers die Mitteilungen sein können, so wenig lassen sie sich untereinander vergleichen und zu Ergebnissen formen. Aber schon bei den hundertfünfzehn Antworten, die sich mit der Weingeistwirkung befaßten, tauchte hier und da das braune Kraut auf und wurde als ein Helfer, wenigstens als ein Kamerad gepriesen. Da lag es nahe, jene bedeutsame Reihe von Äußerungen zum Thema Alkohol und Kunstschaffen zu vermehren und zu ergänzen durch eine ähnliche Sammelforschung über die Wirkung des Tabaks auf die Entstehung des Kunstwerkes. Und es gab einige Momente, die einem solchen Beginnen einen besonders großen Erfolg zu versprechen schienen. Denn während das Bild des Dichters, der, das Weinglas neben sich, begeistert seine Ideen dem Papier anvertraut, mehr der alteingeschliffenen Phantasie der Fliegenden Blätter entspricht als dem wirklichen Leben, gibt es wirklich sehr viele Künstler, die in vollen Zügen den Tabakdampf trinken, während die Idee sich klärt oder die notwendige, eingeborene Form sich rundet. Darüber läßt sich gar nicht streiten; jeder, der das Glück hat, viele Künstler zu kennen, wird zwanzig in einem Atem nennen können, bei denen es so ist. Und man muß sich nur an die Innigkeit erinnern, mit der ein Raucher von seiner Rauchleidenschaft spricht, um zu vermuten, daß auch bei dem rauchenden Künstler seidene Fäden zwischen dem Genuß der Nikotianablätter und der Schaffung und Gestaltung des Werkes sich spannen. Der richtige Raucher trifft keine wichtige Entscheidung,

er freut sich keiner Lebenshöhe, er durchringt keinen Schmerz, es sei denn in blauen, duftigen Wolken. So läßt sich vermuten, daß auch der Künstler, der ein Freund des Tabaks ist, sein Tiefstes, das Werden und Wachsen seiner Schöpfung, mit diesem seinem Genossen durchlebt, vielleicht von ihm gefördert, beraten, geschützt und weiter gelockt. Und sollte das Ergebnis ein anderes sein, so wäre auch dies wieder möglicherweise eine Brücke zu allerhand Erkenntnissen über die Wege der Schöpfung.

Eine Rundfrage läßt sich auf zweierlei Art anstellen. Die Antworten können einmal ohne Namennennung gewünscht und bearbeitet werden. Dies Vorgehen, das auf den ersten Blick sehr einleuchtet, halte ich aber keineswegs für glücklich und weiß durch bestimmte Mitteilungen, die ich als Arzt empfing, daß in einem Falle, als es sich um die Verbreitung einer gewissen Perversität unter Arbeitern handelte, durch diese Anonymität das Ergebnis sehr gelitten hat. So ist der zweite Weg der richtigere und natürlichere, der besonders auch hier, da es sich um individuelle künstlerische Fragen handelt, der einzig gangbare ist: daß der Befragte durch seinen Namen erst ermöglicht, der einzelnen Beobachtung durch Vergleich mit dem Kunstwerk Fleisch und Blut zu geben.

So wurde an etwa hundert deutsche Dichter, Maler und Komponisten ein Brief gerichtet, der ihnen die Bitte vorlegte, sich über ihr Verhältnis zum Tabakgenuß und dessen eventuellen Einfluß auf ihre Arbeit zu äußern.

Die Antworten, welche zuerst einliefen, seien hier (in alphabetischer Reihenfolge) aufgeführt. Weitere werden folgen, und eine Zusammenfassung der Ergebnisse sei aufgespart, bis das gesamte Material vorliegt.

Peter Altenberg:

Rauche ausschließlich Zigaretten. Bevorzuge die türkischen dicken En-Xala, da man dabei die einfach getrocknete Pflanze selbst zu rauchen vermeint ohne Zusätze. Wenig. Bedürfnis nur eine nach Frühstück, nach Nachtmahl. Geistig-seelische Wirkungen seit jeher Null. Tabakgenuß ist wie ein jeder Genuß absolut keine zwingende Notwendigkeit. Man tut alles nur aus Mangel an Selbstzucht und zu wenig Achtung vor seinen latenten Lebensenergien. Man vergeudet aus Unerzogenheit, Stupidität und Irrsinn,

diese drei usuellen Stimulantien in unserer unglückseligen Lebensmaschine. Es gibt nichts, was man nicht entbehren könnte, als bei Heißhunger ganz leicht verdauliche Nahrung, bei Durst Wasser, und falls man seelisch-geistig liebt, schließlich, als Krönung des Gebäudes von maßlosen inneren Zärtlichkeiten, den Besitz des geliebten Leibes selbst! Unentrinnbar sind Hunger, Durst, Liebe, Eifersucht. Hier zerschellt man an Klippen. Aber die Genußmittel sind Kinderspielzeug einer tändelnden unreifen unmännlichen Menschheit. Hungere, bis dir eine harte Brotrinde als Leckerbissen erscheint! Dann wird sie dir implicite zu einem hervorragenden Genußmittel! Das Naturgemäße werde dir zu einem Tonicum! Tabak ist überwindbar!

Leo Blech:

Ich habe, seit den ersten üblichen Versuchen, nie geraucht, weil ich keinerlei Genußempfindung beim Rauchen hatte.

Ob ich andere Mittel dem Tabak vorziehe? Mittel wozu? Zur Hervorbringung großer Kunstwerke? Kennen Sie eines, wird mich die Mitteilung Ihrer Erfahrung glücklich machen.

Ottomar Enking:

Sehr geehrter Herr! Wie den Alkoholgenuß, so habe ich auch das Rauchen längst aufgegeben, weil ich zu der unerschütterlichen Überzeugung gelangt bin, daß es für einen Menschen, der seine Würde bewahren und frei und gesund sein will, ganz notwendig ist, ohne jegliches Reizmittel zu leben und zu schaffen.

Otto Ernst:

Ich rauche nur Zigarren, und zwar bessere lieber als schlechtere, am liebsten also Importen und Hamburger oder Bremer Fabrikate. Mein tägliches Quantum beläuft sich auf acht bis zehn Stück, darunter eine Importzigarre von bedeutendem Kubikinhalt, einige schwerere und größtenteils leichtere Sorten. Ich rauche vor, während und nach dem Schaffen, habe

aber einen Zusammenhang zwischen Tabakgenuß und Produktion oder Inspiration niemals feststellen können, glaube auch, daß bei mir Inspiration und Produktion auf irgendwelche Reizmittel niemals angewiesen sind; ein Bedürfnis dieser Art habe ich jedenfalls nie empfunden. Ein einziges Mal habe ich wegen eines Katarrhs meine Rauchgewohnheit vierzehn Tage lang unterbrochen; ich halte dies für die stärkste Willensleistung meines Lebens. Jetzt rauche ich auch während des stärksten Katarrhs; es schadet mir nichts und schmeckt besonders gut. Im übrigen verweise ich auf meine Plauderei „Vom Rauch- und Brandopfer" im „Geruhigen Leben".

Herbert Eulenberg:

Ich rauche nur Zigaretten. Nie in meinem Leben habe ich eine Zigarre ganz aufrauchen können. Freilich nehme ich auch von den ägyptischen Zigaretten — je leichter, je lieber! — nur eine oder zwei im Tage nach den Mahlzeiten. Beim Arbeiten, Schreiben zu rauchen, wäre mir unmöglich, schon wegen der Asche, die einem auf das Papier fällt, und des häßlichen Geruchs, den die mit dem Rauch angeblasenen — Lieblingsgewohnheit schwäbischer Schriftsteller! — Manuskriptblätter annehmen.

Von der Wirkung des Tabaks auf meine Produktion kann ich darum nicht reden.

Rudolf Herzog:

Die Zigarre ist mir bei der Arbeit unentbehrlich. Ich rauche täglich, während des Schaffens. Von morgens bis abends insgesamt fünf Zigarren. Aber wohl das Zehnfache an Streichhölzern ist vonnöten, um sie in Brand zu halten. Fließt die Arbeit — so ruht die Zigarre. Kommt eine Stelle, die mir zu schaffen macht, die eine Konzentrierung aller Sinne beansprucht — so greift die Hand unwillkürlich nach der Zigarre. Und stets war sie mir Freund und Helfer. Denn das Rauchwölkchen lenkte den Blick von den Dingen der Umwelt ab auf einen einzigen Punkt. Und diese Sammlung ließ die fernsten Saiten erklingen. —

Fehlte mir einmal die Zigarre, so verspürte ich eine merkwürdige Unruhe, der ich nur mit großer Willenskraft Herr zu werden vermochte.

Wilhelm Hegeler:

Ich rauche jeden Tag ziemlich regelmäßig sechs Zigarren: morgens eine, am Nachmittag, der meine Arbeitszeit ist, vier und abends wieder eine. Ich verspüre vom Rauchen eine angenehme belebende Wirkung.

Paul Heyse:

Ich habe nie Zigaretten geraucht, nur Zigarren und immer nur nach einer Mahlzeit, morgens eine ganz leichte, nach Tisch eine importierte, abends eine billige deutsche. Das Rauchen war mir stets ein Genußmittel, als Anregung zu geistiger Tätigkeit hat es mir nie gedient, doch würde es mir schwer werden, es zu entbehren, da es beruhigend auf meine Nerven wirkt.

Timm Kröger:

Wenn ich mich der Ruhe freue, und es fehlt mir der Glimmstengel, dann ist das Glück noch nicht vollständig. Während der Arbeit rauche ich niemals.

Heinrich Lilienfein:

Nächst Liebe, Kunst, Freundschaft und Freiheit meiner Person brauche ich zu einem zufriedenen Leben eigentlich nur noch meine Zigarre. Ich brauche sie in müßiger Einsamkeit, ich brauche sie zu behaglicher Geselligkeit; am notwendigsten brauche ich sie beim Schaffen. Sie verleiht meinen Gefühlen diejenige Temperatur, deren sie bedürfen, um sich in Phantasie umzusetzen, und meinen Gedanken die Geschmeidigkeit und Beweglichkeit, um diese Phantasie festzuhalten, zu formen, mitzuteilen. Mit anderen Worten: das Rauchen beschleunigt meine Gefühls- und Gedankenassoziation. Ich rauche also regelmäßig, vier bis sechs nicht zu schwere Zigarren am Tag. Schmecken sie mir nicht, so ist das ein Zeichen, daß ich krank bin. Wenn meine Mitmenschen, um ihre Achtung vor sich selber noch zu erhöhen, es eines Tages für wünschenswert halten sollten, mit Steigeisen auf den Wolkenrändern spazieren zu gehen, so würde ich es vorziehen, beim Genuß einer guten Zigarre über sie zu lächeln.

Georg Freiherr von Ompteda:

Nichtraucher!

Nie mit Leidenschaft geraucht, sondern als junger Mensch nur weil: zuerst (Knabe) verboten, dann (junger Offizier) die meisten anderen es taten. Bei Erwachen größerer Selbständigkeit das Rauchen ganz aufgegeben wegen Ohrleiden — ohne Bedauern. Heute: Abneigung gegen Tabakrauch, der mir physisch unangenehm ist, so daß mich bei längerem Verweilen in starkem „Hecht" sogar Übelkeit überkommt. Dadurch: geschärfte Sinne für Raucherunarten wie: Ascheumherstreuen, rücksichtsloses Anblasen, Anbrennen von Stoffen durch glimmende Zigarrenteile, Luftverunreinigung in engen Räumen, Rauchen ohne vorherige Anfrage wo nicht Rauchfreiheit. Aber: durch Gemeinsinn, Gerechtigkeitsgefühl, gute Erziehung: Duldung des Rauches und Verschweigen meiner Abneigung gegen seine Beschäftigung — bis auf diese Erklärung, die ich abgebe, um den Herren Dr. Osborn und Dr. van Vleuten gefällig zu sein.

Falls unter „andere Mittel" Stimulantien verstanden sein sollen — nein, denn jedes „anreizende Mittel" verfehlt bei mir den Zweck, ja würde, wie z. B. der Alkohol, mich an der Arbeit hindern.

Paul Scheerbart:

Ein schnelleres Verknüpfen von Sinneseindrücken wird nach meinen Erfahrungen durch den Tabaksgenuß zweifellos hervorgerufen. Die Pfeife wirkt am heftigsten und schnellsten auf mich — schon nach zwei bis drei Minuten. Ich rauche regelmäßig jeden Tag sieben bis acht große leichte Zigarren, Pfeife nur noch sehr selten. Ich rauche vor und nach der Arbeit, nie während der Arbeit. Ich glaube, daß die Gedankentätigkeit beschleunigt wird durch den Tabak — nicht die Stimmungsintensität. Andrerseits wirkt der Tabak nach der Arbeit auch wieder beruhigend — wohl dadurch, daß er die Gedankentätigkeit auf andere Dinge lenkt. Alkohol ist jedenfalls zur Beruhigung (Vereinfachung) besser. Ohne Tabak habe ich wohl seit fünfundzwanzig Jahren nie gelebt. Ich kann somit nicht sagen, wie das Ausbleiben der Tabakwirkung sich äußert. Die Beeinflussung der Produktion durch den Tabaksgenuß erscheint mir zweifellos. Es findet schnelle Komposition von Bildern und Vorstellungsreihen statt. Die Ver-

standestätigkeit wird sehr gesteigert — aber auch nur diese. Die maßgebenden künstlerischen Stimmungsfaktoren werden vom Tabak nicht berührt. Bei einem Raucher wird also das Klare und Nüchterne überwiegen — das könnte man wohl behaupten. Jener Preußenkönig, der das Tabakskollegium gründete, war doch auch sehr nüchtern. Aber — das Geistige aus dem Körperlichen erklären wollen, führt doch ins Materialistische. Und das wollen wir doch nicht mehr. Jedenfalls ziehe ich dem Tabak andere Erregungsmittel nicht vor.

Johannes Schlaf:

Ich rauche den Tag über durchschnittlich sechs leichtere Zigarren, Achtpfennigzigarren. Daneben aber mit Vorliebe bei meiner Arbeit einen leichteren Shag aus der kurzen Shagpfeife; muß mich also wohl einen Raucher nennen. — Ich spüre vom Rauchen keinerlei Beschwerde. Das tägliche Quantum, das ich rauche, ist mir angenehm und auch bekömmlich. Ich rauche aus keinem anderen Grunde, als weil mir es angenehm ist. Zur Anregung bei der Arbeit, für Konzeption, Niederschrift, Feile, bedarf ich weder des Tabaks noch sonst einer Stimulanz. Ich habe niemals zur Arbeit eine besondere, irgendwie narkotische Anregung gebraucht.

Das Rauchen mir „abzugewöhnen" würde ich kaum imstande sein; es müßte denn eine dringende Notwendigkeit dazu vorliegen, aber die liegt in keiner Weise vor. Das Rauchen und der Tabak ist fast mein einziger „Genuß" und meine einzige „Zerstreuung", Alkohol nehme ich so gut wie gar keinen zu mir. Meine Shagpfeife oder Zigarre im Mund in schöner Frühlings-, Sommer-, Herbstzeit ins Land hinein zu wandern, oder meine täglichen längeren Spaziergänge und Wanderungen ins Freie: das ist wohl das schönste und reichste, was das Leben mir bietet; jedenfalls das ungetrübt angenehmste. —

Wilhelm von Scholz:

Ich glaube, der Sinn jedes Narcoticums ist Gegenwart, ruhiges Genießen der Stunde, Ausschalten aller weitertreibenden Hetzgefühle, bewußtes, ganz waches Ruhen; bei der geistigen Arbeit: Isolation. Bei brieflicher Erledigung ärgerlicher Angelegenheiten ist für mich z. B. die Zigarre

notwendiges Mittel, um ruhig am Schreibtisch und bei der Sache zu bleiben. Bei geselliger angeregter geistiger Unterhaltung entbehre ich die Zigarre mehr als bei der Arbeit. Ich bin ganz unregelmäßiger Raucher und kann, wenn ich mir keine Zigarre im Hause halte, Wochen und Monate lang den Tabak, bis aufs völlige Vergessen, entbehren. Irgendwelche Inspiration kann ich dem Tabak nicht zuschreiben, dagegen wohl eine gewisse isolierende und konzentrierende Stimmung — die aber wieder zuviel Behagen in sich trägt, um nicht die Menge der Arbeitsleistung zu vermindern. —

Wilhelm Schussen:

Ob die Kuhmilch wirklich so gesund ist? Und ob der Wein und der Tabak wirklich so schädlich sind?

Die Ärzte und auch andere sagen es. Und wenn wir Menschen hier auf der Welt eine Stätte haben, bloß um tapfere Soldaten und schlanke Turner und brave Bürger und kräftige Erzeuger abzugeben, dann ist nicht viel dagegen einzuwenden.

Aber es gibt doch auch noch bessere und am Ende auch wahrere Wirklichkeiten, als die der Turner und der braven Bürger, an die die Menschen so felsenfest zu glauben vermeinen, die aber schon ein Glas Wein oder auch eine rechte Zigarre und schließlich auch eine schlechte über den Haufen zu werfen imstande sind. Wie hätte sonst jener längst selige, ehrsame Schlosser das Wirtshausschild an der Schenke, in der ich eben wieder sitze, so herrlich aus der ledernen Alltagsmöglichkeit herauszuheben vermocht und hätte das goldene Pflugrad einem langhalsigen Adler in den Schnabel geben können! Und wie hätte der gute Mann hoffen können, der fleißige Vogel werde das funkelnde Rad bis ins nächste, nüchterne Jahrhundert hinein immer hoch und frank über der Türe halten und nicht müde werden und sich gar nicht darum kümmern, was andere Vögel über seine sonderbare Sache denken!

Und warum sollten die Musikanten und Maler und Dichter nicht auch fleißig auf jenem verträumten Hügel haltmachen, auf dem unser Schlosser sein Rad und den Adler ersonnen? Gewiß ist noch kein Lied und kein Bild durch den Tabak entstanden, und auch durch den Wein nicht. Und was man in ihren vollen Wolken gebildet hat, hat man nachher allemal wieder auswischen müssen.

Aber ich für meine Person habe doch schon so manches aus diesen Wolken herbezogen, und ich bin nicht so undankbar, daß ich meine Wohltäter mir nichts dir nichts vergäße, auch wenn sie mich oft genarrt und betrogen haben und Schlangen unter ihren Rosen versteckt hatten . . . . . Gegenwärtig rauche ich nicht mehr. Warum?

Nun, weil der Arzt und die anderen eben doch recht haben und ich mir den gesunden Hals mit dem Gift verdorben habe.

Ich stehle mich nur noch, wenn gerade Gelegenheit da ist, hinter einem Raucher her, namentlich dann, wenn er ein gemeiner Mann ist und einen starken Knaster raucht. Und ich suche nach Adlern und goldenen Pflugrädern in seinen Tabakswolken.

Vielleicht wird mir der Arzt auch das noch verbieten. Und wenn es so weiter geht, werde ich wohl noch zerknirscht und reuig in jene unabänderliche Wirklichkeit zurückkehren, in der die Kuhmilch so gesund und der Tabak so schädlich ist und die Oberlehrer so gescheite Leute sind. Aber lieben werde ich diese Wirklichkeit nicht.

Carl Spitteler:

Erst mit achtundzwanzig Jahren zu rauchen angefangen, ungerne, der Zähne wegen. Hat auch geholfen. Allmählich dann leider ein heilloser Raucher geworden. Immer Zigarren, die leichtesten, die ich auftreiben kann, meistens sogar nikotinfreie, aber viele. Von irgend welcher Einwirkung auf den Geist selbstverständlich keine Spur. Wäre auch traurig um Einen bestellt, wenn er seine Inspiration aus dem Tabak holen müßte.

Franz von Stuck:

Ich rauche morgens und mittags eine Zigarette und abends eine große *sehr* gute Importzigarre. Während der Arbeit rauche ich gar nicht.

Ernst Freiherr von Wolzogen:

Der Tabak ist das einzige Nervenstimulanz, auf das ich nicht glaube verzichten zu können. Drei bis vier Zigarren täglich, hin und wieder zur

Abwechslung eine Pfeife leichten türkischen Tabaks, genügen meinem Rauchbedürfnis. Ich verabscheue die üblichen strohtrockenen leichten Sumatramischungen und ziehe frische Ware in Vorstenland, Manila, Mexiko, Havanna-Kompositionen vor. Schwere Importen vertrage ich neuerdings nicht mehr. Dagegen habe ich mir eine Vorliebe für die österreichische Virginia angewöhnt. Ich habe immer gefunden, daß eine gute Zigarre zum Stimmungmachen und zur Konzentration der Gedanken sehr viel beiträgt. Beim Schreiben kann ich allerdings nicht rauchen, und das ist einer der Hauptgründe, weshalb ich das Diktieren vorziehe. Wenn mir die Zigarre nicht schmeckt, so habe ich auch sicher auf keine Inspiration beim Schaffen zu rechnen. So sehr der sonst von mir keineswegs verachtete Alkohol mich im Schaffen stört, so sehr fördert der mäßige Tabaksgenuß die Tätigkeit meiner Phantasie und erhöht mir ganz wesentlich die Freude an der Arbeit. Fluch über die, so dem armen Dichter seine Zigarre verteuern!

Hanns von Zobeltitz:

Sehr verehrte Herren! In Beantwortung Ihrer liebenswürdigen Zuschrift erlaube ich mir, Ihnen nachstehendes mitzuteilen. Ich war ein recht starker Raucher, ohne darauf zu achten, welchen Einfluß das Rauchen auf meine geistige Produktion ausübte; ich achtete vielmehr nur darauf, daß das Kraut, welches ich mir genehmigte, möglichst gut war. Daß mir Importen besser schmeckten, als Pfälzer Zigarren, dürfen Sie mir zutrauen.

Vor etwa fünf Jahren erkrankte ich aber, und der Arzt beschränkte den Tabaksgenuß auf das äußerste. Während es mir gar nicht schwer fiel, dem Alkohol, dem Kaffee etc. zu entsagen, stellte sich bald heraus, daß ich fast unfähig zur geistigen Arbeit wurde, wenn ich meine Zigarre ganz entbehren mußte. So habe ich mich auf (angeblich) nikotinfreie Zigarren beschränkt, finde, daß sie recht schlecht schmecken, brauche sie aber, sobald ich arbeite. Ich gestehe offen ein, daß hier eine Schwäche meiner Willenskraft vorliegt, schäme mich dieser Tatsache, kann sie aber nicht aus der Welt schaffen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Bernhard Ihringer: Watteau

Ein Gespräch über Kunst.

Sie begeistern sich für das französische Rokoko — das kann ich verstehen. Sie hängen eine ganze Sammlung von Stichen nach Watteau an die Wände; auch das will ich noch hinnehmen, namentlich wenn ich bedenke, daß sie vielleicht nächste Woche schon einer Kollektion Marées Platz machen müssen. Daß Sie mir aber da ästhetische Vorträge halten und ein Formenspiel verteidigen wollen, das ich als Spiel und Laune gelten lasse, das kommt mir so komisch vor . . .

Alle Kunst ist Spiel und Laune, wenn man den ernsten Hintergrund auf Sekunden wegzieht, den der beflissene Eifer dahinter aufgebaut hat. Arbeit ist nun schließlich einmal keine Kunst und Kunstarbeit ein gelehrter Spätling. Das Naive ist das Künstlerische. Schelten Sie mich nicht Doktrinär! Ich will keine „goldenen" Regeln an die Wand malen, damit sie meine Nachkommen einst als unleserliches Gekritzel überpinseln lassen. Die Schulmeisterperücke habe ich noch nicht gespürt. Wohl aber kann ich ein paar Worte sagen zugunsten meines Glaubens — der nun freilich nicht der Ihre zu sein braucht.

Sie weichen mir aus. Ich wunderte mich über den Ernst, mit dem Sie das lustige Rokoko verteidigen, und Sie kommen mir mit einer Wagenladung voll Prinzipien angefahren.

Prinzipien? Wenn Sie meinem ästhetischen Anarchismus Prinzipien nachrühmen wollen, habe ich nichts dagegen. Lustiges Rokoko? Wenn ein Schwindsüchtiger, der sein Leben lang darben muß, die vornehme Welt mit nie geschauter Grazie auf die Leinwand wirft und doch immer als Bettler am Gartentor stehen bleibt, finden Sie das lustig? Nun das war Watteau. Oder: Wenn ein genialer Radierer, der das Leben in tausend Etappen festgehalten hat, im Alter um Hungerlohn übelste Brotarbeit tun, Bettelbriefe an den „Bürger Minister" schreiben muß, finden Sie das auch lustig? Nun das war St. Aubin. Und so noch viele

andere. Bleiben Sie mir mit Ihrem lustigen Rokoko vom Leibe, es hat nie existiert — für die Kunst.

Doch für das Leben! Und das Leben hat Hunderttausende glücklich zu machen, die keine Künstler sind.

Freilich — aber das ist im Grunde auch nicht schwer, Ihr lustiges Rokoko brauchte dazu gar nicht so viel Lustigkeit. Ganz abgesehen davon, daß oft auch Einer für Tausende zählt und daß Tausende nur so hintaumeln, bis der Eine sie in die Höhe richtet. Sie werden mir die Marquis nicht durch Plebiszit lustig machen können, ebensowenig wie diese selbst einst ihren Künstlern zum Tanze aufspielen konnten. Die rosa in rosa gemalten Bilder der Kulturhistoriker sind nicht recht farbenecht; kratzen sie den Verputz an einer Stelle ab, so sehen sie die tief dunkle Untermalung, die die ganze Breite einnimmt. Auf einem solchen Grund helle Töne zu entwerefn, halte ich nicht einmal für schwer; nur möchte ich daraus keine Schlüsse ziehen auf das Leben außerhalb der Leinwand.

Das heißt mit andern Worten: Sie bestreiten die Realität des künstlerischen Rokoko?

Nein, wenn Sie es in den Schranken lassen wollen, die ihm von Natur zukommen. Ja, und zehnmal ja, wenn Sie nun das Leben als Malerei und die Malerei als Leben betrachten. Sie kennen doch Greuze, den sentimentalen Diderotschüler? Seine taubenhalsfarbige Heiterkeit, seine routinierte Glätte hat nichts von dem nervösen, zuckenden Leben seiner Zeit. Oder nehmen wir Watteau. Betrachten Sie sein berühmtes Cytherabild. Merken Sie nichts von der verhaltenen Wehmut, die da alles überhaucht und selbst die vordersten Paare leise schaudern läßt, wie sie den Nachen besteigen? Ludwig XV. goldene aber harte Zeit sah anders aus. Gottlob, sage ich, denn ein Watteau stand höher, um als Photograph nur das bißchen Welt und sonst nichts zu sehen. Als ferner Fremdling sah er die Feste der Vornehmen, bewunderte die geistvollen Marquisen und versetzte sie mit seinem Pinsel ins Elfenreich. Kein anderer Franzose war weniger Realist als dieser Fanatiker des Reinmalerischen, dessen ganze Lebensarbeit wie ein leises Adagio die Überleitung bildet zu dem scherzhaft-frivolen Alegretto eines Boucher.

Boucher! Nun da nennen Sie mir gerade den rechten Mann. Versuchen Sie's doch, mir auch diesen aus dem Zeitmilieu wegzudisputieren.

Verehrter Herr, der Watteau, von dem ich Ihnen eben sprach, hatte eigentlich überhaupt kein „Milieu". Er vagabundierte in Paris von

einem Zimmer zum andern, von einem Freund zum andern, nirgends seßhaft, nirgends zufrieden, immer auf der Jagd nach seinen eigenen Gedanken, die sich nun einmal nicht so malen lassen wollten, wie er wünschte. Er sah die Welt nur in großen Linien, holzschnittartig, als sei die Vogelperspektive die erste Bedingung seines Lebens. Diesen Mann, der Gesinnung nach mehr Kunstbegeisterter als Künstler, können Sie nicht in die Kulturgeschichte einschachteln. Er hat seinen eigenen besonderen Standpunkt gewählt, von dem aus nur e r das Leben sieht. Auch darin ist er verschieden von seinem Nachtreter Boucher, der sich mitten ins dichteste Gewühl des Tages warf und davon schließlich erdrückt wurde.

Sie geben also zu, daß er als „Maler seiner Zeit" bestehen bleibt?

Ich gebe es zu, wenn Sie ihm wirklich das zum Verdienst anrechnen wollen, was als Zwang sein ganzes Leben lang auf ihm lag. Als Charakter war er durchaus Rokokonatur, ein Mensch, der sich über nichts Gedanken machte und geradezu instinktiv alles hinstrich, was ihm in den Sinn kam. Diese Naivität hat ihm seinen Ruhm verschafft, mag sie's dran genug sein lassen! Für uns heute ist der Maler aus Instinkt doch immer noch sehr verschieden vom Künstler aus innerer Not. Nur dieser ist der wahrhaft Naive, denn nur er hat den Trieb des Genies erfahren, ohne den das Allheilmittel „Routine" allein übrig bleibt. Boucher hat die Probe darauf gemacht, er ist zugrunde gegangen an der Malwut, die ihm von dem unersättlichen Publikum, dem er nicht fern genug geblieben war, eingeflößt wurde. Sein Talent starb an seiner Volkstümlichkeit.

Watteau ist und bleibt also, scheint's, für Sie das Idealbild des französischen Künstlers; sie stellen ihn als „zeitlos" hin im Gegensatz zu Boucher, den Sie um seiner Popularität willen verachten. Sehen Sie denn nicht die bedenklichen Konsequenzen, auf die Sie zutreiben? Wollen Sie die Kunst vom Boden der Kultur ausreißen und als glänzendes Luftphantasma wieder aufbauen, wollen Sie, kurz gesagt, statt Kunst als Bildungsmittel ein aristokratisches Sonderwesen glorifizieren?

Wenn ich nun dazu ja sagte, wäre ich wohl vor Ihren Augen gerichtet? Ich übernehme deshalb das Wagnis nicht und führe Sie lieber näher an meinen Standpunkt heran; dann sehen Sie vielleicht selbst, wie das Verpönte ganz natürlich aus der Masse unseres Kulturbetriebs herauswächst. Denn nicht Spaltung gilt es, sondern organische Weiterentwicklung! Keinem Menschen fällt es heute ein, die dominierende Stellung zu leugnen, die der bildenden Kunst im Menschheitsleben zukommt.

Keiner sollte aber auch daran denken, diese Herrscherin zur Dienerin zu machen, indem er sie aus dem wohlerwogenen Abstand in die enge Berührung mit dem Wirklichen herabzieht. Zweimal im Lauf der Geschichte war die Kunst im vollsten Sinne Kulturmacht — in der Antike und in der Renaissance. Wir Modernen haben heute noch kein Recht, ihr ein Gleiches zuzumuten. Nur da, wo künstlerisches Empfinden in Wahrheit als Grundbaß unter all der andern polyphonen Lebensmusik hervorklingt, ist die Kunst Zeitkunst, Kultur geworden. Sonst webt sie ihre Fäden in der Ferne und sendet sie oft erst der Zukunft als Erleuchtungen zu. An diesem Punkte ist sie nur ein Anreger unter vielen für alle, eine Macht nur für die wenigen, durch deren Bemühungen sie vor dem schmutzigen Alltag bewahrt bleibt.

Das ist ein Ideal, für das ich mich nicht erwärmen kann. Das ist eine Kunst für intellektuelle Millionäre, die mit dem Volksempfinden nichts zu schaffen hat.

Volksempfinden ist nicht gleich Volksbewußtsein. Wollen Sie jeden Droschkenkutscher zum Kunstfreund machen, ihn in die Galerien schleifen und ihm die Finessen der Renaissancemalerei demonstrieren? Sie meinen, das sei nun wieder Karikatur. Ich sage Ihnen, das ganze Geschrei „Kunst fürs Volk" ist nur eine einzige große Karikatur. Zu allen Zeiten haben wahrhaft künstlerische Naturen die Wege zum Heiligtum von sich aus gefunden; sie brauchten keinen geschwätzigen Cicerone, der ihnen beständig in den Weg trat. Tapezieren Sie meinetwegen alle Arbeiterwohnungen des Deutschen Reiches mit „Meisterbildern fürs deutsche Haus". Ich sage Ja und Amen dazu. Wundern Sie sich aber dann nicht, wenn die Leute starr und kalt davor stehen und sich nach ihren alten Öldrucken und Stichen sehen, die sie wenigstens verstanden und an denen sie sich deshalb auch erfreuen konnten. Es ist immer derselbe große Irrtum, den alle die Volkskunst-Messiasse begehen: sie meinen, alle Leute müßten zu ihrem hohen Standpunkt hinaufklimmen und sich als bildsames Material für ästhetische Vorlesungen erweisen. In einer Zeit, wo man so viel auf gediegene Vorbildung gibt, wo man den Wert eigener Arbeit auf allen Gebieten so nachdrücklich betont, sollte eine solche Verblendung eigentlich gar nicht möglich sein. „Kunst ist nicht für alle", dieses Böcklinwort sollten wir den Übereifrigen beständig zurufen, bis sie ihre gut gemeinte und schlecht gespielte Rolle endlich aufgeben.

Sie ereifern sich gegen eine Bewegung, die so tief in das moderne Bewußtsein eingedrungen ist, daß sie mit Ihren Weherufen nichts da-

gegen ausrichten. Wir erblicken nun einmal in der Pflege und Verbreitung volkstümlicher Kunst eine wahre Kulturarbeit.

Damit kommen Sie wieder auf das Problem zurück, das wir gleich im Anfang beiseite legten. Kann Kultur erarbeitet werden? Geben wir einmal die Möglichkeit zu, obwohl die Geschichte dagegen spricht, so bleibt immer noch die Frage übrig: ist auch die Kunst nur als Lohn für mühsames Wollen erreichbar? Ich sage nein und berufe mich auf die Kunstgeschichte. Sie sagen ja und berufen sich vielleicht ebenfalls auf die Kunstgeschichte. Einigen wir uns dahin, daß wir beide Wege gehen, die schon begangen worden sind und auch in Zukunft wohl immer wieder begangen werden. Nur müssen Sie mir den Vorzug lassen, den steileren und damit auch aussichtsreicheren gewählt zu haben!

Carl Ferdinands: Mädchen im Spätsommer

Wolkenschatten wandern lautlos,
Gleiten kühl durchs klare Land.
Blaue Männertreue pflückt' ich,
Strauß, schon welk in meiner Hand.

Erntewagen fuhren gestern,
Heute stehn die Felder taub,
Ähren hängen an den Zweigen,
Ähre stirbt im Furchenstaub.

Will nicht denken, daß du mein warst,
Will dein Dorf, dein Haus nur sehn
Und durch Staub und Wolkenschatten
In den Herbst hinuntergehn.

[illegible] Gold:
[illegible]rmann Bahrs neue [illegible]

[illegible] Tages, scheint mir, sagte sich Hermann [illegible] wacher Geist sich sehr oft irgend etwas Ähnliche[illegible] [illegible]agte er sich: Die Menschen sind merkwürdig. [illegible] was in einem regen Schriftsteller den Wunsch, z[illegible] [illegible]irkt.) Die Menschen sind so vielfältig, daß man [illegible] den [illegible] Hunderttausenden von ihnen, die uns ein Leben lang be[illegible] [illegible]en Zahl uns als eine bedrückende Abstraktion einklammert [illegible]nisvolles Etwas fesselt, daß man schlechtweg verzweifeln [illegible] eine nennenswerte Kenntnis ihres Wesens zu gewinnen, [illegible] wir besinnen uns am Ende darauf, daß sie uns [illegible] vertraut sind wie etwas, was wir [illegible] [illegible] wie unsere Zimmer, unsere Kleider, unsere [illegible] [illegible] sind uns die Menschen, daß wir [illegible] wie [illegible] noch die fernsten von ihnen [illegible] [illegible] denen sich nur Bekannte [illegible] sind die Menschen. Typen [illegible] wir bloß [illegible] [illegible] Neugier, das uns zu Beob[illegible] [illegible] [illegible]strakte Welt von zu Millionen [illegible] Ziffern [illegible] Farbe an, und die Farben sind bei [illegible] unzähligen [illegible] die gleichen, und die Palette haben wir selbst in der [illegible]

[illegible] Tag [illegible], scheint mir, sprach Hermann Bahr so zu sich. Er hatte [illegible] schon an den Menschen beobachterisch seinen stählernen, blinken[illegible] [illegible] Witz ausge[illegible]. Er hatte Stücke geschrieben, [illegible] er[illegible] [illegible] Figuren agierend. Er hatte Romane [illegible]. In [illegible] aber war er bisher von einem subjekt[illegible] Er[illegible]lebnis, einer [illegible], einer Betrübtheit, ausgegangen; [illegible] er einen Menschen oder zwei oder selbst drei flackernd [illegible], mit Interessantheit begossen, mit Hermann Bahrschen Gefühlen belangt. Er hatte Romane geschrieben, wie ein temperamentvoller Nachtromancier

Carl Ferdinands: Mädchen im Spätsommer

[illegible] wandern lautlos,
[illegible] durchs klare Land.
[illegible] pflückt' ich,
[illegible] schon welk in meiner Hand.

[illegible] gestern,
[illegible] Felder taub,
[illegible]ren hangen an den Zweigen,
[illegible] im Furchenstaub.

[illegible] denken, daß du mein warst,
[illegible] Dorf, dein Haus nur sehn
[illegible] und Wolkenschatten
[illegible] hinuntergehn.

Alfred Gold:
Hermann Bahrs neue Romane

Eines Tages, scheint mir, sagte sich Hermann Bahr — dessen sprühender und wacher Geist sich sehr oft irgend etwas Ähnliches sagt —, einmal also sagte er sich: Die Menschen sind merkwürdig. (Merkwürdig ist vor allem, was in einem regen Schriftsteller den Wunsch, zu schriftstellern, verstärkt.) Die Menschen sind so vielfältig, daß man bei den Tausenden, den Hunderttausenden von ihnen, die uns ein Leben lang begegnen, und deren Zahl uns als eine bedrückende Abstraktion einklammert und an ein geheimnisvolles Etwas fesselt, daß man schlechtweg verzweifeln müßte, jemals eine nennenswerte Kenntnis ihres Wesens zu gewinnen, und doch! — wir besinnen uns am Ende darauf, daß sie uns so gründlich vertraut sind wie etwas, was wir unausgesetzt bei uns haben, wie unsere Zimmer, unsere Kleider, unsere Gedanken. So wenig fremd sind uns die Menschen, daß wir oft darüber erschrecken, wie genau uns selbst noch die fernsten von ihnen verständlich werden. Unter lauter Hüllen, in denen sich nur Bekannte von uns verbergen, bewegen wir uns. Typen sind die Menschen. Typen brauchen wir bloß mit dem bißchen nichtstuender Neugier, das uns zu Beobachtern macht, zu imaginieren, und eine abstrakte Welt von zu Millionen anwachsenden Ziffern nimmt Farbe um Farbe an, und die Farben sind bei allen unzähligen Tönungen doch immer die gleichen, und die Palette haben wir selbst in der Hand.

Eines Tages, scheint mir, sprach Hermann Bahr so zu sich. Er hatte ja immer schon an dem Menschen beobachterisch seinen stählernen, blinkenden, flinken Witz ausgeübt. Er hatte Stücke geschrieben, manchmal erfolgreich, kühl mit Figuren agierend. Er hatte Romane gedichtet. In den Romanen aber war er bisher von einem subjektiv empfundenen Erlebnis, einer Verliebtheit, einer Betrübtheit, ausgegangen; da hatte er einen Menschen oder zwei oder selbst drei flackernd und lyrisch beleuchtet, mit Interessantheit begossen, mit Hermann Bahrschen Gefühlen behängt. Er hatte Romane geschrieben, wie ein temperamentvoller Nichtromancier

eben so etwas schreibt. Es war immer ein Musizieren auf den Saiten einer eigenartigen Lyrikerleier darin. Nun kam die Erkenntnis von der typischen Durchschaubarkeit und Erratbarkeit alles Menschlichen über ihn und damit eine ungeahnt leichte, natürliche, saubere, wenn auch kühlere Anschauungs- und Gestaltungsform in der Kunst. Nun kündigt dieser sprudelnde Geist, als wären ihm damit zu einem neuen Schaffen die Augen geöffnet, selbst seine neue Epoche und eine neue Romanserie an: die Serie von der Typik und Genrehaftigkeit alles Menschlichen. Nun ist ihm mit dem ersten Stück, mit der „Rahl", ein kleines Wunderwerk aus der Gußform gestiegen.

„Der M. . .ensch!" sagt bei Gorki im Nachtasyl der Landstreicher. „Nur der Mensch allein existiert," sagt er, „alles übrige — ist sein Werk!" Und der alte Weltweise kündete: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge!" Und Goethe in der italienischen Reise: „Der Mensch ist das einzige Supplement für den Menschen!" Von alledem mag wohl in dem energischen Gedankenausspinner, der Bahr stets gewesen ist, eine Erkenntnisader zusammengeflossen sein, unvermischt, unverdünnt, klar und kristallhell bis zu jenem höchstmöglichen Punkt aller Einsicht, an dem man sogar eine neue Form der Kunstwirksamkeit, das wahre Schatzgräberglück, sich entdeckt. Nur den Menschen ohne des Nachschöpfers Haß oder Liebe, den Menschen ohne die Lyrik der Landschaft, ohne Problemstellung, ohne soziale Verschmelzung und Verallgemeinerung, ohne Abstraktion, ohne Phrase, beschreibt Hermann Bahr. Den Menschen als Typus je einer Kolonne von Menschen, eines Standes, einer seelischen Physiognomie durchdringt er mit dem Blick für das Charakteristische, das sich hellseherisch selbst aus der Äußerlichkeit einer Figur, aus ihren kleinen Lächerlichkeiten, in voller Gerechtigkeit ableiten läßt. Der Mensch wird fast schauspielerartig zum Typ. Er wird Charge. Als Charge bedeutet er ein in sich selber beschlossenes und kristallisiertes Maß von psychologischer Auflösung. Der Dichter entwickelt ihn nicht, er beschreibt ihn. Der Wirklichkeitsausschnitt, den er skizziert, ist nicht ein mit der Wirklichkeit Kämpfen, ist kein Konflikt, sondern ein Offenbaren aus überlegener Kenntnis heraus, aus erfahrungsvoller und beherrschter Teilnahme. So etwa läßt sich die bewußte gewollte Kunsteigenart in Hermann Bahrs neuen Romanen an. Und wenn sein Versuch, Lebensgebiete eben in Form verschlungener Zusammenhänge, in einer Serie von Büchern, in einer Gesellschaftsgenealogie zu fixieren, wenn dieses Unternehmen an Emile Zolas „Rougons-Macquarts" denken läßt, denen sich Bahr in einem Hinweis im zweiten Band seiner Reihe,

in der „Drut“, wirklich verpflichtet zeigt, so ergibt der Vergleich im Nu auch den charakteristischen Unterschied: Zola komponiert seine Menschen in naturwissenschaftlich-politischer Leidenschaft. Bahr dekouvriert sie.

Diese zwei Bände, „Rahl“ und „Drut“, sind die Leistungen, auf denen das Bild der neuen Schaffensidee Hermann Bahrs ruht. Man muß die Bedeutung solcher Ideen für das Schaffen nicht zu hoch schätzen, und man wird doch nicht verkennen, daß zumindest beim Entstehen der „Rahl“ wirklich ein Plan, ein Entschluß, eine Absicht das Hirn eines Dichters befruchtet hat, und ob sein Rezept erweiterter Anwendung fähig ist, selbst das wird zur Frage, die man ernsthaft beantworten möchte. Es ist nicht so dumm, wie es klingt. Bahr hat für schriftstellerische Entdeckungen eine eigene Begabung. Er wirkt ansteckend mit seinem persönlichen Stil und seiner unvergleichlichen eigenen Art, witzig und kurz zu sein. Einem treuen Jungwiener hat er einmal den Ausruf entlockt, man könne nicht mehr im Geschmack der Öllampe schreiben, seitdem er das „elektrische Licht“ eingeführt hat. Es wäre wirklich ein Streich, seiner würdig, wenn er mit seiner sprühend amüsanten Schauspielergeschichte, in der doch nichts weiter erzählt wird, als wie ein junger Gymnasiast die weniger junge als berühmte Tragödin, die Rahl, liebt, wie er in einer Laune von ihr von der Straße weg aufgelesen wird und nach befriedigter Laune wieder vergessen, verstoßen . . . wenn Bahr mit diesem Buch ein Schema für amüsante Bücher gefunden hätte.

Man überdenke nur einmal das formale und schließlich verstandesmäßig witzige Element in der reizvollen Zeichnung des Buchs. Man vergegenwärtige sich sein Entstehen.

Die Laune der Schauspielerin ist das Eigentliche im Roman, das Gegebene. Mit ihrer künstlerischen Wirkung hängt ihre menschliche Laune zusammen, und diese Wirkung nun, die sich auf eine Stadt, eine Zeit, einen ganzen Menschheitsausschnitt erstreckt, schlägt in die Kammer des zum Jüngling reifenden Gymnasiasten ein. Der Gymnasiast wird zum Versuchskaninchen. Aber zugleich ist der Gymnasiast auch ein werdender Mensch, ein Charakter. Bahr nimmt denn also die Hilfsfigur, die er um der Rahl willen braucht, und stellt sie liebevoll vor sich auf und geht sozusagen um sie herum, bis er alle ihre Linien, ihre Züge peinlich gewissenhaft kennt, und darin liegt das charakteristische Beispiel seiner Technik und Kunst: Zum Typ wird die Episodenfigur. Zum Typ wird der hübsche und frische, ein wenig furchtlose, ein wenig auch indolente Freier der Rahl. Er ist blond und eines früh verstorbenen Schwärmers

und Turnlehrers Sohn. Er wohnt bei seiner gütigen, aber verzagten Mutter, die wieder eine Freundin bei sich hat, ein resolutes altes Fräulein, namens Fanny, das ihre Hunde bemuttert. Ganz leise und klug sorgt die nun dafür, daß nicht auch der Franz zu sehr bemuttert werde. Und ferner hat dieser Franz in der Klasse seinen Intimus, der die Verschwörung — jede Schulklasse hat ja ihre Verschwörung! — als Führer leitet, den „kleinen Beer", und er hat seinen Klassenlehrer, der streng und pedantisch aus Schwäche ist, den Samon. Und die alle tauchen nun auf, scheinbar ohne Notwendigkeit, ohne Handlung, nur als Dazugehörige jenes einen Franz Heitlinger, der über alle anderen Franz Heitlinger aller anderen Gymnasien der großen Stadt hinausragt, weil ihn die Rahl eines Abends von der Straße weg in ihrer Kutsche mit in ihr Haus nimmt und am nächsten Morgen vergißt. Und sie alle stehen im Lichtbann der Rahl, bei deren Jubiläum sie mit fiebernden Fasern an der Vorstellung teilnehmen. Und sie alle sprechen über die Kunst und das Leben und über ihr eigenes Schicksal, gleichviel, ob dieses mit dem Lehrersein oder Schülersein oder dem Judentum oder dem Schauspielertum zusammenhängt. Und im Sprechen bekommen sie Leben. Und es sind Menschen. Ohne Zutat, ohne Verbrämung, ohne Retusche, ohne Vorder- und Hintergrund, interessieren und entzücken sie eben dadurch, daß sie in präzisester Schärfe zu sehen sind, typische Menschenbilder sie alle, kernig und knospig, zum Greifen.

Man versteht jetzt die Note dieses neuen Bahrschen Romanschreibens. Die Präzision wird zur Hauptsache. Auf die Präzision kommt es an. An die Stelle der Technik verschlungener Handlung, in der das helle Licht neben gleitenden Schatten steht, in der die Schatten das unvermeidliche Gegenspiel abgeben, tritt eine Technik von kürzester klarster Gesamtlinie, mit einem Detail, das lebendig und wichtig ist bis auf das Kleinste. Alles Menschliche rückt in das Licht. Alles nebenher Schildernde, landschaftlich-Lyrische, Zuständliche muß dabei ausscheiden. „Nur der Mensch existiert!" Neben der Rahl bewegt sich ein Kreis von wohlüberlegten Personen, die auch wieder köstlich sind in ihrer gesättigt gesteigerten, zum Typus chargierten Wahrhaftigkeit. Der Mann der Künstlerin: gräflich, gebildet, verständnis- und liebevoll, langweilig, gelehrt. Die Theaterwelt: der verdummende alte Kollege, der noch die ehrlichen Triumphe seines Temperaments feiert, der Nachwuchs an Bühnenjugend, blutarm im Künstlerischen, gelehrig, gescheit, aber voll unsicheren Neids, der dicke Portier, der hochherrschaftliche hagere Intendant — keine Figur, die nicht

lebte. Die Gesellschaft, das Publikum: der wienerisch fesche und schöne Enthusiast Hofrat War, der bleiche Franzose der Rahl, Lerroy, Sohn eines Kognakkönigs und Ästhet auf der Weltreise, der die Fahrt von einem Pariser Journalisten fortsetzen läßt und in Wien bleibt, jede der Typen blutvoll und echt. Und das Ganze elegant bis zu Ende geführt, wenn auch mit der Übertreibung, daß der junge Gymnasiast schließlich den gräflichen Gatten zu einer Szene herausfordert, die in den Formen zu zynisch wirkt, um noch glaubhaft zu sein. Doch in dieser Übertreibung zugleich wieder so erzieherisch wahr, daß man auch sie hinnimmt. Das Buch bekommt ein sehr überzeugendes Ende: Gerade der Blick auf das Zynische macht den Jüngling reif für das Leben. Eine Lieblingsidee Hermann Bahrs, die er schon mehrmals verfochten hat.

Wie von ungefähr spielt auch eine kunstpsychologische Auseinandersetzung in die Geschichte. Ein Maler arbeitet am Bildnis der Rahl, und sein alter armer Freund, ein ringender Landschaftsimpressionist, der ein Leben lang ein einziges Kleefeld im Wechsel atmosphärischer Stimmungen malt, debattiert mit ihm über Malerei. Das taucht zeitweise zwischendurch auf. Das wechselt mit dem Theatermilieu, mit dem Gymnasium, mit den Extravaganzen des französischen Kognakprinzen, Ästheten und Weltreisenden ab. Meisterhaft ist diese abrupte Zwanglosigkeit. Sollte irgend einmal jemand die Schriftstellerkunst, amüsant zu sein, schulmäßig lehren wollen, er müßte mit einigen anderen geistreichen Büchern von heute, mit Anatole Frances „Insel der Pinguine" z. B., vor allem auch die „Rahl" exzerpieren lassen, kapitel- und abschnittweise, in ihrem Gliederungsrhythmus.

Und da fragt es sich denn also wieder: Kann man das aber wirklich auch lehren? Kann man das Schema solcher Menschenbeobachtung und ihres Witzes auch nur verallgemeinern? Die Frage ergibt sich dadurch, daß eben eine Serie solcher Bücher geplant ist. Bahr hat auf den ersten Band, wie gesagt, schon einen zweiten, die „Drut", folgen lassen. Eine ähnliche Vorführung von Typen nach dem Modell bringt er auch hier, diesmal politisch. Eine ähnliche — dasselbe ist es nun leider nicht mehr. So wohlfeil banal es auch klingt: Einen leisen Kritikerzweifel muß ich gerade im Anschluß an diesen Fortsetzungsversuch auf meine frohe Verkündigung stülpen. Bei der Besprechung der „Drut" wollen wir uns nicht eben so lange mehr aufhalten, wie bei der reizenden Künstlergeschichte.

Ganz kurz ist auch hier wieder die Handlung. Ein junger Staatsbe-

amter Klemens von Furnian, richtigste schwarzgelbe Marke, gutmütig, hübsch, schneidig und doch nicht energisch, Sohn einer gedrückt armseligen Adelsfamilie, gegen deren Nachwirkung in seinem Gemüte er ankämpft, Schützling des allmächtig genialen Ministers, nachlässig, gewandt, ein Beamter der neuen Richtung, der macht nun Karriere. In einem Gebirgsnest, das als Sommerresidenz und Kurort gleichwohl belebt ist, wird er Bezirkshauptmann. In seinem Glück bewegt er sich planlos, programmlos, ein wenig verträumt und mit leicht melancholischen Stimmungen. Er hat kein Talent für das Abenteuer. Er läßt die Theaterkokotte, die ihm den Weg kreuzt, uneigennützig dahinziehen, doch eines Tages verliebt er sich in eine fremde Baronin, eine unfreudige Frau, die ihm widerstrebt und mit ihrer Klugheit und Kühle und Kultur ihn so lang betteln und werben läßt, bis er sie dennoch erobert. Er glaubt, durch sie Vater zu werden. Er heiratet sie, überlegungslos, kopflos, ohne zu warten, ohne ihre eigenen Bedenken zu hören. Sie entpuppt sich als Abenteurerin, wenn auch mehr durch Unglück als Schuld. Sie wird „als Bigamistin" verhaftet. Klemens wird abgesetzt. Er erschießt sich.

An diesen — der Zeitchronik wirklich und sogar wörtlich entnommenen — Fall hält sich Bahr. Wieder sieht er in der ganz einfachen Linie den Weg, auf dem sich die Menschen, die Typen, die Modelle, wie er sie kennt, ihm zur Schilderung darbieten — der durch Schlauheit und Verblüffung imponierende moderne Minister, der liberale Gedankenprofessor, der stille und in tätiger Menschenliebe sozialdemokratische jüdische Arzt, der unsauber-freundliche Polizeikommissar, der überlegene Pfaffe, die lächerlichen Honoratioren eines kleinen Provinznestes. Das ist wieder alles mit Zügen von intimster Genauigkeit und Wahrheit gezeichnet. Köstlich wirkt eben die Zeichnung an sich, selbst ohne Handlung und auch ohne den besonderen Reiz des bunten Theatergewühls, den die „Rahl" ihrerseits hat. Die Politik, gerade die österreichisch verwickelte, läßt ja nicht weniger schmetterlingsbunte Erscheinungen aufkommen als etwa die Bühne. Ein Kapitel z. B. wie jenes, in welchem Döltsch, der Minister, den ängstlichen Klemens hinhält, um ihm schließlich brutal seinen Abschied zu geben, ist meisterhaft. Und wenn das Ganze am Ende doch etwas ledern und gezwungen anmutet, so ist das wohl Sache des Schriftstellerglücks und Schriftstellerunglücks, mitverschuldet vielleicht auch durch den nicht gerade dankbaren und mehr zur Tendenz als zu kühlem Anschauen geeigneten Stoff und sicherlich dadurch auch, daß Bahr das eigentlich Liebenswürdige, Lockende und Beklemmende dieser seltsamen Frau, seiner

Drut, so wenig fühlbar zu machen vermag, wie es ihm sonst auch gegeben ist, die natürliche Kraft der Erotik zu schildern. Da liegt eine Grenze seines persönlichen Könnens. Darüber stolpert unser Mitgefühl mit dem Buch, das, so vermuten wir, ein Buch von der Frau und der Liebe zu werden bestimmt war, und wir werden nicht warm, weil uns diese Baronin Gertrude v. Scharrn, eine Geliebte mit ernst-bleichem Gesicht und „zornigem" Haarschopf, zu kalt läßt.

Gegen den Dichter im ganzen beweist das noch nichts. Hermann Bahr wird für seine weitere Romanreihe sicher Gebiete und Stoffe entdecken, die ihm, dem ironischen und dabei so präzisen Menschendurchschauer — mutwillig wirkt im Vergleiche zu ihm der geistreiche Shaw, der romantische Wedekind! — wieder funkensprühenden Boden darbieten wie das Buch von der Nahl.

Andrew Carnegie: Eine Wagenfahrt durch England

Fortsetzung

Die Engländer sind leicht dazu geneigt, die Männer Englands und Amerikas, die in der politischen Arena stehen, miteinander zu vergleichen, und zweifellos sinkt die Wagschale zu ihren Gunsten. Die Gründe aber liegen klar auf der Hand. Amerika hat die Grundfragen seiner Verfassung gelöst und will keine Neuerungen, die wichtig genug wären, seine fähigsten Köpfe zu beschäftigen. Als im Bürgerkriege neue Fragen auftauchten und Lösung heischten, waren die Männer, die an die Spitze der Nation traten, von ganz anderem Schlage als diejenigen, die vorher oder nachher im politischen Leben standen. Vergleicht man die Männer aus dem Regime Buchanans[1]) mit denen, die der Krieg in den Vordergrund stellte: Lincoln, Stanton, Summer, Edmunds, Marton oder mit den Generalen dieser Zeit: Grant, Shermann, Sheridan, Hancock, so gibt es moralisch oder intellektuell genommen wenig Unterschied zwischen ihnen, aber an origineller schöpferischer Kraft sind diese jenen überlegen, glaube ich. Daß in Amerika eine Anzahl bedeutender Männer sofort auftreten und die übrigen Nationen in Erstaunen setzen würde, wenn es wirklich etwas zu tun gäbe, wird niemand bezweifeln, der das amerikanische Volk kennt. Aber kein wirklich fähiger Mensch wird seine Kräfte damit verschwenden, das New Yorker Zollhaus zu kontrollieren, ebenso wenig wie er seine Zeit nicht lange damit zubringen würde, über Manchesters Abzugskanäle zu debattieren. So ungern es auch meine englischen Freunde hören mögen: ich sage, wenn es nichts mehr zu tun geben wird, wenn der Gegensatz zwischen feudalen und demokratischen Anschauungen aufgehört haben wird, dann werden sich nur Schwächlinge ins Parlament wählen lassen,

[1]) Amerikanischer Präsident vor dem Bürgerkrieg.

und diese werden nur die Wünsche ihrer Wahlkreise ausführen, wie heute unsere Abgeordneten im Kongreß. Das braucht aber meine englischen Freunde nicht zu erschrecken: Es wird dann weniger Bestechungen vor der Wahl geben und weniger höfischen Einfluß. Das Gehirn eines Landes ist immer da zu finden, wo es wirkliche Arbeit gibt. Das Oberhaus nimmt jetzt die Beschlüsse des Unterhauses zu Protokoll, und bald wird das Unterhaus nur mehr die Ansichten der öffentlichen Meinung zu Protokoll nehmen. Schon in der nächsten Generation werden die Parlamentsdebatten die politischen Strömungen der Zeit ebensowenig widerspiegeln, wie die donnernden Predigten von der Kanzel herab das religiöse Fühlen der Gegenwart dokumentieren, und dann wird ein Mann, der wirklich etwas in sich hat, nicht daran denken, Mitglied des Parlaments zu werden, ebensowenig wie er in das Oberhaus oder in den amerikanischen Kongreß eintreten würde. „Das allgemeine Menschheitsparlament: die Verbrüderung der Welt" ist auf dem Anmarsch, aber seine Form wird unpersönlich sein: die Presse ist das allgemeine Parlament; die Führer auf diesem Forum lassen ihre „Staatsmänner" nach ihrer Pfeife tanzen. Dasselbe Gesetz beraubt auch die Kanzel ihrer wirklichen Macht. Wer kümmert sich heute darum, was der Rev. Froth predigt, wenn er sich über Bibelerklärungen hinauswagt? Drei Seiten von Professor Robertson Smith in der „Encyclopaedia Britannica" zerstören mehr Theologie in einer Stunde, als alle Prediger des Landes während ihres ganzen Lebens aufbauen können. Wenn jemand wirklichen Einfluß in dieser Welt haben will, muß er die Feder in die Hand nehmen. In der Tat, die Feder ist eine edlere Waffe als das Schwert und viel vornehmer als die Zunge, beide Waffen haben sich beinahe überlebt.

Ein Artikel in „Harpers" über den Bedford Square mit seinen glühenden Schilderungen von dieser arkadischen Kolonie, von ihren künstlerischen Heimen, ihrer Bibliothek, ihrem Klubhaus erregten in uns den Wunsch, sie zu sehen. Um die Wahrheit zu sagen: wir waren sehr enttäuscht, aber vielleicht haben wir es uns selbst zuzuschreiben. Die Häuser waren nicht schön, wie wir sie uns aus den Holzschnitten und hübschen Illustrationen vorgestellt hatten, oft waren die Wände nur bemalt und die meisten waren billige Kopien bekannter Gebäude. Und die besonders billigen und billig aussehenden Häuser erinnerten mich an eine Ansiedelung im wilden Westen. Die Idee, die dem Bedford Park zugrunde liegt, mag ohne Zweifel gut sein und könnte viel Gutes wirken, es war alles nur ganz anders, als wir erwartet hatten.

Die Gegensätze liegen nahe bei einander. Ich ging von hier nach dem Stafford-Haus hinüber: der Marquis Stafford empfing uns selbst und zeigte uns seinen Palast. Ich getraue mir kaum von seinen Schönheiten zu sprechen, auch nicht von den Schätzen, die er enthält. Man fängt an zu verstehen, was ein Marquis Stafford bedeutet. Die Familie Sutherland besitzt 1 200 000 Morgen Land in England, fast die ganze Grafschaft Sutherland gehört ihr. Der Marquis sitzt im Unterhaus, ist ein fleißiges Aufsichtsratsmitglied der „London and North-Western"-Eisenbahngesellschaft. Der Herzog von Devonshire ist Vorsitzender der Borrow-Stahl-Aktiengesellschaft, Lord Granville besitzt selbst Stahlwerke und der Earl of Dudly ist einer der größten Eisenproduzenten von England. Es ist also eine ganz anständige Beschäftigung, meine lieben Freunde, Stahlschienenfabrikant oder Hüttenbesitzer zu sein! Ich bin jetzt beruhigt. Aber es gibt doch eine Grenzlinie in England. Wer einen offenen Laden hat, ist ausgeschlossen von der Gesellschaft! Aber wenn man z. B. Bier braut, dann ist man etwas und kann getrost auf den Baronet hoffen, denn sehr viel Bier verhilft zur Peerswürde.

Es war eine freundliche Aufmerksamkeit von unserem Gastgeber, daß er zu Ehren der amerikanischen Gäste die amerikanische Flagge aufziehen ließ. Es tat mir wohl, eine Saite in der Brust war angeschlagen: das Glück sich sagen zu dürfen, die ruhmreiche Flagge repräsentiert mein Land! Colonel Ingersoll, ein glänzender Redner, sagte: jedesmal, wenn er in der Fremde war und nach langem wieder einmal das Sternenbanner im Winde flattern sah, habe er immer das Gefühl gehabt, als sei die Luft von einem Wonneschauer erfüllt. Er war es auch, der immer dem Süden gepredigt hat, daß es auf dem amerikanischen Kontinent nicht Luft genug gäbe für zwei Flaggen. Hast recht, alter Oberst!

Wissen Sie, warum der Amerikaner sein Sternenbanner leidenschaftlicher liebt als der Engländer seine Flagge? Ich will es Ihnen sagen. Sein Banner ist nicht das Zeichen einer Regierung, die Unterschiede zwischen ihren Kindern macht, die nicht dem einen ein Privileg verleiht, das sie dem andern versagt, es ist die Fahne eines Volkes, das allen dieselben Rechte gibt. Die britannische Fahne wurde zu zeitig geboren, um volkstümlich zu sein, sie kam vor ihrer Zeit, als das Volk wenig oder gar keine Macht hatte. Es war nicht gefragt worden. Irgend eine Versammlung hatte sie gewählt und sie dann der Nation gegeben. Das amerikanische Banner ruft mit jeder Faser einem jeden zu: Wir, das im Kongreß versammelte Volk! Es ist ihr eigen Kind und deshalb geliebt.

Es ist bezeichnend, daß niemals bei einem Aufstande Soldaten der Vereinigten Staaten, denen die Nationalflagge vorangetragen wurde, belästigt wurden. Auf Miliztruppen hat man wohl manchmal Steine geworfen, auf jene aber nie: „Wenn jemand versucht, die Flagge herunterzureißen, schießt ihn nieder wie einen Spion!" — so sagen wir alle. So wird es auch einmal in England sein, wenn es nicht mehr eine Regierung und ein Volk geben wird, sondern eine Regierung des Volkes, für das Volk, durch das Volk.

Und nun lebe wohl, London, und all ihr Gedanken, die auf einen einstürmen, der in deinen furchtbaren Strudel gerät. Du ungeheures London, wir sind froh, dir entrinnen zu dürfen.

* * *

Auf dem Wege nach Brighton machten wir William Black einen Besuch, den ich schon in Rom kennen gelernt und dem ich gesagt hatte, ich wollte seine „Abenteuer auf einem Phaeton" einmal selbst erleben. Eine Woche, bevor wir von New York abfuhren, war ich zusammen mit dem Präsidenten Garfield beim Staatssekretär Blaine in Washington geladen gewesen. Nach dem Mahle kam das Gespräch auf meine beabsichtigte Reise, und Garfield sagte: „Das sind ja die ‚Abenteuer auf einem Phaeton', nur in einem größeren Maßstabe; übrigens hat Black niemals wieder ein so gutes Buch geschrieben wie dieses." Darin waren alle einig. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich bin eigentlich böse auf Black: ein Dichter, der nur zur Unterhaltung schreibt, sollte seine Geschichte nicht so traurig enden lassen, wie er es in Mac Leod of Dare tut. Ein Roman sollte uns die schönen Seiten des Lebens aufzeigen, das wirkliche Leben hat Tragödien genug." Wenige Wochen später und Garfield selbst war der erschütterndste Beleg für die Worte, die er damals so feierlich ernst ausgesprochen. Ich werde nie den traurigen kummervollen Ausdruck auf seinem Antlitz vergessen, als er hinmurmelte:

„Heut' dieser Schlag und morgen jener,
Und am Ende steht der Tod."

Man möchte beinahe gern sterben, wenn wie am Grabe Garfields aus dem gemeinsamen Schmerze beider englisch sprechenden Welten die Erkenntnis aufleuchtet, daß sie beide sich als Brüder fühlen. Garfields Leben war nicht umsonst gelebt. Seine Lebensgeschichte ist nicht alltäglich: Dieser arme Knabe, der sich hinaufgearbeitet hat zu der stolzesten Stellung

der Erde, erwählt von fünfzig Millionen freier Bürger, hat eine höhere Stellung eingenommen, als die eines Kaisers und Königs! Andere Nationen mögen sich fragen: Wo sind unsere Lincolns, unsere Garfields? Aber solche Helden wachsen nur da, wo es freie Männer gibt. Es war ein seltsamer Zufall, daß bei Beginn unserer Fahrt der Dichter meines Vorbildes uns den Segen dazu gab, wir fühlten, daß sein Geist bei uns war und bei uns blieb während unserer ganzen Fahrt.

Brighton, Freitag Morgen den 17. Juni. Die fröhlichen Argonauten bestiegen ihren Wagen, und die lange Fahrt nach der Nordspitze der Insel begann. Zuvor, meine lieben Freunde, möchte ich ein Geständnis machen: Bevor nicht jemand an seiner Tür gestanden und nicht seinen eigenen Vierspänner vorfahren gesehen hat — vier edle ungeduldig auf den Boden stampfende Braunen, deren Geschirre in der Sonne glitzerten, ein funkelneuer Wagen, glänzend wie ein Spiegel, mit einem Kutscher auf dem Bock und einem Diener hinten —, und wer dann nicht seinen Freunden hat zurufen dürfen: Bitte, kommt und seht, so habe ich es mir ausgemalt — ich sage, bevor er das nicht erlebt hat, rede er mir nicht vor, er habe schon das Schönste in seinem Leben genossen, ich weiß es besser. Ich glaube, es war Isaak Walton, der berühmte Angler vor dem Herrn, der auf die Frage, welches er für das aufregendste Vergnügen der Welt hielte, zur Antwort gab: „Wenn man einen dreißig Pfund schweren Lachs aus dem Wasser zieht!" Er hatte so unrecht nicht. Ich habe schon im Loch Leven die schönste Forelle des Jahres gefangen, bin auf dem Spintsee in Iowa von einem ungeheuren Hecht eine halbe Stunde weit mit meinem Boote mitgeschleppt worden — es ist ein herrliches Vergnügen. 100 000 Dollars zu verdienen, ist nichts im Vergleich damit. Aber es gibt einen noch aufregenderen Genuß wie den, mein alter wunderlicher Isaak: der Genuß, Genüsse zu bereiten, ist weit schöner als der Genuß an sich! Niemals in meinem ganzen Leben hat ein freudigeres Gefühl meine Seele erfüllt, als damals, als ich an jenem denkwürdigen Morgen in Brighton meine Freunde in meinem Wagen Platz nehmen sah.

Das Wetter in England ist launisch und immer eine Quelle der Sorge. Um so mehr war ich an jenem Morgen in ängstlicher Erwartung, ob schönes Wetter sein werde. Frühzeitig wachte ich auf: gibt es Sonnenschein oder Regen? Wenn ich einen klaren Tag hätte kaufen können, ich hätte es getan, es hätte kosten können, was es wollte. Wenn ich die Fensterladen aufgemacht hätte, hätte ich ja unser Schicksal genau wissen können, aber in philosophischer Ruhe blieb ich liegen und wartete, was der

Himmel senden würde. Doch lassen Sie mich denen, die so gottlos sind, in England den Himmel zu bitten, er möge seine Ratschlüsse ändern, einen guten Rat geben: Bitten Sie nie um schönes Wetter, so hoch dürfen Sie sich nur versteigen, wenn Sie einen sanften Rieselregen haben wollen. Ihre Bitten werden dann viel eher erhört werden.

Nie erlebte ich einen schöneren Morgen in England als den, der mich an jenem Tage begrüßte, als ich die Fensterladen öffnete und auf die plätschernde See hinausblickte, auf dem Hunderte von kleinen Segelbooten schaukelten. Als ich in Bewunderung dastand, kamen mir die Verse in den Sinn:

„Es spielt der Bräutigam mit dem Gestade
als seiner Braut. Und in der Fülle seines Liebesglücks
schmückt er ihr Haar mit gelben Muscheln
und tritt zurück, um ihre Schönheit zu bewundern,
dann stürzt er rasch auf sie in stolzem Kusse."

Das tat der alte Ozean an jenem glücklichen Morgen, ich sah wie er es tat — und hatte das Gefühl, wie wenn die ganze Schöpfung sich in einen einzigen Mund vereinte, um ihn küssen zu können.

Bald hatten wir es heraus, daß keine Art zu reisen sich mit einer Wagenfahrt vergleichen könne. Hoch oben vom Wagen herab sieht das Auge des Wanderers, nicht eingeengt von Hecken und Mauern, in die Weite, über wogende Felder und grüne Wiesen, über sanfte Hügel und Haine. Wir sahen das ländliche England, das ruhige, friedliche, regelmäßige Land. Wenn Englands Schönheit bloß oberflächlich wäre, würde es auch einen nur oberflächlichen Eindruck machen. Es wäre ein flüchtiger Genuß, der bald vergessen wäre. In der Tat aber hinterläßt sie eine tiefere, frohe, heitere, dankbare Befriedigung, bleibt in der Seele haften als eine angenehme wohltuende Erinnerung. Ihre siegende und bleibende Gewalt beruht nicht nur in der Liebenswürdigkeit des Ausdrucks, sondern vor allem des Charakters. Die Natur hat die britischen Inseln reich gesegnet mit den natürlichen Vorzügen der Lage, des Klimas, der Bodenschätze und Erzeugnisse, und der Charakter ihrer Bewohner ist ihre harmonische Ergänzung. Die malerische Mannigfaltigkeit und die ländliche Ruhe der englischen Landschaft hat ihren Grund zumeist in dem erfindungsreichen Geschmack und in der gefälligen Freundlichkeit des englischen Volkes. Das Land des Engländers ist wie er selbst, der Ausdruck seines eigenen Denkens und Fühlens, und dieser Geist erhält be-

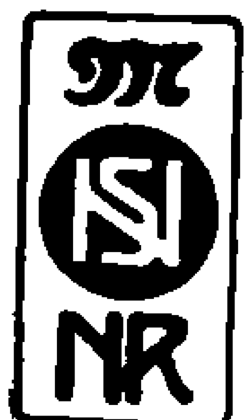
ständige Nahrung und Erquickung von der Freundlichkeit, der Ehrlichkeit, Gediegenheit und Zähigkeit seines Charakters. So ist in der eigenartigen Schönheit Englands das Ideal verwirklicht und findet in ihr seinen Ausdruck besser, als man es mit Worten zu sagen vermöchte. Die Dinge selbst sagen mehr als ihre Namen, Miltons „Allegro", so schön es ist, ist nicht so schön wie die Landschaft, die krystallisierte verkörperte Poesie, aus der das Gedicht erwachsen ist. All' die herrlichen poetischen Schilderungen Englands sind nur der Ausfluß und das Überschäumen seines eigenen dichterischen Reichtums. Es entquillt dem Herzen seiner Dichter, wie der Duft seinen Hagedornhecken entströmt. Bei jedem Schritt hat der durch die englische Landschaft Wandernde das Gefühl einer souveränen Erhabenheit der Dinge gegenüber den Worten, die je zu seinem Preise gesagt werden können.

Fortsetzung folgt



[illegible] Schilderung von der Freundlichkeit, der Ehrlichkeit, [illegible] seines Charakters. So ist in der eigenen [illegible] das Ideal verwirklicht und findet in [illegible] seiner [illegible] Worten zu sagen vermöchte. Die [illegible] Miltons „Allegro", so schön es ist, ist [illegible] die kristallisierte verkörperte Poesie, aus [illegible] die herrlichen poetischen Schilderun[illegible] und das Überschäumen seines eigenen [illegible] dem Herzen seiner Dichter, wie der [illegible] strömt. Bei jedem Schritt hat der durch [illegible] das Gefühl einer souveränen Er[illegible] Worten, die je zu seinem Preise gesagt [illegible]

[illegible] folgt



Jean-Baptiste Greuze: Unschuld (Paris, Louvre)
Zum Aufsatz von Bernhard Ihringer
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München

Otto Baschin:
Der Kampf um den Nordpol

Wohl selten sind Gelehrte und Laien in gleicher Weise durch die Verkündigung einer geographischen Entdeckung derartig überrascht worden, wie am 1. September dieses Jahres durch jenes Telegramm, das die Erreichung des Nordpols durch einen amerikanischen Arzt Dr. F. A. Cook meldete. Es ist ein seltsames Spiel des Zufalls, daß dieser glückliche Forscher den gleichen Familiennamen führt wie jener, vor hundertdreißig Jahren den Speeren der Südsee-Insulaner zum Opfer gefallene, große britische Weltumsegler James Cook, der die geographische Kenntnis von unserer Erdoberfläche in höherem Grade bereichert hat als irgend ein anderer Mensch vor ihm oder nach ihm. Mit seinem Tode verschwand aber der Name Cook aus der Entdeckungsgeschichte, und in weiteren Kreisen dürfte es bis in diese Tage hinein nicht bekannt gewesen sein, daß ein Forschungsreisender dieses Namens lebte. In geographischen Fachkreisen dagegen wußte man wohl, daß Dr. Frederick Albert Cook, geboren am 10. Juni 1865 zu Callicoon im Staate New York, schon in den Jahren 1891 bis 1892 als Arzt die Nordpolar-Expedition seines Landsmannes R. E. Peary mitgemacht und an dessen Schlittenexpedition in Nordwestgrönland teilgenommen hatte. Als Mitglied der belgischen Südpolar-Expedition, die im Jahre 1898 auf dem Schiff „Belgica“ südlich von Amerika in hohe südliche Breiten vordrang und zu einer unfreiwilligen Überwinterung, der ersten im Südpolargebiet, gezwungen wurde, hatte er Gelegenheit, die Verhältnisse auch dieses Polargebietes kennen zu lernen, das in mehr als einer Beziehung ganz anders geartet ist als das Nordpolargebiet. In den Jahren 1903 und 1906 leitete er Expeditionen nach den schneebedeckten Hochgebirgen Alaskas, und es gelang ihm dort, den gewaltigen Mac Kinley-Berg nicht nur zu besteigen, sondern auch dessen Höhe zu 6215 Metern zu messen und nachzuweisen, daß dieser Bergriese der höchste Gipfel Nordamerikas ist.

So vorgebildet, mit den geographischen Verhältnissen in beiden Polargebieten wohl vertraut und in der Bezwingung des Hochgebirgs- wie des Polareises sportlich geschult, machte er sich mit kühnem Wagemut daran,

diejenige Leistung zu vollbringen, die in weiten Kreisen unserer Zeitgenossen als die höchste auf dem Gebiete der geographischen Entdeckungsreisen bewertet wird. Von dieser seiner Absicht war man jedoch selbst in Fachkreisen nur wenig unterrichtet, obgleich er das Ziel, nach dem er strebte, in mehreren Briefen ausdrücklich angab. So traf z. B. bereits im Oktober 1907 im „Explorer's Club" zu New York ein Schreiben Cooks von der Nordwestküste Grönlands ein, in dem es hieß: „Ich finde, daß ich eine gute Gelegenheit habe, den Nordpol aufzusuchen, und ich werde deshalb in Etah ein Jahr lang bleiben. Ich hoffe, im September 1908 als Entdecker des Nordpols zum „Explorer's Club" zurückzukehren. Meine Absicht ist Ellesmere-Land zu kreuzen und über die Nansen-Straße das Polarmeer zu erreichen. Hoffentlich können Sie einige Mitglieder des Clubs veranlassen, mich auf Cap York abzuholen. Hurrah für den Nordpol und das Sternenbanner!" In weiteren Briefen an den Arctic Club sowie an seine Gattin führte Cook seine Pläne des näheren aus. Man scheint in Amerika diese Pläne, über die in geographischen Fachzeitschriften zwar kurze Notizen zu finden waren, nicht der Öffentlichkeit unterbreitet zu haben, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß es in mehr als einer Hinsicht praktischer sei, nicht viel Wesens von der beabsichtigten Expedition zu machen, sondern lieber später durch die vollendete Tatsache die Welt zu überraschen. Die Reise Cooks, die für immer eine der denkwürdigsten in der Geschichte der Entdeckungen bleiben wird, spielte sich nach den bisher vorliegenden Nachrichten in folgender Weise ab.

Der amerikanische Millionär und Sportsmann John Bradley, der die Kosten der Expedition bestritt, rüstete einen Fischereischoner mit einem Motor aus, versah ihn mit reichlich Proviant und allen erforderlichen Ausrüstungsgegenständen und übertrug Cook das Kommando über den „Bradley", auf welchem beide mit der nötigen Mannschaft im Juli 1907 die Küste der Vereinigten Staaten verließen. Während Bradley selbst auf seinem Schiff zurückkehrte und im Oktober 1907 wieder in der Heimat eintraf, blieb Cook mit einem Mann der Besatzung, namens Rudolf Franke, an der nördlichen Küste jener, am weitesten nach Westen vorspringenden Halbinsel des nördlichen Grönland, die auf unseren Karten als Prudhoe-Land bezeichnet wird, zurück. Hier liegt in 78⅓ Grad nördlicher Breite eine Eskimo-Ansiedelung, Etah, die allmählich ein Mittelpunkt der im äußersten Norden der bewohnten Erde nomadisierenden Eskimofamilien geworden ist und heute als der nördlichste, dauernd von Menschen bewohnte Punkt der Erde bezeichnet werden kann. Dort traf Cook unge-

wöhnlich günstige Verhältnisse für ein Vordringen nach Norden an. Der Seehundsfang und die Jagd waren nämlich gerade im Sommer 1907 außerordentlich ergiebig gewesen und hatten den Wohlstand dieses, an der Grenze der arktischen Eiswüste angesiedelten Eskimostammes in erfreulicher Weise gehoben. So kam es, daß die Eskimos, auf deren Mitwirkung Cook bei seiner Expedition in erster Linie angewiesen war, sich in sehr gutem Ernährungszustande befanden, reichliche Vorräte von Lebensmitteln angesammelt hatten und kräftige Zughunde in großer Menge besaßen. Auf einigen Jagdexpeditionen wurde der vorhandene Proviant vermehrt, und bei Annootok, etwas nördlich von Etah, ein großes Vorratshaus erbaut, das als Ausgangspunkt der Expedition diente. Der Aufbruch sollte möglichst frühzeitig im Jahre erfolgen, da man bei Polarreisen stets die Erfahrung gemacht hatte, daß im Mai das Eis bereits zu schmelzen beginnt, so daß es geraten ist, womöglich noch im April das feste Land wieder zu erreichen. Aus diesem Grunde war der Ausgang des Januar als Termin für die Abreise in Aussicht genommen worden, doch erfolgte der Aufbruch erst am 19. Februar 1908, als die Sonne sich nach Ablauf der viermonatlichen Winternacht zum ersten Male über dem Horizont erhoben hatte. Mit Rudolf Franke als einzigem Europäer, zehn Eskimos und elf Schlitten, die von 107 Hunden gezogen wurden, fuhr Cook nach Westen über den zugefrorenen Smith-Sund und erreichte die jenseitige Küste dieser Meeresstraße nach zweitägigem Marsche. Hier betrat man das Ellesmere-Land, jene mehr als 200 000 Quadratkilometer große, also an Ausdehnung Großbritannien nahekommende Insel, die in ihrem Innern weite, größtenteils völlig mit Inlandeis bedeckte Hochflächen aufweist. Dort verließ Franke die Expedition und kehrte nach Etah zurück, um Cook hier nach seiner Rückkehr vom Pol zu erwarten. Dieser drang nun in das Innere ein, wo er unter der grimmigen Kälte, die dort herrschte, sehr zu leiden hatte. Mehrere Hunde hielten die niedrige Temperatur, die bis zu 63 Grad Celsius unter den Gefrierpunkt sank, nicht aus und erfroren. Der hier angegebene tiefe Thermometerstand ist vielfach angezweifelt worden, und man hat mehrfach betont, daß es lebenden Wesen nicht möglich sein könne, eine derartige Kälte zu ertragen. Demgegenüber kann man jedoch darauf hinweisen, daß die durchschnittliche Temperatur des ganzen Monats Januar in dem kältesten Ort der Erde, der Stadt Werchojansk im östlichen Sibirien, 51 Grad Celsius unter Null beträgt, und daß dort in einer geographischen Breite von nur 67½ Grad sogar schon Temperaturen von 70 Grad unter Null gemessen worden sind. Nachdem

die Höhen des Ellesmere-Landes überschritten waren, stieß man in dem westlichen Teile der Insel auf sehr ergiebige Jagdgründe. Der Weg ging jetzt den Nansen-Sund entlang, der Ellesmere-Land von dem noch weiter westlich gelegenen Axel Heiberg-Land trennt, bis zur Nordspitze dieses letzteren. Die Jagdbeute während des Marsches war eine außerordentlich reiche. Nicht weniger als 101 Moschusochsen, sieben Eisbären und 335 Hasen wurden erlegt, so daß Depots mit reichlichen Vorräten an Proviant am Nansen-Sund angelegt werden konnten. Hier, an der äußersten Grenze des festen Landes kehrten am 18. März sechs Eskimos mit ihren Schlitten um, und mit den vier übrigen und 44 Hunden drang Cook über das Eis des Polarmeeres nach Norden vor. Nach weiteren drei Tagen wurden wieder zwei Eskimos zurückgeschickt, so daß nur die beiden tüchtigsten, kräftige zwanzigjährige Männer, nebst 26 Hunden bei Cook blieben. Die beiden jetzt noch vorhandenen Schlitten trugen Lebensmittel für 80 Tage und ein zusammenlegbares Segeltuchboot. Da es an festen Landmarken von nun ab fehlte, so mußte die Marschrichtung nach dem Stand der Sonne unter Berücksichtigung der Tageszeit festgestellt werden. Bald jedoch wurde die Sonne mehrere Tage durch Wolken verdeckt, und der Horizont durch dichte Nebelmassen verhüllt. Jetzt bildete der Kompaß das einzige Orientierungsmittel zur Auffindung des richtigen Weges. Aber nicht nach Norden, wie in unseren Gegenden, weist die Magnetnadel des Kompasses in diesem Teile des Polarmeeres, sondern nach Südwesten. Denn der magnetische Pol, der die Richtung der Magnetnadel bestimmt, liegt nicht am geographischen Nordpol, sondern auf dem amerikanischen Festlande in etwa 70 Grad nördlicher Breite, im Südwesten von Ellesmere-Land. Als am 30. März sich der Nebel endlich wieder lichtete, sah Cook im Westen die Küste eines bisher unbekannten Landes, das schneebedeckte Berge trug, die bis zu mehreren Hundert Metern Höhe emporstiegen. Wer selbst das Glück gehabt hat, zum ersten Male seinen Fuß auf bis dahin niemals betretenen Boden zu setzen oder auch nur ein unerforschtes Land von weitem zu erblicken, der wird ermessen können, wie groß die Versuchung für die Reisenden gewesen sein muß, dieses Land zu betreten, seine Lage genau zu bestimmen, die Küstenumrisse und, wenn möglich, auch sein Inneres zu erforschen. Aber die Rücksicht auf die Notwendigkeit eines schnellen Vormarsches und auf die geringen Proviantvorräte gestattete keine Abweichung von der direkten und kürzesten Route. Die Monotonie in dieser öden Eiswüste wirkte stark deprimierend auf den Gemütszustand ein, und der Mangel an jeder Abwechslung wurde fast

unerträglich. Alle Spuren organischen Lebens hatten aufgehört. Keine Fährte eines Eisbären, kein von den Robben zum Atmen offen gehaltenes Luftloch im Eis wurde mehr gefunden. Am 7. April stand die Sonne zum ersten Male noch um Mitternacht über dem Horizonte, genau im Norden, in der Richtung des Marsches, und sie ging von jetzt ab nicht mehr unter. Am 8. April war die Breite von 86½ Grad erreicht; es fehlte also immer noch ½ Grad, um der höchsten, bisher von Menschen erreichten Breite gleichzukommen. Die größten Anstrengungen bestanden darin, die von Wasser erfüllten Waken, in denen Eisfelder schwammen, zu umgehen. Je weiter man aber nach Norden vordrang, um so besser wurde das Eis, ja zwei Tage lang war seine Beschaffenheit so merkwürdig gut und die Oberfläche so glatt und eben, daß die Reisenden den Eindruck hatten, nicht Meereis, sondern Süßwassereis unter sich zu haben. Es war ihnen jedoch nicht möglich, festzustellen, ob sie sich etwa über Land befanden, da eine scharfe Grenzlinie zwischen diesem scheinbaren Landeis und dem Meereis nicht zu bemerken war. Am 14. April war man bereits bis 88⅓ Grad vorgerückt und war also nur noch 182 Kilometer vom Pol entfernt, genau eben so weit, wie Leutnant Shackleton am 9. Januar 1909 auf dem südlichsten Punkt seiner Schlittenreise noch vom Südpol entfernt war. Aber während Shackleton damals wegen Proviantmangel und körperlicher Erschöpfung umkehren mußte, war Cook glücklicher. Unter Anspannung aller Kräfte ging es weiter vorwärts, und am 21. April konnte bereits eine Breite von 89 Grad, 59 Minuten und 40 Sekunden gemessen werden, so daß nur noch 20 Sekunden geographischer Breite, also etwa 600 Meter bis zum Pol zurückzulegen waren. Dies geschah natürlich ungesäumt, und Cook hatte jetzt das erhebende Gefühl als Erster einen der beiden Erdpole erreicht zu haben, jene bemerkenswerten Punkte auf unserer Erdkugel, an denen es keine andere Himmelsrichtung gibt als Süden, wo jeder Wind von Süden kommt und nach Süden geht, wo es keine Tageszeit mehr gibt, und die Mittagstunde mit Mitternacht zusammenfällt. Eine unermeßliche Eiswüste, in der nicht die geringste Abwechslung wahrzunehmen war, breitete sich vor den Blicken der Reisenden aus. Auf Hunderte von Kilometern im Umkreis waren sie mit ihren Hunden die einzigen lebenden Wesen, und das schauerliche Gefühl absoluter Einsamkeit kam ihnen erst jetzt, wo die andauernde Nervenanspannung etwas nachgelassen hatte, so recht zum Bewußtsein. Nichts muß für einen Forscher, der nun endlich den Pol erreicht hat, betrübender sein, als hier, wo so viele geophysikalische Probleme zu lösen sind, aus Mangel an den not-

wendigen Instrumenten zur Tatenlosigkeit verurteilt zu sein. Hier, wo man, wegen der Abplattung der Erde, dem Erdmittelpunkt um 21 Kilometer näher ist als am Äquator, wo infolgedessen auch die Schwerkraft so viel größer ist, daß ein Uhrpendel in schnellere Schwingungen versetzt würde und eine Pendeluhr nicht weniger als 1½ Stunde täglich vorgehen müßte, und wo jedes Heben eines Gewichtes eine größere körperliche Kraftleistung bedeutet als an irgend einem anderen Punkte der Erdoberfläche. Gewiß ist es richtig, wenn behauptet wird, daß erst Messungen der Schwerkraft und des Erdmagnetismus, meteorologische Beobachtungen der verschiedensten Art, Tiefenlotungen und Strömungsmessungen, Salzgehalts- und Temperatur-Bestimmungen des Meerwassers und ähnliche Untersuchungen am Pol seine Erreichung für die Wissenschaft wertvoll machen. Aber jedenfalls ist es nicht richtig, zu behaupten, wie dies leider geschehen ist, daß die Erreichung des Pols für sich allein und die Konstatierung der Tatsache, daß der Nordpol im Meere gelegen ist, keine wissenschaftliche Leistung sei. Denn es gibt für die geographische Wissenschaft kaum eine wichtigere Frage, als die nach der Verteilung von Land und Wasser auf der Erde. Alle anderen Untersuchungen, so hohen Wert für die verschiedensten Wissenschaften sie auch haben mögen, können erst dann mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden, wenn diese Fundamentalfrage gelöst ist. Abgesehen davon aber wäre es höchst unbillig zu verlangen, daß Jemand, der so ausgedehnte Entdeckungsreisen auf Schlittenerpeditionen unternimmt, bei denen jede Gewichtsersparnis von wenigen Kilogramm für das Leben der Expeditionsteilnehmer von ausschlaggebender Bedeutung werden kann, noch das Gewicht der Instrumente mit sich führt. Späteren Expeditionen muß es überlassen bleiben, solche Untersuchungen auszuführen. Der Pfadfinder aber hat der Wissenschaft die größten Dienste geleistet, indem er solchen Expeditionen die Wege ebnet und sie in den Stand setzt, sich seine Erfahrungen zunutze zu machen.

Cook jedenfalls tat am Nordpol alles, was in seinen Kräften stand. Er begnügte sich nicht damit, die amerikanische Flagge aufzupflanzen und einen versiegelten Reisebericht daneben zu deponieren, sondern er wiederholte und kontrollierte auch seine astronomischen Beobachtungen, maß den Luftdruck zu 757,7 Millimetern, die Lufttemperatur zu 39 Grad Celsius unter Null und bestimmte die Richtung der Magnetnadel, die nach dem 97. Meridian westlicher Länge hinzeigte. Nach zweitägigem Aufenthalt am Nordpol wurde mit den 12 Hunden, die von den 26 noch

lebten, während die übrigen inzwischen verzehrt worden waren, die Rückreise angetreten. Zunächst ging diese bei dem schönen Wetter und den guten Eisverhältnissen flott von statten. Aber bald bezog sich der Himmel mit Wolken von tiefgrauer Farbe und schreckliche Stürme rasten über die öde Eiswüste dahin, so daß man nur langsam vorwärts kam. Im Laufe der folgenden Wochen, während deren die drei Männer viel unter dem schlechten Wetter zu leiden hatten, rückte die Gefahr des Verhungerns und der Entkräftung immer näher, so daß alle Kräfte zusammengenommen werden mußten, um nicht der Kälte zu erliegen. Erst am 24. Mai klärte sich der Himmel wieder auf, so daß astronomische Beobachtungen angestellt werden konnten, die ergaben, daß man sich in 84 Grad Breite befand. Jetzt machte sich auch die vorgerückte Jahreszeit sehr störend bemerkbar. Das Eis war brüchig geworden und hatte sich in einzelne Felder zerteilt, die nach Osten trieben. Oft gelangte man an offenes Wasser, so daß es nicht mehr möglich war, den direkten Weg inne zu halten. Vergeblich versuchten die Reisenden den Nansen-Sund zu erreichen, an dem sich ihre Proviant-Depots befanden; offenes Wasser oder ungangbares Eis verlegte ihnen stets den Weg. Nach 20 Tagen begegneten sie endlich einem Bären, dessen Erlegung sie vom Tode des Verhungerns rettete. Cook mußte sich nun mit dem Gedanken vertraut machen, daß es ihm nicht gelingen würde, die Westküste Grönlands zu erreichen, und er versuchte daher, nach dem in 74½ Grad nördlicher Breite gelegenen Lancaster-Sund im Süden der Insel Nord-Devon vorzubringen, wo sich im Juli schottische Walfänger aufzuhalten pflegen. Er kam jedoch nicht so weit nach Süden, sondern mußte, um Nahrung zu bekommen, schon auf der Nordseite der Insel Nord-Devon nach Osten in den Johns-Sund einbiegen, der die genannte Insel von dem nördlich gelegenen Ellesmere-Lande trennt. Mit Hilfe des zusammenlegbaren Bootes gelangten die drei Männer nach Cap Sparbo, einer eisfreien, nach Norden in den Johns-Sund vorspringenden Halbinsel, wo Moschusochsen und anderes Wild in genügender Menge vorhanden war. Hier richteten sie sich eine unterirdische Höhle, von der ein Gang in Höhe eines halben Meters ins Freie führte, als Winterquartier ein. Der Boden wurde mit Moschusochsenfellen ausgelegt, das Fett der Moschusochsen diente in Lampen, die aus alten Zinntellern fertiggestellt waren, als Beleuchtungsmaterial, das Fleisch als Nahrung. Da Cook nur noch drei Patronen besaß, die er für den äußersten Notfall aufsparen wollte, so wurden Fangmethoden mittels Schlingen ersonnen, die den großen Erfolg hatten, daß 38 Moschusochsen

auf diese Weise erbeutet wurden. Sehr häufig umkreisten Eisbären die primitive Behausung, so daß ein Verlassen des Obdachs stets mit Lebensgefahr verknüpft war. Mit Pfeil und Bogen, Lanzen und Messern mußte der Kampf mit Eisbären, Wölfen und Moschusochsen ausgefochten werden, aus deren Fellen während des Winters neue Kleider angefertigt wurden. Als dann im Frühjahr die Sonne über den Horizont stieg, verließen die Reisenden ihr Winterquartier und machten sich am 18. Februar 1909 auf den Weg nach Annootok. Da sie keine Hunde mehr hatten, so mußten sie ihre Schlitten selbst ziehen und kamen daher nur sehr langsam vorwärts. Wieder ging ihnen der Proviant aus, und schließlich sah sich Cook doch gezwungen, eine der drei Patronen zu opfern und einen Eisbären zu schießen. Am 15. April endlich wurde die Küste Grönlands wieder erreicht, und damit war die Expedition gerettet und eine der großartigsten Entdeckungsreisen aller Zeiten ohne Verlust an Menschenleben glücklich zu Ende geführt. Nach nur fünftägigem Aufenthalt in Etah begab sich Cook auf Hundeschlitten eiligst nach Upernivik, der nördlichsten dänischen Kolonie Westgrönlands, um den letzten Anschluß nach Europa noch in diesem Sommer zu erreichen.

Inzwischen hatte Rudolf Franke im Sommer 1908 vergeblich auf die Rückkehr der Expedition gewartet. Cook hatte ihn angewiesen, bis zum Juni in Etah zu bleiben und, falls er bis dahin keine Nachricht von ihm hätte, nach Amerika zurückzukehren. Diese Weisung befolgte Franke; er kehrte im Herbst 1908 nach den Vereinigten Staaten zurück und brachte die Nachricht von dem Ausbleiben Cooks dorthin. Es wurde daher von Cooks Freunden beschlossen, eine Expedition zu seiner Aufsuchung zu organisieren, die in diesem Sommer auf dem Dampfer „Jeanie" abgegangen ist und im September zurückerwartet wird.

* * *

Zu derselben Zeit, als Cook auf dem Rückwege vom Pol in bitterster Not um sein Leben kämpfte, brach Amerikas berühmtester lebender Forschungsreisender, Commander Robert Edward Peary, auf dem eigens für seine Zwecke gebauten Expeditionsschiff „Roosevelt", einem als Dreimastschoner getakelten Dampfer von 1500 Tons Deplacement, mit einer Maschine von 1000 Pferdekräften, am 6. Juli 1908 von New York auf, lief im August Etah an und drang darüber hinaus nach Norden vor bis zur Nordostecke von Grant-Land, Cap Sheridan, das am 1. September erreicht wurde.

Hier überwinterte die „Roosevelt“, und von diesem Punkte aus setzte Peary seine Expedition ins Werk. Er befand sich jetzt in einem Gebiet, in dem Niemand so genau Bescheid wußte wie er allein. Ist doch Grant-Land und das angrenzende nördlichste Grönland erst durch seine Reisen unserer Kenntnis erschlossen worden. Seit dem Jahre 1891 ist Peary mit rastlosem Fleiß und bewundernswerter Energie hier im äußersten Norden der Erdfeste auf zahlreichen Expeditionen bemüht gewesen, die Küstenumrisse auf der Karte festzulegen. Viermal hat er das Inlandeis Grönlands auf Hundeschlitten im äußersten Norden durchquert, und eine siebenmal größere Entfernung auf dieser größten Eiswüste der Nordhalbkugel zurückgelegt als Nansen bei seiner ersten berühmten Durchquerung im Jahre 1888. Auf seiner letzten Expedition im Jahre 1906 war es Peary gelungen, weiter nach Norden vorzudringen als alle früheren Polarforscher und am 21. April die hohe Breite von 87 Grad 6 Minuten zu erreichen. Einige Wochen später entdeckte er im Nordwesten von Grant-Land ein neues Land, das er Crocker-Land taufte. So hatte sich Peary allmählich eine Erfahrung in der Technik des Reisens in hochnordischen Gegenden angeeignet, in der er wohl von Niemandem mehr übertroffen wurde. Was Wunder, daß er nunmehr, wo er dem Pol bis auf 322 Kilometer nahe gekommen war, den Wunsch hegte, diesen Punkt selbst zu erreichen, und so seiner zwanzigjährigen arktischen Forschertätigkeit die Krone aufzusetzen. Im Sommer 1907 wollte er wieder in sein altes Forschungsfeld hinausziehen, aber die Ausrüstung wurde nicht rechtzeitig fertig. So mußte er die Reise um ein Jahr verschieben, und als er nun Anfang August 1908 in Etah anlangte, mußte er erfahren, daß Cook, sein Reisegenosse auf der Expedition von 1891, bereits im Februar nach dem Pol aufgebrochen war. Aber er war nicht, wie er beabsichtigt hatte, im Juni zurückgekehrt, und man durfte daher annehmen, daß er im Polareise seinen Untergang gefunden habe. Jetzt galt es schnell zu handeln, damit nicht noch etwa ein Anderer den Pol vorher erreichen konnte. Peary verließ daher mit Schlitten die „Roosevelt“ am 15. Februar 1909 und verfolgte die Küste von Grant-Land nach Westen bis zum nördlichsten Punkt der Küste bei Cap Columbia. Von dort trat er am 1. März die Reise nach dem Pol an. Am 11. März wurde der 84. Breitengrad überschritten und von da ab am 15., 18., 26. März, 2. und 4. April je ein weiterer Breitengrad gewonnen, der Pol selbst aber am 6. April erreicht. Bemerkenswert ist hierbei die außerordentlich große Geschwindigkeit des Vordringens, die in den letzten Tagen 55 Kilometer pro Tag betrug. Nach den bis zum Druck dieses Berichtes vorliegenden

spärlichen Nachrichten wäre Peary am Pol nur in Begleitung eines Eskimos und eines Negers gewesen. Am 7. April wurde der Rückweg angetreten, und am 23. April Cap Columbia, am 25. April die „Roosevelt" erreicht.

Welche Gefühle Peary beseelten, als er nun auf der Rückreise in Etah die Nachricht vernahm, daß Cook am Leben sei, den Pol schon ein Jahr früher erreicht habe und sich bereits auf der Rückreise nach Europa befinde, dürfte nach den bisherigen Ausführungen selbst denjenigen kein Rätsel sein, die von den Angriffen Pearys gegen Cook keine Kenntnis erhalten haben sollten. Aber so unerquicklich diese zur Zeit tobende Fehde auch sein mag, sie ist eine vorübergehende Erscheinung, die hoffentlich recht bald vergessen sein wird. Bleiben jedoch wird das Verdienst, das die beiden Söhne der großen amerikanischen Nation sich um die Erforschung unseres Planeten erworben haben, und der wohlverdiente Erfolg, zu dem man sie nur aufrichtig beglückwünschen kann. Ob das weitere Ziel, das sich Pearys Ehrgeiz gesteckt hat: „Das Sternenbanner muß an beiden Enden der Erdachse flattern und die ganze Welt sich darum drehen", verwirklicht werden wird, oder ob einem Angehörigen der britischen Schwesternation, wie es den Anschein hat, die Eroberung des Südpols vorbehalten bleiben wird, das muß die Zukunft lehren.

Heinrich Spiero:
Rudolf Lindau

(Zum achtzigsten Geburtstage des Dichters, am 10. Oktober)

Rudolf Lindau, ein Dichter und eine Persönlichkeit von hohem Reiz, begeht nun, immer noch von wenigen gekannt, von wenigen recht gewürdigt, den achtzigsten Geburtstag. Er ist nicht, wie manche meinen, nur ein feiner Unterhaltungsschriftsteller. Bis zum Ende — diese immer wiederkehrende Formel, diese Devise mancher seiner Gestalten schwebt wie ein selbsterwähltes Richtwort über dem konsequenten, vornehmen und ruhigen Schaffen dieses Mannes. Er „schenkt sich nichts", und wenn er dadurch gelegentlich etwas zu weit kommt, an innerer Wirkung verliert, so hält dafür ein andermal dieser unerbittliche Ernst um so fester. Die Abgeschliffenheit des wohlbedachten und ohne Ziererei gepflegten Stils wird nicht zur Abgegriffenheit, die Welterfahrung nicht zur mondänen Kühle. Denn Welterfahrung freilich spricht aus diesen Büchern eines, der drei Erdteile kennen lernte, nicht zu flüchtigem Genuß, sondern in ernster und kluger Arbeit. Weltmann wurde der, den sein diplomatischer Beruf in die Nähe Bismarcks und immer wieder an die Stelle brachte, wo die politischen Fragen beantwortet werden, wo mit der Gelassenheit einer langen Tradition jede Gebärde, auch in Stunden der Erregung, in Selbstbeobachtung und gewohnter Zucht gehaltener ist als in andern Sphären. Aber die große Welt hat Lindau nicht geblendet. Als etwas Selbstverständliches bewahrt er die Form, die echte Geste des Weltmanns und täuscht dadurch viele, die hinter dem glatten Gewande nichts anderes vermuten als kühle Skepsis, die sich an der Darstellung sensationeller, gesellschaftlicher Erinnerungen und Erfindungen bewähren würde. Davon ist dieser Erzähler weit entfernt. Er bewundert nicht einen Augenblick die glättende Form, die alles in dem Kreis erhält, wo gute Kinderstube eines der ersten Erfordernisse gleichbürtiger Geltung ist. Er sucht, immer hellhörig für die Töne der Tiefe, unter den Äußerlichkeiten den allein der Darstellung werten menschlichen Gehalt. Und

so geben seine Romane immer wieder innerhalb der Gesellschaft menschliche Schickungen, die Geschichte menschlicher Herzen, die sich unter jedem Gewande gerade und furchtlos zu bewähren haben; die für Untat und Sünde Strafe dulden und Buße tun müssen, die ihr Leben durchzuhalten haben — bis zum Ende. Nicht den Schöpfgrund bildet für Lindaus Romane die Gesellschaft, nicht den eigentlichen Wurzelboden der Konflikte, doch meist den Hintergrund, von dem die Handlung sich abhebt. In den Novellen tritt an die Stelle der großen die weite Welt, die Vorgänge spielen nicht mehr in Salons, in eleganten Wagen, auf den Boulevards, an Orten, wo „man" sich sieht und trifft, sondern auf Dampfschiffen zwischen chinesischen Vertragshäfen und Japan oder San Franzisko, in den jungen europäischen Niederlassungen Yokohamas oder Shanghais, auf verwegenen Zügen ins Innere des Himmlischen Reiches. Einer, der alles das befuhr, läßt seine Erinnerungen mitsprechen.

Menschen, die viel reisen, werden entweder geschwätzig oder wortkarg wie Rudolf Lindau. Ihn dünkt die Lebensweise des Globetrotters ein „harmloses, nutzloses, ermüdendes Handwerk", er bannt immer wieder, mit Fontane zu sprechen, „sein Ich in sich zurück" und wird still, ohne den Philosophen spielen zu wollen. Japan und China, Weimar und Newport, San Franzisko und Stambul, Magdeburg und London, Schottland und Berlin, kalifornische Goldgräberlager und Cottages auf der Insel Wight, Schiffe und Eisenbahnen aller möglichen Linien dreier Erdteile — das alles zieht vorüber. Aber diese verschiedenen Schauplätze werden uns ohne Prätension gezeigt. Lindau wünscht nicht damit zu prunken, wo überall hin sein Geschick ihn trug, sondern dem Vielerfahrenen ist dies bunte Leben ebenso natürlich wie Ferdinand von Saar sein Österreich, Otto Ludwig sein Thüringen, Theodor Storm sein Schleswig.

Eins freilich hat er besser gelernt als alle, so gut wie unter seinen Altersgenossen nur Saar: zuhören und Gehörtes festhalten. Man empfindet immer wieder, wie ruhig und klar dieser Schriftsteller aufnahm, den Rohstoff langsam verarbeitete, fehlende Fäden schlug, bis das Kunstwerk da war. Wir besitzen ja von ihm keine Bekenntnisse über sein Phantasieleben, sein Erfinden im Gegensatz zum Finden, aber der ganze Umkreis seiner Schöpfungen läßt immer wieder diesen Rückschluß auf den stillen Hörer zu, wie eben auch Saar einer war, dessen Charakter (trotz der kurzen Ehe) dieselben Züge des vornehmen Hagestolzen zeigt wie der Lindaus.

Der Novellist Lindau liebt die Seelen, in denen noch irgendwo „Um-

land" ist, wo noch nicht alles den von der Sitte, britisch gesprochen vom cant gestempelten Ausdruck findet. Er bewegt sich, wohlverstanden, nicht in billiger, tendenziöser Opposition gegen Herkommen und Gesetz, aber er sucht, wie jeder wirkliche Dichter, nach dem menschlichen Gehalt und findet den kräftiger in solchen Naturen, wo noch ein unverwischter Instinkt zwischen die beherrschten Gebärden des gemeinläufigen Lebens fährt. Der japanische Edelmann, der reisende Fremde überfällt und mordet, ist gewiß ein Verbrecher, aber er hat sich nicht bereichern wollen, er hat in blindem, nationalem Haß gegen Eindringlinge gehandelt, hat für sein Volk zu fechten gewähnt, und so dürfen wir nicht ohne Ergriffenheit seinem hymnischen Abschiedsliede lauschen. Alle jenen jungen Europäer und Nordamerikaner, die sich selbst „Pioniere der Zivilisation" an den Küsten der Malayen- und Mongolenreiche nennen, sind Männer, die nie über ein Buch, ein Kunstwerk, eine politische Verwicklung sprechen und kaum etwas Gescheites darüber zu sagen wüßten. Aber es reizt sie, den heilen Leib in Gefahr zu bringen beim Besuch japanischer Verbrecherviertel, das Leben unter chinesischen Rebellen zu wagen, um nicht nur mit reichem Verdienst, sondern auch mit dem ruhigen Bewußtsein männlich bestandener Gefahren heimzukehren. Keiner prahlt hernach, aber jeder rechnet sein Leben erst für voll, wenn ihm solches Erlebnis nicht fern geblieben ist. Dafür schirmt derartige Gesinnung und Gewöhnung Frauenehre mit einer antiken Starrheit und Würde. Und eins können alle die, denen Lindau immer wieder nachgeht: schweigen. Schweigen bis zur Selbstvernichtung; bis zu einer Grenze, an die unser mitschwingendes Gefühl sie denn freilich manchesmal, zurückgestoßen, nicht mehr geleiten mag.

„Ein Weltbild von großer Weite und Tiefe tat sich auf, und der Ton, in welchem von dem Fremdesten und Befremdlichsten gesprochen wurde, verlor nie jene eigentümliche Ruhe und Schlichtheit, die uns die sicherste Bürgschaft für die innere Wahrheit alles Geschilderten gibt. Fast nirgend mischt der Erzähler seine Person mit leidenschaftlichem Anteil ein, auch wenn er Ereignisse berichtet, quorum pars magna er vielleicht selbst gewesen." Das ist Paul Heyses Urteil über diese Kunst. Wir werden langsam hineingezogen und dann ehrlich festgehalten, nicht um uns an Feuerwerk und Spiel zu ergötzen, sondern um menschliches Schicksal, Schuld und deren Sühne zu erleben. Dieser Charakter der Lindauschen Novellistik erklärt zum Teil ihren Mangel an Wirkung in die Breite. Der gleich ernste Raabe wußte wohl, welche Antwort das Publikum auf die Frage hat, die er seinem tiefsten Roman vorsetzte:

> Ergötzet ihr
> Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
> Der Torheit? Oder an dem heiteren Glück,
> Womit am Schluß des drolligen Romans
> Die Lieb' ein leichtgenecktes Paar belohnt? —
> (Bürger)

Und wir denken vor dem hohen Bau so ernster Kunst gern jener Erzählung O. L. B. Wolffs, die der braunschweiger Meister Germaniens einem andern seiner Lebensbücher aufdruckte: „Ein Freund von mir begleitete einmal Goethen auf einem Spaziergange. Unterwegs stießen sie auf einen armen Knaben, der am Wege saß, den Kopf in den Händen und die Arme auf die Knie stützend. Junge, was machst du da? Worauf wartest du? rief Goethes Begleiter. — Worauf sollte er warten, mein Freund? nahm Goethe das Wort. Er wartet auf menschliche Schicksale." —

Menschliche Schicksale! Sie scheinen vielfältig auseinanderzustrahlen, scheinen vereinzelt zum Ziele zu gehn und, wenn die Lebenslinien sich einmal geschnitten haben, sich rasch wieder für alle Zeit zu sondern. Der Dichter, der vieler Menschen Städte gesehen und Sinn erfahren, weiß es anders. Rudolf Lindau ist die Welt klein geworden. Jeder hat zu jedem irgendeine Beziehung, die sich bei heiterm Trunk, vielleicht erst in schwerer Schicksalsstunde ans Leben ringt. Und dabei ist es nicht möglich, sich in dieser kleinen Welt lange zu verstecken. Jeder hat den ihm angewiesenen einzigen Platz in ihr einzunehmen. „Verläßt er diesen, so ist nirgends auf der Erde, in der menschlichen Gesellschaft, Raum für ihn." In dem Meisterstück „Die kleine Welt" (1880) wird dieser erfahrene, nicht erklügelte Lehrsatz bewiesen. Ein Offizier hat in Irland einen Regimentskameraden ermordet und ist entflohen. Unter anderem Namen und mit künstlich veränderten Zügen taucht er in Yokohama wieder auf, ein Glied der jungen Fremdenniederlassung von 1859. Von vornherein nimmt der waghalsige, schwer zugängliche Mann eine gesonderte Stellung ein. Sie wird zur einsamen, als, in einer vollendet gegebenen Szene, jene Theorie von der kleinen Welt lachenden Mundes verkündet und beim vorletzten Glase eines Gelages Mann für Mann erwiesen wird — nur Jervis weicht jeder Frage aus. Damit steht er allein. Der Bruder eines Kolonisten kommt herüber, er war dem ermordeten Leutnant befreundet und hat dessen Burschen in seinem Dienst. Jervis, unsicher geworden, tötet, als Japaner vermummt, den Lands-

mann, wird am Grabe von dem Diener erkannt und entflieht auf einem schier ungangbaren Wege, scheint übers Meer entkommen. Er fällt, nach tapferster Gegenwehr, an der Spitze einer Schar japanischer Edelleute, die den Regenten ermordet hat. Er wird beerdigt „auf der Begräbnisstelle der Verbrecher, dem Platze auf der Erde, der ihm zukommt".

Hier ist die Unerbittlichkeit, die keine Spitze umbiegt; aber auch dem Gefühl wird sein Recht, das des Verbrechers Sühne schon darin erblickt, daß ihm nun und immer der Platz versagt bleibt, wo er sich in Frieden bergen darf. Dichterischer und menschlicher Gehalt decken sich, wie bei jedem vollendeten Kunstwerk, genau, und Paul Heyse wußte wohl, warum er diese Novelle, wenige Jahre nach ihrem Erscheinen, seinem Neuen Deutschen Novellenschatz einverleibte, bezeichnenderweise neben Saars „Marianne". Er nennt sie eine „mit größter Schlichtheit vorgetragene Kriminalgeschichte". Und in der Tat haben wir ja auch in ihr jenes kriminalistische Interesse, das Lindaus Romane anfangs anregte, und mit dem er in unserer ernsten Literatur nicht allein steht. Und wieder sind es nicht Verbrechen, die in der Tiefe der menschlichen Gemeinschaft von der „perdutta gente" ausgeübt werden, sondern Taten, die in einer unbewachten Stunde einem jach entflammten Gefühl entspringen und ihr Schicksal hinter sich herziehen. In tiefem Winterschnee Nordfrankreichs spielt sich mit gedämpften Akkorden das Verbrechen der Novelle „Im Park von Villers" ab. Die heimlich angetraute Gattin des Grafensohnes ermordet nachts im Park einen unbequem gewordenen Liebhaber und richtet sich selbst, als die Unschuld des verdächtigten Schwagers und ihre Schuld ans Licht kommt. Hier werden selbst polizeiliche und kriminalistische Details nicht gespart, aber alles bleibt doch in unsensationeller Darstellung nur wieder menschliche Geschichte. Und auch in einem verwandten, weniger bedeutenden französischen Stück „Die verjährte Schuld" (in „Der Flirt", 1894) sind die Stimmungen das Wichtigste.

In dem lose gebündelten Zyklus „Die Reisegefährten" (größtenteils 1889 zuerst veröffentlicht) tauchen solche gewaltsamen Geschehnisse gleichfalls immer wieder auf. Die Einleitung erzählt von Tagen auf einem Dampfschiffe zwischen Yokohama und San Franzisko. Im Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft steht der Kapitän, recht ein Mann nach dem Herzen Rudolf Lindaus. „Die meisten Schiffskapitäne, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, waren stille zurückhaltende Menschen: aber unter diesen viele, die keineswegs als wortkarg bezeichnet werden konnten, wenn sie einmal zu sprechen angefangen hatten. Das, was sie wäh-

rend langer, einsamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weise in sich aufgespeichert hatten, kam dann natürlich und leicht zum Vorschein, einem Quell gleich, dem ein neuer Ausfluß eröffnet worden ist." Unter den andern Reisegefährten ist einer, dessen Abschilderung einen feinen Auftakt für die Melodie des Buches gibt. Es ist ein irischer Ingenieur, der sich Walter Cunningham nennt, niemals von sich und seiner Vergangenheit spricht und deshalb „draußen" den Beinamen „the dark one" — der Dunkle — führt. Er taucht 1860 in Gesellschaft des russischen Revolutionärs Bakunin in Yokohama auf, verschwindet mit ihm im Innern des Landes, kehrt allein zurück, betreibt kein offen daliegendes Geschäft, verschwindet wieder zeitweilig und begegnet Lindau nach Jahren in Paris, wo die Polizei des Kaiserreichs Anteil an dem Fremdling zu nehmen scheint. Endlich entdeckt der Erzähler in einer illustrierten Zeitschrift, daß Cunningham der Fenierführer Geoghegan ist, den die englischen Gerichte wegen leitender Beteiligung an einem blutig verlaufenen Fenierputsch suchen. Er wird nie gefunden, und der eigentümlich stille Mann mit den seltenen hellen Augen kommt auch Rudolf Lindau nicht mehr in den Weg.

Die kleine Reisegesellschaft erzählt sich nun Geschichten; ein paar davon sind echte Novellen mit dem alles andere in sich hineinziehenden Konflikt: andere sind „short stories" ohne Höhepunkt, mit knapper Durchführung einfach erzählter, seltsamer Begebnisse. Die Rahmenerzählung selbst wird nur an einer kurzen Stelle wieder aufgenommen, als jener Cunningham, der Schweigsame, auch eine, die letzte Geschichte vorbringt. In alle diese Novellen brandet der große Ozean hinein, oder wir vernehmen das Rauschen chinesischer Ströme zu schweren Geschehnissen.

Rudolf Lindau schreibt einmal von Klöstern als Orten, aus denen „das Menschliche, das Wort" verbannt sei. Aber er gibt immer wieder Menschen, die dies menschlichste Ausdrucksmittel sparsam anwenden, sei's im Sprechen, sei's mit der Feder. Er kennt alle Nüancen in der Aussprache leidenschaftlicher Gefühle. „Es gibt Leute," heißt es in der Novelle „Hans der Träumer", „die kalten Blutes leidenschaftliche Briefe schreiben können: andere, die tief erregt, bei der mechanischen Arbeit des Schreibens gewissermaßen erkalten und sich in ihren Briefen innerhalb enger, förmlicher Grenzen bewegen. Die meisten Menschen sind schlechter und kälter als ihre Briefe; einige besser und wärmer." Der Träumerhans dieser Erzählung ist wärmer und verscherzt ein heiß erstrebtes



Ferdinand Waldmüller:
Porträt der Frau von Stierle-Holzmeister
(Neuerwerbung der Berliner Nationalgalerie)
Text auf Seite 198

rend langer, einsamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weise in sich aufgespeichert hatten, kam dann natürlich und leicht zum Vorschein, einem Quell gleich, dem ein neuer Ausfluß eröffnet worden ist." Unter den andern Reisegefährten ist einer, dessen Abschilderung einen feinen Auftakt für die Melodie des Buches gibt. Es ist ein irischer Ingenieur, der sich Walter Cunningham nennt, niemals von sich und seiner Vergangenheit spricht und deshalb „draußen" den Beinamen „the dark one" — der Dunkle — führt. Er taucht 1860 in Gesellschaft des russischen Revolutionärs Bakunin in Yokohama auf, verschwindet mit ihm im Innern des Landes, kehrt allein zurück, betreibt kein offen daliegendes Geschäft, verschwindet wieder zeitweilig und begegnet Lindau nach Jahren in Paris, wo die Polizei des Kaiserreichs Anteil an dem Fremdling zu nehmen scheint. Endlich entdeckt der Erzähler in einer illustrierten Zeitschrift, daß Cunningham der Fenierführer Geoghegan ist, den die englischen Gerichte wegen leitender Beteiligung an einem blutig verlaufenen Fenieraufstand [illegible]. Er wird nie gefunden, und der eigentümlich stille Mann mit den [illegible] Augen kommt auch Rudolf Lindau nicht mehr in den Weg.

Die kleine Reisegesellschaft erzählt sich nun Geschichten; ein paar davon sind echte Novellen mit dem alles andere in sich hineinziehenden Konflikt, andere sind „short stories" ohne Höhepunkt, mit knapper Durchführung einfach erzählter, seltsamer Begebnisse. Die Rahmenerzählung selbst wird nur an einer kurzen Stelle wieder aufgenommen, als jener Cunningham, der Schweigsame, auch eine, die letzte Geschichte vorbringt. [illegible] diese Novellen brandet der große Ozean hinein, oder [illegible] den Menschen chinesischer Ströme zu schweren Geschehnissen.

[illegible] spricht einmal von Klöstern als Orten, aus denen [illegible] „[illegible] Wort" verbannt sei. Aber er gibt immer wieder [illegible] Ausdrucksmittel sparsam anwenden, sei's [illegible]. Er kennt alle Nuancen in der Aus[illegible]. „Es gibt Leute," heißt es in der Novelle [illegible] kalten Blutes leidenschaftliche Briefe schreiben können [illegible], bei der mechanischen Arbeit des Schreibens [illegible] und sich in ihren Briefen innerhalb enger, [illegible]. Die meisten Menschen sind schlechter und [illegible] als ihre Briefe [illegible] und wärmer." Der Träumer [illegible] dieser Erzählung [illegible] und verscherzt ein heiß erstrebtes



Ferdinand Waldmüller:
Porträt der Frau von Stierle-Holzmeister
(Neuerwerbung der Berliner Nationalgalerie)
Text auf Seite 198



Glück, weil er in zager Bedenklichkeit einer überempfindlichen Seele jeden Ausdruck seiner Leidenschaft abdämpft, zurückschluckt. Er ist doch noch kein ganzer Schweiger innerhalb dieser Kunst, die auch, wenn man das sagen darf, alle Nüancen des Schweigens kennt.

Selten, daß eine dieser stillen Naturen ein Glück wirklich erobert. Und wenn es ihr gelingt, wie in der weichabgetönten, zarten Erzählung „Das rote Tuch", legt sich eine lange Probezeit und Wartezeit zwischen Sehnsucht und Erfüllung, und nach kurzem, innigem Genuß reißt das Geschick die in Liebe verbundenen auseinander. Der immer stiller gewordene Überlebende bleibt an der einsamen Stätte seines Verlustes, zwischen Meer und Land, und lebt sein Dasein da zu Ende, wo dem Künstler von mäßigen Gaben aus der Leidenschaft sein bestes Gemälde entstand.

In tiefem Schweigen begräbt der Frankfurter Ratsherr Wolfram Eggers („Treu bis in den Tod") eine Jugendliebe, der die patrizische Haussitte das Tor verschloß. Fremd geht er neben der ungeliebten Gattin einher, „sein deutscheres Herz sehnte sich nach Liebe, es wollte Liebe geben und empfangen." Erst die Erkenntnis, daß die nie wiedergesehene Geliebte ihm bis an den Tod geblieben ist, sprengt die Verhärtung gegen den einzigen im Hause verbliebenen Sohn der kalten Ehe und vergoldet mit einer letzten Milde des Mannes letztes Lebensjahr.

Die Erkenntnis innerer Zusammengehörigkeit zweier lange in freudlosem Nebeneinander einhergehender Gatten gibt im „Abend" („Alte Geschichten") dem Lebensrest der beiden gleiche Verklärung, ohne daß viele, ja ohne daß „besonders zärtliche" Worte die Lösung zu bringen brauchten. Mit knappsten Silben sagt der alte französische Bankier („Lebensmüde"), den man einen glücklichen Mann nennt, dem Dasein auf, dessen er müde ist, und schneidet sich mit unpathetischer Gebärde selbst den Lebensfaden ab.

„Das Menschliche" soll nicht mißbraucht werden. Es ist die Weisheit der Alten, die Reden Silber, Schweigen Gold nannten. Uns freilich scheint denn doch das Schweigen Lindauscher Menschen in ein paar düstern Novellen, über menschliche Maße gesteigert, nicht mehr des Goldes Feingehalt, sondern die niederziehende Schwere des Bleis zu bergen. Oft liegt für unser Gefühl in dem mit eiserner Konsequenz waltenden Schweigen seiner Personen (wie etwa in der Erzählung „Liquidiert") eine nicht mehr menschliche Härte gegen sie selbst und andere — freilich wissen wir,

daß Asien, wo Lindau solche Eindrücke gewann, ein Schweigen ohne Maß und Grenze kennt; wir aber fühlen uns fremd und kühl davon berührt. Was der Russe wagen kann in Turgenjeffs namenlosem Vaterland, in Dostojewskis Totenhaus, bleibt uns bei dem Deutschen leblos, kann seine Kunst nicht zwingen. Es wirkt wie ein barbarischer Rest aus Tiefen, in die wir nicht steigen, wenn in „Schweigen" (1895) ein betrogener Ehemann die Frau straft durch Schweigen, Schweigen, Schweigen, bis die zu Tode Geängstigte gesteht und sterbend Verzeihung findet. Das Wort Alfreds de Vigny, das diesem Stück vorangestellt ist: „Seul le silence est grand: tout le reste est faiblesse", hat gewiß einen richtigen Kern. Aber Schwäche ist oft menschlicher und liebenswerter als Größe, und die Größe der Starrheit eisernen Schweigens darf dann auch nur ein großer Mensch behaupten und nicht ein Mann von gutem Mittelschlag wie der Träger dieser Erzählung.

Viele von Lindaus Novellen sind Ich-Novellen. Einzelne sind es im Wortsinn, bringen, wie etwa „Sedschi", in direkter Form eigene Erlebnisse, andere fingieren einen Erzähler, der sich Geschehenes vom Herzen spricht. Manches steht in nächster Verwandtschaft zu Saars Art, aus dem Hintergrund der Erinnerung im Anranken an irgend ein Bild oder ein Begegnen zu fabulieren. So wird in der wundervoll eingestimmten Einleitung zu „Flirt" erzählt, wie in einer stillen Winternacht vor dem Kamin eine Stunde der Rückversenkung heraufzieht. „Es ist noch mehr Schnee in der Luft, sage ich mir, und im Geiste sehe ich trostlos öde die niedrige, farblose Decke des nordischen Winterhimmels über dem Park. — Da fällt mein Blick auf ein Bild. Es stellt eine frische, helle Frühlingslandschaft dar, über die sich azurblau ein mit schneeweißen und rosigen Wölkchen gefleckter, sonniger Himmel spannt. — Dort bin ich jung gewesen! Mein Geist wandert zurück nach fernen schönen Landen, alten unvergeßlichen Tagen und nach den Menschen, mit denen ich zusammen froh gewesen bin . . . Es ist mir, als vernähme ich ihre Stimmen, als hörte ich sie sprechen . . . Ich trete wieder an das Fenster. Der Schnee fällt jetzt in dichten Flocken und bedeckt die Landschaft wie mit einem ungeheuren Leilach. Die Erinnerung an die alte Zeit weicht nicht von mir. Ich kann an nichts anderes denken, und es treibt mich, ihr eine feste Form zu geben. Und so in der stillen Winternacht beginne ich diese Aufzeichnungen aus der Frühlings- und Sommerszeit meines Lebens." Das ist eine der nicht eben zahlreichen lyrisch getönten Stellen bei Rudolf Lindau: Mörikestimmung:

Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

Am stärksten wird diese Stimmung und die ihr entsprossene Darstellung freilich nicht in einer Ich-Novelle, sondern in der letzten Erzählung des Bandes „Schweigen“: „Ein ganzes Leben“. Heinrich Ambach, ein junger Philologe voll wissenschaftlichen Ehrgeizes, kann, durch seines Vaters Tod mittellos geworden, nicht in die geplante Hochschullaufbahn eintreten und wird Reiseerzieher eines jungen vornehmen Engländers. Er gewinnt dessen Schwester lieb, kehrt aber nach beendeter Reise nicht als geladener Gast in das adlige Haus zurück, sondern nimmt sein Herz in beide Hände und bleibt in Deutschland, ein einsamer Mann, den diese große Liebe zu der unerreichbaren jungen Lady nie verläßt. Ambach wird nun Professor, erntet wissenschaftliche Anerkennung, ja, großen Ruhm. Als die einst Geliebte gestorben ist, folgt er der immer wiederholten Aufforderung des vormaligen Zöglings und geht nach England. Im Verkehr mit der nun erwachsenen Tochter der Toten tönen ihm wie ein Vermächtnis liebevolle Äußerungen entgegen, die aus der Mutter Mund ins Ohr der Tochter geklungen sind, Worte wehmütig freundlicher Erinnerung, die nie vergessen hat. Und wieder vergehen Jahre, Ambach ist zum Greise geworden, da besucht er wider seine Gewohnheit eine große Gelehrtenversammlung in Berlin. Wie zur Krönung seines wissenschaftlichen Strebens wird er zu ihrem Präsidenten erwählt und auf einem Hoffest vom alten Kaiser mit Auszeichnung empfangen. „Als er eines der entlegeneren Gemächer durchschritt, in dem es verhältnismäßig öde war, so daß er den ganzen Saal überblicken konnte, sah er plötzlich, daß ihm von der andern Seite des Raumes ein Kollege entgegenkam, ein Universitätsprofessor, wie er selbst in Talar gekleidet, das weiße Haupt mit dem Barett bedeckt. Es war die erste bekannte Figur, die er erblickte — wohl die eines Mitgliedes der Gelehrtenversammlung, in der er den Vorsitz führte. Ambach schritt dem Eintretenden entgegen, um ihn zu begrüßen, falls er ihn kennen sollte, und er betrachtete ihn deshalb aufmerksam: einen alten würdevollen Herrn, hoher, durch die Jahre etwas gebeugter Gestalt, bleich von Angesicht, schneeweißen Haares, dessen, durch eine scharfe Brille noch vergrößerte, große Augen milde und ernst auf ihm ruhten. Die ganze Persönlichkeit hatte für Ambach etwas seltsam Bekanntes. — Und plötzlich blieb er wie erschreckt stehen. Er hatte in der

Erscheinung sein eigenes Spiegelbild erkannt und sich einen Augenblick als einen anderen betrachtet. — So also sah er für andere aus, wie er sich soeben gesehen hatte. — Es wurde ihm klarer als je zuvor, daß er ein alter Mann geworden sei."

Der Greis, den ein Meistergriff uns so in indirekter Darstellung leiblich vorführt, wird auf der Rückreise von der Sehnsucht nach seiner Vaterstadt getrieben. In der Klosterschule begrüßt ihn die Ehrfurcht der Lehrer vor dem berühmten Fachgenossen, dem Abiturienten der alten Anstalt. Mit dem Direktor, einem jüngeren Mitschüler, feiert er bei einem Junggesellenabendbrot zu zweien ernste und heitere Erinnerungen. „Mit welchem Stolz müssen Sie auf Ihr Leben zurückblicken", ruft der Schulmann dem gefeierten Philologen zu. „Ja, mein Leben ist ein volles und erfolgreiches gewesen," sagt der Professor nachdenklich. — Er kehrt in den einfachen Gasthof zurück, den er in Erinnerung an bescheidene Jugendzeiten gewählt hat. Wie einst, vor der ersten Abreise nach England, weckt ihn der alte friderizianische Marsch ausrückender Truppen. Alle alten Bilder, alle alten Stimmungen werden wach, und er erkennt das damals bewohnte Zimmer. Er findet auf der Rückseite eines Feldherrnbildes die staubbedeckte Inschrift seiner eignen Hand: „Vor dem Kampfe. Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845". Wie es im Augenblick des Todes wohl geschehen soll, fliegen hundert Gestalten, fliegt sein eignes Bild im Wandel der Jahrzehnte an ihm vorüber. Er hat siegreich gekämpft. Und doch! „Die Arme gegen den Körper gelegt, bewegte er die zitternden Hände, die Handflächen in geringer Entfernung gegeneinander gekehrt, auf und nieder und sagt leise: So klein war mein Leben — so klein!" . . .

„Er fühlte sich unbeschreiblich müde.
Nun, der Sandmann wird ja bald kommen, sagte er leise."

Die Welt ist klein. Das ist im Grunde auch der Sinn dieser tiefen und tief ergreifenden Novelle Rudolf Lindaus, der immer wieder seine Menschen — nicht ohne daß sie gestraft würden — in demselben Flusse zum zweitenmal schwimmen läßt. Es steckt wirklich „ein ganzes Leben" in dieser Novelle, sie ist wie „Die kleine Welt" und „Der Gast" eine volle Meisterleistung, in der kein Rest bleibt, und ihre Stimmung gibt auch jenes helldunkle Gefühl voll mit, das die Novelle gegenüber dem anderswohin ausgreifenden Roman immer wieder ausströmt. „So fahren wir mit den Unsrigen auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschienen hin und

wieder, des Versinkens eines oder des anderen täglich gewärtig." Schmerzlich, wie aus diesem Goethewort, tönt es aus dieser Novelle und doch nicht in fruchtloser Resignation. Wir wissen den kalten Abgrund unter uns, aber wir fahren, wir arbeiten, wir tun unsere Pflicht — bis zum Ende.

Diese in vieler Hinsicht abschließende Novelle bringt auch am reinsten den norddeutschen Klang mit, den Lindaus Erzählerkunst im Grunde immer bewahrt. Der gehaltenen Aussprache eines gereiften Beobachters, der spät zur Feder des Erzählers griff, gesellt sich diese nordische Herbheit, eine Zeichnung in gedämpften Farben, in Farben, die aber nicht weich, sondern eher stumpf sind, wie so oft unser Winterhimmel. Und so erweist sich Rudolf Lindau auch hier als ein Sohn jenes spröden und tief ernsten Erzählergeschlechts, das als höchsten Typus Wilhelm Raabe hervorgebracht hat, zu dem auch Marie von Ebner-Eschenbach gehört, und innerhalb dessen Rudolf Lindau als nächsten Verwandten nach Art und Haltung Ferdinand von Saar grüßen darf. Wie dieser, ist auch er nie recht erkannt, nie genug gelesen worden; was wir an ihm haben, hat man in Deutschland nie recht gewußt. Aber Lindaus Schöpfungen bergen in ihrer unsensationellen Art, in ihrer spezifischen dichterischen Schwere die Gewißheit der Dauer in sich, ihr Tag kommt herauf und wird dauern, wenn manchem Autor der Mode die rasch entzündete, grelle Reklameleuchte längst verlöscht ist.

Rundschau

Leipzig, Wien und Norderney

Freundliche Schalmeien haben an der Pleiße den Sauherdenton beinahe ganz hinweggeschmeichelt. Nur in der männermordenden Debatte gluckste er noch hie und da auf. Auch sonst gab's Überraschungen. Das sozialdemokratische Reichsgericht in Leipzig hat den Prozeß gegen Eduard Bernstein vertagt. Man kann sich auf die Parteipresse verlassen: sie wird den Delinquenten auch weiterhin aushungern. Und die Gebildeten in Deutschland werden um das ergötzliche Schauspiel betrogen, wie der Großinquisitor Kautsky Gedanken und Worte eines Schriftstellers von Rang nach der Elle des Dogmas eicht. Man begnügte sich mit einer Verschärfung des Parteistatuts über das „Fliegen" selbständiger Genossen. Früher mußte man sich schon die Mühe geben, eine ehrlose Handlung zu begehen oder die Grundsätze des Parteiprogramms zu beleidigen, ehe man an die Luft gesetzt wurde. Jetzt wird noch der vieldeutige Begriff der „Schädigung der Partei" eingeführt, und allen Instanzen, auch den unteren, ist ein Rügerecht über die Lumpen, die eine eigene Meinung haben und sie nicht fertig und gar aus der Küche des „Vorwärts" beziehen, gegeben worden. Auf diese bequeme Weise ist man einen anderen ernsten und gewissenhaften Schriftsteller losgeworden. Richard Calwer, der so schamlos ist, selbst den Schutzzoll unter bestimmten Umständen für ein Mittel der Volkswohlfahrt zu halten, und der diese nach hartem Ringen erworbene Überzeugung nicht totlügt, hat die Annahme der neuen Ausschlußparagraphen mit seinem Austritt beantwortet. Sonst hätte er bald genug Spießruten laufen müssen durch die Gasse rasender Vereinsobmänner.

Doch nun zur Frage aller sozialdemokratischen Fragen: hat die Partei sich gewandelt, fallen ihr die radikalen Federn langsam aus und wachsen die revisionistischen Daunen? Das Zentralorgan, der „Vorwärts", der in den scharfen Klauen der Unverfälschten bleibt, dekretiert, daß die Partei sich nicht gemausert hat. Die Evolutionisten haben in Leipzig zum erstenmal die Offensive gewagt. Das waren ganz andere Klänge als noch in Nürnberg und selbst in Mannheim. Aber man soll die Bedeutung des Siegs der Bewilliger der Erbschaftssteuer und den Widerruf der fanatischen Kriegserklärung an die Liberalen nicht überwerten. Bebel selbst entschied die Schlacht zugunsten der Steuergewährer, und sogar ein Mehring war mit der Anpöbelung „dieser Sorte von Liberalen", die nur „ein Bestandteil der einen reaktionären Masse" sind, nicht einverstanden. Auch die Radikalen wollen sich jetzt, wo der Kampf um das preußische Wahlrecht von neuem losgeht, den Weg

zur bürgerlichen Linken nicht durch ruppige Verhaue versperren. Die Taktiker hatten sowohl bei den Gemäßigten (die von der Reaktion als die gefährlicheren Rattenfänger gefürchtet werden) als auch bei den Extremen Oberwasser.

Drum hüte man sich, der Entwicklung vorauszugaloppieren. Sonst verliert man in der wirklichen Politik Weg und Steg. Noch hören die dichten Massen am liebsten die schrillsten Signale. Im Parterre des Leipziger Saales, da waren die Fähnlein der Revisionisten, zu denen so viele süddeutsche Delegierte und die Vertrauensmänner der Gewerkschaften stehen, ansehnlich gewachsen. Die Galerie aber beherrschte der Heerbann des roten Königreiches, die Zöglinge der „Leipziger Volkszeitung", die jedem radikalen Donner ein klatschendes Echo gaben. Ein deutscher Millerand, den manche jetzt schon am Horizont emporklettern sehen, ist noch lange nicht geboren. Dennoch erfüllen sich auch hier die Gesetze der Umformung alles Lebendigen und auch aller Parteien.

Selbst die härtesten Krusten eines Programmes bekommen Risse. Nicht nur Begeisterung, auch die Hoffnung auf einen Kladderadatsch läßt sich nicht einpökeln auf viele Jahre. Bebel, der ihn genau vorausgesagt hat, ist dem Schicksal aller Weltuntergangs = Propheten verfallen. Nur seine heilige Ehrlichkeit schirmt ihn. Nun schrofft der Gegenwartsstaat immer greifbarer in die Zukunftsnebel hinein, und selbst die früher Träumer waren, wollen sich mit ihm in irgendeiner Weise abfinden. Seit 19 Jahren gibt es kein Sozialistengesetz mehr. Die Leidenschaft jener, die seine Härte erfahren haben, ist bei den Späteren oft nur Gebärde. Das Leipzig von heute kann nicht mehr mit denselben Augen angesehen werden wie das Leipzig, aus dem der Drechslermeister Bebel, der Vorsitzende des Arbeiterbildungsvereins, nach langer Gefängnishaft ausgetrieben worden ist. Die ehemaligen Kulissen verstauben, die Gewerkschaften bereiten neuem Leben Schritt für Schritt den Boden. Die Theoretiker ziehen vor ihnen her. Das ist alles, das blickte in Leipzig überall durch, und auch jene, die nichts davon wissen wollten, konnten den Kopf nicht in den sächsischen Sand stecken. August Bebel, dessen Haarbusch noch vor wenigen Jahren im Reichstag als helle Silberflamme kriegerisch züngelte, ist ganz alt geworden. Alt und krank.

* * *

Der totgeschlagene Kanzler ist noch immer lebendig. Lebendiger beinahe, als der da wandelt im rosigen Licht und die Potentaten und Journalisten befreundeter Reiche seiner guten Gesinnung versichert. Zwar in das Unterholz des Reichstages läßt sich der Entamtete nicht hinabkirren. Es wäre ihm kein vergnüglicher Zeitvertreib, auf die Estrade zu starren, auf der er einst ein lächelnder Herrgott war. Er hat einen anderen Geschmack als die erhitzten Seelen, die ihm rieten, in Eisenach des Herrn Schack Erbe zu umbuhlen und ungnädigen Falles das umjohlte Opfer eines sozialdemokratischen Sieges zu werden. Aber man hört nicht auf, im Guten und Bösen sein zu gedenken. Die

„Kreuzzeitung“ wechselt vor seinem Antlitz in einer Woche mehrmals die Farbe. Vor ein paar Tagen ließ sie — ohne eigentlich zu widersprechen — einen Parteigenossen psalmodieren: „Will Fürst Bülow sich wieder von uns lieben lassen, das heißt, ist es uns möglich, den Glauben fallen zu lassen, daß die einseitige Begünstigung des Liberalismus sein Programm ist, so würden die Konservativen sein Wiedereintreten in die Politik mit größter Freude begrüßen.“ Gleich darauf schreitet sie wieder im Chorus der Enthüller schwarzer Novembersünden.

Genug, sein Name schwebt immerzu über dem Chaos der Parteikämpfe. Rache und Reue lassen ihn nicht entflattern. In Volksversammlungen bleibt er die Parole. Sehnt man sich von dem bitteren Sorgengesicht des neuen Herrn nach der ewig heiteren Diplomatenmaske zurück? Oder sagen sich viele: den Fürsten Bülow konnte man beruhigteren Herzens auf Reisen schicken? Er hätte auf die neugierige Frage, ob Deutschland jetzt Herein! sagen wird, nachdem Herr Asquith abermals mit dem Flotten-Abrüstungs-Vorschlag angepocht hat, vielleicht farbigere oder doch geschmeidigere Worte gefunden als Herr von Bethmann Hollweg mit seinem von den englischen Aufpassern so bespöttelten: „Wir werden ja sehen und hören, und es wird sich dann zeigen“. Und manches anders angepackt als dieser Neuling auf der glatten Bahn der internationalen Politik, der den guten alten Kaiser die interessanteste Erscheinung auf dem Throne genannt hat. Das war immerhin dem Wiener Zeitungsstil angepaßt. Und töricht ist es, wenn manche hierzulande über die Unverschämtheit der Wiener Offiziösen zetern, weil diese von dem „Vorschuß an Vertrauen“ sprachen, den Österreich-Ungarn Herrn von Bethmann Hollweg gewährt habe. Man hat ihn doch kübelweise mit Lob und Preis übergossen, und niemand kann daran zweifeln, daß diese angebliche Beleidigung nur eine im Übereifer umgekippte Schmeichelei war. — Wien wollte für die Hilfe in der Serbennot herzlich danken. Eine andere Deutung ist unmöglich, und es ist nicht klug, den Argwohn so zu überspannen, daß er wieder Mißtrauen weckt und Schleichpfade erst auftut, die das unbefangene Auge nie erspäht hätte.

* * *

Jetzt haben zu gleicher Zeit die Konservativen und das Zentrum ohne Not den weltgeschichtlichen Staub der Novemberereignisse aufgewirbelt und die Bülow-Debatte noch wilder geschürt. Man hat die Kleinsten vorgeschickt, die klerikale „Märkische Volkszeitung“ und die konservative „Mecklenburgische Warte“. Dann kam die „Kreuzzeitung“ und deckte mit ihren Fittichen das Gezwitscher der beiden Küken. Und das Ganze sollte eine Erwiderung auf eine Kulissenplauderei des Freiherrn von Zedlitz-Neukirch sein, der nur von der Spekulation der Parteiführer auf das erschütterte kaiserliche Vertrauen zu Bülow sprach und damit bloß Vielgesagtes wiederholte. Noch dürftiger sind die konservativ-klerikalen Enthüllungen. Sie plärren nach, was

ein Ex-Regierungsrat schon vor Bülows Sturz aller Welt in die Ohren geschrien hat: Bülow wußte um jeden Gedanken, der im Daily-Telegraph-Interview ausgesprochen war, auf seinen Rat ist es veröffentlicht worden. Diesem subalternen Vorzimmer-Tratsch steht das klare, kurze Nein des Abgedankten gegenüber. Bewiesen ist zur Stunde nur, wie unbequem den eisernen Rittern ihr größter Sieg geworden ist. Er wächst ihnen drohend über den Helmbusch.

Joseph Adolf Bondy

Unter Kindern

Viele Nachmittage in diesem Sommer verbrachte ich unter Kindern. — Eine schöne gütige Dame, die mich kannte und mein Vergnügen an neuen Dingen, lud mich öfters auf ihre Villa ein, nahe bei Prag. Die Ortschaft heißt Koschirsch. Dort sind Obstpflanzungen, Gärten, Restaurants für Ausflügler, auch ein paar Fabriken, die aber der Luft nicht weh tun, und vor allem ein Zug der herrlichsten Anhöhen, voll von Gestrüpp, Bäumen, versteckten Pfaden, Drahtzäunen und feisten Grasbüscheln, über die man ausrutschen muß.

Die Dame wußte wohl, daß zehn Jahre viel Zeit sind und daß ich inzwischen viel Kindliches vergessen habe, wenn auch nicht alles. Und diese Dame hat zwei Kinder, ein lustiges Mäderl und einen kühnen schlanken Buben, und die haben Freunde und Freundinnen, da gibt es oft Gesellschaften. Da war ich also auch mit eingeladen.

Lärm, der zum Himmel dringt, ungeheurer Lärm, Kreischen noch darüber hinaus wie eine Feuersäule aus einem Dorf, die Hände geschüttelt und gerissen, Gruppen, die einen Schritt zwischen Laufen und Tanzen einschlagen, Gespräche in drei Worten und beendet durch einen Schlag auf die Schultern, Mädchen, die sich durch Ketten anderer drängen, sich paarweise fassen, übereinander kollern, immerwährendes Lachen durch dieselben Lippen hindurch, die ebenso immerwährend auch reden. . . Anfangs ging es mir steif durch den Kopf, es war mir unbegreiflich. Diese vielen winzigen Gesichter, und sind sie nicht alle einander ähnlich, ja gleich?. . . Und diese Bewegung, wird dir nicht der Arm müde, wenn du zusiehst, wie zwecklos und außer sich dieser Knabe wie eine Radspeiche den seinen dreht und dazu redet und lacht noch obendrein, alles zugleich? Die Luft muß dir ausgehn. . . Aber ich gewöhnte mich daran. Bald verstand ich alles, ich unterschied diese ähnlichen Augen und Näschen, nannte jedes mit dem Namen. Plötzlich war ich eingeschrumpft, nach dem Maßstabe kindlicher Angelegenheiten fand ich die kurzen Gartenwege lang wie Landstraßen, und die Beete waren nur noch da zum Dreintrampeln. Ich schrie mit. Ich bot meine Kenntnisse an, und es bildeten sich Spiele, wie ich wollte oder wie ein anderer wollte manchmal. Sprach ich einen Vorschlag aus, so war ich ängstlich aus Ehrgeiz und kränkte mich, wenn er nicht angenommen, gar interesselos überschrien wurde.

Bald verstand ich alles. Alle

Kinder wollten neben dem Haustöchterchen sitzen, denn sie war Geburtstagskind und gab das Fest. Sie stritten, sie schlossen Verträge: „Also du bist jetzt bei ihr, aber auf dem Heimweg komm' ich dran", das war die wichtigste Angelegenheit. Aber eine wurde vorgezogen, Bascha, die hübsche Polin, die am lautesten schrie (manchmal, denn manchmal auch schrien alle am lautesten) und die von der Schaukel stundenlang nicht fortzubringen war. . . Es begann zu regnen, die Bäume im Garten bekamen schwarzgrüne Blätter im Schatten tiefer Wolken, dunkel war es, feuchte Luft stieg aus dem nassen Gras wie aus Höhlen. Man sah, wie in helleren Regionen des Himmels graue Wolkenzipfel sich drehten, im Drehn auflösten, wie sie als Regen im Fall verschwanden. „O weh," sagten die Erwachsenen und bedauerten die Kinder, „jetzt ist der Ausflug verregnet." Aber die Kinder machten sich nichts aus dem bißchen Wasser, sie lachten weiter, und eine sah ich mit erhobenem Zeigefinger im strömenden Guß durch die Allee hüpfen, mit dem Triumphruf: „Es regnet nicht mehr, es regnet nicht mehr."

Dann habe ich mit den Buben Raupen gesammelt, eine große Heuschrecke auf die sanfteste Art getötet, nachdem ihr vorher einer ein Bein ausgerissen hatte. . . Es wurde wieder schön, und wir erstürmten die Hügel, die Düppler Schanzen mit Hurrageschrei. Man fing eine Blindschleiche, die wie ein Stock in der Hand erstarrte, und sekierte sie, was ich auch sagen mochte. Bis ich drohte. Dann kamen die herrlichen Spiele meiner Jugend: „Nationale", „Räuber und Polizei". Die Polizisten müssen zuerst auf dem Bauch liegen, das Gesicht in den Händen, und dürfen nicht sehn, wie die Räuber sich verstecken. Dabei sollen sie bis dreihundert zählen. . . O wie fielen mir in dem Lärm alle Erfahrungen und Schliche aus den Kinderjahren ein, von der Schützeninsel, als wir noch unter den Brückenbogen spielten. Diese Streitigkeiten: „Sie haben geschaut", „Nein", „Die Räuberhöhle darf nicht bewacht werden." Dann wie man in rasender Eile zählt und immer das Zählen dem überläßt, der größter Virtuos im Schnellzählen ist und in neuen Schwindeln. Doch die Räuber sind schon versteckt. Aus einem sichern Gebüsch lächeln sie über die vergeblichen Operationen der Polizei, laufen dann weit, um sie irrezuführen. Und wie war es da Freude und Stolz, kriechend sich die Hände zu zerkratzen, die Hosen aufzuschlitzen im Winkel. Und gar zu rennen über die Stoppelfelder hin, die hart sind wie das beste Pflaster und noch überdies durch Knacken bei jedem Tritt ein lustiges Gefühl ihrer Härte dem Laufenden mitteilen. Wie der Wind blies! Wie sich das Gelb einförmig bis an den Himmel hob und nichts mehr vor mir lag, auch in meinem Geiste nichts anderes, als diese Fläche, die zu überlaufen war, geradeaus! Wie wir dann überraschend auf der anderen Seite erschienen, wo niemand uns erwartet hatte, und tollkühn, die letzten Mohikaner, den steilen Abhang hinunter mehr sprangen, stürzten als rannten, durch die angedonnerte Meute hindurch!. . .

Ja es war Gesundheit und voll Frohsinn, nie mehr werde ich mich so frei fühlen, wie in diesem Augenblick des Herunterrennens, so glanzvoll und so mit Recht bewundert!

Nein, zehn oder fünfzehn Jahre sind nicht viel, ich habe sie gestrichen . . .

Der Sommer ist vorbei, und nun bin ich wieder allein, ein erwachsener Schriftsteller für Österreich und das Deutsche Reich. Glücklicherweise ist das erste Buch heuer im Herbst eins, das ich gern empfehle und selbst noch oft vorlesen werde, wie gestern abend. Es heißt „Achtjährige Schriftsteller". (Im Verlag Hugo Heller & Cie., gesammelt von Frau Dr Schwarzwald, der liebe Gott wird es ihr lohnen, und mit einem gescheiten Vorwort von Dr Scheu.) Alles, was über dieses Buch zu sagen ist, steht drin. Also kurz und gut: man hat achtjährige Buben und Mäderl in Wien aufschreiben lassen: „Wie ich reisen möchte", „Was ich am liebsten werden möchte", „Mein bester Freund", „Telephon" usf. Und die Zusicherung, sie könnten ruhig ohne Bezug auf Grammatik und Orthographie dichten, hat die Kleinen zu erstaunlichen Leistungen befeuert. Wie gut ist das alles geschrieben, wie kraftvoll und neu! Das Papier verschwindet zwischen den Worten, scharfe Berge erscheinen, und man fliegt im Luftballon, wie einer dieser kleinen Reisenden, in eine Welt, die weinen macht zugleich und lustig interessiert. So wie Nachmittage in Koschirsch ist dieses Buch!

Max Brod

Finanzpolitisches

Aufschwung oder Überspekulation? Die Börse nennt es Aufschwung, die preußische Bureaukratie, die den Banksatz zu bestimmen hat: Überspekulation. Dafür, daß man vorläufig nicht müde zu werden scheint, die Kurse hinaufzusetzen, gibt es die verschiedensten Gründe: Die Dividenden unserer Montangesellschaften sind schließlich weit besser ausgefallen, als selbst die Optimisten erwarten konnten. — Das trübe Gegenteil war gerade aus Verwaltungsrats- und Direktionskreisen verbreitet worden. — Der Reichsbankpräsident hatte die Diskonterhöhung direkt als Warnungssignal an die Spekulation bezeichnet. Alles das genügte völlig, um die Kauflust im umfangreichsten Maße fortzusetzen, wie mit einer Art von Manifestation, daß, wenn man den Großen nichts glaube, man noch mehr verdienen könne, als im umgekehrten Falle. Auch ließ sich das Publikum von einem so rebellischen Gedankengang unschwer überzeugen, wozu man ihm ja nur die Wochenberichte und die vertraulichen Berichte unserer Großbanken vorzulegen brauchte. Was da seit Monatsfrist Unrichtiges prophezeit wurde, wird lange unvergessen bleiben. Freilich fragt es sich, wie lange diese Emanzipation der Börse von der Hochfinanz dauern kann, ob letztere nicht etwa ihre Gründe hat, — sie sind niemals ideale, — eine Aufwärtsbewegung einzudämmen, die ihr über den Kopf wachsen würde. So einfach wie Präsident v. Havenstein dürfen es sich unsere Bankdirektoren doch nicht gut machen.

Denn in einem Moment, wo alle Metalle steigen und die Berichte des deutschen Stahlverbandes ebenfalls die Besserung unserer Industrie nachweisen, können die Berliner Großinstitute kaum mit niedrigen Kursen antworten. Alles, was die Herren vermögen, ist, daß man wohl zahlreichen Engagements da ein Ende macht, wo sie bevorschußt worden sind. Indessen neuere Käufe wieder lassen sich kaum verhindern, höchstens in ihrer Dauer abkürzen. Das gibt ja auch den Wechselstuben gerade Gewinn! — Realisieren, tauschen, anstatt auf den empfohlenen Aktien lange sitzen zu bleiben. Schon vor mehr als einem Vierteljahr ist einmal die Mode des raschen, täglichen Handelns im Publikum glücklich eingeführt gewesen. Falls also Amerika weiter mit gutem Haussebeispiel vorangeht, können die Verkäufer den Käufern immer mit Gründen kommen. Sogar ohne sich mit Übertreibungen bezüglich unserer eigenen Marktverhältnisse anstrengen zu müssen.

* * *

Noch im Tode gesiegt, so kann man nunmehr Harriman nachrühmen. Denn ein präziseres Zeugnis für das feste Gefüge seiner Organisation als die Aufrechthaltung der amerikanischen Kurse läßt sich gar nicht ausdenken. Drei Umstände von erdrückender Schwere fielen hier ins Gewicht, und alle wurden sie auf der Stelle gehoben. — Die noch ziemlich jungen Systeme innerhalb seiner Eisenbahnpolitik, — — die Hunderte von Millionen der ihm gehörenden, oder durch seine Kraft kontrollierten Aktien, — das Verbergen seines schlimmen Zustandes sogar von seiner Frau als Universalerbin. — Harrimans Geldfreunde hatten also plötzlich für den status quo eines nichts weniger als alteingefahrenen Riesenbetriebes einzustehen und dabei unermeßliche Summen für sich in Rechnung zu ziehen. Das wäre aber niemals gelungen, selbst bei größter Geschicklichkeit seiner New Yorker Bankiers und der sofortigen Bereitschaft von Morgan und Hill, seiner früheren Antipoden, ohne zugleich die gesunde Basis jenes so weitumspannenden Systems. Es mag wohl in einer Börsenpanik genügen, daß ein Syndikat sich für Millionen bereit erklärt Effekten aufzunehmen und solches dann nicht nötig hat, weil schon das bloße Anerbieten das allgemeine Vertrauen zurückruft. Indessen in einem so starken Moment, wo der allererste Eisenbahnmann der Union für immer von seiner Bühne scheidet, würden bloße Hilfsaktionen auch nicht das mindeste gefruchtet haben. Hier mußte vielmehr die gesamte Erbschaft ungesäumt, aber doch voller Bedacht angetreten werden. Und das Verdienst für diese Möglichkeit gebührt zunächst dem Erblasser selbst, der alles statt in einer verzweifelten, in einer aussichtsvollen Lage hinterlassen hat. Es gibt ja Optimisten genug bezüglich des schließlichen Ausganges aller, auch der verwickeltsten amerikanischen Geschäfte, allein so über alle Maßen glatt hat sich drüben bisher noch kein jäher Übergang vollziehen können. Warum sich die Herren den Hinzutritt des jungen Morgan gefallen ließen, der doch nur die Puppe seines Vaters bleibt, ist noch nicht

zu übersehen. Möglicherweise handelt es sich in dieser Vereinigung um noch Wichtigeres als ziffernmäßige Aktieninteressen. Nämlich um einen Zusammenschluß der Trustgewaltigen überhaupt gegenüber den Drohungen des Präsidenten Taft. Falls dieser nämlich auch nur einen Bruchteil von seinen kürzlichen heftigen Drohungen gegen die Übermacht der Bahnen erfüllen kann, wozu ja auch noch ein williger Senat gehören müßte, so würden nicht allein die leitenden Bankhäuser New Yorks tief getroffen werden, sondern auch die mit ihnen engliierten Großinstitute in Berlin. Aber sollte es Herrn Taft wirklich Ernst mit seiner Philippika gewesen sein?

* * *

Politik oder Konkurrenz? Einer dieser beiden Umstände scheint die jungtürkische Regierung zu verleiten, sich bei ihrem neuen Anleihebedarf an der Dette publique vorbeidrücken zu wollen. Alles, was in dieser Beziehung jetzt in Konstantinopel spielt und notabene von allergrößtem Interesse für die europäische Kapitalistenwelt bleibt, ist von uns längst warnend vorausgesagt worden. Wir haben immer das Auftreten des Sir Cassel aus London als eine politische Mission und nicht als eine geschäftliche gezeichnet. Denn ein Finanzmann dieses Rangs würde sich nur in türkische Unternehmungen großen Stiles einlassen können, die er ohne die Ottomanbank und die Deutsche Bank als Verbündete der dortigen internationalen Schuldenverwaltung lediglich wie ein Abenteurer zu betreiben vermöchte. Ganz anders liegt aber die Sache, sobald der Genannte als Träger britischer Sonderinteressen, indirekt also auch der Bagdadbahn erscheint. In diesem Falle hätte er aber die bisherige Gruppe, in der die Deutsche Bank so mächtig ist, so fein oder grob es geht, zu bekämpfen. Diese traurige Tatsache steht also fest, und wie hier schon vor Monaten nachgewiesen wurde, hat unsere Diplomatie es nichts weniger als eilig gehabt, für die Unverletzlichkeit jener Schuldenverwaltung nachdrücklich einzustehen. Dieser Kardinalfehler dürfte so leicht nicht wieder gut zu machen sein. Plötzlich hatten wir in Konstantinopel aus lauter Gefälligkeit für Österreich eine Politik von Fall zu Fall aufgetan. Wir begannen die jungtürkischen Eigenmächtigkeiten sorgfältig zu schonen, bis den betreffenden Ministern dort das neue Nationalbewußtsein über die bisherige Wirtschaftsordnung ging. Und es handelt sich dabei keineswegs nur um die solide Finanzgebarung, sondern um unsere so großen Industrie- und Eisenbahninteressen. Diese letzteren werden natürlich sofort gefährdet, wenn die Zinsgarantien für den Obligationendienst ihre Kontrolle einbüßen. Und das geschieht indirekt, sobald die Pforte außerhalb dieser Kontrolle Anleihen aufnehmen würde. Sir Ernest Cassel, den man wegen seiner Riesenerfolge im Nilland den Herrn von Ägypten nannte, ist ein Deutscher. Und eines Tages könnte ihn unsere öffentliche Meinung daran erinnern, ebenso wie sie dies s. Zt. bei Alfred Beit tat, als der Einfall des Kapitän Jameson in Transvaal unter Mit-

hilfe seiner mächtigen Firma vorbereitet worden war.

* * *

Der Kredit unserer Staatsanleihen wird seit kurzem auch von deutschen Professoren einer Prüfung unterzogen. Natürlich kann dabei ein Gelehrter wie z. B. Professor Lexis nur wissenschaftlich vorgehen, ohne daß ihm praktische Erfahrungen für wichtige Geschäftsfragen zur Seite stehen. Einerlei, ob seine Auffassung zu pessimistisch ist, so gehört doch heute ein nicht gerade häufiger Mut zu der öffentlichen Behauptung: die Lage der deutschen Finanzen sei keineswegs in dem Maße befriedigend und vertrauenerweckend, daß die deutschen Staatspapiere überall denselben Kredit finden könnten, wie die französischen und englischen. In Wirklichkeit finden natürlich die Anlagepapiere aller guten Staaten ihren Absatz durchaus nicht auf dem Wege einer scharfen Untersuchung, sondern eines Allgemeinvertrauens. Dieses kann auch bei mangelndem Absatz unverändert geblieben sein, nur vermag man mit dem Patriotismus keine Effekten zu bezahlen. Wenn also immer mehr Reichsanleihen und Konsols ausgegeben werden, so muß dies derartig auf den Kurs drücken, daß eine Preisentwertung auch der älteren Gattungen eintritt. Und das wäre in der Tat für Deutschlands Kredit, der ja nicht ausschließlich in Barem besteht, vor der ganzen Welt gefährlich. Die entscheidende Frage betrifft hier also keineswegs die regelrechte Fundierung unserer Anleihen aus Steuern, Zöllen und fiskalischen Besitztümern, sondern die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit immer weiterer Anleihen. Wir glauben leider an die Wahrscheinlichkeit! Pluto

Zu unseren Bildern

Bildnis eines jungen Mädchens von Albrecht Dürer

Durch eine zeitweise Ausstellung von Zeichnungen Albrecht Dürers, denen eine Reihe von Studienblättern seiner Schüler angeschlossen ward, ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Sammlung, die zu den größten Schätzen des Berliner Kupferstichkabinetts gehört, gelenkt worden. An Zahl steht die Berliner Sammlung hinter der altberühmten der Albertina in Wien zurück, aber an Reichhaltigkeit dürfte die Berliner Kollektion unübertroffen sein. Kaum an anderer Stelle läßt sich die Entwicklung Dürers von den ersten Versuchen des Knaben bis zu den reifsten Meisterzeichnungen der letzten Jahre in so lückenloser Weise verfolgen, lassen sich alle Techniken und Zeichenweisen so gut studieren wie hier. Und reich ist die Berliner Sammlung auch an berühmtesten Blättern des Meisters, zählt doch das ergreifendste aller Porträts, das in Kohle gezeichnete, fast lebensgroße Bildnis der greisen Mutter von 1514 zu seinem Besitz. In die nächste Nähe dieses großartigen Kopfes gehört das in gleicher Technik und gleicher Größe ausgeführte anmutige Mädchenbildnis von 1515, das dies Heft in Abbildung vorführt. Man hat Dürers Nichte in ihr

vermutet, auf Grund einer nicht eben zwingenden Ähnlichkeit mit dem Bildnis einer Frau, das ebenfalls in der Berliner Sammlung bewahrt und als das der Schwägerin Dürers, Katharina Zinnerin, geb. Frey, ebenfalls ohne zureichenden Grund, angesprochen wird. Aber wenn wir den Namen nicht kennen, so erfahren wir um so mehr von der Art dieses jungen Geschöpfes. „Wie ist das Stumpfe und Eingehüllte dieses Kindes bei aller Frische der Jugend zur Anschauung gebracht", sagt Wölfflin von ihr, und in der Tat ist die Eindringlichkeit der seelischen Charakteristik, die den Beschauer instand setzt, das Innenleben des Menschen aus den Zügen seines Antlitzes zu lesen, bezeichnend für die Bildnisse dieser Periode. 1514 ist das Jahr der Melancholie und des Hieronymus im Gehäus. Niemals hat Dürer Dinge geschaffen, die reicher sind an seelischem Leben, tiefer empfunden als diese zwei Meisterstiche. Das Bild der Frau mit den schweren Flügeln, in tiefes Sinnen versunken, und das Bild des gottergebenen Greises, der im friedlichen Gemach an seinem Pulte sitzend sorgfältig seine Federzüge auf das Papier malt. In der Frühzeit, der die gewaltige Folge der Apokalypse entstammt, ist Dürer leidenschaftlicher, in der Zeit der ersten Mannesjahre, deren Werk das Marienleben ist, heiterer, erzählungsfreudiger, in höherem Alter reifer und abgeklärter, aber niemals hat er mehr von seinem Herzen in seinen Werken gegeben als in dem Jahre 1514, das das Todesjahr der Mutter gewesen.

Dürer hat nicht allzu oft die Kohle als Zeichenmaterial verwendet. In der Hauptsache kann man drei Serien von Porträts in dieser Technik unterscheiden. In den ersten, von denen zwei aus dem Jahre 1503 in der Ausstellung zu sehen sind, ist die Kohle rein malerisch verwendet, um Tonflächen zu erzielen; in den zweiten, zu denen unser Blatt zählt, steht die weich modellierende Behandlung des Gesichtes der zeichnerischen Art, wie ein Gewand gegeben, ein Ohr konturiert ist, entgegen; in der Spätzeit, den zwanziger Jahren, wird die gesamte Modellierung in Striche aufgelöst, Dürer, der Zeichner, hat auch das weiche Material der Kohle gemeistert und seinen Forderungen von Klarheit dienstbar gemacht. Aber eine gewisse Kühle zieht nun ein, eine Distanz zu den Dargestellten. An menschlicher Wärme ist das Mädchenbildnis von 1515 auch in der späteren Zeit nicht mehr übertroffen worden.

Curt Glaser

Ferdinand Georg Waldmüller: Bildnis der Frau von Stierle-Holzmeister

„Und wie es so oft ging, ergeht es uns wieder: Das, was anfangs Schimpfwort war, wurde später Ehrentitel — Biedermeier". „Die Renaissance" der Gründerzeit liegt hinter uns. Wir haben uns aus ihrer Umklammerung befreit und kehren zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Dieser Zeit hat ihren Stempel Goethe aufgedrückt — daß man sie verächtlich „Biedermeierzeit" nannte, betrachten wir heute als Zeichen der Unkultur,

in die wir nach 70 geraten waren. Heute ist Biedermeier Trumpf. Etwas „Mode“ ist gewiß dabei, — wie konnte sonst die Hornbrille wieder aufkommen — aber man soll eine Bewegung, wie wir sie erleben, nicht gerade nach ihren Auswüchsen beurteilen. Sie entsprang einem gesunden Bedürfnis nach Natürlichkeit. Keine voraufgegangene Zeit bot uns eine Tradition, an die wir mit größerer Aussicht auf Erfolg hätten anknüpfen können, als die Zeit, der die französische Revolution vorangegangen war.

Alle Tendenzen des Fortschrittes verkörpert in Wien die Kunst des Malers, von dem wir das Konterfei der Frau von Stierle-Holzmeister bringen: Ferdinand Georg Waldmüller. Der Künstler erblickte 1793 das Licht der Welt, ward Schüler der Wiener Akademie unter Maurer und Lampi, Zeichenlehrer bei einem Grafen Gyulai und schließlich Professor an der Wiener Akademie; nach einem Leben reich an Kämpfen, Erfolgen und Enttäuschungen starb er 1865 in Wien.

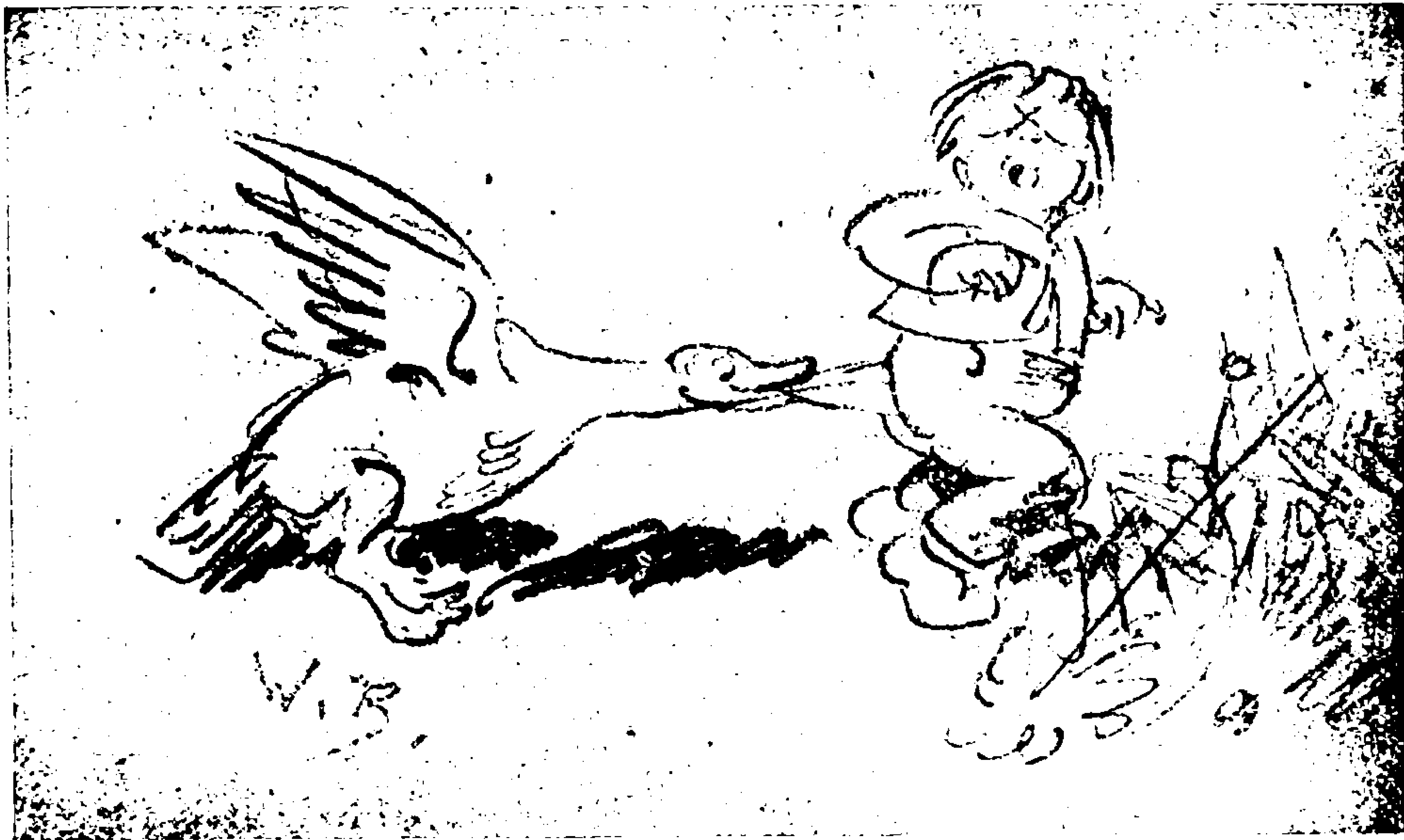
Es hat wenige Akademiker vom Schlage Waldmüllers gegeben. In Wort und Bild spottet er der herrschenden Kunstideale. Nachdem er Jahre hindurch in den Galerien kopiert, erklärte er das Kopieren für eine Torheit. Es verleite nur zur Nachahmung und Nachahmung sei der Tod der Kunst. Waldmüller legte den jungen Malern ans Herz, sich nur an die Natur zu halten. Er ist einer der Ersten, der seine Staffelei auf dem Felde aufstellt. Hier entstehen seine sonnendurchglühten Landschaften, die zu dem Besten gehören, was uns die vormärzliche Malerei hinterlassen hat. Für das Bildnis ist der Abstand seiner Auffassung von der seiner Vorgänger weniger bedeutsam als für die Landschaft. Man darf den Naturalisten natürlich nicht mit den Romantikern vergleichen. Anton Graff, der älter als Waldmüller, war ein vortrefflicher Maler. Was den Porträts Waldmüllers ihren besonderen Reiz, ihre Überlegenheit selbst über die Bildnisse eines Graff verleiht, liegt in der psychologischen Charakteristik. Unser Bild der alten Dame mit ihrem so gutmütigen und doch so verschmitzten Ausdruck zeigt den Künstler als Menschendarsteller auf der Höhe seiner Kunst. Das erst kürzlich von der National-Galerie erworbene Werk beansprucht besonderes Interesse, weil Waldmüller durch den Auftrag, der ihm zu Grunde liegt, die entscheidende Anregung für sein Naturstudium erhalten hat. Der Künstler selbst berichtet darüber: „Herr Hauptmann von Stierle Holzmeister beauftragte mich, das Porträt seiner Mutter zu malen. Aber — so sprach er zu mir — malen Sie mir sie genau so, wie sie ist! Diesem Auftrage gemäß versuchte ich es nun, bei diesem Porträt die Natur mit der größten Treue wiederzugeben — und es gelang! Jetzt war auch mit einem Male die Binde von meinen Augen gefallen. Der einzige rechte Weg, der ewige unerschöpfliche Born aller Kunst: Anschauung, Auffassung und Verständnis der Natur hatte sich mir aufgetan.“

Joseph Kern

Illustrierte Bibliographie

Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß. 250 Kunstdrucke auf 60 Tafeln in originalgetreuer, zum Teil mehrfarbiger Faksimile-Reproduktion nach Skizzen, Studien, Handzeichnungen und Ölbildern des Meisters. Mit einleitendem Text von Fritz von Ostini. München, Verlag von Franz Hanfstaengl. (Gebunden, oder mit lose in einen Kasten gelegten Tafeln.)

Dies kostbare Kompendium ist ein Schatz von unvergänglichem Wert; seine Herausgabe ein buchhändlerisches Unternehmen, das hohen Respekt fordert. Die deutsche Kunstwelt schuldet dem Hanfstaenglschen Verlage Dank und Anerkennung für eine solche Gabe, die einem der geliebtesten und verehrungswürdigsten Meister unseres Volkes das schönste Denkmal setzt. Zum ersten Male erscheint hier ein Busch-Band ohne Text, und mit bewundernder Ehrfurcht stehen wir vor den Dokumenten einer genialen Maler- und Zeichnerkraft, die wahrlich des Wortes nicht bedarf, um sich verständlich zu machen. Als im vergangenen Jahre nach Wilhelm Buschs Tode die Riesenmasse seines künstlerischen Nachlasses aus dem Besitz seiner Erben zutage trat, gab es ein allgemeines Staunen. Man wußte wohl schon seit langem, daß der satirische Schnickschnackerzähler, wie er als Poet und Menschenschilderer ein Philosoph von hohen Graden war, so auch als Künstler die Sphäre der lustigen Person tief unter sich



Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß." München, Franz Hanfstaengl



Wilhelm Busch: Der Nachtwandler
(Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß." München, Franz Hanfstaengl)



Wilhelm Busch: Bauernfrau
(Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß." München, Franz Hanfstaengl)

ließ. Man feierte die impressionistische Schlagkraft seiner Karikaturen und seine ganz aus Eigenem gewonnene, von keinem Vorgänger beeinflußte persönliche Stilsprache, die Jahrzehnte hindurch mit einem unerschöpflichen Erfindungsreichtum gewirtschaftet hatte. Man ahnte

wohl auch, daß dieser einsiedelhafte Junggeselle in seinen Mappen und Schubkästen noch allerlei Überraschungen berge, und die Berichte der wenigen Glücklichen, die sich mit Erfolg in seine hannöversche Dorfstille gewagt hatten, unterstützten diesen Verdacht. Aber nun kam das alles und noch viel mehr wirklich zum Vorschein, und ein überwältigendes Bild tat sich auf. Man sah, wie Wilhelm Busch, der immer in schnellem und leichtem Siegerschritt seine Zeichnungen hingeworfen zu haben schien, mit der Kunst gekämpft und gerungen, Größe in der Beherrschung der Licht- und Schattenmassen. Die einfachsten Themata durch eine geniale Behandlung zu kleinen Weltsymbolen emporgehoben. Landschaftszeichnungen mit Feder und Tusche, deren andeutender Geistreichtum an Israëls und Liebermann erinnert. Dann wieder Einzelstudien (etwa nach Skeletteilen) von Menzelscher Gewissenhaftigkeit. Zwischen erbarmungslosen Karikaturen und wild dahersausenden Phantasien einzelne Köpfe von einer Behutsamkeit der Linienführung und einer Innigkeit der




Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß.“ München, Franz Hanfstaengl

wie den mit flinker Hand aufs Papier gezauberten Typen und Verzerrungen langwierige, ernsthafteste, gründlichste Studien vorangegangen waren, wie er, ein treuer Schüler seiner geliebten Niederländer, auf den Pfaden Teniers' und Brouwers mit den Problemen des farbigen Ausdrucks Strauß auf Strauß ausgefochten hatte.

Das Beste und Bezeichnendste aus diesen kaum übersehbaren Nachlaßmassen bringt nun Hanfstaengls prachtvoller Band in vorzüglichen Reproduktionen. Bauernstudien von altholländischem Helldunkel. Kohlezeichnungen von Rembrandtscher Empfindung, daß man sich plötzlich einem ganz anderen Künstler gegenüberzusehen glaubt. Physiognomische Merkwürdigkeiten, Tierstudien, bewegte Gruppen und Massen von einer Lebendigkeit und Eindringlichkeit, daß man des Staunens nicht müde wird. Straßenfiguren, die in der Lapidarkraft der Linien an Daumier denken lassen. Humoristika von so urwüchsiger niederdeutscher Komik, daß man zu lautem Auflachen gereizt wird. Immer ist er ein anderer; es gibt keine Schablone, weil jeder Vorwurf auch eine neue Form von selbst mit sich bringt. Und doch ist er immer

derselbe in der Wucht und Bestimmtheit der Zeichnung, bei der alles auf Anhieb sitzt.

Die Hanfstaenglschen Reproduktionen sind musterhaft. Die verschiedensten technischen Verfahren mußten mithelfen. Sie haben ein Vierteltausend Blätter zustande gebracht, die den Reiz der Originale kaum gemindert in den Druck retten. Bleistift und Kohle, Feder und Tu che sind allenthalben deutlich zu erkennen; die Wirkungen, die aus dem Material resultieren, fast restlos gewahrt. Der Genuß wird erhöht durch die Form der Darbietung: die meisten Blätter und Blättchen sind auf dickem grauem Karton leicht angeklebt und lassen sich so auch in der Ausgabe des gebundenen Buches mit der Hand liebkosen. Jede Tafel ist eine neue Freude.



Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß.“ München, Franz Hanfstaengl

Johannes Linnankoski: Das Lied von der glutroten Blume. Roman. Einzig berechtigte Übertragung von Helene Federn-Schwarz. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening.



Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß.“ München, Franz Hanfstaengl

Der Bauer schläft in der Kammer schwül,
Tief unter der Decke die Nase,
Der Flößer Lager ist feucht und kühl
Vom Abendtau auf dem Grase.
Doch tauschen gegen die Freiheit wir
Nicht Bäuerleins Güter und Rechte.
Wir freien Flößerjungen, wir!
Die Bauern sind nichts als Knechte.

Wie ein Fors, ein Bergstrom, im liederreichen Finnland zwischen Klippen und waldigen Ufern von Terrasse zu Terrasse, zur Niederung und zum Meere eilt, so rauscht auch das Leben des starken Olof dahin, des Bauernsohns, der sich vom väterlichen Hofe losreißt, um zürnend unter die Flößer zu gehen. Sein Leben ist wild, abenteuerlich und siegreich; in ungebundener Freiheit eilt er von Liebe zu Liebe, und jedes neue Erlebnis ist glühend und duftig wie wild im Dickicht blühende Waldblumen. Ein Rausch von Poesie umfängt ihn, die Bäume,



Aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß.“ München, Franz Hanfstaengl

die Blumen, die Wellen sprechen zu ihm, und alle Lust zeigt ihm ihr schönstes Gesicht. So teilt er sorglos dem Leben seine Schläge aus, unbekümmert und ahnungslos, daß hier kein Schlag unerwidert hingenommen wird.

Und schließlich kommt die Stunde der Abrechnung. Der Spiegel kündigt sie an; er zählt die Linien unter den Augen, die Striche an Stirn und Wangen. Aber die Warnung bleibt vergebens: „Ich will des Lebens schäumenden Becher

an meine Lippen führen und ihn in einem Zuge bis auf den Boden leeren!"

Und der freie Flößerbursch geht dunkle Wege in der Stadt. Ein leichtsinniges Lied klingt an seine Ohren:

„Freie Freuden findest du
Hier und Lust und süße Ruh
Und —
Köstlich perlenden Wein dazu!!
Seidne Kissen findest du,
Weiche Polster zu süßer Ruh
Und —
Liebe kleine Mädchen dazu! — "

Und dann ein Rausch — die Tür öffnet sich, und im leichten, leichtsinnigen Gewand tritt ihm die erste Geliebte entgegen. — Das Leben gab den ersten Schlag zurück.

Der starke Olof ist heimgekehrt, er hat das väterliche Erbe verschmäht und sich selbst einen arbeitverlangenden Hof gegründet; er entwässert das Moor und rodet den Wald, aber im Klang seiner Axtschläge schreit die Liebe nach Ruhe und Stetigkeit. Und wie einst der Flößer die Klippen und Strudel des Fors, so besiegt auch jetzt der Landmann alle Hindernisse. An der Seite der Gattin sollte ihm ein ruhiges Glück blühen, weitausschauende Pläne könnten seine Tatkraft ausfüllen, aber Streich um Streich gibt ihm das Leben jeden Schlag zurück, den es dereinst von ihm erhalten hat. Immer wieder tritt ihm die Erinnerung an frühere Abenteuer rächend entgegen; an der Seite der Gattin selbst starren ihm Gesichter entgegen, die einst lieb waren, und plötzlich geht ihm die Erkenntnis auf, daß er nicht mehr lieben kann.

Die anfangs so zarten, märchenhaften Schilderungen gehen in packende Dramatik über, die wohl das Tiefste enthält, was über die Psychologie der Erotik gesagt werden kann, und schließlich doch zu einer versöhnenden und begreiflichen Lösung führt.

Johannes Linnankoski ist ein Dichter; sein Buch ist ein Kunstwerk voller Glut und Leidenschaft und doch immer keusch und rein in seiner poetischen Wahrhaftigkeit. Wer es einmal gelesen hat, dem wird es zum dauernden Besitztum werden.

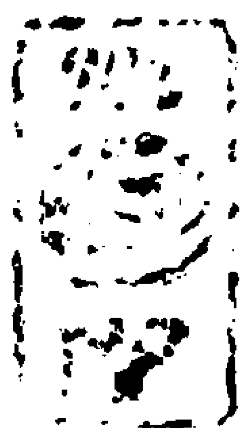
Die Übertragung von Helene Federn-Schwarz steht über jedem Lob.

Wilhelm Hüttemann

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32. Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.







Johannes Götz:
[illegible]njägerin
[illegible] auf Seite [illegible]

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd“ G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 393 Erstes Novemberheft 1909



Johannes Götz:
Bärenjägerin
(Text auf Seite 302)

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag Nord und Süd G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Jahrg. Bd. 131 Heft 393 Erstes Novemberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Adolph von Flöckher: Die Japaner als Kolonisatoren

Die Tätigkeit der Japaner richtig zu beurteilen, ist eine schwierige Aufgabe. Man verfällt nur zu leicht in den Fehler, zu viel zu loben oder zu viel zu tadeln. Wenn ich es trotzdem unternehme, sine ira et studio zu schildern, in welcher Weise die Japaner in den letzten Jahren kolonisiert haben, so leitet mich dabei der Gedanke, daß es dringend notwendig ist, weiteren Kreisen Deutschlands ein richtiges Urteil über diese neueste Weltmacht zu verschaffen, stecken wir doch noch immer tief in dem Erbfehler, daß wir uns fast nur um innere Politik bekümmern, die Sorge um die auswärtigen Dinge aber zu sehr anderen Nationen überlassen. Hierin einen Wandel zu schaffen, ist der Zweck meiner ganzen publizistischen Tätigkeit auf diesem Gebiete, und auch die nachstehende Studie soll hierzu ein Scherflein beitragen.

Die Japaner sind trotz ihrer jahrhundertelangen Abgeschlossenheit schon in früheren Zeiten kolonisatorisch tätig gewesen. Die ersten Spuren hiervon verlieren sich in vorgeschichtlicher Zeit. Die Zusammenhänge zwischen der japanischen Rasse und gewissen Rassen in Mexiko ist jedem klar, der einmal Gelegenheit gehabt hat, beide miteinander zu vergleichen.

Ich war während der Zeit des russisch-japanischen Krieges Kaiserl. Geschäftsträger in Mexiko. Der Präsident Porfirio Diaz zeigte mir eines Tages eine Sammlung von Photographien japanischer Generale, die der japanische Gesandte überreicht hatte, und wies mit Erstaunen auf die Tatsache hin, daß eine große Anzahl von diesen Generalen mexikanischen Herren ähnlich waren, die auch ich kannte. Eine so große Verschiedenheit der Japaner von anderen Rassen, wie sie besonders früher viele Gelehrte haben konstruieren wollen, ist also nicht vorhanden. Jedenfalls haben auch die wechselseitigen Handelsbeziehungen zwischen Ostasien und Westamerika schon viele Jahrhunderte hindurch bestanden, ehe Kolumbus den neuen Kontinent entdeckte.

Jetzt, wo die Wellenwirkungen der großen Kriegserfolge Japans in unsichtbaren Strahlen den Erdball umkreisen, können wir noch gar nicht absehen, welchen Einfluß die Japaner dermaleinst in der Weltpolitik und im Welthandel sich erringen werden. Dabei stoßen wir auf die sonderbare Erscheinung, daß ein eigentlicher Landhunger bei dem japanischen Volke nicht vorhanden ist. Es kann von einem solchen schon deshalb nicht die Rede sein, weil große Teile des alten Japans, wie der Hokkaido noch Ansiedelungsmöglichkeiten für Millionen von Japanern bieten, die bis jetzt hauptsächlich wegen ihrer Neigung zu einem Leben in einem wärmeren Klima andere Gegenden aufgesucht haben.

Der den Japanern fast ebenso wie den Deutschen angeborene Wandertrieb ist für die japanische Regierung der wesentliche Grund gewesen, sich nach geeigneten neuen Kolonien umzusehen. Die kolonisatorische Tätigkeit hat sich auf die vier verschiedenen Gebiete: Hokkaido, Formosa, Korea und Sachalin erstreckt.

Das einzige Beispiel, an dem sich bis jetzt die Resultate japanischer Kolonisation in größerem Maßstabe beobachten lassen, ist der Hokkaido, die nördlichste der japanischen Inseln. Die Westküste liegt gegenüber der Nordküste von Korea und der Ostküste von Russisch Sibirien, während die Nordostspitze beinahe an das Südende der Insel Sachalin stößt, von der sie nur durch die schmale Meerenge von Soya getrennt ist. Die ganze Südostküste liegt am pazifischen Ozean. Das zuverlässigste Werk über den Hokkaido verdanken wir dem deutschen Botschaftsrat v. Erckert, einem der wenigen Diplomaten, die selbst dort gewesen sind. Nach seinem Urteil muß anerkannt werden, daß die Japaner nach anfänglich nicht immer glücklichen und teilweise recht kostspieligen Versuchen es in den letzten zwanzig Jahren wohl verstanden haben, den Hokkaido in die Höhe zu bringen und etwas Ordentliches zu leisten. Der Flächeninhalt Hokkaidos beträgt rund 78 000 qkm., entspricht also ungefähr demjenigen von Bayern. Die Bevölkerung des Hokkaido ist von 190 938 im Jahre 1884 auf 843 717 im Jahre 1903 gestiegen. Die Einwanderer betrugen im Jahre 1907: 79 737, die Auswanderer 13 457, von den Einwanderern waren Ackerbauer: 46 598, Fischer: 4832, Gewerbetreibende: 2581, Handeltreibende: 4540, Verschiedene: 11 243, Unbekannte: 9543.

Die Zahl der Ainos, der japanischen Ureinwohner, die nur noch auf Hokkaido, Sachalin und den Kurilen vorkommen, belief sich 1907 auf 17 715. Der Hokkaido hat besonders auf dem Gebiete der Landwirt-

schaft große Fortschritte gemacht; Getreide, Kartoffeln, Bohnen und Früchte werden nach anderen Teilen Japans ausgeführt. Das erste Stadium der Kolonisation umfaßt die Zeit des Kolonialamts, das von 1871—1882 die oberste Behörde der Insel bildete und sich insbesondere auch mit der Besiedelung befaßte. Kurz nach Errichtung des Kolonialamts begann auch das System der Militärkolonisation, das erst am 1. April 1904 sein Ende erreicht hat. Die Militärkolonisation hat wesentlich zur Erschließung des Hokkaido beigetragen. Eine stattliche Anzahl von Musterdörfern sind entstanden, in denen über 700 Familien angesiedelt wurden. Seit 1904 erfolgt die Besiedelung des Hokkaido ausschließlich durch freie Einwanderer. Die Ansiedelung dieser Einwanderer erfolgt zum weitaus größten Teil durch die Regierung und auf Regierungsland. Trotzdem finden auch jetzt noch jährlich hier Auswanderungen statt. Hoch entwickelt ist auch die Forstwirtschaft, infolge der Tätigkeit trefflicher deutscher forstwirtschaftlicher Berater und Lehrer. Die Holzausfuhr hat jetzt einen Wert von ungefähr sechs Millionen Yen. Der Bergbau hat einen großen Aufschwung genommen, hauptsächlich infolge des starken Abbaus von Steinkohle. Die Kohlenproduktion soll im Jahre 1907 einen Wert von über sechs Millionen Yen gehabt haben. Von anderen Mineralien kommt namentlich Schwefel in Frage. Eine erhebliche Bedeutung für die Zukunft soll die Gewinnung von Petroleum haben.

Was die deutschen Interessen auf dem Hokkaido anbelangt, so sind sie z. Zt. noch nicht sehr bedeutend. Nach dem Urteil von Sachkennern dürften Jahrzehnte vergehen, ehe die Entwickelung des Landes so fortgeschritten sein wird, daß es für den Welthandel einigermaßen in Betracht kommt.

Wesentlich günstiger für eine japanische Kolonisation als im Hokkaido liegen die Verhältnisse auf dem herrlichen Formosa (Taiwan), das im äußersten Süden des Reiches liegt und daher schon kraft seiner geographischen Lage eine natürliche Anziehungskraft auf japanische Auswanderungslustige ausübt. Japan hat denn auch ungeachtet der kurzen Zeit, die seit der Besitzergreifung im Jahre 1895 verstrichen ist, gerade in Formosa bedeutende koloniale Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Man darf nur nicht vergessen, daß Formosa schon vor der Abtretung an Japan eine gewisse Kulturstufe besaß und lediglich der straffen Organisation entbehrte, die jetzt die Japaner geschaffen und damit die Entwicklung Formosas nicht unwesentlich beschleunigt haben.

Die Haupterzeugnisse Formosas sind: Tee und Kamphor im Norden, Kamphor und Reis in der Mitte, Zuckerrohr im Süden, außerdem werden Pflanzen, die Textilstoffe, und solche, die Farbstoffe liefern, kultiviert, während die Kautschuk- und Gummigewinnung eben erst begonnen hat. Besonders wertvoll ist auch die Holzproduktion. Die Wälder bilden ungefähr 60 Prozent der Gesamtfläche und werden nach den Grundsätzen deutscher Forstwirtschaft gepflegt. Die Bevölkerung Formosas ist von 2 925 072 im Jahre 1901 auf 3 183 417 im Jahre 1906 gestiegen, während die jährliche Einwanderung nur von 43 401 Personen im Jahre 1902 auf 66 793 im Jahre 1906 angewachsen ist. An der verhältnismäßig geringen Einwanderung ist vor allem der Krieg schuld gewesen. Dann hat aber auch die Tatsache mitgewirkt, daß der Japaner sogar in dem schönen Formosa sich nur schwer einleben kann und in die Heimat zurückzukehren pflegt, sobald die Umstände es ihm gestatten. Er ähnelt in dieser Beziehung ganz den italienischen Auswanderern, die ich in Brasilien und Argentinien kennen gelernt habe und die auch in ihrer überwältigenden Majorität, sobald sie wohlhabend genug geworden sind, die heimischen Gestade wieder aufsuchen. Ich glaube daher, daß auch in Formosa nicht alle Blütenträume der Japaner mit der Schnelligkeit reifen werden, wie man es ihnen bei ihrer unleugbar großen Anstrengung wünschen kann.

Frühere Früchte hat die japanische Friedensarbeit in dem Barbarenhalbstaate Korea gezeitigt, wo der Generalresident Fürst Ito ganz im Sinne Lord Cromers tätig und aus dem Lande ein zweites Ägypten zu schaffen bestrebt ist. Da aber nur das finanziell sehr schwache Japan und nicht das britische Gold hinter ihm steht, kann man billigerweise nicht die gleichen Erfolge vom Fürsten Ito verlangen, der allerdings in den in englischer Sprache erscheinenden Jahresberichten von vielen Reformen und Fortschritten berichten kann, aber es trotz aller Anstrengungen nicht fertig gebracht hat, das Budget zu balancieren und die andauernde Passivität der Handelsbilanz Koreas zu verringern. Sehr interessant sind die dem Bericht beigegebenen Photographien, die klar erkennen lassen, daß die Japaner tatsächlich schon bedeutende Kulturwerke, wie Schulen, Eisenbahnen und Hafenbauten, geschaffen haben.

Weniger Wert lege ich auf die Statistik, da man sie nicht kontrollieren kann und nach meinem Geschmack allzu sehr ein Fortschritt herausgerechnet ist, der doch eben erst beginnt. Sehr geschickt ist die Gruppierung des Stoffs, denn in jedem Kapitel folgt auf die düstere Beschreibung des

früheren chaotischen Zustandes die Schilderung der durch die japanischen Kulturpioniere ins Leben gerufenen Reformen, die nun den Halbbarbarenstaat mit einem Schlage auf die lichten Höhen der Kultur führen sollen.

Ich resümiere mein Urteil über Korea dahin, daß der koreanische Handel infolge der japanischen Bemühungen voraussichtlich in progressivem Tempo sich entwickeln, daß aber im übrigen der Aufschwung der koreanischen Volkswirtschaft nicht so schnell gehen wird, wie Fürst Ito denkt.

Zum Schlusse komme ich jetzt auf die kolonisatorische Tätigkeit Japans in Sachalin zu sprechen. Sachalin war im Jahre 1875 von Japan an Rußland abgetreten worden, und bereits im Jahre 1894 begannen die japanisch-russischen Streitigkeiten wegen der Fischerei in den Gewässern von Sachalin. Im Frieden von Portsmouth kam dann der südlich vom 50. Breitengrade gelegene Teil von Sachalin (Karafuto) an Japan zurück.

Das Klima von Südsachalin gilt als gut und gesund. Nur die großen Schneefälle sind im Winter, weil verkehrslähmend, unangenehm. Den durch die häufigen Nebel beeinträchtigten Schiffsverkehr mit dem Hokkaido vermittelt hauptsächlich der Hafen Korsakowsk, doch sind die Japaner jetzt bestrebt, bessere Häfen ausfindig zu machen. Wege fehlen auf Sachalin fast gänzlich; hier werden die Japaner ebenso wie in Korea ein systematisches Straßennetz zu schaffen haben.

Ferner sollen schmalspurige Kleinbahnen gebaut werden. Japanische Einwanderung hat bereits eingesetzt. Die Bevölkerung Südsachalins beträgt im ganzen nur etwa 10 000. Die Regierung befördert durch Maßnahmen aller Art die Einwanderung hauptsächlich von Familien. Jede nach Sachalin einwandernde Bauernfamilie erhält ein russisches Haus, soweit solche noch vorhanden sind, mit neunzehn Acres Land und dem Recht, gegen geringe Abgaben Holz zu fällen. Außerdem werden Ermäßigungen für die Fahrpreise auf Eisenbahnen und Dampfschiffen gewährt. Von privater Seite sind Gesellschaften gegründet, um ebenfalls die Einwanderung nach Sachalin zu erleichtern. Die Einwanderer gehören bis jetzt im allgemeinen den unteren Volksklassen an und setzen sich in der Hauptsache aus Kulis zusammen, ferner aus kleinen Händlern und Schankwirten. Die Lebensbedingungen in Sachalin sind noch sehr teuer, da fast alles importiert werden muß und die Einwanderer hier mehr als anderswo das Bestreben haben, schnell reich zu werden,

um aus dem rauhen Norden in die grüne Heimat zurückkehren zu können. Der Hauptreichtum der Insel besteht in den Fischereierträgnissen, die außerordentlich steigerungsfähig sein sollen. In dem im japanischen Budget erscheinenden Spezialetat von Sachalin werden die Einnahmen aus den Fischereiabgaben auf 557 700 Yen veranschlagt. Der Gesamtertrag des Fischfangs in den Gewässern von Sachalin hatte im Jahre 1906 einen Marktwert von 3 272 000 Yen.

Nächst der Fischerei liefert die Forstwirtschaft die bedeutendsten Erträge. Die japanische Regierung hat sofort Vorkehrungen getroffen, wodurch ein Raubbau verhindert und eine vernünftige Aufforstung gefördert wird. — Günstige Aussichten soll auch die Viehzucht in Sachalin haben, da das Viehfutter dort ein üppiges Wachstum zeigt.

Das Vorkommen von Mineralien ist bis jetzt noch nicht in genügendem Umfange festgestellt, um darauf Hoffnungen zu gründen.

Südsachalin befand sich nach der Abtretung zunächst unter militärischer Verwaltung, welche indessen bereits am 1. April 1907 durch eine Zivilverwaltung ersetzt worden ist. Sachalin ist staatsrechtlich jetzt ein Mittelding zwischen Kolonie und Provinz des Mutterlandes. Sein administratives Oberhaupt, der Gouverneur, hat weitere Befugnisse als die Präfekten in Japan, ist jedoch weniger unabhängig als der Generalgouverneur von Formosa. Sachalin hat keine abgetrennte Kolonialregierung, sondern ist tatsächlich Japan einverleibt.

Wie sich auch immer die kolonisatorische Tätigkeit der Japaner in Zukunft gestalten wird, so viel steht fest, daß die Entwicklung der Dinge nicht aufzuhalten ist. Unsere Aufgabe kann also nur darin bestehen, die Politik der offenen Tür fortzusetzen, durch unsere Diplomaten und Konsuln darüber wachen zu lassen, daß unsere vertraglichen Interessen nicht tangiert werden, und im übrigen die Rolle des ruhigen Zuschauers zu spielen, der auch anderen einen Platz an der Sonne gönnt.

Konrad Müller-Kaboth †: Herbst

Wenn nun mit seinen Strahlengarben
Der Herbst hin über die Erde sinkt
Und durch den Hain in tausend Farben
Ein Hymnus seines Glanzes dringt,
Ein Hymnus der Genießerfreude,
Die in den Lüften rast und tost,
Die Kronen und das Prachtgeschmeide
Des Waldes wild zerwühlend kost — —

Wenn dann mit süßem Mutterlächeln
Die Sonne segnet Blatt um Blatt
Und nur ein heimlich-heilig Fächeln
Den letzten Zweig gerühret hat. — —

Mögt ihr von müdem Sterben sprechen,
Den Kranz des fruchtgewordnen Schönen
Genarrt, geschwächt nicht sehn und höhnen.

Ich lange jauchzend nach den Trauben,
Im Schwelgerglück sie frech zu brechen —
Und nimmer an den Tod zu glauben.

Max Halbe:
Der Frühlingsgarten

Fortsetzung

Ganz anders als mit der schönen reifen überlegenen Mutter schien es mir mit ihren drei Töchtern zu gehen. Dem anmutig hin- und herbewegten Mädchentrio gegenüber, das bald gemeinsam bei den Blumenbeeten auftauchte, bald in die Fernen des Parks sich zerstreute, diesem schwachen und hilflosen Geschlecht gegenüber, wie es mir erschien, erwachte der ganze Stolz meiner achtzehn Jahre als König, Herrscher und einziger Mann im weiten einsamen Revier. Denn unsern zweihundertjährigen, bemoosten Gartenmaulwurf, den ich vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht unermüdlich graben, hacken, jäten und mähen und dabei anscheinend immer dicker und runder werden sah, ihn betrachtete ich als außerhalb des engeren männlichen Wettbewerbes stehend. So spazierte ich denn geschwellt und gehoben von Mannesstolz durch die grüne wuchernde Wildnis, die mit dem reifenden Frühling immer üppiger ineinander wuchs, und fühlte an jeder Wegbiegung mein Herz mächtig gegen die Rippen pochen, da es doch jeden Augenblick geschehen konnte, daß mir in Gestalt eines oder zweier von den Mädchen, oder gar ihrer drei das Märchen und Abenteuer in eigener Person begegnete und meinen ritterlichen Heldenmut auf die Probe stellte.

Selbst der stolzen und tragischen Apollonia gegenüber empfand ich in meinem Innern etwas von dieser mitleidigen Überlegenheit, die es freilich immer nur in der Phantasie meiner Träume blieb und, wenn die Wirklichkeit herantrat, entweder linkischer Schüchternheit oder knabenhaftem Trotz oder auch überhitzter Erregung Platz machte.

Trotzdem hatte ich mich gerade mit Apollonia nach kurzer Zeit herzlich angefreundet. Ihre herbe Unnahbarkeit war, wie ich bald herausfühlte, nichts als die mühsam zurechtgemachte und teuer erkaufte Maske, mit der eine im Tiefsten enttäuschte und verwundete Mädchenseele sich

gegen Spott und Hohn der Welt, selbst der eigenen Mutter und Schwestern, zu schützen suchte. Andeutungen bald von der einen, bald von der anderen Seite hatten mich nach und nach erraten lassen, daß sie vor einer Reihe von Jahren, noch als ganz junges Mädchen, ihr Herz an einen meiner studentischen Vorgänger hier im Reich verloren gehabt hatte. Es schien ein apollonisch schöner Mensch gewesen zu sein, an dessen Feueraugen sich ihre siebzehnjährige Phantasie berauscht hatte. Drei kurze Frühlingsmonde hatte der in Monrepos gehaust, hatte die Kastanienwipfel vor den offenen Fenstern der dämmerigen Giebelstube von fremder Zeit raunen hören, war mit dem taumelnden Mädchen durch ferne versteckte Laubengänge geschlichen und hatte ihm süße gärende Liebesworte wie Mohnsaft zu trinken gegeben. Dann war er gegangen wie alle vor ihm, und auch schon wieder so mancher nach ihm, und graue Verlassenheit hatte gleich einem unendlichen Landregen das Mädchen dichter und dichter umfangen.

„Und haben Sie ihn nie wiedergesehen, Apollonia?" (Ich konnte mich nicht entschließen, sie in diesem Augenblick Käthchen zu nennen.) „Haben Sie ihn nie wiedergesehen?" fragte ich sie eines Tages, als sie in erwachendem Vertrauen mir ihr Herz geöffnet und mit verhaltener Klage von ihrer kurzen Liebesgeschichte erzählt hatte.

„Haben Sie ihn niemals wiedergesehen?" wiederholte ich nach einem Weilchen, da sie immer noch schweigend vor sich hinstarrte.

Sie sah mich mit ihren großen, schwarzen, tragischen Augen an, und ein fremder Schauer schien von ihr auszugehen.

„Ihn wiedergesehen? . . . Niemand kehrt wieder nach Monrepos! Wer einmal von diesem Garten ging, dem ist der Weg verschlossen für alle Zeit! Noch keiner ist wiedergekommen nach Monrepos!"

Wie mit einem kurzen jähen Degenstoß durchzuckten mich die Worte. Alles Blut schien aus meinem Herzen zu weichen, und ich fühlte, wie mir heiße Tränen in die Augen schossen.

„Nie wieder zurück?!" rief ich und ergriff ganz außer mir ihre Hand. „Keine von Ihnen allen je wiedersehen?! Nicht Ihre holde unvergleichliche Mutter? Nicht Scholastika mit ihren Wunderaugen wie aus einem alten vergessenen Lied?! Nicht Euphrosyne, die wilde Hummel, und nicht Sie selbst, Apollonia, Sie Ernste?! Sie Hohe?! Fort von Ihnen allen?! Und nie wieder zurück in den Frühlingsgarten?! Nie wieder nach Monrepos?!"

Apollonia stand hoch und aufrecht vor mir. Es war, als sei sie aus der Tiefe und Enge des eigenen Leids zu Höhen des Lebens gewachsen.

„Nähe ist Ferne, und Ferne wird Nähe", klang es dunkel melodisch von ihren Lippen. „Nur wer für ewig verloren hat, der besitzt. Was einst unser war und nie mehr das Unsere sein wird, das allein bleibt in Ewigkeit unser."

Ich sah sie mit einer ruhigen Kopfneigung sich entfernen und die gemessen hinschreitende weiße Gestalt unter dem überhängenden Rankenwerk blühender Glycinen verschwinden, während ihre Rede geheimnisvoll in mir nachtönte.

„Nähe ist Ferne, und Ferne wird Nähe!" wiederholte ich mir ratlos deutend, „und nur, was ewig verloren ist, das allein ist unser."

Seltsame Rätselworte! Wie nahe ist mir heute euer tiefster Sinn, da ich euch aus den blaudämmernden Fernen von Monrepos zu mir herüberklingen höre! . . .

Wenn ich so in ernstem, fast feierlichem Gespräch mit Apollonia durch die Laubengänge hinschritt, die einst ihr erstes Liebesgestammel belauscht hatten, oder mit ihr auf der entlegenen eschenbeschatteten Rasenbank saß, von wo man über den täglich bunter aufblühenden Wiesenteppich hinweg in fernster Verkürzung zwischen Baumgruppen das Rokokoschlößchen wie ein Bild im umgekehrten Opernglas aufblitzen sah, so geschah es manchmal, daß Euphrosyne-Käthchen gleich einem Feuerwerksfrosch mitten zwischen uns hinein platzte und mit ihrem aufreizenden Lachen die Stimmung gründlich zerriß.

„Sitzt ihr schon wieder unter den Trauerweiden?" rief sie, „und begrabt die Toten zum hundertsten Male?! Muß man das Leben denn durchaus zum Grabgewölbe machen?! Ist dieser blühende Irrgarten etwa zum Friedhof geschaffen? Kann man bei Blumen und Sonne und Wind nichts Besseres denken, als was einmal wie Blumen und Sonne und Wind vorüberging?"

Und ob Apollonia auch die Stirne runzelte und den Kopf schüttelte, die quecksilberne Schwester faßte mich am Arm und zog mich mit einem kräftigen Ruck von der Bank.

„Auf mit Ihnen, Bernardo! Wollen Sie Fett ansetzen in Monrepos? Sie kennen unsere beiden Fichtenbäume hier beim Nymphenteich! Wir klettern um die Wette! Und wer zuerst ganz oben in der Spitze ist, wirft dem andern als Gruß einen Fichtenzapfen auf die Nase. Das wird die faulen Glieder gelenkig machen!"

So wurde ich aus schwermütigem Nacherleben, Erinnern und Gedenken oft genug hinübergerissen in lebendig nahes Tun und morgenfrisches Ergreifen des Augenblickes. Ich mußte vergessene Kletterkünste wieder hervorholen, mußte mit dem eidechsenflinken Mädchen um die Wette laufen, springen, schwimmen und rudern, und brachte es nach anfänglichem Stümpern und Schwitzen auch wirklich zum Wiederbesitz meiner Knochen und Gelenke, die im vieljährigen Schulpanzer eingezwängt und verrostet gewesen waren. Mit Schwimmen, Rudern und Laufen tat ich es nach einiger Zeit auch meiner Lehrmeisterin gleich, aber in den uralten Ahnenkünsten des Kletterns und Springens blieb sie mir überlegen, und mancher Tannenzapfen aus ragender Wipfelhöhe ist mir um die Nasenspitze gesaust.

Aber das wilde widerhaarige Käthchen konnte zu Zeiten auch seinem eigentlichen Namen Ehre machen, mit dem sie der würdige Kirchenrat in der Taufe bedacht hatte, und konnte sich als eine wirkliche Euphrosyne manchmal recht klug und nachdenklich zeigen, bis schließlich doch eine Laune den Zwang durchbrach. Das war, wenn sie mich in meinem oberen Revier unter den Resedasesseln besuchte und die langen sehnigen Füllenbeine über die wacklige Lehne des geblümten Kanapees baumeln ließ, während ich ihr gegenüber an meinem Schreibtisch von Rosenholz thronte und irgend ein Buch oder ein halb bekritzeltes Papier vor mir hatte.

„Wissen Sie, wie Klärchen, Gretchen und ich mir vorkommen?" sagte sie eines Vormittags, als wir wieder so zusammen saßen und ein verstohlenes Flüstern durch die Wipfel der Kastanien vor meinen Fenstern ging.

Ich sah von meiner Schreiberei auf und erwartend zu ihr hinüber.

„Wie das Parzentrio, das man in der griechischen Geschichte zu lernen bekommt! Wie heißen sie doch gleich, die drei würdigen Damen?"

„Klotho, Lachesis und Atropos," haspelte ich wie am Schnürchen herunter und ärgerte mich eigentlich, daß ich es von der Schule her noch so gut im Kopfe hatte oder mir nicht wenigstens den Anschein gegeben hatte, es vergessen zu haben.

Fräulein Käthchen schlug sich mit der flachen Hand auf die Wade, daß es klatschte.

„Potztausend!" rief sie und lachte. „Das ging ja wie ein Blitz! Ob nicht doch ein Oberlehrer an Ihnen verloren ist?!"

Ich runzelte die Stirn und trommelte hastig auf die gemalten Blumengewinde des Rosenholztisches.

„Ich Oberlehrer?! Ich?! Lieber als Nilpferd oder als Blattlaus meine Tage beschließen!"

„Nur nicht gleich wieder wie ein Brausepulver, mein Prinz!" entgegnete das Fräulein. „Auch Oberlehrer hat Gott geschaffen!"

„In seinem Zorn!" warf ich dazwischen.

„Oder in seiner Langeweile!" verbesserte sie. „Als er am siebenten Tage, am Sonntag Nachmittag sich zu Tode gähnte und ihm auch gar nichts mehr einfallen wollte. Aber nun hören Sie zu!"

Ich setzte mich in Positur und wartete.

Sie nahm eine sehr belehrende Miene an und erhob den Finger:

„Klotho, das ist Apollonia, die spinnt den Faden der Vergangenheit. Erinnerung, das ist für sie alles! Sie lebt einzig von dem, was war und nie mehr sein wird. — Scholastika lebt von dem, was ist. Nur davon! Was war und was sein wird, das geht sie nichts an. Darum kümmert sie sich nicht. Scholastika ist Lachesis, die Gegenwart!"

„Dann sind also Sie selbst . . .?"

„Ja, ich bin Atropos! Ich bin, was ewig sein wird und noch niemals war! Was weder Scholastika, noch Apollonia waren, noch irgend ein Wesen vordem! Ich bin die Zukunft! Fallen Sie nieder und beten Sie mich an, mein Prinz!"

Sie hatte sich gegen die Lehne des Kanapees zurückgeworfen, daß es in seinen Fugen krachte. Ihre langen Laufbeine baumelten und strampelten halb in der Luft und waren spaßhaft anzusehen. Aber in ihren wetterwendischen Zügen zuckte es hin und wieder, wie von kurzen Windstößen, die über den Bergsee fegen, die graugrünen Augen spielten und schillerten ins Dunkle, Schwärzliche, um die umwölkte Mädchenstirn flammte ein Schein wie Blitze um ferne Berghäupter. Es war etwas Starkes, Verhülltes, Drohendes um sie, was mich wirklich halb niederzwang und mich vielleicht gerade dadurch erst recht zum Widerspruch reizte.

„Ich falle vor niemandem in die Kniee!" warf ich ihr von meinem Stuhl aus entgegen. „Am wenigsten vor einem jungen Frauenzimmer, das sich wunder wie groß und erhaben dünkt! Ich bin geradesogut Zukunft wie Sie, Fräulein Käthchen! Also Kraft gegen Kraft! Und Zukunft gegen Zukunft! Wir wollen sehen, wessen Arm einmal weiter hinauszuschleudern vermag!"

„Sie sind ein veritabler Klotz, mein Prinz!" antwortete sie höchst gelassen, „und verdienen gar nicht, daß sich Ihnen die Zukunft in ihrer ganzen Größe und wilden Schönheit offenbart! Also lassen wir das!



Venezianischer Meister um 1500:
Die Schachspieler
(Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin)
Text von Frida Schottmüller

„Ich Oberlehrer [illegible] Lieber als Nilpferd oder [illegible] meine Tage beschließen!"

„Nur nicht gleich wieder wie ein Brausepulver, mein Prinz!" entgegnete das Fräulein. „Auch Oberlehrer hat Gott geschaffen!"

„In seinem Zorn!" warf ich dazwischen.

„Oder in seiner Laune!" verbesserte sie. „Wie er am siebenten Tage, am Sonntag Nachmittag sich zu Tode gähnte und ihm auch gar nichts mehr einfallen wollte. Aber nun hören Sie zu!"

Ich setzte mich in Positur und wartete.

Sie nahm eine sehr belehrende Miene an und erhob den Finger:

„Klotho, das ist Victoria, die spinnt den Faden der Vergangenheit Erinnerung, das ist für sie alles! Sie lebt einzig von dem, was war und nie mehr sein wird. — Scholastika lebt von dem, was ist. Nur davon! Was war und was sein wird, das geht sie nichts an. Darum kümmert sie sich nicht. Scholastika ist Lachesis, die Gegenwart!"

„Dann sind also Sie selbst . . .?"

„Ja, ich bin Atropos! Ich bin, was ewig sein wird und noch niemals war! Was weder Scholastika, noch Apollonia waren, noch irgend ein Wesen vordem! Ich bin die Zukunft! Fallen Sie nieder und beten Sie mich an, mein Prinz!"

Sie hatte sich gegen die Lehne des Kanapees zurückgeworfen, daß es in seinen Fugen krachte. Ihre langen Laufbeine baumelten und strampelten halb in der Luft und waren spaßhaft anzusehen. Aber in ihren [illegible] Zügen zuckte es hin und wieder, wie [illegible] Windflecken, die über den Bergsee fegen, die graugrünen [illegible] Dunkles, Schmerzliches, um die [illegible] Frage um ferne [illegible] Drohendes um sie, was mich wirklich halb nieder[illegible] gerade dadurch erst recht zum Widerspruch reizte.

„[illegible] vor niemandem auf die Kniee!" warf ich ihr von meinem [illegible] entgegen. „Am wenigsten vor einem jungen Frauenzimmer, [illegible] wunder wie groß und erhaben dünkt! Ich bin geradesogut Zukunft wie Sie, Fräulein Käthchen! Also Kraft gegen Kraft! Und Zukunft gegen Zukunft! Wir wollen sehen, wessen Arm einmal weiter hinauszuschleudern vermag!"

„Sie sind ein ganz [illegible] Klotz, mein Prinz!" antwortete sie höchst gelassen, „und verdienen gar nicht, daß ich Ihnen die Zukunft in ihrer [illegible] und wilden Schönheit offenbart! Also lassen wir das!



Venezianischer Meister um 1590:
Die Schachspieler
(Neuerwerbung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin)
Text von Frida Schottmüller

Sie werden noch einst bedauern, daß Sie in Ägypten waren und die Sphinx nicht erkannten, obwohl sie mit der Nase dicht vor ihr saßen!"

Sie lachte hell und provozierend auf, so daß ich unwillkürlich angesteckt wurde und nun, wenn auch widerwillig, mitlachte. So war es dann wieder gut zwischen uns, und der Fluß der Rede ging ruhiger weiter.

„Wissen Sie, was mir an Ihrem Vergleich nicht gefällt, Fräulein Käthchen?" sagte ich.

Sie richtete ihre Augen auf mich, die sich jetzt wieder entdüstert hatten und neugierig spitzbübisch dreinblickten.

„Daß Sie gerade Scholastika mit Lachesis vergleichen," fuhr ich fort. „Die hat doch gewiß am allerwenigsten von so einer flachen, nüchternen Gegenwartsnatur. Alles andere mag stimmen! Aber das stimmt nicht!"

Fräulein Käthchen zuckte kühl mit den Achseln.

„Es braucht ja auch nicht alles zu stimmen, was man sich so zusammenphantasiert! Die Hauptsache ist, daß ich Atropos, die Zukunft bin! Und das bleibt bestehen!"

„Gewiß! Gewiß!" beeilte ich mich zu bestätigen.

Fräulein Käthchen warf sich mit einem Ruck auf die andere Seite des Kanapees, so daß ihre Amazonenbeine von der rechten Lehne auf die linke zu liegen kamen und von dort herunterbaumelten.

„Übrigens, was Gretchen anbetrifft", rief sie und machte mit Daumen und Mittelfinger der rechten Hand einen Schnalzer, daß es knallte, „was Gretchen anbetrifft, da sind Sie sehr auf dem Holzwege! Gretchen ist eine ganz kühle, ruhige, hausbackene Natur und durchaus nicht das Märchenbild, das Sie hinter ihr suchen. Gretchen ist der richtige Gegenwartsmensch, wie nur einer auf Erden lebt!"

Jetzt war es an mir, mit den Achseln zu zucken. „Gretchen hausbacken?" stammelte ich aufgeregt. „Wer solche Augen im Kopf hat, soll hausbacken sein?! Das ist doch . . .! Das ist doch . . .! Eifersucht ist das und weiter nichts! Weibliche Eifersucht! Da liegt der Hase im Pfeffer!"

Mein Gegenüber war bei den letzten Worten, die ich ordentlich mit Wut und jede Silbe auskostend herausschleuderte, in einem Satz vom Kanapee bis in die Mitte der Stube geschnellt und wirbelte hier auf einem Bein pirouettierend etwa ein halbes dutzendmal um seine eigene Achse.

„Sind Sie vom Veitstanz besessen?" fragte ich, immer noch innerlich kochend, als sie endlich wieder ruhig auf ihren zwei Beinen stand.

Sie schlug die Arme übereinander, trat gemessen auf mich zu und tippte mir mit einer großen Gebärde auf die Stirn.

„Eifersüchtig? Ich? Auf Gretchen? Und etwa Ihretwegen, mein Prinz? Hahahaha!"

Ihre Lache klang rhythmisch und bühnengerecht wie das Gelächter der Salonschlange, die sich entlarvt sieht.

Ich lächelte überlegen mit, was sie noch mehr zu ärgern schien. Denn sie fuhr mir mit der Hand über das Gesicht und stampfte heftig mit dem Fuß auf.

„Plustern Sie sich nur nicht, Prinz Gockelhahn! (Dies war ihre Bezeichnung für mich, wenn sie besonders erbost über mich war.) Seit wann ist es denn Mode, daß die Zukunft eifersüchtig auf die Gegenwart ist?"

„Immer! Immer!" gab ich wie aus der Pistole zurück und machte im stillen eine Verbeugung vor meiner eigenen Erleuchtung und Schlagfertigkeit, die, wie es schien, nicht ohne Eindruck auf das Fräulein geblieben waren.

„Hm!" machte sie nachdenklich und trat mit ihren Stelzbeinen einen Spaziergang durch das Zimmer an.

„Ich weiß übrigens einen besseren Vergleich für Sie drei als den mit den Parzen", sagte ich, den Faden wieder aufnehmend und mit der ruhigen Sicherheit des gewonnenen Triumphes.

„Nun?"

„Ich vergleiche Sie mit den Musen!"

„Sind wir etwa neun Schwestern und Sie unser Apoll?" fragte sie höchst spöttisch, aber ich ließ mich nicht beirren. „Apollonia das ist die klassische oder die Muse des Dramas. Scholastika ist die moderne Muse, die Muse der Lyrik."

„Und was bin ich?" forschte Fräulein Käthchen mit offenbarer Spannung, als ich einen Augenblick innehielt.

„Sie sind die komische Muse, mein Fräulein!" erwiderte ich, während meine Blicke nicht ohne Anspielung an ihren eckigen Gliedmaßen heruntterglitten.

„Dann wirft die komische Muse also ihren ewigen Fluch über Sie, mein Prinz!" schmetterte sie wie aus der Trompete und stülpte mir mit einer ungestümen Handbewegung das gefüllte Sandfaß, das neben dem Tintenglas stand, über mein halb jungfräuliches Schreibpapier.

„Da! Der komischen Muse Fluch!" lachte sie und deutete mit ausgestrecktem Arm auf das Häufchen, das sich höhnisch auf dem weißen

Bogen erhob und mich anzugrinsen schien. „Möge Ihre komische Phantasie so fruchtbar wie dieser Sandberg sein!"

Ich griff nach der Feder und tunkte sie tief in das Tintenglas.

„Was wollen Sie?" fragte sie neugierig.

„Die komische Muse nach der Natur konterfeien! Neben den Sandberg hin! Vielleicht hilft mir das gegen den Fluch!"

Ich zog eilfertig die Feder aus dem Tintenglas. Ein mächtiger schwarzer Klecks tropfte dicht neben einen schon vorhandenen, aber längst verblaßten ersten Klecks auf die kirschrote Tuchbespannung des Rosenholztisches.

„Bravo!" rief das Fräulein, außer sich vor Vergnügen und klatschte wie unsinnig in die Hände. „Jetzt sind Sie der Konkurrent von Karl Philipp dem Fünften von der Pfalz!"

„Wieso?" forschte ich verwundert.

„Haben Sie noch nie den alten Klecks da bemerkt?" fragte sie vorwurfsvoll.

Allerdings! Ich hatte ihn bemerkt, mir aber nie Gedanken darüber gemacht.

„Nehmen Sie den Hut ab vor dem Klecks, mein Prinz!" fuhr sie fort, indem sie ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern dämpfte. „Der Klecks ist länger als ein Jahrhundert alt und hat über ein Menschenleben entschieden. Er ist aus der Feder getropft, als Karl Philipp der Fünfte von der Pfalz das Todesurteil von Liselotte von Merenberg unterschrieb."

Ich fuhr wie von einem Hornissenstich in die Höhe.

„Das . . . das . . . das hatte ich ja gar nicht gewußt, daß Ihre Urahne auf dem Schafott . . .?! Erzählen Sie mir doch . . .!" Aber sie ließ mich nicht aussprechen.

„Ein andermal, mein Prinz! . . . Aber jetzt haben wir den zweiten historischen Klecks auf dem Rosenholztisch! Der wird den Enkeln erzählen, wie die komische Muse ihren ewigen Fluch über den Prinzen Bernardo verhängte."

Damit machte sie mir eine ellenlange Nase und eine rechtwinkelige Verbeugung, fast bis an den Boden hinab, und war aus dem Zimmer verschwunden. Ich aber trat mit erregten prickelnden Sinnen durch die offene Türe meiner gründämmernden Schlafstube vor die lebensgroßen Porträts des finster gebietenden Kurfürsten und seiner schönen unglück-

lichen Dame und sah den zierlichen Nacken und den weißen Hals dicht über dem rundlichen Busenansatz vom sausenden Henkerschwert durchschnitten.

Obstbäume, Rot- und Weißdornhecken, Goldregen, Kastanien und Flieder, Tulpen, Hyazinthen und Narzissen waren mit und nach einander verblüht. Himmelfahrt und Pfingsten waren mit Glockengeläut und hallendem Liederklang fernwandelnder Menschenscharen gekommen und gegangen. Die prallsten Spargel, die rosigsten Radieschen und die zartesten Salatköpfe aus dem Reiche Elis des Alten hatten unsern Tisch geziert und waren mit jugendlichem Appetit verspeist worden. Schon reizten hin und wieder junge Gurken den Gaumen, und um den Fuß, der durch die grüne Wildnis des Küchengartens irrte, tändelten lieblich errötend die ersten Erdbeeren und boten sich willig der naschenden Hand. Dunkler und ernster in ihrem Kleide, wie weltgewiegte Leute, standen Ulmen, Buchen und Linden. Aus dem fremdartigen Blätterwerk der Akazien hingen die schweren gelblichen Blütentrauben, umsummt von honigsuchendem Volk der Bienen, Hummeln und Wespen. Noch ging hin und wieder die sehnsuchtstrunkene Klage eines Finkenmännchens oder eines Schwarzdrosselgesellen durch die Dämmerstunden des frühen Morgens wie des sinkenden Abends oder durch lastende Mittagsschwüle, doch der Vielklang jubelnder Chöre war verstummt, und ängstliches Piepsen, Flattern, Zwitschern verrieten, daß wichtigere Sorgen das Vogelreich erfüllten, als Frühlingslieder zu singen. Dafür waren Frosch und Unke noch eifrig am Werk, die bleichen Juninächte mit dem gellenden, hallenden Leid ihres Daseins zu erfüllen und einander ewig unerreichbar von Weiher zu fernstem Weiher den Ruf ihrer Liebe hinüberzuquaken. Und im abgeschlossenen Quartier vornehm aristokratischer Blumenzirkel begann nächtens die weiße Lilie zu sehen. Zärtliche Nelken schmachteten im Mondenlicht, und stolz und hochstämmig entfaltete Frau Rose ihre erste sammetweiche dunkelrote Knospe.

An einem schwülen Juninachmittag ruderte ich mit Scholastika auf dem Nymphenteich. Der Himmel war mit einer dünnen, gleichmäßigen, fedrigen Wolkenschicht bedeckt, aus der der Sonnenball sich als große, runde, gelbe Glocke abhob. Ein fahler bleierner Glanz lag über dem dunklen undurchsichtigen Wasser, das in diesem Augenblick fast einer Moorlache gleichsah. Unser Kahn, dessen Boden undicht war und immer ein wenig Wasser zog, glitt träge und langsam über die Flut. Ich saß auf der Mittelbank und hielt die leichten Ruder eingezogen, tat nur hie und da, wenn wir gänzlich stillzustehen schienen, einen flüchtigen Schlag in

den Riemen. Dann gab es kurzes hölzernes Poltern der Bootswände, ein Aufklatschen des Wassers, und wieder war die schwüle, drückende Stille des Juninachmittags.

Scholastika saß mir Auge in Auge gegenüber auf der Hinterbank. Ihr weißer Strohhut mit dem Kranz von roten Mohnblumen lag neben ihr. Sie hatte den feinen Kopf mit dem in der Mitte leichtgescheitelten braunen Kraushaar ein wenig gesenkt, die schmalen Hände im Schoß gefaltet und träumte vor sich hin. Ihre weiten Ärmel fielen bis zum Ellbogen zurück und ließen den schlanken Unterarm frei. Zuweilen blähte ein leiser Windhauch den leichten Batiststoff, dann sah man die ebenmäßigen Arme bis hoch hinauf, aber schon der nächste Augenblick deckte sie wieder zu. Ihre junge Brust, auf die ein tiefer Ausschnitt spitz hinunterging, atmete ruhig und gleichmäßig. Oder schien es nur so? Mußte nicht auch über ihr etwas mit der bleiernen Schwüle liegen, die Himmel und Wasser und die graugrünen Obstbäume ringsum im Bann hielt und mir selbst den Atem versetzte und das Herz zum Weinen schwer machte?

Wir hatten wieder, wie schon so manches Mal, vom Leben gesprochen. Vom Leben hier in unserm umhegten Gartenfrieden und von dem andern Leben, weit draußen, wo Märkte lärmen und Menschen, bis an die Zähne gewaffnet, das Weiße im Auge des Gegners suchen. Die Worte waren Tropfen für Tropfen gefallen, immer spärlicher, bis auch der letzte Tropfen versiegt war. Aber noch im Schweigen war das Gespräch unserer Seelen weitergeklungen, hatte sich vertieft, vergeistigt, entkörpert, um schließlich im Unnennbaren, wie Lufthauch und Lufthauch ineinander zu fließen. Eine unendlich wehe und schmerzliche und zugleich über die Maßen süße Schwermut erfüllte mich gleichsam bis zum Rande und fast zum Überlaufen darüber hinaus. Augenblicke lang fühlte ich mich ganz nur als hilf- und willenloses Gefäß einer unaussprechlich-göttlichen Drang- und Werdelust, eines unbegreiflich abgründigen Schmerzens und Verzweifelns. Es war, als sei das ewige Chaos in mich eingezogen und müsse Leib und Seele von einander sprengen. Schon schienen die Sehnen, Bänder und Gelenke, die mein Sterbliches zusammenhielten, sich zu lösen, die Knochen dahin zu schmelzen, und ich fühlte mich in mir selbst versinken.

Mit einem letzten Ruck riß ich mich aus dem Bodenlosen zurück, das schon über mir zusammenschlagen wollte, und sah um mich. Der schwanke Kahn schaukelte heftig bei meiner plötzlichen Bewegung. Ein Kuckuck rief fernher aus den Tiefen des Parks. Vielleicht war es sein lauter Weckruf, der mich dem Leben und der Wirklichkeit zurückgegeben hatte.

Vor mir saß Scholastika immer noch leicht gesenkten Kopfes. Ihre Augensterne waren wie im Traum verschleiert und gingen ins Weite. Aber selbst jetzt war ihr Glanz nicht völlig verdeckt und erloschen. Ich empfand ein geheimes Leuchten, das mich umspielte und mir Trost gab in der furchtbaren Finsternis und Verlassenheit des Weltraumes. Eine Seele doch, die die gleiche Bahn durch die Unendlichkeit dahinzog wie die meine! Reisekameraden konnten wir sein und eines dem anderen Mut zusprechen wie Kinder, die sich des Nachts im meilenweiten Wald verirrt hatten und sich nun aneinanderschmiegten und heiße Tränen zusammen weinten, um endlich wie in der Wiege zu entschlummern.

Ja, so etwas war es wohl mit dem Leben überhaupt! So etwas mußte es mit zwei Menschen, die sich gern hatten, wohl sein. Ich wollte die Probe auf meine Rechnung machen und berührte leise ihr Knie mit der Hand.

„Fräulein Gretchen?"

Sie sah ernsthaft und unbefangen zu mir auf.

„Glauben Sie, daß man auch im Schweigen miteinander reden kann? Daß man sich auch ohne Worte alles, alles sagen kann?"

„Gewiß!" nickte sie, „das kann ich sehr gut verstehen. Erinnern Sie sich, was wir sprachen, als wir uns zum erstenmal sahen? Das Schweigen tönt, sagte ich. Man muß es nur zu deuten verstehen. Ist es nicht das?"

„Dann deuten Sie mir, was ich soeben gedacht habe! Deuten Sie mir das, Fräulein Gretchen! Ach, könnten Sie's doch! Dann wird ja noch alles gut!"

Meine Stimme war belegt und zitterte leise, so daß ich, um meine Erregung zu verbergen, mich räuspern mußte.

Ich sah, wie sie nachdachte und sich zum Sprechen anschickte, dann plötzlich errötete und inne hielt.

„Nun, Fräulein Gretchen?!" drängte ich fiebernd und fühlte, wie ich nun selbst über und über rot wurde.

Sie besann sich ein paar Augenblicke. Ihr Gesicht hatte seine gewöhnliche, etwas ätherische Farbe wiedergewonnen.

„Sie haben an etwas ganz Großes, ganz Fernes, ganz Unerreichbares gedacht", begann sie leise.

„Ebenso wie Sie, Fräulein Gretchen!" fiel ich triumphierend ein, denn nun wußte ich ja, daß mir mein Experiment der Seelenübertragung geglückt war.

„Sie haben an etwas gedacht, was nie sein wird!" fuhr sie fort. „Was es gar nicht auf Erden gibt! Ist es nicht so?"

„Doch! Doch!" rief ich dazwischen. „So etwas gibt es auf Erden! So etwas gibt es auf Erden! Sonst müßte man ja verzweifeln und sich lieber heute als morgen mit einer Kugel von diesem Jammerleben befreien!"

„Und dann haben Sie noch an etwas gedacht," kam es wie ein Flüstern von ihren Lippen.

Ich horchte hoch auf.

„Daß Sie sich in die Welt hinaussehnen! Daß Sie nun bald von unserem Garten für immer fort müssen! Und daß dann alles vorbei ist."

„Nichts ist vorbei!" rief ich begeistert und brachte durch mein Ungestüm den Kahn abermals in ein bedenkliches Schwanken. „Dann fängt es erst richtig an, das Leben und das Glück und die Welt!"

„Vielleicht für Sie! Für Sie sogar gewiß! Aber wir bleiben hier und hören die Bäume rauschen und die Frösche quaken! Das ist alles!"

„Und den Kuckuck rufen, so wie jetzt!" warf ich ein und lauschte einen Augenblick dem fernen Rufen, das nach einer Pause des Schweigens von neuem eingesetzt hatte.

„Also haben Sie wirklich nie daran gedacht," fing ich wieder an, „nie daran gedacht, Fräulein Gretchen, daß es auch da draußen ein Leben und ein Glück für Sie geben könnte?"

Sie schüttelte ruhig und besonnen den Kopf.

„Wir würden niemals da draußen gedeihen, wir von Monrepos. Wer im Frühlingsgarten geboren ist, steht unter eigenem Gesetz. Nur die Sehnsucht darf über die weiße Gartenmauer dort hinten fliegen. Unser Fleisch und Blut bleibt ewig hier festgebannt. Wir sind wie unsre Marmornymphen im Park, die auch nicht von ihren Sockeln herunterdürfen. Nur zu träumen ist ihnen erlaubt, sie wären frei und sie könnten hinaus! Hinaus aus Monrepos! . . . So träumen wir denn!"

Sie hatte die letzten Worte nur noch geflüstert. Wie ganz weiche verklingende Geigentöne war es von ihren Lippen geflossen. Seltsam, wie sie mich in diesem Augenblick wieder an ihre schöne holdselige Mutter erinnerte! War es nicht ganz der gleiche einschmeichelnde Wohllaut der Stimme, der mich so oft entzückt und hingenommen hatte? Aber aus dem Munde der Tochter war die Süßigkeit der Melodie mir neu und bezauberte mich doppelt.

„Ja, träumen wir, Fräulein Gretchen!" rief ich, wie entrückt und

beugte mich zu ihr hinüber, meine Hand in die ihre zu legen, die lässig auf dem Schoß ruhte. „Träumen wir, es wäre Rokokozeit und die Welt ein Jahrhundert jünger und Sie wären das Fräulein von Merenberg und ich . . . und ich . . .“

Ich hielt inne, nach Bild und Worten suchend, während ich mit meiner Hand die ihre drückte, die sich willenlos ergab, und die nahe Wärme ihres Schoßes in mich hinüberströmen fühlte. Ihre tiefen, glänzenden Augen waren wie starr auf mich gerichtet. Jetzt schien sie ein feuchter Schimmer zu netzen. Ein schwerer dunkler Rausch, wie von einem unbekannten noch nie geschlürften Saft, brodelte in mir auf.

„Und ich . . . und ich . . .“ sprudelte ich halb außer Atem heraus, „Ich wäre nicht der alte feiste Tyrann mit dem Doppelkinn, der sein wunderschönes Liebchen einfach um einen Kopf kürzer machen ließ! Der Bluthund, der! . . . Nein! Ich wäre ein Page auf Besuch hier im Schloß oder ein junger Dichter aus fernen Landen, den der Ruf der verzauberten Prinzessin herangezogen, und während der Tyrann da oben in seinem Schloß Todesurteile dutzendweise unterschriebe, säßen wir zwei hier im Kahn auf dem Nymphenteich, das Fräulein von Merenberg und ich, und der Kuckucksruf ginge aus dem Wald sowie jetzt und wir fragten ihn an, wie lange wir noch leben . . .?“

Ich schwieg unwillkürlich und legte die Hand ans Ohr. Auch das tief in sich versunkene Mädchen schien den Atem anzuhalten. So lauschten wir beide dem unermüdlich mahnenden Rufer im Wald und begannen leise mitzuzählen. Der aber, als wolle er uns zum Narren halten, ließ noch ein paarmal sein Kuckuck! Kuckuck! durch die Gartenwildnis schallen und schwieg dann plötzlich still. Wir warteten noch einen Augenblick. Aber es half nichts. Der boshafte Einsiedler blieb stumm.

„Das Kuckucksorakel verkündet frühes Ende,“ sagte mein Gegenüber und lächelte mir bedeutsam zu.

„Es kommt nur darauf an, für wen?“ rief ich und schwenkte den Hut über dem Kopf. „Ich nehm's auf mich! Ich nehm's auf mich! Und jetzt hole der Kuckuck den Kuckuck und den Tyrannen im Schloß und alles, was gegen uns ist! Jetzt bin ich mit Liselotte von Merenberg allein auf dem Teich und jetzt . . . jetzt . . .“

Ich machte einen ungestümen Satz von meinem Mittelbrett hinüber auf die Hinterbank, an die Seite des Fräuleins von Merenberg, das meine Phantasie leibhaftig dort sitzen sah. Der Kahn kippte über, schlug um,

und wir beide lagen im Wasser. Ich schoß in meiner Überraschung wie ein Bolzen auf den Grund des Teichs, kam im nächsten Augenblick wieder zu mir selbst und tauchte schwimmend empor. In einiger Entfernung von mir sah ich Scholastika auf dem Wasser treiben. Sie schien nur bis etwa an die Achseln untergetaucht. Ihr helles weites Gewand hatte sich wie ein Fallschirm rings um sie ausgebreitet und sah mit seinem zierlichen Blumenmuster aus, als sei ein Blütenregen auf die schwarze Flut gefallen. Auch ihre Arme lagen ausgestreckt und unbeweglich über dem Wasser, so daß sie eigentlich aufrecht darin zu stehen und Grund unter den Füßen zu haben schien. Ich hatte meinen ersten Schreck verwunden und weidete mich an dem wundersamen blumenhaften Anblick des langsam treibenden Mädchens. Aber plötzlich bemerkte ich, daß es seine Augen geschlossen hatte und das Gesicht todesbleich war.

Schluß im nächsten Heft

Tabakgenuß und geistige Arbeit

Eine Umfrage von Dr. C. F. van Vleuten

Fortsetzung.

Wilhelm Arminius:

Nur vom 19. bis zum 24. Jahre etwa habe ich geraucht — Zigarren und Zigaretten, immer mit großer Vorsicht die Magenstimmung abpassend, denn der Tabakgenuß rief jedesmal eine starke Erregung meines nervus vagus hervor. Mein dichterisches Schaffen war damals gering und gar nicht in Verbindung mit einer Nikotinwirkung zu bringen. Frühzeitig habe ich dann das Rauchen als durchaus nicht genußreich für mich aufgesteckt. Beim Schaffen vermeide ich jede Reizung; die geringste lenkt mich von der Arbeit ab. — Ein immer wirksames (allerdings auch anderen bekanntes) Mittel, um die dichterische Gestaltungskraft gelegentlich über Anfangshemmungen fortzuführen, ist das einsame Besteigen waldiger Hügel. Die rauschartige Erregung auf der Höhe mit der immer stärker heraufbeschworenen Fülle geschauter Bilder, von denen man im Augenblicke die Empfindung hat, sie mit ihrer Verkettung in allem Glanz und aller Beweglichkeit einfach niederschreiben zu können, ist mir oft als das Köstlichste, Lebenswerteste erschienen. Der aktive Sauerstoff in seiner Wirkung auf das Blut und auf die Herztätigkeit wird der natürliche Erreger sein. Bewegte Luft auf der Höhe erhält den eigenartigen Zustand; Abwärtssteigen hebt ihn auf. —

Vielleicht interessiert an dieser Stelle, daß der eben verstorbene Hans Hoffmann durch Zigarrengenuß die Konzeption beschleunigte. Er pflegte die Zigarre dann zu „malträtieren" und sie in raschem, hastigem Paffen aufzurauchen. Auch beim schriftlichen Ausarbeiten des Empfangenen mied er den Tabakgenuß nicht durchaus.

Otto Julius Bierbaum:

Ich würde sagen: ich bin leidenschaftlicher Raucher, wenn ich das Wort Leidenschaft nicht lieber für weniger materielle Genüsse reservierte. Doch da meldet sich sogleich das Bedenken: ist Rauchen wirklich ein materieller Genuß? Mit dem Genusse von Spirituosen (die sich „geistige" Getränke nennen, aber im Vergleiche zum Kraute Nikotiana plumpe Markthelfer der Materie sind) läßt sich das Rauchen nicht auf eine Stufe stellen. Schon die Art des Genusses ist edler, da hier nichts verschlungen, nichts einverleibt wird, was dann auf die bekannte sehr ungöttliche Manier wieder ausgeschieden werden muß. Es ist ein fast ätherischer Genuß. Er berauscht nicht, aber er regt an. Ja, er läßt das Materielle vergessen. Nur die Chinesen können während des Rauchens essen. Darum lobe ich mir mit meinem Landsmann Johann Christian Günther den Tabak und nenne ihn:

Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element!

Hätte ihn Günther in der edlen Form der Zigarre und nicht nur als „Knaster-Toback" gekannt, so wäre seine Ode auf ihn noch länger und feuriger geworden. Denn die Zigarre allein vermittelt den reinen Tabakgenuß. Die Pfeife verschmirgelt ihn, die Zigarette verbrenzelt ihn mit Papiergeschmack. Das Höchste ist natürlich eine echte, in der Havanna hergestellte Zigarre. Schon der Geruch einer nicht angezündeten guten Importe (ich bevorzuge die Erzeugnisse von A. Fernandez Garcia) ist eine Wonne. Aber man kann leider, wenn man viel raucht, nicht bloß Importzigarren rauchen. Das Vergnügen ist nicht allein zu teuer, sondern auch zu stark. Ich, der ich von 11 Uhr nachts bis früh 5 zu arbeiten pflege, lasse dabei 10—12 nicht gar kleine Zigarren in Rauch aufgehen; es ist aber selten mehr als eine aus der Havanna importierte darunter, — freilich eine kleine Keule. (J. P. G. Hajenius in Amsterdam hat den Vorzug, sie mir zu liefern, denn trotz Zoll und Steuer kauft man Importen billiger in Holland als in Deutschland.) Die übrigen sind in Deutschland oder Holland rein nur aus Havanna- oder rein nur aus Brasiltabak hergestellte Zigarren. Das gemischte Zeug liebe ich so wenig wie gemischten Tee. Auch müssen sie so schwarz wie möglich sein: colorado maduro. (Ich esse auch kein unreifes Obst.) Manchmal nehme ich dazwischen auch eine von den Wendtschen Patentzigarren, — dann näm-

lich, wenn ich spüre, daß die nicht entgifteten mich zu benebeln beginnen. Denn der Tabak soll mich anregen, nicht betäuben.

Es würde mir, glaube ich, schwer fallen, zu arbeiten, wenn ich nicht rauchte. Zumal über die erste Trägheitsschwelle hilft das Rauchen leicht hinweg. Komme ich aber stark ins Feuer, dann geht die Zigarre aus.

Niemals wird man mich in der schönen und poetischen Pose erblicken, die in Romanen etwa so geschildert zu werden pflegt: „Er lehnte sich in den Stuhl zurück und blickte träumerisch dem entschwebenden Rauche seiner Zigarre nach." Denn die Tabakswolken interessieren mich gar nicht, und wenn ich rauche, habe ich keine Zeit, irgend etwas anderes zu verfolgen als meine Gedanken. Ich rauche nämlich fast nur beim Arbeiten. Oder arbeite ich etwa, um zu rauchen? Nein, so ist's doch nicht! Denn das Arbeiten liebe ich w i r k l i c h leidenschaftlich, und das Rauchen ist nur seine angenehme Begleiterscheinung. Es laufen da zwei Genüsse nebeneinander. Zwei, deren Zusammenhang mir keineswegs klar ist. Manchmal ist es mir so, als ob das Rauchen, unbeschadet seiner anregenden Wirkung, in einem gewissen Sinne doch auch dämpft, bremst: Kunstpausen hervorruft. Und das ist so heilsam, daß es, glaube ich, die Giftwirkungen des Nikotins wettmacht.

Und nun lassen Sie mich nochmals mit Johann Christian reden:

Epheu krönt Poeten.
Doch um meine Flöthen
Soll Tobacks-Kraut blühn.

Martin Boelitz:

Ich rauchte bis vor kurzem täglich 10 bis 12 mittelkräftige Zigarren, augenblicklich beschränke ich mich auf 2, um mir zu beweisen, daß es auch damit geht, doch wird diese Enthaltsamkeit wohl nicht allzu lange andauern. Zigaretten machen mich nervös; dagegen ist mir die englische Holzpfeife, die ich in London ausgiebig in Gebrauch nahm, an meinem Gebirgsbach beim Forellenfischen ein Hochgenuß, allerdings nur dort. Während der Arbeit war mir die Zigarre nie störend, aber auch nie eine Notwendigkeit. Daß einen an gemütlichen Dämmerabenden bei einer guten Zigarre zuweilen gute Gedanken heimsuchen, hat wohl mit dem

Rauchen nichts zu tun, obwohl es — bei mir wenigstens — das Wohlbefinden zu erhöhen vermag.

In kurzen Worten: ich rauche, weil es mir schmeckt, könnte es aber auch lassen.

Lovis Corinth:

Der Genuß des Rauchens war mir von jeher Gewohnheit. Jetzt in geringerer Quantität und nur Zigarren, am liebsten starke und fast nur abends.

Bei der Arbeit rauchte ich nie, da ich es immer störend bei einzelnen Proben empfand. Daher ist für mich der Tabak auch niemals anregend für meine Beschäftigung gewesen, und er diente mir stets zu einem träumerischen und faulenzenden Genuß.

Felix Draeseke:

Sehr geehrte Herren! Wenn ich Sie lange ohne Antwort gelassen, so wollen Sie dies damit entschuldigen, daß auf ärztliche Verordnung meine Rauchfreuden auf ein Minimum beschränkt worden sind, was mich, da ich sehr gern rauche, so verstimmt hatte, daß ich auch noch schriftstellerisch über diesen Gegenstand mich vernehmen zu lassen, nur sehr wenig Lust verspürte. Gleichwohl will ich mich überwinden und folgendes mitteilen.

Erst nach Vollendung des neunzehnten Jahres begann ich zu rauchen, und zwar ausschließlich Zigarren. Eine sehr lange Zeit hindurch lebte ich des Glaubens, ohne Zigarrenrauch nicht produzieren zu können, obwohl ich, aus physischen Ursachen, weder beim Schreiben noch beim Klavierspielen zu rauchen vermochte und meine Zigarre fortwährend ausgehen ließ. Auf das künstlerische Schaffen hat, wie ich später klar erkannte, das Rauchen direkt keinen Einfluß gehabt, wenn ich auch nicht leugnen will, daß der im Zimmer sich ansammelnde Rauch gegenüber öden und kalten Stimmungen, die uns hie und da überkommen, sich ganz wohltätig erwiesen haben mag. Auch habe ich ärztlichen Verordnungen gemäß einmal für mehrere Monate das Rauchen ganz unterlassen, ohne daß mir dies etwa *sehr* schwer geworden wäre. Viel einflußreicher erwies sich dagegen der Wein, indem bei seinem Genuß meine Gedanken oft in ungeahnten Fluß kamen und auch neue, sehr brauchbare, mir zuströmten. Im ganzen habe ich vom vollendeten 19ten Jahre an dauernd

geraucht bis jetzt, wo momentan ich auf ein Minimum beschränkt bin, während ich in normalen Zeiten mit etwa fünf Stück pro Tag mich begnügte.

Friedrich Gernsheim:

Wenn ich auch immer gern geraucht habe und noch rauche, so war ich doch nie ein starker Raucher. Zwei bis drei Zigarren im Tage und keine importierten. Eine 8—10Pfennigzigarre vor der Steuer!) schmeckte mir immer am besten, — dazwischen hin und wieder eine Zigarette. Bei der geistigen Arbeit aber konnte ich nie rauchen. Der innere Zug, dessen ich mich manchmal zu erfreuen hatte, ließ mich das Ziehen vergessen: wurde es in mir warm, so wurde die Zigarre kalt!

Alexander von Gleichen-Rußwurm:

Ich rauche höchstens, um Gesellschaft zu leisten, eine Zigarette, kann also über Nutzen und Schaden des Tabaks persönlich nicht urteilen. Ich fand von je her, daß Rauchen eine unnötige Angewohnheit sei, kam später zur Ansicht, daß Philistertum und Zigarre eng zusammenhängen, und glaube nicht, daß besonders unsterbliche Gedanken aus Tabaksqualm je hervorgegangen sind.

Leo Greiner:

Ich rauche täglich 20—25 Zigaretten, die fünf Reservatzigaretten, die ich vor mir selbst nicht mitzuzählen pflege, nicht mit eingerechnet. Die Schärfe des Pfeifentabaks verbietet mir dessen Genuß, Zigarren befriedigen mein Rauchbedürfnis in keiner Weise, so daß ich, so oft ich ausnahmsweise eine Zigarre rauchte, kaum ihr Ende abwarten konnte, um schleunigst zu dem unentbehrlichen Genuß der Zigarette zurückzukehren. Während es mir gelungen ist, durch eine gewisse aufmerksame Selbsterziehung den Gebrauch und mit ihm das Bedürfnis nach anderen Stimulantien, besonders Alkohol, auf ein sehr geringes Maß zu beschränken, befinde ich mich dem Nikotin gegenüber in einem ununterbrochenen Kampfe, in dem ich bisher immer noch zum Schlusse der Besiegte war. Es mögen hereditäre Ursachen sein, die meine Widerstandskraft gegen die

Wirkungen dieses Giftes geschwächt haben, jedenfalls geriet ich mit der Zeit zu diesem sonst wohl recht harmlosen Genuß in ein fatales, gewissermaßen moralisch gefärbtes Verhältnis, in dem es, lächerlich genug, nicht ohne Konflikte und Erschütterungen abging, und dies um so mehr, als ich Niederlage auf Niederlage erlitt. Zwar brachte ich es öfter dazu, zwei bis drei Tage lang den Tabakgenuß so gut wie ganz zu unterbrechen, doch stellten sich dann stets recht heftige Abstinenzerscheinungen ein, wie Herzschwäche, Schwindelzustände u. s. w. Ärzte, denen ich davon erzählte, schüttelten ungläubig die Köpfe, doch habe ich diese Erscheinungen zu kräftig am eigenen Leibe verspürt, um sie lediglich für Hypochondrien halten zu können. Sonst von eiserner Gesundheit und den stärksten Einwirkungen gewachsen, reagiert mein Körper auf Nikotin mit anormaler Heftigkeit und begehrt nach Tabakgenuß auch dann noch, wenn infolge einer vorübergehenden leichten Vergiftung gleichzeitig mit dem Verlangen ein gewisser Widerwillen sich einstellt. Auf meine geistige Tätigkeit wirkt der Tabak fast durchaus ungünstig ein: er vermehrt die Hemmungen, beschränkt das Freiheitsgefühl, verfinstert das Weltbild; doch scheint es, als verstärke er auch wieder die Sinnlichkeit der inneren Vorstellungswelt beim Schaffen und erhöhe die notwendige Einsamkeit während der Arbeitsstunden, indem er dazu beiträgt, die Apperzeption des Nicht-dazu-Gehörigen zu vermindern: er ist das beste Mittel gegen den Lärm. In den wenigen Fällen, in denen ich bei bedeutend verringertem Nikotingenuß arbeitete, war meine Produktion zweifellos leichter, lichter und freier. Trotzdem und obgleich ich dies sehr wohl weiß, wird meine Vernunft sich wohl auch weiterhin vergeblich anstrengen, sich durchzusetzen. Es ist mir nicht bekannt, ob die medizinische Pathologie einen Ausdruck für Erscheinungen kennt, die man als „fördernde Hemmungen" bezeichnen könnte. Denn diese sind es, die der Tabak auslöst. Wenn ich während der Arbeit schon viel geraucht habe, komme ich mir vor, wie ein Mensch, der unter hängendem Sturmgewölk über eine leere Landstraße läuft: ein tiefer Druck liegt auf mir, aber ich bewege mich schnell und ohne Aufenthalt.

Karl Henckell:

Dichtertobak.

Einst rollt' ich mir die koketten,
Zierlichen Zigaretten

Zur Blutesbesänftigung —
Das war in der tollen Epoche . . .
Denk' ich nur dran, ich koche:
Teufel, waren wir jung!
Dann stopft' ich mit rundender Reife
Mir gern auf Reisen die Pfeife,
Kurz Pfeifchen schmunzelnd geschmaucht —
Mit gutem Freund beim Geplauder,
Wie man aus strudelndem Schauder
Prustend zutage getaucht.
Jetzt lieb' ich „nur leichte" Zigarren
Zum Kaffee, zum Weine, zum Sparren,
Im „Hofgarten" oder chez nous.
Die mildhelle Marke „Dolores" —
O tempora, o mores!
Was raucht man nicht alles zur Ruh'!
So paff' ich zum blauen Vergnügen
(Noch nicht in den letzten Zügen),
Zum „Dichten" nur „schmöke" ich nie
Und fröne, mag sonst ich mich „häuten",
Verehrter Doktor van Vleuten,
Stets rauchloser Poesie.

Georg Hirschfeld:

Ich bin kein Raucher, denn wer nur durch die Gesellschaft von Tabakfreunden angeregt alle drei Tage einmal eine Zigarette nimmt, kann ja kein Raucher genannt werden. Ich kann mir wohl vorstellen, daß Duft und Geschmacksreiz des Tabaks dem Produktiven aufhelfen und ihn anregen, doch habe ich selbst niemals, weder vor noch während der Arbeit, das Bedürfnis gehabt. Das rauchende und feurige Etwas in meiner Hand, seine Einwirkung auf meine Geschmacks- und Geruchsnerven würde mich am Schreibtisch nur stören. Gern habe ich aber ein Stück nahrhafter Schokolade in der Nähe, nicht als Stimulanz, sondern als Kräftigungsmittel, wenn das arbeitende Gehirn plötzlich einmal merkt, daß es den Körper müde gemacht hat.



Benozzo Gozzoli
Der heilige Zenobius heilt ein [illegible]
(Neuerwerbung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin)
Text von Frida Schottmüller



Richard Schaukal:

Ich rauche seit meinem 16. Lebensjahre und hoffe, nicht bemüßigt zu sein, es einmal aufzugeben. Die tägliche Menge, die ich verbrauche, beträgt durchschnittlich 7 Zigarren und 25 Zigaretten. Zigarren und Zigaretten sind mir gleich lieb, aber gut müssen sie sein, was nicht immer stark bedeutet. Meine Lieblingszigarette ist: Th. Vafiadis „Odalisque". Von Zigarren bevorzuge ich leichte, lichte Mittelsorten, von importierten die große schlanke „Henry-Clay". Die (kurze englische) Pfeife, die ich während meiner Studienzeit — beim wochenlangen Lernen zu den Prüfungen — gepflegt hatte, habe ich fast ganz aufgegeben.

Man zählt das Rauchen zu den „Reizmitteln". Ich meine, es gehört, einfacher ausgedrückt, zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Ich sehe nicht ein, warum man sich ihrer grundsätzlich entschlagen solle. Protestantismus ist auch auf diesem Gebiete — steckengebliebener Nihilismus. Warum nicht gleich die Tonne? Ich hasse jeden Rationalismus, zumal im Tatsächlichen. Wer nicht rauchen mag, soll's bleiben lassen wie das Trinken u. s. w., aber er verschone gefälligst mit seinem „Standpunkt" den unbefangenen Genießer. Ohne die kleinen Behaglichkeiten des Lebens wäre das Dasein im Grunde ja doch eine öde Sache. Wer das nicht empfindet, dem kann nicht geholfen werden. Nichts liegt mir auch ferner. Sehe jeder, wie er's treibe: ich rauche gern. Keineswegs will ich das Gewohnheitsmäßige daran in Abrede stellen. Eine schlechte Gewohnheit? Warum? Ich finde im Gegenteil: eine sehr gute. Das Rauchen beschäftigt, lenkt ab, befriedigt, ja es ist ein Hochgenuß als Ergänzung z. B. eines vortrefflichen Diners. Auf ein Diner ohne ausgiebige Zigarre (immer nach der einleitenden Zigarette) verzichte ich.

Was nun die tiefere Bedeutung anbelangt, so scheint sie mir, aufrichtig gesagt, fraglich. Ich glaube nicht an einen besondern Zusammenhang zwischen Schöpfung und (normalem) Tabakgenuß (das Ungewöhnliche, das Unmäßige hat für die allgemeinen Verhältnisse keinen Zeugniswert). Nicht die Psyche des Rauchers, sondern seine Sensualität ist „tangiert".

Einige tatsächliche Bemerkungen statt einer Theorie: ich rauche am meisten beim Sprechen, fast nie beim Gehen, während der Arbeit oft ununterbrochen: doch das ist Wirkung, nicht „Reiz", die gesteigerte geistige Betätigung verlangt nach einer „mechanischen" Begleitung. Ein Behaglichkeitsmoment. Am besten schmeckt die Zigarette in einer er-

sehnten Pause. Auch Lücken im Gedankengang überwölkt sie liebenswürdig. Aber man kann auch — ganz vergessen, zu rauchen: so „außer sich" kann man in aller Stille geraten. Und — man kommt zu sich, atmet auf und entzündet die Zigarette. Lob und Preis sei ihr und der dickeren Schwester „für und für"!

Paul Schultze-Naumburg:

Ich bin von jeher Nichtraucher gewesen und kann daher zu Ihrer Umfrage nur sehr wenig beitragen. Der Grund, daß ich als Knabe nicht rauchte, war wohl der, daß mein Vater mir freistellte zu rauchen oder nicht und dadurch der Reiz des Verbotenen, der wohl die meisten Jungen zum Rauchen bringt, wegfiel. Auch später habe ich es vermieden, mit Rauchen zu beginnen. Ich verkenne durchaus nicht gewisse Stimmungswerte, die es bringt, doch waren die sehr häufigen Eindrücke des Unappetitlichen, die mein ästhetisches Gewissen in gewissem Grade verletzten, bei mir stets stärker. Ich kann nicht sagen, daß ich jemals etwas durch das Nichtrauchen entbehrt hätte oder daß das Nichtrauchen meiner geistigen Produktion hinderlich gewesen wäre. Ich habe an mir die Beobachtung gemacht, daß die Fähigkeit geistigen Schaffens durch nichts mehr gefördert wird, als durch Mäßigkeit und kräftige Bewegung in freier Luft.

Felix Weingartner:

Beim Arbeiten habe ich vom Tabakrauchen stets eine angenehme Anregung empfunden.

J. V. Widmann:

„Rauchen Sie?" fragte ich einen jungen Dichter. „Ja", antwortete er lachend, „in etwas muß ich mich doch von Goethe unterscheiden." Dafür bekam er von mir statt der holländischen kleinen „Burgerweesmeisjes", die übrigens auch eine gute Sorte sind, eine von den großen echt Importierten, die ich mir selber nur an Regensonntagen gestatte. Mehr ein hartnäckiger, als ein starker Raucher bin ich, d. h. ich rauche seit

45 Jahren, aber gehe nicht leicht über drei Zigarren im Tag. Daß nun das produktive Schaffen durch Rauchen irgend welche Förderung erfahre, glaube ich nicht; eher dürfte das Gegenteil der Fall sein. Wohl gibt einem die angezündete Zigarre bei der täglichen gewohnten Arbeit die einigermaßen beruhigende Illusion, man sei nicht gehetzt, da man sich zum Schreiben noch solchen Allotriagenuß gestatten könne. Aber solche behagliche Gemütsaufbesserung ist gewiß nicht das Gremium, aus dem bedeutende Werke hervorgehen. Aus dem Nachlasse Gottfried Kellers, der bekanntlich ein starker Raucher war, besitze ich eine seiner Lieblingszigarren, die mir der Testamentsvollstrecker schenkte. Aus Pietät wollte ich sie nicht rauchen und bot sie einmal Brahms an. Der hielt sie ein paar Augenblicke wehmütig zwischen den Fingern, dann gab er sie mir mit den Worten zurück: „Würde mir zu sehr nach Krematorium schmecken."

Fritz von Wille:

Auf der Schule etc. sogar — mit Erfolg — geraucht.

Sonst seit ca. dreißig Jahren absoluter Nichtraucher.

Der Tabak hat meine künstlerische Tätigkeit nur insofern beeinflußt, als meine Frau die Tochter eines rheinischen Tabakfabrikanten ist, was mir aber ganz gut bekommt.

Fedor von Zobeltitz:

Ich qualme viel — zumal bei der Arbeit. Ich bilde mir ein, angeregter fabulieren zu können, wenn ich den Glimmstengel im Munde habe. Aber ich rauche nur leichte Zigarren: eine Import gönne ich mir höchstens nach einem guten Diner, dessen Krone sie ist.

Bisher hat mir der Toback nichts geschadet, aber immer gemundet. Bloß in Italien nicht.

Fortsetzung im nächsten Heft

Felix Poppenberg: Spanische Suite

(Schluß)

Granada

Phantastisch und romantisch war der Einzug in Granada. Fünf Pferde vor dem Wagen, so ging es in das Nachtdunkel, durch stiebenden Regen, durch glimmernde Lachen aufspritzender Straßen der fremden Stadt, bergan . . . enge Waldwege kreuz und quer, klatschender Zweigeschlag über Fenster und Verdeck und Rascheln streifender Äste. Aufwärts im Zickzack . . . ungewisse Erscheinungen, in nasse Flöre gehüllt, erspäht das Auge. Vorhin, dort unten war es die geballte Rundmasse des Stierzirkus, jetzt taucht bedeutend majestätisch Ruinen-Mauerwerk auf, hohlweite Palazzo-Fenster . . . Und im Moment ist's wie Vision des Heidelberger Schlosses nach Andalusien versetzt.

Am nächsten Morgen liegt's im Sonnenschein. Es ist der Palast Karls des Fünften mit Rustica und Säulenordnung, und vom grünen Vorplatz sieht man hügelab auf Granada mit Türmen und Dächern im Tal. Dann aber sucht man den Weg ins maurische Märchenreich, und die Alhambra tut sich auf. Wie Koranseiten auf weiches Pergament gemalt, so wirken diese ornamentgezierten Stuckwände mit ihren Prägemustern aus heiligen Buchstaben, Ellipsen und Karoverschleifungen; sie bauen sich auf über schlanken Bogen und grazilen Säulen, und sie schließen sich mit Galerien und Kuppelportalen als Märchendekorationen zu verwunschenen Höfen. Der Löwenbrunnen träumt in dem einen, im andern ziehen sich lange Myrtenhecken um einen viereckigen Wasserspiegel. Unbeweglich ruht er, Goldfische spielen, und die Myrtenhecken und die Säulen-Galerien schwimmen als Abbild darin, ein Ewigkeitsmärchen der Tausend und einen Nacht.

Die Alhambra-Schmuckschreine umsäumen den Hügelrand, aufsteigend und sich absenkend, mit Turm- und Söllergemächern, Hochsälen, von

stalaktitenstarrenden, muschelklippigen Kuppeldomen überwölbt, und tief sich eingrabenden Unterweltsgängen mit den heimlich kostbaren Gewölben der Bäder. Gleich Buchschmuck-Miniaturen sind ihre Wandarabesken in Gold und Purpur ausgemalt. In den Gründen liegen dunkel eingehegt kleinere Höfe, brunnenfeucht, mit Moderduft der Wassergeister, zypressenbestanden.

Doch auch lebendige Märchen hegt Granada. Vom Alhambrahügel stieg ich abwärts über Brücken und steilan drüben wieder hinauf. Das Jenseits, dort über dem Taleinschnitt, das ist der Sacromonte, und hier hausen in Grottenwohnungen die Gitanos. Ich fand das Capitano-Lager. Castagnettenschlag, Gitarrenklang und Händeklatschen schallte heraus, und drinnen im Zwielicht spielt es von Schleiern und Schärpen gelb und blau, Mädchen drehen sich im Kreis verschlungen, ein Tanz voll wilder Grazie, Mignon, Preciosa, Isabella von Ägypten. Die Augen nasse Kirschen, die Wangen dunkler Sammt, und aus den Hüften blühen sie auf wie Wunderkerzen. Nun tanzt der Capitano selber, einen höllischen Berserkertanz, die Kastagnetten knattern wie Gewehrfeuer, ihr Rhythmus fegt und peitscht die Nerven. Ein Rausch brandet durch den Raum, der große Teufel ist los. Die Mädchen trinken meinen Wein, sie neigen sich grüßend und bringen mir Blumen mit streichelnder Hand, und voll Ahnung und Gegenwart dämmert mir fernes Gedenken auf:

Nun weiß ich's, da ich in Granada bin,
Du hast die Haut der Andalusierin . . .

* * *

Sevilla

Der Name zwitschert, und Giralda klingt dazu wie Silberschellen. Giralda, schlanke Anmut, ein Mädchenname könnte es sein, der Name einer Gitana, ein zärtlich schmiegender Reim zu Esmaralda. Doch ist's der Glockenturm der Kathedrale, ein Minarett Mohammeds gesellt der christlichen Kirche in ihrer Säulenallgewaltigkeit. Orgelwellen fluten machtvoll durch den Raum, auflösend himmelwärts unendliches Gefühl. Vor dem Portal aber kichern tausend heitre Weltlichkeiten. Lächeln wiegt sich über der Stadt. Eine Gasse, die Sierpe, flanierender Menschen voll, summt von Geschwatz wie ein Theaterfoyer, und hoch oben in den Lüften spannen sich von Seite zur Seite windgeschwellte bauschige Sonnensegel.

Ich suchte Carmen, in der Tabaksmanufaktur war sie nicht, nur welke Runzelweiber, doch noch mit Säuglingen zur Seite, schichten,

drehen, rollen fingerfertig, rapide Zigaretten an niedrigen Langtischen in riesenweiten Säulensälen mit Stichkappendecken. Am Abend aber sah ich sie, ich sah mehrere, zu Gruppen standen sie, wie phantastische Vögel, hinter Gittertüren im gelbroten Lampenschleierschein in gelbroten Shawls — so wie sie Lunois gemalt —, illumiert, von Flatterlicht umspielt und wie ein Feuerwerk aus Schattendunkel tauchend ... Lockend lacht's und zwitschert's ... Sevilla, Giralda ...

* * *

Cordoba

Ja, er gibt nicht viel, dieser Metamorphosen-Zwitterdom, ein monströses Stückwerk, mit seinen als Schaubuden und Extra-Kabinetten hergerichteten Moscheeteilen. Doch kommt eine gewisse narkotische Traumwirkung aus der unendlichen Monotonie dieses Säulenlabyrinthes mit seinen guirlandenartig durch den Raum geschwungenen Bindebogen. Mit Taumelblicken verliert sich das Gesicht in verschwimmende Weite und das, was doch wirklich, erscheint dem Sinn als Trugbild vervielfachender Spiegelung. Und dies phantomhafte Erfühlen eines durchaus real Vorhandenen ist freilich nicht ohne Raffinement.

Draußen aber liegt Idyllen-Szenerie, alttestamentarische Poesie, Hirtenliedstimmung ... Auf grasigem Hofplatz der steinerne Röhrenbrunnen mit lebendigem Sprudel. Und die Mädchen kommen um die Vesperstunde, sie tragen hohe Tonkrüge, wie die Frauen der Vorzeit, sie tragen sie, wie diese, spitz in die Hüften eingesetzt mit schön gebogenem Arm. Das Wasser rinnt und füllt sie bis zum Rand. Und langsam, leicht geneigt, wandelnde Skulpturen, schreiten die Töchter Cordobas vom Brunnen durch die Gassen ins Abendrot ...

* * *

Madrid

Den Hauch der alten Welt und Mittelalter-Schauer spürt man hier nicht. Die Straßen sprechen nichts davon. Romantisch wirken höchstens die Nachtwächter, die mit Stab und altmodischer Laterne im Rundmantel patrouillieren, Figurinen aus Cervantes-Novellen, und gegen Lösegeld dem Nachtwandler die Haustür öffnen. Sonst ist Madrid lebendig, gegenwärtig, im oberflächlichen pariserisch angefärbt, voll Vivace-Tempo und Treibe-Rhythmus auf der Puerta de Sol, auf der es braust und lärmt

und durcheinanderschreit wie auf den Stufen der Börse . . . der Voix de la rue vielstimmige Symphonie.

Hinter den Mauern muß man den Vergangenheitsgeist suchen. In dem Rüstzeugsaal der Armeria, wo die Waffenhüllen toter Weltgeschichts-Tragöden gespenstisch starren:

„Da standen sie, zu Fuß, zu Pferde,
als wären sie noch Herrn der Erde,
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser" . . .

Doppelgänger der Fürsten- und Infantenbildnisse des Prado sehen uns aus eisernen Augenhöhlen an: Philipp II., wie ihn Tizian gemalt, in goldgeadertem schwarzen Stahlharnisch, und Karl V., auf gepanzertem Streitroß ansprengend, und der zierliche junge Balthasar, den Velasquez malte, eine Ritter-Miniature.

Im Prado sieht man ihnen dann selbst in die lebendigen Augen. Doch interessanter fast als die Helden der Königsdramen erscheinen die Shakespeareschen Satyrspiele und Narren ihrer Umwelt: die Gäuche und Kielkröpfe, mißgestaltete, komisch-kummervolle Zwerge, säuerliche Humore; Menipe und Esopo von Velasquez; das Unsal mit dem heroischen Spitznamen Don Juan d'Austria; der „Schauspieler", tonig schwarz auf grauem Grunde, ein Manet-Vorbild; Moros bitterer Narr mit dem Kartenspiel in der Hand und dem vorwurfsvollen Furchenmund.

Goyasche Dämonien fesseln. Nicht so sehr die Berühmtheitsbilder der Majas und der Aufstandsszenen in der Repräsentationsgalerie, sondern die Capriccio-Einfälle der Zeichnungen, deren Fülle sich im Erdgeschoß übersichtlich betrachten läßt. Nachtstücke sind es, infernalische Grotesken: Hexenzünfte, Walpurgisflüge, grausige Fratzen der Ertrunkenen; geballte Masse der Köpfe, ein Symbol der Fama, ein Menschenpolyp, ein einziger Schrei aus tausend Mündern, schwarzgrau wischig, daumierhaft. Gaukler dann, ein Hof der Wunder, Gitanos, Meerkatzen, Hexenküchen, alles in fleckigen Tönen, wie verwaschene Gebilde der Wetterzeichen auf Mauern; verruchte Kreuzungen zwischen Fledermäusen und nackten Höllenballerinen; schreckerstarrter offner Menschenmund im leeren Raum; Gehenkte; Kupplerinnen im Gassendunkel; messe noire-Phantasien; Poesche Angstgesichte, wenn der Geier der Träume den Schlafenden den Schnabel ins Herz hackt.

Das Aufregendste aber bleiben die Bilder Grecos. Und sie hielten

ganz die Spannung aus, die Meier-Graefes Begeisterungen mir erweckt hatten. Das sind märtyrerische Visionen, mystische Entzückungen, auf dem Streckbett der Gefühle, in Folterwonnen empfangen. Diese Glieder in ihrer Inbrunststreckung, voll himmellangender Gebärde verrenkter Glaubenskonvulsion sprechen leidenschaftlich den Zustand der Ent-Ichung aus, des „Außer-sich-Seins". Und das Format der Gemälde schon, ihr schmales, langgestrecktes, strebt aufwärtsreckend, wie gotische Architektur.

So steht St. Bernhardino zwischen Himmel und Gebirge über Menschenmaß hinaus.

Und die heiligen Gruppen, Taufe, Kreuzigung, Auferstehung, sind schmalgeschlossen, himmelsdrängend wie Spitzbogen. In der Resurrektion wirkt nervenaufwühlend das Stakkato der Bewegung, die Unruhen, Spasmen, Ekstasen, das erderschütternde Tremolo dröhnend aufgescheuchter Leiber. Man erlebt hier die malerischen Heftigkeiten Grecos ungeheuer stark, sein Furioso, seine Besessenheiten. Doch alle Wirbel und chaotische Strudel sänftigen sich nach oben, unendlich ruhevoll schwebt reiner Klang um die Christuserscheinung, die mit der Siegesfahne über Wolken sich hebt.

Man vergißt das nicht, diesen eigenen schweifigen Strich, „wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe", der den Gestalten in all ihrer scharfen Charakteristik etwas Entrücktes gibt, und diese fahl gelbblauen und grünen Töne wie von Zwischenreichsvisionen im phosphoreszierenden Verwesungslicht. Das war die stärkste Erregung Madrids, und die andere war das Stiergefecht.

Mit allen Fiebern habe ich das genossen, den Massenrausch des Amphitheaters, das, dicht gefüllt, mit den konzentrischen Kreisen der aufgemauerten Zuschauerreihen zu einer Menschenarchitektur geworden war, ein Kolosseum von Menschenkörpern, lückenlos in feste Form gepreßt und dabei gleichzeitig, wie der federnde Bau einer Brücke, eines Turmes, vibrierend von innerlichen Bebezuckungen. In Spiralen, eine zischende Schlange, läuft glühheiße Spannungswelle von den unteren Reihen feuernd die Umkreise herauf. Wie bunter Flügelschlag ist das Rauschen der Fächer im unendlichen Raum. Und aus den Logen sprüht das Fuoco der über die Brüstung wehenden Seidentücher, gelbprangenden mit Riesenblumenhäuptern bestickt, grün, rot und lila und langen Schimmerfransen. Fanfaren gellen, und der Himmel spannt sich, eine polierte sengende Stahlscheibe.

Unten in der Arena wimmelt's von zierlichen Seidenpüppchen, Ballett-

figurinen, und dazwischen traben seltsame Reiter auf gespenstischen Schindmähren, apokalyptischen Pferden der Not und des Siechtums. Und aus dem Zwinger tritt der Stier, machtvoll, zögernd, schön, gewaltig, eine Tier-Gottheit einer Europa wert . . .

Todes-Turnier mit spielenden Gebärden. Ist das Massacre der aufgespießten Gäule vorbei, — mit heraushängenden Eingeweiden im Sande verrenkt verendend, sehen sie nun wirklich wie Schreckgespenster von Pferden aus — so hat der gefährliche Kampf den Schein einer Tändelei, freilich der Tändelei tödlicher Grazie mit stampfender brüllender Urgewalt. Zierlich sind alle die Mittel, das Mantelschwingen und Pirouettieren der Capeadores, das Pas de deux der Banderilleros, die leichtfüßig behend ein Balancez mit dem Toro tanzen und ihm mit flüchtiger Anmut flitter- und blumengefiederte Pfeile in den Nacken werfen. Unter dem lustig nickenden Schmuck rieselt aber schon das Opferblut.

Das ist das Aufreizende, diese Mischung von Grazie, Gefahr und Grausamkeitsqual. Grazie hat dann auch das Finale, der letzte Gang zwischen Stier und dem Espada. Und ausgefochten wird er mit einem roten Tuch und einem zierlichen Galanteriedegen. Aber der fährt blitzschnell bis zum Heft in die Flanke. Und wie ein Schiff im Sturm legt sich schwer, von Blutströmen überstürzt, ein ungefüger Körper auf die Seite und bricht in sich zusammen. Rote Henkersknechte bohren ihm kurze Messer ins Genick; mit Schellengeklirr und buntem Troddelbehang trabt das Maultiergespann herein, der Riesenleib wird eingehängt, und im Galopp wird er, ein gefallener Held, ein toter Hector, durch den Sand geschleift. Der Toreador neigt sich grüßend mit dem blutigen Degen, Sturm braust durch die Reihen, die Männer werfen die Strohhüte, die Frauen in der Mantilla und in den Schleiertüchern mit den Chenillekugeln — genau so wie es die Maya auf Goyas Bilde trägt — reißen sich die Blumen ab und streuen sie hinunter . . . Schon aber rufen die Fanfaren zum zweiten Akt . . .

* * *

Toledo und Escorial

Hier muß man das alte Spanien suchen, die Majestät und die Askese, den düster dumpfen Herrscherpomp im Schatten des Todes. Toledo wirkt wie einer jener Stiche der felsragenden Gotteshochburg, eine Zionsstadt auf der Bergplatte vom Flußabgrund rings umzogen, mit Brücken und Toren bewehrt.

Eng geschart die Häuser der auf- und abkletternden Gassen, aus ihnen aufragend Kathedrale und Kirchenzinnen.

Hier wird die Seele still, und zeitlos träumt sich's in der Dämmerung auf den Brücken. Tief drunten stürzt in der Tajoschlucht lehmigschäumendes Wasser über Blöcke und Wehre, an Mühlen vorbei, und die Uferwände steigen als graukörnig schraffierte Halden auf.

Drüben streckt sich über Hügeln rissige Steinwüste mit einsam ragendem Kreuz und verlassenem Kastell mit hohläugigen Fensterbogen, schwarzer Vogelflug streicht darüber. Bergpfade schlängeln sich schmal an steinigen Lehnen hinan. An biblisch mystische Landschaften der Wanderjahre denkt man, und der geschwungene Bogen über dem Umwallungsstrom wird zu einer mystischen Lebensbrücke wie im kleinen Welttheater. Langsam ziehen abendlich darüber die Erscheinungen der Menschen: schwarze Priester mit roten Schärpen in schweigender Prozession; Herden von Ziegen mit dem Schäfer, Frauen mit den Tonkrügen in den Hüften, und in Lohe aufglühend öffnet sich der Himmel über der Gottesstadt.

Und ähnliche Stimmung weht in der Einöde auf den lautlosen Hochpfaden oberhalb des Escorials. Es ist der Weg des Todes, den wir treten . . . Und unten die erstarrte versteinte Königsstadt. Wie das Gebilde eines Opiumtraums schwer lastend strecken sich die stumpfen massigen Blöcke des Klosterschlosses, eine Eremitage voll Seelenwildnis, die Huysmanns erträumt haben könnte, und ein finsteres Pantheon des Todes mit gähnenden Höfen, hallenden Gängen, tiefen Galerien, Marterwolluststätte eines verstörten Königsgeistes. Die Tore, mit pflöckigen Stachelnägeln beschlagen, gleichen Folterbrettern der Inquisitionskammer, auf den Meßgewändern strotzen in Silberstickerei grinsende Totenschädel, an den Wänden hängen Passionen und die wüsten Sündenphantasien des Bosch und des van Aeken, erfinderisch voll Henkerlaune in allen Höllenstrudeln auf- und niedertauchend.

Und dann geht's schmale Kellerstiegen hinab, durch Dunkel einem Flackerlicht entgegen, es führt in eine Gruftgrotte, die Füllung ihrer Wände besteht aus Särgen. Man liest die Namen Karl V., Philipp II., und man sieht auch namenlose. Sie warten auf den jungen König, und sie warten auch schon auf seine Nachfolger ... Triomfo della morte ... An den Grenzen des Schattenreichs wandelt man in diesem Lande, drum ist hier so lockend das Lachen und die Lust in gelbblauer Seide und mit brennenden Blumen im schwarzen Haar.

Hermann Kienzl: Das Theater der Gottsucher

Das verdammte, ach, so geliebte Theater! Wenn wir es recht vom Herzen verdammen, dann wissen wir, daß wir es lieben.

Es liegt in der menschlichen Natur. Aller Fortschritt auf Erden entsteht aus gärender Unzufriedenheit. Die Zufriedenen, die Satten, liegen in Hamsterhöhlen und schnarchen.

Was für einen herrlichen Zorn hatte der alte Tieck über das Theater, an das sich doch alle Fasern seiner Seele klammerten. Er schrieb vor achtzig und mehr Jahren: „Unser Theater steht seinem völligen Untergang ganz nahe." Es ist nicht untergegangen. Immer wieder hat jeder, der eine große Hoffnung dem Theater widmete, dieses Ding gehaßt, — das er liebte. Hat jeder an ihm gezweifelt und verzweifelt. Die Kassandrarufe der Berufensten wurden zu allen Zeiten laut.

Theater und Theater, das ist so zweierlei, wie Shakespeares Hamlet und dressierte Meerkatzen. Die dressierten Meerkatzen sind in großer Überzahl, aber ich ziehe sie nicht in den Bereich dieser Betrachtungen. Denn es wäre eine Arbeit für sich und würde zu weit führen, die innere Verwandtschaft zu beweisen, die trotzalledem zwischen einer Erbauung an Shakespeares Hamlet und einem Vergnügen an dressierten Meerkatzen besteht. Die primitive Schaulust ist das ursprüngliche Element bei beiden Unterhaltungen. Die ungeheure Mehrheit von Menschen denkt bei dem Worte Theater zunächst an rote Husaren, blaue Mäuse, Walzerträume und lustige Witwen. Ich lasse diese Mehrheit und ihr Theater beiseite.

Es ist schwer, sich in einem gegenwärtigen Zustand zurechtzufinden. Leichter: in einem vergangenen. Die Impressionisten, denen der Gott des Augenblicks alles ist und denen die gelehrten Argumente der Vergangenheit wenig gelten, haben es im Vergleich mit den Kritikern von der historischen Methode gerade um so viel schwerer, als es schwieriger ist, mit dem Leben fertig zu werden, denn mit dem Tode. So vielerlei lenkt uns Lebende ab und verwirrt uns. Vorschnelle Gläubigkeit hebt empfängliche Herzen empor, und man stürzt dann hinab in Depression und Kleinmut.

Dieses übermäßige Hoffen und Verzagen, dieses Wollen und Wünschen nach so mannigfachen Zielen — gerade das ist aber Kunstkultur in flüssiger Wallung. Gibt es denn überhaupt eine kristallisierte Kunstkultur? Sie wäre der Zustand des Erreichthabens, der Zustand der Wunschlosigkeit. Wäre jener christliche Himmel, in welchem die Seligen einen Tag wie den andern und eine ganze Ewigkeit lang im Anschauen Gottes verharren . . . Wunschlosigkeit ist Erschlaffung. Das „dritte Reich", der Himmel auf Erden, bleibt ewig das gelobte Land, von dem wir auf den Höhen geweihter Stunden träumen, das wir aber nie betreten. Ehe sie den Gipfel ihres hohen Berges, die Wunschlosigkeit ihres Glücks erreicht haben, sterben Rubek und Irene („Wenn wir Toten erwachen") unter der Lawine. Was hätte ihrer oben gewartet? Entweder ein Erstarren oder die Notwendigkeit, wieder hinab zu steigen in die Täler.

Wir, die wir fühlen, daß der Kampf Leben ist, daß er allein neue Werte schafft und daß nutzlos wird, wer nicht weiterschreitet, — wir sagen: nur der Gottsucher hat Gott . . .

Ich ziehe das religiöse Empfinden hier nicht etwa bloß zum Vergleiche heran. Es hat dieselbe Mutterquelle wie das Kunstempfinden — und es ist das gleiche heilige Wasser. Man kann Kunst oder Religion oder Wahrheit einsetzen für das Wort „Freiheit", von dem Ibsen spricht in den denkwürdigen Sätzen: „Ich muß jedenfalls sagen, das einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf für sie; um den Besitz kümmere ich mich nicht . . . Der Kampf für Freiheit ist ja nichts anderes als die beständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt als wie etwas, wonach er strebt, der besitzt sie tot und seelenlos; denn der Begriff der Freiheit hat ja gerade das an sich, daß er, während wir suchen, sie uns anzueignen, sich mehr und mehr erweitert. Wenn daher jemand während des Kampfes stehen bleibt und ruft: ‚Jetzt hab' ich sie!' — so beweist er eben dadurch, daß er sie verloren hat!"

Wir kämpfen heute wieder um die Kunst. Auf tausend Arten, mit tausend Wünschen, den Blick nach so viel Zielen gerichtet! Wir sind wieder Gottsucher!

Aber Friedrich Nietzsche meint in seiner Schrift über David Strauß, in Deutschland sei der reine Begriff der Kultur verloren gegangen. Denn: „Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes." Gerade zu Nietzsches Zeiten lag die Kunst und lag besonders das Theater in Deutschland so tief darnie-

der, wie nie zuvor und nie nachher. Große schöpferische Geister gab es in jenen Jahrzehnten nicht. Der letzte, dessen Odem noch aus frischer Vergangenheit hätte wehen können — Friedrich Hebbel —, war nicht erkannt, und ebensowenig der andere, der schon an der Schwelle der nahen Zukunft stand: Henrik Ibsen. Das deutsche Theater verfiel ganz dem Epigonentum, der Nachahmung des hohlen französischen Salongaukelspiels und der Philisterei. Nietzsche durfte über den jämmerlichen künstlerischen Ausdruck der vielgepriesenen deutschen Kultur spotten.

Aber der große Individualist würde nicht minder, wie über gewisse grimassierende Herren- und Übermenschen, auch über die dreisten Schulmeisterseelen lächeln, die die Einheit des künstlerischen Stils einer Nation, einer Kultur, für ihren engen privaten Geschmack einfordern. Nietzsches „Einheit" konnte natürlich nur die Vielheit (innerhalb der charakteristischen Grenzen eines Volkes) sein. Diese Grenzen setzt aber nicht die Theorie, sie ergeben sich von selbst aus dem Wesen der künstlerischen Taten eines Volkes. Was der philosophische Tadler eines unfruchtbaren Zeitalters verurteilte, war ja die Überfülle des gelehrten Geschwätzes der Bildungsphilister und der damals herrschende böse Mangel an Taten, an echter Produktionskraft.

Das schöpferische Müssen entscheidet. Mißlungene Werke, aus einer Vollkraft, aus innerem Zwange, aus einem großen Wollen entstanden, sind viel wertvoller und führen höher hinan, als kleine Gerechtigkeiten. Eine tadellose Kultur ist keine. Ein Stil, und wäre er noch so national zurechtgelegt, der nicht unwillkürlich und unbewußt aus neuen Taten blüht, ist Phrase und Schwindel. Alle Kunst ist eine Tochter der Not — man kann dann das Wort erweitern und sagen: der Notwendigkeit. Von einem lastenden Drucke befreit sich der Künstler, wenn er schafft! Er gehorcht seiner inneren Not. Und auch die Empfänger, Zuschauer und Zuhörer macht nur aufrichtiges Bedürfen zu Empfänglichen. Wenn das Bedürfnis wieder erwache, sagt Zarathustra der Gott, kehre er wieder . . . „An die Not", die Gebärerin alles Großen, hat Richard Wagner im dunklen Vorgefühl der tiefsten Erkenntnis, seinen mächtigen Hymnus gerichtet.

Diese Not ist der selige Verdruß, das unglückliche Glück der Zeugenden. Ist ein innerer Zustand, — den jeder zu teilen fähig scheint, der eine künstlerische Seele hat, gleichviel, ob ihm ein Gott gegeben oder verwehrt hat, zu sagen, was er in einsamen Wonnen leidet . . . Wir können dieses Drängen ohne weiteres die künstlerische Unzufriedenheit

nennen, die nur in seltenen Augenblicken der Erlöstheit schweigt und einem Frieden der Vollendung weicht.

Die Not Richard Wagners ist ein psychischer, kein ökonomischer Zustand. Denn von der materiellen Not läßt sich sogar sagen, daß sie im allgemeinen die Keime des Talentes zu erdrücken pflegt. Nur das Genie ringt sich unbedingt durch. Schlimmer freilich als das Darben ist das Schwelgen. Der holländische Dichter van Eeden hat in einem seiner mutigen Vorträge, die er vor den Milliardären Nordamerikas hielt, die Fäulnis der Übersättigten, der mit Macht und Reichtum Überladenen, als den Kern alles sozialen Übels der Menschheit bezeichnet. Das Drohnentum ist der Erbfeind auch des geistigen Staates. Und es läßt sich in der Tat ein gewisser Zusammenhang zwischen den ökonomischen und politischen Verhältnissen eines Volkes auf der einen Seite und seiner geistigen und künstlerischen Kultur auf der anderen feststellen. Wo die Bühne — um wieder von der mächtigsten aller künstlerischen Äußerungen, der dramatischen, zu sprechen — zum Vergnügungsetablissement der Austern-Esser entartete, war ihr der geistige Tod sicher. Der finanzielle Übermut in den Gründerjahren hatte sich auch das Theater und die Theaterdichter erobert. Und noch etwas war die Ursache jenes Tiefstandes des deutschen Dramas in der überwundenen Periode: dem Wesen des deutschen Volkes vor jedem andern ist die Sorge die Mutter seiner Taten. Die plötzliche politische Wandlung, das Entstehen des mächtigen Nationalreiches fand ein kleines künstlerisches Geschlecht. In der furchtbarsten Zerrissenheit und Erniedrigung Deutschlands blühte das geistige Deutschland der Klassiker. Das Jahr 1870 zeitigte unmittelbar nur — Herrn von Wildenbruch.

Neuer Kampf, neue Not mußte kommen, den Boden umzupflügen. Sie kamen uns nicht von außen, sie stiegen empor aus den Tiefen unseres verworrenen sozialen Lebens, aus der tastenden Sehnsucht der Geweckten, die die alten Träume und die alten Ideale verloren hatten. Eine so vielgestaltige Gottsucher-Sehnsucht regte sich, wie in der vorchristlichen Zeit. Es erfüllt sich immer, was in echter Sehnsucht gerufen wird. So brauste gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts der Sturm und Drang herein und warf die morschen ästhetischen Altäre in Trümmer. Gerade ein Jahrhundert nach der großen politischen Revolution erlebte Deutschland seine — Theaterrevolution.

Die Revolution des jungen Geistes war gegen den hohlen Schein, gegen die tote Form und gegen die toten Götter gerichtet. Denn alle

diese Toten waren damals auf dem sogenannten Kunsttheater mächtiger als das verachtete Leben. Wie ein Prophetenwort, das die satten Philister traf und nach dem Umstürzer, nach Ibsen, rief, klingt uns heute der Satz Richard Wagners: „Alles hören und sehen diese Gemütlichen gern, nur nicht den wirklichen, unentstellten Menschen, der mahnend am Ausgang ihrer Träume steht. Gerade diesen müssen wir nun aber in den Vordergrund stellen."

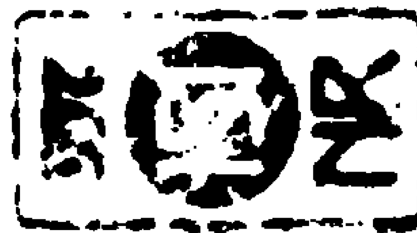
Jede große und echte Bewegung schwillt im Frühling über die Ufer, stürzt hinaus über die Ziele. Nietzsches Antichrist und Immoralist, der Born aller, die im heiligen Zorn gegen die engherzige Heuchel- und Doppelmoral der Legitimisten entbrannten, richtete in Feuerköpfen Verwirrung an, von denen etwa Hermann Bahrs Jugendeselei „Die Mutter" Zeugnis ablegt. Der Kampf gegen den lähmenden Zwang der Konvention förderte in seinen Auswüchsen die Auflösung aller Form, obwohl jeder charakteristische Inhalt seine ihm angemessene Form braucht. Die saure Milch abgestandener Moralrührstücke wurde vielfach vom Spiritus der Petroleure ersetzt. Und die Zertrümmerung des Monopols der Austernesser und Komtessen, die aus dem Leben einen Maulaffensalon und aus dem Theater ein Vergnügen der sogenannten guten Gesellschaft gemacht hatten, verführten zu dem gegenteiligen Extrem, daß man eine Zeitlang nur mehr die Lumpen und Lappen des körperlichen Elends und der hageren Armut ausbreitete.

Heute stehen wir von dieser Zeit des Fanatismus schon so weit ab, daß wir die Zusammenhänge — und nicht etwa bloß die „literarischen" — erkennen. Sie liegen vor uns klar auf dem sozialen und auf dem ethischen Gebiete. Der mächtige Zug der Geister, die unblutige soziale Revolution zwang die Besitzenden, die Sorglosen, die Selbstsüchtigen wenigstens zu ihrer ästhetischen Unterwerfung vor den Forderungen der Enterbten.

Die Dichter sind keine Propagandisten; nur in einem letzten Ziele und an den ersten Ausgängen begegnen sie den weltlichen Kämpfern. Wer aber kann leugnen, daß der Freiheitskrieg unserer Jahrzehnte mehr als der irgend eines Zeitalters in der Dichtung und besonders auf der Bühne geführt wird? Der Kampf um das Recht der Persönlichkeit, die Erziehung zum Adel der Höhenmenschen paart sich in den Dichtungen der Zeit mit dem sozialen Geiste. Das Merkwürdige geschieht: Nietzsche und Marx, unversöhnliche Gegner in ihren Programmen, sind Dioskuren geworden, sind versöhnt. Niederbrechen die alten Vorurteile der Moral.

Die Befreiung des Weibes aus der Knechtschaft, in die sie die christliche Weltordnung gewiesen hat, beginnt mit Ibsens Nora und hallt in Wedekinds tragischer Groteske „Musik" in eine schaurige Wirklichkeit, die noch immer an der Frau verflucht, was sie dem Manne gestattet. Mit allem Hohn gegen die nicht bloß doppelseitige, sondern auch unsittliche Sittlichkeit — unsittlich, weil sie sich an den Naturtrieben und an dem Selbstbestimmungsrechte des Individuums vergreift — Hand in Hand mit dieser Moralentsumpfung geht die schonungslose Enthüllung des verheerenden sexualen Dämonismus. Strindbergs Tragödien und Wedekinds Tragikomödien sind grelle Blutlichter auf dem Blachfelde des Mörders Eros. Alle diese und ungezählte andere ethische Strömungen sind ausgegangen von den Jahren, in denen nach langem marastischen Stillleben die Umwertung überkommener Werte begann. Daß damals Frühlingstolle in alte heilige Tempel (Schiller!) Feuerbrände schleudern wollten — was hat es eigentlich geschadet? Solche Tempel konnten nicht verbrennen. Wohl aber wurde das Land frei. Der aufrichtige Mensch schritt wieder über die Erde. Er, den eine After-Theatralik verbannt und eingesperrt hatte.

Den deutschen Naturalismus pflegte man zuerst Ibsen in die Schuhe zu schieben. Heute geschieht das kaum mehr. Es ist ja auch im Prinzip falsch, einen Bahnbrecher für alle Folgen seiner Ideen verantwortlich zu machen. Gewissermaßen Folgeerscheinungen ihrer Meister sind auch die mißverstehenden Nietzscheaner und die mißverstehenden Wagnerianer. Mit den Lehren, die vor kaum zwanzig Jahren — (und heute schon längst vergessen) Schlaf und Holz in ihrer Dogmatik des naturalistischen Dramas aufgestellt haben, hatte Ibsen nur geringe Berührung. Sie und mit ihnen eine Reihe von reinen Zustandsschilderern in den Bühnenwerken jener Tage forderten, daß das Kunstobjekt gar keine innere Beziehung zum Dichter haben dürfe. Kalt, ohne Parteinahme, habe er lediglich zu beobachten und wiederzugeben. Das innerlich unwahre Tendenzstück der Franzosen hatte eine gesunde Gegnerschaft bis zu diesem Extrem verführt. Wohl auch der mangelnde Wirklichkeitssinn in der idealistischen Schiller-Dramatik, die zum großen Teil eine geniale und theatralisch wirksame Paraphrase abstrakter Ideen war. In Schillers Stücken werden die großen Wirkungen von der dramatischen Situation, dem Temperament und einer sozusagen politischen Triebfeder geschaffen. Seine Bühnenmenschen sind — mit wenigen Ausnahmen — nicht gleichmäßig im Innern durchhellte Organismen; ein einziger scharfer



Die Befreiung des Weibes aus der Knechtschaft, in die sie die christliche Weltordnung gewiesen hat, beginnt mit Ibsens Nora und hallt in Wedekinds tragischer Groteske „Musik" in eine traurige Wirklichkeit, die noch immer an der Frau verflucht, was sie dem Manne gestattet. Mit allem Hohn gegen die nicht bloß doppelseitige, sondern auch unsittliche Sittlichkeit — unsittlich, weil sie sich an den Naturtrieben und an dem Selbstbestimmungsrecht des Individuums vergreift — Hand in Hand mit dieser Moralentrümpfung geht die schonungslose Enthüllung des verheerenden sexualen Dämonismus. Strindbergs Tragödien und Wedekinds Tragikomödien sind grelle Blitzlichter auf dem Blachfelde des Mörders Eros. Alle diese und ungezählte andere ethische Strömungen sind ausgegangen von den Jahren, in denen nach langem marastischen Stilleben die Umwertung überkommener Werte begann. Daß damals Frühlingsstolle in alte heilige Tempel (Schillers) Feuerbrände schleudern wollten — was hat es eigentlich geschadet? Solche Tempel konnten nicht verbrennen. Wohl aber wurde das Land frei. Der a u f r i c h t i g e Mensch schritt wieder über die Erde, den eine After-Moralik verbannt und eingesperrt hatte.

Den deutschen Naturalismus pflegte man zuerst Ibsen in die Schuhe zu schieben. Heute geschieht das kaum mehr. Es ist ja auch im Prinzip falsch, einen Bahnbrecher für alle Folgen seiner Ideen verantwortlich zu machen. Gewissermaßen Folgeerscheinungen ihrer [illegible] sind auch die mißverstehenden Nachahmer und die mißverstehenden [illegible]. Mit den Lehren, die vor kaum zwanzig Jahren — (und heute schon fast vergessen) Schlaf und Holz in ihrer Dogmatik des naturalistischen Dramas aufgestellt haben, hatte Ibsen nur geringe Berührung [illegible] Reihe von reinen Zustandsschilderern in den [illegible] Tage forderten, daß das Kunstobjekt gar keine innere [illegible] haben dürfe. Kalt, ohne Parteinahme, habe er [illegible] und wiederzugeben. Das innerlich unwahre [illegible] hatte eine feindliche Gegnerschaft bis zu diesem [illegible]. [illegible] der mangelnde Wirklichkeitssinn in der [illegible] Dramatik, die zum großen Teil eine geniale [illegible] abstrakter Ideen war. In [illegible] Stücken [illegible] Wirkungen von der dramatischen [illegible] dem [illegible] und einer [illegible] politischer Kritik [illegible] Bühnenmenschen sind — mit wenigen Ausnahmen — [illegible] im Innern durchbebte Organismen; ein einziger [illegible]



Jean-François Millet:
Novemberabend
(Berlin, Nationalgalerie)
Text von Walter Gensel

Lichtstrahl fällt in sie hinein und beleuchtet sie genau nur so weit, als für ihre bestimmte Aktion im Drama von unmittelbarem Belang ist. Goethe dagegen hat keinen Menschen ins Leben seiner Dichtungen gesetzt, den er nicht vollkommen übersehen, durchschaut und in den persönlichen Bedingungen seiner Handlungen erkannt hätte. Das gleiche gilt — mit einigem Vorbehalt, weil seine grüblerische Psychologie sich gerne in Winkeln und Schluchten der Seele verlor — von Hebbel und im hohen Maße von Ibsen. Noch deutlicher als bei Hebbel, der in „Herodes und Mariamne" das erste große Freiheitslied des Weibes, den ersten dichterisch gültigen Anspruch für die vollen Menschenrechte geschaffen hat, — noch deutlicher wuchsen bei Ibsen aus den Menschen die Ideen. „Dichten heißt Schauen" — sagt Ibsen. Das Prinzip der unbeirrbaren Beobachtung, der Wirklichkeitstreue hat Ibsen mit den Naturalisten gemeinsam. Aber s e i n Schauen glitt nicht an der Oberfläche der Erscheinungen hin, es war ein Er-Schauen und Er-Gründen.

Erst allmählich erkennt die Welt, daß Ibsen die Grundlage einer neuen künstlerischen Kultur im Drama ist. Ich sehe hier von seiner Bedeutung als Revolutionist der modernen Gesellschaft ab. Ich fasse ins Auge, wie alles Wachstum, das heute in verschiedenen Farben und Formen emporbringt, aus seinen Wurzeln stammt. Ihm weit abgewandt scheinen z. B. die mystischen Neuromantiker. Der Stil Maeterlincks, d'Annunzios, Hofmannsthals ist transzendental, verleugnet den äußeren Naturalismus Ibsens. Aber wer — wie Ibsen in „Baumeister Solneß", „Klein Eyolf" und „Wenn wir Toten erwachen" — wer hat das Unaussprechbare so fühlbar, so greifbar gemacht?! Wer wie er hat das Schicksal aus dem dunklen Blute des Menschen gerufen?

Und die Gipfelgestalt der Menschendichtung: die T r a g i k o m ö d i e. Sie, die der Weisheit und der Dichtung Schluß ist, weil sie das g a n z e Leben und nicht die täuschende Ekstase eines Augenblicks erfaßt . . . Sie, die erschütternde und erlösende, die alle Potenzen des Tragischen und des Komischen unendlich erhöht: Sie ist in der „Wildente" und in „Hedda Gabler" geschaffen und gekrönt worden. Weiter hinan ist auch der lauteste tragische Lacher, ist auch Bernard Shaw nicht gedrungen. Shaw spricht nur bewußter, in Pointen und Paradoxen aus, was Ibsen, ohne darüber zu reden, zum Inhalt seines Werkes machte: es könne nichts im Menschenleben so lustig sein, daß es nicht auch tieftraurig wäre — und es ist das Tragische des Traurigen, daß das Tragische am Ende auch — komisch sein muß . . .

Die Formen Ibsens sind an die Endlichkeit gebunden. Die sie als sklavische Epigonen nachahmen, sind die schlechtesten Hüter seines Erbes.

Man schilt unsere künstlerische Kultur ein Chaos, weil sie gärt, weil ihre Äußerungen einander oft widersprechen. Aber sie hat einen gemeinsamen Nährboden; der ist die Erde, die Ibsen umgepflügt und die unsere Naturalisten mit dem Dünger ihrer unduldsamen Wahrheitstreue gepflegt haben.

Und dann ist noch etwas, was über Ibsen und Shaw und Gerhart Hauptmann und Artur Schnitzler und Strindberg und Oskar Wilde und Wedekind hinausgreift und die Einzelnen weit überspannt. Ja, was sie insgesamt in das Verhältnis setzt von Wirkungen gegenüber größeren Ursachen. So groß ist nämlich keiner, weder ein Goethe, noch ein Schopenhauer, noch ein Bismarck, noch ein Wagner, noch ein Ibsen, daß er etwas anderes sein konnte als ein Erfüller. Immer wieder in anderen Formen — wiederholt sich die Antizedenz der Propheten vor dem Messias, die Antizedenz des Bedürfens vor dem Genie; und das Genie selbst ist nur das vollkommenste Produkt der Forderungen, der Notwendigkeiten seiner Zeit.

Das Theater, so schlimm auch seine Urgestalt von Spekulationen und Mode, von Torheit und Banalität verdunkelt und verhüllt wird, das Theater ist einer Wachstafel zu vergleichen, in die die Menschheit ihre geistige, ihre philosophische und religiöse Entwicklung eingeprägt hat. Es hatte zu allen Zeiten einen rituellen Charakter — und der war wandelbar.

Deutlich ausgesprochen war die gottesdienstliche Handlung der Tragiker im alten Hellas. Froher, leichtsinniger gab sich der Fatalismus in den Stegreifspielen der Sizilianer. Die Forschung hat dort auf Sizilien die Urheimat des Theaters entdeckt und nennt den Mimus als ersten der Vorväter. Das Fatum der Griechen weht uns aus weiter Ferne an, wenn eine Tragödie des Euripides oder Sophokles erschütterte Gemüter zu fremden Göttern trägt. Völlig erreichen wir ihre Nähe nie wieder. Die Weltanschauung scheidet uns. Man kann geradezu von einem Stoffwechsel der Probleme sprechen, wenn wir etwa die „Elektra" und den „Ödipus" des Hofmannsthal den beiden Tragödien des Sophokles gegenüberhalten. Je sorgsamer der neue Dichter mit seinen zitternden Nerven, seinen leisen Hauchen, seinem Schwelgen in Farben und Tönen sein Gebäude dem alten Bau der Handlung einfügte, um so

erstaunter werden wir des Wandelbaren im Unwandelbar-Menschlichen inne. Die Taten, die im „Ödipus" des Sophokles vom Schicksal und vom Orakel, also vom religiösen Dogma abhängen, sie werden aus dem Blut des Hofmannsthalschen Ödipus geboren. Der neue Ödipus handelt nach seiner ererbten Veranlagung. Die Naturwissenschaft hat den Glauben verdrängt.

Und wir können sagen, daß die philosophische Entwicklung der Menschheit durchaus Schritt hält mit der Entwicklung des Dramas. Der kirchliche Mystizismus auf den Mysterienbühnen deutscher Vorzeit und bei den spanischen und deutschen Romantikern, der theistische Freisinn Lessings unter dem Einflusse Spinozas; der kategorische Imperativ Kants in Friedrich Schiller, der die Pflicht, das abstrakte Ideal hoch über die Innerlichkeit ringender Menschenseelen stellte; und heute das Zeitalter Darwins. Mit Hebbel ist Stirner dämonsverwandt, der den „Einzigen und sein Eigentum" geschrieben hat. Der Anarchismus Stirners lebt jetzt, ein halbes Säkulum später, wieder auf in Shaws schallender und täuschender Lustigkeit. Schopenhauer und Richard Wagner sind Brüder, die unendliche Ähnlichkeiten und unendliche Gegensätze haben. Im gleichen Verhältnis zu einander stehen, ohne daß sie sich kannten, Friedrich Nietzsche, der den Einzelnen zum Übermenschen, zum Herrn und Gott werden sieht, und Henrik Ibsen, der mit Grimm und Haß und Liebe das allgemeine Reich der adeligen Menschen, das dritte Reich, auf unerreichtem hohem Berge gründet. Der Materialismus Büchners, diese Frucht Voltairescher und Darwinscher Götterzertrümmerung, rief die streng naturalistische Dichtung hervor. Aber horch! Märchenklänge in Hauptmanns „Hannele" und „Versunkener Glocke". Hegelsche Gefühlserkenntnisse erhellen die Maeterlinckschen Dämmergestalten und Visionen. Und unbewußt ringt, mit Ibsen und Nietzsche im Bunde, unsere ganze junge Dichtung empor zu der neuen Religion des Monismus, die den Gott nicht mehr außerhalb und oberhalb unseres Seins sucht; die kein Diesseits kennt, weil sie den Traum vom Jenseits ausgeträumt hat; jene monistische Religion, die schon Goethe hatte, als er schrieb:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

In diesem unabweislichen Zusammenhang betrachtet, ist die Bühne auch heute, ihrer tausendfach verleugneten und doch nicht vertilgten Bestimmung nach — das, was sie schon in den uralten Tagen des Mimus gewesen: die Stätte des freudigen Gottesdienstes. Die Probleme der Dichter, ihre dramatischen Stile haben sich so zu sagen mit den — Göttern verändert . . .

Laßt uns Gottsucher sein, laßt uns unzufrieden sein! Aber ich rufe nur die ewige Unzufriedenheit der Fortschreitenden. Nicht die alten Hemmschuhe. Nicht die Impotenten, die nicht leiden mögen, daß ihnen die Welt mit jedem Tage mehr davon-wächst. Nicht die Pessimisten und Quietisten, und nicht die — Kunstschulmeister. Auch selbst vor solchen, die glauben machen, es treibe sie die heiße Sehnsucht nach der höheren Zukunft, ist mitunter Vorsicht geboten. Es gibt eine Mode des Überwindertums. Es gibt Leute, bei denen jeder Tag sozusagen das Gestern auslöscht, — Leute, die im Radieren ihrer Meinungen eine fabelhafte Virtuosität besitzen. Und auf dem anderen Ufer stehen die Unentwegten, die nichts belehrt, nichts überzeugt. Goethe nannte sie „unbegabte Menschen", und Bismarck urteilte ähnlich über die heilige Prinzipientreue der politischen Parteien. Ich meine, ein ehrlicher Überwinder seines alten Glaubens kann doch nur der sein, der von diesem Glauben wirklich erfüllt war. Nur solche Überwinder, Selbstüberwinder, die unter dem ernsten Gesetz ihrer stetigen inneren Entwicklung stehen, kommen im Kampf der Geister in Betracht. Die anderen, die Derwische, die nach jedem Taktstock tanzen, verwirren bloß.

Ein Ziel, wie es die Stil-Theoretiker setzen möchten, hat unsere dramatische Kunst allerdings nicht. Das moderne Theater ist weder die „moralische Anstalt" im Sinne Schillers, noch will es eine Hilfe für den — übrigens immer etwas dubiosen — Geschichtsunterricht sein; noch schreibt es den Dichtern irgend eine andere bestimmte Tendenz vor. Doch tragen die stärksten künstlerischen Dramatiker der Gegenwart ihr ethisches und religiöses Glaubensbekenntnis in die geschauten Gestalten. Spannt sich über sie der Horizont einer ziemlich einheitlichen (der monistischen) Weltanschauung, so möchte ich darin noch nicht den Beweis eines aus gemeinsamem Grunde wachsenden Kunststils erblicken, obwohl sich immerhin in einem tieferen Sinne das Wort Grillparzers zu erfüllen scheint: „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst."

Für die Kunst im allgemeinen, für das Theater im besonderen ist

etwas anderes von entscheidender Bedeutung geworden. Etwas, das sich nicht aus grauer Theorie ergeben hat, vielmehr unleugbar am Lebensbaum gewachsen ist. Etwas, das wir nicht ersonnen haben, das wir alle ganz einfach fühlen: Wir suchen in den alten Kunstwerken und in der neuen Kunst nicht Konstruktion und Dogmen, wir suchen keine Haupt- und Staatsaktionen — wir suchen: den Menschen.

Den Menschen, unverhüllt und wahr, wie ihn die Natur als ihr Meisterbild geschaffen hat, gleichviel, ob seine Brüder ihn böse oder gut nennen. Wir entkleiden den Menschen seines Purpurs und seines Bettlermantels. Der König, trotz seiner Krone, hat Zutritt nur mehr, wenn er als Mensch uns erschüttert, interessiert oder erheitert. Die Zeit der Heroen und Riesen ist vorbei.

„In altergrauer Zeit
Stieg oft ein Gott zu sel'gen Menschen nieder,
Zu Leda kam, zum fürstlichen Admet,
Zur streng verwahrten Danaë ein Gott,"

sagt Grillparzers Hero. Aber auch sie weiß es schon:

„Nicht Götter steigen mehr zu wüsten Türmen."

Das Niedersteigen von irgend einem fernen Himmel ist vorbei. Das Wunder schwebt nicht mehr über uns, es lebt in uns. Das Göttliche senkt sich nicht von fernen Idealgestirnen herab, es ringt sich aus unseren Tiefen, aus dem Innern der Menschenbrust, durch alle Nacht und Not empor. Die Dichter kennen nicht mehr den Gott, „der von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe" . . .

Eigentlich war der Gegensatz zwischen der Menschen- und Heroëndichtung schon durchaus virulent, als Goethe und Schiller die Freundschaft des Erdensohnes und des Himmelsträumers schlossen; als Schiller an den uns über alles teuren „Menschlichkeiten" des legitimierten Helden Egmont bitter Ärgernis nahm und Goethe dagegen sagte: „Das Drama ist die künstlerische Ausdrucksform eines seelischen Problems und seiner Lösung, die sich ohne Rücksicht auf das Sittengesetz vollzieht."

Unserer Dichter, unserer darstellenden Künstler heißersehntes Ziel ist: der wahr dargestellte Mensch. „Der Mensch" — das ist die Unendlichkeit. Das ist die nie erschöpfte Fülle neuer Wesenswahrheiten und ist zugleich die Einheit und das allein Ewige in der Kunst.

Wir lernen das auch begreifen, wenn wir dabei sind, das Ewigmenschliche aus den zeitlichen Formen uralter Dichtungen zu retten.

So verwirrend mannigfaltig die Stilgattungen der neuen Dramatiker sind, so gegensätzlich sie auch scheinen: alle Dichtung hat doch, ohne daß man es wollte, ein einheitliches Ziel gefunden.

Die Zeit der Götter und der Helden ist vorbei . . . Wirklich? Auch die der Helden? Aber gebührt denn der Heldenname dem Schwertschwinger allein? Dem Feldherrn oder dem Fürsten? . . .

Ich sehe Helden . . . arme, nackte Menschenseelen . . . Ich sehe Helden, — ringend um ihre eingeborenen Rechte . . . gegen Macht und Gewalt . . . ringend mit furchtbaren Drachen, mit zerfleischenden Leidenschaften . . . kämpfend und blutend . . . und hie und da ein Lachender. . . . Ich sehe die Götter, Riesen und Helden in armseligen Menschenleibern das immer neue Schauspiel des Lebens spielen. Und das Herz des Dichters erschauert und erbebt. Und im Spiegel seines immer noch göttlichen Auges empfängt er, der Dichter, sein Teil von der ewigen Tragikomödie.

Marie Schuette:
Schiller-Bildnisse

Jede Zeit macht sich ein anderes Bild von Charakter und Wesen des großen Mannes, je nachdem sie den Nachdruck auf die verschiedenen Lebensalter mit ihren besonderen Eigenschaften legt. Im Verein damit ändert sich die Vorstellung von der körperlichen Erscheinung des Heroen, der die moderne Zeit ein besonderes Interesse entgegenbringt. Man erinnert sich hierbei der jüngsten Untersuchungen des Bachschen Schädels und der sich anschließenden Rekonstruktion des Kopfes, die in der Auffindung (1827) und Untersuchung (Welcker, 1882) von Schillers Schädel einen Vorläufer hat. Derartige Rekonstruktionen sind wissenschaftlich von Bedeutung und als Vorstudien zu den nun einmal üblichen plastischen Denkmälern vielleicht von Nutzen; gerne möchte man jedoch die modernen, mit selbständigen künstlerischen Prätentionen auftretenden Rekonstruktionszeichnungen von Dichter- und Philosophenköpfen missen, da sie bei aller guten Absicht doch nur den Weg zum Geiste der Dargestellten versperren.

Die wechselnde Vorliebe für ein bestimmtes Porträt eines Dichters kennzeichnet den Geschmack einer Zeit. So waren den Zeitgenossen Goethes die den heutigen Beschauer abschreckenden, leeren Porträtzeichnungen von Bury künstlerisch hochbedeutende Bildnisse des Dichters, eine andere Generation sah in dem konventionellen Meyschen Bilde, und wieder eine andere in der von Goethe selbst — bis auf den gespannten Gesichtsausdruck — hochgeschätzten Rauchschen Altersbüste die vollwertige Goethedarstellung. Gewisse äußere Umstände bedingen sicherlich die geringere oder stärkere Vorliebe für ein Bildnis, aber sonderbar muß es immerhin erscheinen, daß die Goethebildnisse, die dem mit dem Material Vertrauten als die bedeutendsten erscheinen, am wenigsten bekannt und geschätzt sind. Man denkt dabei an die ehemals im Tiefurter Schlößchen, erst seit Anfang dieses Jahres im Goethehaus aufbewahrte Jugendbüste von Klauer, an die schöne Krausche Zeichnung aus den ersten Weimarer

Jahren, an das herrliche Bruchstück einer ebenfalls von Klauer, unter dem sichtlichen Einfluß der großaufgefaßten Trippelschen Darstellung, modellierten Terrakottabüste, an das Sebbersche Porträt auf der Tasse — um das Wichtigste zu nennen.

So stark wie bei den Goethebildnissen hat wohl selten die Auffassung geschwankt. Sie bewährt sich bei den Schillerbildnissen als eine weit stetigere. Der Grund liegt in ihnen selbst: sie zeigten bei weitem nicht die künstlerischen und — als eine Folge von Goethes langer Lebensdauer — tatsächlichen Unterschiede wie die des Freundes. Vor allem haben sich auch kongenialere Künstler an Schillers Kopf gewagt, der durch die stark ausgeprägte Form der unregelmäßigen Züge leichter darzustellen war. Schiller war hoch und schlank gewachsen, während Goethe untersetzt war (eine Eigenschaft, die sich gerade während der Zeit der Freundschaft mit Schiller durch zunehmende Korpulenz steigerte); seine Erscheinung muß man sich dabei in Wirklichkeit von imponierenderer Wirkung denken als auf den Bildern. Eine gute Vorstellung von seiner aufrechten Haltung in gesunden Tagen gibt die geschnittene Silhouette des mit dem Degen einherschreitenden Herrn Professors und Hofrates. Sein Kopf war den Porträtisten eine dankbare Aufgabe. Dem Bildhauer durch seine charakteristisch kraftvollen Formen, dem Maler durch seine seltene Farbigkeit: das schimmernde Rotbraun der Haare, das zarte durchsichtige Weiß und Rot der Haut, das Blau der Augen. Die früher nicht selten aufgeworfene Frage, ob Schiller schön war, ist müßig. Das große Gesicht mit der stark vorspringenden, mächtigen Nase war von einer solchen eigensinnigen schwäbischen Bildung — sie erinnert unverkennbar an die Zeitblomschen Schwaben des sechzehnten Jahrhunderts —, daß es formal den Kopf mit dem verhältnismäßig kleinen Hinterhaupt aus dem Gleichgewicht bringt und man bei ganz ernsthaft gemeinten Bildnissen von Karikatur gesprochen hat. Der Ausdruck muß allerdings von überwältigender Hoheit und Kraft gewesen sein, nach dem, wie ihn Frau von Stein ihrem Sohne schildert — in erregten Augenblicken etwa so, wie ihn Dannecker in seiner (meist zu niedrig aufgestellten und dadurch um ihre schöne Wirkung gebrachten) Büste festgehalten hat. Dannecker hat hier das meisterhafte, typische Porträt des über alles Kleine und Kleinliche ringsum hinwegschauenden, rastlos strebenden und denkenden dramatischen Dichters geschaffen. Bei seiner Betrachtung mag uns wohl das schmerzliche Bedauern kommen, daß Goethes Geistigkeit von keinem der vielen Künstler, denen er in seinem langen Leben begegnet ist, so

überwältigend erlebt und verkörpert worden ist. — Dannecker schuf das Modell 1793 bei Schillers Besuch in seiner schwäbischen Heimat, der auch Ludovica Simanovicz, der langjährigen Freundin seiner Schwester Christophine, die willkommene Gelegenheit zu einem Porträt brachte. Es sollte das beste der gemalten Schillerbildnisse werden; denn auch das sieben Jahre früher entstandene, schöne Graffsche Bild steht dahinter zurück in Erfassung und Wiedergabe des Formalen der Schillerphysiognomie. — In der Verschiedenheit der Auffassung ergänzen sich die gleichzeitig entstandenen Porträts auf das vollkommenste. Ludovica hat als eine Vollendung des Danneckerschen Ausdruckskopfes die ruhige Erscheinung des vom Leid geklärten, milden, beinahe müden Menschen festgehalten, wie er sich wohl im vertrauten Kreise geben mochte.

Von den Ölbildnissen ist vor allen anderen noch das des jugendlichen Stürmers zu nennen, das vermutlich Anton Wilhelm Tischbein während der Mannheimer Jahre ausführte. Es zeigt in allen Formen des heftig umgewandten Kopfes, mit den scharf spähenden Augen, der kraftvoll geschwungenen Nase und dem trotzig fest geschlossenen Mund die charakteristischen Eigenheiten des Schillerschen Gesichtes. Es steckt voll mühsam erhaltener Erregung. — Merkwürdigerweise stimmt die Ansicht des Kopfes vollkommen überein mit dem der Simanovicz, wenn auch im Gegensinn, und ein Vergleich der beiden, der nahe liegt, zeigt, wie erbarmungslos die neun Jahre, die zwischen ihnen liegen, Ausdruck und Züge umgemodelt haben. Krankheit und Entbehrung hat der junge Stürmer erdulden müssen, nicht ohne ihre Spuren von sich abwehren zu können; mehr noch als die Jahre haben sie den Ausdruck gemildert und herabgestimmt.

Das letzte, vor Schillers Tod von Friedrich August Tischbein gemalte Porträt mit dem roten Mantel läßt sich mit jenen nicht vergleichen. In den geglätteten, verkleinlichten Zügen sucht man vergeblich das Eigenartige, Männlich-Kraftvolle der Schillerphysiognomie.

Als Ganzes sind die plastischen Porträts den bei weitem zahlreicheren gemalten in der Charakteristik überlegen, und merkwürdigerweise sind alle kurz nach einander, in den letzten zwölf Lebensjahren Schillers entstanden. Franck porträtierte Schiller auf der schwäbischen Reise und schuf das Modell zu seinem Bronzemedaillon, das die größte Verwandtschaft mit der Profilansicht der lebensgroßen Marmorbüste Danneckers aufweist. Wir wissen von einem anderen Medaillon, das Klauer 1796 geformt, von einer Büste, die Friedrich Tieck bei seinem Aufenthalt

in Weimar zur Ausführung der dekorativen Arbeiten beim Schloßbau 1802 modelliert hat; sie haben sich bisher mit Sicherheit noch nicht feststellen lassen. Indessen ist, als eine der wichtigsten jüngsten Bereicherungen der Schillerbildnisse, die weiteren Kreisen bisher völlig unbekannte Terrakottabüste aus der Klauerschen Fabrik als eine Schenkung der Nachkommen Bertuchs an das Großherzogliche Museum zu Weimar übergegangen. Mit einer kühlen Sachlichkeit hat sich der Bildhauer an das Modell gehalten; nichts hinzufügend, nichts wegnehmend, und hat so eine sehr getreue Darstellung Schillers geschaffen. Mit Dannecker in Kopfhaltung und Blickrichtung vielfach übereinstimmend, weicht sie in der Profillinie merklich ab, die der von Schadow 1804 schnell erfaßten merkwürdigen Skizze am nächsten kommt. Vor diesem Profil hat man von Karikatur gesprochen, und doch werden zweifellos Schadows Skizze und die soeben genannte Büste aus Klauers Werkstatt der Wirklichkeit am nächsten kommen. Von dieser Büste sei hier die Vermutung ausgesprochen, daß sie eine Kopie der verschollenen Tieckschen Arbeit ist. Es sind stilistische Gründe, die diese Annahme nahelegen, vor allem die Draperie, die von dem 1801 verstorbenen Martin Klauer selbst niemals in dieser Weise behandelt wird, dagegen durchaus Tieckisch ist und von ihm auf seine Nachfolger übergeht.

Weißer, sein Gehilfe, der nach Klauers Fortgang als Hofbildhauer in Weimar blieb und ein verkümmertes Dasein führte, bis er durch Selbstmord endigte, hat die letzte Schillerbüste nach dem Leben modelliert. Der Abguß des, allem Anschein nach unbeendeten Modells nähert sich Dannecker, bekundet jedoch seine Selbständigkeit in einem engeren Anschluß an die Natur. Was dem Bildnis Wert und Sympathie verleiht, ist der vereinte Ausdruck von Strenge und Leiden. Der Künstler hat das Werk nach Schillers Tod 1806 vollendet; ein Abguß dieser Fassung steht im Goethehaus, an alter Stelle auf dem Regal im Büstenzimmer.

Bildhauer und Maler haben die Züge des toten Schiller noch einmal festgehalten. Jagemann in jener schönen milden Pastellzeichnung der Weimarer Bibliothek, die durch den Müllerschen Stich bekannt geworden ist. Klauer, der Sohn, in einer nur in drei vollständigen Exemplaren bekannten Abformung des ganzen Kopfes. Zwei Gipsabgüsse sind von alters her auf der Weimarer Bibliothek; den Terrakottakopf aus dem Besitz des um die Rettung der Schillerschen Gebeine verdienten Bürgermeisters Schwabe hat vor kurzem das Marbacher Schillermuseum erworben. Die Tatsache, daß die Totenmaske des beliebtesten deutschen Dichters

der Allgemeinheit völlig unbekannt bleiben konnte, erscheint außerordentlich merkwürdig und ist vor allem eine Folge ihrer bisherigen Aufbewahrung an unzugänglicher Stelle. Der Kopf wirkt in seiner Abmagerung und Kahlköpfigkeit mumienhaft trocken und tot, und es ist nicht zu wünschen, daß er, etwa durch Abgüsse, zu einem alltäglichen Anblick verallgemeinert werde. — Nun gibt es neben dieser Maske einige ohne den Hinterkopf. Und im Goethehause steht seit dem Bestehen des Museums, den Blicken aller zugänglich, in einem Glasschrank eine Totenmaske Schillers (unser Bild zwischen Seite 286 und 287 bringt zum ersten Male eine Aufnahme darnach), ohne daß je Bedenken gegen die Benennung geäußert worden wären. Wie es die Regel bei den Goetheschen Sammlungsgegenständen ist, findet sich nirgends ein Vermerk, wann, wie der Abguß in seinen Besitz gekommen ist, doch muß Ruland, der erste Leiter des Goethehauses und beste Kenner der Goethesammlungen, wohl einen Grund für diese Benennung gehabt haben. Indessen haben gegen die allgemeine Ähnlichkeit dieser Maske mit der Schillerschen Physiognomie Messungen und Vergleiche mit dem Schädelabguß und der authentischen Totenmaske der Bibliothek zur Gewißheit ergeben, daß sie nicht echt ist, so daß man sie aus den Schillerbildnissen wird streichen müssen. Ein über dem Leben geformter Abguß, wie man zunächst wohl meinen möchte, um die in Wirklichkeit recht lebens- und ausdrucksvoll wirkende Maske Schillern zu lassen, ist durch die Art des — völlig unberührten — Abgusses der Augenpartien ausgeschlossen.

Zwei Schillerbildnisse hatte Goethe in seinen Zimmern, den Blicken ständig sichtbar, dargeboten: die schon erwähnte Weißersche Büste von 1806 und Müllers Stich nach Graff. Die übrigen Porträts aus seinem Besitz, wie der erste prachtvolle Bronzeabguß des Franckschen Reliefs, sind Medaillons, und von ihnen ist das in diesem Hefte (zwischen Seite 270 und 271, in geringer Verkleinerung) wiedergegebene nur in den beiden (Bronze- und Gips-) Abgüssen des Goethehauses bekannt. Jede Bezeichnung fehlt, doch wird man es dem Alter des Dargestellten nach unbedenklich in die neunziger Jahre setzen. Ungesucht stellt sich die Erinnerung an die Francksche Medaille ein, und die Behandlung ist hier und dort so ähnlich, daß man auf die gleiche Hand schließen und in dem kleineren Relief eine Vorarbeit Francks zu dem größeren sehen muß. Den mageren, unfertig wirkenden Kopf hat er durch den Lorbeerkranz, die mehr ins Breite gehende Anordnung der Haare und die Verbreiterung des Halsabschnittes zu der gewünschten Wirkung

innerhalb des Kreisumrisses zu bringen gewußt. Die weiteren Schillermedaillons, die Goethe besaß, sind erst nach Schillers Tod entstanden. Ein höchst merkwürdiges, leider sehr verdorbenes Wachsmodell zu einem zweiseitigen Gedächtnismedaillon geht auf Goethes Anregung zurück, für den Meyer den sorgsam getuschten Entwurf (jetzt im Großh. Kupferstichkabinett zu Weimar) hat anfertigen müssen. Mittelbar ist auch das geniale Schillermedaillon seines Verehrers David d'Angers (siehe die Bildtafel zwischen Seite 270 und 271), der sich hier als ein überraschend verständnisvoller Schillerkenner kundgibt, auf Goethe zurückzuführen. Die Zeit der Entstehung ist nicht bekannt, auch Davids Biograph Jouin hat sie nicht ermitteln können. Sie ist ersichtlich als Gegenstück zu der sehr seltenen bronzenen Davidschen Goethemedaille entstanden, also nach 1828, und Goethe wird sie im März 1830 mit der großen Medaillensammlung vom Künstler erhalten haben. Merkwürdigerweise äußert er nirgends ein Urteil darüber, ja sie ist nicht einmal von Schuchardt in den großen Katalog der Sammlung Goethe mit den übrigen Porträtmedaillons aufgenommen worden. Soll man daraus schließen, daß diese Phantasie des Franzosen David über den Schillerkopf, die dem modernen Menschen wohlgefällt, dem alten Goethe und seinen Zeitgenossen nichts zu sagen hatte, oder gar mißfiel?

Sondern wir aus den schnell gesehenen Bildnissen Schillers die wertvollsten aus, so bleiben Tischbein, Graff, Ludovica Simanoviсz, Dannecker, Franck, Tieck-Klauer und Weißer als die Namen der Künstler bestehen, die Schillers äußere Gestalt durch ihre Kunst unsterblich gemacht haben. Man mag mit dem Zeitgeschmack dem einen oder dem anderen Werk den Vorzug geben, man muß sich gestehen, an ihrem tatsächlichen Wert vermag weder die Generation noch der einzelne durch sein von Temperament, Alter und Stimmung bedingtes Urteil zu rütteln.

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England

Fortsetzung

Denen, die noch nie in England gewesen sind, sind die Landstraßen ein Gegenstand steter Bewunderung. Sie gleichen unseren New Yorker Parkwegen, wenn sie sich in ihrem schönsten Kleide zeigen, sind weder schmutzig noch staubig. Wir gleiten über sie hin, wie die Kugel auf dem Billard, ohne jede Erschütterung. Man könnte im Wagen ebensogut lesen und schreiben wie daheim, wenn man nicht fürchten müßte, ein schönes Landschaftsbild zu übersehen, das jahrelang in der Erinnerung bleibt. . . .

Ich möchte Ihnen jetzt ganz allgemein erzählen, wie wir uns auf unserer Fahrt einrichteten. Wagen, Pferde und Diener waren um eine bestimmte Summe auf eine Woche gemietet, ihr Unterhalt war darin einbegriffen. Wir waren für keinen Verlust und keine Beschädigung verantwortlich. Jeder von unserer Gesellschaft nahm eine kleine Handtasche mit den notwendigsten täglichen Gebrauchsgegenständen und einen Plaidriemen mit, der Regenmantel, Tücher, Schuhe etc. enthielt. Jeder hatte sich für eine Woche versehen. Die Koffer wurden dorthin vorausgeschickt, wo wir den nächsten Sonntag verbringen wollten. Jeden Samstag konnten wir uns also umziehen und Sonntags erschienen wir zum Dinner in Gesellschaftsanzug — so hob sich der Sonntag vom Alltag ab.

Zu den vielen angenehmen Erinnerungen, die in mir haften geblieben, gehören vor allem die kleinen abgelegenen Gasthöfe. Die Wirtshausschilder rufen alte Zeiten wieder wach; „Zum Lamm und der Lerche", „Zur Weizenähre", „Zum Gerstenkorn". Diese ländlichen Wirtschaften duften nach grünen Feldern, und gern ruhen wir uns dort aus. Wirt, Wirtin und Gesinde stehen an der Tür zum Willkommengruß und zum Abschied. Wie sie für uns und unsere Habseligkeiten sorgten, verdient besondere Anerkennung. Keins von den fünfzig großen und kleinen Paketen kam abhanden, ja es war nicht einmal ratsam, alte

Handschuhe, abgebrauchte Bürsten, die wir los werden wollten, in einer Schublade zurückzulassen — unsere abgetragenen Sachen kehrten wie Teufelsgroschen zu ihrem Besitzer immer wieder zurück. Zu dem schönsten Charakterzug der Engländer: seiner Liebe zur Wahrheit, kommt noch seine Grundehrlichkeit hinzu. Aber obgleich der echte Engländer die Wahrheit sagt, wenn er überhaupt reden will, hält er im öffentlichen Leben seine ehrliche Meinung über politische und soziale Fragen in einem Maße zurück, daß er einem fast wie ein Heuchler vorkommt, wenn man daneben hält, was er offen und frei im Privatleben sagt. Ein Parlamentsmitglied im Rauchzimmer des Unterhauses und derselbe auf seiner Rednerbühne scheinen zwei völlig verschiedene Persönlichkeiten zu sein. Es versteht sich von selbst, daß das dort Gesagte hier als nie gesprochen gilt. Es hat mich oft gewundert, wie sich die beiden Seelen wieder in Einklang bringen, wenn sie vor dem Einschlafen ihr Denken und Tun überblicken. Der ganze Unterschied zwischen einem Radikalen und einem Liberalen in England ist, daß jener im öffentlichen und privaten Leben nur e i n e Meinung hat, dieser eine zum Privatgebrauch und eine andere fürs öffentliche Leben. Die Aufrechterhaltung der alten Formen, in denen kein Leben mehr pulsiert, ist ohne Zweifel der wirkliche Grund dieses Zuges im politischen Leben Englands, der scheint zu der angelsächsischen Wahrheitsliebe so wenig zu passen; aber eine Unwahrheit hat wohl einen Rattenkönig von Unwahrheiten nötig, um sich zu stützen.

In Horsham bekamen wir Lust, auf Abenteuer auszugehen. In einer alten, abseits vom Wege gelegenen Lohgerberei, wo man auf altmodische Weise grobes Leder gerbte — Pferde statt Dampf als Triebkraft — unterhielten wir uns mit einem ländlichen Arbeiter; sein Wochenverdienst betrug nicht mehr als 14 Mark. Der Ort lag kaum fünfzig Kilometer von London und kaum dreißig Kilometer vom Meere entfernt, und doch hatte der älteste Mann des Dorfes nie das Meer erblickt, und sein Bruder, der ein paar Kilometer weiter weg wohnte, hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen. Ihr alter Meister war vor kurzem gestorben und hatte jedem Arbeiter, der eine gewisse Anzahl Jahre bei ihm gearbeitet hatte, zwanzig Mark hinterlassen. Guter alter Meister! „Die Erben haben aber sehr neumodische Ideen," sagte der Mann, „und haben viel Geld ausgegeben, um eine neue Dampfmaschine zu bauen." Sie war noch nicht fertig, und er lud uns zu ihrer Besichtigung ein. „Sie soll die Arbeit viel schneller machen, aber" — und dabei schüttelte er den Kopf — „ich habe mir sagen lassen, von solchen, die es genau wissen müssen,



Franck (?): Porträtmedaillon Schillers



David d'Angers: Porträtmedaillon Schillers

Beide aus Goethes Besitz (Weimar, Goethehaus)
(Nach einer photographischen Aufnahme von A. Held, Weimar)
Zum Aufsatz von Marie Schuette



Handschuhe, abgetragene Bürsten, die wir los werden wollten, in einer Schublade zurückzulassen — unsere abgetragenen Sachen kehrten wie Teufelsgroschen zu ihrem Besitzer immer wieder zurück. Zu dem schönsten Charakterzug der Engländer: seiner Liebe zur Wahrheit, kommt noch seine Grundehrlichkeit hinzu. Aber obgleich der echte Engländer die Wahrheit sagt, wenn er überhaupt reden will, hält er im öffentlichen Leben seine ehrliche Meinung über politische und soziale Fragen in einem Maße zurück, daß er einem fast wie ein Heuchler vorkommt, wenn man daneben hört, was er offen und frei im Privatleben sagt. Ein Parlamentsmitglied im Rauchzimmer des Unterhauses und derselbe auf seiner Rednerbühne scheinen zwei völlig verschiedene Persönlichkeiten zu sein. Es versteht sich von selbst, daß das dort Gesagte hier als nie gesprochen gilt. Es hat mich oft gewundert, wie sich die beiden Seelen wieder in Einklang bringen, wenn sie vor dem Einschlafen ihr Denken und Tun überblicken. Der ganze Unterschied zwischen einem Radikalen und einem Liberalen in England ist, daß jener im öffentlichen und privaten Leben nur eine Meinung hat, dieser eine zum Privatgebrauch und eine andere fürs öffentliche Leben. Die Aufrechterhaltung der alten Formen, in denen kein Leben mehr pulsiert, ist ohne Zweifel der wirkliche Grund dieses Zuges im geistigen Leben Englands, der scheint zu der angelsächsischen Wahrheitsliebe so wenig zu passen; aber eine Unwahrheit hat wohl einen Rattenkönig von Unwahrheiten nötig, um sich zu stützen.

In Horsham bekamen wir Lust, auf Abenteuer auszugehen. In einer alten, abseits vom Wege gelegenen Lohgerberei, wo man auf altmodische Weise gelbes Leder gerbte — Pferde statt Dampf als Triebkraft — unterhielten wir uns mit einem ländlichen Arbeiter; sein Wochenverdienst betrug nicht mehr als 14 Mark. Der Ort lag kaum fünfzig Kilometer von London und kaum dreißig Kilometer vom Meere entfernt, [illegible] hatte der älteste Mann des Dorfes nie das Meer erblickt, und [illegible] der, der ein paar Kilometer weiter weg wohnte, hatte noch nie [illegible] Eisenbahn gesehen. Der alte Meister war vor kurzem gestorben [illegible] hatte seinem Arbeiter, der eine gewisse Anzahl Jahre bei ihm gearbeitet hatte, [illegible] hinterlassen. Guter alter Meister! „Die [illegible] haben aber [illegible] Ideen,“ sagte der Mann, „und haben Geld [illegible], um eine neue Dampfmaschine zu bauen.“ [illegible] noch nicht fertig, und er lud uns zu ihrer Besichtigung ein [illegible] viel schneller machen, aber“ — und dabei schüttelte [illegible] mir sagen lassen, von solchen, die es [illegible]



Franck (?): Porträtmedaillon Schillers



David d'Angers: Porträtmedaillon Schillers



Beide aus Goethes Besitz (Weimar, Goethehaus)
(Nach einer photographischen Aufnahme von A. Held, Weimar)
Zum Aufsatz von Marie Schuette



daß das Leder nicht so gut sein soll." Ist es möglich: kaum eine Stunde von der Hauptstadt der Welt entfernt, und doch mitten drin in einem solchen „Tale des Schlafes". Dieses Erlebnis zeigt wieder, wie zäh der Engländer an dem festhält, was seine Väter vor ihm taten. Der Vater dieses Mannes hätte freilich London und das Meer nicht sehen können, wenn er nicht einen ganzen Wochenlohn dafür ausgeben wollte. Sein Sohn aber lebt in derselben Weise weiter, wie sein Vater: was für den Vater gut genug war, ist ebenso gut für ihn. Wie mit Ketten an die Scholle gefesselt, suchen sie dort ihren Unterhalt, zeugen Kinder und faulen in derselben Erde. Aber das nächste Geschlecht wird wohl ganz anders sein; denn auch Südengland hat jetzt die allgemeine Schulpflicht eingeführt, und auch diese Landbevölkerung wird wohl einmal politisch selbständig werden und im Grafschaftsrat auch ein Wort mitreden.

Ich habe vergessen, daß wir durch die Wälder von Sussex kamen, bevor wir in Horsham anlangten. Der Wolkenhimmel, durch den die Sonnenstrahlen brachen, warf tiefe Schatten über die dunkle waldige Landschaft, und Elisabeth Brownings Verse kamen mir in den Sinn:

Meine Wälder in Sussex glühen in purpurnen Schatten im Zwielicht,
wie eines Königs Prachtgewand, wie eines Dichters Jugend,
O, heilige Wälder von Sussex, ich höre euch um mich rauschen
und eure grünen Blätter im Winde geheimnisvoll flüstern.

Elisabeth Browning soll die „Lady Geraldine" in wenigen Stunden auf dem Sofa liegend geschrieben haben. Man will das als Beweis dafür anführen, daß das Genie nach seiner Eingebung und ohne sich anzustrengen, arbeitet. Unsinn! Die amerikanische Agave blüht auch in einem Tage auf, aber hundert Jahre unaufhörlichen Wachstums, eine Tag und Nacht nie rastende Arbeit ist nötig, um dieses Wunderwerk hervorzubringen. Hundert Jahre lang hat sie Sonnenschein und Tau einsaugen müssen. Scott schrieb eine seiner besten Dichtungen in wenigen Wochen, aber ein Leben lang hat er dafür gesammelt. Burns warf „Ein Mann soll ein Mann sein allen zum Trotz" auf einen Zug hin, aber sein Leben lag in diesem Lied.

In Guildford bekamen wir zum ersten Male einen richtigen englischen Hausgarten zu sehen, klein und von Heckenrosen eingeschlossen. Im Weißen Löwen machten wir Halt; es war ein kleines niedriges Gasthaus, der Boden aus Ziegeln und mit Sand bestreut, die Möbel ganz einfach, in der Wirtsstube keine Stühle, nur Bänke um den Tisch, wo am

Abend die Knechte sitzen, ihr hausgebrautes Bier trinken und aus ihren Tonpfeifen rauchen. Sie reden nicht über große nationale und politische Fragen, sondern von ihrer kleinen Welt, die von der großen Gutshalle an dem einen Ende des Dorfes bis zum Pfarrhaus am andern Ende reicht, von den Vorzügen der grauen Kühe, wie sich die heuer geborenen Lämmer auf dem Gute entwickeln, oder über den neumodischen Pflug, den der Herr Baron angeschafft hat. Die Wirtin erzählte uns, daß sie erst vor kurzem aus der Stadt hierher gezogen sei, damit ihre Kinder eine bessere Luft hätten. Das älteste Mädchen konnte kaum sechs oder sieben Jahre alt sein; aber als ich ihr ein paar Pfennige gab, lief sie in das andere Zimmer und brachte einen Bogen Papier herbei, auf dem ein paar Marken aufgeklebt waren. Sie wollte sogleich zur Post, um für die geschenkten Pfennige wieder Sparmarken zu holen. Die Post nimmt nämlich Spareinlagen von einem Schilling an in Briefmarken an und gibt $2^1/_2$ Prozent Zinsen. Der Gutsherr — Gott segne ihn — hatte allen Kindern auf seinen Gütern versprochen — ich hoffe, es waren ihrer viele —, daß er ihnen immer die letzte Briefmarke geben wollte, um den Schilling voll zu machen. Die Engländer sind allerdings sonst nicht ein sorgloses Geschlecht, sie verzichten nicht gerne heute auf etwas, um morgen dafür einen Festtag zu haben. „Verschiebe nicht auf morgen, was du heute tun kannst," hat gewöhnlich die Bedeutung: „Iß deinen Kuchen sofort." Als wir wieder auf unserem Wagen waren, bedauerte ich, daß wir den Kindern nicht einen Schilling gegeben hatten, nur zu dem Zwecke, daß sie sich einmal recht satt essen könnten an Bonbons und Pfefferkuchen und keinen Pfennig davon aufsparen sollten. Ein ordentlicher Schmaus ohne Rücksicht auf die Folgen. „Sie würden krank geworden sein," sagte einer. Gut, mag sein, aber die Erinnerung wäre ein jahrelanger Traum für sie gewesen, daß sie einmal Bonbons haben essen dürfen, bis sie nicht mehr konnten. Die Zunge hätte noch süß geschmeckt in ihrem kleinen Mündchen bei diesem Gedanken, bis sie zu Frauen erblüht wären.

* * *

Wir kamen wieder in die Nähe des Ungeheuers London, und die Straßen und Wege gehen kreuz und quer. Jeder Weg führt überall hin. Wir machten einen Umweg um London herum und kamen so durch manchen lieben Ort, an dem wir sonst vorüber gegangen wären. Am späten Abend stiegen die Türme von Windsor in der Ferne auf.

Von der Ferne gesehen ist Windsor das Schloß par excellence, eine wirklich königliche Residenz, aber in der Nähe verliert es von seiner Großartigkeit, und man kann es nur hübsch nennen. Es imponiert nicht mehr, es ist unbedeutend im Vergleiche mit den wirklichen Schlössern im Norden, deren Umgebungen Festungen gleichen, und die einen in die Zeiten der Ritter und ihrer bewaffneten Scharen zurückversetzen. Davon spürt man nichts in Windsor; der Glanz verschwindet, wenn man anfängt, die Einzelheiten zu betrachten, wie das Königtum überhaupt: aus einer sicheren Entfernung. Die Königin war nicht anwesend, nur der Prinz of Wales und ein noch größerer als dieser — Gladstone, der dem nebligen London entflohen war, um seine abgespannten Nerven in dem innigen Zusammensein mit der Natur wieder aufzufrischen. Er bringt jeden Samstag und Sonntag auf dem Lande zu und kehrt am Montag gestärkt wieder nach London zurück. Wir besuchten die St. Georgs-Kapelle. In einem Chorstuhl sahen wir das traurig blickende Löwenantlitz — niemand würde Gladstone verkennen — versunken in tiefe Betrachtungen, sehr bleich, mager und kummervoll, beladen mit den Sorgen des Reiches. Den Gottesdienst in der St. Georgskapelle werden wir nie vergessen. Die Chorstühle der Ritter des Hosenbandordens, darüber die Baldachine mit Schwert und Mantel, überragt von Helm und Wappen, erscheinen uns wie ein Traum aus den fernen Tagen der Ritterzeit. Ein Stuhl erregte besonders meine Aufmerksamkeit und hielt mich gefesselt: der des Earls of Beaconsfield. Wenn ich nicht Gladstones Antlitz ansah, mußte ich immer an den letzten Ritter des Hosenbandordens denken, dessen Farben über dem Chorstuhl wehten. Disraeli gewann das blaue Band so wie die meisten — er schmeichelte der Herrscherin, aber das eine muß man schon sagen: er hatte etwas mehr Hirn als die andern, er hat sich selbst zum Ritter gemacht. Welch ein Kommentar zum Geburtsstolz! Die Farben eines armen literarischen Abenteuerers neben denen eines Herzogs! Aber das gefällt mir. Wie muß jener innerlich gelacht haben, als er sich durch diese Gimpel hindurchwand, vom Thron bis zu Salisbury, und das radikale allgemeine Stimmrecht durchsetzte, das die erblichenen Privilegien rasch beseitigte. Doch was ist das? Eine königliche Loge? Sind wir in einer Oper? Unser Präsident und seine Familie haben ihren Platz wie alle anderen. Unsere englischen Freunde waren sehr überrascht, daß die Amerikaner etwas dabei fanden; sie sagten wenig, aber sie schienen fest überzeugt zu sein, daß auch im Himmel besondere Bequemlichkeiten für die Könige reserviert sein werden, vielleicht sogar eine be-

sondere Aufgangstreppe! Nein, die Königin sollte zum Gottesdienste kommen wie andere Sünder auch, wir alle sind gleich in Gottes Augen.

Am Montag hatten wir einen richtigen englischen Tag. Die silberne Themse glitzerte in der Sonne, belebt von zahllosen stattlichen Schwänen. Das Schloß stand da in seiner ganzen Majestät, und die Meteorflagge flatterte lustig im Winde. Die Rasen vor Eton[1]) wimmelten von prächtigen englischen Jungen, die Sonne war wie ein Glas Wein, das fröhlich, aber nicht trunken macht, sie sengte nicht. Die Schwäne von Windsor sind so alt wie das Schloß selbst, mehr als fünfhundert Jahre, und ohne besondere Erlaubnis der Krone darf sich kein Untertan diesen königlichen Vogel in einem öffentlichen Wasser halten, nur die Stadt Windsor besitzt eine Schwanenherde in der Themse seit fast undenklichen Zeiten.

Stoke Pogis ist nur wenige Meilen von Windsor entfernt, und Grays Grab war der erste Altar, vor dem wir niederknieten, um zu beten. Die Schönheit, die Stille, der Friede jener niedrigen, alten, efeuumrankten Kirche und sein romantischer Friedhof senkte sich tief hinein in unser Herz. Niemand könnte in uns schönere, süßere und englischere Erinnerungen wachrufen, als der, der die „Elegie" schrieb. Einige Verse, einige Strophen werden dauern, so lange die englische Sprache lebt. Wir fanden einen solchen Kirchhof, wie seine Ode ihn beschrieb. Gray hatte Glück mit seiner letzten Ruhestätte. Die Erde hatte keinen schöneren, ruhigeren Platz für ihr Kind, als diesen; er ist der ideale Gottesacker. Wie wunderbar ist Grays Inschrift auf dem Grabe seiner Mutter!

„Dorothea Gray,
Die Mutter vieler Kinder,
Von denen eines das Unglück hatte
Sie zu überleben."

Diese Inschrift auf seiner Mutter Grab erinnert mich an Carlyles Worte auf dem Grabe seiner Mutter: „Und er fühlte, daß das Licht seines Lebens erlosch." Diese beiden Männer klagten um Frauen. Ich glaube, es gibt auch sehr viele Frauen, die es vorziehen würden, ihren Männern in den Tod nachzufolgen, die es als eine Gnade betrachten würden, wenn der Ewige nicht ein Gesetz gegen den Selbstmord gegeben hätte. Das indische Weib begreift dieses Gebot nicht, besteigt den Scheiterhaufen und glaubt, es sei Gottes Wille.

Auf Grays Grabstein stehen die folgenden Zeilen:

[1]) Berühmte englische Erziehungsanstalt.

„Eines Morgens saß er nicht mehr auf dem gewohnten Hügel,
Nicht mehr auf der Heide, oder gelehnt an seinen Lieblingsbaum.
Ein anderer war gekommen, doch ihn fanden wir nicht am Bach,
Und sahen ihn nicht unter Blumen und Zweigen."

Die Welt hat unter all ihren Schätzen keine zweite Gray-Elegie mehr und wird sie wahrscheinlich auch nie haben.

Eine Bootfahrt die silberne Themse hinauf brachte uns nach Reading mit seinem schönen Park, seinen malerischen Ruinen, den wenigen Überbleibseln des einstmals berühmten Klosters, das Heinrich I. im zwölften Jahrhundert gegründet hatte. In seiner Blütezeit fütterte es mehr als zweihundert Mönche, und sein Abt saß als Peer im Parlament. Es war ein Zentrum der Bildung, aber die lustigen Brüder müssen arg herunter gekommen sein zur Zeit Heinrichs VIII.: „Hugh Cook, der letzte Abt, wurde aufgehängt und gevierteilt, weil er ein eigensinniger, ganz roher Mönch war." Aber er war der rechte Mann am rechten Platze, das beweisen die Reliquien, die er sammelte: zwei Partikeln des hl. Kreuzes, eine Hand des hl. Jakob, einen Knochen der Maria Magdalena, ein Stück vom Arme des hl. Pankraz und einen Armknochen des hl. Martyrers Eduard! Vielleicht war er kein Gelehrter, aber er hatte doch das rechte Verständnis für die Grundlagen des Glaubens. Der alte Abt kannte sein Geschäft besser als die Höflinge Heinrichs. Es gibt nichts, was man als Gnadenmittel mit einer Reliquie vergleichen könnte!

Noch bevor die Sonne unterging, kamen wir in Oxford an. Meilenweit sieht man seine Türme: Magdalen, Balliol, Christ Church und andere bekannten Namens. Wir besuchten die Colleges, guckten in die Höfe hinein, schritten durch die Gänge und kamen in romantische malerische Winkel. Wir stiegen auf den Turm des Sheldonian-Theaters, und unter uns lag die Stadt der Paläste. Ein Student braucht jährlich nicht mehr als 4000 Mark hier, das scheint mir sehr billig. Wir fuhren auch nach den Martyrergräbern von Latimer und Ridley. Ein solcher Besuch hat immer sein Gutes, er scheint denen, die am Fortschritt der Menschheit verzweifeln, zu sagen: „Seht auf sie und wofür diese Männer sich verbrennen ließen!" Ist es denkbar, daß heute in England ein Mann für seine Überzeugung sterben muß? Ich behaupte, daß die Welt in dieser Beziehung einen Fortschritt gemacht hat, den wir im Kreislauf der Entwicklung auch nie wieder zurücktun werden.

Auf unserem Wege nach Banbury Croß lag das herrliche Blenheim, das Besitztum, das der Staat dem Herzog von Malborough geschenkt hat.

Wie die Nationen doch erfolgreiche Massenmörder beschenken! Nur im heidnischen China steht der Staatsmann, der Gelehrte, obenan — in zivilisierten Ländern werden Menschenschlächtern die höchsten Ehren verliehen! Blenheim hat eine herrliche Bibliothek. Als wir durch sie hindurch gingen, fühlten wir uns wie überwältigt von den Göttern der Vergangenheit, denn eine würdige Sammlung von bedeutenden Büchern atmet immer den Geist der dahin gegangenen und doch ewig lebenden Könige des Geistes. Und diese Bibliothek, in deren Schätzen wir schwelgten, ist seitdem versteigert worden. Vielleicht hatte der edle letzte Besitzer keine Verwendung mehr für seine Bücher, ebenso wenig wie jener Lord, der Burns einmal in seine Bibliothek führte, die keine Spuren eines Gebrauches zeigte. Und der Sänger schrieb in einen Shakespeareband: „Durch die Worte des Genius bohren sich Motten einen gewundenen Pfad, aber ich bitte euch, achtet seiner Lordschaft Geschmack und schont seine goldenen Einbände!"

Banbury war früher berühmt als Hauptburg der Puritaner, bekannt durch „Eifer, Käse und Kuchen", wie Fuller sagte. Eifer und Käse verbreiten keinen so starken Duft mehr wie früher, aber der Kuchen hat noch immer seinen guten Ruf.

In Banbury sind auch die Eisenwerke meines Freundes Samuelson. Wir verglichen eines Abends unsere Werke als Kollegen. Wenn England und Amerika politisch einander näher treten, so beschäftigen selbstverständlich auch die Industriellen beider Länder dieselben Probleme. Ich erzählte Samuelson von unseren Zielen, unseren Erfolgen und unseren Mißerfolgen, er kannte sie alle gut. Die englischen Fabrikanten haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen wir nichts ahnen. Amerikanisches Getreide wird von Liverpool nach London gebracht um die Hälfte der Frachtsätze wie englisches Getreide. Die Eisenbahngesellschaft entschuldigt sich damit, daß sonst das fremde Getreide zu Schiff nach London gebracht werden würde, falls man den amerikanischen Produzenten nicht entgegenkäme. Ich konnte aus meinen Erfahrungen etwas ähnliches berichten! Die Pensylvania-Eisenbahngesellschaft brachte die Waren aus dem Osten, New-York und Philadelphia, durch Pittsburg nach dem Westen billiger, als ich sie aus Pittsburg nach Westen verschicken konnte, obgleich die Entfernung doppelt so groß ist. Solcher Anomalien gibt es noch viele hier in England.

Fortsetzung folgt

L. Brook:
Weshalb?

Wie schwül ist's hier im Zimmer! Und mein Atem geht so schwer! Diese Glut in meinem Kopf! Es ist, als umspanne ihn ein festes Band. Und doch ist mein Haar so kurz wie das eines Knaben. Meine dicken, langen Flechten! Man schnitt sie ja ab, damals, als ich mit dem Tode rang. — — Immer stiller wird's umher. Nur ein leises Surren in der Luft! Und dunkel ist's; — der Tag schwand. Aber dort auf dem Fußboden glänzt es weiß. Ob es ein Mondstrahl ist? Wie müde ist mein Kopf, wie müde! Die Lider schließen sich. — — —

— — — Horch! eine ferne, leise, leise Melodie! — Jetzt klarer. — Horch! Ein Walzer ist's! Dein Lieblingswalzer, Egbert, und meiner: Webers traute Klänge, die zum Tanz auffordern. — Weich und säuselnd dringen sie durch die Dunkelheit zu mir. Vernimmt es nur mein Geist? Erträume ich es? Oder kommen sie wirklich herüber? Und von wo? — Wiegend, voll von Wohlklang ist die Weise. — Und mein Herz, das seit meiner Krankheit oft so wild schlägt, dann wieder kraftlos, aussetzend, es klopft gleichmäßig, still und friedlich. Die Musik beruhigt es. — —

Ich setze mich aufrecht und lausche. Nein, kein Wahn ist's. Näher, inniger, klarer erklingt der Walzer. — Und die Fenster des Gartensaales erhellten sich. Cousine Hela wird den Walzer spielen. Daß ich es nicht gleich begriff. Aber mein Denken ist oft so schwer, so wirr — seitdem! — seitdem! Doch nein! Nicht zurückdenken! Nur lauschen. — — Ja, die Töne erlösen, befreien mich. — — Ich stehe auf, öffne die Verandatür, trete ins Freie. Mitten über den Rasen schreite ich. Rechts und links glänzen die Kieswege im Mondschein. Ich trete in den Gartensaal. Ja, Hela sitzt vor dem Flügel. Und wer lehnt dort am Rahmen der gegenüberliegenden Tür? Egbert! Mein Geliebter! Mein Glück! Mein Alles! Warum zuckt es in mir vor Überraschung? Er ist doch so oft hier. Warum eile ich nicht zu ihm, schmiege mich an ihn? Ich kann es mir selbst nicht erklären. Mein Kopf ist so müde. — —

Langsam, ganz langsam gehe ich auf ihn zu. Aber mit einem unsagbaren Glücksgefühl im Herzen. Unsere Hände fassen sich. Er beugt seine hohe, kraftvolle Gestalt zu mir nieder und küßt mich. Er legt den Arm um mich. Wir bleiben umschlungen stehen und horchen auf Helas Spiel, auf Webers „Aufforderung zum Tanz". Wir reden nichts. Als Hela endet, bitte ich:

„Nicht aufhören, Hela! Nein! Nein! Immer diesen Walzer spielen. O, nicht enden!" Weshalb faßte mich der Gedanke: die Töne würden schweigen, wie Entsetzen? Weshalb? Weshalb? — —

Sie spielt weiter. Und meine und Egberts Augen lassen sich nicht. Er streicht über mein krauses, kurzes Haar und sagt:

„Wie gut dir das steht, Liebling, gar so gut!"

„Meine dicken Zöpfe lobtest du aber noch mehr. Fandest du sie nicht schöner, Egbert?"

„Nein, Karla, ich finde dich so schöner, und — meinetwegen verlorst du ja auch deine langen Flechten."

„Ja, Geliebter. Aber — nicht denken — denken! — — Hör, den lieben Walzer! — Warum lachst du heute gar nicht, Egbert? Du lachst doch sonst so hell. Ich hör' es so gern!"

„Heute ist mir's unmöglich zu lachen. Warum denn auch? Wir sind ja zusammen. Das ist genug des Glücks. Zu großes Glück macht nicht lachen!"

„Ja, Egbert, unsagbares, grenzenloses Glück, das mir zur Stunde aber fast weh tut. Kein jubelndes Glück ist's wie sonst, sondern ein schmerzvolles. Wie kommt das Egbert? Wie kommt das?"

„Nicht denken, Karla, nicht denken!"

Wie sie locken die Töne, wie sie sich wiegen!

Ich sehe in Egberts große, leuchtende Augen und bitte: „Komm, Lieber, laß uns tanzen! Noch einmal . . . noch einmal." Wie kommt mir das Wort: noch einmal! auf die Lippen? Wir wollen und werden doch noch oft zusammen tanzen. Wir sind jung, glücklich! . . . Und als wir nun, schon zum Tanz uns umfassend, neben Hela hergehen, spricht mein Mund wieder wie mechanisch: „Hela, sieh! Wir tanzen noch einmal zusammen! Einmal noch!" Und Hela blickt uns an, ohne im Spiel aufzuhören, starr, lange, traurig . . . Und plötzlich schwimmen ihre Augen in Tränen . . . Der Grund dafür ist mir ein Rätsel . . . ja . . . ein Rätsel.

Egbert und ich treten in den großen Speisesaal. Kein Licht brennt hier. Aber die vier hohen, nach Süden gehenden Fenster lassen den Mondschein voll hereinfluten. Auf die linke Seite des Parkettbodens malt er längliche, weiße Vierecke, in denen es liegt wie große, schwarze Kreuze.

Wir beginnen zu tanzen, langsam, schleifend. Mein Kopf lehnt fest an Egberts Brust, an der die Uniformknöpfe blitzen.

„Egbert, habe Geduld mit mir. Ich kann nur mehr langsam tanzen — seit da — — — da — — In meiner Brust, in meiner Kehle ist etwas zersprungen damals — nach all dem Jammern und Schreien, Tag und Nacht, dem Jammern um dich, nach dir. Singen kann ich seitdem auch nicht mehr. Tonlos ist meine Stimme."

„Still, Karla, still! Nicht zurückdenken . . . Tanzen!"

Plötzlich seufzt Egbert schwer, wie in Schmerz. Den Kopf von seiner Brust hebend, forsche ich: „Schmerzt die alte Wunde, weil ich den Kopf darauf legte?"

„Nein, Karla, bleibe so ruhen!" antwortet er zärtlich. Dennoch schiebe ich meinen Kopf mehr seitwärts. Da berührt etwas Kaltes meine Wange. Egberts Uniformknopf ist's! Qual zittert in mir. Ich flüstere: „Von diesen Knöpfen wär' das Blut leichter zu entfernen gewesen wie von den Hornknöpfen an deiner Jagdjoppe. Von denen wollt' es nicht weg, rieb ich mir auch die Finger wund. Und von dem einen hatte die Kugel ein Stück abgeschlagen, das in deine Brust gedrungen war. — O, den bewahrte ich auf . . . für Olsen, den Schurken! . . . Denn er, er schoß auf dich . . . Ich weiß es! So, wie der Herrgott es weiß. Du weißt es auch, Egbert!"

„Ja, Karla, ja. Ich stand da, auf den Rehbock niederblickend, den ich aufgebrochen. Da zwingt's mich jäh, den Kopf zu heben. Ich sehe Olsen, der nach mir zielt. Und im selben Moment kracht der Schuß! — Ja, er hatte seine Zeit gut gewählt . . . Treiber und Jagdgenossen waren fern."

„Und du wolltest mir's nicht glauben, Egbert, daß er dich haßte, seit er um unsere Liebe wußte, seit er uns in der Laube belauschte. Glühend haßt er dich, wußte er doch nun, daß ich deinetwegen seinen Heiratsantrag zurückgewiesen hatte . . . Als er dann, ich war kaum genesen, nochmals um meine Liebe, meine Hand bat . . . da . . . ja . . . da: — Ich legte den durchschlagenen Knopf vor ihn hin. Ich sprach: Dies ist der Knopf aus Egberts Jagdjoppe, die er an dem unseligen Tage trug! Die Kugel des Schurken, der auf ihn schoß, zerschlug den Knopf.

Wagen — Sie! — Sie! — jetzt noch wie vorhin zu mir zu reden? — Totenblaß, taumelnd, wortlos verließ er mich."

„Grüble nicht, Karla, nicht denken . . . denken . . ."

„Egbert, ja, du hast recht! Warum das Heraufbeschwören der alten Qual? Das Reden darüber? Du weißt ja alles, alles! Die Erinnerung kam mir willenlos. Sie ist Gift für mich . . . O, komme, Vergessenheit, komme du! — Und wir sind ja nun voll Glück — Auge in Auge, Brust an Brust — — die traute Melodie erklingt."

Leiser werden die Töne, leiser. Von so fern hallen sie, o, so fern. Länger strecken sich die Kreuze am Boden. Der Abendwind weht kalt. „Hela, nicht enden, ach, nicht enden!" Musik! Töne weiter, weiter! Schweige nicht! Damit er bei mir bleibt, mein Geliebter, nicht von mir geht — so fern — so fern. — „Wirst du mich wieder verlassen, wenn die Klänge verhallen?"

Er sieht mich voll Leid an. Er antwortet nichts.

„O, Musik, schweige nicht, schweige nicht! Töne weiter — weiter — damit ich weiter — — t r ä u m e, . . . nicht erwache, ach! nicht erwachen!"

Erwachen! — O, Entsetzen! Das Wort ist von meinem Geist erfaßt. Es hat die Bande des Schlafes, des Traumes gesprengt.

Mit einem Weheschrei fahre ich vom Lager empor, presse die Hände auf das kranke, wildpochende Herz.

Und des Mondes Strahlen leuchten weiß neben mir auf den Kissen. Draußen säuselt der Nachtwind. Doch in meinen Ohren — jetzt mit scharfem Rhythmus — tönt immerzu die wiegende, klangvolle Walzermelodie.

Und ich bin allein, wie seit Jahren, hoffnungslos, freudlos, mit langsam sich verzehrenden Kräften.

Und mein Geliebter ruht unter dem Marmorkreuz, auf dem jetzt auch die Mondstrahlen liegen und auf dem geschrieben steht:

„Er starb in blühender Manneskraft durch einen Unglücksfall auf der Jagd!"

Rundschau

Die Richtlinien des Hansabundes

Am 12. Juni haben die Sechstausend im Berliner Zirkus Schumann gegen die Übermacht des Agrariertums in Deutschland und gegen die alljährliche große Buschiade laut protestiert. Ein ungewohnter, seltsamer Anblick war's, die entfremdeten, oft feindlichen Brüder um einen Tisch gereiht zu sehen: Die selbstbewußten Großen und die eifersüchtigen kleinen Männer; Industrie, Handel und Kleingewerbe, Prinzipale und Handlungsgehilfen („die Prinzipale der Zukunft", wie sie von den Leitern der Hansa schmeichelnd genannt werden) alle einträchtig versammelt zu löblichem Tun. Die ungleichen Gesellen sind auch später vereint geblieben und haben für den großen Feldzug, den sie planen, gemeinsam einen vielköpfigen Generalstab gewählt. Dieser hat am 4. Oktober die Parole ausgegeben. An diesem Tage haben das Präsidium, in dem auch ein Obermeister des Handwerks neben einem Geheimen Justizrat und einem Landrat a. D. sitzt, und das Direktorium des Hansabundes die „Richtlinien für die nächste Tätigkeit" gezogen.

Zwischen der Gründung der neuen, stolz benamsten Organisation und der Festsetzung des Programms liegen nur drei Monate. Die Sommermonate, des Jahres stillste und trägste Zeit. Und was ist mittlerweile geschehen? Die Mitgliedschaft des Bundes ist lawinenartig angeschwollen. Schon heute hat er in aller Ruhe fast soviel Anhänger gewonnen, als der Bund der Landwirte nach jahrelanger, zäher, leidenschaftlicher Agitation an seine angriffslustigen Fahnen zu fesseln vermochte. Die Stationen der neuen Hansa erstrecken sich schon bis in die entlegensten Zipfel des Reiches. 250 Agitationsherde hat sie schon gegründet. Täglich erstehen neue Ortsverbände.

Diese rapide Ausbreitung beweist, wie vorbereitet der Boden war, wie aufnahmefähig er zumal durch die Fermente der Unzufriedenheit über die neuen Steuergesetze geworden ist. Sie beweist, daß die Leiter des Hansabundes die sicheren Wege und Saumpfade kennen und die Stimmung klug ausgenützt haben. Aber es ist doch etwas Unheimliches in diesem Schnelligkeits-Effekt. Kann ein so schnell zusammengetrommeltes Heer nicht ebenso hurtig wieder auseinanderstieben? Der Bund der Landwirte hat seine Mitglieder Mann für Mann angeworben, er hat sie immer wieder aufgestachelt und mit der laut knallenden Interessenpeitsche beisammengehalten. Er konnte ihrer Gefolgschaft sicher sein und hat sich dieses Bewußtseins oft genug gerühmt, daß er Desertionen nicht zu fürchten brauche. Und auch er muß jetzt nach dem zweischneidigen Erbsteuer-Sieg die hellen Haufen davonziehen sehen.

Aber die klugen, diplomatischen und bisher nur allzu diplomatischen Organisatoren des Hansabundes wissen selbst, daß die langen Listen schnell wieder zusammenschrumpfen würden, wenn sie den Mitgliedern nichts als schöne Worte zu bieten hätten. Ihrer Geschicklichkeit, ihrer Arbeitslust und Energie zu mißtrauen hat man keinen Grund, wenn man ihre bisherigen Erfolge bedenkt und sie etwa mit den kläglichen Mißerfolgen der österreichischen Hansa-Bewegung vergleicht, die infolge der Unfähigkeit ihrer Urheber, kaum entfacht, schon wieder verflackern mußte. Herr Rießer, der Präsident des Bundes, hat schon dadurch Respektables geleistet, daß er die widerstreitenden Kräfte mit sachter und doch fester Hand dahin geleitet hat, wo sie jetzt gemeinsam wirken. Er weiß, die vielen Zweifler kann nur der positive Erfolg entwaffnen, ebenso weiß er, daß er um so mehr Getreue zu behalten hoffen kann, je größer in der Zeit der ersten Begeisterung der Zulauf ist.

Den Saumseligen, die überall Gefahren wittern und etwa von einem allzuzahlreichen Beitritt der Mitglieder des Zentralverbandes deutscher Industrieller eine einseitige Festlegung auf die bisherige Zollpolitik und eine große Abhängigkeit von diesem Verbande befürchten, antwortet Herr Rießer in einem Flugblatt: Tretet doch selber bei uns ein! „Nur dann kann eine jede Gruppe darüber wachen, daß der Bund nicht die Sonderforderungen und Sonderinteressen einer einzelnen Erwerbsgruppe in die Hand nehme und daß nicht etwa im Bunde nur e i n e Richtung, e i n Standpunkt oder e i n e Erwerbsgruppe allein den Ausschlag gebe. Wer abwartet oder fern bleibt, hat kein Recht sich zu beschweren, wenn etwa sein Standpunkt in einem Einzelfalle nicht ausreichend zum Ausdruck gelangt ist."

Das ist klar und ebenso klar ist das Grundmotiv der „Richtlinien". Wir wollen die Gleichberechtigung aller Erwerbsstände in der Gesetzgebung, Verwaltung und Leitung des Staates. Zu diesem Zwecke muß die einseitige agrardemagogische Richtung gebrochen werden. (Wir werden dabei nicht immer wie der liebe Herrgott gerecht sein können, denn auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Das steht zwar nicht in den „Richtlinien", aber man kann es füglich zwischen den Zeilen lesen.) Wir haben Gruppen, die recht verschiedene Wünsche zu uns geführt haben, unter einen Hut gebracht. Aber wir werden nur dann eine Sonderforderung zu einer Bundesforderung machen, wenn wir überzeugt worden sind, daß sie eine Etappe auf dem gemeinsamen Wege bedeutet. Alles andere mögt ihr in euren Sonderverbänden auskämpfen. Wir sind auf keine Parteiprogramme eingeschworen.

Alles andere muß sich folgerichtig aus diesen Grundsätzen ergeben. Der Versuch, schon jetzt ein ausführliches Aktionsprogramm zu entwickeln, kann heute noch nicht gelingen, ist auch trotz aller Schläue nicht gelungen. Die Unklarheiten im sozialpolitischen Kapitel sind gewiß gefährlich, aber sie waren zur Stunde kaum zu meiden. Wer ein Abgleiten in

Bahnen, die er scheut, hindern will, befolge Rießers Rat und sorge selbst für eine Stärkung der Reihen der Gleichgesinnten im Bunde. Was alles noch werden wird, wer will es prophezeien. Der Anfang ist gut. Und wie es auch immer kommen möge, die Kräfte, die zur Gründung des Hansabundes gedrängt haben, sie lassen sich nicht mehr ersticken, sie werden rüstig weiterbauen an der Verjüngung des Reiches. Sie werden schon die natürlichen „Richtlinien" aufspüren. Und der tröstlichste Gedanke ist: Der Hansabund wird schon dadurch Gutes schaffen, daß er existiert.

* * *

Denkmäler

Es denkmälert wieder arg in deutschen Landen. Im kleinen Lauchstädt wird die Werbetrommel für ein Goethe-Schiller-Denkmal gerührt. Mögen alle neun Musen die Urheber dieses schrecklichen Gedankens erleuchten, daß sie ablassen von ihrer ebenso wohlmeinenden wie schiefen Begeisterung! Mein Gott, die Herren sind noch imstande und setzen eine Rietschel-Kopie der Dioskuren vom Weimarer Theaterplatz in die holde Stille des lieben Badeplätzchens bei Merseburg. Warum? Nun: weil Goethe und Schiller dort Brunnen tranken, frische Luft schöpften und vor allem Komödie spielten, so daß das sächsische Zopf- und Rokoko-Kissingen „wie Bethlehem in Juda klein und groß" wurde. Die Herren sehen nicht, daß sie den genius loci umbringen würden, wenn sie zwei Bronze- oder Marmormännchen mit Kniehosen und Spitzenjabot in die zauberhafte Verlassenheit und das beredte Schweigen des heiligen Nestes hineinstapfen ließen. Aber das ist eine Marotte unserer Barbarei: wenn irgendwo in uns Gedanken und Empfindungen die Erinnerung an einen verehrten und geliebten Namen beschwören, daß seine Geister neben uns schweben, — bums! wird uns der Mann selbst brutal vor die Nase gesetzt, und alle Träume zerrinnen. Im Weimarer Goethehause, wo das Herz zittert und klopft, hing eine Zeit lang (bis Karl Kötschau den Greuel in die von ihm eingerichtete Schreckenskammer versetzte) ein Riesenschinken mit dem Marktschrei-Titel „Mehr Licht!", der uns zu Zeugen vom Tode des Gewaltigen machen wollte, daß man einen Wutanfall bekam. Im Sterbezimmer zu Sanssouci, wo zwischen zierlichem Schnörkel- und Tändelwerk fritzische Schauer den Besucher umwittern und zur Andacht zwingen — ha, da sitzt er selbst, leibhaftig, sterbend, in Marmor gehauen: „Friedrichs des Großen letzte Tage" (von dem armen Harro Magnussen, der sich durch diesen Sensationsgewaltstreich Beachtung und Mäzenatentum erzwang). Vorbei, vorbei! . . . Jagen auf schwarzen Rossen vorüber . . .

In Hamburg ist Heine-Aufregung. Herr Campe junior hat den obdachlosen Dichter-Marmor vom Achilleion auf Korfu erstanden und den Gestrengen vom Rat des Stadtstaates zur öffentlichen Verwertung angeboten. Wahrscheinlich um Buße zu tun für die bescheidenen Honorare, mit denen sein Ahnherr den lebendigen Heine ehrte; denn mit

Denkmälern nach dem Tode sucht die Menschheit ihre Gewissensqualen zu beruhigen, wenn sie einen großen Mann zeitlebens, wie Fontane sagte, nicht aus der Bredouille kommen ließ. Die Gestrengen aber blieben so kühl, wie man nur in Hamburg bleiben kann, und lehnten mit „gediegener" Kürze ab. Darob große Entrüstung der Öffentlichkeit. Dankbarkeit wäre mehr am Platze gewesen. Denn der schmerzliche Melancholikus von Korfu, den ein mittelmäßiger Bildner modelliert hat, wäre Atta Trolls nicht würdig gewesen. Auf solche Erwägungen hat sich der Hamburger Senat vielleicht gar nicht eingelassen; gleichviel, de facto schulden wir ihm Dank. Nun aber hat das große Berlin-Hamburger Heinekomitee, das die Maßnahmen des privaten Konkurrenten mit einigem Schrecken verfolgt haben mag, die Zeitstimmung genutzt und seine Agitation aufs neue angefacht. Kein Zweifel, daß es bald zum Ziel kommt. Darüber wird es sich gewiß freuen, aber doch auch traurig sein. Denn im Kampfe um ein Denkmal ist eben der Kampf alles, das Ziel wenig oder nichts. So hoch ich den schönen Enthusiasmus einschätze, mit dem wahrhaftig nicht nur leicht entflammte Begeisterungsmeier, sondern Spötter und Skeptiker von hohen Graden für das Heinemonument werben, — ich weiß nicht, ob man dem Dichter wünschen soll, daß sie Erfolg haben. Heine hat ein Recht darauf, gehaßt und gefürchtet zu werden. Ich habe Angst, daß der Widerspruch gegen sein Standbild verstummen könnte. Auch Schiller hat das deutsche Geistesleben nachhaltig nur so lange befruchtet, als er noch gleichsam der Haus- und Gesinnungsdichter aller Erbosten, Oppositionellen, Freiheitsdurstigen, Nichtfürstendiener war. Damals strebte man auch mit Leidenschaft, ihm Denkmäler zu errichten. Heute ist Schiller der bedenklichsten allgemeinen Anerkennung verfallen. Man darf sich nicht nur für ihn begeistern, man ist sogar obrigkeitlich dazu verpflichtet, und damit ist der Dichter der Räuber, des Fiesko, der Luise Millerin, des Tell eines seiner größten Reize beraubt. Das hat gewiß vielfache Gründe; aber ich lasse mir nicht ausreden, daß die Denkmäler mitschuldig daran sind. Der Gott des alten und des neuen Bundes schütze Heine vor solchem Schicksal. Die Herren des Denkmalskomitees haben darum doppelte Pflicht, nicht nur für ein Monument schlechthin, sondern für eins von höchster künstlerischer Qualität zu sorgen. Denn das wird abermals die Majorität gegen sich haben, und der Name Heine bleibt dann wenigstens auch weiterhin in der Opposition. Es muß ein Denkmal von links her sein. Und sie werden ferner dafür zu sorgen haben (wenn sie können), daß nicht etwa rings in Deutschland eine Heinedenkmalsepidemie sich ausbreitet. Daß der Haß gegen ihren Heros ja nicht abflaue, auf daß es ihm nicht ergehe wie Schillern . . .

In Köln will man Wilhelm Leibl ein Standbild setzen. Nachdem der größte deutsche Farbenmeister des neunzehnten Jahrhunderts, so lange er lebte, in seiner Vaterstadt gleich Null galt. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.

Dabei könnten die Rheinländer weit sinnvollere Buße tun, wenn sie endlich in ihr Wallraff-Richartz-Museum einen anständigen Leibl-Saal einordneten. Jeder Kenner wird ihnen sagen, wo das Material dafür zu haben wäre.

In Berlin hat man die Sammlung banaler Skulpturen, die den schönen Vorhof des alten Universitätsgebäudes um seine architektonische Wirkung betrügt, um ein miserables Treitschke-Denkmal vermehrt, um Siemerings mißlungenes Nachlaßwerk (von Toten soll man nur Wahres sagen). Wie oft hat man gebeten: Meine Herren Professoren, lassen Sie doch ab von diesem ganzfigurigen Ehrgeiz! Stellen Sie doch lieber etwa eine Reihe von Hermen, von Büsten Ihrer größten Kollegen auf schönen Postamenten auf. Damit die Jünger der Wissenschaft sich am Anblick der herrlichen Köpfe weiden, die der Geist dieser Männer sich baute —, während er am Bau ihrer Rümpfe und Beine meist wenig Anteil hatte. Half alles nichts. Seitdem einmal die Brüder Humboldt am Außengitter als monumentale Verherrlichungen der „sitzenden Lebensweise" des Gelehrtentums thronen und allerlei Gedanken über die Zusammenhänge dieser Lebensweise mit der menschlichen Physis anregen, seitdem die wohlhabenden Chemiker, um einen Notschrei des Volkes zu befriedigen, ihren Mitscherlich überlebensgroß ins Kastanienwäldchen gesetzt haben, ist kein Halten mehr. Herters öder Helmholtz verstellte den Haupteingang (man berechne, um wie vieles eindringlicher eine monumentale Neugestaltung von Adolf Hildebrands Büste an bescheidenerem Platze gewirkt hätte). Jetzt kam der Treitschke, halb Grabdenkmal, halb bramarbasierendes Bühnenbild. Ach, diese bildhauerisch undiskutierbare Pose der geballten Faust, die auf den Geschmack der Ärmsten im Geiste spekuliert, soll uns etwas von dem heiligen Sturm und Gewitter sagen, die in Heinrich von Treitschkes flammender Seele rumorten! Und nächstens kommt noch der Mommsen hinzu. Diesmal ein Kunstwerk von ungewöhnlicher Schönheit (Adolf Brütt hat es geschaffen); aber das Monumentengedränge vor dem einstigen Hotel des Prinzen Heinrich wird nun bald lebensgefährlich.

In Frankfurt a. O. aber schlägt man sich um das Denkmal Heinrichs von Kleist, den man mit einer Banalität abspeisen will.

O, warum hat der Ewige kein Gebot gerichtet gegen den neudeutsch-preußischen Monumentenunfug?

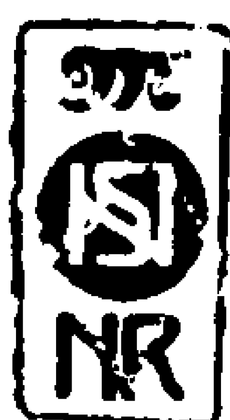
Max Osborn

Ein Nachwort zu den diesjährigen französischen Manövern

Mit einem tief zu beklagenden Unglück haben die großen französischen Manöver ihren Abschluß genommen, das gewiß gerade in Deutschland allgemeinen Widerhall gefunden hat. Wenn man aber dieses neuerliche und diesmal so verhängnisvolle Versagen des Lenkballons bei den Folgerungen mit in Rechnung stellt, die aus den Herbstübungen zu ziehen sind, so muß festgestellt werden, daß die Republik mit diesem neuesten Kriegsmittel noch bei weitem nicht auf der

Höhe der Zeit steht. Nicht nur wurde der Marsch des Dirigeable nach dem Manövergelände durch einen, in seinen nächsten Folgen nur sehr mühevoll zu beseitigenden Unfall betroffen, nicht nur hat die dann wohl übereilte Reparatur sehr wesentlich schuld an der vollständigen Vernichtung des Fahrzeuges, sondern dieses selbst hat während der eigentlichen Übungen niemals seine kriegsmäßige Verwendbarkeit vollkommen beweisen können. Der neue französische Kriegsminister hat in einer nach der Verunglückung des Luftschiffes gehaltenen Rede überhaupt die Möglichkeit einer kriegsmäßigen Verwendung des Lenkballons bezweifelt und die Zukunft für die Aeroplane in Anspruch genommen. Von dem Standpunkt, den augenblicklich die Konstruktion und der Gebrauch von Lenkballons in Frankreich einnimmt, mag er recht haben, seine Rede wird aber kein Grund sein dürfen, nunmehr in der weiteren Entwicklung jener Fahrzeuge stehen zu bleiben. Denn schon beginnt man sich in Frankreich in weitesten Kreisen zu regen! „La perte d'argent, la perte de l'engin militaire seront facilement réparées", so sagt man und erwartet, daß „une souscription nationale", ähnlich wie seiner Zeit in Deutschland, die Mittel bringen werde, das Verlorengegangene wiedereinzuholen. En attendant, salut à nos morts! Der Appell wird Erfolg haben! —

Wie bei den Manövern des Vorjahres — und zwar namentlich durch den General Pedoya in fast reklamehafter Weise — für die Behauptung eingetreten wurde, daß die Disziplin der Armee eine vortreffliche sei, so sucht man sich jetzt auf die Meinung eines früheren deutschen Offiziers zu stützen, der den Manövern beiwohnte. Gewiß wird niemand, der die Manöver gesehen hat, leugnen wollen, daß die an ihnen beteiligten Truppen einen recht guten Eindruck gemacht haben, namentlich bezüglich ihrer Disziplin. Man darf aber aus den Übungen eines verhältnismäßig nur kleinen Teils der französischen Armee nicht auf die Zustände im ganzen Heerwesen schließen. Wenn man berücksichtigt, daß in diesem die Manneszucht noch vor einem Jahre sehr viel zu wünschen übrig ließ, und wenn man in Erwägung zieht, daß gerade ein derartiger Fehler eine zeitraubende Korrektur gebraucht, so muß man zu der Überzeugung gelangen, daß dem französischen Heere die Homogenität fehlt, die allein Gewißheit für den Erfolg geben kann. Das 14. Armeekorps entnimmt seinen Ersatz hauptsächlich der Dauphiné und Savoyen, und die guten, militärischen Eigenarten der diese Departements bewohnenden Volksstämme mögen in der Hauptsache bewirkt haben, daß jene Truppen einen ungleich besseren Eindruck als jene machen, die dem industriereichen Flachlande oder den übervölkerten Großstädten entstammen! Es darf nicht vergessen werden, daß etwa in derselben Zeit, in der die manoeuvres du Bourbonnais stattfanden, Reservisten des 134. Infanterie-Regimentes verantwortlich gemacht worden sind, daß die bei diesem Regiment aufbewahrte Fahne des 334. Reserve-Infanterie-Regimentes geraubt, vom Schaft getrennt und



Die angebliche Totenmaske [illegible]
aus Goethes Besitz (Weimar, Goethehaus)
(Nach einer photographischen Aufnahme von A. He[illegible])
Zum Aufsatz von Marie [illegible]uette

[illegible]e der Zeit [illegible]. Nicht nur wurde der Vorfall des Dirigeable nach dem Manöverge[illegible] [illegible], in seinen nächsten Folgen nur sehr mühe[illegible] zu beseitigenden Unfall betroffen, nicht nur hat die [illegible] wohl übereilte Reparatur sehr wesentlich [illegible] an der vollständigen Verwendung des Fahrzeuges, sondern dieses selbst hat während der eigentlichen Übungen niemals seine kriegsmäßige Verwendbarkeit vollkommen beweisen können. Der neue französische Kriegsminister hat in einer nach der [illegible] des Luftballes gehaltenen Rede überhaupt die Möglichkeit einer kriegsmäßigen Verwendung des Luftballons bezweifelt und die Zukunft für die Aeroplane in Anspruch genommen. Von dem Standpunkt, den augenblicklich die Konstruktion und der Gebrauch von Lenkballons in Frankreich einnimmt, mag er recht haben, seine [illegible] [illegible] aber kein [illegible] sein [illegible], [illegible] in der [illegible]eren Entwicklung jener [illegible] stehen zu bleiben. Denn schon beginnt man sich in Frankreich in weitesten Kreisen zu regen! [illegible] perte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] réparées", [illegible] wird erwartet, daß [illegible] nationalen [illegible] [illegible] [illegible] in Deutschland, [illegible] bringen werde, das Verlorengegangene wiederzuerlangen. [illegible] attendant salut [illegible]! [illegible] wird Erfolg [illegible]

Wie bei den Manövern des [illegible], [illegible] namentlich [illegible] der General [illegible] in fast [illegible] [illegible] für die [illegible] eingetreten [illegible], daß [illegible] der [illegible] vor-

[illegible] sei, so sucht man [illegible] sich auf die Meinung eines frühe[illegible] deutschen Offiziers zu stützen, [illegible] den Manövern beiwohnte. [illegible] wird niemand, der die [illegible] gesehen hat, leugnen wollen, [illegible] die an ihnen beteiligten Truppen einen recht guten Eindruck gemacht haben, namentlich bezüglich [illegible] Disziplin. Man darf aber [illegible] den Übungen eines verhältnismäßig nur kleinen Teils der französischen Armee nicht [illegible] Schlüsse im ganzen Heerwe[illegible] schließen. Wenn man berücksichtigt, daß in diesem die Mannschaft noch vor einem Jahre sehr [illegible] zu wünschen übrig ließ, und wenn man in Erwägung zieht, daß jene[illegible] ein derartiger Fehler eine [illegible] [illegible]ende Korrektur gebraucht, muß man zu der Überzeugung gelangen, daß dem französischen Heere die Homogenität fehlt, [illegible] allein Gewißheit für den Erfolg geben kann. Das 14. Armee[illegible] entnimmt seinen Ersatz hauptsächlich der Dauphiné und Savoyen, [illegible] die guten, militärischen Eigenschaften der diese Departements bewohnenden Volksstämme mögen in [illegible] Hauptsache bewirkt haben, daß [illegible] Truppen einen ungleich [illegible] Eindruck als jene machen, die [illegible] industriereichen Flachland oder [illegible] übervölkerten Großstädten stammen! Es darf nicht verschwiegen werden, daß etwa in der Zeit, in der die Manöver [illegible] [illegible] stattfanden, [illegible] [illegible] des 124. Infanterie[illegible] [illegible] verantwortlich [illegible] worden sind, daß die [illegible] [illegible] aufbewahrte [illegible] [illegible] Reserve-Infanterie[illegible] [illegible] [illegible] vom Schafe [illegible]

[illegible]



Die angebliche Totenmaske Schillers
aus Goethes Besitz (Weimar, Goethehaus)
(Nach einer photographischen Aufnahme von A. Held, Weimar)
Zum Aufsatz von Marie Schuette

dadurch besudelt worden war, daß man das Fahnentuch in eine Latrine warf. Es muß berücksichtigt werden, daß zu dem bekannten „geraubten Maschinengewehr" von Chalons s. M. noch zwei andere hinzutraten, die dem 13. Jägerbataillon in Chambéry gestohlen worden sind, es darf nicht vergessen werden, daß in Angers ein Lebelgewehr abhanden gekommen ist. Viele solcher Fälle sollte man nicht der Tätigkeit der Spionage zuschieben, sondern man sollte sie auf das Konto der Indisziplin setzen. Wenn ein Oberst wie der des 134. Infanterie-Regiments, den Vorschriften entgegen die Fahnen nicht in seiner Wohnung, sondern in dem schlecht verwahrten Salle d'honneur unterbringt, wenn ein General, wie dies der Fall gewesen, bei der Manöverschlußkritik darauf aufmerksam gemacht werden muß, daß der Ausspruch des Schiedsrichters unanfechtbar ist, daß „les arbitres sont souverains", so liegen offenbar Fehler gegen die Disziplin vor und zwar solche seitens hoher Offiziere. Und diese Verfehlungen machen es schließlich ganz erklärlich, daß die Soldaten sich wenig um dienstliche Anordnungen kümmern, daß sie sich selbst vernachlässigen. Aber man will nicht eingestehen, daß die so oft verspöttelte „eiserne Disziplin der deutschen Armee" eben nicht nachgemacht werden kann, und man sucht an Stelle der Manneszucht „Antimilitaristen und Spione" verantwortlich zu machen. Die Spionenfurcht hat gerade während der diesjährigen französischen Manöver ein köstliches Ereignis gezeitigt, indem sie mehrere Gendarmen, die die Manöver des 20. Armeekorps überwachten, veranlaßte, den Berichterstatter des „Est républicain" zu verhaften.

Immerhin haben die französischen Manöver von neuem bewiesen, daß man emsig bestrebt ist, es dem ehemaligen Gegner gleichzutun, — sie haben aber auch in manchen Beziehungen erkennen lassen, daß doch das Streben allein nicht ausreicht.

Oberstleutnant z. D. Hübner

Gefälschte Kunstwerke

(Stephan Beissel: „Gefälschte Kunstwerke." Freiburg, Herders Verlagsbuchhandlung.)

Dieses Buch gehört zu den allzu vielen, die aus Büchern gemacht sind. Eine Sammlung von Daten und Anekdoten über Fälschungen und Betrügereien auf dem Kunstmarkt, entnommen Eudels bekannten schwatzhaften Schriften „Le Trucage" und „Trucs" und Zeitungsnotizen. Die Geschichten sind nicht von heut und entbehren des Reizes der Aktualität. Der alte Spitzer figuriert noch als „der raffinierte Händler" und „die Herren von Rothschild" als die größten Käufer. Im Zeitalter Pierpont Morgans gibt es ganz andere Geschichten zu erzählen und andere Namen zu nennen.

Zuerst wird bewiesen, daß alte Kunstwerke in unseren Tagen so hoch bezahlt werden, daß sich das Fälschen verlohnt. Braucht dies wirklich erst bewiesen zu werden? Die Preise für Kunstsachen aller Arten, mit denen Beissel seine Leser in Staunen zu versetzen

wünscht, werden bei den Kunsthändlern von heute ein mitleidiges Lächeln erregen. Die wirklichen Rekordpreise sehen ganz anders aus.

Das eigentliche Thema des Buches konnte mit Aussicht auf nützliche und lehrreiche Ergebnisse auf sehr verschiedene Art behandelt werden. Ein wirklicher Kunstkenner, ein Mann der Praxis, der mit dem Kunstmarkt vertraut wäre, könnte wohl aus eigenen Beobachtungen den Sammlern und Museumsleuten wertvolle Winke und Ratschläge geben, indem er die Merkmale der gefälschten Stücke feststellte. Freilich könnten das nur Spezialisten, jeder auf eng begrenztem Felde tun. Universell sind nur die Pseudokenner. Beissel bietet für keine Klasse von Kunstwerken eigene Beobachtungen. Seine Mitteilungen sind für die Praxis wertlos und erreichen nichts als die Verbreitung von Mißtrauen.

Über Fälschungen ließe sich auch sprechen vom Standpunkte des Juristen und vom Standpunkte des Ästhetikers, des Stilhistorikers. Der Verfasser ordnet sein wahllos gehäuftes Notizenmaterial weder in dieses noch in jenes System.

Der Fälscher zwingt sich zu unnatürlichem Tun, indem er, eine Leiche galvanisierend, im Stil einer vergangenen Periode zu arbeiten sich bemüht. Das Kunstwerk entsteht, Fälschung wird hergestellt. Der Fälscher kann seiner Begabung nach talentvoll sein; sobald er aber fälscht, kann er nicht etwas im eigentlichen Sinne Künstlerisches hervorbringen. Dies der letzte Grund dafür, daß es auf dem Felde der freien Kunst keine täuschenden Fälschungen gibt, höchstens täuschende Kopien. Und was die Kopien betrifft, schützt nicht nur die Kenntnis der Originale, sondern auch, von dem Technischen abgesehen, die Beobachtung jener Züge, die der Kopie als solcher eigentümlich sind. Jede Fälschung ist mittelmäßig und subaltern. Diese Sätze gelten in geringerem Grade für das Gebiet der Skulpturen (die mechanische Abformung kommt hier dem Fälscher zugute) und in noch geringerem Grade für das weite Gebiet des Kunstgewerblichen, sie gelten aber bis zu einem gewissen Grade überall. Wenn trotz alledem auch der Kenner oft getäuscht worden ist und getäuscht werden wird, so liegt die Schuld in dem leider nur allzu häufigen Aussetzen der scharfen Beobachtung.

Fälschungen täuschen, wenn überhaupt, nur kurze Zeit und werden rasch enthüllt. Der Fälscher führt höchstens seine Zeitgenossen irre. Die nächste Generation lächelt über seine Anstrengung, da ihr das Nachzuahmende anders erscheint als der vorigen Generation.

Das Studium der Fälschungen ist nützlich und bewahrt vor Schaden, darüber hinaus kann es zu den tiefsten Geheimnissen des Kunstschaffens führen. In dem, was der Fälschung fehlt, kann das Besondere der Kunstschöpfung erfaßt werden.

Es ließe sich ein nützliches und ein tiefes Buch über den Gegenstand verfassen. Weder das eine noch das andere würde Beissels Buch ähnlich sehen.

Ich habe über Mangel an Aktualität geklagt. In einem Punkte aber bringt der Verfasser das Aller-

neueste. Er bucht nämlich kaltblütig die Tatsache, daß „die Madonna mit der Wickenblüte" als Fälschung erkannt sei. Schließlich liegt kein Grund vor, alle Kunstwerke für falsch und alle Zeitungsnachrichten für echt zu halten. Was die Madonna mit der Wicke im Museum zu Köln angeht, so ist sie als Repräsentant des zweiten kölnischen Stils der Tafelmalerei, des Stiles von 1400 etwa, hoch berühmt (es gibt nichts Schöneres in diesem Stile) und seit 1820 etwa bekannt! Mit diesem Werke würden viele andere fallen. Vor einiger Zeit äußerte ein Restaurator in Köln, übrigens eine ernste und vertrauenswürdige Persönlichkeit, Zweifel vor dem Bilde. Die Sprungbildung der Farbe an einer Stelle erschien ihm auffällig und mit der angenommenen Entstehungszeit unvereinbar. Drei Kunstforscher fanden sich, die den vorsichtig geäußerten Zweifel des Technikers leichtherzig ins Publikum riefen. Obgleich Wilhelm Bode seine Autorität zugunsten der Madonna in die Wage warf, wurde die absurde Meinung, daß dieses Werk eine Fälschung vom Anfange des 19. Jahrhunderts wäre, in rasender Eile weiter getragen. In der „Zukunft" spricht Meier-Graefe vergnügt von dem Schlage, der die Zunft der Kunsthistoriker getroffen habe, in den „Süddeutschen Monatsheften" entschuldigt Voll die Kunsthistoriker, daß sie an dieses Machwerk so lange glauben konnten, und plädiert für mildernde Umstände. Und Beissels Buch ist das erste, hoffentlich auch das letzte, in dem die Geschichte von dieser „Fälschung" zu lesen ist. Max J. Friedländer

Die griechische Gärung

Die Geste war gut, war die in allen Lebenslagen imponierende Geste des Gentlemans, mit der Georg, König der Hellenen, die Meuterei seiner Offiziere und deren Forderung, alle Mitglieder des Königshauses von ihren militärischen Stellen zu entfernen, beantwortete: er sei bereit, mit der ganzen Dynastie das Land zu verlassen. Vorläufig blieb es bei der Geste. Und wenn sich auch das Gerücht immer mehr verdichtet, daß der König kronenmüde sei, spricht sich in Athen doch die Version herum, die Thronentsagung solle zugunsten des Erstsohnes des Kronprinzen erfolgen und der gänzliche Exodus einer Königsfamilie vermieden werden. Die Gegnerschaft der Armee gegen den Kronprinzen, der sein Oberkommando nicht zur Reformierung der rückständigen griechischen Wehrkräfte benützte, hätte so ihr Opfer erhalten. Eine Generation, die noch als mitschuldig an der militärischen Schwäche Griechenlands betrachtet wird, wäre ausgeschaltet.

Man kann es billigerweise den griechischen Offizieren, die sich an dem türkischen Beispiel begeisterten, nicht allzu sehr verargen, wenn sie eine reelle Unterlage für die Politik ihres Landes an Stelle der schwanken Garantien schaffen wollen, die die dynastischen Beziehungen und die auf dem Familienweg ergatterten Rücksichten auf das Königshaus boten. Dieses Fundament für die hellenische Frage kann nur eine wohlorganisierte, schlagfähige Armee sein. Wenn sich auch die notleidenden Finanzen des Landes bleischwer an jede

Reform hängen, ist es doch angesichts der erfolgreichen Erstarkung der türkischen Kraft und wohl auch der Tatsache, daß alle Balkanstaaten ihr Bestes und Letztes opfern, um tüchtig geschulte und wehrfähige Streitkräfte zu besitzen, geradezu vernichtend für die hellenischen Ideen und politischen Ziele des Landes, über eine Armee zu verfügen, wie sie sich im letzten Kriege dem Feinde entgegenstellen mußte. Und es ist — wie ich Führung, Schulung, Organisation und Ausrüstung der Kämpfer von Larissa damals aus nächster Nähe sah und nun mit den Zuständen von heute gleichfalls durch Augenschein vergleichen konnte, gar nichts Wesentliches zur Besserung der Zustände geschehen.

Daß sich diese Verlotterung, Augendienerei, Protektionswirtschaft, Berufsuntätigkeit und Verwaltungskorruption in der griechischen Armee nach den bitteren Erfahrungen des Krieges zu erhalten vermochten — ist eine Schuld, von welcher der Thronfolger nicht ganz freigesprochen werden kann. Er hätte — wenn die Mittel durchaus nicht zu beschaffen waren — auch seinerseits die Geste des Gentlemans haben müssen, ein solches Oberkommando sofort niederzulegen. Bei dem Umstande, daß die beruflich wenig tätigen Offiziere der griechischen Armee sich vielfach mit nationaler Politik befassen und auch die heißblütigen Politiker von Hellas sich hinter die Militärs stecken, ist sehr zu befürchten, daß — im Falle nicht sofort mit durchgreifenden Armeereformen vorgegangen wird, was nach den Äußerungen der gegenwärtigen Athener Regierung nicht wahrscheinlich ist — die ursprünglich auf ganz legitimer Basis und richtiger Einsicht entstandene Bewegung sich zu einer regelrechten Militärrevolution auswachsen werde, die die Gewalt an sich reißen und Gutes wie Schlechtes brutal umwerfen könnte.

Die Folgewirkungen wären weit bedenklicher als in der Türkei. Denn in dieser steckt ein bedeutendes Quantum an konservativer Kraft und ursprünglicher gesunder Volksenergie, die der Anarchie entgegenwirken. In Griechenland aber sind diese Eigenschaften längst aufgebraucht.

Die griechische Frage bedeutet demnach heute eine neu-aufgetauchte große Balkansorge. In der Türkei sind noch gewaltige innere Kämpfe abzutun, in Serbien droht gleichfalls eine Militärbewegung auszubrechen, und nunmehr tritt auch Griechenland hinzu.

Der Balkan kommt aus den Gärungen nicht heraus.

v. Stetten

Liliencrons Nachlaß

Bei der Lektüre der beiden Liliencronschen Nachlaßbände, die Richard Dehmel kürzlich, die Gedichte „Gute Nacht", die Novellen „Letzte Ernte" betitelnd, in Schuster und Loefflers Verlag erscheinen ließ, wurde mir die persönlichste Freude durch ein Paar Anführungszeichen bereitet; in ihnen glaube ich nämlich eine Art Bestätigung der etwas ketzerischen Ansicht zu finden, die ich in einer größeren Liliencronstudie (Preußische Jahrbücher, Mai 1908) ausführlich

dargelegt habe. Das Gedichtbuch enthält dieses „Lebewohl an meinen verstorbenen Freund, Herrn Naturalismus":

Widerliches Wort: Gekose,
Leider reimt es sich auf Rose,
Immer auch die Herzenschmerzen,
Sanft beglänzt von Unschlittkerzen;
Und die lieben Sonnenwonnen,
Eingesargt in Pökeltonnen.

Nimm die Muse bei der Hand,
Drück sie feste an die Wand,
Küsse ihr den weißen Nacken,
Küsse ihr die frischen Backen.
Lachen wird ihr roter Mund,
Und besiegelt ist der Bund.

Leben Sie wohl! Ach, es war doch so schön,
als wir damals „zusammen" gingen,
Sie und Ihr alter Freund
Detlev Liliencron

Ist es wohl allzu spitzfindig, wenn ich aus den Anführungsstrichen des Wortes „zusammen" so etwas wie eine nachträgliche Skepsis, ein freundliches Lächeln über Jugendirrtümer herauslese?

Es ist begreiflich, daß sich „damals" die jungen Stürmer und Dränger und der reife einsame Mann zusammenfanden: ähnliche Kämpfe und Leiden verbanden sie. Ein wissenschaftlich geschulter kritischer Kopf, der sich über die wesentlichen Unterschiede der einzelnen Literaturströmungen klar ist, war Liliencron zeitlebens nicht. Er fühlte nur, daß er anders dichtete als seine gleichaltrigen Zeitgenossen, männlicher, schroffer, wilder zupackend als die Poeten der „Herzenschmerzen". Und daß er auf Verständnis und Anerkennung bei den Anhängern des Geschniegelten und Zärtlichen nie und nimmer rechnen durfte. Aber die Jungen, die gleichfalls kein Blatt vor den Mund nahmen — sie jubelten ihm zu, nannten ihn ihren Führer. Man verbündete sich, weil man den gleichen Feind bekämpfte, und weil man die gleiche Rüstung trug. Die gleiche äußere Rüstung des Stils. Aber wie anders sah es im Innern dieses Führers und dieses Heerhaufens aus! Götz von Berlichingen und die Bauern. Die soziale Frage, das demokratische Politisieren saß den Modernen tief im Blut; Detlev Liliencron, ihr „Führer", war adlig und kaisertreu und weiter nichts, war niemals von sozialen Gedanken geplagt. Die Modernen versenkten sich tief und tiefer in Seelenkunde und Philosophie; ihr „Führer" verstand von diesen beiden Disziplinen so viel oder wenig wie ein ritterlicher Haudegen früherer Jahrhunderte, wie ein Landsknechtshauptmann. Um seiner modernen Führerschaft willen fühlte er später mehrfach die Verpflichtung, gleichfalls sozial, psychologisch und philosophisch zu dichten. Jedesmal bekam es ihm schlecht, so wie dem Ritter mit der eisernen Hand seine Führung der Bauern übel bekam. Die verschwommene Philosophie beeinträchtigte manche Szene des oft so herrlichen Poggfred-Epos, die Novellen und Romane des Dichters werden immer da ungenießbar, wo er sich ins fremde Gebiet des Seelischen und Sozialen begibt.

Das kann ohne alle Lieblosig-

keit gesagt werden. Denn die fremdem Boden abgerungenen schwächeren Schöpfungen Liliencrons mögen ruhig in wenigen Jahren versinken: so wird das überschwänglich Wundervolle, das seinem eigenen Acker entsproß, um so strahlender dastehen.

Aus einem einzigen Punkt ist dies ganze eigene Schaffen in seiner Schönheit und seiner scharfen Umgrenzung zu verstehen: der Dichter hatte eben die Seele eines Landsknechts. Nach immer rückersehnten kriegerischen Jahren gerät er ins Bürgerlich-Enge, ins Friedlich-Kleine. Die innere Not, die Unbefriedigung lehrt ihn nun erst dichten — denn wozu die Feder führen, wenn man noch Pferd und Degen hätte? Erinnerungen des durchkosteten Kriegsglückes sind seine ersten Schöpfungen, wobei Vers und Prosa unterschiedlos wechseln und die sogenannten Kriegsnovellen gerade so gut Gedichte sind, wie ihre rhythmischen und gereimten Geschwister. Hand in Hand mit solchem Erinnern geht die Sehnsucht nach neuem Erleben, das Rütteln an den Philisterfesseln. Das ist der Inhalt seiner nichtkriegerischen Lyrik. Endlich findet sich eine neue Ausfüllung. Von großen Kriegs- und Mannestaten der Vergangenheit lesen und das beleben mit dem eigenen Sehnen und Erinnern; so wird Liliencron zum lyrischen Epiker, und nicht nur seine schönsten Verse, auch seine schönsten — sogenannten — Novellen sind Balladen, also stürmende, von der Leidenschaft des Erzählers getränkte Handlungen, in denen für seelisches und gedankliches Entwickeln kein kleinster Platz bleibt. Als balladesker Kriegsmann erfaßt er auch die Dinge der Liebe. Mit der Frauenseele weiß er im Grunde gar nichts anzufangen. Das ist nur immer sekundenlange Leidenschaft, die er schildert, abenteuerlich wildes Erleben, ein Augenblick des Glücks, der Katastrophe, ein Ansichraffen, ein Fortwerfen — Balladenliebe. Dies Wenige aber dargestellt mit überwältigender Kraft und Farbenpracht . . . .

Auf engem Raum enthüllen die Nachlaßbände noch einmal in knapper Zusammenfassung dies Wesen des Dichters. Zwar das Gedichtbuch „Gute Nacht" konnte zu solcher Totalität nur dadurch erhoben werden, daß man ihm eine Auswahl bereits früher erschienener Stücke einfügte. Und gerade diese nur neu gedruckten Verse, vor allem die Balladen, bilden den wertvollsten Inhalt des Buches; das Neue scheint mir nicht immer auf der freien Höhe Liliencronschen Könnens zu stehen (von welchem allgemeinen Urteil aber das „Begräbnis" als eines der kraftvollsten und edelsten Gedichte Liliencrons überhaupt ausdrücklich ausgenommen sei). Im ganzen ist wohl das Werk eher als ein Gedenk- und Auswahlband anzusprechen und nicht eigentlich als neue Produktion. Anders steht es um die Novellensammlung „Letzte Ernte". Hier werden alle Gaben und Grenzen Detlev Liliencrons an einer Reihe neuer Arbeiten offenbar. Sechs Stücke der Sammlung sind letzte Schöpfungen des Mannes, das siebente (das erste im Reigen des Buches) ist die bisher ungedruckte, überhaupt erste

Geschichte des Dichters. Die „Soldatenphantasie, geschrieben in der Verbannung Kellinghusen 1872" zeigt Liliencron genau auf dem Punkte, da er vom Erleben zum Dichten übergeht. Er berichtet, schon in seinem markanten Stil, aber noch mit großer Verschwendung des Stofflichen, was er in wirrer Folge von seinen Kriegserlebnissen geträumt hat. Es ist eine höchst lehrreiche Beschäftigung, die Wege aufzusuchen, die von der ersten Skizze mit ihren Keimen fast aller späteren Kriegs-Novellen und -Gedichte zu diesen selbst hinüberführen, und sich klar zu machen, wodurch die reifen Dichtungen über die erste Darstellung des Tatsächlichen hinausgehoben wurden. Am Schluß des Bandes steht dann wieder eine Kriegsgeschichte, diese aber mit reifster Balladenkunst zum einheitlich Ganzen gestaltet, und deutlicher betonend, was ihren Dichter zutiefst und zumeist bewegte: Liebe zum farbigen und bewegten Leben, Liebe zur kriegerischen Tat, zum Heldischen. Scheinbar auf friedlicherem Gebiet spielen drei andere Geschichten des Bandes, aber, wie gesagt, es ist nur ein scheinbarer Frieden; von anderen Ausgangspunkten, doch mit gleicher Hast und toller Leidenschaft stürzt alles balladischen Liebeskatastrophen zu. Ein wehmütiger, halb ungewollter Humor dürfte dem Leser endlich aus zwei unkriegerischen, unverliebten und gar nicht lyrischen Novellen, dem „Gelben Kasten" und dem „Ehepaar Quint", entgegen leuchten. Von den Leiden eines Schuldenmachers, dem die Natur die Fähigkeit des soliden Rechnens versagt hat, erzählt die eine, von der Sinnlosigkeit und Schändlichkeit grotesken Geizes die andere. Zwischen den Zeilen dieser objektiven Geschichten liest man, was ihren Dichter im bürgerlichen Leben wohl oftmals gepeinigt hat, und welches Laster ihm das unverständlichste und verhaßteste gewesen. Und so entsprangen auch diese unleidenschaftlichen Darstellungen dem Landsknechtswesen Detlev Liliencrons.

Victor Klemperer

Schule und Politik

Man wird sich an den Kopf greifen und fragen: was haben die denn miteinander zu schaffen? Bis auf etliche unserer eifrigsten Politiker aller Parteigattungen, die sich sehr wohl der Wahrheit des „Wer die Jugend hat, hat auch die Zukunft" bewußt sind. Und nun realisieren wollen: kommt zu uns, seid unsere Jugendgarde. Bum, bum. . . kommt alle her, immer her! Folgt unserer Fahne! Ihr dürft auch ein Abzeichen tragen. Immer her, her, her. . .

So rufen schon (oder in aller Kürze) ziemlich alle Parteien. Zum Teil vielleicht aufgereizt durch die sozialdemokratischen Jugendorganisationen, durch die „junge Garde". Und unsere Erzieher? Wenn sie selbst politische Parteiführer sind, kann man's ihrer Liebe zur Partei ja nicht verdenken. Aber als streng denkende Pädagogen müssen wir doch sagen: Politik hat mit der Schule nichts zu tun. Rein gar nichts. . . Daß die Jugend im nationalen Sinn erzogen werden soll, ist selbstverständlich. Aber läßt sich diese nationale Erziehung

nur durch Byzantinismus, Hurrapatriotismus (und andere überflüssige -ismen) verwirklichen!? Und muß dazu nun noch gar die Parteipolitik kommen mit ihren zugespitzten Gegensätzen, die oft noch dem Primaner unverständlich bleiben? Es ist wahrhaftig gerade genug, daß der konfessionelle Zwist in unsere Klassenräume getragen ist. Und nun sollen die Gegensätze innerhalb der deutschen Jugend weiter verschärft werden? Vielleicht bringen wir's noch dahin, daß zum religiösen Bekenntnis uns auch gleich das politische angeboren wird. So daß die ganze Politik dann nur noch ein Faktor, der durch die Geburtsquote bestimmt wird, wäre! In mancherlei Hinsicht möchte das ja wünschenswerte Folgen haben. Aber es wäre der Untergang des letzten Restes, den wir noch an Selbständigkeits-Bewußtsein haben. Ich möchte das Volk nicht aufkommen sehen, das alles ererbt — Geld, Wissen, religiöse und politische Konfession. Aber alles deutet auf sein Kommen, alles. . . Auch dieses Bestreben, Politik unter der Schuljugend zu treiben. Noch einmal: wir Pädagogen lehnen das ab. Wir wollen eine an Körper und Geist starke Jugend heranbilden, die imstande ist, sich später selbständig eine politische Meinung zu bilden. Das ist nationale Erziehung.

Karl Wilker.

Die Meister des Märchens

Die Freie Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege in Berlin ist dem Märchen tief in seinen dunklen wunderreichen Heimatwall nachgegangen. Auf vermoosten Pfaden, im dichten Gestrüpp, wo die Vergessenheit schon ihre Spinnweben zu ziehen begann, hat sie es eingeholt. Uralte liebe Kunde, die es längst verstorbenen Meistern erzählt, hat sie seinem Plaudermund aufs neue abgerungen.

Und nun gehn die alten Mären der toten Meister in schlichtem, schönem Gewande aufs neue in die Welt. Über unsere klugen Kinder wird eine seltsame Verzauberung, die kein moderner Erzähler mehr hervorzurufen versteht, kommen, wenn sie sich in diese Bände versenken.

Friedrich Fouqués „Undine", Ernst Moritz Arndts „Witt Düweken", seinen „Starken Hans", sein Schneeflöckchen und mehr von der Art, zu einem Bande vereint, Wilhelm Hauffs Mären in zwei Bänden, Clemens Brentanos und des Altmeisters Ludwig Tieck Märchen hat die Lehrervereinigung mit geschmackvollen Einführungen, mit Buch- und Bildschmuck moderner Meister in einfach-vornehmer Ausstattung herausgegeben.

Sechs Meistermärchenbücher!

Ja, sie waren alle sechs wirklich Meister von der Zunft! Mit starkem Webeschiff, mit kräftigem Faden haben sie gewebt, Muster von phantastischem Reichtum und Reiz, starke, tolle, grausige Muster zuweilen, wie man sie heut nicht mehr schafft. Sie haben ihre Kunst verstanden, sie waren ganz bei der Sache. Das Volksmärchen war ihnen nicht umsonst vor den erstaunten Blicken barfuß im roten Röckchen mit den Haaren aus

Sonnengold eben über den Weg gelaufen; Goethe hatte nicht umsonst mit den ruhevollen Götteraugen in ihre stürmische, drängende Jugend hineingeblickt.

Eine wundervolle Ruhe, Schönheit und Zügelung der Sprache ist allen eigen.

Das seltsame, bis ins Herz greifende Grauen, das durch Tiecks „Blonden Eckbert", durch seinen „Runenberg" und die „Elfen" geht, die drei, die hier zu einem Bande zusammengestellt sind, bekommt durch die maßvolle, beherrschte Sprache unerhörte Gewalt. Die Überraschung, die Jakob Grimm als das wesentlichste Moment des Märchens bezeichnet, übt ihre ganze Macht. Das Geheimnisvolle in diesen stark und groß erfundenen Mären wird nie ganz durchleuchtet, die dunkle Traurigkeit niemals sonnenhell gelöst.

Und doch wird unsre heranwachsende Jugend ein tiefes Entzücken an den düster-phantastischen Gebilden haben. Und wir Alten verstehn es, daß Goethe hingerissen war, daß er Zeit und Stunde vergaß über einem Märchenvortrag des jungen Ludwig Tieck.

Welch ein geheimnisvolles, liebes, tiefpoetisches Märchen ist auch Friedrich Fouqués Undine! Zwei von den Liedern des ritterlichen Sängers leben noch ganz frisch im deutschen Volk. Das begeisterte „Wohlauf zum fröhlichen Jagen" und „Wenn alles eben käme". Seine anziehende Jugendgestalt entreißt der Herausgeber der Undine, Gerhard Krügel, mit warmen Worten der Vergessenheit, indem er seine schöne Nixe der Jugend wiederum zur Gefährtin gibt.

Ganz überraschend anmutig, kindlich traut und heimelnd wirken die bisher fast unbekannten Märchen des alten eisernen Ernst Moritz Arndt. Das Witt-Düweken vergißt man nicht wieder, wenn der geharnischte Alte auch naiver erzählt hat als die in Literaturluft aufgewachsenen, feinen Romantiker.

Clemens Brentanos „Halb Menschen-, halb Tiermärchen" „Gockel, Hinkel und Gackeleia", erscheint daneben allzu arg verziert und verzerrt und will nicht mehr so ganz schmecken.

Wilhelm Hauff ist im „Zwerg Nase" und im „Kalif Storch" noch immer jung und köstlich. Diese beiden Märchen sind und bleiben von klassischem Wert. In den anderen Märchen, so erstaunlich sicher, straff und gewandt sie erzählt sind und so toll die Erfindung in ihnen sprudelt, ist der literarische Feingehalt geringer.

Jedenfalls haben sich die Berliner Lehrer durch die Herausgabe dieser alten Meister ein literarisches Verdienst erworben; ob ein pädagogisches, das werden sie selbst wohl nach allen Seiten reiflich erwogen haben und besser beurteilen können als ich. Weit über die jugendlichen Leserkreise hinaus wird diese Märchen-Bibliothek Freunde gewinnen.

* * *

Paul Heyses „Neue Märchen", die schon im Jahre 1904 erschienen sind (J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin), mir aber jetzt erst zu Gesicht kamen, haben mit dem alten Kinder- und

Volksmärchen keinen Zug mehr gemeinsam. Sie sind sinnig und fein, überlegen geistvoll, für Kinder nicht entfernt gedacht. Allen Heyse-Verehrern werden sie durch Erfindung und Erzählerkunst — echteste Paul Heyse-Sprache — lieb und teuer sein.

Eine junge Märchenmeisterin möchte ich zum Schluß noch nennen: *Sophie Reinheimer*, die einen lieben, feinen Märchenband im *Buchverlag der „Hilfe“*, Berlin-Schöneberg, herausgegeben hat. Wenn ihre Märchen nach einem Vorbild schmecken, so ist's Andersen. Aber jedes Märchen ist doch eigenartig, und jedes ist wieder — wie ein Beerenzweig voll Beeren — reich an reifen, liebenswürdigen eigenen Gedanken. Das Buch heißt: *„Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und anderen guten Freunden.“* Von großen Taten und Zufällen ist nichts darin; aber den Kindern werden alle die kleinen Dinge, die Sophie Reinheimer erzählt, groß und wichtig sein.

Frida Schanz.

Finanzpolitisches

Börse oder Industrie? Die Reichsbank hat ihren Diskont in einem Zuge von 4 auf 5 Proz. gesetzt. Sie will auf diese Weise den Ansprüchen der Effektenspekulation entgegentreten, die ja in der Tat mit ihren Kurserhöhungen einen stärkeren Geldbedarf hervorruft. Indessen so ungeheuer können die fraglichen Summen kaum sein, da erfahrungsgemäß für die Ultimoliquidation relativ nicht allzuviele Millionen in Betracht kommen. Was haben denn jene russischen Guthaben überhaupt betragen, die lange Jahre hindurch eine so große Rolle spielen konnten? Und mehr Verkehr als früher, wo es noch eine stattliche Reihe außerordentlicher Spekulanten gab, wird sich auch heute nicht entwickeln können, trotzdem die mildere Handhabung in Sachen des Differenzeinwandes das ganze Kommissionsgeschäft wieder mit Vertrauen erfüllt. Nun haben Leute, die sich Statistiker nennen, aber nicht wissen, was sie tun, die Zunahme des Kurswertes unserer Aktien von Ende August bis Ende September auf Mk. 483,38 Millionen berechnet. Sie ziehen nämlich einfach den nominalen Betrag unserer Dividendenwerte zusammen, gleich Mk. 11 240 991, nehmen die Durchschnittserhöhung der Kurse mit 7,14 Proz. des Nominalkapitales hinzu, um sodann auf eine Monatszunahme des Kurswertes von Mk. 483,38 Millionen zu kommen. Man stelle sich die Verwüstungen vor, welche derartige Ziffern in den Köpfen von Hinz und Kunz anrichten, die doch nun nicht anders glauben, als daß jene Mk. 483,38 Millionen wirklich mehr bezahlt werden und fortan den Markt belasten. Als ob man das Recht hätte, irgend ein Kursniveau für das gesamte Aktienkapital, anstatt nur für einen Bruchteil desselben anzunehmen! Ein wirklicher Preis besteht doch nur für das Verkäufliche, und an dem Börsentage, wo z. B. auch nur der zehnte Teil von Diskontokommandit zur Abgabe gelangen würde, gäbe es sofort wahre Kursstürze. Herr Präsident Haven-

stein läßt sich natürlich von derartigem Blendwerk nicht beeinflussen, nur will er sein Institut gegen die Notensteuer schützen, und deshalb hält er sich keineswegs erst noch bei einem Satze von $4^{1}/_{2}$ Proz. auf. Freilich seine Tröstung, dann aber auch bis Ende des Jahres nicht weiter zu erhöhen, gilt als recht schwach. Denn unsere Industrie, die gerade anfängt, ihr Haupt wieder zu erheben, kann einen Zinsfuß von 5 Proz. für Wechsel und 6 Proz. für Lombard nur sehr schwer vertragen. Auf diese doch wichtigsten Stände scheint diesmal wenig Rücksicht genommen zu sein. Oder kann sich die Reichsbank gegen die amerikanischen Darlehensversuche auch in Deutschland, auch seitens Morgans und der National-City-Bank nur durch verteuertes Geld wehren? Sie wäre ja in der Lage, wie sie dies schon so oft getan hat, amerikanische Wechsel — abzulehnen. Statt dessen wurde aber sehr rasch gerade unsere Fabrikation zum Opferlamm erkoren.

* * *

Überflüssige Solawechsel scheinen seit den vermehrten Steuergelüsten unseres Fiskus beseitigt zu werden. Voran gehen jetzt in dieser Beziehung einige Versicherungsgesellschaften, welche seit ihrer Gründung für die Resteinzahlung auf ihre Aktien Solawechsel liegen hatten. Die genannten Aktionäre, welche Beteiligungen bei Assekuranzgründungen als besondere Leckerbissen betrachteten, da derartige Unternehmen, so bald nur die ersten Jahre frei von Unglück verlaufen waren, unfehlbar glänzend rentierten, scheuten auch vor einem Solawechsel nicht zurück. Mit ihren Erben und Rechtsnachfolgern wurde es gewöhnlich schon anders, da diese in so altmodische Verpflichtungsformen nicht gerne eintraten. Das pflegte dann wohl auch zu einem Besitzwechsel der betreffenden Aktien zu führen, der wiederum den Aufsichtsräten unangenehm wurde. Trotz alledem hat merkwürdigerweise erst die jüngste Änderung des Wechselstempelgesetzes auch die Versicherungsgesellschaften auf andere Gedanken gebracht. Noch gar nicht davon zu reden, daß bayrische Behörden sich sogar soweit versteigen konnten, jene Solawechsel als Betriebskapital mit versteuern lassen zu wollen. Eigenwechsel bilden ja übrigens auch eine beliebte Waffe der Syndikate. Wenigstens mußten bei Entstehung des ersten Kohlensyndikates, dessen Hauptgegner die Zechendirektoren selbst waren, alle Mitglieder große Solawechsel hinterlegen. Und diese waren im Kontraventionsfalle natürlich sofort zahlbar. Eine Gerichtsentscheidung darüber, ob nicht eine solche Verpflichtung etwa einen unsittlichen Vertrag darstelle, ist leider niemals nachträglich herbeigeführt worden.

* * *

Die amerikanische Reichsbank ist in Sicht! Sie wird von der Bankreform-Kommission, in der ein deutscher Geschäftsmann eine besondere Rolle spielt, mit einem Aktienkapital von 100 Millionen D. empfohlen. Höchst bezeichnend will man aber dabei den Verkehr mit dem Publikum ganz ausschalten. D. h. das

Protektionssystem drüben bleibt noch so gefürchtet, daß eine direkte Wechseldiskontierung seitens der einzelnen Firmen schon von vornherein als keineswegs durchgängig solide gelten könnte. Wenn man das rapide Wachstum aller Unternehmen in der Union bedenkt, in dessen Folge auch die Kapitalsansprüche sich noch bis ins Ungemessene steigern werden, so ist die Gefahr einer laxen Geschäftsführung seitens einer solchen Reichsnebenbank schon einigermaßen zu übersehen. Andererseits braucht man aber auch kein blindes Vertrauen zu dem anscheinend so strengen Vorschlage zu fassen, daß jener Verkehr lediglich mit den Banken stattfinden solle. Das dürfte unter Umständen sogar zu einem neuen Stützpunkt für die Macht der Eisenbahnmänner sowie der Trustgewaltigen führen, an welcher Machtzunahme kein ehrlicher amerikanischer Bürger irgend ein Interesse hat. Sonst aber wäre der Weg nirgends geebneter, als gerade drüben, wo die Barbedeckung der Noten durch die Goldkonzentrationen beim Schatzamt im Weißen Hause zu Washington von vornherein gegeben ist. Alle die Goldzölle fließen in jenes Schatzamt, das für seine Schätze bekanntlich bisher keine Fruktifizierung findet.

* * *

Die Briten haben gesiegt. Das hatte Sir Ernest Cassel berechnet, als er auch die Möglichkeit voraussah, daß ihn die Gruppe: Ottomanbank — Deutsche Bank überbieten könnte. Dieser Kölner Herr, jetzt neben Lord Rothschild der einflußreichste Finanzberater der englischen Krone, erreichte: 1) durch seinen Wettbewerb ein besseres Anleiheangebot von der alten Anleihegruppe, 2) gute Geschäftskonzessionen als Entschädigung für das Ablehnen seiner eigenen Offerte, 3) die erste Niederlage der Dette publique die bei der neuen Anleihe von nicht weniger als 7 Millionen Pfund übergangen wurde. Das sind die äußerlichen Erfolge! Noch größer sind gewiß die stillen, die politischen Erfolge, die bei dem Hasse Englands gegen Deutschland alle wirtschaftlichen Erwägungen traurigerweise zurückdrängen. Dem König Eduard kommt es wegen der Bagdadbahn unbedingt auf das Vertrauen und die Sympathieen der Jungtürken an. Diese konnten nur dadurch gewonnen werden, daß man ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelte. Das ist geschehen, indem die internationale Finanzkontrolle mit Hilfe desselben Englands beiseite geschoben wurde, das in Ägypten eine noch weit geschlossenere Aufsicht führt. Wären die neuen Machthaber so überlegt, als sie unüberlegt sind, so würden sie diese viel zu frühe Unabhängigkeit hinsichtlich ihrer Schuldenverwaltung verfluchen, aber nicht segnen. Statt dessen sind sie auf den Anbruch dieser angeblichen Morgenröte noch sehr stolz und bleiben gegen ihre Helfer im Kampfe natürlich mit Dank erfüllt. Unterlegen hierbei ist aber eigentlich nur Deutschland, — d. h. dessen Diplomatie, die dort unten schon seit Jahresfrist Gewehr bei Fuß stand, ferner dessen Banken und dessen Industrie. Die Folgen, so wenig man sich hierüber zuvörderst auch

Rechenschaft geben möchte, können ganz unabsehbar werden. In diesem Sinne sollten doch unsere Offiziösen einmal den Mund öffnen, anstatt zu all jenen Alarmdepeschen sorglos zu schweigen. Das Schlimme ist noch, daß wir weiter gezwungen sein werden, bei der hohen Pforte die Geschäfte Österreichs gründlich genug zu besorgen, um unsere eigenen zu vernachlässigen und zu gefährden. Das wäre unter Bismarck nicht passiert! Er hätte einer Politik von Fall zu Fall rasch ein Ende gemacht, die unversehens deutsche Arbeit von Jahrzehnten her in Frage stellt. Die alte Anleihegruppe ist im Besitz so vieler Türkenwerte, daß sie völlig imstande war, jede Anleihe zu verhindern, die ohne Vereinbarung mit der Dette vollzogen werden sollte. Es gehörte nur etwas Mut dazu!

Pluto

Zu unseren Bildern

Zwei Neuerwerbungen des Berliner Kaiser Friedrich-Museums

„Museum", das bedeutete früher eine Ruhestätte für überkommene Kunstwerke und allerlei Kuriositäten; sein unveränderter Bestand, sein unveränderliches Aussehen atmeten oftmals eine Kirchhofsstille, die eher erschreckte als zu ruhigem Genuß einlud. Jetzt hat man die Gefahren, die jedes Stehenbleiben mit sich bringt, auch für die Sammlungen erkannt, und selbst die kleineren Museen der Provinz bemühen sich, ihre Bestände zu vergrößern oder durch wechselnde Ausstellungen ihre Räume mit frischem Leben zu erfüllen.

Die großen Kunststätten, wie das jugendlich starke Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, huldigen solchem Prinzip nicht minder. Neben den eignen Schätzen umschließt es als geliehene Güter die Sammlungen von Wesendonck, von Carstanjen und Friedrich Sarre; dazu bringt beinahe jeder Monat ein Bild von Wert oder eine Skulptur, die künstlerisch oder historisch wichtig, dem festen Besitz hinzu. Man hat sie bis vor kurzem meist sofort der Sammlung eingereiht; nun aber ward durch die Rückgabe eines Teils der Wesendonckschen Bilder eine Schauwand in der Gemäldegalerie frei. Sie soll wechselnden Ausstellungen, den jeweilig neuesten Erwerbungen dienen.

Die Ernte dieses Herbstes ist ziemlich groß und sehr verschiedenartig. Sie umfaßt wertvolle Ergänzungen zu der Geschichte des malerischen Sehens, freilich keinen Schlager von allererster Bedeutung, wie ihn die Abteilung der Skulpturen mit Lionardos Idealbildnis, der Halbfigur einer lächelnden jungen Frau, erworben hat.

Zunächst die Italiener: zwei Predellenstücke der florentinischen Frührenaissance, ein venezianisches Doppelbildnis vom spätesten Cinquecento und endlich eine Landschaft mit Hirten und weidendem Vieh, von Zucherelli, eine glückliche Illustration der italienischen Hirtenpoesie vom achtzehnten Jahrhundert, und zugleich ein interessantes Gegenstück zu Berchem

und anderen holländischen Malern „italienischer Observanz". Die beiden Quattrocentobilder der Beweinung des heiligen Franziskus und des Zenobiuswunders sind von Lehrer und Schüler, dem Dominikanerbruder Giovanni Angelico und von Benozzo Gozzoli gemalt. Kein Menschenalter trennt sie von einander, und doch charakterisieren sie zwei Welten: Die Totenklage ist nach Auffassung und Farbe von großer Anmut und zartestem Geschmack; die Wunderszene hingegen von starkem, beinahe buntem Kolorit und unbekümmertem Realismus. Benozzo war ja der erste wirkliche Erzähler in Florenz, und wie der jüngere Ghirlandajo hat er die Zeitgenossen ohne historische Verkleidung mitten in die heiligen Geschichten hineingestellt. Die Mediceer und der griechische König, der damals (1463) in Florenz, begegnen uns in dem Dreikönigszug der Riccardi-Kapelle, und ebenso porträthaft muten uns die Trachten und die Typen wie das Straßenbild unseres Zenobius-Wunders an. Freilich dies Thema gerade konnte zu solchem Realismus verführen: die Legende vom frommen Bischof der Stadt Florenz. Er ruft den Sohn einer französischen Rompilgerin vor S. Piero Maggiore ins Leben zurück. Die Kirche ist längst abgerissen worden, aber eine Gedächtnistafel an dem benachbarten Palazzo Altoviti erinnert den Vorübereilenden noch heute an diese wunderbare Tat. Und wie das Thema, ist die Geschichte des Bildes selbst bekannt. Es gehörte mit anderen Tafeln — heute in Buckingham Palace und in der Brera — zum Madonnenaltar einer Bruderschaft (der Compagnia della Purificazione della Vergine, nahe S. Marco); das Hauptbild ist heute in der Nationalgalerie in London; 1461/62 wurde der Altar gemalt.

Ein anderes Jahrhundert und eine andere Provinz der italienischen Kultur wird durch das venezianische Porträt charakterisiert: zwei schachspielende Männer in vornehmem Gemach. Die bräunliche Ledertapete mit blaugemusterten Streifen und der kleinasiatische Teppich in kühlem Rot und Gelb sind mit den schwarzen Gewändern zu einem goldigen Gesamtton abgestimmt, die lichte Note für den Vordergrund ergibt ein kleiner Hund, und weiße Kragen betonen die beschatteten Gesichter, besonders das Profil des Älteren, das ganz als dunkle Einheit gegeben ist, während der Kopf des Jüngeren ihm gegenüber in energischen Kontrasten modelliert ward. Man kennt den Schöpfer des schönen Bildes nicht, aber Zeit und Ort seiner Entstehung. Eine Generation vor Tiepolo ohne dessen hellfarbiges Kolorit, hat es doch schon die malerische Geschlossenheit seiner Gemälde und ragt hierin über die nur wenig älteren Bilder der Veronese, Tintoretto, Lorenzo Lotto und Moroni hinaus. Das Motiv erinnert an Bordones Bildnis, das dem Museum schon seit Jahrzehnten angehört. Auch hier zwei Schachspieler am teppichüberhangenen Tisch, doch statt des intimen Interieurs offene Landschaft mit einer Säulenhalle, schmausenden Leuten und Dienerschaft. Schachspiel und

Hintergrund sind hier nicht so wirklich, wie in dem späteren Gemälde, vielmehr Symbole für die Lebenshaltung und vornehme Muße der beiden Männer, sie blicken den Beschauer an, am Spiel vorbei. — In unserem Bilde aber sind die beiden Spieler ganz vertieft in die Partie, und der gespannte Ausdruck steigert das Charakteristische ihrer Persönlichkeit. Auch Rembrandt hat ja fünfzig Jahre später das Porträt zum Historienbild ausgestaltet, oft so vollkommen, daß man das Bildnis in ihm ganz vergaß.

Hier liegt der stärkste Gegensatz zwischen der primitiven Quattrocentokunst und der großartigen Spätrenaissance-Kultur: Hier wurde das Bildnis zur Historie erhoben, dort die Historie mit zeitgenössischen Porträts belebt.

Frida Schottmüller

Millets Novemberabend

Millet der große Bauernmaler — damit ist der Künstler gewissermaßen etikettiert, als solcher erscheint er in allen Büchern und Katalogen. Aber haben nicht Andere die Freuden und Leiden der Bauern, seine Arbeit und seine Erholung ebenso wahr, ja — vom Standpunkt photographischer Naturtreue — noch wahrer geschildert? Ich lasse die Bilder des Meisters an mir vorüberziehen und prüfe mich, was wohl das Wichtigste ist. Haben die Eindrücke, die am stärksten wirken und am längsten nachklingen, überhaupt unmittelbar mit den Bauern als solchen etwas zu tun? Ist es nicht vielmehr das Einssein von Lebewesen und Natur, das Ineinandergekettetsein, das untrennbar Verschlungensein, die Notwendigkeit aller Dinge, die der Meister darstellen wollte, und wofür ihm der Bauer nur ein Anlaß und ein Mittel war? Ein feierliches pantheistisches Gefühl strömt uns aus seinen Bildern entgegen. Aber der Pantheismus äußert sich bei Millet nicht in einem jauchzenden „'s kann dir nix g'schehn", sondern in einer stillen, großen Melancholie. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist." Warum hat Millet fast nie strotzende Äcker und blühende Wiesen gemalt, nie die fröhliche Heimkehr der Schnitter oder Erntefeste? Fast immer ist es die braune Scholle, die wir auf seinen Bildern finden, mit Vorliebe malt er den grauen Himmel trüber Novembertage. Aber eben weil das Naturgefühl die Hauptsache ist, darum reden die Bilder, auf denen wir den Menschen gar nicht finden, sondern nur Spuren seiner Tätigkeit, eine nicht minder eindringliche Sprache. Auf unserm Bilde war ursprünglich ein Bauer zu sehen. Millet hat ihn selbst entfernt. Wir würden auch den Jäger oben unterm Baum leicht entbehren können. Das verlassene Ackergerät, die aufsteigenden Vogelschwärme sagen uns genug. „O du Feld und Wald in eurer Traurigkeit", heißt es in einem Briefe Millets, „zuviel verlöre ich, wenn ich euch nicht mehr sähe!".

Walter Gensel

* * *

Johannes Götz gehört zu den wenigen deutschen Bildhauern

von heute, die vom Strudel der modernen Denkmalsgier erfaßt wurden und trotzdem die Frische und Ursprünglichkeit ihres Talents nicht einbüßten. Die künstlerischen und moralischen Verheerungen, welche die Statuomanie seit einem Vierteljahrhundert angerichtet hat, bilden in der zeitgenössischen Kunstgeschichte ein Kapitel für sich; schlimmer als die Trivialitäten, die sie hervorgebracht, ist ihr übler Einfluß auf zahllose gesunde Begabungen gewesen. Götz bewahrte sich seine Tüchtigkeit und Unbefangenheit. Wie er im Porträt seine Kunst eindringlicher, doch phrasenloser Charakteristik immer kräftiger entwickelte, beweist sein Meisterstück: die Mommsenbüste an der Saalburg. Daß er seine Lust an den anmutigen dekorativen Figuren, denen er seine ersten Erfolge dankte, nicht verlor, zeigt unsere „Bärenjägerin", die einen barocken Kontrast-Effekt so liebenswürdig und diskret verwertet. Die ganze Wirkung ist hier auf das Spiel augenfälliger Gegensätze gestellt: die putzige Plumpheit der kleinen Sprößlinge von Meister Petz verstärkt die Schönheit des geschmeidigen jungen Frauenkörpers, ihre Schwere und Ungeschicklichkeit hebt die elastische Bewegtheit der kräftigen Glieder, die dumpfe Ergebung ihrer drolligen Tiergesichter kommt dem Eindruck der Energie und überlegenen Intelligenz zu gute, die sich in der Gestalt der tatenlustigen Jägerin verkörpern, die bezwungenen kleinen Bestien erhöhen unser Vergnügen an dem siegreichen Abenteuer einer unerschrockenen Amazone. Aber das alles ist mit gutem Takt von äußerlich lauten Effekten rein gehalten, und die Geschlossenheit der Komposition, die Sorgsamkeit und Reife der Formbehandlung, die Klarheit und Einfachheit der bestimmenden Linien heben auf der andern Seite das reizende Werk über die witzige Kleinlichkeit des Genremäßigen weit empor.

M. O.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.



Gustav Brecher,
I. Kapellmeister des Stadt-Theaters in Hamburg.

Wanderers Nachtlied.

(Goethe.)

Gust. Brecher, Op. 7 № 3.

Adagio sostenuto.

Gesang.

Klavier.

Der du von dem Him-mel bist, al - les Leid und Schmer-zen stil - lest,

den der dop-pelt e - lend ist, dop - pelt mit Er - quik - kung ful - lest

„Mit Bewilligung des Verlages Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig."

Ach, ich bin des Trei-bens mü-de, was soll all der Schmerz und

ten. hervortr. rf

sf: rall. sehr ausbreiten

Lust? Sü-ßer Frie-de, komm, ach

Breit ten.

sf gesteigert rall f dim ruhig, weich

smorz.

komm in mei-ne Brust!

ppp ppp morendo molto lento

ten

I.

Schmied Schmerz.

(Otto Julius Bierbaum)

E. N. v. Reznicek.

Sehr mässig, fast etwas schleppend.

Singstimme.

Klavier.

sempre (hart)

Der Schmerz ist ein Schmied. Sein Ham-mer ist hart; — von flie-gen-den Flammen

crescendo

ist heiss sein Herd, sei-nen Bla-se-balg bläht ein stos-sen-der

ff

Sturm von wil-den Ge-wal-ten

f

C. & Co 3862

Berlin, C. A. Challier & Co

C. & C? 2583 Stich und Druck von C. G. Röder G.m.b.H., Leipzig.

Zu den Musikbeigaben

Gustav Brecher

Unter den Musikern unserer Tage, die in überzeugender Begeisterung stets für das bedeutende Neue, das keimkräftige Werdende eingetreten sind, ihm durch Wort und Tat den Boden bereitet haben, zählt Gustav Brecher als einer der hervorragendsten mit. Sein Name, sein künstlerischer Charakter steht im engsten Zusammenhang mit dem erfolgreichsten Führer der lebenden Komponistengeneration: Richard Strauß. Wenn auch die Jahre die in der Jugend beider Männer einst innige persönliche Verbindung in äußerer Beziehung gelockert haben mögen, wenn auch die zunehmende Reife der Individualitäten manche Unterschiede zwischen beide Künstler gepflanzt hat: es spricht nur für die Eigenart von Brechers Wesen, daß er sich aus dem Banne einer überragenden, faszinierenden Erscheinung wie Strauß heraus zur selbständigen Persönlichkeit zu entfalten vermochte. Seinen künstlerischen Überzeugungen aber ist er trotzdem treu geblieben. So begrüßen wir auch in ihm eine jener Persönlichkeiten, deren Werk uns modernen Geist in der Tonkunst vermittelt.

Brechers äußerer Entwicklungsgang weist durchaus einfache Linien auf, bleibt frei von sensationellen, aufregenden Zwischenfällen. Als Sohn eines Arztes am 5. Febr. 1879 zu Eichwald bei Teplitz in Böhmen geboren, kommt er als Zehnjähriger nach Leipzig, um dort das Nikolaigymnasium zu besuchen. Der Trieb zur Kunst regt sich früh, empfängt in der musikdurchtränkten Leipziger Atmosphäre reichlich Anregung und Nahrung. Eifrige Studien bei Schlemüller, Jadassohn, Richard Hofmann helfen dem jungen Brecher in die Geheimnisse des sicheren technischen Könnens einzudringen. Der Drang zu eigenem Schaffen meldet sich, zeitigt die ersten Werke, bringt die ersten Erfolge: 1896 führt Richard Strauß im Liszt-Verein eine sinfonische Dichtung des Siebzehnjährigen: „Rosmersholm" auf. Doch nicht als Schaffender, auch als Ausübender verdient sich Brecher hier die ersten Sporen. An derselben Stelle, wo ein Jahr zuvor seine Komposition erklungen ist, erprobt er sich 1897 als Dirigent. Nun herrscht über die Berufswahl kein Zweifel mehr: der Taktstock lockt, und Wagners Wunsch beim Anblicke des dirigierenden Weber: „so dastehen und dirigieren" wird auch das Leitmotiv von Brechers Zukunftsträumen. Seine Laufbahn ist die typische Karriere des modernen Kapellmeisters: vom Chorrepetitor zum Chordirektor (der ab und zu einmal eine kleine Oper leiten darf). Von diesen Vorstufen führt dann ein kühner Sprung auf den Platz des wirklichen ersten Kapellmeisters. Nicht jedem glückt dieser Schritt — Brecher durfte ihn schon nach überraschend kurzer Vorbereitungszeit tun. Sein Weg führte von Leipzig nach Wien, von Wien nach Olmütz, von Olmütz nach Hamburg. Hier, wo er seit 1903 tätig ist, hat er seine eigentliche künstlerische Heimat gefunden. Hier öffnete sich ihm ein großer, umfassender Wirkungskreis. Hier erkannte er die Möglichkeit, als belebender Mittelpunkt bedeutender künstlerischer Kräfte den Kunstidealen, für die er von Jugend an gestritten, Geltung zu verschaffen und auf dem Boden einer an ehrenvollen Erinnerungen reichen, traditionsstolzen Vergangenheit eine ebenso wertvolle Kunst der Gegenwart aufzubauen.

Brechers Bedeutung als ausübender Künstler wurzelt naturgemäß in den Bedingungen, die ihm sein Wirkungskreis gab. Dort,

an der Stätte seiner andauernden Tätigkeit, muß man ihn auch aufsuchen, um den richtigen, zutreffenden Eindruck von der Eigenart seiner Persönlichkeit zu empfangen. Zu Gastspiel-Experimenten eignet sich niemand weniger als Brecher. Er ist kein Blender, alles Virtuosenhafte liegt ihm fern, Effekte, die nicht aus der Sache hervorwachsen, kennt er nicht. Eine tüchtige, ernste, ehrliche Natur, maßvoll selbst in heftigen Affekten, überlegen, klug abwägend, kein jäh aufloderndes Strohfeuer, sondern eine latente Energie. Er ist das, was der Dirigent eigentlich sein soll: das geistige Centrum all der tätigen Kräfte — aber nicht der leuchtende Mittelpunkt, in dem allein sich alle Strahlen sammeln. Kein selbstgefälliger Pultvirtuose, sondern auch als Dirigent der sachliche Musiker, der wohl alle Fäden in der Hand hält und mit sicherer Hand über das Ganze disponiert, aber der persönlichen Eitelkeit keine Zugeständnisse macht.

Als Schaffender ist er in seinen Orchesterwerken und Liedern[1]) still und zielbewußt seine eigene Straße gegangen — kein glänzender Meteor, aber doch ein eigenes Licht, eine sinnige, empfindungsreiche Poetennatur, mit einem leisen Hang zum Grüblerischen, wie die Beigabe, „Wanderers Nachtlied", erkennen läßt. Sein starker Intellekt ließ ihn auch zu vielen musikalischen Tagesfragen öffentlich kritisch Stellung nehmen — seine Strauß-Broschüre[2]) gilt heute noch als einer der wertvollsten Beiträge zu der allmählich üppig aufgeblühten Strauß-Literatur. Die Hamburger Bühne darf stolz sein, einen solchen Künstler ihr eigen zu nennen, der Taktstock und Feder im Wappen führt und mit beiden noch viele Siege erfechten wird. Paul Bekker

[1]) Erschienen bei Jul. Heinrich Zimmermann, Leipzig.
[2]) Harmonie-Verlag.

Emil Nikolaus von Reznicek

Der in der Musikgeschichte gar nicht seltene Fall, daß ein Werk einen bis dahin unbekannten Komponisten plötzlich in die Höhe hebt, ohne daß infolgedessen dem früheren und weiteren Schaffen desselben Tondichters größere Beachtung zuteil wird, trifft auch bei Emil Nikolaus von Reznicek zu. Seine Lustspieloper „Donna Diana", zu der er selbst den Text nach dem bekannten alten Theaterstück des Spaniers Moreto gedichtet hat, fand bei ihrer Uraufführung in Prag (1894) und sodann im Karlsruher Hoftheater unter Felix Mottls Leitung (1895) eine geradezu jubelnde Aufnahme und ging darauf erfolgreich noch über mehr als vierzig andere Bühnen. Leider aber fand sodann die erste Aufführung der umgearbeiteten „Donna Diana" im Berliner Königl. Opernhause am 30. April 1908, also zu einer Zeit statt, in der die Saisonmüdigkeit sich schon überaus bemerkbar macht.

Da aber nur widrige Umstände den Komponisten so geschädigt haben, möchte ich hier noch einmal aufs wärmste für seine „Donna Diana" eintreten. Für das, was der Dichter Reznicek im Textbuch uns schuldig geblieben ist, wird man durch den Komponisten aufs reichlichste entschädigt. Über Witz und Humor verfügt er in hohem Grade, vor allem in seiner Orchesterbehandlung. Seine Melodien, die sich in prächtiger Abwechslung, in reichster Fülle durch seine ganze „Donna Diana" hinziehen, prägen sich auch leicht ein. Für das spanische Lokalkolorit hat Reznicek durch Verwertung von Volksmelodien gesorgt, so im Vorspiel zum dritten und namentlich im Ballett zum zweiten Akt.

Trägt Reznicek mitunter auch etwas dick auf, so darf man ihm dies kaum verübeln. Jedenfalls sucht er sich seinen eigenen Stil.

„Donna Diana" war übrigens nicht seine erste Oper. Ihr gingen voran „Die Jungfrau von Orleans" (1887), „Satanella" (1888) und „Emmerich Fortunat" (1889). Diese drei Opern wurden zwar im Deutschen Landestheater zu Prag aufgeführt, sind jedoch bis jetzt nicht veröffentlicht worden.

Den großen Bühnenerfolg der „Donna Diana" erreichte die einzige Oper, die Reznicek darnach gedichtet und komponiert hat, bei weitem nicht. Es war dies „Till Eulenspiegel", Volksoper in zwei Teilen und einem Nachspiel nach Johann Fischarts bekanntem Gedicht. Dieses Werk ist bisher nur in Karlsruhe (1901), Mannheim und Berlin (1902) zur Aufführung gelangt. Die Schönheit und Reichhaltigkeit der melodischen Erfindung steht auch in diesem Werke Rezniceks über jedem Zweifel. Verwendung haben darin auch altdeutsche Volkslieder gefunden, deren Stil der Komponist in seiner eigenen Musik aufs glücklichste nachgeahmt hat. Auf eine Wiederbelebung dieses „Eulenspiegels" darf er sicherlich rechnen.

Dem Vernehmen nach arbeitet er jetzt an einer Operette; sie spielt im Münchener Fasching und bringt die köstlichen Typen auf die Bühne, die sein als Zeichner des „Simplizissimus" so bekannt gewordener, kürzlich verstorbener Bruder so meisterhaft mit dem Stift festzuhalten verstanden hat.

Er hat sich übrigens auch durch zwei Streichquartette in C-Moll und Cis-Moll, sowie durch eine Reihe größerer Orchesterwerke (zwei Sinfonien, zwei Suiten, mehrere Ouvertüren), durch ein Requiem auf den bekannten deutsch-böhmischen Politiker Schmeykal (1894), sowie durch eine Messe zum Jubiläum des Kaisers Franz Joseph (1898) bekannt gemacht. Erschienen ist von ihm auch eine Anzahl stimmungsvoller und ansprechender Lieder, denen zum Teil ein stark dramatischer Zug anhaftet. Das gilt auch von „Schmied Schmerz", welches Lied unsere Musikbeigabe bildet. Brillant veranschaulicht die Klavierbegleitung das Hämmern des Schmerzes, vortrefflich ist die Stimmung des kleinen Bierbaumschen Gedichtes getroffen, die Dissonanzen sind durchaus am Platz. Angenehm empfindet man in diesem Lied die Sorgfältigkeit der Deklamation. Nicht alltägliche Einfälle, besonders auch in der Orchesterbehandlung, finden sich in den drei Dichtungen aus „Des Knaben Wunderhorn" („Der traurige Garten", „Gedankenstille", „Schwimm hin, Ringelein"), die Reznicek für eine Singstimme mit Begleitung von kleinem Orchester vertont hat.

Er ist trotz seines tschechischen Namens durchaus als deutscher Komponist einzuschätzen. Als Sohn eines österreichischen Feldmarschall-Leutnants ist er am 4. Mai 1861 in Wien geboren. In Graz, wo er Jurisprudenz studierte, vollzog er seinen Übergang zur Musik. Auf dem Leipziger Konservatorium brachte er seine musikalische Ausbildung zum Abschluß. Nachdem er in Zürich, Stettin, Jena und Bochum die Leiden und Freuden eines Theaterkapellmeisters kennen gelernt hatte, lebte er längere Zeit in Prag, wo er auch zweiundeinhalbes Jahr als Militärkapellmeister wirkte. Er übernahm dann in Weimar am Hoftheater einen Kapellmeisterposten, ebenso auch in Mannheim (1896—99). Von hier aus zog er nach Wiesbaden, das er aber bald mit Berlin vertauschte. Hier trat er mehrfach als Konzertdirigent an die Öffentlichkeit und hat kürzlich eine Kapellmeisterstelle an der „Komischen Oper" übernommen, nachdem er unterdessen, ohne seinen Berliner Wohnsitz aufzugeben, mehrere Winter die philharmonischen Konzerte und die Oper in Warschau geleitet hatte.

Wilhelm Altmann

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Linkstraße 17.





Hanns Fechner:
Porträt Theodor Fontanes
(Text auf Seite 398)

Nord und Süd

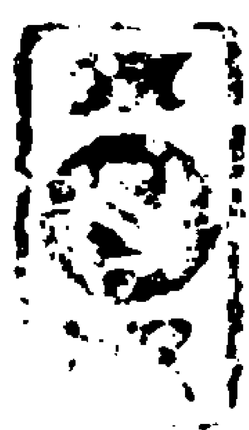
vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender, Schles. Verlagsanstalt

[illegible] Jahrg. Bd. 131 Heft 394 Zweites Novemberheft 1909



Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 394 Zweites Novemberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

H. Graf Schlieffen: Deutsche Wirtschaftsinteressen in Südamerika

Seit nahezu fünfzig Jahren haben Albions Söhne es verstanden, sich den südamerikanischen Kontinent tributpflichtig zu machen, und noch für künftige lange Jahre werden ihnen die Früchte früherer Saaten mühelos in den Schoß fallen, ehe die deutschen Vettern ernstlich mit ihnen rivalisieren können.

Zwar ist — nach langem Zögern — in den letzten Jahren erfreulicherweise deutscherseits bereits der Anfang zu ersprießlicher wirtschaftlicher Expansion im lateinischen Amerika gemacht worden, indes fehlt es uns — mit wenigen Ausnahmen — vorläufig noch an großzügigen Unternehmungen, die sich würdig den anglo-amerikanischen zur Seite stellen lassen. Diese bedauerliche Tatsache sollte unseren Kapitalisten ein Ansporn sein, energisch den Wettbewerb aufzunehmen, um so mehr als unsere heimische Industrie einer dauernden Alimentation bedarf, die keinen heftigen Schwankungen unterworfen ist. Denn hierauf beruht einzig und allein die so oft angestaunte Elastizität des englischen und amerikanischen Wirtschaftskörpers!

Das erste größere industrielle deutsche Unternehmen in Argentinien — von den Brauereien abgesehen — bilden die Werke der „Überseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft", einer Gründung der A. E.-G. Diese Gesellschaft erwarb gleichzeitig von englischen Konzessionären einige Tramwaylinien, welche die 5/4 Millionen Einwohner zählende Metropole Buenos-Aires nach allen Richtungen durchqueren. Die Elektrizitätswerke, die vorzüglich prosperieren, wurden u. a. mit den Lieferungen maschineller Einrichtungen für die von den Föderativstaaten angelegten Stauwerke in Mendoza, San Juan und Neuquen betraut und erstellten weiter Licht- und Kraftstationen für Rechnung mehrerer Provinzialhauptstädte.

Dagegen befinden sich sämtliche Eisenbahnen in englischem Besitz. Zu beiden Seiten des Laplata sind nicht weniger als 24 800 km doppel-

gleisige Vollbahnen im Betrieb, weitere 8000 km im Bau begriffen und 10 000 km neue Linien projektiert. Sämtliche Gasanstalten, städtische Riesenwasserwerke, die meisten Straßenbahnen, enorme Fleischgefrierhäuser, Markthallen-Kühlanlagen, Telegraphen- und Telephongesellschaften sind ebenfalls in englischen Händen. Erst seit zwei Jahren versucht ein franco-belgisches Syndikat, sowie ein nordamerikanisches Konsortium den Briten Konkurrenz zu machen durch Erbauung neuer Eisenbahnstrecken.

Unser Stahlwerksverband, der sich damit begnügt, ausländische Aufträge durch Preisschleuderei zu erlangen, die oft nur einen ganz minimalen Nutzen lassen, sollte sich gleichfalls hier Eisenbahnkonzessionen sichern, die ihm hohen Gewinn und seinen Fabrikaten dauernden Absatz garantieren würden.

Amerikanische Ingenieure haben letzthin eingehend die grandiosen Wasserfälle des Iguazú studiert, die in den Subtropen am Schnittpunkte der Grenzen von Argentinien, Brasilien und Paraguay liegen und zum Stromgebiete des Laplata gehören. Diese Katarakte sind bei weitem großartiger als die Niagarafälle. In einer Ausdehnung von 2½ Meilen, durch eine Insel geteilt, stürzen die Wassermassen 230 Fuß tief hinab, mit einem Getöse, das auf 30 km Entfernung hörbar ist. Nach oberflächlichen Berechnungen schätzt man ihre Energie auf 14 Millionen HP. Obgleich nur 1200 Meilen von Buenos-Aires entfernt, wird dieses ganz einzige Naturschauspiel inmitten herrlichster subtropischer Vegetation nur von wenigen Reisenden besucht. Bedauerlicherweise ist in Deutschland dies unerschöpfliche Reservoir weißer Kohle, das voraussichtlich von Amerikanern in naher Zeit nutzbar gemacht wird, fast unbekannt und selbst in der Fachliteratur kaum erwähnt. Im Hinblick auf die „Internationale landwirtschaftliche Ausstellung" in Buenos-Aires, mit welcher die Republik Argentinien 1910 die Centenarfeier der Befreiung vom spanischen Joch begehen will, werden wohl auch die Iguazúfälle der Verborgenheit entrissen und schnell zu einer Anziehung ersten Ranges werden. —

In deutschem Besitz befinden sich ausgedehnte Quebracho-Waldungen zur Gewinnung des Gerbstoffes, dessen Einfuhr in Deutschland inzwischen mit hohem Zoll belegt wurde, wodurch leider dieser junge, lukrative Erwerbszweig wieder lahmgelegt ist. — Vielfach wurde auch von deutschen Landwirten der Versuch gemacht, für Ackerbau und Viehzucht große, fruchtbare Landkomplexe zu erwerben, deren Wertzuwachs

in den letzten Jahren enorme Steigerungen erfahren hat. Doch nur wenige von ihnen fanden in der Heimat Verständnis und klingendes Entgegenkommen.

So war es englischen Züchtern ein leichtes, den argentinischen Markt zu monopolisieren und auf den Auktionen und Ausstellungen für englisches Zuchtvieh die märchenhaftesten Preise zu erzielen. Noch heute würden sich für deutsche Züchter ergiebige Erwerbsquellen erschließen, besonders in Bahia Blanca und südlich davon an der patagonischen Küste.

Neuerdings hat sich in Buenos-Aires eine deutsch-argentinische Kolonisationsgesellschaft gebildet, welche sich von der Regierung eine Option auf große Ländereien in Patagonien an Hand geben ließ, um daselbst deutsche Kleinbauern anzusiedeln, die für den minimalen Preis von drei Mark pro Hektar — bei zehnjähriger Ratenzahlung — 1000 Landlose à 2500 Hektar erwerben können. Die baldige Entstehung deutscher Kolonien wäre in diesem gesunden Klima nur mit Freude zu begrüßen, da die Vegetation des Ostabhanges der Kordilleren, die durchaus den fruchtbaren Tälern der südlichen Alpen entspricht, eine gewinnbringende Viehzucht gewährleistet. Die großen anglo-argentinischen Schafzüchtereien Patagoniens, die vor sechs Jahren das gleiche Land noch für den zehnten Teil und weniger erwerben konnten, prosperieren vorzüglich.

Die Regierung der Republik Uruguay hat gleichfalls unter liberalen Bedingungen 500 000 Hektar gutes Ackerland europäischen Einwanderern zur Kolonisation zur Verfügung gestellt. Professor Backhaus, Direktor der landwirtschaftlichen Hochschule in Montevideo, ist nach Mitteilung von „Süd- und Mittelamerika" eifrig bemüht, diesen Komplex möglichst deutschen Landwirten zu sichern.

In den südbrasilianischen Staaten Rio Grande, Santa Catharina und Parana finden sich einige reindeutsche Kolonien, die indes nicht prosperieren können, da die Kolonisten im Urwald mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und das Klima an der Küste sehr schädlich ist. Reiche deutsche Handelsniederlassungen, die in regem Güteraustausch mit der Heimat stehen, existieren in Bahia, Rio de Janeiro, Sao Paolo und Santos. Hier arbeiten deutsche Brauereien, Webereien, Zigarren-, Papier- und Zündholzfabriken mit gutem Erfolge.

Um Kolonisten für die Staatsländereien in den Kaffee- und Gummidistrikten zu werben — deren ungesundes Klima jedoch eine große Gefahr für Nordeuropäer birgt — verausgabt die brasilianische Regierung all-

jährlich fünf bis sechs Millionen Mark für eine ausgebreitete Propaganda mit wissenschaftlichem Anstrich in deutschen und skandinavischen Ländern. Gegen diesen modernen Sklavenhandel hat die italienische Regierung seinerzeit durch Erlaß eines Auswanderungsverbotes nach Nordbrasilien protestiert, und es ist sehr zu bedauern, daß unsere maßgebenden Kreise noch immer keine Stellung hierzu genommen haben, obgleich erst kürzlich die „Grenzboten" erschütternd von dem harten Los der Germanen zu berichten wußten, für deren Beschaffung den professoralen Schleppern Kopfgelder gezahlt werden! Nicht dringend genug kann vor der Auswanderung nach den nordbrasilianischen Gummi-, Baumwoll- und Kaffeedistrikten gewarnt werden, in denen das gelbe Fieber selbst unter den Eingeborenen alljährlich zu Tausenden seine Opfer fordert!

Dagegen bietet sich unserer Industrie in den vielen Städten und Ortschaften Brasiliens ein reiches Feld für gewinnbringende, langfristige Betätigung durch Erwerb von Konzessionen für Anlage und Betrieb von Gas- und Wasserwerken, elektrischen Licht- und Kraftstationen, sowie für Eisenbahn- und Tramwaylinien, Telephon- und Telegraphenanlagen. Alle diese Unternehmungen genießen hier wie in den übrigen Staaten große Vorteile wie: zollfreie Einfuhr aller Materialien auf die Dauer von 30 Jahren, staatliche Zinsgarantie usw. Genügend Arbeitskräfte stehen in der lusobrasilianischen Bevölkerung zur Verfügung. — Dieser Tage erst hat eine britische Gesellschaft die Kanalisation von Para und Belem in die Hand genommen und dafür ein Kapital von 14 Millionen Mark aufgebracht. Deutschen Konzessionären gelang es bisher nur in den seltensten Fällen ihre Optionen vor dem Verfall zu schützen, da sie bei deutschen Großbanken für die wirtschaftliche Bedeutung derselben wenig Verständnis fanden.

In den tropischen Ländern Venezuela, Kolumbia und Ecuador haben sich nur einige Hundert Deutsche als Kaufleute und Plantagenbesitzer niedergelassen, weil diese Republiken gar zu dünn bevölkert sind. Die mit deutschem Kapital erbaute venezolanische Eisenbahn rentiert nicht, sie erbrachte in den letzten Jahren nicht mehr als 1½ % Dividende. Auch die in den genannten Schwesterrepubliken in hanseatischem Besitz befindlichen Kaffeeplantagen haben unter der Überproduktion und starken Depression des Marktes schwer zu leiden. — Dagegen florieren unsere Kakaopflanzungen in Ecuador ausgezeichnet. Im vergangenen Jahre wurden 9000 Tons Kakao nach Hamburg verschifft im Werte von zirka 20 Millionen Mark. Außerdem kamen Baumwolle, Tabak

und Rohgummi in großen Quantitäten zum Versand nach deutschen Plätzen.

Sehr gewinnbringend wäre auch die Erschließung der erzreichen Bodenschätze dieser schwer zugänglichen Hochländer, die allerdings ein erhöhtes Risiko bedingt, weil die Gesetze betreffend den Erwerb von Gerechtsamen sehr lückenhaft sind und nur zu leicht Handhaben für langwierige Prozesse bieten, sobald eine Gesellschaft nach großen Aufwendungen die ersten Erfolge zu verzeichnen hat. Diese Politik der Eingeborenen, die Fremden für sich arbeiten zu lassen, hat mehrfach zu Konflikten geführt, die indes im Sande verliefen, da die Hochebene (5000 Fuß ü. d. M.) europäische Invasionen nicht zu fürchten hat. — Neuerdings sind amerikanische Unternehmer an der Arbeit, die wenigen Schmalspurbahnen Kolumbiens durch ein ausgedehntes Vollbahnnetz mit Standard-Spurweite zu ersetzen, um später nach Fertigstellung der mittelamerikanischen Linien den Durchgangsverkehr aus den Vereinigten Staaten zu ermöglichen.

Peru mit seinen bereits aus der Inka-Zeit bekannten Mineralreichtümern wurde leider von deutschen Unternehmern so gut wie übergangen, so daß das Land heute tatsächlich von der anglo-amerikanischen Peruvian-Company und deren Untergründungen beherrscht wird. Auf Grund eines mit der Republik im Jahre 1900 abgeschlossenen Vertrages erhebt diese Gesellschaft gegen eine jährliche Vergütung von 60 000 Lstr. sämtliche Zölle, sowie alle Abgaben auf Alkohol, Opium, Zucker und Tabak und erhält außerdem 6% der an die Regierung abgelieferten Brutto-Einnahme. Der derzeitige Präsident der Republik A. Leguia, der seine kaufmännische Ausbildung in Deutschland, England und der Union erhielt, sucht jetzt durch besondere Berücksichtigung deutscher Interessenten ein Gegengewicht gegen Albions Einfluß herzustellen.

In Bolivien bedarf es nur konsequenter Arbeit, um aus dem mineralreichen Lande ein zweites Transvaal erstehen zu lassen. Doch kann an die systematische Erschließung der Bodenschätze erst nach Herstellung der von dem New Yorker Hause Speyer zu erbauenden Bahnlinien herangegangen werden, deren Fertigstellung für das Jahr 1911 vorgesehen ist. Gleich den anderen Republiken hat auch die bolivianische Regierung große Ländereien zur Kolonisation bereitgestellt. Ein englischer Farmer erwarb u. a. 150 Leguas für billiges Geld und betreibt dort lukrative Schafzucht mit aus Patagonien importierten Tieren, die ausgezeichnete Kreuzungsresultate ergeben. —

In Puerto Pando, 2300 km oberhalb Manaos im Quellgebiet des Amazonas gelegen, wird von einer englischen Gesellschaft ein Hafen erbaut, welcher eine direkte Verfrachtung der Kaffee-, Gummi- und Erzprodukte auf großen Transatlantiksteamern ermöglichen wird und daher von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist. —

Im Norden Chiles haben mehrere deutsche Gesellschaften große Salpeterfelder erworben, um sich vom Syndikat, das willkürlich die Produktion einschränkte, zu emanzipieren. Hier möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß im anglo-chilenischen Privatbesitz sich sechs bis acht Millionen Hektar unerschlossenes Salpeterland befinden; außerdem gehören der Regierung weitere 2 Millionen Hektar, die allein genügen würden, den Weltkonsum auf 130 Jahre hinaus zu decken. Demgegenüber erscheint die von der europäischen Presse verbreitete Mär von dem baldigen Versiegen der chilenischen Salpeterwerke geradezu absurd.

In Südchile bei Valdivia haben sich zahlreiche deutsche Kolonisten angesiedelt, welche außer der Landwirtschaft große Sägewerke in den ausgedehnten Eichenwaldungen betreiben. Daneben finden sich auch Fabriken aller Art und mehrere Eisengießereien. Kürzlich haben deutsche Ingenieure den Auftrag zum Bau einer elektrischen Bahn erhalten, die über die Hochpässe der Kordilleren nach dem argentinischen Neuquen-Territorium führt, wo sie Anschluß an das englische südargentinische Bahnnetz findet, das fortgesetzt werden soll bis nach Punta Arenas an der Magellanstraße.

In Chile wie in den anderen südamerikanischen Freistaaten ist deutschen friedlichen kolonisatorischen und industriellen Bestrebungen ein weites Feld gewinnbringender Tätigkeit gegeben, das wir mit allen verfügbaren Kräften nach dem Vorbilde der Engländer und Amerikaner ohne langes Zögern systematisch bearbeiten sollten, bevor uns die wirtschaftliche Expansion durch eine, von der Jingopresse gegen Deutschland bereits propagierte Schutzzollpolitik erschwert wird.

Robert Roß: Oscar Wildes letzte Tage

(Bericht an einen Freund in London)

Bis jetzt hatten wir nur die Aufzeichnungen zweier Franzosen über die letzten Tage Oscar Wildes; aber sowohl André Gide wie Ernest La Jeunesse waren bemüht, den Ausgang dieses Künstlerlebens ein wenig zu stilisieren, es ihren essayistischen Zwecken unterzuordnen. Zum größeren Ruhme der Kunst oder ihrer Kunst wichen sie wohl bewußt von dem nüchternen Tatbestand ab, weil es ihnen darum zu tun war, nach den Jahren des Londoner Glanzes die Kontrastwirkung des Pariser Elends hervorzubringen; weil sie den früheren „König des Lebens" wie einen armen Bettler sterben lassen wollten.

Viele ihrer Angaben werden durch den hier zum ersten Male mitgeteilten, auch in England noch unveröffentlichten Bericht von Robert Roß, dem „Treuesten der Treuen" Oscar Wildes, widerlegt. Er ist bald nach Wildes Tode niedergeschrieben, ohne alle literarischen Prätensionen, lediglich von dem Zwecke erfüllt, einen Londoner Freund (es ist More Adey, der erste englische Ibsen-Übersetzer) zu informieren. Daraus geht deutlich hervor, daß alles, was für den Kranken geschehen konnte, wirklich geschehen ist; daß er nicht so verlassen war, wie man es sich vorzustellen liebt; daß er nicht so arm war, wie es geschildert worden ist; daß er an dem Hotelbesitzer Dupoirier einen herzensguten Menschen, an dem Romanschriftsteller Reginald Turner einen aufopfernden Pfleger hatte; und daß auch sein Begräbnis in durchaus würdigen Formen verlief. Daraus geht weiter hervor, welcher Krankheit Wilde erlegen ist (die Ärzte nennen sie Meningitis gummosa) — eine Krankheit, die er sich als Oxforder Student zugezogen hatte, und die durch das turbulente Leben seiner letzten Pariser Zeit wieder zum Ausbruch kam; übermäßiger Alkoholgenuß half dann auch die Katastrophe beschleunigen. Endlich ist mit der Legende aufgeräumt, daß Wilde freiwillig zum Katholizismus übergetreten sei, obwohl man ein so effektvolles Ende dieses romantischen Daseins nur ungern vermißt. Der Dichter lag, wie wir jetzt erfahren, schon in der Agonie, als der Priester an sein Bett trat. Aber Robert Roß hat gewiß im Sinne seines Freundes gehandelt, als er ihn in den Schoß der allein selig machenden Kirche aufnehmen ließ; denn schon während seiner Universitätsjahre bekundete Wilde seine starke Hinneigung zum katholischen Glauben, die sich bei ihm, wie bei Lord Byron, gegen den Schluß seines Lebens steigerte.

In diesem Monat soll, nachdem unlängst die Gebeine des Dichters in Bagneux ausgegraben worden sind, auf dem Père Lachaise ein Monument Oscar Wildes enthüllt werden, das auf Wunsch eines anonymen Spenders der russische Bildhauer Jacob Epstein geschaffen hat.

Max Meyerfeld

Dienstag, den 9. Oktober 1900, schrieb ich Oscar, von dem ich schon seit einiger Zeit nichts mehr gehört hatte, daß ich Donnerstag, den 18. Oktober, auf einige Tage nach Paris kommen werde und ihn dann zu sehen hoffe. Donnerstag, den 11. Oktober, erhielt ich folgendes Telegramm von ihm: „Gestern operiert worden — komme so bald wie möglich." Ich telegraphierte, daß ich es mir angelegen sein lassen wollte. Als Antwort kam die Depesche: „Schrecklich schwach — bitte komme." Ich reiste Dienstag abend, den 16. Oktober, ab. Mittwoch morgen gegen halb elf Uhr ging ich zu ihm. Er war sehr guter Laune, versicherte mir zwar, seine Leiden seien schrecklich, lachte aber zur selben Zeit ganz unbändig und erzählte manche Geschichten mit einer Spitze gegen seine Ärzte oder gegen sich selbst. Ich blieb bis halb eins und kam gegen halb fünf zurück, als Oscar wieder von seinem Kummer über Frank Harris' Stück anfing. Oscar hatte selbstverständlich, soweit ich mich in der Geschichte zurechtfinden konnte, Harris in der ganzen Sache hinters Licht geführt. Harris schrieb das Stück unter dem Eindruck, daß Sedger allein mit hundert Pfund abgefunden werden müsse, die Oscar als Anzahlung für den Auftrag empfangen hatte, während Kyrle Bellew, Louis Nethersole, Ada Rehan und auch Smithers sämtlich Oscar zu verschiedenen Gelegenheiten hundert Pfund gegeben hatten, und alle drohten Harris jetzt, gerichtlich gegen ihn vorzugehen; Harris gab daher Oscar nur fünfzig Pfund als Abschlagszahlung, weil er erst diese Leute befriedigen mußte. Daher Oscars Klagen. Als ich ihm auseinandersetzte, daß seine Lage doch viel besser sei als früher, weil Harris schließlich doch die Leute, die Geld vorgestreckt hatten, abfinden würde, und daß letzten Endes für ihn selbst noch etwas herausspränge, antwortete er auf seine charakteristische Art: „Frank hat mich meiner einzigen Einnahmequelle beraubt, indem er ein Stück genommen hat, auf das hin ich jederzeit hundert Pfund hätte abheben können."

Ich besuchte Oscar jeden Tag bis zu meiner Abreise von Paris. Reggie und ich aßen manchmal in seinem Schlafzimmer zu Mittag oder zu Abend; dabei war er immer sehr gesprächig, wenn er auch sehr krank aussah. Am 25. Oktober kam mein Bruder Aleck zu ihm, und Oscar hatte einen besonders guten Tag; seine Schwägerin, die Frau seines Bruders Willie, und ihr Mann Teixeira befanden sich damals gerade auf der Hochzeitsreise in Paris und waren zur selben Zeit bei ihm. Bei dieser Gelegenheit sagte er, er „sterbe über seine Verhältnisse"; er werde nie das Jahrhundert überleben; die Engländer wollten nichts von ihm wissen; er sei verantwortlich für den Mißerfolg der Weltausstellung, die Eng-

länder seien vor ihm ausgerückt, als sie ihn dort so gut angezogen und so glücklich getroffen hätten; die Franzosen wüßten dies und wollten auch nichts mehr von ihm wissen.

Am 29. Oktober stand Oscar zum erstenmal um Mittag auf, und nach dem Abendessen bestand er darauf, auszugehen; er versicherte mir, der Arzt hätte es ihm erlaubt, und wollte es sich nicht ausreden lassen. Ich hatte ihn schon einige Tage vorher gedrängt, aufzustehen, da der Arzt sagte, er könne es ruhig tun, aber er hatte sich bis dahin immer geweigert. Wir gingen in ein kleines Café im Quartier latin, wo er durchaus Absinth trinken wollte. Er ging hin und zurück zu Fuß, mit einiger Mühe, schien aber recht wohl. Nur kam es mir so vor, als sei er plötzlich im Gesicht gealtert, und ich bemerkte am nächsten Tag zu Reggie, wie verändert er aussehe, wenn er auf sei und angezogen. Im Bett sah er verhältnismäßig wohl aus. (Mir fiel zum erstenmal auf, daß sein Haar sich grau zu färben begann. Ich hatte immer bemerkt, daß sein Haar in der Farbe nie anders geworden war; während er in Reading war, behielt es seinen weichen, braunen Glanz. Du mußt Dich doch an die Scherze erinnern, die er darüber zu machen pflegte; er amüsierte seine Wärter immer damit, daß er sagte, sein Haar sei ganz und gar weiß.) Am nächsten Tag überraschte es mich nicht, als ich hörte, er habe sich eine Erkältung zugezogen und habe heftige Schmerzen im Ohr; Dr. Tucker sagte jedoch, er könne wieder ausgehen, und am folgenden Nachmittag — es war ein sehr milder Tag — fuhren wir ins Bois. Oscar ging es viel besser, er klagte aber über Schwindel. Um halb fünf kehrten wir zurück. Am Sonnabend morgen traf ich den Panseur Hennion (Reggie nannte ihn immer den Libre Penseur); er kam jeden Tag, um Oscars Wunden zu verbinden. Er fragte mich, ob ich mit Oscar eng befreundet sei oder ob ich seine Verwandten kenne. Er versicherte mir, Oscars allgemeiner Zustand sei sehr ernst, er könne nur noch drei bis vier Jahre leben, wenn er nicht seine Lebensweise ändere; ich solle mit Dr. Tucker sprechen, der keine Ahnung von Oscars ernstem Zustand habe; die Ohrenschmerzen seien an sich nicht von großer Bedeutung, aber ein folgenschweres Symptom. Sonntag morgen sah ich Dr. Tucker. Er ist ein einfältiger, lieber, ausgezeichneter Mensch. Er meinte, Oscar solle mehr schreiben, es gehe ihm viel besser, sein Zustand werde nur ernst, wenn er aufstehe und in seiner gewöhnlichen Art herumlaufe. Ich bat ihn, mir nichts zu verschweigen. Er versprach, Oscar zu fragen, ob er offen über seine Gesundheit mit mir reden dürfe. Wir vereinbarten eine Zusammenkunft für den folgenden

Dienstag; er war sehr unbestimmt in seinen Angaben, bestätigte zwar Hennions Meinung bis zu einem gewissen Grad, sagte aber, Oscar sei jetzt auf dem Wege zur Genesung, obwohl er nicht lange leben könne, wenn er nicht das Trinken aufgebe. Als ich später am Tag zu Oscar hinging, fand ich ihn sehr aufgeregt. Er sagte, er wolle nicht wissen, was mir der Arzt gesagt habe; es sei ihm einerlei, wenn er nur noch eine kurze Zeit zu leben hätte, und ging dann dazu über, von seinen Schulden zu sprechen, die, wie ich annehme, sich auf etwas mehr als vierhundert Pfund belaufen. Er bat mich, dafür Sorge zu tragen, daß ein Teil von ihnen auf jeden Fall bezahlt würde, wenn ich in der Lage sei, es nach seinem Tode zu tun; einige seiner Gläubiger verursachten ihm Gewissensbisse. Kurz darauf kam Reggie herein, wie zu meiner Erlösung. Oscar erzählte uns, er hätte vorige Nacht einen schrecklichen Traum gehabt, er hätte mit den Toten geschmaust. Reggie gab ihm eine treffende Antwort: „Mein lieber Oscar, du wirst schon Leben in die Gesellschaft gebracht haben;" dies entzückte ihn, er wurde wieder frohgemut, beinahe hysterisch. Ich verließ ihn mit recht sorgenvollen Gefühlen. An diesem Abend schrieb ich Douglas, ich müsse Paris unbedingt verlassen, der Arzt halte Oscar für sehr krank, ein Teil seiner Rechnungen solle von . . . bezahlt werden, da ihm das sehr viel Gedanken mache und seine Genesung verzögere — ein Punkt, auf den Dr. Tucker besonderes Gewicht gelegt hatte. Am 2. November, dem Allerseelentag, war ich auf den Père Lachaise gegangen; Oscar nahm großes Interesse daran und fragte mich, ob ich ihm eine Grabstätte ausgesucht habe; er unterhielt sich mit mir ganz leichten Herzens über Grabinschriften, und ich ließ es mir nie träumen, daß er dem Tode so nahe sei.

Montag, den 12. November, ging ich mit Reggie ins Hotel d'Alsace, um mich von ihm zu verabschieden, da ich am nächsten Tag an die Riviera reisen wollte. Es war spät abends nach dem Essen. Oscar ließ sich über seine Geldverlegenheiten aus. Er hatte eben einen Brief von Harris erhalten über Smithers' Ansprüche und war sehr aufgeregt. Es schien mir, als ob er ein bißchen schwer spräche, aber er hatte in der letzten Nacht Morphium bekommen, und er trank während des Tages immer zu viel Champagner. Er wußte, daß ich ihm Lebewohl sagen wollte, ließ aber wenig merken, als ich ins Zimmer trat, was mich damals etwas seltsam berührte; er richtete alle seine Bemerkungen an Reggie. Während wir plauderten, traf die Post ein mit einem sehr netten Schreiben von Alfred Douglas, das einen Scheck enthielt. Wohl zum Teil eine Folge meines

Briefes. Oscar weinte ein wenig, faßte sich aber bald. Dann unterhielten wir uns alle freundschaftlich; Oscar ging während der Zeit im Zimmer herum und deklamierte ziemlich aufgeregt. Gegen halb elf stand ich auf, um zu gehen. Plötzlich bat Oscar den Wärter und Reggie, sie möchten auf einen Augenblick das Zimmer verlassen, da er sich von mir verabschieden wolle. Er schweifte zuerst ab und sprach von seinen Schulden in Paris, dann beschwor er mich, nicht fortzugehen, weil er fühle, daß in den letzten paar Tagen eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sei. Ich nahm eine etwas strenge Haltung an, da ich wirklich dachte, Oscar sei einfach hysterisch, wiewohl ich vermutete, daß ihm meine Abreise tatsächlich nahe gehe. Plötzlich brach er in heftiges Schluchzen aus und sagte, er werde mich nie wiedersehen, denn er fühle, daß alles aus sei. Dieser schmerzliche Zwischenfall dauerte dreiviertel Stunden. Er sprach über verschiedene Dinge, die ich hier kaum wiederholen kann. Wenn es auch herzzerreißend war, so legte ich meinem Abschied wirklich keine Bedeutung bei, und ich ging auf die Erregung des armen Oscar nicht ein, wie ich es hätte tun sollen, besonders als er mir, da ich eben das Zimmer verlassen wollte, sagte: „Sieh dich nach einer kleinen Mulde in den Anhöhen bei Nizza um, wo ich hingehen kann, wenn es mir besser geht, und wo du mich oft besuchen kannst." Dies waren die letzten verständlichen Worte, die er an mich richtete. Am folgenden Abend (13. November) reiste ich nach Nizza ab.

Während meiner Abwesenheit ging Reggie jeden Tag zu Oscar hin und schrieb mir jeden zweiten Tag kurze Berichte. Oscar fuhr verschiedene Male mit ihm aus, und es schien ihm viel besser zu gehen. Dienstag, den 27. November, erhielt ich den ersten Brief von Reggie, den ich beilege (die andern kamen erst nach meiner Abreise an); ich schicke sie Dir, weil sie Dir ein sehr gutes Bild vom Stand der Dinge geben werden.

[Hier folgen die Briefe Reginald Turners an Robert Roß in Nizza.]

I.

3 Rue Cambon, Paris.

Montag (26. Nov. 1900)

Mein lieber Robbie,

ich hatte heute eine lange Unterredung mit dem Besitzer des Hotel d'Alsace. Die Ärzte haben gestern bei der Konsultation sehr wenig Hoffnung auf Oscars Genesung gegeben, und Tucker verlangte ausdrücklich,

man solle Dich rufen lassen; er weiß wohl nicht, daß Du nicht in Paris bist. Ich habe dem Wirt gesagt, ich wolle mit Tucker sprechen und mich mit Dir in Verbindung setzen, und der Wirt wünscht, daß Du an ihn wie an alle andern, deren Kommen erwünscht ist, schreibst, im Falle sich Oscars Befinden verschlimmert. Er wollte auch wissen, ob denn nicht an seine Kinder geschrieben würde, aber ich habe ihm gesagt, ich würde an Dich schreiben. Wenn Oscar in den letzten Zügen liegen oder gar sterben sollte, weiß ich wahrhaftig nicht, wen ich kommen lassen soll. Es müßte jemand da sein, der seine Angelegenheiten regelt, abgesehen von den geschäftlichen Fragen, die sich möglicherweise erheben. Morgen oder übermorgen werde ich Tucker vermutlich sprechen.

Was Oscar betrifft, so weiß er natürlich nichts von dem, was über ihn gesprochen wird. Er nimmt von nichts mehr Notiz, phantasiert und schläft. Teilweise ist das wohl die Folge des Morphiums, das ihm eingespritzt wird; aber er soll es jetzt nicht mehr haben, und sie tun nur so, als ob sie ihm Einspritzungen geben. Er hat mich heute herzlich begrüßt und sich über mein Kommen gefreut. In einem seiner lichten Augenblicke hatten wir eine Unterredung; dann fiel er wieder in den Dämmerzustand zurück, und als er sprach, schien er zu phantasieren. Natürlich ist das vielleicht die Folge der Arzneien. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: vielleicht lebt er doch noch lange genug, um Frank Harris eine andere Fabel zu liefern, aber wer weiß, ob ich nicht völlig auf dem Holzweg bin. Man fürchtet wohl, daß die Krankheit das Gehirn angreift.

Oscar hat nichts nötig, da er nicht genügend bei Verstand ist, um einen Wunsch auszusprechen. Er ist sehr schwer zu behandeln und grob, aber zu mir war er nett. Der Wirt hat mich gewarnt, ich solle es nicht übel nehmen, wenn er grob werde. Der Wirt ist schrecklich gut zu ihm, aber ein bißchen ein langweiliger Peter. Du solltest, meiner Ansicht nach, an Bosie[1]) schreiben, ich würde es tun, kenne aber seine Adresse nicht genau. Ich werde wohl auch an Frank Harris eine Zeile schicken und ihm mitteilen, wie ernst Oscars Zustand ist. Tatsächlich spricht Oscar nicht von Frank Harris, augenblicklich ist er darüber hinaus; aber wir werden seinen Zustand wohl besser beurteilen können, wenn er ohne Morphium ist. Oscar hat gefragt, ob Du etwas Näheres über Dein Leben in Nizza geschrieben hast.

Stets Dein Reg.

[1]) Lord Alfred Douglas.



Leone Bistolfi:
Denkmal für Giovanni Segantini in St. Moritz
(Text von Lothar Brieger-Wasservogel)

man solle Dich rufen lassen, er weiß wohl nicht, daß Du nicht in Paris bist. Ich habe dem Wirt gesagt, ich wolle mit Tucker sprechen und mich mit Dir in Verbindung setzen, und der Wirt wünscht, daß Du an ihn wie an alle anderen, deren Kommen erwünscht ist, schreibst, im Falle sich Oscars Befinden verschlimmert. Er wollte auch wissen, ob denn nicht an seine Kinder geschrieben würde, aber ich habe ihm gesagt, ich würde an Dich schreiben. Wenn Oscar in den letzten Zügen liegen oder gar sterben sollte, weiß ich wahrhaftig nicht, wen ich kommen lassen soll. Es müßte jemand da sein, der seine Angelegenheiten regelt, abgesehen von den geschäftlichen Fragen, die sich möglicherweise erheben. Morgen oder übermorgen werde ich Tucker vermutlich sprechen.

Was Oscar betrifft, so weiß er natürlich nichts von dem, was über ihn gesprochen wird. Er nimmt von nichts mehr Notiz, phantasiert und schläft. Teilweise ist das wohl die Folge des Morphiums, das ihm eingespritzt wird; aber er soll es jetzt nicht mehr haben, und sie tun nur so, als ob sie ihm Einspritzungen geben. Er hat mich heute herzlich begrüßt und sich über mein Kommen gefreut. In einem seiner lichten Augenblicke hatten wir eine Unterredung; dann fiel er wieder in den Dämmerzustand zurück, und als er sprach, schien er zu phantasieren. Natürlich ist das vielleicht die Folge der Arzneien. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: vielleicht lebt er doch noch lange genug, um Frank Harris eine andere Fabel zu liefern, aber wer weiß, ob ich nicht völlig auf dem Holzweg bin. Man fürchtet wohl, daß die Krankheit das Gehirn angreift.

Oscar hat nichts nötig, da er nicht genügend bei Verstand ist, um einen Wunsch auszusprechen. Er ist sehr schwer zu behandeln und grob, aber zu mir war er nett. Der Wirt hat mich gewarnt, ich solle es nicht übel nehmen, wenn er grob werde. Der Wirt ist schrecklich gut zu ihm, aber ein bißchen ein langweiliger Peter. Du solltest, meiner Ansicht nach, an Bosie[1] schreiben, ich würde es tun, kenne aber seine Adresse nicht genau. Ich werde wohl auch an Frank Harris eine Zeile schicken und ihm mitteilen, wie ernst Oscars Zustand ist. Tatsächlich spricht Oscar nicht von Frank Harris, wahrscheinlich ist er darüber hinaus; aber wir werden seinen Zustand dann besser beurteilen können, wenn er ohne Morphium ist. Oscar hat gefragt, ob Du etwas Näheres über Dein Leben in Nizza geschrieben hast.

Stets Dein Rob

[1] Lord Alfred Douglas.



Leone Bistolfi:
Denkmal für Giovanni Segantini in St. Moritz
(Text von Lothar Brieger-Wasservogel)


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

II.

3 Rue Cambon
Dienstag nacht (27. Nov.)

Mein lieber Robbie,

ich will noch einige weitere Einzelheiten meinem Briefe beifügen, der eben abgegangen ist. Oscar scheint es so viel besser zu gehen, daß ich allen Ernstes glaube, er wird noch eine Zeitlang am Leben bleiben. Tucker erzählte mir, Oscar habe kaum verstanden, was er gesagt habe, worauf ich Lust hatte zu erwidern, ich sei in derselben Lage. Ein weiteres sehr ernstes Symptom war, daß Tucker von Oscar verlangte, er solle pfeifen, was Oscar nicht konnte, aber das hat er ja nie gekonnt, und er ist kaum in der richtigen Verfassung, eine neue Kunst zu erlernen. Als ich fort ging, um zu Mittag zu essen, bat mich Oscar, ich möchte die Droschke warten lassen, und er war sehr ärgerlich, weil ich in einem Bouillon gespeist hatte. Ich fürchte, es ist nur der Refler seiner Unterhaltung, er phantasiert viel. Heute hat er Paraffin verlangt, und wir fanden schließlich heraus, daß er eine „Patrie" meinte. Und als er die Zeitung bekam, freute er sich sehr, ein Bild von Krüger im Pelzrock zu sehen. Einige Worte spricht er nicht mehr richtig aus. Er ist sehr schwer zu behandeln und will sich den Anordungen des Arztes nicht fügen. Er sagte, ich hätte Arzt werden sollen, weil ich immer von den Menschen das wolle, was sie nicht wollten. Ich hatte ihn nämlich gebeten, Nahrung zu sich zu nehmen und das Rauchen zu unterlassen, das ihm verboten worden ist. Da sagte er, ganz aus der Luft gegriffen: „Die Juden haben keine tiefe Lebensphilosophie, aber sie sind sympathisch." Vielleicht dachte er dabei an mich oder an Strangman.

Ich schlafe heute nacht im Hotel, damit ich um vier oder fünf Uhr morgens da bin und ihn veranlassen kann, die nötigen Medikamente einzunehmen, weil das sein schlimmster Augenblick ist.

Habe ich Dir schon gesagt, daß er an „Gehirnhautentzündung" leidet? Der Wirt bekommt es mit der Angst und weiß nicht, was geschehen wird, wenn er stirbt. Aber er ist wunderbar gut zu ihm gewesen und ist es noch.

Maurice wird morgen fast den ganzen Tag bei mir sein. Wahrscheinlich wird morgen noch eine Konsultation stattfinden. Der arme Oscar macht sich über nichts mehr Gedanken, außer über Tucker. Ich fürchte, es ist sehr wenig Hoffnung vorhanden, aber ich wünschte, Harris würde ihm

die Last vom Herzen nehmen, obwohl er sich vermutlich, wenn er glaubt, daß er sterben muß, aus Geld nichts mehr macht. Ich möchte so gerne, daß man ihn durch eine frohe Botschaft aufheitert in dem Augenblick, wo er imstande ist, sie als solche zu empfinden.

III.

3 Rue Cambon
(Mittwoch, 28. Nov.)

Lieber Robbie,

bitte, ordne sofort an, wer benachrichtigt werden soll, wenn Oscar stirbt; mache Dich auch darauf gefaßt, Telegramme zu verschicken. Ich bin nicht mehr recht bei Sinnen. Tucker hat mir telegraphiert, ich möchte Oscars Familie in Kenntnis setzen, und als ich ihn (Tucker) aufsuchte, sagte er mir, Oscar könne jede Minute sterben, er sei nicht mehr bei Verstand. Als ich hierher kam, fand ich Oscar besser, bei klarem Verstand und auch imstande zu sprechen, aber er spricht schwer, und sein Blick ist unheimlich. Tucker glaubt jetzt, daß es vielleicht wieder besser wird, hält die Aussicht aber nur für gering. Ich schlafe heute nacht im Hotel d'Alsace und werde es tun, solange der Zustand gefährlich ist. Tucker hat erklärt, ohne Geld könne er sich nicht mehr konsultieren lassen, daraufhin habe ich ihm gesagt, ich würde für alle nötigen Ausgaben aufkommen. Für den Fall, daß Oscar stirbt, muß ich einen Rat und Verhaltungsmaßregeln haben. Wer nimmt die Verantwortung auf sich? Du solltest an den Vormund seiner Kinder schreiben, wenn Du seine Adresse weißt. Die Ärzte sind sehr nervös, da sie fürchten, sie könnten von jemand zur Rechenschaft gezogen werden. Hier in diesem Lande haben sie eine große Verantwortung, aber ich habe Tucker gesagt, er brauche keine Angst zu haben. Er will einen Bericht über die Konsultation schreiben, ihn versiegeln und Dir übergeben.

Ist jemand in London, den man in Kenntnis setzen soll? Ich kenne Bosies Adresse nicht, habe aber gestern aufs Geratewohl nach Duke Street geschrieben. Ich habe auch an Harris geschrieben, wenn er Oscar irgend etwas Beruhigendes mitzuteilen habe, solle er es sofort tun, da er jeden Augenblick sterben oder auch wieder besser werden könne, und in diesem Falle wäre ein geistiger Trost von allergrößtem Wert.

Tucker wollte Dir heute telegraphieren, aber da er ihn besser findet, sagte er, ein Brief täte dieselben Dienste.

Wenn Oscar stirbt, muß Harris das Geld Dir einhändigen oder einer verantwortlichen Person, die den Leuten, die so gut zu Oscar gewesen sind, die Schulden zurückzahlt. Er ist sehr schwer zu behandeln, macht Szenen und will sich die Senfpflaster nicht auf die Beine legen lassen. Sein Kopf liegt beständig in Eis. Er nimmt kaum Nahrung zu sich.

Trotzdem bin ich der Meinung, daß er nicht sterben wird, wenigstens nicht im Augenblick, obgleich ich das natürlich rein instinktmäßig sage.

Es wäre besser, Du schriebest oder telegraphiertest an mich nach dem Hotel Cambon, falls Du nichts Gegenteiliges von mir hörst. Die Telegrammadresse ist Hotel Cambon, Paris.

Oscar hat nach keinem Menschen verlangt und ahnt, glaube ich, die Gefahr nicht; er ist zu krank und sein Kopf zu schwach, wenn sich auch schwer sagen läßt, wie schwach, da er zeitweise über Bücher spricht. Soll er einen Priester oder einen protestantischen Geistlichen haben, wenn es ihm schlechter geht? Tucker will es durchaus, ich meine: nein, wenn er keinen verlangt. Aber darüber möchte ich lieber von Dir Bescheid erhalten.

Ich möchte wissen:

1. die nötigen Adressen;
2. ob er einen Priester haben soll, wenn er stirbt;
3. im Falle seines Todes allgemeine Verhaltungsmaßregeln.

Ich schicke, wenn nötig, ein Telegramm. Würdest Du, wenn es zu Ende geht, nach Paris kommen?

Reg.

IV.

Hotel d'Alsace
(Zweiter Brief vom 28. Nov.)

Mein lieber Robbie,

ich fürchte, es ist mit Oscar vorbei. Seit zwei oder drei Tagen deliriert er, und es wird schlimmer. Heute morgen eine Beratung der Ärzte, nach der ich Dir telegraphiert habe. Morgen wieder eine Beratung. Wenn es ihm in drei oder vier Tagen nicht besser geht, wird er tot sein. Ich habe heute morgen bis halb sechs bei ihm gesessen. Er redet die ganze Zeit dummes Zeug, bald englisch, bald französisch. Er erkennt mich mehr oder weniger.

Maurice ist heute morgen gekommen, ist aber nicht gerne im Zimmer.

Ich will für heute nacht einen besonderen Wärter nehmen, wenn es auch nichts nützen sollte; selbstverständlich werden wir ihn fortschicken, wenn ihm ein fremdes Gesicht unangenehm ist.

Ich meine, alles, was geschehen kann, soll geschehen, aber offenbar kann nicht mehr viel geschehen. Eine Operation ist ausgeschlossen, wie aus dem Bericht des Arztes hervorgeht. Oscar nimmt keine Nahrung oder kaum welche. Dadurch, daß ich das Licht ausdrehte und ihm Milch statt Wasser gab, habe ich ihn heute nacht dahin gebracht, drei Glas zu trinken.

Ich weiß nicht, ob irgend jemand hierher kommt. Wenn er stirbt, muß er natürlich in Paris begraben werden und wohl vom englischen Geistlichen. Geld hat er keins, aber selbst wenn er stirbt, wird Frank Harris hoffentlich die Rechnungen und dergleichen bezahlen.

Es ist furchtbar, Oscar beständig sprechen zu hören und nichts tun zu können.

Ich habe hier allein gewacht, während ich dies schreibe, und habe eine peinliche Szene erlebt, eine von vielen: Oscar versuchte, aufzustehen, und mir gelang es, die Klingel zu erreichen, während ich ihn festhielt. Er ist ganz wirr im Kopf, hat mich aber wiedererkannt und fragte mich, ob ich ihm ein Meerwunder besorgen könne, das für ihn koche, und fügte hinzu, ein Dampfer sehe dem andern aufs Haar ähnlich.

Der Krankenwärter hätte schon früher hier sein sollen, aber Tucker ist nicht sehr flink.

Ich will jetzt nicht mehr schreiben.

Reg.

Ich fürchte, er hat schrecklich auszustehen, hat aber wohl kein Bewußtsein davon. Er muß fürchterliche Schmerzen gehabt haben, ehe das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen wurde.

V.

Mittwoch 1/2 6 Uhr abends
(dritter Brief vom 28. Nov.)

Lieber Robbie,

habe eben Dein Telegramm beantwortet. Du wirst aus meinem ersten Telegramm ersehen, daß, wenn Du nach Paris kommen kannst, Du keine Zeit zu verlieren hast. Gerade jetzt scheint sich Oscar ein wenig erleichtert

zu fühlen. Nachdem ich ihm dreiviertel Stunden lang einen Eisbeutel auf den Kopf gehalten hatte, sagte er zu mir: „Du lieber, kleiner Jude, meinst Du nicht, daß es jetzt genug sei?“ Er hat sich heute mit Dir über sein Stück unterhalten und sagte, es sei fünfzig Centimes wert.

Ich habe Dir wohl schon gesagt, daß morgen noch eine Konsultation stattfindet; danach will ich Dir ein Telegramm schicken. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich Tucker sagte, ich würde für alle Ausgaben aufkommen; aber bis jetzt noch kein Wort von Frank Harris. Ich habe an Wallis geschrieben, er solle Bosie über Oscars Zustand telegraphieren. Tucker hält Dich für seinen Bevollmächtigten und macht sich beständig Sorge um die Kinder. Ich weiß, Du wirst an alle telegraphieren, an die es nötig ist.

Jetzt eben scheint er freier, man möchte sagen, er schläft. Wenn das der Fall ist, ist wohl noch Hoffnung. Du weißt, ich habe zu viele Überraschungen bei Oscar erlebt und möchte nicht, daß Du mich bei Deiner Ankunft, wenn Du ihn besser findest, verwünschst, aber schlechter könnte es ihm wohl kaum gehen. Selbstverständlich weißt Du, wie gern ich Dich hier haben möchte, aber ich weiß, daß es für Dich nicht leicht ist. Soweit es sich um seine Pflege handelt, kannst Du nicht mehr tun, als für ihn geschieht, und er ist zu krank, um nach irgend jemand Bestimmtem zu verlangen. Immerhin könnte es jeden Augenblick eintreten. Er hat kein einzigesmal eine Anspielung gemacht, daß er in Gefahr zu sein glaubt, auch nicht, ehe das Delirium anfing. Sein einziger Wunsch war, die Schmerzen los zu sein. Ich fürchte, an dem Tag, als er mit mir ausging und ich ihn auf dem Boulevard verließ, hat er einen Absinth getrunken, aber viel hat es wohl nicht geschadet.

Er kannte Maurice, aber nur dem Namen nach, und hat seinem Kommen keine Bedeutung beigelegt.

Dies ist wohl ein dummer Brief, aber wirklich, die Umstände entschuldigen ihn.

Reg.

Gib mir Deine Wünsche bekannt, ich habe More nichts gesagt.

6 Uhr.

Dr. Tucker ist eben hier gewesen. Er sagt, es hat keinen Zweck, daß er Dir schreibt, da ich es getan habe. Oscar ein wenig besser, aber Tucker kann nicht sagen, daß es etwas zu bedeuten hat. Wir wollen Oscar das Haar schneiden lassen, wenn er es zugibt. Seine Temperatur noch immer

sehr hoch, aber er versteht den Arzt mehr oder weniger. Es kann nur richtig sein, daß Du nach Paris kommst, sonst ist es vielleicht zu spät, aber hoffentlich findest Du ihn besser. Ich schreibe nicht mehr, telegraphiere nur noch. Aber schicke mir Verhaltungsmaßregeln oder Ratschläge. Tucker und der Spezialist haben mich und den Wirt ein Schriftstück unterzeichnen lassen, das einen Bericht über die Konsultation gibt, damit seine Söhne, wenn sie wollen, in Zukunft jederzeit sehen können, daß alles Mögliche für ihn geschehen ist. Tucker hat wieder nach der Adresse des Vormunds der Kinder gefragt.

Oscar hat eben gefragt, ob Briefe oder Telegramme da seien.

[Fortsetzung des Berichts von Robert Roß.]

Ich hatte beschlossen, meine Mutter nächsten Freitag nach Mentone zu bringen und dann Sonnabend nach Paris zu fahren; aber Mittwoch Abend (28. November) um halb sechs erhielt ich ein Telegramm von Reggie: „Fast hoffnungslos." Ich erreichte eben noch den Expreßzug und kam in Paris am Morgen des 29. November um 10[40] Uhr an. Dr. Tucker und Dr. Kleiß (ein Spezialist, den Reggie zugezogen hatte) waren da. Sie teilten mir mit, Oscar könne nur noch zwei Tage leben. Sein Anblick war sehr peinlich, er war völlig abgemagert, das Fleisch fahl, der Atem ging schwer. Er versuchte zu sprechen. Er hatte das Bewußtsein, daß Menschen im Zimmer waren, und hob die Hand hoch, als ich ihn fragte, ob er mich verstehe. Er drückte uns die Hand. Ich ging dann auf die Suche nach einem Priester, und nach vieler Mühe fand ich Vater Cuthbert Dunn vom englischen Passionistenorden. Er kam sogleich mit und vollzog die Taufe und die letzte Ölung — das Abendmahl konnte Oscar nicht nehmen. Du weißt, ich hatte ihm immer versprochen, einen Priester zu holen, wenn es zu Ende ginge, und ich fühlte mich ein wenig schuldig, daß ich ihm stets abgeraten hatte, zum Katholizismus überzutreten; aber Du kennst meine Gründe dafür. Ich schickte dann Telegramme an Frank Harris, an Holman (damit er sich mit Adrian Hope in Verbindung setze) und an Douglas. Dr. Tucker kam später noch einmal und sagte, es könne noch ein paar Tage mit Oscar dauern. Ein Gardemalade wurde geholt, da der Wärter überanstrengt war. Schreckliche Verrichtungen mußten ausgeführt werden, auf die ich nicht einzugehen brauche. Reggie war vollkommen fertig. Er und ich schliefen diese Nacht (29. November) oben in einem Zimmer des Hotel d'Alsace. Wir wurden zweimal von dem Wärter gerufen, der glaubte, Oscar liege tatsächlich im

Sterben. Gegen halb sechs Uhr morgens trat eine völlige Veränderung bei ihm ein: die Gesichtszüge nahmen einen andern Ausdruck an, und das, was man wohl das Todesröcheln nennt, setzte ein. Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört. Es klang wie die gräßlichen Umdrehungen einer Kurbel, und es hörte nicht mehr auf bis ganz zuletzt. Seine Augen reagierten nicht mehr auf die Lichtprobe. Schaum und Blut kamen ihm aus dem Munde und mußten von einem, der die ganze Zeit bei ihm stand, abgewischt werden. Um zwölf Uhr ging ich fort, um etwas zu essen; Reggie löste mich so lange ab. Um halb eins ging er weg. Von ein Uhr an verließen wir das Zimmer nicht mehr. Das schreckliche Geräusch aus dem Halse wurde immer lauter. Reggie und ich vernichteten Briefe, weil wir fürchteten, sonst zusammenzubrechen. Die beiden Wärter waren fort; der Hotelbesitzer war um dreiviertel zwei heraufgekommen, um ihre Stelle einzunehmen. Das Tempo seines Atems änderte sich, ich trat an sein Bett und ergriff seine Hand; der Puls fing schon an auszusetzen. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, den einzigen natürlichen, den ich seit meiner Ankunft gehört hatte. Die Glieder schienen sich unfreiwillig zu strecken, der Atem wurde schwächer, genau zehn Minuten vor zwei Uhr am Nachmittag des 30. November verschied er.

Nachdem der Leichnam gewaschen und in das Totenhemd gehüllt war und nachdem wir die gräßlichen Überbleibsel, die verbrannt werden mußten, bei Seite geschafft hatten, gingen Reggie, der Wirt und ich zur Mairie, um die offizielle Erklärung abzugeben. Es hat keinen Zweck, die langweiligen Erfahrungen aufzuzählen, die wir da machten; schon bei dem Gedanken daran werde ich ärgerlich. Der ausgezeichnete Dupoirier verlor die Geduld; er komplizierte die Sache noch dadurch, daß er aus Oscars Namen ein Geheimnis machte; allerdings eine Schwierigkeit bestand, denn Oscar war unter dem Namen Melmoth im Hotel eingetragen, und es verstößt gegen das französische Gesetz, unter angenommenem Namen im Hotel zu wohnen. Von halb vier Uhr an trieben wir uns auf der Mairie und beim Polizeikommissar herum. Da wurde ich ärgerlich und bestand darauf, zu Gesling zu gehen, dem Begräbnisbesorger für die englische Botschaft, dem mich Vater Cuthbert empfohlen hatte. Nachdem alles mit ihm geregelt war, ging ich fort, um einige Nonnen zu suchen, die bei dem Leichnam wachen sollten. Ich dachte, in Paris sei dies ganz leicht, leichter als anderswo, aber erst nach unglaublichen Schwierigkeiten fand ich zwei Franziskanerinnen.

Gesling war sehr verständig und versprach, am nächsten Morgen

— 1. Dezember — um acht Uhr ins Hotel d'Alsace zu kommen. Während Reggie im Hotel blieb, um die Journalisten und die drängenden Gläubiger abzufertigen, brach ich mit Gesling auf, um mit Beamten zu verhandeln. Wir hatten bis halb zwei zu tun; Du kannst Dir also denken, welche Formalitäten, Flüche, Verwünschungen und Unterschriften vorausgingen. In Paris zu sterben ist für einen Ausländer wirklich eine sehr schwierige und kostspielige Sache.

Am Nachmittag kam der Arzt des Arrondissements und fragte, ob Oscar Selbstmord begangen habe oder ermordet worden sei. Den von Kleiß und Tucker unterzeichneten Totenschein wollte er nicht ansehen. Gesling hatte mich am vorhergehenden Abend darauf aufmerksam gemacht, daß infolge des angenommenen Namens und der nun festgestellten Identität die Behörden vielleicht darauf bestehen würden, daß Oscars Leichnam in die Morgue geschafft würde. Ich war natürlich entsetzt über das, was uns bevorstand; es schien wirklich der Gipfel des Grauenvollen. Nachdem der Arzt den Leichnam untersucht und jeden einzelnen im Hotel verhört hatte und nach einer Reihe von Getränken, unzeitgemäßen Späßen und einem anständigen Trinkgeld ließ er sich herbei, die Erlaubnis zur Beerdigung zu unterzeichnen. Alsdann trafen einige andere empörende Beamte ein, die sich erkundigten, wieviele Kragen Oscar gehabt habe, und nach dem Wert seines Regenschirms fragten (das ist durchaus wahr und keine bloße Übertreibung von mir). Dann gaben verschiedene Dichter und Literaten ihre Karte ab: Raymond de la Tailhade, Tardieu, Charles Sibleigh, Jehan Rictus, Robert d'Humières, Georges Sinclair und verschiedene Engländer, die falsche Namen angaben; auch zwei verschleierte Damen. Sie alle durften den Leichnam sehen, wenn sie ihre Namen einschrieben. Gesling sagte mir, im Interesse des Hotelbesitzers dürfe kein Geheimnis daraus gemacht und nicht der Anschein erweckt werden, als ob etwas vertuscht werden solle. Ich freue mich, sagen zu können, der liebe Oscar sah ruhig und würdevoll aus, ganz so wie damals, als er aus dem Gefängnis kam, und der Leichnam hatte, nachdem er gewaschen war, durchaus nichts Schreckliches mehr. Um seinen Hals hing der heilige Rosenkranz, den Du mir gegeben hattest, und auf der Brust eine Denkmünze, die mir eine der Franziskanerinnen geschenkt. Auch ein paar Blumen lagen da, die ich hingelegt hatte, und ein anonymer Freund, der sie im Namen der Kinder gebracht, obgleich die Kinder wohl noch nicht wissen, daß ihr Vater tot ist. Selbstverständlich fehlten das übliche Kruzifix, die Kerzen und das Weihwasser nicht. Gesling hatte mir ge-

raten, den Leichnam sofort in den Sarg legen zu lassen, da die Verwesung sehr schnell beginnen werde. Um halb acht Uhr abends kamen die Männer, um den Sarg zuzuschrauben. Auf meine Bitten hin nahm Maurice Gilbert eine Photographie von Oscar auf, die nicht recht gelang, weil das Blitzlicht versagte. Henri Davray kam gerade, ehe sie den Deckel darauf legten, er war sehr nett und freundlich. Am nächsten Tag, einem Sonntag, traf Alfred Douglas ein, und verschiedene Menschen, die ich nicht kenne, sprachen vor; vermutlich waren es meistens Journalisten. Montag, den 3. Dezember, um neun Uhr morgens brach der Leichenzug vom Hotel auf. Wir alle gingen hinter dem Sarg zu Fuß nach der Kirche St. Germain-des-Prés: Alfred Douglas, Reggie Turner, ich, Dupoirier (der Hotelbesitzer), Henri (der Wärter) und Jules (der Hausknecht), Hennion und Maurice Gilbert mit zwei Fremden, die ich nicht kenne. Nachdem einer der Vikare am Hochaltar eine stille Messe gelesen hatte, wurde ein Teil der Beerdigungszeremonie von Vater Cuthbert Dunn vollzogen. Der Schweizer sagte mir, es seien sechsundfünfzig Menschen zugegen gewesen, darunter fünf Damen in tiefer Trauer: Madame Stuart Merrill, Comtesse de Bremont, eine Zofe der Comtesse, ein altes Dienstmädchen von Oscar Wildes Frau, dessen Namen ich nicht kenne. Ich hatte nur drei Wagen bestellt, da ich keine offiziellen Anzeigen versandt hatte und mir daran gelegen war, das Begräbnis geheim zu halten. Im ersten Wagen saßen Vater Cuthbert und der Meßknabe; im zweiten Alfred Douglas, Turner, der Hotelwirt Dupoirier und ich, im dritten Madame Stuart Merrill, Paul Fort, Henri Davray und Sar Luis. Es folgte noch eine Droschke, in der mir Unbekannte saßen. Die Fahrt dauerte anderthalb Stunden. Das Grab liegt in Bagneux, wo ich auf meinen Namen eine Grabstätte auf Zeit genommen habe. Wenn ich dazu imstande bin, werde ich irgendwo anders, auf dem Père Lachaise, eine Stelle ankaufen. Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt, was ich tun werde und welcher Art der Grabstein sein soll. Vierundzwanzig Kränze lagen insgesamt da, einige waren anonym geschickt worden. Der Hotelbesitzer stiftete eine pathetische Glasperlentrophäe mit der Inschrift „A mon locataire“, eine zweite derselben Art kam von „Le service de l'Hôtel“, die übrigen zweiundzwanzig waren natürlich aus lebenden Blumen. Es trafen Kränze ein von folgenden Personen oder auf ihre Veranlassung: Alfred Douglas, More Adey, Reginald Turner, Miß Schuster, Arthur Clifton, dem Mercure de France, Louis Wilkinson, Harold Mellor, Teixeira de Mattos und Frau, Maurice Gilbert und Dr. Tucker. Zu Häupten des Sarges legte

ich einen Lorbeerkranz mit der Inschrift „A tribute to his literary achievements and distinction". In den Kranz band ich die folgenden Namen derer, die Wilde während seiner Gefängniszeit und nachher Freundschaft bewiesen hatten: Arthur Humphreys, Max Beerbohm, Arthur Clifton, Ricketts, Shannon, Conder, Rothenstein, Dal Young, Mrs. Leverson, More Adey, Alfred Douglas, Reginald Turner, Frank Harris, Louis Wilkinson, Mellor, Miß Schuster, Roland Strong und auf besonderen Wunsch den Namen eines Freundes, der als C. B. angeführt sein wollte.

Ich kann die Hochherzigkeit, Menschenfreundlichkeit und Mildtätigkeit Jean Dupoiriers, des Besitzers des Hotel d'Alsace, kaum genug preisen. Ehe ich zum erstenmal von Paris abreiste, teilte mir Oscar mit, daß er ihm über hundertneunzig Pfund schuldig sei. Von dem Tage an, wo Oscar das Bett hüten mußte, sprach er nie ein Wort darüber. Er erwähnte es mit keiner Silbe bis nach Oscars Tode, und da fing ich von der Sache an. Er war bei Oscars Operation zugegen und bediente ihn persönlich jeden Morgen. Er zahlte das Überflüssige und das Notwendige, das der Arzt oder Oscar haben wollte, aus seiner Tasche. Auch Dr. Tucker hat eine große Summe zu bekommen. Er war sehr gütig und aufmerksam, wenn er auch, meiner Ansicht nach, Oscars Krankheit vollständig verkannte.

Reggie Turner hatte von allen die schlimmste Zeit in vieler Beziehung. Er mußte die gräßliche Ungewißheit und die schauderhafte Verantwortung durchmachen, deren Umfang er nicht kannte. Denen, die Oscar gern hatten, wird es stets ein beruhigender Gedanke sein, daß er jemand wie Reggie während seiner letzten Tage um sich hatte, solange er noch bei Bewußtsein und für Güte und Aufmerksamkeiten empfänglich war.

Paul Wertheimer:
Das Testament

„Hier in des Berges grüner Finsternis,
In dieses Gletschers aufgeriss'nem Mund,
Von Frost durchschnitten und vom Hunger so,
Daß ich ihn fast als Sättigung verspüre,
Verkrallt im Schnee die Finger, nur gewärmt
Vom Blute, das mir aus den Schläfen sickert,
Und dennoch klaren Sinns, ingrimmig-froh,
Form' ich zum letztenmal ein Testament,
Und meines Schmerzes Siegel preß' ich drauf.
Nun flattern meines Lebens Bilder mir
Vorüber noch einmal, betörend nah ...
Ein Anwalt war ich. Nur des Guten? Nein!
Mit doppelzüngig schiefgespitzter Rede
Hab' ich, wie oft, verwirrt des Rechtes Richtscheit.
Der angenomm'nen Miene Redlichkeit
Drückt' ich auf die beweglich schwankende,
Dunkel verhang'ne Wage des Gerichts.
Und dennoch war ich wohl im Kerne gut
Und war nicht böser, hoff' ich, denn die vielen,
Die jetzt im blauen Duft des Sommertags,
Umschwirrt von Bienen und von Schmetterlingen,
Und lind geleitet von geliebten Armen,
Hin über Wiesen, über Wälder zieh'n;
Derweil ich hier, Gott und dem Tage feind,
Wie ein verwundet Tier, ins Herz gestoßen
Von eines tollen Schicksals glüh'ndem Pfeil
In die gläserne Gruft des Eises starre
Und die Sekunden nach den Tropfen messe,
Die gleichen Maßes von den Wänden fallen.

Drei Schritte grade hin, zwei in der Breite,
Mauern von Eis: dies ist mein Sarkophag.
Von oben sinkt ein Strich des blauen Lichtes
Wie ein verirrter Stern in diese Höhle,
Gebrochen im opalnen Widerschein,
Und mahnt mich, daß auch ich im Licht geirrt;
Und hatte Herd und Weib und war ein Mensch,
Einst vor Unendlichkeiten — vor zwei Tagen;
So zählen wohl, die nicht nach Seufzern messen
Der Zeit hinschleifend grausam trägen Tritt.
Hatt' ich ein Weib? Ich breche das Erinnern
Sehnsücht'ger Arme und sehnsücht'gen Worts,
Mit dieser Faust zerbrech' ich meinen Traum;
Denn sie allein war meines Schicksals Schütze.
Warum hat sie mich, da ich Frieden dort
Im Tal gefunden von des Jahres Keuchen,
Gelockt mit weichem, dennoch list'gen Wort?
„Bezwing die Zinke, die unnahbar droht!
Ich wandre dir entgegen mit dem Freund,
Der uns auch hier die Zeit mit Scherzen kürzt,
Am Abend auf dem Gletscher. Doppelt stolz
Wink' ich dir zu, kehrst du mir fröhlich heim."
So schritt ich morgens zu den Zinken hin,
Geführt von diesem Mann, dess' Leichnam hier,
Gekrampft an meinen Fuß, die Enge engt.
Wie war der Morgen hell! Die Wiesen schwirrten.
Im Nebel stand der Wald. Der Fels ergriff
Die wehende Wolke mit den Zackenfingern.
Ein grauer Dampf. Der Nebel flog. Die Sonne
Schwang über weiße Felder sich und Hügel
Des körn'gen Schnee's. Hier Glocken, Türme, Tore
Des grünen Eises; dort ein See wie Glas.
Wir zogen schweigend. Da — ein Schrei ... die Brücke
Des Schnee's wich unter mir. Ein Schrei. Ich sank ...
Ich fiel ins Unermessene. Ich fiel ...
Und stand — barmherz'ger Gott — ich stand! Die Schwere
Von diesem totgestürzten Mann am Seil —
In dieses Gletschers grüner Finsternis.
Frei zerrt' ich mich und betete und dachte
Der schimmernd nahen Welt und meines Weibes.
Und schon erzählt' ich ihr, die Lippen bald
Von wirrem Kuß verschlossen, die Gefahr.

Hinauf hob mich der Mut. Und mit dem Pickel
Schlug ich die Stufen in die Wand und klomm
Und klomm, im Eise hangend. Breiter wölbte
Das Blau sich über mir. Mit zuckender Hand
Faßt' ich bereits die Decke leichten Schnees.
Schon hob sich aus dem Trichter frei mein Haupt.
Da — hat mir dieser Fall den Sinn zerbrochen?
Dort über diesem Schneefeld schreiten zwei
In dieser weißen, ungeheuern Stille,
Verschlung'nen Armes, wie nur Liebe schreitet.
Er streichelt zärtlich ihre Wange — da — —
Da flattert Sonne jäh ob dem Gesicht
Der Beiden. Ras' ich? Dort — mein Weib, mein Freund —!
Jetzt sah ich alles wie im Fackellicht:
Warum sie mich hinausgedrängt! Ich sah
In meines Lebens letztes Dunkel, sah
Den raschen Blick der oft getauschten Zwiesprach',
Ihr Lachen, das mich höhnte, sah den Freund,
Dem ich der Seele Atem anvertraut. — —
Ich Tor! Ich Tor! Nirgends ein Halt ... Ich schwanke ...
Ein ungeheures Weh und Wut, als fiele
Das Herz mir aus der Brust, reckt mir die Faust
Den Zwei'n entgegen, und ich streck' die Faust
Noch einmal aus dem Grab starr auf. Der Schnee —
Die Welt versinkt ... der Schnee sinkt ein ... Ich stürze
Im Wirbel tief. Will schrei'n. Der Pickel bohrt
Sich in mein Fleisch. Ich hange. Stürze wieder
Ins Schwarze. Liege hier. Zerschellt, zerrissen,
Vom Blut umrieselt, dennoch klaren Blicks ...
Sie aber schritten bis zum Rande hin
Des Spalt's, darin ich stöhnte. Sah's genau.
Ich schrie um Mitleid, und sie hörten's nicht
Und sprangen lachend über diesen Spalt.
Und andre kamen, hielten vor dem Rand,
Den Sprung ermessend, wagend dann den Sprung.
Ich aber schrie in meiner tiefsten Not
Und schrie zu Gott, von dem ich lang' mich schied,
Und zu den Menschen, die ich oft geschmäht.
Doch an den Wänden splitterte mein Ruf
Und fiel gebroch'nen Klangs zurück. Da wußt' ich,
Daß ich jetzt sterben soll. Und meine Rechnung
Schließ' ich mit dieser Welt und schreib' sie auf

Mit frostverzerrtem Finger in der Dämm'rung.
Dies aber ist mein reiflich überlegter,
Von mir gesetzter Wille: meine Seufzer,
Sie sollen dieses Weib die Nächte lang
Umkriechen wie Gewürm! ...
Ein plötzliches Erbleichen in der Luft,
Und ein Erschrecken jäh — verworr'ne Stimmen
Hervor aus diesem Grab ...
So wird sie meine Seele, die sich jetzt
In dieser Dämm'rung windet, von Genuß
Zum Ekel zerren. Aus des Freundes Arm's
Gefügten Klammern soll dich mein Gesicht
Anstarren wie ein Fluch ...
Dich aber, Gott, der mich in diese Not
Mit seiner Lichter trügerischem Glanz,
Der Wiesen Hauch, des Berges Duft gelockt,
Dich lösch' ich aus wie jeden Kindertraum ...
Hinaufzieh'n soll die Finsternis, die jetzt
Mit schweren Flügeln an dem Eise klettert,
Hin über diese lichtgewiegte Welt ...
Allein das ird'sche Gut, das ich erwarb,
Gebt es den Armen, daß sie von der Lust
Auch kosten, satt und müde werden, wie
Ich satt und müde ward, und daß sie auch
Zu Höhen klimmen und ins Finst're stürzen ...
Der Griffel starrt in meiner Hand. Genug!
Nun werd' ich wieder Stein und Schnee und Nacht.
Die Finsternis bedeckt mich wie ein Tuch.
Noch einmal hör' ich meinen Atem — fern,
Und sehe starr durch dieses schwarze Schweigen
Und schaue meinem eig'nen Sterben zu. — — —

Max Halbe: Der Frühlingsgarten

S c h l u ß

Ich schwamm ängstlich und hastig näher.

„Gretchen!" rief ich erschrocken. „Gretchen!"

In diesem Moment schienen ihre Kleider sich voll Wasser gesogen zu haben, denn sie versank plötzlich vor meinen Augen und mit einem kleinen Strudel schloß sich die Tiefe über ihrem Kopf. Der Mohnblütenhut schwamm daneben wie ein letzter Blumengruß, den eine liebe Hand ihr aufs Grab gelegt hatte. Einen Augenblick glaubte ich mein Herz still stehen. Die Ringe des Strudels erweiterten sich zusehends nach den Ufern des Weihers. Mein Herz setzte mit starken Schlägen wieder ein. Volle Klarheit war in mir und um mich. Ich schnellte mich in einem Satz an die Stelle, wo mir der Mohnhut ihr Versinken angezeigt, tauchte unter, erfaßte mit einem starken Griff den halb leblosen Körper und ruderte mich mit den Beinen und dem linken Arm wieder in die Höhe und ans leuchtende Tageslicht. In wenigen Stößen war ich mit meiner schwellenden triefenden Bürde am Ufer und bettete sie auf die sanft ansteigende Grashalde unter die dicht verzweigten Apfelbäume. Ja, sie lebte, sie atmete! Ihr zarter Busen hob und senkte sich in sanftem, regelmäßigem Takt. Ihre braunen Haare hatten sich aus ihrem Band gelöst und ringelten sich feucht um Stirn und Wangen, und eine lange dunkle Strähne fiel quer über den weißen Hals. Über den spitzen und tiefen Busenausschnitt rieselten blanke Wassertropfen. In weicher Rundung sah ich die jugendlichen Brüste und jede Linie, jede Schwellung der Glieder unter dem dünnen nassen Gewand deutlich abgezeichnet und modelliert, und so sehr ich mich selbst als die Ursache des Unfalls schalt, so sehr mußte ich zugleich meine Ungeschicklichkeit segnen, durch die ich das Glück genoß, diesen holden Mädchenleib in seiner unverhüllten Schönheit meinen trunkenen Augen als willenlose Beute hingegeben zu sehen.

Ich lag auf den Knien, halb über sie gebeugt, und wußte selbst nicht, ob ich kniete, um sie um Verzeihung zu bitten oder um mich an all ihrem atmenden Reiz nah und näher satt zu trinken. Mir war, als sei es seit dem verhängnisvollen Sprung an ihre Seite eine kleine Ewigkeit her, und doch mochten erst ein paar kurze Minuten verflossen sein.

Plötzlich fiel mir ein, daß sie sich in ihrem triefenden Batistkleidchen, das sich knapp und verräterisch an ihren Körper schmiegte, erkälten könne, und ich suchte sie durch Schütteln und Rütteln und zärtliche Worte, ins Ohr geflüstert, zu erwecken. Endlich schlug sie die Augen auf und sah mich groß und fremd an.

„Gretchen!" rief ich entzückt und zerknirscht, „Gretchen!" und bedeckte ihre Hände und Arme, Hals und Busen, Stirn und Wangen und auch den leicht geöffneten Mund mit schnellen, wilden, inbrünstigen Küssen. Sie ließ es ein paar Augenblicke geschehen, regte sich kaum, als hielte noch die Ohnmacht sie fest. Dann richtete sie unter meinen Armen den Kopf ein wenig empor, sah mit einem ernsten, aufdämmernden Blick mir ins Gesicht, mit einem andern an sich hinunter, schien sich zu besinnen und sich zu schämen.

„Nicht! Nicht! . . . Bitte! Bitte! . . . Nicht!"

Nur als ein Hauch, als ein Seufzer glitt es von ihren Lippen. Mit dem rechten Arm hatte sie ihr Gesicht verdeckt. Mit dem linken suchte sie mich schwach von sich abzuwehren. So lag sie, ein Bild hilfloser Ergebenheit, während mein Blut sich immer heißer entzündete und es mir vor den Augen wirbelte.

„Gretchen!" stammelte ich wie von Sinnen und umfing sie von neuem. „Mein süßes, einziges Gretchen! Wenn ich dich verloren hätte! Mein Gott! Wie kam das nur? Wenn du ertrunken wärst und ich wäre schuld gewesen! Ich Unmensch ich! Dich vor meinen Augen ertrinken zu sehen! Ach du . . . du . . . du unvergleichliches Menschenbild!"

Ich hatte mich über sie geworfen und strich mit der Hand liebkosend über ihre Augenlider, die sich wieder geschlossen hatten.

„Nicht sterben!" schrie ich ganz außer mir und ohne mehr recht zu wissen, was ich tat. „Nicht sterben! Oder wir beide zusammen!"

„Zum Sterben ist noch ein Weilchen Zeit, junger Herr!" hörte ich auf einmal eine tiefe gleichmütige Stimme dicht neben mir klingen, die mir bekannt schien. Ich raffte meinen Kopf auf, der sich in den feuchten kühlen Busen des unter mir liegenden Mädchens gewühlt hatte, und er-



Leone Bistolfi:
Garibaldi-Monument in San Remo
(Text von Lothar Brieger-Wasservogel)


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

blickte Eli den Alten mit seinen braunen verwetterten Zügen gleich alter zerfurchter Eichenrinde, dem Sammetkäppchen auf dem eisgrauen Schopf und dem Tonnenbauch.

Ich war so verdutzt von seinem urplötzlichen Erscheinen, daß ich kein Wort herausbringen konnte, ihn nur mit offenem Munde, immer noch auf den Knien liegend, anstarrte.

Der Alte schien es zu bemerken und sich schmunzelnd an meiner Bestürzung zu weiden.

„Es ist nichts Besonderes dabei," nickte er endlich und paffte dazwischen. „Wir haben schon so manches Menschenkind aus dem Nymphenweiher gezogen. Die da unten im Moorwasser hausen, die bangen sich nämlich von Zeit zu Zeit nach etwas wie Menschenwärme und Fleisch und Bein. Da heißt es hübsch auf dem Posten sein, junger Herr! Sonst geben sie einen nicht wieder heraus."

Er schwieg nachdenklich, strich sich das borstige verrunzelte Kinn und blies verschwebende Dampfwolken vor sich her, wie von fernen Erinnerungen umwittert.

„Die schöne Dame," fuhr er fort, „die oben in Ihrer Schlafstube hängt, die hat auch einmal so in dem Wasser gelegen, und Eli der Alte hat sie auf seinen Armen ins Schlößchen getragen. 's ist schon ein Weilchen her, junger Herr! Das zierliche Köpfchen da und Ihr Köpfchen auch, junger Herr, die haben beide noch tief unter der Erde geschlafen. Aber was ein alter Gärtnersmann ist, wenn sein Schädel auch noch so vertrackt auf den Schultern sitzt, weiß sich an solche Geschichten noch gut zu erinnern. Und jetzt, denke ich, wollen wir das arme kranke Kind zu ihrer schönen Frau Mutter bringen."

Damit beugte er sich breitbeinig in die Kniee, ohne daß ihm sein vorspringender Doppelbauch im geringsten im Wege war, und hob sorgsam und zärtlich, als gälte es, ein zartes Pflänzchen mitsamt seinem Wurzelwerk aus dem Erdboden herauszunehmen, das immer noch entrückte Mädchen in seine starken Gärtnersarme und trug es durch den Kastaniendom, über den Dianahügel und durch den Efeugang dem fernen Hause entgegen. Ich aber trottete wortlos und jämmerlich, wie ein ganz zusammengebrochener Leidtragender hinter dem Totengräber, meinem rüstig voranschreitenden Wurzelmännchen mit seiner süßen quellenden Bürde nach, und merkte jetzt erst, daß auch ich, gleich einem soeben ans Land gestiegenen Seehund, von Kopf bis zu Fuße von Feuchtigkeit troff.

War es unsere gute und junge Natur, war es das Klima von Mon-

repos — trotz Schreck, Erregung und Nässe hatten wir beide, Scholastika und ich, nichts als einen kleinen unschuldigen Schnupfen davongetragen, der schnell verging. Auch Frau Amalias drohende Strafpredigt, der ich in Demut und Zerknirschung entgegengesehen hatte, war recht milde und glimpflich ausgefallen.

„Eigentlich sollte ich euch törichten Kindern gründlich den Kopf waschen," sagte sie, als Scholastika glücklich ins Bett gepackt war und ich, mit einem dicken Hauskaftan angetan, vor einem heißen Weinpunsch ihr gegenüber saß, „aber was könnte ich Ihnen sagen, was Sie sich nicht auch schon gesagt hätten! Die Vorwürfe, die wir uns selbst über irgend eine Unklugheit im Leben machen, gehen ja doch tiefer und wirken länger nach, als die schärfsten Worte, die wir von anderen zu hören bekommen. Selbsterziehung, das ist der beste Erfolg der Dummheiten, die wir begehen. Tadel von Fremden reizt höchstens zum Widerspruch und zur Beschönigung der eigenen Fehler. Für diesmal hat das Schicksal nur ein bißchen mit euch gespielt, oder ihr mit ihm. Ein andermal könnten Sie härter angepackt werden! Also nehmen Sie sich eine Lehre daran, Bernardo, und springen Sie niemals in Kähnen herum, auch wenn Ihnen die schönste Rokokodame gegenübersitzt!"

Sie hatte die letzten Worte lachenden Mundes gesprochen und drohte mir mit dem Finger.

„Man darf keine Trauben im Juni pflücken und soll keine Sprünge machen, ehe man nicht festen Boden unter den Füßen hat! Drum Haltung, mein Freund! Und Selbstbeherrschung! Und warten können! Versprechen Sie mir das?"

Sie hatte mir ihre weiche, leise vibrierende Hand hinübergereicht. Ich schlug dankbar und reuig ein, löffelte eifrig meinen Punsch zu Ende, und die Sache war abgetan.

Und doch schien es, als sei es seit diesem Tage anders geworden in Monrepos. Etwas Fremdes hatte sich eingeschlichen zwischen Scholastika und mich. Voreilig und unerfahren, wie ich war, hatte ich mir ausgemalt, wie das wässerige Abenteuer mit seiner überstandenen Gefahr und dem enggeschmiegten Beieinander unter den Apfelbäumen nun in der Seele des Mädchens weiterwirken und es mir, seinem Lebensretter, der es allerdings auch hineingeworfen hatte, ganz zu eigen machen müsse. Aber das Gegenteil geschah. Noch fühlte ich die brennenden Küsse, mit denen ich meine Leidenschaft über sie ausgeströmt hatte, und spürte das weiche Rund ihrer gelösten Glieder in meinen umfangenden Armen und

in den tastenden Händen. Und nun schien nichts von dem allen in ihrer Erinnerung geblieben, oder wenn ich's mir recht überlegte, so war es vielleicht gerade diese Erinnerung, die sie beschämte und verwirrte und durch den Drang, darüber hinwegzukommen, sie fremd und kühl gegen mich machte. Die Unbefangenheit des Zusammenseins war von uns genommen, und zum erstenmal im Leben dämmerte mir eine Ahnung, was es wohl mit dem Baum der Erkenntnis auf sich habe und wie dem geweckten Begehren des Mannes die erwachte Scham des Weibes als ein Widerstrebendes und schier Unbesiegliches entgegentrete.

So wurde ich unruhig, gereizt und kopfhängerisch und entfernte das unsicher gewordene Mädchen dadurch nur weiter von mir. Nur einmal, am Tage nach dem Begebnis, hatte ich zaghaft darauf angespielt und sie gefragt, was denn gestern im Wasser so plötzlich über sie gekommen, da ich sie doch als eine gute Schwimmerin gleich ihren beiden Schwestern und gleich der Mutter kannte. Vielleicht der Schreck oder eine kleine Schwäche oder irgend etwas sonst, sie wisse selbst nicht, was, hatte sie kurz zur Antwort gegeben und sich über ein Levkoienbeet gebeugt, das gerade am Wege stand. Also hatte sie der Erinnerung ausweichen wollen, und ich hatte mir auf die Lippen gebissen und mich in die Büsche geschlagen.

Was war es denn, was mich noch in Monrepos hielt, fragte ich mich ärgerlich und verdrießlich, und öfter und öfter begannen meine Gedanken und Wünsche über die weiße Parkmauer hinauszufliegen, wie Gretchen es an jenem unvergeßlichen Nachmittag genannt hatte. Ach! Aus dem zärtlich hingegebenen Gretchen, wie ich es in der Erinnerung sah, war eine kühle und abweisende Scholastika geworden, und Käthchens Worte unter den Resedasesseln fielen mir ein: Gretchen ist hausbacken! Gretchen denkt an niemand als an sich selbst! Mit einer Art von selbstquälerischem Vergnügen wiederholte ich mir: Gretchen ist hausbacken! Gretchen denkt nur an sich selbst! Und empfand es als Wonne, die Worte hart und gewichtig wie Felsblöcke auf das Grab zu wälzen, in dem ich meine früh verstorbene Liebe zu ihr beigesetzt hatte. Da ruhte sie nun bis zum jüngsten Tag. Ich aber wollte dem kindischen Schmerz, der beim Anblick des frischen Grabes doch stets neu und schluchzend in mir aufstieg, als starker Überwinder die Kehle zudrücken und wollte als ein Held von tausend ungeborenen Taten, deren Kunde aus der Welt da draußen über die Mauer des Frühlingsgartens bis zu Scholastikas Ohren dringen sollte, sie noch dereinst salzige Tränen weinen lassen, daß sie einen solchen Helden

hätte den ihren nennen können und ihn durch eigene Schuld verloren hatte. Wie wollte ich den Triumph auskosten, wenn ich, angetan mit der Siegeskrone des Lebens, vor die Parkpforte von Monrepos geritten käme und Eli der Alte machte mir auf und Scholastika stünde da, reuig und gebrochen, und reichte mir gesenkten Kopfes die Hand aufs Roß und ich drückte sie mild und herablassend in der meinen. Und vielleicht — vielleicht würde dann aus der hartgestraften Scholastika doch noch das einstige liebende Gretchen und sie stürzte mir an die Brust . . . Aber nein! Keine Vereinigung! Kein dauerndes Glück! Das hatte sie sich verscherzt für immer! Ein Kuß! Ein letzter Gruß! Mein Roß scharrte den Sand und wir schieden in Freundschaft und Resignation.

Mir schwindelte vor der Weite der Perspektive wie vor der unendlichen Vielheit meiner Gefühle, und stolz erhobenen Hauptes — um so stolzer, je näher ich Scholastika irgendwo wußte — wandelte ich zwischen Salatbeeten und Bohnenstangen und spann den Faden meines Leidens zu einem vielverschlungenen, tausendfältigen Gewebe, das es an Buntfarbigkeit getrost mit den üppig überblühten Parkwiesen von Monrepos aufnehmen konnte.

In diesen Tagen grüblerischer Selbstanklage, grollenden Unmuts, schneidenden Schmerzes, schweifenden Lebensdranges und einer dunkeln quälerischen Ahnung, als sei meinem Bleiben in Monrepos ein nahes Ende gesetzt, in diesen umwölkten Tagen von wilder Zerrissenheit, die mir Erinnerung mit Rosenglanz und Morgenschöne übergießt, gab einzig Frau Amalias warme sinnenfreudige Nähe mir Trost und Linderung in meinem Jugendfieber. Es war, als wüchse mir ihre reife und frauliche Sympathie in dem gleichen Maße entgegen, wie sich das Gefühl des Mädchens von mir entfernte, und als sollte ich dem Verlust der Tochter erst den vollen Gewinn der Mutter verdanken. Und doch hatte sie, dessen erinnerte ich mich wohl, das erste Keimen und Werden unserer Neigung, all die hundert kleinen Anzeichen beginnender Annäherung, wachsender Anziehung, die sich ihrem scharfen Frauenauge unmöglich verbergen konnten, freundlich gehegt, verstehend belächelt, schweigend zugedeckt, ohne eine Wallung kleinlicher Eifersucht zu zeigen, wie es Frauen geringerer Art natürlich gewesen wäre, da ihr Herz doch schon bei der ersten Begegnung für mich gesprochen hatte. Aber vielleicht — so sagte ich mir — hatte sie dieses ganze übertriebene und doch so süße, immer gleich unvernünftige Kinderspiel von allem Anfang an in seinem Verlauf überblickt und sein natürliches Ende vorausgesehen, denn ihrem Scharfblick in allen

Herzensdingen traute ich das Unmögliche zu und hätte mich nicht gewundert, die leisesten Regungen meiner Seele, die mir selbst ganz unbewußt, von ihr gedeutet zu sehen, als seien es die Linien meiner Hand und sie eine Wahrsagerin, die daraus mein Schicksal zu lesen verstünde.

Öfter als früher begegnete ich ihr auf meinen einsamen Streifereien durch ferne, vordem noch kaum gekannte Partieen des Parks. Dann gingen wir neben einander her und verspannen uns in immer neuen, wechselnd hin- und herspringenden Gesprächen über tausend Dinge des Lebens und der Welt, sowie des eigenen Ichs. Obwohl sie Kindheit und Jugend — ihre Wiege hatte in meiner Oberstube unter den Resedasesseln gestanden —, Mädchenjahre und Ehezeit und nun auch ihr frühes Witwentum in der Gartenstille von Monrepos verbracht und die Welt außerhalb der Parkmauer nur selten zu Gesicht bekommen hatte, war es ihr doch wie durch eine angeborene Sehergabe verliehen, alles Menschentum mitfühlend zu begreifen und die verschlungensten Pfade fremden Daseins verstehend nachzuwandeln.

„Sie werden ein schweres und kämpferisches Leben zu führen haben, Bernardo!" sagte sie auf einem solchen Spaziergang zu mir — einem der letzten, deren ich mich entsinne — als ich ihr wieder einmal alles Brodeln, Gären und Überschäumen meines Herzens ausgeschüttet hatte. „Denn Sie werden nicht nur mit der Welt ringen müssen, was ja keinem da draußen erspart bleibt. Sie werden noch mehr unter sich selbst und unter der Vielheit Ihres Wollens, Ihrer Ansprüche und Bedürfnisse zu leiden haben. Zersplitterung der Kräfte, das ist die größte Gefahr, die Sie bedroht. Sie werden sich selbst überfliegen wollen! Dabei überschlägt man sich allzu leicht. Hüten Sie sich vor dem Überschlagen, mein Freund!"

„Aber was ist der wert, der nie über sich selbst hinaus will!" rief ich aufgeregt und durchsägte mit dem Arm die Luft nach alter Weise. „Ich behaupte, der Mensch kann alles, was er will, er muß es nur auch mit Leidenschaft wollen! Und nur, wer von vornherein mehr will, als er vielleicht kann, der wird am Ende überhaupt etwas können! Auf die Leidenschaft des Wollens allein kommt es an!"

Frau Amalia wehrte lächelnd ab.

„O jugendlicher Brausekopf! Auf die Sicherheit des Könnens kommt es an. Wer die kleinste Tat vollbringt, steht größer da, als wer das Höchste will und nicht kann."

„Niemals! Niemals!" schrie ich mit einer Stimme, die sich selbst

überschlug. „Was bedeutet vor dem Auge des Weltgeistes irgend so ein kleiner Könner, irgend so Einer, der Masche für Masche abzählt und Schritt für Schritt geht, gegen den Menschen, der nach den Sternen gegriffen hat und vielleicht dabei in den Abgrund stürzt! Nein! Tausendmal nein! Leidenschaft ist alles in dieser Welt! Und seit wann tritt Frau Amalia von Mitnacht gegen die Leidenschaft auf?"

Ich hatte die letzten Worte wie aus einer Schleuder gegen meine graziöse Begleiterin geschnellt und wartete nun siegesbewußt, mit blitzenden Augen und vorgestemmtem Bein, auf den glorreichen Moment des Einschlagens.

Frau Amalia war stehen geblieben und hatte ein verschleiertes Lächeln auf den feinen wundersam jugendreinen Zügen.

„Leidenschaft ist schön und mir nicht fremd," klang es von ihren Lippen. „Und auch nach den Sternen greifen ist schön, wenn auch mehr Männer- als Frauenart. Aber wie nennen wir den, der nach vier Sternen gleichzeitig greift, mein Freund? Und glauben Sie, wer nach vier Sternen greift, wird sich auch nur einen einzigen vom Himmel holen?"

„Vier Sterne zugleich?!" wiederholte ich kopfschüttelnd und unschuldig, ohne den Spott zu merken, der in ihren Worten lag.

„Wer tut denn das?" wollte ich hinzusetzen, als mir plötzlich Apollonia, Scholastika und Euphrosyne, das Dreigestirn, einfielen und als vierter der Stern, der, im Augenblick sie alle überstrahlend, an meinem Himmel stand: Frau Amalia selbst.

Ich wurde dunkelrot und fühlte den Boden unter meinen Füßen weichen.

„Nein, kein anderer Stern!" stammelte ich und glitt halb an ihrem duftigen Kleid nieder. „Kein anderer Stern! Nur Sie, Frau Amalia! Nur Sie allein!"

Ich heftete meine brennenden Lippen auf das weiche kühle Fleisch ihrer lässig herunterhängenden Hände und drückte Stirn und Haar tief in das schmeichelnde Seidengespinst ihres Kleides, unter dem ich ihr schön geformtes Knie deutlich sich abzeichnen fühlte.

Sie ließ es ruhig geschehen, beugte sich leicht zu mir herab, so daß auch das Heben und Senken ihres atmenden Busens mir nah und näher kam und mich wonnevoll durchrann.

So verharrten wir ein Weilchen schweigend, auskostend, dem Augenblick ergeben. Dann erhob ich mich aus meiner halb kauernden Stellung,

während sie meinen Kopf in ihre Hände nahm und ihn wie ein Kind an ihre Brust bettete.

„Werden Sie des Sterns gedenken, der über Ihrem Leben stand, ehe Sie von Monrepos gingen?" fragte sie mit einer leisen, verklingenden Melodie in der Stimme.

„Immer! Immer! Immer!" schluchzte ich aus tiefster Seele. Aber dann mit einem Ruck mich aufraffend:

„Ist es denn wirklich so weit? Sie sprechen, als sei der Tag schon da, wo ich fort muß von Monrepos."

Sie streckte den Arm aus und deutete auf die hohen Kronen der runzligen Eichen, die in malerischen Gruppen auf dem sanft geneigten Wiesenplan standen.

„Wo ist das helle Frühlingsgrün der Eichenwipfel, mein Freund? Die Bäume stehen dunkel und ernst und mahnen zum Scheiden. Der Hochsommer ist vor der Tür, und Ihre Stunde ist nah, Bernardo."

Sie seufzte leise und schwieg. Ein fremdes wie zeitloses Rauschen ging durch die dunklen Kronen, und meine Seele war traurig bis zum Grund.

Einige Tage zogen in Bangen und Schweben vorbei, und Johannistag kam. Am Morgen dieses Tages, dessen ich immer gedenken werde, sah ich Frau Amalia beim Baden im Nymphenweiher. Ich war ihr und ihren Töchtern wohl so manches Mal hier im Weiher begegnet, aber war es Zufall oder Absicht, noch nie war mir ihr voller Anblick zuteil geworden. Stets hatte es sich gefügt, daß sie, in einen weiten Mantel gehüllt, aus dem Wasser schlüpfte, wenn ich kam, oder im Wasser blieb, bis ich ging. Vielleicht hatten auch die Reize der Töchter meine Augen von der schönen Mutter abgelenkt und mich undankbar dafür gemacht. In diesen Tagen nun schien es, als habe Scholastikas sichtliche Entfremdung von mir sie langsam auch von der Mutter entfernt, ja als teilten in einem unausgesprochenen Einverständnis die beiden anderen Schwestern das Gefühl der dritten gegen ihre Mutter wie gegen mich und gingen gemeinsam ihre abgesonderten Wege, uns beide hinwiederum den unsern überlassend.

So mochte es kommen, daß ich am tauigen Morgen dieses Johannistages Frau Amalia zum ersten Male allein und unverhüllt am Nymphenweiher traf. Ich hatte gerade hinter den Büschen meine Kleider abgeworfen und wollte nichtsahnend ins Wasser schnellen, als ich sie plötzlich in ihren weißen Mantel geschmiegt unter den Apfelbäumen in kurzer Ent-

fernung mir schräg gegenüber auftauchen und ruhig zum nahen Uferrand hinabschreiten sah.

Ob der Mantel nicht endlich, endlich doch einmal fällt? dachte ich mir und hielt in bangem Erwarten den Atem an. Sie aber, als trüge mein Wunsch die Kraft sofortiger Erfüllung in sich, löste mit der Linken die Mantelspange über der Busenwölbung, während die Rechte das rötlich kastanienbraune Haar seiner Haft entband. Der Mantel sank rings an ihr herab, so daß es aussah, als steige ihr weißer Leib auf einem Postament empor, und im gleichen Augenblick strömte die Flut des gelösten Haares ihr über Schultern und Brüste hinab, meinen Augen einen Teil ihres Raubes wieder entreißend. Aber nicht auf lange! Eine jähe Bewegung des Kopfes nach rückwärts schleudert die rötlich flimmernde Fülle des Haares über die Schultern auf ihren gebührenden Platz, und die meisterhaft modellierte Fülle des Wuchses entschleiert sich mir ganz. Die befreiten Glieder atmen tief auf und dehnen sich in seligem Entzücken dem jungen Morgen entgegen, der sie mit rosigem Hauch übermalt. Die schlanken Arme breiten sich wie in fesselloser Lust über den zurückgeworfenen Kopf. Straff und voll spannen sich die jugendfrischen Brüste über dem zierlich geformten Leib, zwei schwebende Monde über dem Erdenrund. Auf kräftigen ebenmäßigen Beinen sonnt sich im Frührot Eva, das erste Weib.

Ich aber, ein blöder, tatloser Adam, noch diesseits des Baumes der Erkenntnis, hielt mich zitternd hinter den Büschen versteckt und hörte die Ströme meines Blutes durch die Adern brausen, während meine Augen den Rhythmus ihres nackten Leibes tranken und tranken.

Jetzt ein Vogelruf durch die tiefe Stille. Das nie geschaute Bild da drüben löst sich aus seinem wachen Traum, die weißen Arme strecken sich vor, spitzen sich zu, Kopf und Oberkörper beugen sich weit hinaus. Ein Sprung! Ein Schlag! Und Eva ist kopfüber in ihrem eigenen Spiegelbild versunken.

Im nächsten Augenblick war ich mit einem Satz tiefer in die Büsche zurück, warf mich, so schnell ich konnte, wieder in meine Kleider und rannte spornstreichs, wie ein ertappter und verfolgter Verbrecher, immer kreuz und quer springend, durch die grüne Wildnis, bis ich angesichts des Schlößchens Ruhe und Atem wiederfand und meine Schritte verlangsamte, um schließlich unbefangen, als sei nichts geschehen, an den drei frühstückenden Mädchen vorbei, die Treppe und meine Oberstube zu gewinnen. Stunden waren vergangen. Im Hause herrschte ein seltsames

und drückendes Schweigen, während ich immer noch ruhelos durch mein Zimmer wanderte und mühsam gegen die Brandung ankämpfte, die das Erlebnis des Morgens in mir aufgewühlt hatte. Da hörte ich einen schweren polternden Tritt langsam Stufe für Stufe zu mir heraufsteigen und über die Vordiele wuchten. Es klopfte, und die Tür öffnete sich. Eli der Alte stand auf der Schwelle und lüftete das Sammetkäppchen.

„Junger Herr, es ist ein Brief für Sie da."

Obwohl dies nichts Seltenes war und das Hausfaktotum mir schon manchen Brief heraufgetragen hatte, so krampfte sich mir doch das Herz vor Bangigkeit zusammen, und ich griff, schwerer Ahnung voll, nach dem versiegelten Schreiben. Es kam von meinem Vormund und kündigte mir mit langatmigen Gründen an, daß ich zur Ordnung dringender Familienangelegenheiten meinen Aufenthalt in Monrepos abbrechen und so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren müsse. An eine Rückkehr sei vorderhand nicht zu denken, weshalb ich am besten täte, alle meine Sachen zu packen und definitiven Abschied zu nehmen.

Ich ließ die Hand mit dem Schicksalsbrief sinken und murmelte ganz zerknirscht:

„Also fort! Fort! Fort für immer!"

„Ja, ja, junger Herr!" nickte der Alte vor sich hin. „Es ist Johannistag heut'! Wir haben den letzten Spargel gestochen und die Kirschen sind rot und prall. Machen Sie sich fertig, junger Herr! Ihre Zeit ist um!" . . .

Johannisabend war da. Ich hatte meinen leichten Kram zusammengepackt. Koffer und Tasche standen reisefertig im Flur. Noch ein letztes Beieinandersein sollte mich mit den Damen des Hauses vereinigen. Ein kurzer fröhlicher Abschied sollte gefeiert werden, so war es Frau Amalias Wunsch. Dann in der nächsten Morgenfrühe, wenn alles noch schlief, wollte ich weg.

Ein lauer lichter Sommerabend träumte über Wiese und Hain, über Garten und Haus. Wir saßen zu ebener Erde unter dem Verandasäulenbau rings um den runden Familientisch. Die Windlichter brannten ruhig und gleichmäßig. In den Gläsern blinkte die Erdbeerbowle. Aber wie leicht und flüssig der Wein auch perlte, über uns allen lag die Dumpfheit der Stunde und machte uns einsilbig, wortkarg, versonnen. Ein jedes schien seinen eigenen einsamen Gedanken nachzuhängen. Die unsichtbaren Drähte, die uns sonst verbunden hatten, schienen zerschnitten, zerrissen. Wie einzelne schwere Regentropfen in lastender Gewitter-

schwüle, so fielen die Worte, hörten auf, tropften von neuem. Aber statt Erleichterung zu bringen, ließen sie die Atmosphäre, die uns umgab, nur um so drückender erscheinen.

Eine Kristallschale mit dunkelroten heiß duftenden Rosen stand auf dem Tisch. Aus der nächtlichen Dämmerung des Gartens sandte der blühende Holunder seinen starken würzigen Atem. Lindendüfte mischten sich drein. Ein jedes der Mädchen hatte sich mit Blumen geschmückt. Apollonia trug roten Mohn in dem blauschwarzen Haar, Scholastika einen Strauß von weißen Rosen im Gürtel ihres mattlila Kleides. Euphrosyne hatte einen bunten Feldblumenkranz auf das wirre Haar gedrückt. Frau Amalia selbst, mit dem weißen fließenden Gewand und den blutenden Feuernelken auf der sanft atmenden Brust, war in reifer sommerlicher Schöne anzusehen. Meine Augen streiften zu ihr hinüber, hingen sich an den Wurf der Falten ihres Kleides und zogen darunter den ach! so unvergeßlichen Linienfluß ihrer Glieder nach. Wenn Blicke sprechen, stammeln, jubeln, liebkosen, bis zur letzten Hülle entkleiden und besinnungslos taumelnd umfangen konnten, so taten meine Blicke dies alles jetzt und stürmten über die Regenbogenbrücke der Phantasie in Frau Amalias entrückten Liebesgarten. Mir war, als sei ich an diesem einen Tage zwischen Morgen und Abend um Jahre gereift und als müsse ich mit zusammengebissenen Zähnen durch die gesammelte Kraft meines Willens mir zurückerzwingen, was ich des Morgens am Weiher fast schon in Atemsnähe gehabt und als ein blöder Tor mir hatte entschlüpfen lassen.

Wie ein heißer brodelnder Sprudel stieg es aus mächtiger Tiefe in mir auf und wollte mir fast die Brust zersprengen. Ich mußte mir Luft machen, mußte mich aufbäumen gegen das Unaussprechliche, das uns allen die Zunge band, mußte irgend etwas hinausschreien in die zwingende Stille, und wenn es das Unpassendste und Ungereimteste von der Welt war.

„Hier geht es ja wie bei einem Leichenbegängnis zu!" rief ich und sah mich herausfordernd um.

„Vielleicht ist es auch so," meinte Apollonia mit ihrer tiefen klagenden Altstimme. „Vielleicht wird auch jemand begraben!"

„Meine Jugend wird begraben!" rief ich mit einer großen Gebärde und fühlte mich in diesem Augenblick so jahrhundertalt, daß mir ob meiner eigenen Tragik das helle Wasser aus den Augen rann.

„Meine Jugend wird begraben!" wiederholte ich, während mich ein

kalter Schauer überlief, und stürzte ein großes Glas Erdbeerbowle hinunter.

Frau Amalia, die mir gerade gegenüber in ihrem rosa Seidensessel lehnte, hatte ein schalkhaft mokantes Lächeln um die Mundwinkel.

„Unser törichter Freund ist jung wie Adam im Paradies und bildet sich ein, seine Jugend zu begraben! Was soll dann eine alte Dame wie unsereins sagen?!"

Ihre Worte schienen nur so leicht hingeworfen und klangen mir doch merkwürdig anspielungsreich und bedeutungsvoll. Die Szene von heute früh trat mir mit Blitzesschnelle wieder vor die Seele. Ich errötete zu meinem Ärger bis hinter die Ohren und setzte, um es zu verbergen, das Bowlenglas an den Mund.

„Ach Sie, Frau Amalia, Sie!" rief ich hinter meinem Glase und fuhr mir mit der Hand durchs Haar. „Sie sind ja die Jugend selbst! Wie können Sie jemals altern?!"

„Wissen Sie das so genau, mein Freund?"

Unter ihren Augenwimpern hatte es heiß und verräterisch aufgeleuchtet. In dem Strahl, der mich traf, war etwas, was mir die Sinne benebelte. Oder war es der Wein, der seine Wirkung tat?!

„Ja, ich weiß es!" beteuerte ich aus tiefstem Grund. „Ich weiß es, so wahr heute morgen die Sonne schien und die Vögel sangen!"

Meine Augen flammten triumphierend zu ihr hinüber und genossen die Wonne, sie nun ihrerseits an Stirn und Wangen, wenn auch nur mit einem leisen Hauch, erröten zu sehen.

Sie warf mir abermals einen schnellen, fragenden, gleichsam kundschaftenden Blick zu und fächelte sich dabei die heißen Wangen mit dem Spitzentaschentuch. Ich antwortete mit Blicken, die wie Reiterscharen gegen sie anstürmten und wie schmetternde Fanfaren dahergingen. Sie schien alles zu erraten, senkte anmutig hilflos den Kopf und zog sich in ihren Sessel wie in eine uneinnehmbare Festung zurück.

„Ach, was wollen wir von so traurigen Dingen wie Alter und Tod reden!" fragte sie nach einem Augenblick mit einer nachlässigen Geste. „Das Einzige, was wir heute vielleicht begraben, das ist der Frühling! Und der kehrt ja wieder!"

„Aber i c h kehre nie wieder!" sagte ich mit einem trotzigen Aufstampfen des Fußes. „Was nützt es mir, daß andere den Frühling hier sehen werden! Was nützt es dem, der sterben soll, zu wissen, daß andere noch n a c h ihm leben werden! Das macht das Sterben und Abschied-

nehmen nicht leichter! Die Welt und der Frühling und dieser Garten, das ist alles nur einmal für den, der es gerade hat!"

„Die Welt und der Frühling und dieser Garten sind immer für den, der sie einmal hatte!" sagte Apollonia und zog die schwarzen Brauen auf der schön gebildeten klassischen Stirn zusammen.

„Nein! Nein! Nein!" wehrte ich heftig ab und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Was vordem war und was nachher kommt, das ist alles Rauch und eitel Dunst! Nur dieser Augenblick ist unser! Alles andere ist keinen Groschen wert! Also trinken wir auf den Augenblick, der unser ist! Auf diesen letzten im Frühlingsgarten von Monrepos!"

Ich wollte mein neu gefülltes Glas erheben, aber Euphrosyne, die bisher geschwiegen hatte, nur durch das hin- und herhuschende Lächeln auf den nervösen Zügen ihre Anteilnahme verraten hatte, packte mit einem Griff meinen Arm.

„Halt! Halt! Sagen Sie mir nichts gegen das, was kommt! Sonst könnten Sie sich die Rache von Atropos auf den Hals ziehen. Und Sie wissen, wer die zum Feinde hat . . ."

Sie hielt wie drohend inne und blitzte mich mit ihren Meeresaugen an. Ich aber sah wehmutsvoll den sonnenschönen Frühlingsvormittag, wo sie mich mit dem Fluch der komischen Muse bedacht und das Sandfaß auf mein Versegekritzel gestülpt hatte.

Plötzlich, wie Erinnerung so ihre Flügel breitete, fiel mein Blick auf die immer noch stumm dasitzende Scholastika. Ein tiefer nagender brennender Schmerz stieg in mir auf, daß dies zauberhafte Menschenbild mit dem Märchenschein um die Stirne einmal mir gehört hatte und mir nun für immer verloren sein sollte. Durch eigne Schuld! Durch meine eigne Schuld! Ein unendliches Mitleid mit dem verlassenen Mädchen und mit mir selbst, der es verließ, erfüllte mich ganz. Aber was mir über die Lippen trat, war ein fremder feindlicher Ton, aus Trotz und Erbitterung gemischt.

„Und was sagt Fräulein Scholastika zu dem allen?!"

„Scholastika träumt und schweigt," antwortete Euphrosyne statt der Angeredeten und lachte schnippisch auf.

„Und wovon träumt Fräulein Scholastika", fragte ich mechanisch weiter, halb zu dieser, halb zu Euphrosyne gewendet.

„Vielleicht von unserer Urahne, die's besser hatte als ein armes verratenes Erdenkind von heute!"

Wieder hatte Euphrosyne für Scholastika geantwortet und ihr anzügliches Lachen dazu angestimmt.

Ich sah, wie die großen dunklen Augen des schweigenden Mädchens sich mit Tränen füllten. All das himmelschreiende Unrecht, das ich ihr angetan, trat vor mich hin und klagte mich an. Ich hätte ihr zu Füßen fallen und sie um Verzeihung bitten mögen. Aber da begegnete ich dem lächelnden, wissenden Blick Frau Amalias, und sofort trieb ein boshafter Dämon, über den ich keine Gewalt hatte, mich an, nun erst recht mich in Positur zu werfen und vor mir selbst und noch mehr vor den Frauen Komödie zu spielen.

„Wir sind alle arme verratene Erdenkinder!" rief ich mit einer wegwerfenden Gebärde. „Der eine verrät, und der andere wird verraten, und dann verrät wieder der andere den einen! Es ist immer das alte Spiel! Geben Sie mir die Hand, Fräulein Gretchen, und trinken Sie mit mir auf das Gedächtnis Liselottes von Merenberg und ihres Kurfürsten mit dem Doppelkinn, der ihr zuguterletzt den Kopf abschlagen ließ."

Ich wollte mit Scholastika über Euphrosyne weg, die neben mir saß, anstoßen, aber Frau Amalia fiel mir verwundert in die Rede.

„Was ist das für eine blutige Geschichte vom Kopfabschlagen?"

„Ja, ist es denn nicht wahr, daß das Fräulein von Merenberg zuletzt aufs Schafott gemußt hat?" fragte ich ganz verdutzt und wandte mich geärgert zu Euphrosyne, in deren Gesicht es spitzbübisch verwegen wetterleuchtete.

„Fressen Sie mich nur nicht, Prinz Gockelhahn!" sagte sie lachend. „Ich habe Sie ein bißchen gruselig machen wollen!"

„Also, es ist nicht wahr?! Sie haben mich angelogen?"

„Ich habe Sie angelogen! Gewiß, mein Prinz! Aber wäre es nicht viel schöner, wenn es wahr wäre und unsere pikante Urgroßmutter hätte wirklich auf dem Schafott geendet statt in ihrem seidenen Himmelbett?!"

Ich wandte mich gereizt von ihr ab und grollte vor mich hin.

„Übrigens hat es mit dem Klecks seine Richtigkeit!" fuhr sie fort. „Nur bezieht er sich nicht auf Liselotte von Merenberg, sondern auf ihre Vorgängerin, die hat der verrückte Kurfürst hinrichten lassen, als er unsere Urgroßmama nahm. Also Blut ist auf alle Fälle im Spiel!"

Ich sah sie ungläubig an und dann fragend zu Frau Amalia hinüber. Aber die hatte wieder ihr schalkhaftes verschleiertes Lächeln, und

es war nicht zu erkunden, ob man mich mit dem Klecks zum besten hatte oder nicht.

„Ich werde nächstens überhaupt nichts mehr glauben!" murrte ich und schüttete zur Tröstung ein neues Glas der immer besser schmeckenden Bowle in mich hinein.

„Bravo!" lachte Fräulein Euphrosyne und klatschte in die Hände. „Nehmen Sie sich das als Lehre ins Leben mit! Wir werden es in Monrepos ebenso machen und auch keinem Menschen Glauben schenken! Ich werde es jedenfalls anders halten, als Klotho und Lachesis! Ich werde über niemand weinen, mein Prinz! Ich will, daß andere über mich weinen sollen!"

Unser alter feister Gartenmaulwurf schnaufte heran und flüsterte Frau Amalia ins Ohr. Sie nickte mit dem Kopf, erhob sich und folgte ihm ins Haus.

Sonderbar, wie mir die Sinne zu wirbeln begannen! Mir war, als trage der Alte einen scharlachroten Mantel um die stämmigen Schultern, und aus der Gartensense, vor der ich Blumen und Gräser in Schwaden hatte hinsinken sehen, schien mir ein Richtschwert geworden! Und war das noch Frau Amalia von Mitnacht, die da schwebenden Schrittes hinter ihm ging? War es nicht vielmehr das Fräulein von Merenberg, wie ich es von dem Porträt über meiner Lagerstatt so gut in Erinnerung hatte? So manchesmal hatte ich sinnend davor gestanden, wenn es draußen in den Kastanien und Ulmen rauschte, und hatte mich in die lächelnden Augen, die mich zu beobachten, zu verfolgen schienen, in die verlangenden Lippen, in den halb entblößten gefälligen Busen versenkt, als vermöchte mein inbrünstiger Wunsch dies alles noch einmal zum Leben zu erwecken. Und nun sah ich mein längst verstorbenes, zu Asche verfallenes Traumliebchen leibhaftig in Fleisch und Blut erstanden, aber nur auf einen einzigen flüchtigen Augenblick, und ehe meine Hände den Augenblick faßten, ihn halten konnten, war sie hinter ihrem voranwatschelnden Henkersknecht durch die Falltüre des Hochgerichts verschwunden, um noch einmal ihren zierlichen Hals auf den Block zu legen und das Richtschwert durch die Luft sausen zu hören.

Eine urgewaltige und weltengroße Rührung über die grausame Blindheit und Unvernunft des Lebens brandete in mir gleich einer dunkeln See und stieg höher und höher gegen mich an, den einsamen Mann, der am Ufer stand und diese ganze schaurige und unbegreifliche Tragödie über sich kommen sah.

Ich blickte zu Gretchen hinüber, die mit gekreuzten Armen und erstarrten wie toten Augensternen noch immer der Ferne zu gehören schien. Vielleicht stand auch sie am Ufer einer ebenso dunkel brandenden See und durchlebte die gleiche Tragödie wie ich und wir waren Leidensgenossen und konnten uns zum letzten Male die Hände drücken, ehe wir für ewig auseinandergingen.

„Haben Sie über mich geweint, Gretchen?" stammelte ich und wischte mir über die feuchten Augen. „Ja, weinen Sie, Gretchen! Weinen Sie nur! Weinen Sie über mich und über sich und über unser Leben! Es ist ja doch alles ein einziger Brei!"

Ich hörte eine schrille Lache dicht neben meinen Ohren und erkannte Euphrosynes schmetternden Ton. Aber als ich mich zu ihr wandte, um ihr die Handknöchel zu pressen, daß sie schreien sollte, erblickte ich statt ihrer die ernste dunkle Apollonia an meiner Seite, und Euphrosyne schien irgendwo im Nebel zu verschwimmen.

Scholastika hatte sich erhoben und trat auf mich zu. Ich richtete mich unsicher in meinem Sessel empor und reichte ihr die Hand. Einen kurzen Moment, vor dem Scheiden auf immer, ruhten unsere Blicke ineinander, als müsse ein Jedes das Bild des andern für die Ewigkeit festzuhalten suchen.

„Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!"

Uns beiden standen die Augen voll Wasser. Sie neigte den Kopf und ging von dannen. Ich sah die zarte schlanke Gestalt über den erleuchteten Hausflur verschwinden.

Es war zu Ende. Ich warf mich in den Sessel zurück, griff nach dem Glase und fühlte dicke Tränen in meine Bowle kullern.

Frau Amalia kam wieder. Eli, der Alte, der seinen Scharlachmantel und das Richtschwert abgelegt hatte und wieder als uralt zeitloses Hausfaktotum einherging, trug ihr eine verstaubte, weinlaubbekränzte Flasche und zwei Gläser auf einem Tablett nach.

Frau Amalia hatte eine heitere Majestät auf den lichten Zügen, während der Alte die Flasche entkorkte und, aus breiten Nüstern schnobernd, die Gläser vollschenkte. Ein lieblicher, unendlich zarter und feiner Blumenduft schwebte über den Tisch und durch die Veranda hin, ganz ähnlich dem, den ich in meiner Oberstube, unter den Resedasesseln, geatmet hatte.

Ich war [illegible] meine [illegible] aufgestanden. Meine [illegible] Freundin [illegible] in dem meinen.

„Der [illegible] hundert alt! Meine [illegible] Menreves [illegible] Jugend und Glück bringen, [illegible] mein Freund Berrarde! [illegible] Ihr Leben [illegible] der [illegible] garten von Menreves sein! . . . [illegible]"

[illegible] unsere Gläser zusammen. Es gab einen [illegible] klang. Ich sah noch, wie meine Freundin über den [illegible] ihr Auge lebkosend über noch gleiten ließ, ehe sie trank. [illegible] und umfing sie von Kopf bis zu Fuß. Ich setzte den [illegible] und trank ihn, Auge in Auge, [illegible] mit ihr leer. Ein [illegible] zerschellte auf der Porphyrfliese neben [illegible] Boden. War es das meine? War es das ihre? Die [illegible] zerrannen im Tanz! Meine Sinne schwanden.

Es war tief in der Nacht, als ich zu erwachen glaubte. Ich [illegible] daß ich in meinem breiten prunkhaften Kurfürstenbett lag. Aber [illegible] etwas schien mich im Bann zu halten, so daß ich mich nicht [illegible] regen konnte. Nur meine Hände tasteten dunkel über die [illegible] und meine Augen öffneten sich halb und starrten um sich. Ein [illegible] des [illegible] Mondes blinzelte durch den Fensterladen [illegible] der geschlossenen Tür meines Wohnzimmers, in deren Schatten ich die dunklen Umrisse einer Gestalt zu erblicken glaubte. Ich strengte meine Augen [illegible] weit ich konnte an, um deutlicher zu sehen. Ich wollte meinen [illegible] körper erheben, aber der Bann drückte mich in die Kissen nieder. So lag ich mit sehenden Augen und gelähmten Gliedern und lauschte [illegible] das, was kommen würde.

Der Mond war weitergegangen und lugte über meinen [illegible] Gleichzeitig löste sich die Gestalt aus dem Dunkel der [illegible] und schwebte näher zu meinem Lager hin.

„Wer ist da?" stöhnte ich wie unter einem schweren Alp.

„Ich bin's, mein Freund!"

Die Stimme klang süß und melodisch, und ich erkannte [illegible] war die Stimme des Fräuleins von Merenberg, wie ich sie [illegible] in meinen Träumen vernommen hatte.

„Kommst du zu mir?" fragte ich, und alle Bangigkeit war von mir [illegible]



Fritz von Uhde:
Max Liebermann
(Pastell; Berlin, Privatbesitz)
Text von Georg Hermann

Ich war ein wenig wackelig aufgestanden. Meine schöne holdselige Freundin erhob ihr Glas zu dem meinen.

„Der Wein ist über ein Jahrhundert alt! Meine Urahne hat ihn gebaut und gekeltert. Es darf keiner von Monrepos scheiden, der nicht von ihm gekostet hat! Er soll Jugend und Glück bringen, wie man sagt. So trinken Sie sich Jugend und Glück, mein Freund Bernardo! Möge Ihr Leben wie der Frühlingsgarten von Monrepos sein! . . . Auf das Sonntagskind!"

Wir stießen unsere Gläser zusammen. Es gab einen hellen silbernen Glockenklang. Ich sah noch, wie meine Freundin über den Glasrand weg ihr Auge liebkosend über mich gleiten ließ, ehe sie trank. Mein Auge begegnete taumelnd dem ihren und umfing sie von Kopf bis zu Fuß. Ich setzte den Kelch an die Lippen und trank ihn, Auge in Auge, Zug um Zug mit ihr leer. Ein Glas zerschellte auf der Porphyrfliese neben uns am Boden. War es das meine? War es das ihre? Die Bilder des Lebens zerrannen in Dunst! Meine Sinne schwanden.

Es war tief in der Nacht, als ich zu erwachen glaubte. Ich fühlte, daß ich in meinem breiten prunkhaften Kurfürstenbett lag. Aber irgend etwas schien mich im Bann zu halten, so daß ich mich nicht rühren, noch regen konnte. Nur meine Hände tasteten dunkel über die Decke, und meine Augen öffneten sich halb und starrten um sich. Ein schräger Strahl des späten Mondes blinzelte durch den Fensterladen hinüber zur verschlossenen Tür meines Wohnzimmers, in deren Schatten ich die dunklen Umrisse einer Gestalt zu erblicken glaubte. Ich strengte meine Augen so weit ich konnte an, um deutlicher zu sehen. Ich wollte meinen Oberkörper erheben, aber der Bann drückte mich in, die Kissen nieder. So lag ich mit sehenden Augen und gelähmten Gliedern und lauschte auf das, was kommen würde.

Der Mond war weitergegangen und lugte über meinen Bettpfosten weg. Gleichzeitig löste sich die Gestalt aus dem Dunkel der Türfüllung und schwebte näher zu meinem Lager hin.

„Wer ist da?" stöhnte ich wie unter einem schweren Alp.

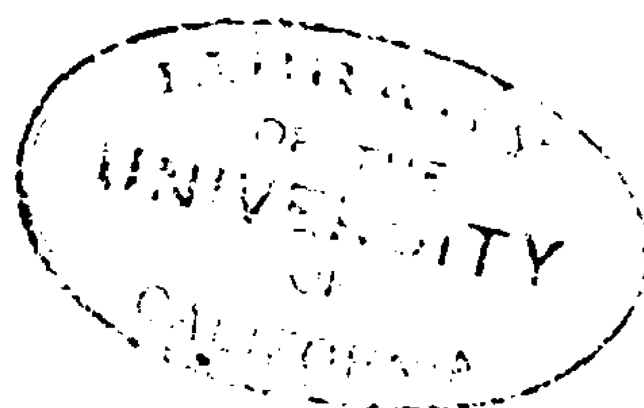
„Ich bin's, mein Freund!"

Die Stimme klang süß und melodisch, und ich erkannte sie wohl. Es war die Stimme des Fräuleins von Merenberg, wie ich sie so manchesmal in meinen Träumen vernommen hatte.

„Kommst du zu mir?" fragte ich, und alle Bangigkeit war von mir gewichen.



Fritz von Uhde:
Max Liebermann
(Pastell; Berlin, [illegible])
Text von Georg Hermann



„Ich komme zu dir," klang es weich und verlangend zurück.

Mich durchschütterte es, und ich raffte mich mit einem gewaltsamen Ruck in die Höhe. Da stand im Mondlicht, wie von einer Blendlaterne beleuchtet, die wonnevolle Gestalt, die ich heute früh am Weiher gesehen. Der weiße Mantel schmiegte sich eng und verräterisch um die blühenden Glieder. Die linke Hand nestelte an der goldenen Spange, die das durchsichtige Gewebe über der Busenwölbung zusammenhielt. Die Rechte, hoch über dem Kopf erhoben, löste die Haft des Haares. Die rotbraune Flut sank rücklings über die weißen Schultern hinab, und aus dem niedergleitenden Mantel wie aus Erdfalten empor stieg nackten schimmernden Leibes im Mondenlicht Eva, das erste Weib.

„Bist du's? Bist du's?" jubelte ich ihr entgegen und richtete mich hoch empor.

„Ich bin's, mein Freund! Ich bin die Jugend! Ich bin das Glück!"

Ich dehnte meine Arme in einer nie gekannten, unendlichen Lust und all die weiße quellende Weibespracht sank mir mit einem letzten verhauchenden Seufzer an die Brust.

„Ich bin die Liebe! . . . Ich bin das Glück!"

Kühle, umfangende Arme zogen mich nieder. Seidenweiches, duftiges Haar rieselte um mich und sie, und das Mondlicht deckte uns zu.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich erwachte, leuchtete heller, klarer Frühschein ins Zimmer. Eli der Alte stand an meinem Bett und rüttelte mich an der Schulter.

„Stehen Sie auf, junger Herr! Der Wagen wartet! 's ist an der Zeit!"

Ich rieb mir die Augen und sah zu meiner Seite. Das Lager war leer. Hatte ich gewacht oder geträumt? Ich erfuhr es nie. Ich zog mich an, während der Alte mit seinem Tonnenbauch geschäftig hin und herwatschelte und mir behilflich war.

Ich warf einen letzten Blick nach dem Bild meiner Dame aus dem Rokoko. Es lächelte, verschleiert und wissend zugleich, von der Wand auf mich hernider. Wer dieses Lächeln hätte ergründen können! Vielleicht war ihm der finster gebietende Mann an ihrer Seite auf die Spur gekommen und hatte an meinem Rosenholztisch mit einem kurzen Federstrich das Urteil darüber vollzogen. Vielleicht . . . aber wer wollte die

Rätsel lösen, die sich aus diesen Monden und Tagen und aus der in allen meinen Sinnen nachschwingenden Nacht um meine Seele schlichen.

Vielleicht ist alles nur Traum und holdseliger Jugendwahn gewesen, dünn wie Spinnenfäden, in der Sommernacht gewoben, zart wie der Mondstrahl, der um die nackten Glieder meiner schönen Frau Eva spann. Ich habe es niemals ergründet und erfahren.

Ich habe auch niemanden von ihnen allen wiedergesehen. Nicht die hohe Apollonia. Nicht Euphrosyne, die wilde. Nicht Scholastika mit den Wunderaugen. Nicht Frau Amalia, die Unvergeßliche selbst. Sie alle sind wie vom Erdboden verschwunden mitsamt Eli dem Alten und ihrem Frühlingsgarten. Denn als ich nach zwanzig Jahren wieder an die Stätte kam, wo ich nach vier Sternen auf einmal gegriffen und um vier schöne Frauen zugleich geworben hatte, um endlich in der Johannisnacht der schönsten von ihnen allen in den Schoß zu sinken, da schüttelten die klugen Leute, die ich nach Monrepos fragte, bedenklich den Kopf und sagten, ich müsse den Frühlingsgarten wohl anderswo suchen gehen, denn hierzulande habe es niemals so etwas gegeben.

Mir aber klingen zeitlebens die letzten Worte im Ohr, mit denen das Traumbild sich zu mir neigte:

„Ich bin die Jugend! Ich bin die Liebe! Ich bin das Glück!"

Fritz Mielert:
Mistrá

Spartas berauschende Vegetationsbilder, durch die man überall die sanftgeschwungenen Höhen des Parnon und die wilde zackige Mauer des felsstarrenden, formenschönen Taygetos aufragen sieht, lagen hinter mir. Auf idyllischen Pfaden ging es unter Oliven- und anderen Südfruchthainen hin, geradenwegs auf die im Vorblick gigantisch sich türmenden Taygetosberge zu. Unter den Bäumen lagerte hin und wieder eine Schafherde, die Glocken der Tiere tönten sanft und melodisch wie das Murmeln von Quellen. Dann, nach einem kurzweiligen Stündchen, war das hart am Fuß der Berge gelegene Dorf Mistrá erreicht, das ganz unter mächtigen Platanen geborgen war. In ihrem Schatten, auf marmornen Bänken saßen, die Stunden beschaulich verbringend, die Männer des Dorfes, während die Jugend heute am Sonntag mit Gesang und Guitarrespiel in den vom Plätschern der Quellen und Rauschen eines munteren Baches durchklungenen Gassen auf und ab schlenderte.

Doch so romantisch die Gassen und Gärten des Dorfes und so freundlich dessen Bewohner waren, es hielt mich hier nicht lange; das nahe Mistrá, die eigenartige tote Stadt des Mittelalters lockte mit noch stärkeren Reizen. Steil geht es im Zickzack eine Berglehne hinauf, und plötzlich steht das Wunder übermächtig vor uns: eine Stadt voller Ruinen, breit gelagert an einem jähen Kegelberge, auf dessen luftiger Höhe eine langgestreckte Burg thront, Mistrá.

Vergegenwärtigen wir uns, ehe wir die Stadt selbst betreten, kurz ihre Geschichte. Die alte Kriegerstadt Sparta war in der römischen Zeit, nachdem schon vorher durch die unerhört grausame, nur aus Verrat und Meuchelmord bestehende Herrschaft des Tyrannen Nabis das alte spartanische Heldengeschlecht bis auf geringe Überbleibsel ausgemerzt worden war, zu einer bedeutungslosen Landstadt und Lakonien zu einer ebenso unwichtigen Provinz des römischen Reiches herabgesunken. Spartas Bewohner hatten die kriegerischen Tugenden ihrer Vorfahren ganz vergessen und kannten nur noch das Bitten und Sichdemütigen.

Kein Wunder, daß die Stadt trotz ihrer berühmten Vergangenheit und trotzdem Nabis sie mit starken Mauern umgeben hatte, von den anstürmenden Slaven und Goten im dritten Jahrhundert n. Chr. bezwungen und verwüstet wurde. Noch viel schlimmer als diese hauste Alarich, der, von einer beinahe unbegreiflichen Wut gepackt, Lakonien und Sparta bis auf den Grund vernichtete und die Bewohner ermordete.

Nach Alarichs Abzug wurde Sparta, das nun in der byzantinischen Epoche Neu-Lakedämon hieß, wieder bebaut und blieb, obwohl schwach und bedeutungslos, immer noch der Hauptort Lakoniens. Auch zur Zeit der Eroberung durch fränkische (französische) Ritter blieb Sparta Residenz. Als aber im Jahre 1248 der fränkische Fürst von Morea, Guillaume (Wilhelm) II. de Villeharbouin gelegentlich eines Feldzuges gegen die Byzantiner in Neu-Lakedämon Winterquartier bezog und das Eurotastal des näheren besichtigte, fand er eine Stunde westlich von Neu-Lakedämon den Berg, auf welchem heut die Ruinenstadt Mistrá liegt, und der, weil er sehr schroff und nur auf einer Seite zugänglich war und oben genügend Raum zur Aufnahme einer festen Burg besaß, ihn sofort zur Erbauung einer Veste reizte. Das Gebirge in der Nachbarschaft, sowie das bereits hier bestehende Dorf und der Bach, der am Fuße des 640 Meter hohen Kegelberges fließt, wurden damals schon Misithras genannt, und Wilhelm, von der prächtigen Lage des Berges begeistert, beschloß seiner Burg denselben Namen zu geben.

Nicht lange aber blieb Mistrá im Besitz der Franken. Wilhelm fiel in die Gefangenschaft der Byzantiner, mit denen er in Fehde lag, und mußte in die Abtretung Mistrás einwilligen, das nun die byzantinische Hauptstadt Lakoniens wurde, während Neu-Lakedämon völlig verödete. Als byzantinische Hauptstadt blühte Mistrá auch als Zentrum des Handels und Gewerbes auf Morea, insbesondere wurde es Sitz einer lebhaften Seidenindustrie. Selbst die griechische Gelehrsamkeit entfaltete sich hier noch einmal in der Philosophenschule des Plethron. Im Jahre 1460 sah Mistrá die Türken in seine Mauern einziehen, blieb aber auch jetzt der bevorzugte Hauptort der türkischen Provinz Morea und der Sitz des türkischen Paschas.

Während der griechischen Freiheitskämpfe wurde Mistrá völlig zerstört und nach der Wiederherstellung des Friedens sollte sein Schicksal bald endgültig besiegelt werden; denn der neugewählte Griechenkönig Otto beschloß, das alte, im Lauf der Jahrhunderte gänzlich verschwundene

Sparta wieder neu zu begründen. Infolgedessen wurde das nach den Kriegszeiten kaum wiedererstandene Mistrá, dessen Lage so wie so als ungesund betrachtet wurde, von den Bewohnern verlassen und das kleine Städtchen Sparta gegründet, das sich leider nicht, wie es vielleicht des Königs Geist vorschwebte, zu einer des alten Sparta würdigen Größe entwickelt hat, sondern das bescheidene, unbedeutende Landstädtchen geblieben ist, das es im Mittelalter unter dem Namen Neu-Lakedämon war. Diejenigen Bewohner Mistrás, welche nicht in die Ebene ziehen wollten, siedelten sich am Fuß des Berges, in dem Dorfe Mistrá an, das heute ungefähr 650 Bewohner zählt; Mistrás zweitausend Häuser aber, von denen noch ein Teil seit der Zerstörung der Stadt in Ruinen lag, verwahrlosten jetzt gänzlich.

Möge nun das Bild Mistrás, wie es mir auf meinem Ritt durch dessen Gassen erschien, an uns vorüberziehen.

Die Hänge des Berges sind ringsum bedeckt mit ganzen Gruppen und Gassen von dachlosen Häusern, deren zerstörte und vom Putz entkleidete Wände gespenstisch in die Lüfte ragen, so daß das Ganze den Eindruck einer durch Feuersbrunst vernichteten Stadt erhält. Mehrere dicke Torbauten führen uns auf beschwerlichen Reitpfaden in die Gassen der Ruinenstadt. Die Tore, rund- und spitzbogig, gut erhalten und von prächtigen Baumgruppen und Gesträuch umstanden, bieten wunderschöne Durchblicke einerseits auf die malerischen Gassenansichten der Stadt, andererseits hinaus auf die im Sonnenglanze daliegende, von Südobsthainen bedeckte wellige Ebene des Eurotas.

Wie märchenhaft schön muß die Stadt gewesen sein, als sie noch lebte! Diese weißgetünchten Bauten mit den malerischen Erkern, Bogenfenstern und Portalen, mit den schwarzen Zypressen und dem Blumenschmuck, das interessante byzantinische Volk in seinem altertümlichen Trachten, das die engen, holprigen Gassen füllte, welch zaubervolle Anblicke müssen sie geboten haben! Man sieht sie förmlich vor sich, diese packend schönen Bilder. Und dann das Mistrá in türkischer Zeit. Man vergleicht oft die orientalischen Städte mit Märchenbildern aus „Tausend und eine Nacht"; Mistrás enge gewundene Gassen mit den vielfach vorspringenden Bauten und den wundersamen Ausblicken auf die Berge müssen ein wahres Dorado von orientalischen Märchenbildern gewesen sein.

Heute tönt in den Gassen, deren Grund blanker Fels ist, nur das Geklapper der Hufe des Maultiers, das den Reiter trägt. Sonst herrscht

Todesstille. Zu beiden Seiten des Felsweges recken sich hohe Wände, oft dicht von Efeu bewachsen und von pinselartig schlanken, schwarzen Zypressen überragt. Greller Sonnenschein liegt auf den bröckligen Mauern, und scharf zeichnen sich die Schatten anderer auf den beleuchteten ab. Die Fensterhöhlen sind noch von Skulpturenfragmenten umrahmt, hier und da zieren noch Reste alter Freskomalereien die Innenwände, und die mannigfachen Torbögen bezeugen in ihren Formen die wechselvolle Geschichte der Stadt; denn neben den byzantinisch gestalteten Toren, welche die Mehrzahl der vorhandenen bilden, fällt der Blick hin und wieder auch auf typisch venezianische und maurische. Ganz oben, über dem dunklen Gefels, thront breit und über die Abhänge hinunterreichend die vielzinnige, mit starken Türmen gefestigte Burg des Frankenfürsten Wilhelm, des Gründers von Mistrá.

Einige arme Leute haben Mistrás Reichtum an nur halb zerstörten Bauten wahrgenommen und sich hier eingenistet. Es kann überhaupt nur die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung Lakoniens der Grund dafür sein, daß dieser prächtige Ort, dessen Fülle an Bauten doch geradezu zu ihrer Wiedervollendung und Benutzung einlädt, nicht wieder bewohnt wird. Die armen Leute, von denen ich sprach, haben aber kein Bedürfnis, die geräumigen Bauten völlig auszunutzen, und ziehen es vor, lieber ein paar kleine Mauern in den Winkeln oder gar auf den Dächern dieses oder jenes Baues zu errichten und zu überdachen. Ihnen ist in den kleinen Steinhütten wohler als in den großen hohen Räumen aus alter Zeit. Eine dieser Steinhütten ist quer über zwei Firstmauern der Ruinen eines großen Hauses errichtet und schaut von hier über die in schwindelnder Tiefe gelegene Ebene von Sparta und die Höhen des Parnon wie ein Adlerhorst von dem First eines Felsen (vgl. unser Bild neben Seite 366).

An einem verlassenen byzantinischen Klösterchen vorbei, in dessen malerischem Glockenturm noch eine längst verstummte Glocke hängt, kommt der Wanderer auf einen größeren, unebenen Platz, auf dem sich in rechtem Winkel ein mächtiger Palastbau erhebt, der sog. Palast der Prinzessin, ein Bau aus byzantinischer Zeit. Die sehr großen, regelmäßig gegliederten Fronten des zweistöckigen Baues sind von prächtigen hohen Fensteröffnungen und zahlreichen Portalen durchbrochen, unter denen auch spitzbogige sich befinden. Die Größe und Schönheit des Palastes lassen ahnen, welche Pracht und welcher Glanz höfischen Lebens zur Zeit der byzantinischen Epoche hier geherrscht haben mögen. Wahr-

haft großartig ist von hier der Blick in den hinter dem Berge von Mistrá gelegenen Bergkessel von Melingo und auf dessen gewaltige Bergumrahmung.

Weiter aufwärts gelangt man zu dem schönsten (und auch jetzt noch bewohnten) byzantinischen Kloster Mistrás, dem Nonnenkloster Pantanassa. Prächtig ist die Ansicht der Schmalfront des Klosters, die den Zugang enthält. Hart an dem sich fast senkrecht neigenden Hang des Berges zieht sich das niedrige und unscheinbare Gebäude hin, welches die Zellen der Bewohnerinnen birgt, daneben ragen Ruinen eines alten Baues auf und dahinter der sehr schön gegliederte Glockenturm der Ekklissia (Kirche), neben dem sich die großen und kleinen Kuppeln der Kirche wölben. Hohe schlanke Zypressen, alte Oliven und die prachtvoll umrissene Gestalt des dem Berge von Mistrá benachbarten Bergkolosses der Vorgebirgsfront des Taygetos vervollständigen das reizende Bild. Der Hof enthält ein Portal mit Resten schöner Skulpturen. Das Schönste aber ist der Anblick des prachtvollen Turmes neben der hoch über dem Hofe befindlichen fünfbogigen Vorhalle der Kirche. Das dreischiffige, mit Tonnengewölben überdeckte Innere zeigt alte, zum Teil wertvolle Fresken aus byzantinischer Zeit.

Ein sehr steiler, schlecht erkennbarer Saumpfad zieht sich zur Burg hinauf, welche das langgezogene Gipfelplateau vollständig bedeckt (vgl. unsere Abbildung neben Seite 382). Gegen Westen hin fällt die Burghöhe fast senkrecht ab und ist sehr schwer zu erklimmen. Die Mauern und die noch vielfach überwölbten Räume, in deren Inneres man durch ein kleines, an der Nordseite gelegenes, verstecktes Tor gelangt, sind noch gut erhalten und die Zwingmauern mit Brustwehren und Schießscharten versehen. Die Rundsicht von hier oben, besonders des Morgens und Abends, ist überwältigend schön und umfassend, und man glaubt es, wenn der Chronist sagt, daß Fürst Wilhelm hier auf seiner Burg, deren Befestigung und Ausschmückung sein Lieblingswerk war, gern weilte und den größten Teil seines Lebens zubrachte.

Tabakgenuß und geistige Arbeit

Eine Umfrage von Dr. C. F. van Vleuten

Fortsetzung

Conrad Alberti-Sittenfeld:

Geehrte Redaktion! Erst heute von einer mehrwöchentlichen Reise zurückgekehrt finde ich Ihre liebenswürdige Anfrage vor und beeile mich, sie zu beantworten. Meine Meinung über das Rauchen ist sehr kurz und bündig. Ich finde es ekelerregend, pöbelhaft und schweinisch. Tabaksduft, namentlich kalter, ist mir einer der abstoßendsten Gerüche, die ich kenne. Wie das Rauchen, das wir von den Indianern übernommen haben, die künstlerische Produktion zu fördern imstande sein soll, ist mir durchaus unerfindlich. Ich habe mit Mantegazza überhaupt ein Mißtrauen gegen die angeblich geistfördernde Wirkung der Narkotika; ich finde, daß sie den Geist nicht konzentrieren, sondern zerstreuen, und ich habe immer den Standpunkt Diltheys geteilt: daß künstlerisches Schaffen Emanation der höchsten geistigen Gesundheit sei. Ein Künstler, der bei der Arbeit Stimulantien braucht, ist mir von vornherein verdächtig. Immerhin hat wenigstens der Alkohol neben seinen vielen schlechten auch ein paar gute Seiten, und wegen seiner zur geistigen Zerstreuung anregenden Eigenschaft mag er für die Pflege des geselligen Lebens einigen Wert besitzen. Das Nikotin hat, nach meinen Beobachtungen an mir selbst und an anderen, nur den Wert eines mittelmäßigen Desinfektionsmittels für die Mundhöhle, deren Nerven gelegentlich nach einer trockenen Desinfektion verlangen. Nur zu diesem Zwecke rauche ich ab und zu einmal eine Zigarette, könnte sie aber nötigenfalls auch ganz entbehren. Ich rauche immer nur in freier Luft, nie in geschlossenen Räumen, wenigstens nicht in meiner eigenen Wohnung. Besucht mich ein Bekannter, so biete ich ihm anstandshalber eine Zigarette an, warte aber stets mit lauernder Besorgnis, ob er sie anzündet.

Franz Adam Beyerlein:

Ich rauche täglich nach den Mahlzeiten eine leichte Zigarre; nach gewichtigeren Sitzungen darf es auch eine schwerere sein. Das Rauchen ist meines Erachtens eine recht angenehme Beschäftigung; in Gesellschaft regt es zur Aussprache an, allein betrieben hat es etwas Beschauliches, das Nachdenken Förderndes. Ich meine, oft dabei Gedanken gehabt zu haben, die sich hernach als brauchbar erwiesen. Besonders nützlich erschien es mir, wenn sich nicht ohne weiteres der Übergang aus den Forderungen des Alltagslebens zu der Ruhe der Produktion finden lassen wollte. Diese Grenze wird viel leichter überschritten, wenn man sich dazu seine Zigarre anzündet, und in diesem Sinne, — der leichteren Beseitigung von Hemmungen —, möchte ich an eine Beziehung zwischen Nikotin und Produktion glauben. Vielleicht liegt sie darin, daß man gezwungen ist, von einer Hauptsache sich auf etwas Nebensächliches bis zu einem gewissen Grad zu konzentrieren, und danach und davon zu der neuen, erwünschten Hauptsache übergehen kann.

Adolf Brütt:

Ich rauche Zigarette und Zigarre, letztere nur abends und zwar gute leichte.

Zigaretten etwa zehn bis zwölf und zwei bis drei Zigarren regelmäßig, jedoch an Trinkabenden bedeutend mehr.

Hin und wieder eine Zigarette bei der Arbeit reizt meine Nerven, jedoch eine Zigarre bei der Arbeit lähmt meine Energie völlig. Als Mittel der Inspiration habe ich das Rauchen nie empfunden, es erregt meine Nerven, jedoch nur beim Genuß der Zigarette.

Da ich gerne rauche, es aber eigentlich nicht gut vertrage, wird es mir manchmal unangenehm, so daß ich zwei bis drei Monate aussetzen kann. Zu Anfang dieser Enthaltsamkeit verspüre ich etwas wie Hunger und Durst, das mich quält, aber die unterbrochene Gewohnheit ist schwerer zu überwinden.

Auf meine Phantasie hat der Tabak nur in Gemeinschaft mit Alkohol Einfluß. Letzterer sehr stark, aber nur bis zu einem gewissen Quantum genossen.

Das ist doch alles sehr unintereſſant! Die besten Dienste leistet mir der Tabak auf der Jagd gegen die Mücken.

Max Burckhard:

Ich habe erst spät (ungefähr mit sechsundzwanzig Jahren) zu rauchen angefangen, da es schon dem Knaben gestattet worden war, u. z. diente mir das Rauchen zunächst als Hilfe bei literarischen Arbeiten, wie auch seine Angewöhnung mit dem Beginn dieser Tätigkeit zusammenfällt. Lange erschien mir das Rauchen (Zigarren) als eine große Erleichterung hierbei, und als ich vor mehr als einem Dezennium mit energischem Entschlusse das Rauchen ganz aufgab, empfand ich diese Entsagung anfangs beim Arbeiten als Hindernis der Gedankenkonzentration und als Mangel einer gewohnten Anregung. Als ich aber den lästigen Antrieb, alle Augenblicke in die Seitentasche nach einer Zigarre zu greifen, einmal überwunden hatte, sah ich, daß ich ohne Rauchen viel freier, leichter und gleichmäßiger arbeitete. Einen wesentlichen Einfluß auf die erleichterte Gedankenkonzentration jener früheren Periode hatte, wie ich mich dann durch wiederholte Versuche überzeugte, die rein mechanische Bewegung des „Anziehens", wie sie auch beim „kalt rauchen" geübt wird, durch die offenbar der Blutandrang gegen das Gehirn in negativer Weise beeinflußt wurde. Als Entbehrung erschien mir das Nichtrauchen bald nur mehr bei der Rast auf Bergesgipfeln, auf denen ich stets außerordentliche Sehnsucht nach meiner Holzknechtpfeife bekam. Wie viel hieran Ideenassoziationen, wie viel etwa die geänderten Luftdruckverhältnisse Anteil hatten, wage ich nicht zu entscheiden.

Michael Georg Conrad:

Fort damit! Nicht mehr riechen mag ich den Tabak, geschweige rauchen. Ein edles Kraut? Diese Giftqualmerei? Diese hysterische Verweibsung der Zigarettenschleckerei? In keiner Form findet der Tabakgenuß Gnade bei mir, weder als plebejische Pfeifenraucherei, noch als aristokratische Giftnudelei. Rauchen ist unvornehm. Daß es auch ungesund, kommt erst in zweiter Linie. Unsere Kultur heißt uns so vieles treiben, was ungesund ist, ohne vornehm zu sein. Aber das Rauchen, zumal das gewohnheitsmäßige, leidenschaftliche Rauchen ist unvornehm und ungesund. Das Stummelrauchen, auch bei den teuersten Zigarrensorten, ist einfach ekelhaft. Ein solcher Stummelraucher ist mir als kulturmenschliche und salonfähige Erscheinung so zuwider, daß ich keine

parlamentarische Bezeichnung dafür finde. Nashorn — auch das wäre unzulänglich und ungerecht, das Tier Nashorn hütet sich, an Selbstvergiftung durch Stinkkraut sich zu ergötzen. Rauchen halte ich nur für erlaubt und anständig, wenn man den Teufel durch Beelzebub austreiben, d. h. ausräuchern muß, in Ländern, wo die Menschen scheußliche Lüfte fabrizieren und Tabaksqualm als deckender Duft wirkt. In Italien, Frankreich, Spanien u. s. w. habe ich während eines vierzehnjährigen Auslands-Aufenthalts auch geraucht, den Umständen entsprechend, stark sogar, Pfeifen und Zigarren, in Österreich mit Vorliebe die famosen Verginias. Eine Zeitlang habe ich dann auch in Deutschland noch geraucht, aus schlechter Gewohnheit zum Teil, zum Teil auch, weil selbst in unserem hygienisch dressierten Deutschland in Gaststuben, Versammlungsräumen u. s. w. zuweilen eine infam schlechte Luft herrscht. Trotz aller deutschen Hygiene habe ich mir eines Tages mit deutscher Politik Gelbsucht und Gallensteine angeärgert, die auch durch Raucherei nicht zu beschwören waren. Als ich das fünftemal nach Karlsbad zur Kur mußte, fand ich, daß sich Tabak und Sprudel nicht vertrugen, und ich gab das Rauchen auf, plötzlich, ohne Übergang. Das ist nun acht Jahre her. Und ich habe entschieden am Nichtrauchen festgehalten, trotz Versuchung und Zureden (sogar von ärztlicher Seite!) — ohne Zwang, aus purem Vergnügen an dem ästhetischen Feingefühl meines Riechorgans! In einem Blumengarten, im Walde, auf einer duftenden Wiese zu rauchen, ist mir zu allen Zeiten als Frevel erschienen. Zur geistigen Arbeit ist mir Tabakgenuß nie ein Bedürfnis gewesen. Meine Schreibstube ist zu allen Jahreszeiten voll Blumen und Sträuchern.

Georg Engel:

Ich war ein dümmer Bube,
„Stand fest kaum auf dem Bein,"
Da sog ich schon die ersten
Verbot'nen Wolken ein.

Seitdem blies ich das Feuer
Stets mit geschäft'gem Mund,
Hab' mich nicht drum gekümmert,
Ob schädlich, ob gesund.

'S ist mir ein flüchtig Spielen,
Ein Sinnbild unsrer Zeit,
Wie Weib, wie Ruhm, wie Tugend,
Rauch und Vergänglichkeit.

Martin Greif:

Das Rauchen halte ich für eine kostspielige Gewohnheit, die sehr wohl entbehrt werden kann, der aber zu entsagen, große Überwindung kostet. Wir empfinden die Betäubung durch das eingesogene Gift des Nikotinstoffes als Genuß, dem wir auch gern eine wohltätige Wirkung zuschreiben. Geistige Arbeit, die solcher Reizmittel bedarf, wird auch die Spuren davon an sich tragen, wenn ich diesem auch eine anregende Wirkung, von eigener Erfahrung ausgehend, nicht absprechen möchte.

Curt Herrmann:

Mag sein, da ich kein eigentlicher Raucher bin, daß ich die Wirkung des Tabaks auf die geistige Arbeit unterschätze, aber ich persönlich kann von einem eigentlichen Einfluß des Rauchens auf meine künstlerische Tätigkeit kaum reden. Die beiden Zigaretten, die ich jeden Morgen beim Betreten meines Ateliers und während der Vorbereitung zur Arbeit rauche, (selbstverständlich Manoli) haben neben dem Genuß an sich die angenehme Wirkung, meinem großen Arbeitsraum etwas atmosphärisches Leben und eine gewisse Stimmung zu geben, die mir sehr angenehm, aber nicht gerade unentbehrlich ist. Während der Arbeit rauche ich nie, es würde mich direkt stören. Ich betrachte also das Rauchen lediglich als eine angenehme Gewohnheit, und wenn es auch zweifellos richtig ist, daß Stimmung zur künstlerischen Arbeit gehört, und daß man durch allerlei Mittel, also auch durch das Rauchen, derselben nachhelfen kann, so wäre es doch allzu bequem, immer darauf zu warten, oder sie künstlich zu erzeugen. Sie kommt am sichersten bei der Arbeit selbst, wie der Appetit beim Essen. Ich weiß nicht, ob Goethe je geraucht hat, aber ob ja oder nein, er beantwortet wie so unzählige Lebensfragen, so auch die vorliegende in einfachster klassischer Form, diesmal durch den Mund des Theaterdirektors im Faustvorspiel: „Was hilft es, viel von Stimmung reden, dem Zaudernden erscheint sie nie, gebt ihr euch einmal für Poeten, so

kommandiert die Poesie." Schiller brauchte bekanntlich die berühmten faulen Äpfel während der Arbeit, so mancher andere Poet erhält sie unfreiwillig für seine Arbeit. Die Werke der alten Meister bergen noch so manches Geheimnis für uns, sollten sie etwa ein Stimulans besessen haben, das mit diesen Geheimnissen verloren gegangen ist? Der Tabak war es jedenfalls nicht, na also!

Ludwig von Hofmann:

Kann als Nichtraucher zu den Fragen nichts beisteuern.

Ernst Liebermann:

Die Zigarre verschönt mir die verhältnismäßig knappen Stunden der Ruhe; die Zigarre hilft mir über Perioden der Langeweile freundlich hinweg; die Zigarre ist mir ein wertvolles Mittel, die Phantasie lebhafter, das Erfinden leichter werden zu lassen.

Vielleicht täusche ich mich in bezug auf den letzten Punkt, aber — was tut's? Der Glaube macht selig.

Friedrich Lienhard:

Ich rauche nicht, kann also in diesen Fragen nicht mitreden.

Benno Rüttenauer:

Ich habe bis zu meinem 35. Jahre nicht geraucht und rauche heute mehr als vielleicht gut ist — wenn ich auch nur rauche, was gut ist.

Wie ich dazu kam? So spät, nel mezzo del Cammin di nostra vita? Wo der Mensch, wenigstens möchten wir es uns gern einreden, doch mit Bewußtsein und aus erwogenen Gründen handelt?

Ich saß eines Abends einsam im Kaffeehaus, müde von der Arbeit, ein wenig krippelig in den Nerven, ohne Lust nach Zeitungsgewäsch; eine Schale Zigaretten stand vor mir, ich zündete mir eine an, ohne viel zu

denken. Die Wirkung überraschte mich. Meine Erschlaffung war — das Bild mag hier besonders angebracht sein — wie weggeblasen, natürlich allmählich, Zug für Zug. Kein Wunder, daß ich an einem andern Abend das Experiment wiederholte. Und bald rauchte ich eine Zigarette auch nach dem Mittagstisch, endlich sogar nach dem Frühstück.

Bei diesen dreien blieb's lange. Aber chi va piano, va — lontano. Des Lasters Pfad ist anfangs zwar . . . doch nein, die Fortsetzung paßt hier nicht. „Nacht und Grauen" ist freilich das Ende — aller Dinge. Und ich habe mich seither, nachdem mir die Zigarre, und meistens mehr als drei im Tag, sozusagen zur Unentbehrlichkeit geworden ist, oft ernstlich geprüft und gefragt, ob es nicht doch besser gewesen wäre, die langbewahrte Keuschheit und Enthaltsamkeit mit ins Grab zu nehmen. Aber da hätte ich auch was Rechtes mitgenommen!

Im Ernst, ich glaube nicht an eine inspirative Kraft des Tabaks. Ich halte so etwas direkt für Humbug. Aber . . . die Zigarre hilft über vieles hinweg. Und, wie gesagt: in Momenten der Ermüdung und Abgespanntheit kann sie eine wahre Labsal bedeuten. Und das wäre zu verachten? Und morgens, zwischen dem Frühstück und der Arbeit, bis die Arbeit so recht in Gang kommt; gewiß die Zigarre inspiriert nicht, sie hilft nur auch hier, sehr angenehm, „darüber hinweg".

Nachteile mögen auch dabei sein. Aber solange wir sie nicht spüren, solange sie uns nicht zum Bewußtsein kommen, glauben wir einfach nicht daran. Hier wird ein Arzt, der nicht raucht, die Stirne runzeln. Aber eben nur einer, der nicht raucht.

Und das Allerwichtigste, die religiöse Seite der Sache. Denn die darf in einem deutschen Feuilleton oder sonstigen noch so geringfügigen deutschen Äußerung doch nicht unberührt bleiben. Also erinnere ich daran, daß der alte Bamberger selig die Zigarre des Essens besseres Jenseits genannt hat. Demnach gehören wir Raucher notwendig zu den Frommen, zu den Nicht-Materialisten, zu den Menschen mit metaphysischem Bedürfnis, kurz zu den allein guten und moralischen Menschen; wir glauben, und zwar nicht nur mit heuchlerischen Worten, sondern bis in unser innerstes Eingeweide hinein, an das bessere Jenseits.

Wilhelm Schmidtbonn:

Ich rauche wenig. Mein Genuß an Tabak beschränkt sich auf ein bis zwei Zigarren oder drei bis sechs Zigaretten an einem Tage; jedoch rauche ich



Hütte auf den Mauern
eines Hauses in Messina
Zum Aufsatz v. Dr. Wielert

denken. Die Wirkung überraschte mich. Meine Erschlaffung war [illegible] Bild mag hier besonders angebracht sein — wie weggeblasen, natür[illegible] allmählich, Zug für Zug. Kein Wunder, daß ich an einem andern [illegible] das Experiment wiederholte. Und bald rauchte ich eine Zigarette [illegible] nach dem Mittagstisch, endlich sogar nach dem Frühstück.

Bei diesen dreien blieb's lange. Aber chi va piano va [illegible] Des Lasters Pfad ist anfangs zwar . . . doch nein, die Fortsetzung [illegible] hier nicht. „Nacht und Grauen" ist freilich das Ende — aber [illegible] Und ich habe mich seither, nachdem mir die Zigarre, und meistens [illegible] drei im Tag, sozusagen zur Unentbehrlichkeit geworden ist, oft ernst[illegible] geprüft und gefragt, ob es nicht doch besser gewesen wäre, die lange[illegible] wahrte Keuschheit und Enthaltsamkeit mit ins Grab zu nehmen. [illegible] hätte ich auch was Rechtes mitgenommen!

Im Ernst, ich glaube nicht an eine inspirative Kraft des [illegible] Ich halte so etwas direkt für Humbug. Aber . . . die Zigarre hilft [illegible] vieles hinweg. Und, wie gesagt: in Momenten der Ermüdung und [illegible] spanntheit kann sie eine wahre Labsal bedeuten. Und wie wär [illegible] abends? Und morgens, zwischen dem Frühstück und der Arbeit, [illegible] Arbeit in recht in Gang kommt; gewiß die Zigarre inspiriert nicht [illegible] hilft nur auch hier, sehr angenehm, „darüber hinweg".

Nachteile mögen auch dabei sein. Aber solange wir sie nicht spüren [illegible] solange sie uns nicht zum Bewußtsein kommen, glauben wir einfach n[illegible] daran. Hier wird ein Arzt, der nicht raucht, die Stirne runzeln. [illegible] eben nur einer, der nicht raucht.

Und das Allerwichtigste, die religiöse Seite der Sache. Denn [illegible] darf in einem deutschen Feuilleton oder sonstigen noch so geringfügig[illegible] deutschen Äußerung doch nicht unberührt bleiben. Also erinnere [illegible] daran, daß der alte Bamberger selig die Zigarre des Essens bes[illegible] Gebet genannt hat. Demnach gehören wir Raucher notwendig zu [illegible] Frommen, zu den Nicht-Materialisten, zu den Menschen mit metaphy[illegible] schem Bedürfnis, kurz zu den allein guten und moralischen Menschen, [illegible] glauben, und zwar nicht nur mit heuchlerischen Worten, sondern [illegible] unser [illegible], an das bessere Jenseits.

Wilhelm [illegible]

[illegible] Tabak beschränkt sich auf ein [illegible] [illegible] Zigaretten an einem Tage; jedoch rauche ich



Hütte auf den Mauern
eines Hauses in Mistrá
Zum Aufsatz v. Fr. Mielert


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

bei weitem nicht an jedem Tage, manchmal wochen- und monatelang überhaupt nicht. Ich rauche nur sehr leichte Tabake, da ich nach schweren wie auch nach dem Genuß eines größeren Quantums deutlich eine Benommenheit des Gehirns spüre. Ich rauche stets nur dann, wenn das Verlangen dazu sich von selber meldet. Ich habe beobachtet, daß dies geschieht: immer in Gesellschaft, im Café, im Restaurant, häufig in heiter erregter Stimmung oder bei kleinen Sorgen oder beim Ausruhen von geistiger Anstrengung; nie bei stark niedergeschlagener Stimmung oder frohen Erregungen höchsten Grades, nie auch bei Wanderungen oder irgendwie erregten Gesprächen, die tiefere Anteilnahme beanspruchen. Eine Wirkung auf die Produktion erkenne ich nicht. Für das entscheidende Moment im Tabakgenuß halte ich das Gefühl, daß man, rauchend, gewissermaßen noch jemand bei sich hat, einen Freund, einen Gesellschafter, der zu seiner Zeit willkommen ist und Dank verdient, aber auch entbehrt werden kann.

Gustav Schüler:

Wenn es gilt, dem Tabak ein Lied zu singen, so bin ich dabei! Den Göttern Dank für diese kostbare Gabe, die die Sorgen hinwegschwemmt, wie eine leichte Welle schaukelnde Korkkähnlein. Meine Liebe für den Tabak ist alt. Schon als ganz knirpsiger Hütejunge rauchte ich. Das war dann eine köstliche Heldentat. Wir, d. h. vier oder fünf verwegene stumpfnasige Bauernbuben, schnitzten uns aus Kälberrohr Pfeifenköpfe, ein Stiel Rohr hinein und als Füllung trockenes Kartoffelkraut und, wenn's herrschaftlich herging, eine kleine Gabe trockener Rosenblätter. Je mehr Rosenblätter, um so gewitterschwüler war die Wirkung, weil die aromatische Süße der Rosenblätter den scheußlichen Gestank des Kartoffelkrautes mit etwas Höflichkeit übertünchte und uns mächtige Paffs machen ließ. Hölle und Teufel, waren das Schwelgereien! Dann, als ich älter und weiser wurde, rauchte ich kein Kartoffelkraut mehr, aber sonst Kräuter, die Gott im Zorn erschaffen hat. Meine Heimat ist der stark tabakbauende Oderbruch, und was von den stolzen Pflanzen verstohlenerweise für den „Haushalt" übrigbleibt, das sind die Sandblätter, an denen meistenteils der Sand das beste ist. Als ich dann noch viel weiser wurde, übertrug ich meine große Liebe für Tabak auf die nagelförmigen Gebilde, die man auf dem Dorfe „Ziehjarren" nennt. Man kann lange Fäden Elend aus solchen Enden zerren, ganze Trauerhemden kann man

sich daraus weben. Die Hand unseres zu allen Zeiten auffällig fauchenden alten Krugwirtes, die aus einer einzigen blauen Riesendüte 2, 3, 4, 5, 6 und sogar 7 Pfennig-„Ziehjarren" hervorzauberte, war mir mehr Schicksalshand, als die Hand der losemengenden Parze. Denn so etwas bekommt die trotz ihrer respektablen sonstigen Qualitäten denn doch nicht zuwege. Ich habe öfters stämmige, höllisch robuste Bauernknechte, sogen. Schwerenöter, an den „letzten Gaben" der blauen Düte zerren sehen, daß mir Angst um diese Menschenbilder wurde. An Wänden und Zäunen standen sie und zogen und zogen, hatten qualvolle Mienen und mit Schatten überladene Seelen. Genug. — Wann ich rauche? Immer, wenn ich „Ziehjarren" habe, d. h. so oft mir die launenhaften Gepflogenheiten meiner nicht immer vorurteilslosen Muse das Rauchen erlauben. Oft erlaubt's meine Muse auch nicht. Sie läßt dann die Lyrik meiner Tage und Nächte vorbeidefilieren und tut stillschweigend mein gehorsamstes Rauchgesuch beiseite. Doch nächstens dichte ich — das Maß meines Zorns ist voll! — ein Loblied auf den Tabak, den man nicht zu rauchen braucht. — Ich könnte ja, weil ich in Zukunft nur noch „Kummerschornsteine" (ein beziehungsreiches, eben gebackenes Wort) werde rauchen können, mir das „stiften" angewöhnen, aber Apoll will nicht, daß man ihm auf die weißseidenen Tanzschuhe spuckt. Wenn ich genau wüßte, er erführe es nicht, dann würde ich „stiften".

(Fortsetzung folgt)

Andrew Carnegie: Eine Wagenfahrt durch England

F o r t s e t z u n g

Stratford on Avon! Man kann kaum sagen: wir kommen in Shakespeares Land; denn man ist immer in seinem Machtbereich, so tief und so weit ist sein Einfluß. Aber als wir in die kleine, ruhige Ortschaft kamen, wo er geboren wurde, konnten wir doch nicht umhin, über die Ursachen nachzudenken, die ein solches Wunder hervorbrachten. Wir erwarteten, daß die Natur selbst durch ihr verändertes Aussehen die Erhabenheit eines Wesens über alle anderen gewissermaßen erklären würde, Aber dem war nicht so: wir sahen nur die ruhige Schönheit, die für jeden Teil Englands so charakteristisch ist. Shakespeares liebliche Naturschilderungen scheinen das Erzeugnis der Landschaft zu sein. Bekannte Gesetze gelten da nicht, er war ein Gesetz für sich. Man wird Monotheist, wenn man nach Stratford wallfahrtet. Ich habe es oft besucht, immer aber versank ich in tiefes Schweigen, wenn ich in die Kirche trat; und wenn ich an Shakespeares Grabe stand, konnte ich ernste, düstere Gedanken nicht unterdrücken und fragte immer, warum eine solche Naturgewalt jetzt nur noch ein wenig Staub ist. Die unerklärliche Verschwendung der Natur, die Millionen geboren werden läßt, damit einer leben kann, ist im Vergleich damit nichts. Das Gehirn eines Gottes, und am nächsten Tage die Speise der Würmer. Kein Wunder, George Eliot, daß dieser Gedanke immer auf deinem Herzen lag wie ein schwerer Alp. Eine lustige Stimme erscholl plötzlich hinter mir: „Was ist denn los, Sie sehen ja aus, als ob Sie auf der ganzen weiten Welt keinen einzigen Freund mehr hätten?" Danke für die freundliche Erinnerung! wir sind wirklich nicht da, um uns zu vergessen und zu philosophieren. Man muß oft lachen, um nicht zu weinen. Ein Grabstein auf dem Kirchhof war sehr drollig. Ein ehrsamer Tuchmacher hatte kürzlich am Grabe seiner Frau einen Gedenkstein errichten lassen, darauf stand das Geburts- und Sterbedatum und darunter der Bibelspruch: „Denn unser Herr hat

Großes getan und unser Herz quillt über vor Freude." Einige Damen unserer Gesellschaft meinten, der Mann dieser Frau werde auch finden, daß der Herr Großes an ihm tut, wenn er ihm in zwei Jahren eine neue Lebensgefährtin geben wird.

Am Abend besuchten wir unsere Freunde in der Stadt. Auch der Geistliche kam hin und sah im Empfangszimmer einen Shakespeareband liegen. Vielleicht vermutete er, daß wir uns damit beschäftigt hatten, den Damen etwas daraus vorzulesen. Es war Sonntag, und er fühlte sich berechtigt zu sagen, daß Shakespeare nur die Bibel der Weltleute sei, die er nicht sehr hoch einschätze und allgemein nie empfehlen würde; denn Shakespeare sei das Hauptbollwerk des „Theaters"! „Das ist doch sehr seltsam," bemerkte jemand von unseren Freunden, „wir sagten eben, daß der schönste Teil Ihrer Predigt ein Gedanke aus Shakespeare gewesen war, und wir haben den Damen nur die ganze Stelle im Zusammenhang vorlesen wollen. Da ist sie." Man kann sich die Gefühle des Mannes vorstellen, der wirklich glaubte, von Gott berufen zu sein, die Menschheit zu belehren. Aber er konnte sich eben nicht helfen: man kann dem Einflusse Shakespeares nicht entrinnen, wie man seiner Umgebung nicht entgehen kann; denn Shakespeare ist die Umgebung aller Menschen. Jemand erzählte darauf eine Geschichte von einem Amerikaner, der „in Öl" Glück gehabt hatte. Er hatte von einem Hausierer ein Exemplar von „Was ihr wollt" gekauft und war davon so entzückt, daß er an den Hausierer schrieb: „Wenn der Kerl, der Shakespeare, wieder etwas schreibt, schicken Sie mir ganz sicher sofort eins von den ersten Exemplaren; ich will es haben, der Teufel hole, was es kostet!" . . .

* * *

Wir kommen jetzt an das „schwarze Land": Reihen von kleinen schmutzigen Häusern, hohe rauchende Schornsteine, Walzwerke und Fabriken überall, Kohlenlager und Hochöfen, ein Bild wie aus der Hölle. Schmutzige, welk aussehende Kinder, abgearbeitete Männer und unsaubere Frauen. Wie kommt das Volk dazu, ein so schreckliches Leben zu führen, warum laufen sie nicht zurück in die grünen Felder? Am Morgen die hübsche Landschaft bei Coventry und mittags dieses Birmingham! Licht und Schatten des menschlichen Lebens können sich kaum in größeren Gegensätzen gegenüberstehen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß Birmingham nur ein Seitenstück zu Pittsburg ist, nein,

Pittsburg ist nicht ganz so schlimm, Birmingham gebührt die Palme des Schmutzes. Und doch besteht die Tatsache, daß das Leben in solchen Orten etwas Anziehendes hat für Leute, die auf dem Lande geboren sind, und daß die großen, rauchigen Städte die Landbevölkerung aufsaugen. Die Arbeiter in England arbeiten nicht so schwer und nicht so lange wie ihre Kameraden, sie haben zehn Feiertage gegen einen in Amerika. Auch ihr Klima greift nicht so an wie das unsrige. Als ich von meiner Weltreise heimkehrte und durch die Straßen von Pittsburg ging, fand ich, daß die Amerikaner am traurigsten aussahen von allen Menschen, die ich gesehen. Das Leben ist so schrecklich ernst bei uns. Der Ehrgeiz treibt uns alle, von dem, der den Spaten in der Hand hält, angefangen, bis zu dem, der Tausende unter sich hat. Wir kennen keine Ruhe. Es ist anders in den alten Ländern, wo die Männer sich öfter ausruhen und mehr genießen, was das Leben bietet. Die junge Republik kann ihre Mutterländer manches lehren, aber die älteren haben auch eine wichtige Lehre für ihr Tochterland: Wir müssen in dieser Welt lernen, unsere Schätze nicht aufzuspeichern, sondern sie jeden Augenblick zu genießen, so lange wir in dieser Welt leben. Tun wir das nicht, dann werden wir in den Tagen, wo wir mäßig sein müssen, finden, daß wir Geschmack und Fähigkeit zum Genießen verloren haben. Es gibt zahlreiche Unglückliche, die sich so viel zu ihrem Fluche zusammengescharrt haben, daß sie sich zurückziehen könnten, aber nicht wissen, wofür. Eine tiefe Weisheit bewies jener Schuljunge, der seinen Kuchen nicht auf morgen aufheben wollte, den er bekam! Morgen könnte er vielleicht nicht mehr frisch sein, oder die Katze könnte ihn gefressen haben! Und die Katze stiehlt manchen auf morgen aufgespeicherten Leckerbissen der Amerikaner. Ein trauriger Anblick ist es, einen alten Mann zu sehen, der seine letzten Tage immer noch damit zubringt, Dollar auf Dollar zu häufen. Der reichste Mann Amerikas fährt jetzt plötzlich einmal nach Europa, um die Sorgen seines Geschäftes zu vergessen! Merken Sie sich dies, meine lieben Freunde; und diese Lehre habe ich schon bestätigt, noch ehe mein Freund Herbert Spencer das Evangelium von der Erholung predigte.

Man hat immer geglaubt, Schmutz und Rauch seien notwendige Übel der Fabrikstädte, aber die nächste Generation wird sich wahrscheinlich wundern, wie Menschen unter so elenden Zuständen hatten leben können. Viele unter uns werden es wohl noch erleben, daß Kohle, die jetzt so verschwendet wird, in reines Gas verwandelt wird, bevor sie unsere Öfen speist, ohne die Luft mit ihrem Rauch zu vergiften — gleich-

zeitig ein ungeheurer Kohlenverlust. Birmingham und Pittsburg werden sich noch eines Tages eines klaren Himmels erfreuen, und auch London wird einmal eine lichte Stadt werden.

Die Gegend zwischen Wolverhampton und Birmingham ist nur ein einziges großes Eisenwerk mit den dazu gehörigen Kohlengruben. Kaum ein Grashalm ist sichtbar oder ein frisches Blatt. Es war Samstag nachmittag, die Werke standen still, und die Dörfer, durch die wir fuhren, wimmelten von Arbeitern. O ihr Walzwerke und Hochöfen und Kohlengruben, ihr mögt notwendig sein auf dieser Welt, aber schön seid ihr nicht! Obwohl wir Pittsburger an Rauch und Ruß gewöhnt sind, empfanden wir doch schmerzlich das Fehlen der freundlichen Hecken, der grünen Wiesen und Feldblumen und der hübschen sauberen Häuschen. Die Türme von Wolverhampton kamen jetzt in Sicht, und ich sah schon im Geiste die lieben freundlichen Gesichter, die uns da erwarten und begrüßen würden, und unser Herz wurde wieder froh trotz Schmutz und Rauch. —

Die öffentliche Bibliothek in Wolverhampton erregte mein höchstes Interesse. Ich weiß keine bessere Gelegenheit, die Vorteile einer solchen Einrichtung zu zeigen. Sie hat ganz klein angefangen mit einem Anfangskapital von etwa 15 000 Dollars, jetzt sind schon einige vierzigtausend darauf verwendet worden. Im vergangenen Jahre wurden 86 000 Bücher ausgeliehen, ich zählte einmal mittags im Lesesaale dreiundsechzig, und ein andermal fast zweihundert Leser. Samstag zwischen zwei und zehn Uhr nachmittags ist die Durchschnittsziffer fast Tausend. Daneben besteht eine Handbibliothek, ein Museum, Vorlesungskurse werden abgehalten in den verschiedenen Fächern. Ein Bleiarbeiter, der diese Kurse besuchte, erhielt Preise in Chemie und Elektrizitätslehre und ist jetzt Sekretär an den Wasserwerken in Chepstow! Es werden keine Zeitungen spezifisch konfessioneller Richtung gehalten, aber alle beachtenswerten Publikationen werden aufgelegt, wenn man sie schickt. Auf diese Weise können sich alle kirchlichen Bekenntnisse von ihrer besten Seite zeigen, ein sehr richtiger Weg. Irrtum kann geduldet werden, aber die Wahrheit muß die Freiheit haben, ihn zu bekämpfen, laßt also Irrtum und Wahrheit den Kampf allein ausfechten! Die Stadt erhebt einen Penny von jedem Pfund Steuer für Bibliothekszwecke, das macht fast viertausend Dollars im Jahre. Welch' eine mächtige Wirksamkeit für die Bildung des Volkes kann entfaltet werden mit einer ganz unbedeutenden Summe! Diese wie alle anderen Bibliotheken in England machen das

Volk nicht arm. Sie ist keine private Bibliothek. Sie gehört dem ganzen Volke, erhalten durch öffentliche Ausgaben, die von allen zusammengesteuert werden.

Wolverhampton ist eine sehr fortschrittliche Stadt, hat einen herrlichen Park, der erst kürzlich mit viel Geschmack und unter Berücksichtigung der natürlichen Schönheiten angelegt ist. Ein früherer Bürgermeister hat einen hervorragenden Anteil an dieser Schöpfung, er darf den Park sein eigen nennen. Als ich durch ihn hindurchschritt, mußte ich daran denken, daß die Tausende von Mitgenießenden den Besitz eigentlich noch schöner machen, als wenn der Eigentümer ihn nur um Geld verpachtet hätte. Die Frage des „Mein und Dein" ist also noch nicht abgeschlossen. Wenn Burns als Pächter an seinem Pfluge auf den Bergen nicht weniger sah und fühlte als der Besitzer des Landes, dann kann ich die ganze Frage nicht fassen. Über Besitztumsverhältnisse befinden wir uns in einem traurigen Irrtum. Wer besitzt die Schätze der Sutherland- und Hamilton-Bibliothek?? Wer würde die Tränen vergießen, wenn sie versteigert würde? Wer würde über den schweren Verlust am meisten trauern? Der Bibliothekar. Nur er besitzt sie zu eigen und hat die Stiefkinder des Besitzers in sein Heim aufgenommen. Man kann nicht der wirkliche Besitzer einer Galerie oder einer Bibliothek sein ohne einen viel höheren Besitztitel, als ihn das Gesetz verleiht. Man besitzt nicht einmal sein Pferd. Dem Stallknecht gehört es. Ich rufe meinen „Habeeb" oder „Roderich": langsam geben sie Antwort, und doch kennen und lieben sie mich. Aber sehen Sie, wie sie auf ein einziges Wort meines Stallknechtes die Ohren spitzen und wiehern und stampfen, wie sie ihre herrlichen Köpfe an ihn legen und deutlich sagen: Das ist unser Mann. Ich bin nur ein stiller Teilhaber meines Johann. Und so ist es überall. Es gibt keinen wirklichen Kauf durch Geld, man muß Freundschaft und Besitz durch Freundlichkeit, Kameradschaft und Liebe gewinnen. Die Landesmünze ist kein gesetzliches Zahlungsmittel für meinen „Habeeb" oder meine Braune.

* * *

Bestrebungen gehen jetzt durch ganz England, Kaffeehäuser anstatt der zahlreichen Branntweinkneipen einzurichten. Die Kaffeehausgesellschaft arbeitet sehr erfolgreich, und zu meinem großen Erstaunen und meiner großen Befriedigung höre ich, daß sie 7½ Prozent Dividenden verteilt und ebensoviel als Reservefond zurücklegt; in Birmingham

kommen sogar 10 Prozent zur Ausschüttung. Auch wenn das Unternehmen im allgemeinen nur halb so viel abwerfen würde, so wäre das doch ein großer Fortschritt im Kampfe gegen den Alkoholismus. Ich besuchte eins dieser Häuser und fand, daß durch dieses Lokal mehr für die Sache getan wird, als durch Tausende großmäuliger Redner, die nur auf das Übel hinweisen, das wir alle schon kennen, aber keinen Weg zeigen, wie man ihm begegnen soll. Es ist so leicht zu verdammen und herunterzureißen, aber versuche 'mal einer aufzubauen, und man wird sehen, wie langwierig und entmutigend das oft ist. Es gibt da gut ausgestattete Lesezimmer mit Zeitungen, behagliche Gesellschaftsräume, Damenzimmer, Waschräume, Zigarren, Tabak, alle alkoholfreien Getränke. Die Herren kommen abends hin und lesen die Zeitungen. Wir sahen solche Häuser in den meisten Städten und wünschen ihnen einen guten Erfolg. Der Vorsitzende einer solchen Gesellschaft tut mehr Gutes für die Massen, als wenn er seine Zeit im Parlament zubringen würde. Aber die Engländer stellen die Politik viel zu hoch und verschwenden ihr Leben an Debatten über Probleme, die die weit fortgeschrittenere Republik längst gelöst und aus dem Wege geräumt hat. Nach und nach werden sie es schon lernen. Wir dürften nicht ungeduldig sein, sie sind ein langsames Geschlecht und begnügen sich im politischen Leben gern mit Notbehelfen.

Schluß folgt

Erich Wulffen:
Cesare Lombrosos Lehre vom Verbrecher

Am 19. Oktober ist in Turin im Alter von dreiundsiebzig Jahren der italienische Mediziner und Anthropologe Cesare Lombroso gestorben, an dessen Namen sich zwei Jahrzehnte lang ein heftiger Streit innerhalb der beteiligten Wissenschaften und das populärwissenschaftliche Interesse von ganz Europa geknüpft haben. Er wurde 1836 von jüdischen Eltern in Verona geboren und wuchs in einer politisch bewegten Zeit, in welche die erste Losreißung Venedigs und Mailands von Österreich fällt, in seiner Vaterstadt heran, die an der Bewegung gegen die Fremdherrschaft lebhaften Anteil nahm. Nachdem er ursprünglich zum philologischen Studium geneigt hatte, widmete er sich an inländischen und auswärtigen Universitäten, zuletzt in Wien, der Medizin. Bereits im Alter von dreiundzwanzig Jahren trat er mit seiner ersten Schrift „Über den weißen und schwarzen Menschen" (1859) hervor, in der er, fast gleichzeitig mit Darwin, zu der Schlußfolgerung gelangte, daß die menschlichen Rassen im Wege der Entwickelung den gleichen Ursprung genommen haben. Seine praktische Laufbahn begann er als Irrenarzt; später wurde er Direktor der Irrenanstalt zu Pesaro, verhalf der damals in Italien darniederliegenden Psychiatrie zu einer wissenschaftlichen Blüte und betrat auch selbst den akademischen Lehrstuhl, zuerst in Padua, von wo er 1878 als Professor der gerichtlichen Medizin nach Turin berufen wurde.

Auf demselben Wege, wie das Neuland der jungen kriminalpsychologischen Wissenschaft vom Gebiete der Psychiatrie aus betreten worden ist, gelangte Lombroso von seiner irrenärztlichen Tätigkeit zu seinen kriminalistischen Forschungen. Dieser Schritt, den er als Erster getan hat, ist also vorbildlich für die ganze Forschungsmethode geblieben.

Lombroso führte in die Psychiatrie das anthropometrische Experiment ein. Mit Zirkel und Wage ging er daran, menschliche Proportionen, vor allem die Schädelmassen zu messen und zu vergleichen. Hierdurch gelangte er zu neuen Unterscheidungen zwischen Norm und Abnormität. Als Direktor der Irrenanstalt zu Pesaro hatte er Gelegenheit, auch die Insassen der benachbarten Strafanstalten nach seiner neuen

Methode zu untersuchen. So kam er zur Aufstellung einer Anthropologie der Irren und der Verbrecher: er wurde zum Begründer der Kriminalanthropologie.

Lombroso ging von dem zweifellos richtigen Gedanken aus, daß die Eigenart eines bestimmten Menschen nur aus der Erforschung der Menschenart im allgemeinen erkannt werden kann, und daß die Kenntnis der letzteren auch für die weitere, ganz bestimmt wichtige Frage die Unterlage gibt, ob etwa die Verbrecher oder bestimmte Arten von Verbrechern innerhalb des Menschengeschlechtes eine abgesonderte, schon anthropologisch in körperlicher und psychischer Beziehung erkennbare Klasse von Menschen bilden. Daß bei einer intensiven Betrachtung der Verbrecher und der Verbrechen diese Frage aufgeworfen werden mußte, erscheint uns heute selbstverständlich. Daß sie aber in Wirklichkeit aufgeworfen wurde, und zwar mit einer solchen Zähigkeit, die auch die kritische Forschung herausfordern mußte, bleibt das untilgbare Verdienst Lombrosos. Eine neue Idee pflegt den Menschen häufig zu Übertreibungen anzuregen. Gerade diese, über welche Spötter lachen und schelten, sind so sehr nützlich, weil sie die schwer zu fesselnde Aufmerksamkeit der heutigen Mitwelt zum Teil suggestiv gefangen nehmen und den neuen Gedanken in einer Vergrößerung zeigen, in der sein innerster wahrer Gehalt leichter erkannt wird. Ähnlich ist es mit dem System des Turiner Psychiaters geschehen. Nur die Wahrheiten und auch die Irrtümer Lombrosos durchlaufend, konnte die Kriminalanthropologie die Ergebnisse zeitigen, auf denen wir heute fußen.

Soviel früher und zum Teil heute noch von den Theorien Lombrosos die Rede ist, so wenig sind die umfangreichen Werke dieses Mannes gelesen worden. Nur vom Hörensagen trägt jeder die Meinung weiter, der Mann sei mit seinen ganzen Ideen ein „überwundener Standpunkt". Ich darf auch versichern, daß unsere praktischen Kriminalisten Lombrosos Bücher nur vereinzelt in der Hand gehabt haben und seine Gedankenentwicklung ebenfalls nur vom Hörensagen, also natürlich in unvollständiger, wenn nicht mißverstandener Weise kennen.

Lombrosos Hypothese vom „delinquente nato", vom geborenen Verbrecher, wie er sie in seinen Hauptwerken: „Der Verbrecher in anthropologischer, medizinischer und juristischer Beziehung" und „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte" aufgestellt hat, will folgendes behaupten. Alle echten Verbrecher besitzen eine bestimmte, in sich kausal zusammenhängende Reihe von körperlichen, anthropologisch nachweis-

baren und von seelischen, psychophysiologisch nachweisbaren Merkmalen, die sie als eine besondere Varietät, einen eigenen anthropologischen Typus des Menschengeschlechtes charakterisieren. Die Träger dieser Merkmale müssen, ganz unabhängig von allen sozialen und individuellen Lebensbedingungen, mit unentrinnbarer Notwendigkeit zum Verbrecher, wenn auch vielleicht zum unentdeckten werden. Wohl können erworbene Eigenschaften oder soziale Einflüsse, wie Erziehung, Gewohnheit, Verführung, Lebensschicksale, das Individuum zum Verbrechen bestimmen, wohl sind Leidenschafts-, Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher zu unterscheiden. Das Wesen der echten Verbrechernatur aber ist die angeborene Disposition, die im Gefühlsleben und in der Charakterentwickelung haftet.

So erklärt Lombroso das Verbrechen für einen Atavismus, für eine Rückbildung. Bei den Verbrechern finden sich die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Wilden wieder. Ja, im Tierreiche und in der Pflanzenwelt sucht er die Handlungen, die wir als verbrecherische bezeichnen. Die insektenfressenden Pflanzen „verüben an den Insekten wahre Morde". Im Tierreiche sind Tötungen zur Beschaffung der Nahrung, Tötungen aus Ehrgeiz, aus Eifersucht und Habsucht etwas Alltägliches.

Von den anatomischen Varietäten am Verbrecher untersuchte Lombroso vor allem den Verbrecherschädel. Von der äußeren Gestalt des Schädels, der in seinen bestimmten Teilen gemessen wird (Kraniometrie), schließt er auf die psychische und moralische Beschaffenheit eines Individuums. Die Größen- und Maßverhältnisse der Schädelkapsel geben einen nahezu sicheren Aufschluß über das Volumen seines Inhalts, des Gehirns. Unter den Schädelanomalien beim Verbrecher hebt er vor allem die „fliehende Stirn" und die starke Entwicklung der Unterkiefer, der Kauapparate, als Zeichen minderwertiger Gehirntätigkeit hervor. Unter den „Varietäten rudimentärer Organe" nehmen diejenigen der Ohren die erste Stelle ein. Hierher gehören die sogen. Henkelohren, die henkelartig vom Kopf abstehen, sowie die an die Wangenhaut angehefteten „fossilen" Ohrläppchen, die schon zu den Degenerationszeichen, auch zu den Anzeichen der Entartung hinüberführen. Die Verbrecher besitzen nach Lombroso weiter eine besondere, auf eine organische Unempfindlichkeit zurückzuführende Organisation. Ihre Sorglosigkeit bewahrt sie vor den atrophierenden Einflüssen des Kummers und der Angst. Ihre ganze Sensibilität ist herabgesetzt. Eine Verringerung

der Seh- und Hörschärfe, eine Verminderung des Geschmackes und Stumpfheit des Geruchs, gröbere Tastempfindungen und geringere Schmerzempfindlichkeit der Haut, endlich eine Abschwächung der Gefühlsreflexe sind ihnen eigen. So zeigt sich ihr ganzes inneres Gefühlsleben herabgesetzt, während die unsympathischen Affekte, wie Zorn, Rache, Haß und Grausamkeit, nach Lombrosos Untersuchungen mit dem Plethysmographen bei dem Verbrecher im gesteigerten Maße auftreten. Aller besseren Gefühle sind sie aber nicht bar; bekannt ist ihr Mitgefühl für Tiere. Groß ist ihr Leichtsinn und ihre Genußsucht, ihre Unbeständigkeit und Eitelkeit, ja ihr Stolz auf das Verbrechen, während der „geborene" Verbrecher Reue und Gewissensbisse nicht kennt. Die Intelligenz der Verbrecher ist im allgemeinen geringer als bei dem normalen Menschen. Ihre angeborene Energielosigkeit bei der ehrlichen Arbeit, ihre Faulheit verhindert schon von der Schule an die Ausbildung ihres Verstandes. Aus derselben Quelle fließt ihre bekannte Unvorsichtigkeit, die so oft das falsche X in ihre Berechnung bringt.

Über das Weib als Verbrecherin hat Lombroso ebenfalls eingehende Untersuchungen angestellt. Entgegen der bisherigen Annahme stellte er die Behauptung auf, die Sensibilität des Weibes, also auch des verbrecherischen, sei im allgemeinen eine stumpfere als beim Manne. Die Schmerzerregbarkeit, aber auch die Widerstandsfähigkeit gegen den Schmerz ist beim Weibe größer als beim Manne. Die moralische Sensibilität des Weibes steht hinter der des Mannes zurück. Es hat geringere Willenskraft in großen Dingen. Die höchste Stufe der Intelligenz, das Genie, fehlt dem weiblichen Geschlechte. Die Inferiorität der weiblichen Intelligenz ist biologisch begründet. Der Verbrechertypus mit vier oder mehr Degenerationszeichen ist beim weiblichen Verbrecher seltener als beim Manne. Die „geborene" Verbrecherin vereinigt die unsympathischen Eigenschaften des Mannes und des Weibes.

Wenn wir diesem kurzen Abriß der Lombrososchen Theorien folgen, so erkennen wir, daß er bei seinen Forschungen zwar von Äußerlichkeiten ausging, aber auf diesem Wege tief in das Innenleben des Verbrechers vordrang. Soweit er seine Ansichten auf die Äußerlichkeiten stützte, haben wir Späteren sie in der Hauptsache fallen lassen. Auch Beethoven hatte eine fliehende Stirn —; die sogen. Verbrecherphysiognomie, die Lombroso ganz eingehend beschrieben hat, findet sich auch bei edlen und genialen Männern. Die Ergebnisse aber, die er für die Gefühlssphäre des Verbrechers fand, sind im allgemeinen auch heute noch unbestritten, wenn

wir auch zu einem geringen Teile eine andere Kausalität annehmen. So war Lombroso der erste, der mit Nachdruck auf die Beobachtung und Ergründung des Innenlebens der Verbrecher hinwies und damit die Grundlage für die ganze moderne Kriminalpsychologie schuf, deren Vater er mit Recht genannt werden darf. Das fundamentale Problem aller Kriminalpsychologie, die Erforschung der individuellen Affektdisposition des Verbrechers, hat schon Lombroso für alle Zeiten gestellt. Auch seine viel angefochtene Lehre vom „geborenen" Verbrecher ist keineswegs, wie viele glauben, ad absurdum geführt, sie ist vielmehr in einer gewissen Einschränkung anerkannt worden.

Gerade unsere deutsche kriminalpsychologische Schule steht so sehr auf den Grundlagen, die Lombroso gelegt hat, daß kein Anlaß für uns war, ihn, wie leider geschehen ist, zu belächeln und zu verspotten.

Ähnlich ist es mit seinen übrigen Theorien der Fall. Seine Behauptungen bezüglich der Psychologie des Weibes sind nach den neuesten Forschungen der Biologie im allgemeinen noch in Geltung. Wenn freilich der verstorbene Neurologe J. P. Möbius, von Lombroso ausgehend soweit ging, von einem „physiologischen Schwachsinn" des Weibes zu reden, so hat der Turiner Gelehrte selbst sich mit Recht gegen eine solche Übertreibung verwahrt.

Auch in seinem berühmten Buche „Genie und Irrsinn" finden sich in den Ausgangspunkten und Schlußfolgerungen mancherlei Fehler und Irrtümer. Aber das Endergebnis, die aus gemeinschaftlicher Urquelle fließende Verwandtschaft dieser beiden geistigen Erscheinungsformen, wird ebenfalls im großen und ganzen von der neueren Biologie gedeckt.

Weniger bekannt sind Lombrosos Bücher über den politischen Verbrecher und über die Anarchisten. Und doch hat er auch in diesen bahnbrechenden Arbeiten als Erster die Psychologie des politischen Verbrechers in einer Weise behandelt, daß wir aus ihr die Ereignisse der großen Revolutionen, insbesondere auch der letzten, der russischen Aufstände, verstehen lernen und kein anderer Schriftsteller auf diesem Gebiete ihm nahegekommen ist, geschweige ihn übertroffen hat.

Wie so mancher geniale Mann ist auch Lombroso von einer gewissen Kritiklosigkeit und Hartnäckigkeit nicht freizusprechen. Aber auch bei ihm war das instinktive Gefühl der Pionier der Erkenntnis. Nun er gestorben ist, wird es die Zukunft noch deutlicher erweisen.

Rundschau

Racconigi

Wunderliche Auspizien. Und die Zeichendeuter hatten wieder einmal viel zu tun. Im Grunde genommen aber hat sich nichts Neues begeben. Racconigi hat nur bekräftigt, was wir seit der Zusammenkunft Iswolskis und Tittonis in Desio schon wußten. Schon im Dezember 1908, also gerade im schwülsten Augenblick der Annexions-Krise, hat Tittoni in der italienischen Kammer eine anmutige Verschlingung von „Allianzen" und „Freundschaften" gepriesen und die Annäherung zwischen Rußland und Italien als eine vollzogene Tatsache verkündet, die noch bedeutende Folgen haben werde.

Sollen wir jetzt unsere Fassung verlieren, weil Iswolskis Rachsucht die Zarenreise zu einer sehr umständlichen Demonstration gegen Österreich-Ungarn mißbraucht hat? Weltbewegende Taten pflegen nicht von so komödiantenhaften Gebärden begleitet zu sein. Es ist immer verdächtig, wenn sich das Beiwerk eines politischen Ereignisses aufdringlicher spreizt, als das Ereignis selbst. Unmöglich kann uns eine Reise seriöser erscheinen, weil der Weg mehr sagen will, als das Ziel. Anstatt stracks über Wien und Budapest, ging's in weitem Bogen über Posen, Frankfurt, Besançon. Der in Hermelin eingewickelte Angstmeier mußte, nur um die schwarzgelben Pfähle zu meiden, über tausend Kilometer länger als nötig durch die schöne Welt, die ihm eine Wüste anarchistischer Schrecken ist, fahren.

Das war so recht ein Plänchen nach Iswolskis Herzen. So viele Triumphe hatten sich ihm schon in Blamagen verwandelt: die Öffnung der Dardanellen, der Konferenzplan, die Kompensationen für die Balkanslaven, Persien sogar. Nun aber sollte der auf seine Kosten erhöhte Aehrenthal einmal auch seine Überlegenheit zu fühlen bekommen. Seine gräflichen Ohren sollten ihm vom Jubelgeschrei der ganzen Irredenta und aller Panslawisten gellen. Iswolski, dem die über seine vielen negativen Erfolge mißvergnügten Parteien und ein zäher, von Stolypin gestachelter Rivale daheim das Leben sauer machen, hoffte sich so einen guten Abgang zu verschaffen. Die Demission, die er schon im Frühjahr erbeten und damals nicht erhalten hat, könnte sich dann in Ehren vollziehen.

Der listige Streich gelang über alles Erwarten. Auch der Zar profitierte davon. Selbst bei den italienischen Sozialisten ist der Österreicherhaß stärker als die Liebe für die russischen Märtyrer. Die Confederazione del Lavoro in Turin bestellte schnell die große Katzenmusik ab, und von den Lippen, die sich schon zum Pfiff spitzen wollten, klang ein einziges, jauchzendes Evviva! Als Zar Nikolaus auf der Heimreise zwischen Modane und Chambery mit Herrn Pichon in seinem Salonwagen saß, erzählte er ihm noch ganz beglückt von diesem

herrlichen, langentbehrten Ausbruch der Volksbegeisterung (wobei auf je drei Einwohner zwei Polizisten kamen).

Der Groll gegen den „Teutonismus" ist jenseits der Alpen lebendiger als je. Alle deutschen und österreichischen Liebenswürdigkeiten haben ihn nicht zu dämpfen vermocht. Noch jüngst bei dem Wiener Besuch des Herrn von Bethmann Hollweg in diesem Jubiläumsherbst des deutsch-österreichischen Bündnisses erklärten die Leiter der auswärtigen Politik der beiden Zentralmächte, das Bundesverhältnis zwischen Deutschland, Österreich und Italien stelle, wie bisher, die unverrückbare Grundlage ihrer europäischen Politik dar, und zuvorkommend fügten sie noch hinzu, sie wüßten die Gründe zu würdigen, die Italien zu einer größeren Aktivität in der Kretafrage veranlassen. König Victor Emanuel gedachte in Racconigi des Dreibunds mit keinem Wort. Ihm fiel es nicht ein, Bismarcks Beispiel zu folgen, der seinem Vater Humbert bedeutet hat, der Weg nach Deutschland gehe über Österreich. Erst nach dem offiziellen Akt beeilten sich Tittoni und der Ministerpräsident zu erklären, daß Italien den Dreibund wieder erneuern werde. Bis dahin aber sind es noch über vier Jahre. Eine pathetische Aufkündigung des Bundes vonseiten Deutschlands und Österreich-Ungarns in diesem Augenblicke wäre eine Lächerlichkeit; das wäre gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung Österreichs an Italien. Aber weder in Wien noch in Berlin kann man sich nach Desio und Racconigi, selbst wenn sich an dem äußeren Bilde nichts ändern sollte, einer vertrauensvollen Stimmung hingeben.

Auch wenn man die Loyalität des italienischen Kabinetts trotz allem, was vorgefallen ist, gelten lassen will, so erwägt man doch, zumal an der Donau, daß kein Land auf die Dauer gegen den klaren Willen der Mehrheit des Volkes regiert werden kann. Wohl erkennt man gerne an, daß Tittoni im vorigen Jahr im entscheidenden Augenblick einer Katastrophe entgegengearbeitet und, besonders in Montenegro, beschwichtigend gewirkt hat, aber man weiß ebenso gut, daß die Kanonen, die auf den schwarzen Bergen aufgepflanzt wurden und die Bucht von Cattaro bedrohen, ein Geschenk des Schwiegersohnes Nikitas sind. Österreich-Ungarn wird nichts anderes übrig bleiben, als die Friedensworte von Racconigi mit neuen Rüstungen zu beantworten. Die neue Entente kann nur den Zweck haben, Österreichs Einfluß auf dem Balkan einzuengen. Nachdem Österreich-Ungarn freiwillig auf seine Rechte im Sandschak Novibazar verzichtet hat, kann ihm heute niemand die Absicht unterschieben, daß es bald auf Saloniki losmarschieren will. Aehrenthal selbst nennt Racconigi ein italienisches Mürzsteg, und maliziös bemerkt er dazu, die neue Türkei lasse dergleichen Vereinbarungen, die auf das alte Türkenregiment zugeschnitten waren, überhaupt nicht zu.

Wie kurz doch das Gedächtnis der Völker ist! Rußland läßt sich von demselben England, dem es den russisch-japanischen Krieg und den Verlust seiner Vormachtstellung

im fernen Osten dankt, das ihm die Doggerbank-Affäre angezettelt hat, jetzt gängeln und auf den Balkan hetzen und brüskiert dasselbe Österreich, dessen neben Deutschland wohlwollend gewahrte Neutralität ihm die Entblößung der Westgrenze erlaubte. Und Italien, das einem Waffengang mit Österreich nur mit Zittern und Zagen entgegen sieht, fliegt demselben Rußland zu, das ihm durch Unterstützung Meneliks zu einer seiner furchtbarsten Schlappen verholfen hat. Die erste Staatsvisite Viktor Emanuels nach seiner Thronbesteigung galt dem Zaren. Am 10. Juli 1902, unmittelbar nach der Erneuerung des Dreibunds reiste er nach Peterhof. (Schon damals strebte Zanardelli eine „neue Orientierung" Italiens an.) Und bis zum heutigen Tage hat er auf die Erwiderung des Besuches warten müssen. Ein russischer Botschafter mußte Rom verlassen, so erbost war Italiens Königin über die schnöde Behandlung, die ihm Nikolaus II. zuteil werden ließ.

Die jetzige Begegnung, die Abtragung der Schuld nach sieben langen Jahren, wäre etwas Selbstverständliches und jeder Verdächtigung entrückt, wären die verschiedenen Zweideutigkeiten unterblieben und hätte der Zar sich nicht zum Werkzeug der Rankünе Iswolskis hergegeben. Lebte nicht plötzlich der Plan eines Balkanbundes mit russischer Spitze wieder auf, und entfaltete nicht Zar Ferdinand, der seit dem Jahre 1905, seit dem Verrat der ängstlich geheim gehaltenen serbisch-bulgarischen Zollunion der bestgehaßte Mann in Serbien war, im Anblick des Amselfeldes plötzlich auf serbischem Boden eine unheimliche Rührigkeit und Zärtlichkeit. Und Nikita ist wohl auch nicht fern. Wozu das alles, wenn man nur die unvermeidliche Status-quo-Phrase noch einmal krönen wollte? Auch wenn Rußland, bedrückten Gewissens und geschreckt durch das Gespenst eines zweiten japanischen Krieges, sich eine italienische Rückendeckung sichern möchte, so hätte es besseren Takt bewähren können. Aber warum unterstreicht Italien, das doch zu einem entscheidenden Schlag heute ebenso ungerüstet ist, wie der nordische Freund, so aufdringlich die Balkanrechte der „slawischen Vormacht"? Und was soll das Augenzwinkern bei der Erörterung der Donau-Adria-Bahn, die man wieder einmal so herausfordernd die slawisch-lateinische Bahn nennt, daß alle Abenteurer in Belgrad, Sophia und Cettinje aufhorchen? Die Ernüchterung wird ihnen nicht erspart bleiben. Aber es ist ein Memento, und wüßte man nicht, daß Frankreich, Rußland und Italien allen Grund haben, die Erhaltung des Friedens zu wünschen, und daß England mit seinen inneren Schmerzen beschäftigt ist, man könnte glauben, die wilde Balkanjagd werde bald von neuem beginnen.

Josef Adolf Bondy

Politische Todesurteile

Das Bestehen so vieler gemeinsamer Interessen im modernen Staatenverkehr, die Festigung der Schiedsgerichtsbewegung, für welche ein Verzicht auf souveräne Sonderrechte der Staatsgewalt in gewissen Fällen eine



Burghügel von Mistrá
Zum Aufsatz v. Fritz Mielert

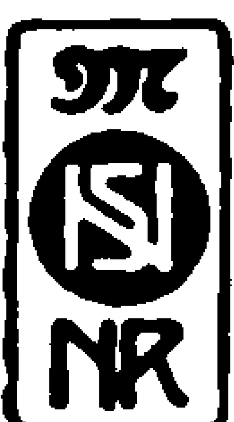
im fernen Osten dankt, das ihm die [illegible]affäre angezettelt hat, jetzt gängeln und auf dem Balkan hetzen und brüskiert dasselbe Österreich, dessen neben Deutschland wohlwollend gewahrte Neutralität ihm die Entblößung der Westgrenze erlaubte. Und Italien, das einem Waffengang mit Österreich nur mit Zittern und Zagen entgegen sieht, fliegt demselben Rußland zu, das ihm durch Unterstützung Meneliks zu einer seiner furchtbarsten Schlappen verholfen hat. Die erste Staatsvisite Viktor Emanuels nach seiner Thronbesteigung galt dem Zaren. Am 10. Juli 1902, unmittelbar nach der Erneuerung des Dreibundes reiste er nach Peterhof. (Schon damals strebte Zanardelli eine „neue Orientierung" Italiens an.) Und bis zum heutigen Tage hat er auf die Erwiderung des Besuches warten müssen. Ein russischer Botschafter mußte Rom verlassen, so erbost war Italiens Königin über die schnöde Behandlung, die ihm Nikolaus II. zuteil werden ließ.

Die jetzige Begegnung, die Abtragung der Schuld nach sieben langen Jahren, wäre etwas Selbstverständliches und jeder Verdächtigung entrückt, wären die verschiedenen Zweideutigkeiten unterblieben und hätte der Zar sich nicht zur Wertung der Ranküne Iswolskis hergegeben. Lebte nicht plötzlich der Plan eines Balkanbundes mit russischer Spitze wieder auf, und entfaltete nicht Zar Ferdinand, der seit dem Jahre 1905, seit dem Verrat der [illegible] serbisch-bulgarischen Zollunion der bestgehaßte Mann in Serbien war, im Anblick des Amselfeldes plötzlich auf serbischem Boden eine unheimliche Rührigkeit und Zärtlichkeit? Und Nikita ist wohl auch nicht [illegible]. Wozu das alles, wenn man nur [illegible] unvermeidlich [illegible] noch einmal krönen wollte? Und wenn Rußland, berückt [illegible] und geschreckt durch das [illegible] eines zweiten japanischen Krieges sich eine italienische Rückendeckung sichern möchte, so hätte es besseren Takt bewähren können. Aber warum unterstreicht Italien, das doch zu einem entscheidenden Schlag heute ebenso ungerüstet ist wie der nordische Freund, so aufdringlich die Balkanrechte der slawischen Vormacht? Und was soll das Augenzwinkern bei der Erörterung der Donau-Adria-Bahn, die man wieder einmal so herausfordernd die slawisch-lateinische benennt, daß die Abenteurer in Belgrad, Sofia und Cetinje aufhorchen? Die Ernüchterung wird ihnen nicht erspart bleiben. Aber es ist ein Memento, und wüßte man nicht, daß Frankreich, Rußland und Italien allen Grund haben, die Erhaltung des Friedens zu wünschen, und daß England mit seinen inneren Schmerzen beschäftigt ist, man könnte glauben, die wilde Balkanjagd werde bald von neuem beginnen.

Josef Adolf [illegible]

Politische Todesurteile

Das Bestehen so vieler gemeinsamer Interessen und der moderne Staatenverkehr, die Festigung der Schiedsgerichtsbarkeit [illegible], für welche ein Verzicht auf [illegible] veraltete Sonderrechte der Staaten gewonnen in gewissen Fällen [illegible]



Burghügel von Mistrá
Zum Aufsatz v. Fritz Mielert



Vorbedingung ist, läßt auch eine Idee diskutierbar erscheinen, die jüngst im Zusammenhang mit der Hinrichtung des spanischen Freidenkers und Republikaners Ferrer von einem Abgeordneten des ungarischen Reichstages in der Form eines parlamentarischen Antrages angeregt wurde.

Dieser Antrag ging dahin, die Regierung aufzuforden, sich für die Errichtung eines internationalen Begnadigungssenates einzusetzen, der bei Todesurteilen gegen politische Angeklagte in der Lage wäre, wenn deren objektive Schuld nach international geltenden Moralbegriffen nicht zureichend erwiesen scheint oder allgemeine Kultur- und Menschlichkeitsgründe als mildernde Umstände mitsprechen, die Todesstrafe in eine den Gesetzen der betreffenden Länder entsprechende Freiheitsstrafe umzuwandeln.

Dieser Vorschlag, der aus der überall in Volkskundgebungen aufgeloderten Entrüstung über die Hinrichtung Ferrers emporwuchs, könnte als Vorläufer der latent in allen Kulturstaaten bestehenden Tendenz zur Abschaffung der Todesstrafe gelten. Er fordert allerdings, daß sich die Staatsgewalten eines Teiles ihrer souveränen Rechtsprechung gegen politische Gegner begeben. Die Warte, auf die sich der Antrag stellt, wäre eine ethisch sehr hohe. Vielleicht eine zu hohe — für die Praxis. Doch die Erwägung, daß in mehreren Großstaaten die Absicht der Ausmerzung der Todesstrafe greifbare Form annimmt und daß keinem Kulturstaat deshalb bange wird, das Gefüge der sozialen Ordnung oder die Autorität seiner Justiz und Verwaltung einzubüßen, wenn kein politischer Delinquent mehr geköpft, erschossen oder gehenkt werden kann, läßt den idealistischen Gedanken des magyarischen Deputierten nicht a priori abweisen.

Der Bezug auf den Fall Ferrer mag der Idee nicht gerade nützlich sein: denn abgesehen davon, daß Regierungen katholischer Länder einen Tadel gegen das heutige Spanien als gleichbedeutend mit einer Verurteilung des ultraklerikalen Regiments erachten könnten, kommt für die übrigen Staatsgewalten vor allem in Betracht, daß das bemängelte Todesurteil einen Anarchisten, also einen Gegner Aller, betrifft. Und so wie die römische Kirche allezeit zwar große Worte der Menschlichkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gebrauchte, dabei aber gegen ihre Feinde unerbittlich grausam war, hat auch die politische Macht ein doppeltes Maß in der Rechtsprechung für ihre Gegner. Die Stimmen aller Völker haben sich gegen das spanische Urteil erhoben. Die Staaten aber — schweigen.

Ich kenne den Fall Ferrer nicht erschöpfend genug, um mir ein eigenes Urteil über seine Schuld zu bilden. Aber ich glaube, man müßte von Ferrer ganz absehen und den großzügigen Gedanken, die Hinrichtung eines politischen Gegners zu hindern, gegen den die Gesetzgebung aller Staaten genügende andere Mittel der Unschädlichmachung besitzt, nicht mit dem Ereignisse in Spanien verquicken.

Die Festlegung einer inter-

nationalen Moral gegen politische Delikte, die doch innerhalb jeder Landesgrenze so verschieden beurteilt werden, wäre ein großer Fortschritt. Man komme mir nicht mit der Unmöglichkeit solcher Eingriffe in fremde Souveränität. Wenn die Politik es opportun erscheinen läßt, hat noch keine Großmacht gezögert, z. B. in die souveränen Rechte der Türkei einschneidend einzugreifen, sobald dort grobe Verletzungen gegen Kultur- und Menschlichkeits-Forderungen vorkamen. Daß es um diese internationale Moral nicht gerade hochsteht, beweist allerdings die Tatsache, daß sie nur gegenüber notorisch Schwächeren ausgeübt wird.

In der jetzt angeregten Form mag ja der Gedanke einer internationalen Begnadigungsinstanz für politische Verbrecher noch unbrauchbar erscheinen. Aber er verdient ein näheres Eingehn — ohne Rücksicht darauf, ob die Anwürfe gegen das klerikale, rückständige Regiment in Spanien im Fall Ferrer zutreffen oder nicht.

v. S.

Die Racowitza

Wer ist das? — Sie kennen die Racowitza nicht? — Helene v. Dönniges, beinahe Helene Lassalle, statt dessen Fürstin Racowitza (fünf Monate lang), dann — Helene Friedmann, Gattin Siegwart Friedmanns, und jetzt seit mehr denn dreißig Jahren: Frau v. Schewitsch.

Was sind Namen? Ich hoffe, daß sich die geistig bedeutendsten Frauenrechtlerinnen darüber klar sind: ein sekundärer Geschlechtsunterschied. Das heißt: sobald sich zwei Menschen verheiraten. Es will mir nicht in den Kopf, daß die Selbstverständlichkeit, mit der alle Frauen den Namen des Mannes annehmen, ihnen so selten zum Problem wird. Holde, süße Gewohnheit, sagen die Guten; — aber die, die die Gleichstellung der Frau mit dem Mann fordern — welch ein armseliges Verlangen —, weshalb revoltieren sie nicht gegen diese Ungerechtigkeit? Gegen diese Barbarei der Sitten?

Helene v. Dönniges berührt in ihren dreihundert Seiten starken Memoiren[1]) diese Frage nie. Sie schaut auf ihr schicksalreiches Leben zurück; sie erzählt von den Männern, die sie ersehnten, und denen sie Frau wurde; ja sie entsinnt sich sogar des Tages, wo — wie sie sagt — der Keim für ihre ganze spätere Lebensanschauung gelegt wurde.

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines, unschuldsvolles Kind,
Als ich zum erstenmal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Helene v. Dönniges war noch nicht fünfzehn Jahre, sondern erst zehn, als eine neunzehnjährige Freundin, eine Gräfin K., alle Vorgänge ihrer Hochzeitsnacht dem Kinde erzählte. „Das geschah an

---

[1]) Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Art von Helene von Racowitza. Gebrüder Paetel.

einem hellen Sommerabend im Garten."

Die neunzehnjährige Gräfin fing — so erzählt Helene v. Racowitza — plötzlich zu weinen an und sagte traurig: „Aber siehst du, so schlecht sind die Männer — nach alledem habe ich erfahren, daß ich gar nicht seine erste Liebe war; er hat schon eine Menge Frauen ebenso geliebt und mit ihnen dasselbe getan wie mit mir!"

Die zehnjährige Helene gibt ihr Bescheid: „Ja, warum tust du es denn nicht auch? Was er tut, kannst du doch auch!"

„Und damals," so berichtet mit schlichter Naivität die jetzt fast siebzigjährige Dame, „damals, an jenem hellen Sommerabend begründete sich in mir die Idee der „Manngleichheit" im Liebesrecht des Weibes; entstanden aus einem durch nichts zu unterdrückenden Hang nach Wahrheit, Offenheit, — ja fast Öffentlichkeit meines Tuns und Lassens, um nur nicht in irgend jemandem den Glauben hervorzurufen, ich wolle über mich und mein wahres Wesen täuschen!"

Eine Episode, deren triviale Frivolität kaum verlocken würde weiterzulesen, wüßte man nicht, daß die Geliebte Lassalles spricht.

Lassalles Liebe umstrahlte die Zwanzigjährige, gab ihr die singuläre Bedeutung, ihren Wert, und was das Buch von den Wirkungen dieser Liebe erzählt, reizt die Nerven, spannt unsere Sinne.

Ein Mädchen tritt uns entgegen, verheißungsvoll in ihrer jungen, dunklen Sinnlichkeit, von einer seltenen, verlockenden Schönheit, — mit goldblondem Haar und mit Augen, deren Farbe nicht zu definieren war, die den sanftesten Farbenausdruck annehmen konnten, um in der nächsten Minute — wenn die schweren Augenlider wie ermüdet herabsanken, die lauernden Flammen eines Raubtiers zu zeigen.

Wedekinds Lulu. Mit einigen unterschiedlichen Merkmalen. Sie kommt nicht von unten, ihr Vater ist kein fragwürdiges Individuum, sondern bayrischer Minister, und ihr Gespiele ist der Kronprinz Ludwig — der spätere König von Bayern.

Lassalle begegnet ihr nicht im ersten, sondern etwa im dritten Akt.

Sie war schon in Nizza gewesen, hatte als Vierzehnjährige die Genüsse der mondänen Gesellschaft, ihre Ausschweifungen und Abenteuer erlebt, — und war dann nach Berlin gekommen, wo sie mit Lassalle zusammentraf.

Die zwanzigjährige verführerische Aristokratin mit dem fast vierzigjährigen, auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Revolutionär: ein Liebespaar aus einem Sensationsroman. Aber auch ein großer Dichter, George Meredith, hat es gezeichnet.

* * *

Die ersten beiden Akte, die in München, Berlin und Nizza spielen, haben etwas ungemein Reizvolles durch ihr elegantes Kolorit — selbst noch in der oberflächlichen Darstellung, die die Memoiren der Baronin Schewitsch bieten.

Das Elternhaus in München, der elegante Salon des Ministers von Dönniges sah berühmte und vielgefeierte Gäste.

Hier empfing man Dingelstedt, Hebbel, Andersen, Rubinstein, Justus von Liebig, Wilhelm von Kaulbach, den jungen Paul Heyse, — kurz: es war eine kultivierte, geistreiche Gesellschaft. Die achtjährige Helene durfte immer dabei sein, und sie beschreibt sehr lustig, wie sie auf Andersens Schoß saß und er ihr Märchen erzählte, und wie Kaulbach sie als Modell benutzte und sie ihm beim Malen zusehen durfte.

Aber die Memoirenschreiberin faßt ihre Eindrücke — am Schluß des Kapitels — in die Worte zusammen: „Das Milieu, in dem ich aufwuchs, war das denkbar schönste für Intellekt, Schönheitssinn, künstlerische Phantasie und gesellschaftliche Bildung —, das denkbar ungünstigste für alles, was man unter dem landläufigen Begriff von Moral versteht."

Sie sagt dann von sich, daß sie ein ungemein temperamentvolles Geschöpf gewesen sei, und daß sie alles Gebotene mit allen Sinnen genossen habe, bereits in einem Alter, wo andere der Puppe noch mit Leib und Seele ergeben sind; diese ersetzten ihr kleine Liebeleien mit den Brüdern ihrer Freundinnen, „eigentlich seit dem sechsten Jahre".

Und sie fügt — den Flirt in dem Salon ihrer Eltern verurteilend — hinzu: „Manch allzu feurigen Blick, manch versteckten Händedruck oder Kuß — fing mein schnell verstehendes Auge auf — neben all den schönen Worten, die da gewechselt und gierig von meinem Ohr getrunken wurden."

Sie will das Verderbliche ihrer Erziehung aufzeigen, um die Voraussetzungen für das Drama ihres Lebens zu fixieren.

Das Milieu des ersten Aktes also: ein ästhetischer, aber höchst unmoralischer, irreligiöser Kreis von kultivierten Europäern.

Zweiter Akt: Sie wird mit einem alten italienischen Obersten verlobt. Man trifft sich in Turin. Ein Diner mit Cavour und ihrem Ekel von Verlobten, der sie beschimpft und das vierzehnjährige Kind eine Kokotte nennt. Szenenwechsel: Nizza. Fasching. Feste. Bälle. Internationale Gesellschaft, in der Bulwer, Meyerbeer, Dickens, der alte, abgesetzte König Ludwig hervorragen. Korrumpierte russische Aristokratie, ein luxuriöses Gemälde — etwa von Sudermann gesehen —, so stellt sich dem Zuschauer die Nizzaer Gesellschaft dar.

Hier: — „in diesen interessanten, aber oft recht internationalen, mit weiten Ansichten über Moral und Sitte ausgestatteten Kreisen erlebte ich mein fünfzehntes Jahr, gefeiert und umschmeichelt wie eine junge Königin." Es lebe das Leben! Und „in diesem interessanten, aber oft recht internationalen" Stil ist das ganze Buch geschrieben.

Es folgt in Nizza ein Kapitel: „Liebesrausch. Unbarmherziges Eingreifen der Eltern in diese erste Liebe." — O, die unmoralischen Eltern! — Helene v. Racowitza erzählt ihre erste Liebesnacht, ja sie setzt ihr ein Denkmal durch Gedankenstriche.

* * *

Der dritte Akt spielt vier oder fünf Jahre später. Lassalle tritt in ihr Leben. Und nun steigert sich ihre Liebesfähigkeit und ihre Lei-

denschaft —, obschon ein Störenfried da ist, dem sie sich bereits früher verpflichtet hat: „ihrem Mohrenpagen", wie sie ihn nennt, dem jungen rumänischen Fürsten Janko v. Racowitza.

Lassalle aber domiert. Lassalle, „der Cäsarengleiche" „mit dem Adlerblick". Sie sagen einander: wir sind unser Schicksal. Und hier entsteht das einzige Problem im Leben dieser Frau. Die Liebe Lassalles macht sie unsterblich. Und wenn sie heute ihre Erlebnisse trivialisiert, — die Katastrophe, die das Schicksal durch sie herbeiführte, umgibt sie mit einem unvergänglichen Reiz.

Eines der großartigsten Menschenleben vernichtet —: durch die irrsinnige Konstellation der Verhältnisse. Man hat vorschnell die Heldin dieses Dramas verurteilt und geschmäht. Und sie hat recht, sich noch heute — nach fünfundvierzig Jahren — zu rechtfertigen, und ihr Ton erhält eine leidenschaftliche Färbung, da sie ihre böswilligen Gegner zu widerlegen sucht; sie bezichtigt sich selbst, sie empfindet den Schmerz, daß ein solcher Mensch, ein solcher Geist, der alle anderen anzog und beherrschte, an einer so jämmerlichen Kleinigkeit — „an der Schwäche und Feigheit eines jungen Weibes" zerschellen konnte.

Wie blödsinnig neutral ist das Leben. Das Wikingerblut, von dem Helene v. Dönniges allzu häufig in ihren Memoiren spricht, versagte, war verdorrt, da es die Probe bestehen sollte. Die Zwanzigjährige, die sich der suggestiven Kraft eines harten Willens nicht entziehen konnte, ließ sich einsperren und gefangen halten, und weder ihr Haß gegen die gewaltsamen Eltern noch ihre leidenschaftliche Liebe für Lassalle kam zu einem sichtbaren Ausdruck.

Ihr Wikinger-Temperament war eingetrocknet. Sie fügte sich, sie ließ sich Briefe diktieren, ihre Leidenschaft war verpufft. Es folgt das Duell zwischen Lassalle und Racowitza. Sie hofft, Racowitza werde daraus nicht zurückkehren. Er kommt als Sieger, und da er der Einzige ist, der sie versteht, der sie aus diesem Kreise feindseliger Verwandten befreien kann, — heiratet sie ihn, die Eltern begleiten sie auf sein Schloß in der Walachei. Nach fünf Monaten stirbt er. Die verwitwete Fürstin Racowitza bringt seine Leiche nach Nizza.

Und sie beginnt einen neuen Abschnitt ihres Lebens mit dem verheißungsvollen Kapitel: „Wie mich die Welt büßen ließ."

* * *

Die Geliebte Lassalles durfte unser Interesse fordern — auch für ihr späteres Alter, und selbst wenn sie ihre Erlebnisse, die sie sich gezwungen sieht, einer breiten Öffentlichkeit mitzuteilen, in einem noch schlechteren Deutsch wiedergäbe. Aber ihr Stil ist phrasenhaft, rührselig, sudermännisch, er entschleiert ihre Oberflächen-Natur schonungsloser, als ihr Wahrheitsmut es könnte.

Sie behauptet: „Furcht ist eine Eigenschaft, die ich absolut nicht kenne — vielleicht wirkt hier das alte Wikingerblut mit;" sie spricht von „dem göttlichen Stillen Ozean", „er ist einfach be-

rückend"; und sie schwärmt von „der verehrten herrlichen Carmen Sylva"; sie hat für Olshausen, den Chirurgen, wie für Björnson nur das eine Adjektiv: „genial".

„Wir waren zwei Enthusiasten", sagt sie von sich und Björnson. — Die beiden Enthusiasten sprechen einmal auch über Ibsen. Und etwas Groteskes kommt zustande.

Gleichviel. Die Geliebte Lassalles brauchte — altgeworden — weder über Ibsen, noch über irgend einen Geist eine eigene Meinung zu haben, sie könnte schweigen, sie aber tritt anspruchsvoll Banalitäten breit, sie verlängert ihr dreiaktiges — für die Öffentlichkeit interessantes — Leben auf fünf Akte, das ist zuviel.

Die beiden letzten bringen die Erinnerungen einer „Salondame", die inzwischen Frau Siegwart Friedmann geworden ist, in Wien auftritt, im Café Walch mit Theaterleuten und Malern abendlich zusammenkommt, die noch immer schön ist und die Makart deshalb malt. Sie soupiert mit Lenbach, Liszt und der Charlotte Wolter. Schön. Das sind Privatsachen. Ihre Eitelkeit aber läßt sie drucken.

Und es ist gleichgültig, ob die Fürstin Racowitza, die Geliebte Lassalles, noch einmal heiratet und jetzt Baronin v. Schewitsch heißt, ob sie in Amerika war und dort Paul Lindaus „Maria und Magdalena" spielte, ob sich ihr „die nordische Sphinx", die Blawatzki enthüllt, ob sie des Glaubens ist, sich mit indischer Philosophie zu beschäftigen, und ob sie Theosophin wird — o wie gleichgültig operettenhaft ist das alles.

Es ist eine Bloßstellung privater, intimer Beziehungen. Und man verzeiht es der Verfasserin schwer, daß sie einen zwingt, indiskret zu sein durch die persönliche, subaltern aufrichtige Art ihrer Autobiographie.

Was mich jedoch am tiefsten schmerzt, ist das Nicht-schweigen-können, ist die Empfindung, die so bitter getäuscht ward: hier hatte ein Mensch ein Schicksal, — und er verspielt es. Amor fati. Sie hat sie unterdrückt, um ein redseliges Buch zu schreiben.

Wilhelm Herzog

Der letzte echte Mandarin

Ibsen, der in der „Komödie der Liebe" das „himmlische Reich" der Ehe mit dem „himmlischen Reich" der Chinesen vergleicht, läßt dabei den „letzten echten Mandarin" gehenkt werden. Im wirklichen China ist der letzte echte Mandarin kürzlich gestorben: der Großsekretär Tschang Tschitung.

Im Guten wie im Schlimmen war er ganz ein Kind der chinesischen Klassiker und als solches eine posthume Gestalt, die den Forderungen einer neuen Zeit innerlich fremd gegenüberstand. Er stand als Mensch zu hoch, um sich wie die meisten andern Vertreter des Klassizismus für den Abfall weitester Kreise des Volkes von den alten Heiligen dadurch zu rächen, daß er seine amtliche Macht zu persönlicher Bereicherung mißbrauchte; vielmehr wurde er nicht müde, sie für fruchtlose Bemühungen zu verschwenden, dem Verfall der alten Sitten und Tugen-

den entgegenzuwirken. Von der Schmutzflut der Korruption, die sich in den letzten Jahrzehnten im chinesischen Verwaltungswesen ausbreitete, wurde der vizekönigliche Yamen in Wutschang in der Zeit von 1889 bis Juni 1907, wo Tschang Tschitung dort die Geschicke der beiden Hu-Provinzen leitete, rein erhalten; da fanden wohl stets arme und ehrliche, aber keine reiche und unehrliche Hilfesuchende offene Türen und Ohren.

Tschang Tschitung, der 1837 in Tschifu geboren wurde, widmete sich mit so raschem und glänzendem Erfolge der Literatenlaufbahn, daß er bereits 1864, 27 Jahre alt, als Erster die Prüfung der Hanli-Akademie bestand. — Doch gerade die allzu gründliche und umfangreiche Gelehrsamkeit über die Weisheit längst entschwundener Zeiten verdarb ihn für das praktische Leben. Was er auch als Beamter unternahm, zeugte von verblüffender Weltfremdheit, so daß man ihn schließlich in der eigenen Umgebung heimlich einen „gelehrten Stümper" schalt. Für die militärischen, technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten der Fremden hatte er ein offenes Auge und war auch durchaus dafür, daß die Chinesen mit den Europäern auf allen Gebieten in Wettbewerb treten sollten, aber er war zu sehr in konfutsianischen Vorurteilen befangen, um in der Regel mit europäischen Zwecken auch europäische Mittel zu wollen. Sein Buch „Lernt!", womit er sich als Reformfreund einen Namen zu machen gedachte, wurde von der modernen studierenden Jugend Chinas auf das entschiedenste abgelehnt, weil darin wohl allerhand Günstiges über europäische Wissenschaften ausgesagt, aber alle freiheitlichen westländischen Ideen auf das schärfste verurteilt wurden. Von der Einführung parlamentarischer Einrichtungen wollte Tschang Tschitung nichts wissen, ebensowenig von individueller Freiheit auf Kosten des alten Familienkultus, und für die im Volke verhaßte Mandschu-Dynastie war er so eingenommen, daß er selbst den unter ihr aufgekommenen Ämterschacher mit der angeblichen Scheu der Regierung, dem Volke neue Steuern aufzubürden, zu rechtfertigen suchte. Politisch war Tschang Tschitung also ein Reaktionär. Darum bekämpfte er auch immer fanatisch alle Bestrebungen für eine gründliche Reform der chinesischen Geld- und Währungsverhältnisse, ohne die China gar nicht hoffen kann, ein modernes Staatswesen zu werden. Darum auch stieß Sir Robert Hart bei ihm auf den hartnäckigsten Widerstand, als er die chinesische Regierung zu einer Reform der Landsteuer bewegen wollte, die ihr mit einem Schlage aus ihrer Finanznot heraushelfen könnte.

Die Kaiserin Witwe Tsusi ließ Tschang Tschitung gleichzeitig mit Yuan Schikai einige Jahre vor ihrem Tode nach Peking berufen, aber die Gegensätze zwischen jenem Reformtheoretiker und diesem Reformpraktiker erwiesen sich als zu stark, um ein ersprießliches Zusammenwirken zu gestatten. Die Beiden mußten in der Hofluft notwendig zu unversöhnlichen Nebenbuhlern werden. Nach dem Tode der Kaiserin Witwe gelang es

Tschang Tschitung rasch, seinen Nebenbuhler aus der Sonne der Hofgunst zu vertreiben, und er hat seitdem eine kurze Spanne Zeit als bevorzugter Ratgeber des Prinzregenten einen maßgebenden Einfluß auf die Leitung der chinesischen Staatsgeschäfte ausüben können. Sein Lebensabend wäre aber vielleicht angenehmer verlaufen, wenn Yuan Schikai geblieben wäre und seine Machtstellung behauptet hätte. Jene kurze Spanne Zeit hat genügt, um China von der Höhe, zu der es Yuan Schikai emporgeführt hatte, wieder fast zu dem Tiefstand zurückgleiten zu lassen, den es nach den Boxerunruhen innehielt.

Jetzt soll es den Pekinger Hof wieder nach Yuan Schikai verlangen, dieser aber einstweilen keine Neigung zeigen, dem angeblich schon an ihn ergangenen Ruf Folge zu leisten. Dem sei, wie ihm wolle; jedenfalls bedeutet das Fiasko Tschang Tschitungs als Ratgeber des Throns ein Fiasko der ganzen alten Mandarinengelehrsamkeit. Der große Tschang Tschitung ist tot; die kleinen Tschang Tschitungs werden sich den Forderungen des neuen, durch die Öffnung Chinas für den Weltverkehr bedingten Zeitalters anbequemen müssen oder sich bald von den die Gegenwart bestimmenden Kräften ausgeschaltet und auf den Aussterbeetat gesetzt sehen.

Otto Corbach

Baudelaires Nachlaß

Mit dieser Ausgabe[1]) ist endlich eine Zusammenstellung dessen gelungen, was aus dem reichen und von mehreren sorgfältigen Bearbeitern einzeln vorgelegten Nachlaß Baudelaires auf uns zu kommen verdient. Und wenn zu der Zeit, da Baudelaires Freunde die gesammelten Werke des Verfemten herausgaben, die Furcht vor dem Spießertum sie zurückhielt, Intimes und „Anstößiges" mitzugeben, die Leute vom Mercure de France fanden es an der Zeit, gegen den ehrlichen Bahnbrecher verlegerisch auch ganz ehrlich zu sein.

Neue Einblicke in die Seele Baudelaires geben schon die meist noch ungedruckten Vorworte zu den Fleurs du Mal. Diese Préfaces waren bestimmt, vollständige Aufklärungen über alle seine Wünsche und Visionen zu geben; aber sein intellektueller Stolz hielt ihn davor zurück, vor die Menge entschuldigend und erläuternd hinzutreten. So blieb dieser Schatz bis heute der größeren Öffentlichkeit vorenthalten. Und es war schade darum. In einer reinen, wie gegossen daliegenden Prosa enthüllt er die Bestrebungen und Besorgnisse seiner Künstlerseele, gibt er das erste geschlossene Artistenevangelium.

Die sechs Gedichte, die Baudelaire in die Fleurs du Mal nicht aufnahm, haben wir hier ganz und mit den Varianten. Es ist nicht anzunehmen, daß ein vollständiger Verlust dieser Gedichte eine Einbuße für die französische Lyrik bedeutet hätte; aber eines jedenfalls, die „Femmes Damnées", ist geeignet, auf Baudelaires Evangelium der Liebe ein neues Licht zu werfen. Alle Perversitäten erschienen ihm als der Drang nach

[1]) Charles Baudelaire, Oeuvres posthumes. Paris, Société du Mercure de France,

dem Unendlichen, der in jedem Geschlechtsverkehr lebendig ist; daraus resultiert auch ihre Tragik, die leuchtend in den letzten Versen dieses Gedichtes gefaßt ist.

Und noch etwas: Baudelaires literarhistorische Bedeutung liegt in der Bereicherung an Stoffen nud in der gleichzeitigen Beherrschung dieser neuen Stoffe in einer durch intime Anpassung an die neuen psychischen Eigentümlichkeiten veränderten und gewonnenen Form. Jedes Dokument ist für die erneute Konstatierung dieser Tatsache wichtig. Von dem Standpunkte aus muß man die Herausgeber beglückwünschen, daß sie uns sowohl die unter Epaves gesammelten nachgelassenen Verse, wie auch alle sonstwo publizierten Gedichte bis herab auf die Gelegenheitsgedichte vorsetzen. Baudelaire, ein nie aussetzender Arbeiter und ein fanatischer Künstler, wirkt nirgends banal, und er darf das Recht beanspruchen, mit den unscheinbarsten seiner Schöpfungen und mit den verpöntesten seiner Verse auf die Nachwelt zu kommen.

Für die Erkenntnis von Baudelaires Revolté-Natur gibt es nichts Interessanteres als die Journaux intimes. Wir haben sie heute in ihrer ganzen Fülle. Sie enthüllen uns seine von allen Furien gehetzte Sinnlichkeit und seinen Scharfblick für Dinge, die sich unter einer Kruste von Vorurteilen und Moralmiasmen der Schaukunst der Psychologen entziehen wollen. Niemals entbehren seine Äußerungen der Bildhaftigkeit, und er bleibt uns in der zufälligsten Notierung seiner Gedanken und Besorgnisse als Künstler gar nichts schuldig.

Baudelaire ist ein Fanatiker des Stolzes und der geistigen Einsamkeit; er ist einer jener Dandies, die eher vor dem eigenen Spiegel als vor den korrumpierten Augen ihrer Zeitgenossen schön sein wollen. Mit dem eigenwilligen Humor eines moralischen Masochisten quält er sich dann in der Einsamkeit, um seinen Sinnen abenteuerliche Visionen zu entlocken.

Viel weniger interessant, ja von ganz untergeordnetem Interesse sind seine barocken Dramenentwürfe. Wir werden aber gleich entschädigt durch die mitgeteilten kritischen Fragmente. Außerordentlich persönlich sind vor allem seine abgerissenen Notizen zu den Liaisons dangereuses des Choderlos de Laclos und seine Ausführungen über Edgar Poe.

So gibt dieses Buch, das endlich den gesamten Nachlaß Baudelaires in die weiteste Öffentlichkeit bringt, des Guten und Interessanten genug. Nur muß man von einem ziemlich amoralistischen Standpunkt an diese Offenbarungen herantreten. Kein anderes Wort Baudelaires bestimmt besser das Verhältnis, das wir zu ihm haben sollen, als das nachfolgende, das er Philorène Royer ins Stammbuch schrieb: „Unter den Rechten, von denen man in der letzten Zeit gesprochen hat, ist eines, das man vergessen hat, und an dessen Nachweis jedermann interessiert ist — das Recht, sich zu widersprechen."

Franz Clement

Finanzpolitisches

Herr von Havenstein hat sich geirrt! Seine Diskonterhöhung, angesichts der Maß-

nahmen der Bank von England ohnehin unabwendbar, konnte die Börse nur wenig bedrücken. Denn diese Börse bewegt augenblicklich gar nicht den Kurszettel, das Publikum tut es. Und das ist ein Faktor, der entweder seine Käufe bar bezahlt, oder zu den erforderlichen Vorschüssen sein Geld keineswegs im offenen Markte suchen kann. Indessen auch mit seinen Warnungen an unsere Hochfinanz hat der Reichsbankpräsident diesmal kein Glück gehabt. Die großen Eisenbahntransaktionen zwischen New York, Berlin und Frankfurt nehmen ihren Fortgang, da man ja in der Mitte plötzlich nicht aufhören kann. Ja noch mehr, sogar direkte Golderfordernisse wie die Übernahme russischer Prioritäten erfüllen unsere Großbanken so gerne, wie jedes andere umfangreiche Geschäft, an dem Erkleckliches zu verdienen ist. Woher freilich unsere so außerordentlichen Barmittel fließen, bleibt noch immer nicht recht zu ersehen, und diejenigen, die es wissen könnten, sagen es nicht. Der Aufschwung der Kurse hängt mit zwei Umständen zusammen — mit der unleugbaren Erholung der deutschen Industrie, sowie den verhältnismäßig guten Erträgnissen der Banken. Dazu kommt die Stärke des New Yorker Platzes, der selbst an den Tagen, wo der Diskonto in London auf 5 Prozent stieg, die Shares gut zu halten verstand. Mit Geschicklichkeit allein war es da nicht getan, man mußte auch von heute auf morgen auf eigenen Füßen stehen.

* * *

Kaufmann oder Produzent? Ein interessantes Streiflicht auf die vollständige Vermengung zweier sonst ganz verschiedener Gebiete warf kürzlich eine New Yorker Depesche. Darnach sollte der Direktor der Metallgesellschaft in Frankfurt a. Main nach Amerika gereist sein, um, wie es dort ganz unkritisch hieß, wegen eines „Kupfertrust" zu unterhandeln. Natürlich könnte aber ein solcher nur die Outsiders zusammenfassen, also fern von der Amalgamated Company erstehen. Nur zu begreiflich ist es daher auch, daß Rockefeller als Hauptkontrolleur der wichtigsten Kupferaktien dabei gemieden wird. Vielmehr unterhandelte man mit dessen Antipoden Morgan, der trotz aller Beschönigungen ein natürliches Gegengewicht zu Rockefeller bilden muß und im Erzwingen (!) von Vereinigungen (s. den Dampfertrust) schon eine besondere Geschicklichkeit besitzt. Indessen das Bedeutsame würde hier keineswegs in einem der vielen Kämpfe amerikanischer Großer liegen, bei denen ja auch eine Art von Kriegslust mitzusprechen pflegt. Es ist vielmehr der neue Versuch, den hier ein Kaufmannsgeschäft angeblich anbahnt, eines ihrer großen Bezugsgebiete sogar in einen Trust zu verwandeln. Die Metallgesellschaft ist in Metallen aller Art sicher die bedeutendste Handelsfirma, wozu noch kommt, daß das ihr sehr nahe stehende Londoner Haus Merton für Kupfer maßgebend auf dem Weltmarkte bleibt. Aus dieser Zweiteilung, nämlich der amerikanischen Produktionsmacht und den europäischen Mächten des

Zwischenhandels, haben unsere Verbraucher schon ihren Nutzen gezogen — einerlei, ob sie riesengroß wie z. B. die Kabelwerke sind oder nur mittelgroß wie z. B. die vielen Unterfabriken. Nun sind aber jene großen Händler immer reicher, resp. aktienkapitalkräftiger geworden, so daß sie an ihren bisherigen Geschäften nicht genug hatten, besonders, da die Konkurrenz immer schärfer auftritt. Sie versuchten also die Rohmetalle z. T. auch aufzubereiten, anstatt wie früher nur mit der Fertigware zu handeln, und mußten dann zur Erwerbung oder gar Gründung von schwierigen Bergwerksbetrieben übergehen. Bezüglich des Kupfers stellte sich aber allmählich heraus, daß uns nicht nur die Preise von den amerikanischen Großbesitzern unbedingt diktiert werden, sondern daß auch über die Marktlage dieses für die gesamte Industrie bei weitem wichtigsten Metalles selbst seitens unserer größten Händler gar keine Klarheit zu erhalten ist. Für den bloßen Kaufmann nun könnte dieser Umstand kaum erschwerend in Betracht kommen, da ja eine Spekulation nicht nötig wäre. Allein angesichts der neuen Geschäftsmethode, wie sie vorhin geschildert wurde, ist es keineswegs gleichgültig, ob man bezüglich der Preise vollständig im Dunkel tappt. Und daher könnte immerhin jetzt angestrebt werden, die Metallgesellschaft mittelst Ankaufs großer Aktienposten zum Mitkontrolleur von bedeutenden Kupfer-Kompagnien zu machen. Leider würden aber durch eine solche unnatürliche Verbrüderung die Preise nicht vor Erhöhung geschützt werden, sondern die bisherigen Zwischenhändler und Verkäufer hätten dann selbst auch noch an den exzessiven Gewinnen eines neuen Trust teilzunehmen, der einstweilen sogar schon mit einer Produktionseinschränkung dem Allgemeinbedarf unbequem genug werden könnte. Das ist eben die Folge der gewaltig angeschwollenen Barmittel unserer Aktiengesellschaften, die statt in ihrem Wirkungs- und Pflichtkreise zu verharren, auf immer weitere Gebiete übergreifen. Den Personen hierbei einen Vorwurf zu machen wäre ungerecht, sie handeln einfach als Kinder ihrer Zeit, während sie sich womöglich noch für Bahnbrecher halten.

* * *

Der englische Konsulatswechsel hat weniger in Berlin, als in London zu weitschweifigen Besprechungen Anreiz gegeben. Bei uns wußte man längst, daß die Zeit solcher Repräsentationen und Titularposten vorüber sei, nachdem Großbritannien seinen auswärtigen Handel nicht mehr hauptsächlich dem alten Ruhme seiner Waren verdanken kann. Die Franzosen, welche uns in teuren Façonartikeln früher noch ganz anders tyrannisierten, und zwar mit größtem Erfolge, verlassen sich schon seit vielen Jahren nur noch auf ihre konsularischen Beamten. Indessen verstehen diese bekanntlich noch immer äußerst wenig Deutsch, würden auch sonst ihrer Fabrikation durch neue technische Mitteilungen kaum zu nützen vermögen. Nur in den Jahren, als Frankreichs Weinbau

durch die Phylloxera in einer ungeheuren Gefahr geschwebt hat, haben wohl auch die bei uns eingeholten Informationen große Dienste getan. Indessen gegenüber der sonst mehr gesellschaftlichen Form jener französischen Tätigkeit dürfte sich das neue englische Konsulatswesen doch weit geschäftsmäßiger und nüchterner aufbauen. Heute haben unsere Vettern jenseits des Kanals genau wie die in andern Ländern recht spürhaften Amerikaner, das vielseitigste Interesse an Einblicken in unsere Werke und Fabriken. Und derartige Wünsche, an einen Konsul wie den früheren Teilhaber von Bleichröder gerichtet, mußten den letzteren unwillkürlich auch an seine privaten Pflichten als Aufsichtsrat derartiger Unternehmen erinnern. Nur wirtschaftliche und weniger politische Ursachen dürften also die Umwandlung des britischen Konsulats zu Berlin in eine wirkliche Staatsgeschäftsstelle veranlaßt haben. Im übrigen sind angesehene Bürger eines fremden Landes gerade mit der Konsulatswürde schon seit mehr als einem Jahrhundert betraut worden. Dem Bankier Herrn v. Bethmann in Frankfurt als Russischem Staatsrat wurde seine Würde 1813 unbequem, da Napoleon nach der Schlacht bei Hanau bei ihm abstieg. Herrn von Rothschild wieder wurde sie bequem, als dieser beim Einzug der Preußen 1866 seine englische Flagge an Wohnung und Geschäftshaus anbringen konnte.

* * *

Von Aachen nach Berlin. Über den Sprung, den die Rheinische Diskontogesellschaft zu Aachen durch Erwerbung der Firma Hardy in Berlin macht, ist noch immer zu wenig geschrieben worden. Denn hier handelt es sich nicht allein um den Fünfzehn-Millionen-Erwerb eines bisher gerade mit der Deutschen Bank liierten Bankgeschäftes, sondern vor allem um eine ganz neue Art von Emanzipation. Jenes Aachener Institut war unter der Ägide der Berliner Diskontogesellschaft groß und weit verzweigt geworden, wie unter der der Deutschen Bank die Bergisch Märkische Bank zu Elberfeld. Und erst jetzt will man uns von Aachen aus erzählen, daß sie mit Berlin bisher nur lose verbunden gewesen sei. Wahrscheinlich soll damit statt einer wirklichen Losreißung, denn etwas anders ist es doch nicht, — ein folgerichtiges Vorwärtsstreben zum öffentlichen Ausdruck gebracht werden. Indessen gerade über die letzte Methode läßt sich streiten, weil die Teilung der Arbeit zwischen Provinz und hauptstädtischer Konzentration eine zweischneidige Veränderung erleidet. Denn da, wo Direktion und Aufsichtsrat sich jetzt vor die Entscheidung wagen müssen, ob sie besser: den alten Ansprüchen ihrer Rheinischen Industriekunden genügen, oder den lockenden (!) Beteiligungen ihres neuen Berliner Geschäftes, dürfte wohl in den meisten Fällen der Zug nach der Hauptstadt siegen. Das wird eine Nachahmung des Schaaffhausenschen Bankvereins, der aber von vornherein weit stärker war und vor allem auch weit früher in den Kreis unserer Großbanken eintrat. Das deutsche Bankwesen scheint

sich noch immer in einem Gärungsprozeß zu befinden, trotzdem es doch eigentlich bereits mächtig genug geworden ist. Beweis dessen ist u. a. die neue Filiale der Deutschen Bank in Brüssel, die zwar keine jungen Aktien kostet (das fehlte auch noch!), aber doch eine höchst bedeutende Steigerung der Verantwortlichkeit bedeutet.

Pluto

Zu unseren Bildern

Fritz von Uhdes Liebermannporträt

Dieses Pastellbildchen ist ein Impromptu, ist eine Impression, ein Kind der Stunde, des Augenblicks, und es ist eines der ausdrucksvollsten Bildnisse des Künstlers bei der Arbeit. Aber mehr: es ist ein Zeitdokument, eine wichtige Erinnerung an jene Epoche, da der Naturalismus — das heißt die moderne Malerei — ihre ersten Kämpfe focht, ihre allerersten Siege errang. Aus jener Zeit stammt es, da in München Uhde, Liebermann und manch ein anderer sich von der Tradition des Atelierbildes lossagten und das Freilicht, die neue Welt lichter Farben, gehalten durch das Fluidum eines hellen luftigen Tons, in ihren Werken festzuhalten versuchten. Eine Reihe von Künstlern hatten sich da zusammengeschlossen, gleichsam zu gemeinsamem Schaffen, — hatten sich zusammengetan zu einem neuen kühnen Zug in das unbesiegte Leben hinein, und Kriege werden nicht von einzelnen geführt. Wohl aber sind es einzelne, die sich in diesen Kämpfen, in diesen Revolutionen zu Führern aufwerfen; und zwei dieser Führer, zwei dieser am weitesten vorgerückten Pioniere vereint dieses Bild, Uhde und Liebermann. Der weichere, verträumtere Uhde, hier gibt er ein Bild des herben, vordrängenden, zähen andern, eben dieses Liebermann. Der eine ist das Gefühl, der andere der Gedanke der neuen Kunst, die Energie, die Triebkraft. Und diese Vereinigung macht einem das Bild so lieb.

Wer Liebermann einmal bei der Arbeit sah, der weiß, daß sie in zwei weit verschiedene Phasen zerfällt, die sich ganz auf dem Gesicht dieses nervösen, empfindsamen und doch so nervenstarken Meisters ausprägen. Die erste Phase ist die Phase des Sehens, des Umklammerns des Objekts, des Einsaugens mit dem Blick. Er wird gleichsam ganz Auge, die Muskeln ruhen, aber Nerven und Gehirn arbeiten sichtlich, beleben das Gesicht, schärfen den Ausdruck dieses geistig bedeutsamen Menschen. Es gibt Photographien, Momentbilder von Liebermann, die diese Phase interessant festgehalten haben. Und die zweite Phase mit ihrer neuen großen Veränderung tritt in Liebermanns Gesicht hervor, wenn er den Kohlenstift in der Hand hält oder den Pinsel, wenn er die Sinnlichkeit des Schaffens verspürt, wenn die Muskelgruppen in Arm und Gesicht mit unerhörter Feinmechanik arbeiten müssen, um das eben mit dem Auge Erfaßte wiederzugeben, um das eingeprägte Gedächtnisbild festzuhalten, um die lineare und farbige Hieroglyphe dafür zu finden. Dann ist er ganz Konzentration,

gleichsam verkrampft in seine innere Vorstellung, ist unerhört angespannt, daß er auch jede Laune des schwankenden Lebens banne und festhalte, daß er das Unmögliche ermögliche, nämlich: in totem Material mit Strichen und Farben uns die ganze veränderliche Schönheit des Lebens vorzutäuschen.

Und diese zweite Phase Liebermannschen Schaffens erschöpft Uhdes Bild; wäre es ein großes Gemälde, nie hätte es das vermocht — aber diesem Augenblickskind, dieser Impression glückte es. Ach Gott, wie anders ist doch solche Künstlerarbeit, als sie sich der Laie vorstellt. Nichts von genialen Bewegungen, Augenrollen in schönem Wahnsinn, nichts von breiten und achtunggebietenden Gesten — sondern Arbeit, harte, einfache, schweranstrengende Arbeit; Arbeit, zu der man die Stimulanz einer Zigarette oder irgend eines Rauchkrauts benötigt, daß auch jene latente Spannkraft ausgelöst wird, die wir sonst nicht angreifen. Ja, und das hat Uhde gegeben, schlicht, unverkünstelt, unposiert. Die Schönheit liegt hier in keinen Äußerlichkeiten...liegt in dem Aneinanderreihen von ein paar Farben...in der Verteilung des Weiß, in der Sicherheit, mit der so eine Hand hingesetzt ist, die den Zeichenblock hält...in der Einfachheit, mit der so ein zerfaserter Schnurrbart wiedergegeben ist... in dem Feingefühl, das auch eine ganz geringe Verkürzung, eine ganz leichte Drehung der Achse als charakteristisch empfindet... ja, das selbst einen minimalen Größenunterschied der beiden Augen nicht übersieht — und das nun mit all diesen kleinen Mitteln — ohne doch Details zu geben — ein Bildnis schafft, sicherlich von solcher Ähnlichkeit und von so viel Leben, wie nur je ein Porträt enthalten hat.

Ich sagte, daß Liebermann der Gedanke des Naturalismus war und Uhde das Gefühl des Naturalismus — ich spreche damit kein Werturteil aus, und noch weniger schlage ich mich damit auf die Seite jener blinden Hessen, die Liebermann und seiner Kunst das Gefühl absprechen — und so möchte ich auch hier von diesem Pastellbildchen zum Schluß sagen, daß in ihm sich Gedanken und Gefühl geeint haben, vereint haben zu der Schöpfung eines Kunstwerkes.

Georg Hermann

Bistolfi

Die künstlerischen Kreise von Deutschland stehen allem, was an neuerer Kunst aus Italien kommt, mit gutem Grunde mißtrauisch gegenüber. Wir haben da unsere üblen Erfahrungen. Wer ist je über die in den Reisehandbüchern so wohlwollend erwähnten italienischen Friedhöfe geschritten, ohne hinterher grimmigsten Katzenjammer zu empfinden über die in diesen Grabdenkmälern begangenen Sünden gegen den heiligen Geist des guten Geschmacks und ihre bizarren Verfehlungen gegen die Grundgesetze solider Plastik? Und wer, wenn ihm dann daheim die guten, von der Italienreise zurückgekehrten Bürger eben diese Grabdenkmäler als Krone und Gipfel aller Schönheit priesen, hat dann nicht ingrimmig geschworen, alles, was den Stempel

„Italien" trägt, von vornherein zu verwerfen?

Das ist so ungefähr der begreifliche Standpunkt, den die moderne Kunsthistorie deutscher Nation gegenüber der zeitgenössischen Kunst der Apenninenhalbinsel einnimmt, und dieser Standpunkt ist — genau so ungerecht wie die Meinung der Italiener, daß die deutsche Kunst gänzlich auf dem Hund sei und nur einen einzigen Könner aufweise: Franz Stuck. Wer mit dem ernsten Willen, gerecht zu sein, italienische Plastik betrachtet, wird vor allem die ganz außerordentliche, fabelhafte Beherrschung des Technischen bewundern müssen, die immerhin noch heute dieser Nation Allgemeingut zu sein scheint. Stümperhaftes im technischen Sinne sieht man höchst selten, und schon das ist eine Wohltat für den Deutschen, der sich dabei wehmütig des traulichen Dilettantismus daheim erinnert. Freilich soll damit keineswegs die alberne Manieriertheit und Geschmacklosigkeit, das Kitschige im bösesten Sinne dieser romanischen Kunstübung etwa gar als recht und gerecht hingestellt werden; es ist eine entartete und überwucherte Kunst. Aber doch immerhin eine K u n st, der nur der Reiniger fehlt.

Als diesen Messias hat man sich in den letzten Jahren in Italien immer mehr gewöhnt, den Turiner Bildhauer L e o n e B i st o l f i anzusehen, einen Namen, den man in Deutschland ebensowenig kennt wie die seiner Kollegen — nur Canonica hat bei uns eine kleine Gemeinde —, der aber in seiner Heimat von stärkstem Klang ist. Bistolfi ist erst sehr spät, erst als alternder Mann zur Anerkennung gelangt, und heute hageln auf ihn die Denkmalsaufträge, die seiner Zeit der begierigen Tatkraft des Anfängers so schmerzlich fehlten. Auch er ist aus den Kreisen der italienischen Grabbildhauer hervorgegangen — auf den Friedhöfen von Turin, Mailand, Genua findet man zahlreiche seiner Skulpturen —, und die Werke jener Frühperiode sind richtige Camposanto-Arbeit, mit all ihren künstlerischen Gebrechen. Mit der Vollendung der bildhauerischen Technik gehen indessen bei Bistolfi eine Erstarkung des Persönlich-Schöpferischen und eine Geschmacksläuterung Hand in Hand, die unter italienischen Bildhauern ganz eigentümlich wirken. Sein Auge erkennt das Überflüssige, und — o Wunder! — die Hand betont es nicht in geistreich spielender Weise, sondern scheidet es aus. Man betrachte daraufhin die beiden reifsten seiner Werke: das Garibaldi-Monument in San Remo und das Segantini-Denkmal in St. Moritz. Wer das barocke, unfreiwillig Lächeln erregende Pathos der modernen italienischen öffentlichen Denkmäler — barock übertriebenes Barock! — kennt, wird fühlen, daß dieses Garibaldi-Denkmal einen stärkeren Bruch mit der offiziellen italienischen Kunst bedeutet als der träumerische Realismus Canonicas. Und die Frauengestalt auf dem Segantinimonument, die so unverkennbar aus der Tradition der Kirchhofskunst stammt, hat alle Geschmacklosigkeit und Süßlichkeit von sich gestreift; sie steht vor

uns wie die Personifikation einer geläuterten italienischen Kunst.

Der alternde Meister hat es mit ansehen müssen, wie eins der offiziellen Denkmäler nach dem anderen vergeben wurde, während er, der eigentliche Monumentalbildhauer Italiens, abseits stand. Es soll ja in anderen Ländern genau so gehen .... Und wenn sich jetzt endlich Italien vor ihm beugt, so liegt darin auch am Ende ein Trost für uns.

Lothar Brieger-Wasservogel

* * *

Hanns Fechners Fontane-Porträt, das der Titelseite dieses Heftes gegenüber in einer trefflich gelungenen Gravüre erscheint, darf als ein Gegenstück zu Uhdes Liebermann-Bildnis gelten. Ganz in dem Sinne, wie oben Georg Hermann die beiden Möglichkeiten des Künstlerporträts angedeutet hat. Hier ist nicht der Augenblick der schöpferischen Tätigkeit, des „werklichen" Arbeitens gefaßt (um ein hübsches Wort des alten Schadow zu gebrauchen), sondern der der Intuition.

Es ist, als würden wir zu Zeugen des Prozesses gemacht, wie aus dem Beobachten eines Vorgangs oder dem Durchdenken einer Erinnerung blitzartig schnell ein dichterischer Plan geboren wird. Die Schwarzweiß-Reproduktion, die von der tüchtigen und soliden Malerei des Bildes nicht viel mitteilen kann, rückt dafür seine prachtvolle Charakteristik um so nachdrücklicher in den Vordergrund, und wir bewundern die psychologische Sicherheit und Klarheit, mit der hier die Doppelseele Theodor Fontanes sichtbar gemacht ist: seine Mischung aus preußisch-märkischer Festigkeit und fabulierendem Gascognertum, aus moderner Realisten-Freude an Tag und Umwelt und heimlicher Sehnsucht nach ferner Schönheit, aus berlinischem Skeptizismus und tiefem Gefühl für die gültigen Wahrheiten der letzten Dinge. Der Kopf, der hier vor uns auftaucht, könnte fast einem alten Obersten zu eigen sein — wenn uns nicht der leuchtende Blick des Auges, in dem sich die drängende Fülle innerer Gesichte spiegelt, kündete, daß er einem Dichter gehört.

M. O.

Illustrierte Bibliographie

Karl Heinemann: Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Achte, verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.



Silhouette der Frau Rat
(Aus W. Heinemann: „Goethes Mutter". Achte Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann)

Die Zahl der neuen Auflage beweist die allgemeine Beliebtheit, die Heinemanns schönes Buch sich in den zwanzig Jahren seit seinem ersten Erscheinen beim deutschen Lesepublikum erobert hat. Es ist ein Hausbuch geworden, das heute zum festen Bestand der Familienbibliotheken gehört, und es verdient diesen großen Erfolg vollauf. Die vornehme, ruhige und geschmackvolle Darstellung des Verfassers, der auf dem Fundament gründlichster Studien sein Bild der lieben Frau Aja aufbaut, und das sorgsam gewählte Bildermaterial, das uns über das engere Thema hinaus ein ganzes Stück deutscher Kultur veranschaulicht, ergänzen sich vorzüglich. Frau Rat gehört zu den Menschen, deren Anblick uns beglückt, tröstet und aufrichtet, deren Persönlichkeit so viel Glanz und Reichtum besitzt, daß auf jeden ein Strahl fällt, der sich mit ihr beschäftigt. Daß diese helle, erwärmende Sonnigkeit, diese Leuchtkraft auch von dem Buche ausgeht, das ihr Leben und Wesen, ihr Wirken und ihre Beziehungen zu den großen Menschen ihrer Zeit schildert, ist das dankenswerte Verdienst des Verfassers.

* * *

Karl Sudhoff: Aus dem antiken Badewesen. Medizinisch-kulturgeschichtliche Studien an Vasenbildern. Mit 61 Abbildungen. Berlin, Allgemeine medizinische Verlagsanstalt G. m. b. H. 1910.

Dies ist ein sehr hübsches kleines Buch, das auf knappem Raum ein klug abgegrenztes Stück antiker Kulturgeschichte hell beleuchtet und sich zugleich durch selbständige For-

schungen neben den zahlreichen älteren Publikationen über das Badewesen des Altertums, die wir besitzen, seinen Platz wahrt. Um nicht bei der Fülle des Materials ins Uferlose zu geraten, hält sich Sudhoff streng an sein Thema: an die Vasenmalerei auf griechischem und italischem Boden. Was sie in der Zeitspanne ihrer besten Blüte, vom ausgehenden sechsten zum beginnenden vierten Jahrhundert vor Chr., für dies Gebiet griechischen Lebens zu bieten hat, wird übersichtlich, sachlich und klar, aber auch, wie es sich bei solchem Stoff gebührt, nicht ohne Anmut dargestellt; nur gelegentlich ist zur Ergänzung oder Vergleichung auch auf eine Bronze, eine Terrakotte, ein Steinrelief hingewiesen worden. Das Bildmaterial, mit dem der Verfasser seine Ausführungen illustriert und belegt, bringt zum größten Teil Unveröffentlichtes, und wo der Standort der einzelnen Stücke noch ausfindig zu machen war, sind stets die Originalphotographien zur Reproduktion verwendet worden. So gewinnt das Material urkundlich und wissenschaftlich an Bedeutung.

Sudhoff hat seinen Stoff so geordnet, daß sich drei Abschnitte ergeben: „Das Fußbad", „Am Waschtisch" und „Im öffentlichen Bade". Die Fußbaddarstellungen in den Resten antiker Kunst führen weit zurück. Schon aus dem kyprischen Kulturkreise, der dem mykenischen und altkretischen verwandt ist, kennen wir eine kleine Terrakotte, die ein hockendes Frauenfigürchen neben einem flachen Ton- oder Metallgefäße zeigt. Mit Recht ersetzt der Verfasser das früher bei diesem korpulenten Dämchen angenommene „gynäkologische Leiden" durch die triviale[illegible], aber harmlosere Krankheit „schmutzige Füße". Die kleine Wanne, die hier im Gebrauch ist, der „Podanipter", taucht dann allenthalben für die Zwecke des Fußbades auf. Namentlich zwei Szenen aus dem griechischen Sagenkreise gaben Anlaß zu solchen Darstellungen: die Wiedererkennung des heimgekehrten Odysseus durch seine Amme Eurykleia, die [illegible] der Fußwaschung am Knie ihres Herrn die Narbe entdeckt, und [illegible] Tötung des Skiron durch Theseus, der den Räuber beim Fußbade ins Meer stürzt oder ihn gar mit [illegible] bronzenen Wanne selbst erschlägt. Interessant ist es, wie diese antiken Schilderungen in altchristlicher [illegible] die Bilder der Fußwaschung [illegible] beeinflußt hat. Als Waschtisch [illegible] eine ausgedehntere körperliche Reinigung dienen dann der [illegible] eine Schale auf höherem Fuß, und die „Arytania", eine Wasser- oder Gießkanne, die über Kopf und Haare ausgegossen wird.

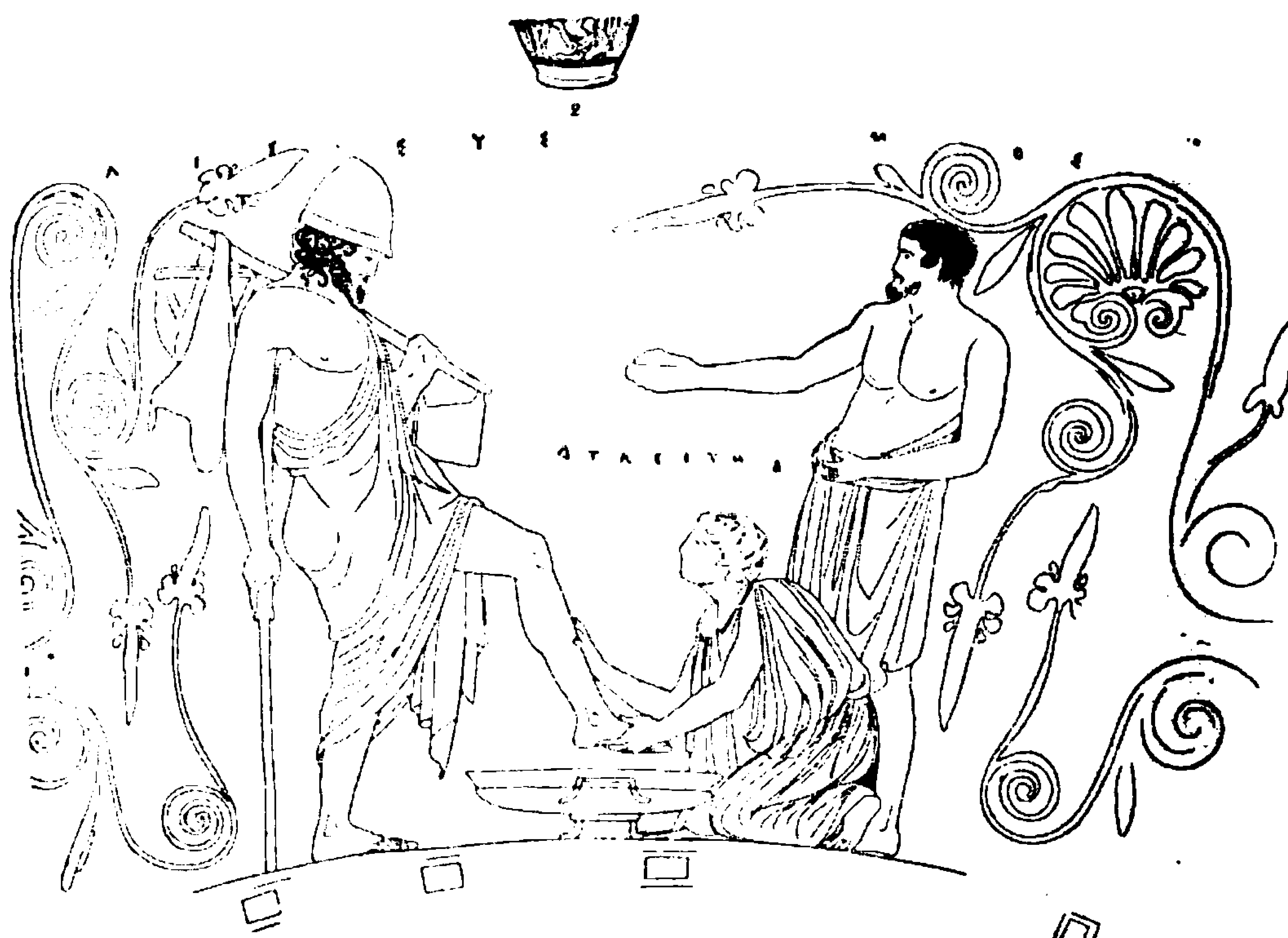
Die Abbildungen zeigen [illegible] wie diese Gefäße benutzt werden, wie andere Utensilien, Schwamm, Bademütze, Badetuch, [illegible] kommen. Ihre Summe [illegible] einen überaus reizvollen Einblick in das private und öffentliche Leben der Alten. Es sind Vasenbildchen von außerordentlicher Anmut dabei, und deutlich sieht man, wie sich die Maler (es sind Stücke von allerhöchster Qualität der Zeichnung dabei) immer wieder mit Entzücken diesen intimen Szenen zuwandten, weil sie ihnen die schönste Gelegenheit boten, das



Grabstätte von Goethes Eltern
(Aus K. Heinemann: „Goethes Mutter". Achte Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann

nachzubilden, was ihnen als höchste Aufgabe der Kunst vor Augen stand: die nackten Körper schöner Frauen, schlanker Jünglinge und kraftvoller Männer. Nicht nur der Mediziner, Hygieniker und Kulturhistoriker, auch der Kunsthistoriker und der kunstfreundliche Laie verdanken der Studie Sudhoffs Genuß und Belehrung.

Wolffs „Shakespeare" zeigt in seiner zweiten Hälfte nichts von der Ermattung, die er im Wirken des Dichters nachzuweisen hat. Dieselbe Ruhe, Klarheit, Umsicht, die schon den ersten Band kennzeichneten, machen auch diesen erfreulich. Er wird mit einer Würdigung der Kunst Shakespeares glücklich eröffnet, die zwar natürlich in dessen Menschen-



Fußbad des Odysseus. Chiusinisches Vasenbild
(Aus K. Sudhoff: „Aus dem antiken Badewesen". Berlin, Allgemeine medizinische Verlagsanstalt)

darstellung ihr Hauptthema sieht, aber doch auch über seine Stoffwahl, die Vorliebe für seltsame Motive, die spezifischen Anwendungsformen von Monolog, Kontrast, tragischer Ironie Feines zu bemerken weiß. Ganz vortrefflich fand ich die Bemerkung über das Gleichnis: daß es dieser Zeit noch ganz anders rund und voll vor Augen steht, so daß die Zeitgenossen Shakespeares wie um eine Rundplastik um das Gegenbild

Max Wolff: Shakespeare 2. Band. München, C. H. Beck.

Karl Berger: Schiller 2. Band. Ebendort.

Der Becksche Verlag hat mit seinen Kindern Glück, aber verdientes Glück. Eine ganze Bibliothek trefflicher Dichterbiographien sind von hier ausgegangen, unter denen aber doch die der beiden großen Dramatiker den Vorrang beanspruchen.

herumwandeln, immer neue Punkte aufsuchend.

In der „Entfesselung der Natur" sieht Wolff die Eigenart des Shakespeareschen Dramas; und für sie mußte der Dichter sich den eigenen auf der Höhe; nun folgen die drei größten Tragödien: „Othello", „Lear", „Macbeth". Geistreich hebt Wolff die Eigenart der Eifersucht bei Shakespeare hervor, nur daß er diese Anschauung zu sehr verallgemeinert:



Mädchen nach dem Fußbade. Griechische Vasenmalerei
(Aus K. Sudhoff: „Aus dem antiken Badewesen". Berlin, Allgemeine medizinische Verlagsanstalt)

Stil erst schaffen. Um diesen Stil ringt er noch in dem großen Bekenntnisdrama „Hamlet", das bei Wolff noch mehr aus den Beziehungen zum „Julius Cäsar" Licht empfängt als aus der direkten Besprechung. Dann ist Shakespeare neben der durch den Ehrbegriff vermittelten Eifersucht gibt es doch (gerade auch bei Hebbel) die rein sinnliche! Ebenso zeichnet er in dem angeblich mitleidslosen Dichter den Sänger des Mitleids im „Lear". — Weshalb mehrere Römerdramen

folgen, bleibt unerklärt; wirkten Montaigne und Plutarch mit vermehrter Kraft? zog es den Dichter zu einem Wettkampf mit den alten Meistern, wohin der, durchaus satirisch aufzufassende, „Troilus" deuten könnte?

Dem düstern Pessimismus folgt



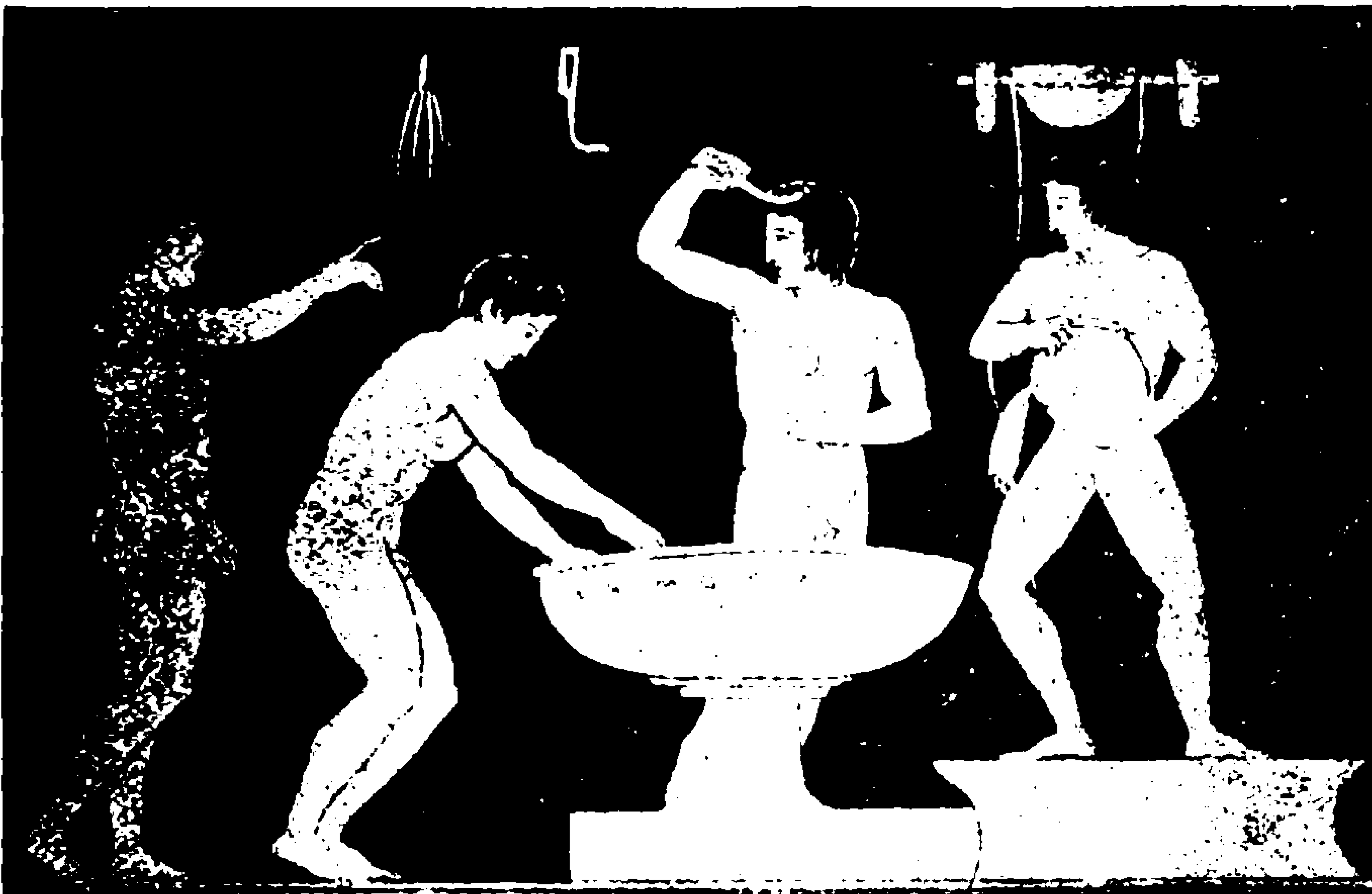
Darstellung der Kopfwäsche in einem griechischen Vasengemälde
(Aus K. Sudhoff: „Aus dem antiken Badewesen." Berlin, Allgemeine medizinische Verlagsanstal)

eine mildere Stimmung, mehr wohl durch Entschluß als durch Erlebnis herbeigeführt; ihre Werke bezeichnet der Verfasser als „Romanzen". Eine poetische Idealwelt, zum Teil durch das ländliche Behagen des von der Großstadt ermüdeten Schauspielers, zum Teil durch Zauberdichtung vermittelt muß ihn von der traurigen Erdenwelt hinwegheben, bis der Magier im „Sturm" seinen Zauberstab begräbt, um nur noch in „Heinrich VIII." sein großer Epigone zu sein.

Diese Entwicklung bedarf kaum äußerer Anstöße. Vielleicht geht auch Wolff, obwohl in der „biographischen Methode" mäßig, in der Verwertung politischer Umstände und Stimmungen zu weit, wogegen oft wiederkehrende Motive wie Eifersucht, Verletzung durch Undank, Schlaflosigkeit gewiß mit Recht aus der Erfahrung des Dichters abgeleitet sind. Polemik wird durchweg vermieden, eine sachliche Kritik auch auf die berühmtesten Streitobjekte:

Testament und Porträts gewandt. Die Fülle neuer Gedanken, die ten Brinck ausschüttet, die sichere Beherrschung des Stoffes bei Brandl, die geistreichen Kombinationen von Brandes sind sorgfältig erwogen und für den Verfasser niemals umsonst ausgesprochen worden.

Auch der zweite Teil von Karl Bergers „Schiller" hält, was der idealen Sinn siegreichen Kampfes mit der im realen Sinn siegenden Wirklichkeit. So sind auch die historischen Werke Urkunden seiner persönlichen Entwicklung; so ist auch sein Philosophieren ein Mittel eben dieser Entwicklung. Dieser beständige Kampf, diese unaufhörliche „Empfindung schwerer Hemmungen eines hochgerichteten Strebens" bildet sich



Vier Jünglinge am Badetisch. Griechische Vasenmalerei
(Aus K. Sudhoff: „Aus dem antiken Badewesen". Berlin, Allgemeine medizinische Verlagsanstalt)

erste versprach. Klar und fest nimmt Berger seinen Standpunkt: Schiller „quillt seine beste Schaffenskraft aus dem herben, leidvollen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit". All seine Werke sind in diesem Sinn tragisch, wie es sein Leben ist: tragisch im Sinn des hohen erhabenen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; tragisch im Sinn des im am reinsten in seiner „Reflexionslyrik" ab, deren Bedeutung gegenüber einer den Maßstab lyrischer Bewertung fälschlich nur vom singbaren Lied nehmenden Ästhetik Berger trefflich nachzuweisen versteht. Aber auch die großartige Arbeit an den Stoffen seiner Dramen ist nichts anderes als eben solche Bewältigung der Wirklichkeit, wie der Verfasser vor allem am „Wallenstein" darlegt.

[illegible]lich ist der Sieg doch nicht immer völlig gelungen; und auch Berger scheint, wie das dem Biographen so leicht geht, die Absicht des Künstlers zu rasch mit seiner Rechtfertigung gleichzusetzen, wenn er die Liebesepisode im „Wallenstein“ als nötig oder gar die „Braut von Messina“ als „modern“ zu erweisen sucht. Überhaupt [illegible] es die einzige bedenklichere Schwäche des ausgezeichneten Werks: die Neigung, etwa in Kuno Fischers Weise alles gar zu reinlich [illegible] zu lassen; so [illegible] er [illegible] der Charakterzeichnung [illegible] zu fein auf [illegible] oder [illegible] oder [illegible] den ethischen [illegible] Da [illegible] wunderbaren Leben [illegible] grandiose Betätigung des [illegible] Wollens in der Erscheinung [illegible], kommt doch auch diese Tendenz des Verfassers seiner Schilderung der [illegible], etwa in den Xenien, in der „Maria Stuart“, seiner Darstellung der Lebenskunst Schillers zugute.

Wohl kontrastiert auch Berger Schiller zu stark mit Goethe, bei dem das Gären und Reifen wahrlich nicht nur „ungesehen im Innern“ vor sich ging — sind denn „Götz“ und „Werther“, „Faust“, „Tasso“ und noch „Pandora“ keine „gewaltigen Entladungen“? Doch das bleibt wahr: Schillers Dichtung ist der Kampf selbst, Goethes Dichtung das Resultat des Kampfes; Schiller kommt durch das Kunstwerk zur Ruhe, Goethe schon durch den Prozeß des Schaffens; und deshalb ist auch das Drama Goethes lyrisch und die Lyrik Schillers dramatisch. Wie eben nur diese innerste Verschiedenheit die beiden Großen einander nahe brachte, ist ein Schauspiel von ästhetisch unerschöpflichem Reiz; zugleich aber lag hierin auch begründet, daß Schiller Goethen noch tiefer [illegible] lieben konnte, als Goethe den [illegible] bewunderten Freund. Und unwillkürlich [illegible] man in wie viel Dramen Shakespeares hätte man Schiller [illegible] wie viel Dichtungen Goethes [illegible] Shakespeare, wären diese [illegible] unter einander verbun[illegible] freunde gewesen?

[illegible]

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. [illegible] Redlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd“, G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 1[illegible] [illegible]schriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens [illegible]eten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G. [illegible]reslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag Nord und Süd G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlags-Anstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 395 Erstes Dezemberheft 1909

Illustrierte Bibliographie

[illegible] ist der Sieg doch nicht immer völlig gelungen; und auch Berger [illegible], wie das beim Biographen so leicht geht, die Absicht des Künstlers zu rasch mit seiner Rechtfertigung [illegible], wenn er die Liebesepisode [illegible] „Wallenstein" [illegible] nötig oder gar die „Braut von Messina" als „modern" [illegible] erweisen will. Überhaupt [illegible] die einzige [illegible] Schwäche des ausgezeichneten Werks: die [illegible] etwa in Kuno Fischers Weise [illegible] gar zu reinlich aufgehen zu lassen; so wenn er alle Möglichkeiten der Charakterzeichnung gar zu [illegible] auf [illegible] in den „[illegible]" oder „Maria Stuart" [illegible] [illegible] Gehalt [illegible]. Da [illegible] Leben [illegible] des höchsten [illegible], kommt [illegible] des Verfassers [illegible] der Technik, etwa in [illegible], an der „Maria Stuart", seiner Darstellung der Lebensarbeit Schillers zugute.

Wohl kontrastiert auch Berger Schiller zu stark mit Goethe, bei dem denn doch das Gären und Reifen auch sich nicht nur „ungesehen im Innern" vor sich ging — [illegible] denn „G[illegible]" und „Werther", „Faust", „Tasso" und noch „Pandora" keine [illegible]tigen Entladungen? Doch [illegible] bleibt wahr: Schillers Dichtung [illegible] der Kampf selbst, Goethes Dichtung das Resultat des Kampfes: [illegible] kommt durch das [illegible] zur Natur, Goethe eben durch den Prozeß des Schaffens; und deshalb auch das Drama Goethes lyrisch [illegible], die Lyrik Schillers dramatisch. [illegible] eben nur diese [illegible] Verschiedenheit die beiden Großen einander nahe brachte, ist ein Schauspiel [illegible] ästhetisch unerschöpflich [illegible]; zugleich aber [illegible], wenn auch [illegible], daß Schiller Goethe noch tiefer [illegible] können, als Goethe den [illegible] und bewunderten Freund. Und unwillkürlich fragt man [illegible] in wie viel Dramen Shakespeare hätte man Schiller aufgesucht, [illegible] wie viel Dichtungen Goethes Shakespeare, wären diese [illegible] unter einander verbunden und befreundet gewesen?

[illegible] M. M[illegible]

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. [illegible] [illegible]; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße [illegible]
Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, [illegible] Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 395 Erstes Dezemberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Heinrich von Poschinger: Neue Bismarck-Briefe

Wenn von unseren Geistesheroen neue Briefe zutage treten, so herrscht in der betreffenden Gemeinde stets Freude. Das erfüllte sich auch, als ein ganzes Paket lange Zeit verloren geglaubter Briefe des ersten Kanzlers an seine Gemahlin aus dem Feldzug von 1870/71 aufgefunden und dem Drucke übergeben werden konnte. Gehören doch Briefe nach dem Ausspruche Goethes zu den wichtigsten Denkmälern, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Dies trifft natürlich besonders dann zu, wenn die Briefe Bekenntnisse über den Seelenzustand des Schreibers und Blicke in die künstlerische oder literarische Werkstatt geben. Nicht ganz in demselben Maße können Briefe eines Staatsmannes interessieren, die durch an ihn gerichtete geschäftliche Eingaben veranlaßt sind, infolgedessen immer einen amtlichen Beigeschmack haben, und, um mich bildlich auszudrücken, nicht auf Brief-, sondern Kanzleipapier geschrieben sind. Bei einer Persönlichkeit wie Bismarck haben indessen auch derartige Kundgebungen ein hohes Interesse. Im Nachstehenden folgt der Wortlaut einiger bisher unveröffentlichter Bismarckbriefe, gerichtet an Staatsmänner, Professoren und Gelehrte, Offiziere, Landwirte, Abgeordnete und Verwandte, eingeschlossen ein Jubelpaar, das die goldene Hochzeit feierte.

* * *

An den Großherzoglich oldenburgischen Staatsminister v. Rössing in Oldenburg.

Berlin, 9. März 1863.

Eurer Excellenz Schreiben vom 27. Januar d. J. in betreff der gegenwärtigen Lage und der zukünftigen Gestaltung der Zollvereins-Verhältnisse habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und kann es mir nicht versagen, Ihnen zuvörderst meinen Dank für den Beweis des Vertrauens auszusprechen, welchen Sie mir damit gegeben haben.

So sehr die Königliche Regierung auch ihrerseits die eingetretenen Verwickelungen bedauert, gibt sie doch die Hoffnung nicht auf, daß es annoch gelingen werde, die Schwierigkeiten zu lösen. Was indeß die in dieser Beziehung von Eurer Excellenz mir mitgetheilten Andeutungen wegen des Präzipuums betrifft, so ist dasselbe, wie Sie mit vollem Rechte bemerken, im Jahre 1851 aus dem Grunde gefordert und zugestanden worden, weil man damals von der Unterstellung ausging, daß Oldenburg und Hannover einen, mit dem Verbrauche ihrer Bevölkerungen an zollpflichtigen Waaren in offenbarem und erheblichem Mißverhältniß stehenden Antheil an den Zollrevenüen erhalten würden, wenn die Theilung derselben nach dem einfachen Bevölkerungs-Maßstab erfolgte. Wie lebhaft indessen die Richtigkeit dieser Unterstellung auf Grund der seitdem gemachten Erfahrungen bestritten wird, darf ich als bekannt voraussetzen, und in wie hohem Grade überdies die Elemente jeder, aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließenden Berechnung von dem künftigen Umfange des Zollvereins abhängig sind, glaube ich an dieser Stelle nicht näher ausführen zu dürfen.

Indem ich nicht bezweifle, daß Eure Excellenz den vorstehenden Erwägungen Ihre Anerkennung nicht versagen werden, benutze ich pp.

v. Bismarck.

*

An die Lachmannschen Eheleute in Berlin, Bergstraße 28.

Berlin, den 26. Dezember 1864.

Aus Ihrer Eingabe vom 30. v. M. habe ich mit Theilnahme ersehen, daß Sie am heutigen Tage Ihre goldene Hochzeit feiern.

Indem ich Ihnen meinen Glückwunsch zu dieser seltenen Feier ausspreche, lasse ich Ihnen zu einiger Erleichterung Ihrer Lage die beikommenden Fünf Thaler zugehen.

v. Bismarck.

*

Anfangs März 1865 übersandte der Oberstleutnant und Kommandeur des Thüringischen Husarenregiments Nr. 12 Frh. von Barnekow in Merseburg dem Fürsten Bismarck das nachstehende Begrüßungstelegramm:

„Beim Jubelfest in Schneidemühl trinken die alten Jugendgenossen auf die Gesundheit des Bedeutendsten unter ihnen. Raven, Osten, Kleist, Schwerin, Natzmer, Schmied-Hirschfeld-Bonin, Woedtke, Mellenthin, Wedell."

Darauf antwortete Bismarck:

Berlin, 11. März 1865.

Für den mir mittelst Telegramm zugesandten freundlichen Gruß unterlasse ich nicht, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Ich habe lebhaft bedauert, daß es mir nicht vergönnt war, dem Feste beizuwohnen und mich mit alten Freunden in der Erinnerung an harmlosere Zeiten zu vergnügen. Ich würde mich herzlich freuen, wenn Sie mich bei gelegentlicher Anwesenheit in Berlin besuchen wollten.

Der Ihrige

v. Bismarck.

*

An den Nationalrat S. Bavier[1]) in Chur.

Berlin, 13. Februar 1866.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das Schreiben vom 8. d. Mts. zu erwidern, wie ich, so sehr es mich freuen würde, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, nach meiner Auffassung der Verhältnisse zur Zeit doch Anstand nehmen muß, Ihnen zur Förderung des von Ihnen verfolgten Zweckes eine Reise hierher zu empfehlen.

Für die Herstellung einer direkten Schienenverbindung zwischen der Schweiz und Italien scheint es mir vor Allem darauf anzukommen, welchem der bezüglichen Projekte die Unterstützung der Italienischen Regierung gesichert werden wird. Da im Falle unserer Betheiligung unsere Beitragsquote immer eine verhältnißmässig geringere Bedeutung haben würde, so glauben wir die Bestimmung der zu wählenden Linie den vorwiegend betheiligten Staaten, der Schweiz und Italien ausschließlich überlassen zu müssen.

v. Bismarck.

*

[1]) S. Bavier wollte in Berlin für das Lukmanier-Projekt wirken.

An den Landwirt E. Kirchner in Breslau.

Berlin, 21. Mai 1866.

Der mir von Eurer Wohlgeboren und mehreren Gesinnungsgenossen unter dem 11. d. M. vorgelegte Plan wegen Bildung von Komités zur Unterstützung der zurückgelassenen Angehörigen mittelloser zur Armee einberufener Wehrmänner begegnet meiner lebhaften Zustimmung und habe ich denselben sogleich befürwortend dem Herrn Minister des Innern zur weiteren ressortmäßigen Verfügung übergeben.

Die freundliche Absicht, dem Unternehmen den Namen „Bismarck-Stiftung" zu verleihen anerkenne ich mit Dank, doch wäre es mir erwünscht, wenn davon abgesehen würde.

v. Bismarck.

*

An den Rektor und Senat der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg zu Halle.

Berlin, 11. Mai 1867.

Eurer Magnificenz und dem Senat unterlasse ich nicht für die freundliche Einladung vom 3. d. M. meinen ebenso verbindlichen als aufrichtigen Dank auszusprechen.

Indem ich die hohen Verdienste in vollem Maße zu würdigen weiß, welche sich die Friedrichs-Universität um die wissenschaftliche Ausbildung der Nation erworben hat, würde ich es mir zur ganz besonderen Ehre schätzen, der bevorstehenden Jubelfeier der mit den Geschicken unseres Vaterlandes so eng verbundenen Hochschule beizuwohnen.

Ich würde auch in meiner Zugehörigkeit zur Provinz Sachsen noch ein näheres persönliches Motiv zur Theilnahme finden.

Um so mehr werde ich mich daher freuen, wenn die Umstände es mir gestatten, der Einladung Folge zu geben.

v. Bismarck.

An den General-Landschaftsrat von Böhn in Stolp.

Berlin, 10. Febr. 1868.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich für die in dem Schreiben vom 17. Dezember v. J. mir gemachten Mittheilungen Betreffs der Taxe von Varzin pp.

Was den von Eurer Hochwohlgeboren geäußerten Wunsch betrifft, in Betreff der Richtung der Chaussee Warschow-Zuckers mich für die Richtung Wendisch-Tychow-Ziegnitz und gegen die Linie Tychow-Mühlenvorwerk-Zollbrück auszusprechen, so stelle ich anheim, eine Petition der für die gewünschte Richtung sich interessierenden Personen, sowohl Gutsbesitzer wie Gemeinden an das Staatsministerium, richten zu wollen. Eine von mir selbst ausgehende Initiative würde, obschon ich an der einen Richtung kein stärkeres Interesse habe als an der anderen, in entfernteren Kreisen doch die Vermuthung wecken, daß ich durch Rücksichten auf meinen Grundbesitz mich bestimmen ließe.

v. Bismarck.

Gustav Falke:
Das Mädchen sinnt

Was es nur sein mag,
Das mich am wachen Tag
Wie im Traum bewegt,
Still in den Schoß mir die Hände legt?

Was es nur sein mag,
Daß ich die Nacht durch lag
Und konnte den Schlaf nicht greifen?

Wie verirrte Lämmer schweifen
Meine Gedanken, wie Wolken im Wind.
Mutter schilt mich ein unnütz Kind.
— Was es nur sein mag?

Paul Heyse:
Seelsorger

Die kleine Stehuhr auf dem Schreibtisch des alten Arztes tat acht Schläge und kündigte damit das Ende der abendlichen Sprechstunde an, in der der Sanitätsrat seiner Armenpraxis oblag, da die Arbeiterbevölkerung, die seinen Rat suchte, nach Feierabend am besten Zeit dazu hatte. Für seine Patienten aus den höheren Kreisen war er am Vormittag zu sprechen und konnte sich auch dann des Zulaufs nicht erwehren, obwohl er neben der hohen Meinung von seiner ärztlichen Einsicht im Rufe stand, verwöhnte und anspruchsvolle Herrschaften nicht eben sanft zu behandeln. Gegen das geringe Volk kehrte er nie das Rauhe heraus und genoß deshalb bei den kleineren Leuten einer unbegrenzten Liebe und Verehrung.

Er hatte ein Rezept geschrieben und reichte das Blatt jetzt der alten Frau, die wartend neben seinem Sessel stand. „Nehmen Sie das," sagte er, „und lassen's gleich in der Apotheke machen. Es kostet nichts. Morgen seh' ich selber nach. Gute Nacht!"

Die Frau bückte sich, seine Hand zu küssen, er zog sie rasch zurück und klopfte ihr auf die Schulter. Als sie sich dann mit vielen linkischen Verbeugungen entfernt hatte, stand er auf, fuhr sich über die Stirn mit einem Seufzer der Erleichterung und drückte auf einen elektrischen Knopf.

Gleich darauf trat sein alter Diener ein mit fragender Gebärde.

„Bringen Sie mir meinen Gesellschaftsrock, Friedrich," sagte der Alte, „und holen Sie mir dann eine Droschke. Ich muß zu meiner Schwester."

„'s ist noch jemand im Wartezimmer, Herr Sanitätsrat."

„Schicken Sie ihn fort. Er soll morgen wiederkommen, die Sprechstunde ist vorüber. Oder sieht er sehr leidend aus?"

„Nein, Herr Sanitätsrat. 's ist ein ganz adretter junger Mann, sagt, er habe Herrn Sanitätsrat bloß eine kurze Frage zu tun."

„Nun, so lassen Sie ihn 'rein!"

Der Diener verschwand, gleich darauf öffnete er die Tür und ließ einen hochgewachsenen jungen Mann im einfachen, aber sauberen Anzug eines Arbeiters, der eben aus der Werkstatt kommt, eintreten, eine kraftvolle Gestalt, auf den breiten Schultern ein runder Kopf mit buschigem Haar, in dem hübschen Gesicht ein Ausdruck von Trübsinn, der der gesunden Röte der Wangen widersprach.

Er blieb nahe bei der Tür stehen, offenbar in einiger Verlegenheit, und verneigte sich schweigend.

„Sie sind's, Emmerich!" rief der Arzt. „Was führt Sie einmal wieder zu mir und zu so später Zeit? Doch nichts Unliebsames?"

„Verzeihen der Herr Sanitätsrat," sagte der junge Mann, „ich komm' immer erst so spät von der Arbeit weg, ich bin Vorarbeiter geworden, da ist nach Feierabend immer noch so viel vorzurichten für morgen. Der Meister will das Geschäft noch vergrößern, es soll eine ordentliche Möbelfabrik werden, da werd' ich als Werkmeister angestellt."

„Das ist ja schön, Emmerich, da kann man Ihnen gratulieren."

„Ja, Herr Sanitätsrat, wenn die Karline das noch erlebt hätte, dann würd's mich auch freuen. Aber so! Es kommt ja auch mal dem Jungen zu gut, dem Karlchen, aber das Beste fehlt denn doch. Es hilft freilich nichts, man muß es nehmen, wie's einem gegeben wird."

Eine kleine Pause entstand. Der junge Arbeiter sah düster zu Boden.

„Nun, an dem Karlchen werden Sie doch Freude haben," sagte der alte Arzt. „Er hat sich doch gesund entwickelt?"

„Freilich, Herr Sanitätsrat, es fehlt ihm nichts, mit seinen vier Jahren halten ihn alle für fünfjährig. Und doch — 's ist eben seinetwegen, daß ich mir erlaubt habe —"

„Erklären Sie sich, lieber Emmerich. Setzen Sie sich doch! Ich habe zwar nicht viel Zeit —"

„'s ist gleich abgetan, Herr Sanitätsrat. Ich muß nämlich ausziehn, zu Michael, und es ist mir eine Wohnung angeboten worden, an der Gartenstraße, so weit ganz wie ich sie brauch', auch die Miete nicht viel höher, als meine jetzige, aber ein Bekannter hat mir 'nen Floh ins Ohr gesetzt, es wär' keine gesunde Gegend, bei Hochwasser, wenn der Fluß austräte, käm's bis in die Keller, das bliebe dann in den Mauern sitzen. Da wollt' ich fragen, ob's dem Karlchen nicht etwa schaden könnte. Der Herr Sanitätsrat kennen ja wohl die Gegend, und wenn Sie abraten —"

„Die Sach' ist nicht so gefährlich, Emmerich. Bloß ein paar Häuser,

die besonders tief stehen und sehr alt sind, möchten verdächtig sein. Welche Nummer ist's denn?"

„Nummer 14, Herr Sanitätsrat."

„Ich will mir das Haus einmal ansehn, wenn ich vorbeifahre, und Ihnen dann Bescheid sagen. Aber warum müssen Sie denn ausziehn? Es war ja eine so schöne Wohnung und nahe bei Ihrer Werkstatt."

Der junge Tischler zauderte eine Weile, ehe er mit der Antwort herauskam.

„Ja, sehen Sie, Herr Sanitätsrat, 's ist 'ne eigne Geschichte. Die Wohnung ist mir ja auch besonders lieb, schon weil ich mit meiner armen Frau drin erst so glücklich war, die zwei Jahre, und dann haben die Stuben ihr ganzes Leiden mit angesehen, und wie tapfer sie's ertragen hat, und nur an das Kind und ihren Mann gedacht, daß denen nichts abgehen sollte. Und der kleine Garten hinterm Haus ist gerade wie für den Jungen gemacht, er kann da mit den Nachbarskindern spielen, und wenn die Christel, seine Wärterin, mal was in der Wohnung zu tun hat, kann ihm da draußen nichts passieren. Und doch —"

„Ich muß es nur gerade 'raus sagen: 's ist wegen der alten Dame, der Hauptmannswitwe, die auf demselben Flur mit uns wohnt, oder eigentlich nicht wegen ihr, sondern wegen Fräulein Lisbeth, ihrer Tochter. Sie haben sie wohl mal gesehen, Herr Sanitätsrat, während der Krankheit meiner Frau, der hat sie alles Liebe und Gute angetan und ihr auch das Kind abgenommen, wenn die Mutter sein lautes Spielen nicht ertragen konnte. Sie hatte ja nicht immer Zeit, Fräulein Lisbeth nämlich, sie ist Lehrerin an der Töchterschule, wo sie Handarbeiten lehrt und auch Singstunden gibt, denn sie hat eine schöne Stimme und hat sich zur Sängerin ausbilden wollen, bis ihr Vater starb, und da konnt' sie nicht mehr dran denken, weil die Hauptmannspension nicht dazu ausreichte. Wenn sie aber aus der Schule nach Hause kam, hat sie sich gleich nach der Kranken umgesehn und den Jungen zu sich hinübergenommen, und er war immer besonders artig bei ihr, obwohl sie ihn nicht verzog. Nun, das ist auch so fortgegangen, die anderthalb Jahre, jetzt erst recht, da die Christel nach dem Tode der Frau alles allein besorgen mußte, Zimmer und Küche und dem Karlchen seine Kleider, ich aber bin den ganzen Tag in der Werkstatt. Nun aber geht es so nicht länger, so leid mir's tut."

Der alte Arzt sah ihn fragend an. „Warum nicht, Emmerich? Haben Sie sich mit dem Fräulein verzürnt?"

Eine dunkle Röte stieg dem jungen Manne ins Gesicht. Er drehte

die Mütze zwischen den Händen und hob den Blick nicht vom Boden auf. Endlich sagte er stockend:

„Im Gegenteil, Herr Sanitätsrat! Das Fräulein ist sich immer gleich geblieben, gegen den Jungen und gegen mich. Aber eben deshalb — — es sind ja erst anderthalb Jahre vergangen, seit mein gutes Weib unterm Rasen liegt — ich selbst hab' mir's erst nicht glauben wollen, daß ich so schlecht und ungetreu sein könnte, aber hab's endlich mir nicht verhehlen können, ich hab' mich in das liebe Mädchen verliebt, und wenn ich sie länger jeden Tag sehen sollte und es ihr nicht sagen, werd' ich der unglücklichste Mensch von der Welt. Und darum muß ich aus dem Hause fort, je eher, je lieber."

Eine Pause entstand. Dann sagte der Alte ruhig:

„Warum aber wollen Sie es ihr nicht sagen, Emmerich? Wär's nicht das Beste für Sie und den Kleinen, wenn Sie wieder eine gute Frau und er eine treue Mutter bekäme?"

Das Gesicht des jungen Mannes verdüsterte sich noch mehr, die Brauen zogen sich zusammen, und an dem kraftvollen Munde erschien eine tiefe Falte.

„Es wäre wohl schön," brach es endlich dumpf zwischen den Zähnen vor, „aber es soll nicht sein. Wenn Sie wüßten, Herr Sanitätsrat — aber ich muß es Ihnen ja wohl sagen. Eine Stunde vor ihrem letzten Atemzug — ich dachte schon, es sei alles vorbei — da hat mein armes Weib, das noch immer bei Bewußtsein gewesen war — ich saß neben ihrem Bette und hielt ihre Hand — auf einmal sagte sie mit ganz klarer Stimme: Versprich mir, Heinrich, wenn du mich wirklich liebst und willst, daß ich ruhig sterben soll — nie willst du unserm Kinde eine zweite Mutter geben. — Und das — das hab' ich ihr versprochen, und sie hat mir noch mit einem Blick gedankt, und dann ist sie sanft eingeschlafen."

Die Erinnerung an diese Stunde hatte den Witwer so überwältigt, daß er jetzt zu dem Stuhle trat, den der Arzt ihm angeboten hatte, und sich wie erschöpft darauf niederließ.

So saßen die beiden Männer sich stumm gegenüber, wohl fünf Minuten lang. Dann sagte der alte Arzt:

„Und dies Versprechen denken Sie zu halten, Emmerich?"

Der Andere fuhr in die Höhe und betrachtete den Alten, wie wenn er etwas Unverständliches gesagt hätte. Mühsam brachte er endlich hervor:

„Muß ich nicht, Herr Sanitätsrat? Muß man nicht sein Wort

halten, um so mehr ein so feierliches, das man einer Sterbenden gegeben hat?"

Der Alte wiegte den grauen Kopf nachdenklich hin und her.

„Muß man wirklich, lieber Freund? Immer und unter allen Umständen? Auch wenn Unglück daraus entstehen sollte, oder gar Verbrechen? Werden Sie nicht sogar den Bruch eines Eides billigen, wenn z. B. ein unbesonnener junger Mensch, der sich in eine Verschwörung eingelassen, einen Schwur getan hat, unbedingt den Rädelsführern zu gehorchen, und nun einen Fürsten oder sonst verhaßten Menschen töten soll, aber sein Gefühl sträubt sich dagegen, so daß er seinem Eide untreu wird? Ich dächte, die unbedingte Heiligkeit des Wortes sei eines der vielen mißverstandenen sittlichen Gebote, die in einzelnen Fällen zu den unsittlichsten Handlungen führen. Das sind nun freilich Gewissensfragen, und jeder Mensch hat sein eigenes Gewissen, oft ein sehr anderes als sein Nachbar. Die Antwort kann jeder sich nur selbst geben, und wie Ihre ausfallen wird, muß ich Ihnen selbst überlassen."

Noch immer blickte der Junge ihn ratlos an.

„Ich meine nämlich," fuhr der Alte fort, „wenn ein Gewissen so zart beschaffen ist, daß es sich über eine vermeintliche Pflichtverletzung nie beruhigen kann, so daß der Mensch nie wieder sein Gleichgewicht findet, dann wird er gut tun, der inneren Stimme zu parieren, so hart es ihn ankommt. Sie müssen sich eben prüfen, lieber Freund, ob Sie es verantworten können, die Pflicht gegen eine Tote höher zu schätzen, als die gegen die Lebenden: gegen Ihr Kind, Ihr eigenes Lebensglück und wohl auch das Glück des Mädchens, das Ihnen ja, wie es scheint, sehr geneigt ist. Das werden Sie wohl schon bei sich selbst erwogen haben."

„O Herr Sanitätsrat," rief der junge Mann jetzt mit einem verzweifelten Ton, „wenn Sie wüßten, in wie viel schlaflosen Nächten ich mir darüber den Kopf zerbrochen habe und bin zu keinem klaren Entschluß gekommen! Ich habe mir hundertmal vorgeworfen, es sei bloß, weil ich das Mädchen so liebe, daß ich den Wortbruch begehen wollte und die Sünde nicht achtete, und wenn ich der Versuchung erläge, würde ich mich selbst all mein Lebenlang verachten müssen. Und ich war schon drauf und dran, meine Gewissensskrupel dem Pastor anzuvertrauen, der uns getraut und mein armes Weib dann begraben hatte. Das aber hab' ich doch bleiben lassen. Denn mit dem geistlichen Herrn hab' ich eine zu schlimme Erfahrung gemacht.

„Wie ich nämlich zu ihm komme, das Begräbnis zu bestellen, emp-

fängt er mich ganz freundlich und fragt nach der Verstorbenen und wie sie gewesen und ob sie auch als fromme Christin gestorben sei. Und ich erzählte ihm von meiner Karline, und was für ein gutes Weib ich an ihr gehabt und wie ich's nimmer würde verwinden können, daß ich sie so früh verloren hätte, und daß es grausam vom Schicksal sei, daß sie jetzt, wo sie's leichter hätte haben können, nun hätte sterben müssen. Da setzte er ein sehr strenges Gesicht auf und verbot mir, vom Schicksal zu sprechen, das nur ein heidnischer Begriff sei, da alles auf Erden von einer gütigen Vorsehung gelenkt werde, der wir für alles, was wir erlebten, dankbar sein müßten. Und wen Gott liebe, den züchtige er, und meine Frau hätte er in seinen Himmel aufgenommen, gerade weil sie ein so tugendhaftes Leben geführt hätte, und dagegen mich trotzig aufzubäumen, sei Sünde, und so schöne Reden mehr."

„Ich hab' müssen die Zähne zusammenbeißen, um nicht herauszuplatzen: das verstünde ich nicht, daß ich die Hand noch küssen sollte, die mir eine Wunde geschlagen, und wenn's einer getan, der mächtiger ist, als ich, ihm noch für gnädige Straf' danken. So bin ich weggegangen, aber in der Grabrede hab' ich wohl merken müssen, daß er verstanden hatte, wie mir zumute war, denn statt davon zu reden, welch ein braves Weib hier von Mann und Kind habe fort müssen, hat er bloß gegen den Unglauben und die Gottlosigkeit der Menschen gewettert, die mit ihrem himmlischen Vater haderten, weil er nicht alles nach ihrem Wunsch und Willen geschehen lasse. Er ist dann freilich zum Schluß auf mich zugetreten und hat mir die Hand hingehalten. Ich hab' aber getan, als säh' ich's nicht, hab' den Spaten ergriffen und drei Schaufeln Erde auf den Sarg geschüttet. Da ist er zornig weggegangen. O Herr Sanitätsrat, und solch ein unbarmherziger Herr wird ein S e e l s o r g e r genannt!"

Er hatte sich so in Aufregung und Erbitterung hineingeredet, daß er nicht sitzen bleiben konnte, sondern aufstand und ein paar Schritte nach dem alten Arzt hin tat, der in sich zusammengebückt, leise mit dem Kopf nickend, am Schreibtisch saß.

„Verzeihen Sie, Herr Sanitätsrat," sagte er, „daß ich so heftig geworden bin und Sie mit meinen Erlebnissen langweile. Aber ich weiß ja, wie anders Sie denken, und daß Sie, obwohl Sie nicht Theologie studiert haben, für mich ein rechter und r i c h t i g e r Seelsorger gewesen sind. Denn wie Sie am Tag nach dem Begräbnis zu mir gekommen sind, nach dem Kleinen zu sehen, der ein bißchen gehustet hatte, und fanden mich da noch in der tiefsten Verzweiflung, daß ich kaum ein paar Worte reden

konnte — Sie haben da gleich gemerkt, wie's um meine arme Seele stand, und haben darin gelesen, mit was für sündhaften und wahnsinnigen Gedanken ich mich herumschlug. Wie Sie das Morphiumfläschchen vom Nachttisch wegnahmen und sagten, das brauchen Sie nun nicht mehr, Emmerich, merkt' ich, ohne daß Sie mir's vorhielten, was Sie meinten. Ja, Herr Sanitätsrat, Sie hatten's 'rausgekriegt, als ob Sie meiner Seele den Puls gefühlt hätten, daß ich drauf und dran war, ein Ende zu machen, mit mir und dem Kinde, um drüben vor dem Herrgott hinzutreten und ihn zu fragen, wozu er drei Menschen, die keine Schuld auf sich geladen, so hart habe strafen wollen. Aber Sie haben mir keine Predigt gehalten über meinen gottlosen Trotz, sondern mir ganz sanft zugeredet, wir alle ständen unter dem Gesetz einer Notwendigkeit, die niemand begreife, und könnten den ungeheuren Druck und das Grauen nur aushalten, wenn wir unsere Pflicht täten und für unsere Nebenmenschen lebten. Das hat mich aus meiner jämmerlichen Trostlosigkeit und Schwäche aufgerichtet, wie eine starke Arznei, die Sie mir eingegeben, jedes Wort hat mir wohlgetan, und ich weiß noch alles, was Sie mir weiter gesagt haben, daß es eine Torheit sei, von dem Geist, der die Welt regiert und den niemand begreift, zu verlangen, daß er an Leid und Freud jedes geringsten Geschöpfes Anteil nehmen solle, da er selbst an die ewigen Gesetze der Natur gebunden sei. Darüber hätt' ich nie so nachgedacht, da ich keine höhere Schule besuchen konnte und früh in die Lehre kam. Nun aber fiel mir's wie Schuppen von den Augen, und ich schämte mich gar nicht, daß ich in Tränen ausbrach und Ihnen die Hand küßte."

Nun hielt er inne, von seinem langen Reden erschöpft, trocknete sich die Stirn und stammelte nur noch: „Das — das werde ich Ihnen nie vergessen — und nie genug danken können!"

Der Alte sah ihn mit einer stillen Rührung an.

„Ja, lieber Freund," sagte er, „Sie haben ganz Recht. Zu einem ordentlichen Doktor gehört auch, daß er ein bißchen Seelsorger ist. Leib und Seele sind so innig verbunden, wenn Eins krankt, leidet auch das Andere mit. Freilich, wenn einer ein Bein gebrochen hat, bricht ihm nicht gleich auch das Herz. Aber auch dafür muß ein Arzt zuweilen Rat wissen, wenn auch die Diagnose schwieriger ist als bei einem leiblichen Gebrechen. In Ihrem jetzigen Fall werden Sie aber schon allein die richtige Heilmethode finden, ohne daß ich Ihnen ein Rezept verschreibe."

Er machte eine Bewegung, als ob er seinen Patienten verabschieden wolle. Der aber blieb regungslos stehen.

„Ich hab' Sie schon so lang belästigt, Herr Sanitätsrat," sagte er schüchtern, „aber wenn Sie die große Güte haben wollen — ich hätte nur noch eine Frage: was würden Sie selber vor Ihrem Gewissen verantworten können, wenn Sie in meiner Lage wären?"

Der Alte wiegte mit einem kaum merkbaren Lächeln den Kopf.

„Ja, lieber Emmerich, wie soll ich das wissen?" sagte er. „Ich habe nie eine Frau besessen, der ich im Leben und Sterben alles hätte zuliebe tun mögen. Vielleicht wäre ich so schwach gewesen, ein übereiltes Versprechen, das ich ihr gegeben, selbst gegen meine bessere Vernunft zu halten. Denn unvernünftig wär's gewesen. Ein Sterbender ist ja gewöhnlich unzurechnungsfähig. Er weiß nicht mehr klar, was er will und darf. Doch wenn es menschlich ist, daß seine Nächsten ihm das Sterben zu erleichtern suchen, indem sie auch auf unvernünftige letzte Wünsche eingehen, so ist es doch unmenschlich, hernach sich an ein Gelübde gegen den Toten zu binden, das für die Überlebenden ein Quell des Unsegens und Verderbens sein würde. Ist man nicht den Lebenden mehr schuldig, als den Toten? Und darf man diesen, wenn sie wirklich in einem Jenseits noch Gedächtnis für das Irdische haben sollten, was sehr zweifelhaft ist, nicht zutrauen, daß sie zur Erkenntnis kommen müßten, ihr letzter Wunsch sei töricht und für ihre hinterlassenen Lieben unheilvoll gewesen? Trauen Sie Ihrer lieben Frau, wenn sie „von drüben" herunterschauen könnte, zu, sie würde so herzlos eifersüchtig empfinden, daß sie es Ihnen nicht gönnte, noch einmal mit einer lieben Person glücklich zu werden, die ihrem Kinde eine verständigere und herzlichere Hüterin und Erzieherin wäre als eine Dienstmagd!"

Der junge Witwer sah ernst vor sich hin. Dann, nach einer kurzen Pause:

„Jawohl! Das hab' ich mir auch schon gesagt. Aber wenn's auch so wäre — da ist noch etwas, was mich wieder irre macht. Gewiß, das Mädchen, das ich liebe und das mich sehen läßt, sie habe mich auch gern — jetzt freilich ist sie sehr um den Kleinen besorgt, wie man's nur von einer leiblichen Mutter wünschen kann. Aber wer steht mir dafür, daß es so bleiben wird, wenn sie meine Frau geworden ist und hat eigene Kinder bekommen? Und am Ende — ob sie wirklich eine so rechte Liebe zu mir hat, wie meine Selige — ob ihr nicht doch die V e r s o r g u n g mehr am Herzen liegt, als der Mann, zumal Einer, der nicht so gebildet ist, wie sie und ihre Mutter — und meine Fehler hab' ich ja auch" —

Dann, als der alte Herr nicht sogleich antwortete, fuhr er etwas

zögernd fort, wie wenn er nur widerstrebend sich zu dieser Mitteilung entschließen könnte:

„Ich hab's nämlich selbst erlebt, was es heißt, die rechte Mutterliebe entbehren zu müssen. Ich war erst sieben Jahre alt, als meine Mutter starb. Dann kam eine Kusine meines Vaters zu uns ins Haus, schon etwas ältlich, aber noch so weit ganz sauber, und tat erschrecklich betrübt über den frühen Tod der Verwandten und voll Mitleid mit dem Witwer, der noch so ein stattlicher Mann war, und weil er sein Geschäft hatte — er war auch Kunsttischler — könnte er sich um sein Söhnchen nicht viel annehmen. Das aber dauerte sie ganz besonders, und sie tat mir so schön, daß es ein Wunder war, wie sie mir dadurch nicht lieber werden konnte. Aber so jung ich war, ich hatt' ein dunkles Gefühl, als komme ihr's nicht vom Herzen, und alles, was sie mir an guten Worten und hübschen Spielsachen schenkte, machte sie mir nicht lieber. Der Vater merkte nichts, sondern ließ sich einreden, kein Mensch meine es so gut mit mir und ihm wie sie — na, da erreichte sie endlich ihren Zweck, und er heiratete sie."

Er schwieg einen Augenblick. Es war, als durchlebe er dies schwere Schicksal von neuem. Dann schloß er: „Ich will sie nicht anklagen. Sie war nicht eigentlich feindselig zu mir, nicht, was man so eine böse Stiefmutter heißt, aber ganz kalt war die frühere geheuchelte Liebe geworden, und auch den Mann machte sie nicht so glücklich, wie sie ihm vorgespiegelt hatte. Man soll die Toten ruhen lassen, ich hab's nur vorgebracht, damit Sie sehen, Herr Sanitätsrat, warum ich jetzt so in Zweifel bin wegen des Fräulein Lisbeth und meines Jungen, obwohl ich ihr nicht von fern eine Falschheit zutraue. Jetzt meint sie's gewiß ehrlich, aber wie gesagt, wer steht dafür, daß ihr Herz sich nicht ändert, und dann — dann würde ich mir ewige Vorwürfe machen, daß ich meinem armen Weibe das Gelübde nicht gehalten habe."

Der alte Arzt stand auf und bot dem jungen Witwer die Hand. „Es macht Ihnen Ehre, lieber Freund," sagte er, „daß Sie vor allem besorgt sind um das Wohl Ihres Kindes, obwohl Sie das Mädchen so schätzen und lieben. Was ich aber auf Ihren Zweifel antworten soll, weiß ich nicht. Ich kenne das Fräulein nicht, bis auf das flüchtige Sehen, wo sie mir allerdings einen feinen und liebenswürdigen Eindruck gemacht hat. Also schlage ich Ihnen vor, Sie bitten sie zu mir zu kommen — morgen ist Sonntag, den Nachmittag bin ich frei — sie mag mir das Karlchen bringen, unter dem Vorwand, ich möchte gern einmal nachsehen, wie der

Kleine sich entwickelt hat. Dann kann ich ihr, wie Sie gesagt haben, moralisch den Puls fühlen, ohne daß sie's merkt, und ihr Herz auskultieren, und sage Ihnen dann ehrlich Bescheid über den Befund. Ganz zuverlässig kann er freilich nicht sein, aber so ein alter Leib- und Seelsorger hat immerhin schärfere Augen, als ein verliebter junger Träumer. Gehen Sie nun nach Hause und schlafen Sie ruhig. Ich hoffe, den Umzug in die Gartenstraße kann ich Ihnen ersparen."

* * *

Am nächsten Nachmittag saß der Sanitätsrat in seinem Zimmer, rauchend und in die Lektüre einer medizinischen Zeitschrift vertieft. Er hielt sich diese Sonntagsstunden immer frei, um hinter den Fortschritten der Wissenschaft nicht zurückzubleiben, und seine Tür war für Patienten verschlossen. Heut' aber erwartete er Besuch. Neben der Kaffeetasse auf dem runden Tischchen am Sofa stand ein Teller mit Früchten und kleinen Kuchen, das Fenster war offen, und eine mild durchsonnte Herbstluft strömte herein.

Die Tür öffnete sich, Friedrich brachte eine Karte, darauf stand in zierlicher Schrift „Lisbeth Jung, Karlchen Emmerich."

Der alte Arzt lächelte, daß auch der Kleine mit angemeldet wurde.

„Ich lasse bitten."

Gleich darauf erschienen die Besucher, das schlanke, einfach, aber mit sonntäglicher Zierlichkeit gekleidete Mädchen, den Knaben an der Hand führend, der in seinem blauen Habit mit dem weiß übergeschlagenen Matrosenkragen sehr hübsch und munter aussah.

„Der Herr Sanitätsrat haben erlaubt" — sagte das Mädchen und verneigte sich anmutig — „da kommt Karlchen. Nun, Karlchen, sag, was der Papa dir aufgetragen hat."

„Einen schönen Gruß von meinem Papa an den guten Herrn Tätsrat!" sagte das Knäbchen unverlegen und sah mit seinen hellen Augen zu den großen runden Brillengläsern des alten Herrn treuherzig auf.

„So, Karlchen," sagte dieser und strich ihm über den blonden Lockenkopf, „es ist schön, daß du mich einmal besuchst. Aber du mußt mich nicht Tätsrat nennen, sondern Onkel. Seitdem wir uns zuletzt gesehen haben, bist du sehr gewachsen und hast rötere Backen bekommen."

„Ich halte darauf," sagte das Fräulein, „daß er viel in die Luft kommt, und geh' täglich mit ihm spazieren. Auch schläft er im Sommer

bei offenem Fenster, was seine Christel erst für gefährlich gehalten hat. Nun sieht sie, wie gut es ihm bekommt."

„Sie sorgen so liebevoll für ihn, liebes Fräulein!"

„Es ist ja meine ganze Freude. Herr Emmerich hat ihm ein Kindermädchen geben wollen, ich habe gebeten, ihn mir zu überlassen, weil keine Fremde ihn so lieb haben könnte. Vormittags, wenn ich in der Schule bin und die Christel sonst zu tun hat, ist er bei meiner Mutter. Sie ist schon alt und hat Gicht in den Füßen, so daß sie nicht ausgehen kann, aber sonst ganz rüstig und dabei so heiter, daß ein Kind nicht besser als bei ihr aufgehoben sein könnte. Nachmittags hab' ich nur eine Singstunde zu geben, dann bin ich frei für den Kleinen. Er macht wenig Mühe, da er sehr brav ist. Er hat ganz die zarte und feine Natur seiner Mutter, der er auch im Gesichte gleicht, nur die Augen hat er vom Vater."

Der Alte hatte mit stiller Rührung zugehört. Die weiche Stimme des Fräuleins stimmte so gut zu dem sanften Blick ihrer braunen Augen.

„Kommen Sie, liebes Fräulein," sagte er, „wir wollen uns auf das Sofa setzen und den jungen Herrn zwischen uns. Möchtest du wohl einen von den schönen Kuchen essen und eine Aprikose?"

Das Kind nickte rasch, sah dann aber zu seiner Begleiterin auf.

„Er nimmt nichts, wenn ich es ihm nicht erlaube," sagte das Fräulein. „Du darfst aber, Karlchen, alles, was der gute Onkel dir gibt."

Nun saßen die drei behaglich auf dem großen Sofa, und es war hübsch anzusehen, wie der Kleine mit den weißen Zähnchen in die reife Frucht einbiß und dann, ohne daß seine Begleiterin es ihn geheißen, ein winziges Taschentuch hervorzog und sich die feuchtgewordenen Fingerchen abputzte.

„Sie haben ihn gut erzogen," sagte der Alte, „sein Papa erkennt es aber auch an. Sie glauben nicht, wie dankbar er Ihnen ist."

Sie errötete leicht. „Herr Emmerich überschätzt mich. Ich kann so wenig tun, die Natur hat ja schon das gute Beste an ihm getan, und mir ist es die größte Freude, mich um ihn bekümmern zu dürfen. Er ist ja man ganzes Herzblatt."

„Ist in Ihrem Herzen nicht auch noch ein wenig Raum für seinen Vater?"

Sie antwortete nicht so gleich, beugte sich zu dem Kleinen herab und nahm ihm ein Krümchen von dem Kuchen, den er aß, vom Kleide.

„Der Herr Emmerich ist immer so gut gegen uns, er denkt nur, wie er meiner Mutter eine Freude machen kann, ich weiß, daß er sie sehr schätzt, dafür bin ich ihm so dankbar."

„Aber wenn er nun etwas mehr von Ihnen haben möchte, als Dankbarkeit?" sagte der Arzt ruhig, mit einem feinen Lächeln, das ihr aber entging. „Sehen Sie, liebes Fräulein, es ist ihm nicht recht, daß Sie den ganzen Vormittag nicht bei Karlchen sein können. Er möchte, Sie sollten immer zu Hause bleiben."

Sie verstand nicht gleich.

„Es ist doch mein Beruf," sagte sie verwundert. „Wir müssen doch davon leben."

„O dafür würde er ja sorgen, wenn Sie sich entschließen könnten, ihn ein wenig mehr zu lieben, als bisher. Ich muß es Ihnen nun gerade heraus sagen, er hat mich beauftragt, bei Ihnen auf den Busch zu klopfen, um zu erfahren, ob Sie nichts dagegen hätten, — seine Frau zu werden."

Nun wurde sie dunkelrot.

„O Herr Sanitätsrat," stammelte sie kaum hörbar, „das ist nicht Ihr Ernst!"

„Mein und sein voller Ernst. Er glaubt nur nicht, daß Sie ihn so recht ernstlich gern haben, so wie er Sie, er findet sich nicht liebenswürdig genug —"

Sie hob lebhaft den Kopf. „O," sagte sie, „ich hätte ihn schon lieb haben müssen um alles, was er für seine arme Frau getan, wie er sie auf Händen getragen hat, und, obwohl er manchmal heftig sein kann, nie war er's gegen sie und auch nicht gegen den Kleinen. Aber eben deshalb — wie kann ich glauben, daß er je mit einer Andern glücklich werden könnte! Nein, es ist nur so eine Laune von ihm, und er würde bald einsehen, daß er sich getäuscht hat."

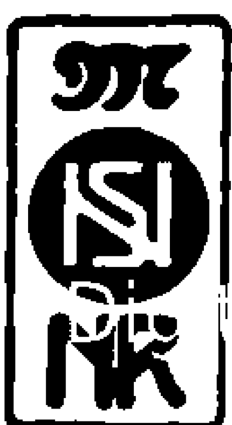
„Es steht so fest in seinem Herzen," liebes Fräulein, „und er weiß sich vor jeder späteren Reue so sicher, daß er sogar ein großes Opfer bringen will, um wieder durch den Besitz einer lieben Frau ein glücklicher Mensch zu werden. Er hat nämlich seiner guten Frau versprechen müssen, dem Kind nie eine Stiefmutter zu geben. Nun würden Sie freilich nie das werden, was man mit dem Namen an Bösem und Hartherzigem verbindet, so oft mit Unrecht. Aber er kann sich nicht entschließen, sein Wort zu brechen, und darum soll Karlchen zu seiner Schwester gebracht werden, die mit einem Landwirt verheiratet ist, und da soll er aufwachsen, und wenn der Vater ihn manchmal draußen besucht —"



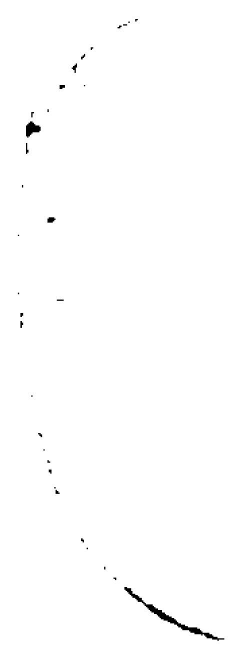
Erstes Stadium



Zweites Stadium



Adolf Brütt: „Opus 100"
Zum Aufsatz „Wie ein Marmor-Bildwerk entsteht"





Drittes Stadium



Viertes Stadium



Adolf Brütt: „Opus [illegible]"
Zum Aufsatz „Wie ein Marmor-
Bildwerk entsteht"



Drittes Stadium

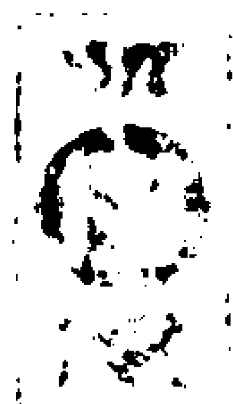


Viertes Stadium



Adolf Brütt: „Opus 100"
Zum Aufsatz „Wie ein Marmor-Bildwerk entsteht"

Fünftes Stadium (die endgültige Fassung nach Abschluß der Arbeit)



Adolf Brütt: „Opus 100"
Zum Aufsatz „Wie ein Marmor-Bildwerk entsteht"

Fünftes Stadium (die endgültige Fassung nach Abschluß der Arbeit)



Adolf Brütt: „Opus 100"
Zum Aufsatz „Wie ein Marmor-Bildwerk entsteht"

Das Mädchen hatte mit glühenden Wangen zugehört und ihre wachsende Erregung kaum zu bemeistern vermocht. Jetzt stand sie plötzlich auf, zog den Kleinen vom Sofa und sagte: „Wir müssen fort, Karlchen. Sag dem Herrn Sanitätsrat adieu und schönen Dank. Wir sind schon zu lange —"

Auch der Alte stand auf. „Ich begreife nicht, liebes Fräulein — was hat Sie so aufgeregt? Der Vorschlag, den ich Ihnen machen mußte, ist etwas seltsam, aber da es nicht anders sein kann und der Kleine auch bei der Tante gut aufgehoben wäre —"

Sie sah ihm gerade ins Gesicht, ihre Augen hatten einen Ausdruck von Schmerz und Empörung, den er ihnen kaum zugetraut hätte, sie war ganz blaß geworden, und ihr feiner junger Mund zitterte.

„Können Sie mir's verdenken, Herr Sanitätsrat," stieß sie hervor, „daß ich mich im Innersten gekränkt und beleidigt fühle, wenn man mir zumutet, das Kind in die Fremde schicken zu lassen, um die Frau seines Vaters zu werden? Ich habe Herrn Emmerich stets für einen warmherzigen, gewissenhaften Mann gehalten und darum hochgeachtet. Wenn ihm aber d a s in den Sinn kommen konnte —, es tut weh, mich so in ihm getäuscht zu haben!"

Sie nahm den Knaben bei der Hand und schickte sich an zu gehen.

Der Alte blieb ganz ruhig. „Was also soll ich Herrn Emmerich als Ihre Antwort berichten?"

„Daß ich einem Mann, der um meinetwillen sich von seinem Kinde trennen könnte, nie angehören würde."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Gewiß."

„So haben Sie die Güte, es mir schriftlich zu geben."

Er nahm sein Rezeptbuch vom Schreibtisch, öffnete es und hielt es ihr hin, zugleich mit einer eingetauchten Feder.

Sie sah ihn groß an.

„Warum verlangen Sie das?"

„Weil er mir's sonst vielleicht nicht glauben würde, daß meine Mission als Freiwerber einen so schlechten Erfolg gehabt hat."

Ohne sich zu besinnen, nahm sie die Feder und schrieb ein paar Zeilen auf das oberste Blatt. Dann schob sie den Knaben zu dem Alten hin, damit er ihm die Hand reichte, verneigte sich mit einer sehr kühlen Haltung und verließ mit dem Kinde das Zimmer.

* * *

Nicht zehn Minuten waren vergangen, da klopfte es hastig an der Tür des alten Herrn, und auf dessen Herein! trat der Vater des Knäbchens, das eben hinausgegangen war, ins Zimmer.

Der Sanitätsrat, der wieder in seinem Arbeitsstuhl saß und eine neue Zigarre angezündet hatte, sah ihm mit einer belustigten Miene entgegen.

„So eilig, lieber Emmerich?" sagte er. „Ihre Leute sind ja eben erst gegangen. Sie müssen ihnen auf der Treppe begegnet sein."

„Ich sah sie aus dem Hause kommen," antwortete der junge Mann, dessen Gesicht erhitzt und aufgeregt war. „Ich hatte drüben auf der Straße im Schatten eines Türvorsprungs gewartet, wo sie mich nicht sehen konnten. Es ließ mir keine Ruhe. Aber wie sie nun kam — ihr Gesicht hatte einen so finsteren, zornigen Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen hatte. O Herr Sanitätsrat, was haben Sie ihr gesagt? Was hat sie Ihnen geantwortet?"

„Hm!" machte der Alte, „alles, was sie gesagt hat, hatte Hand und Fuß. Überhaupt muß ich gestehen, daß ich Ihre Neigung vollkommen begreife. Wäre ich dreißig Jahre jünger und dies liebenswürdige Mädchen wäre mir begegnet, — ich stehe nicht dafür, daß ich mich nicht auch in sie verliebt und bemüht hätte, sie Ihnen abzugewinnen. Freilich wäre auch meine Liebesmüh umsonst gewesen."

„Umsonst?"

„Denn ich kann es Ihnen nicht verhehlen, lieber Freund, so betrübend es ist: ihr Herz ist nicht mehr frei. Sie hat einen Geliebten, den sie nicht aufgeben würde, auch wenn ein Prinz um sie anhalten möchte."

„Einen Geliebten? Das ist ja unmöglich. Das wüßte ich doch längst, da ich täglich bei ihr aus- und eingehe."

„Und doch ist's so, und sie hat diese Liebschaft sogar vor ihrer Mutter nicht geheim gehalten, und die hat nichs dagegen gehabt."

„Und — auch er meint es ernst — und sie wollen sich heiraten?"

„Das, lieber Freund, wird sie sich wohl vergehen lassen, der Altersunterschied ist zu groß, und noch mindestens zwanzig Jahre zu warten, kann er ihr nicht zumuten. Ich habe ihr aber gesagt, daß sie sich von ihm trennen müßte, um Sie zu heiraten, und das hat sie so in Harnisch gebracht, daß sie nichts mehr von Ihnen wissen will.

„Aber es ist Zeit, dem schlechten Spaß ein Ende zu machen, damit Sie nicht ernstlich böse werden."

Und er berichtete in zwei Worten seine Kriegslist und hielt dem völlig Verstörten und Entgeisterten das Blatt hin, auf dem das geliebte Mädchen ihre Absage niedergeschrieben hatte: „Einem Mann, der um meinetwillen sich von seinem Kinde trennen könnte, würde ich nie angehören. Lisbeth Jung."

„Ha, schändlich!" rief der junge Mann und warf das Blatt zu Boden! „So mich zu verleumden, mir etwas so Abscheuliches nachzusagen, und ich hatte mein volles Vertrauen auf Sie gesetzt! Was soll sie von mir denken, wie konnte sie ahnen, daß Sie einen so grausamen Scherz sich mit ihr und mir machen konnten?"

Der Alte bückte sich und hob das Blatt auf. „Bewahren Sie sorgsam dies Rezept, lieber Freund," sagte er mit einem gütigen Lächeln. „Es wird Sie zu allen Zeiten von dem Argwohn kurieren, als ob Ihr Karlchen an dieser Frau eine Stiefmutter haben könnte. Und nehmen Sie es einem alten Praktikus nicht übel, daß er sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat. Ein sichreres Mittel hatte ich in meiner Apotheke nicht vorrätig. Nun aber gehen Sie eilig nach Hause und waschen Sie sich in den Augen Ihrer Liebsten von dem häßlichen Flecken rein, den ich Ihnen angespritzt habe. Ich denke, auch sie wird mir verzeihen, und Sie beide werden darum nicht schlecher von mir denken, weil der alte Seelsorger einmal die alte Jesuitenmoral befolgt hat, daß der Zweck das Mittel heilige."

Adolf Brütt:
Wie ein Marmor-Bildwerk entsteht

Ein Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie möchten einige Aufnahmen veröffentlichen, die verschiedene Stadien in der Entwickelung meiner letzten Marmorarbeit darstellen, und ich soll den Text dazu schreiben.

Das liegt mir gar nicht, aber weil immer wieder die Frage an mich gerichtet wird: „Wie macht man denn so etwas in Marmor", nehme ich an, daß eine Antwort hierauf von allgemeinem Interesse sein wird, und will versuchen, sie zu geben.

Es gibt verschiedene Methoden, eine in Ton modellierte und in Gips abgegossene Plastik in Marmor zu übertragen, und die bequemste und von den meisten Bildhauern angewendete ist: die Marmorarbeit an einen geschickten Marmorbildhauer zu verweisen. Dieser vertraut neuerdings die ganze Arbeit einer Maschine an, die, auf dem System des Storchschnabels beruhend, ihre Arbeit so vorzüglich versteht, daß der Bildhauer den einen Millimeter starken Überschuß an Marmor, den die Maschine an der Oberfläche stehen läßt, ohne Mühe mit Raspel und Sandpapier entfernen und so die Arbeit vollenden kann.

Mühsamer war die ältere Methode, die darin bestand, daß der Marmorarbeiter mit drei Zirkeln, durch Kreuzschlag von zwei Punkten aus und Tiefenbestimmung durch den dritten Zirkel, nach und nach Punkte in dem Marmor durch Fortarbeiten des Bossens fixierte, die den auf dem Gipsmodell mit Bleistift angegebenen genau entsprachen. Eine mühsame und sorgfältige Arbeit, wenn man bedenkt, daß die Punkte, über das Ganze verteilt, in Zwischenräumen von ein bis drei Zentimetern genommen werden müssen. Eine Sklavenarbeit! Nachdem die Punkte stehen und der Bossen mit dem Zahneisen von einem zum andern entfernt ist,

beginnt die Ausführung, die wiederum meistens dem geschickten Marmorarbeiter überlassen wird, der sich genau an das Modell hält.

Diese beiden Methoden wende ich bei Denkmälern an; denn die eigenhändige Ausführung der großen Figuren würde hier zu viel Zeit und Kraft erfordern. Aber Köpfe und Hände mache ich selber.

Nun zur dritten, ältesten und schwierigsten Methode: dem freien Aushauen ohne Maschine und ohne Punkte, meist auch ohne Hilfsmodell, frei nach der Natur. Das kann der Künstler nur selbst und wird es nur an seinen freien, idealen Werken ausüben, — wenn er's kann.

Diese Arbeitsweise, die von den Griechen und später von Michelangelo und anderen Renaissancemeistern mit höchster Meisterschaft geübt wurde, macht den Künstler erst zum wirklichen Bildhauer. „Die anderen sind Modelleure", sagt Adolf Hildebrand mit Recht.

Beherrscht man den Marmor endlich durch lange Übung, dann beginnt erst das Schwelgen und die höchste Lust in der Formgebung, zugleich eine aufregende und sehr anstrengende Tätigkeit. Denn der Marmor braucht schwere Hiebe, und nur eine feste Faust kann ihn zwingen, sein Bestes herzugeben, und doch ist es, als freue er sich der Erlösung.

Wenn man es soweit gebracht hat, dann erst versteht man die Größe Michelangelos ganz und beugt sich vor ihm in tiefster Verehrung. Welche Muskelkraft, welche Formvollendung und dabei welche bis ins tiefste Innere dringende Stimmung in seinen Werken! Es ist meiner Ansicht nach Spielerei, nach jetzt beliebter dekadenter Weise mit verschwommener, ungeschickter Formgebung Stimmung zu erzielen. Das kann jeder mit Empfindung und Stimmung begabte Dilettant. Aber wie Michelangelo trotz vollendeter Form zur Seele Dringendes zu schaffen, das ist Meisterschaft, und das ist unsterblich.

Nun zur Sache.

Die älteste Methode, seine Gedanken, oder besser Empfindungen, in Marmor zu übertragen, wurde so gehandhabt, daß man sich bei komplizierten Entwürfen ein kleines oder großes Hilfsmodell aus Wachs oder Ton machte, um mit wenig Zirkelmessungen über den Marmorblock richtig disponieren zu können. Denn der Block hat meist sehr unregelmäßige Form, und man hat der Kosten wegen Ursache, vorsichtig zu prüfen, ob das, was man schaffen will, auch in ihm enthalten ist. Beim groben Behauen mit dem Spitzeisen und ca. vierpfündigem Hammer muß man natürlich am meisten aufpassen; denn eine Unrichtigkeit der Meißel-

führung, die sich sehr nach der Lagerung des Materials richten muß, kann die ganze Sache verderben. Gerade im Anfang ist die Gefahr des Verhauens am größten, weil man unwillkürlich fast in Wut gerät über die Zähigkeit und Widerspenstigkeit des Marmors. Wenn dann die allgemeinen Formen mit dem Spitzeisen angedeutet sind, legt man das Ganze mit dem Zahneisen an, und erst, wenn das geschehen, nimmt man möglichst schöne Natur zum Modell. Vorher kann es niemand in der nächsten Umgebung des Arbeitenden aushalten, weil die losgesprengten Marmorschrotten mit solcher Vehemenz durch den Raum sausen, daß sie mitunter Fensterscheiben durchschlagen.

Jetzt beginnt die Vollendung mit dem scharfen, schmalen Flacheisen, mit Raspel und Sandpapier, und dabei kann es einem wohl begegnen, daß man sich in seine selbstgeschaffene Gestalt verliebt. Ich kann den armen Pygmalion durchaus verstehen.

Wenn ich nun meine letzte Marmorarbeit, eine lebensgroße Figur, in nebenstehenden Abbildungen veröffentliche, so liegt es mir absolut fern, mich auch nur für einen kleinen Michelangelo zu halten. Die Veröffentlichung geschieht aus Gründen, die ich anfangs angab, und ich füge nur hinzu, daß diese letzte oder jüngste Arbeit ohne Hilfsmodell entstanden ist. Sie war verhältnismäßig leicht; denn sie hat nur eine Ansicht, die ich mit Kohle auf den Block zeichnete und dann freihändig nach der Natur vollendete, so daß der Marmor bis aufs Äußerste ausgenutzt wurde.

Ich wollte nur eine Stimmung geben und Formvollendung genießen. Darum gebe ich dem Werk auch keinen Namen, sondern mache es wie die Musiker, nenne es „Opus 100", und wenn ich das Glück haben sollte, daß meine Arbeit, wenn auch nur auf wenige Beschauer, ähnliche Empfindungen auslöst, wie sie mich im Schaffen erfüllten, dann bin ich zufrieden und brauche weder eine gute, noch — eine schlechte Kritik.

Mit bestem Gruße

Ihr

Adolf Brütt.

Clara Viebig:
Pittchen

Scenen aus einer neuen Komödie.

Aus ihrem Meisterroman „Das Weiberdorf" hat Clara Viebig die köstliche Figur des Pittchen Miffert, des schlauen dörflichen Lebenskünstlers, zum Helden einer Komödie entboten, die des pfiffigen Frauenjägers, Arbeitsfeindes, Münzfälschers Glück und Ende mit kräftigem Wirklichkeitssinn von der behaglichen epischen Schilderung in straff gefügte, lustige dramatische Szenen überträgt, ohne den Ausblick auf den weiten menschlichen, ethischen und sozialen Hintergrund des Romans selbst zu verlieren. Die Umschmelzung des älteren Stoffes in eine andere Kunstform ward mit so sicherer Hand vorgenommen und durchgeführt, daß das Stück alle Zweifel schweigen heißt, denen Umformungen solcher Art in der Theorie begegnen, und durchaus zur selbständigen Geltung eines neuen Werkes aufsteigt. Die Dichterin hat uns den Abdruck einiger Partien der Komödie, die ihres Erwachens zum Bühnenleben noch harrt, freundlichst zur Verfügung gestellt. Wir bringen im Folgenden die Hauptszenen des zweiten Aktes, der Pittchen auf der Höhe seiner Erfolge im männerverlassenen rheinischen Weiberdorfe zeigt, und setzen in dem Augenblick ein, da die angejahrte, doch noch nicht abgedankte Kathrein Densborn, des fernen Niklas Densborn züchtige Hausfrau, eine Auseinandersetzung zwischen dem vielbegehrten Helden und dem Dorfwirt Schneider unterbricht.

Die Redaktion.

* * *

Verwahrlostes Gärtchen hinter Pittchens Haus. Links vom Zuschauer die Rückseite des niedrigen Hauses mit Hintertür und einem kleinen, ganz spinnenverwebten Kammerfensterchen hoch an der Wand. Neben der Tür Bank ohne Lehne. Der Garten mit verwilderten Beeten zieht sich nach hinten bergan, eine Hecke schließt ihn ab. Kahle Berge im Hintergrund mit winzigen Äckern. Sonnenblumenstauden im Garten; auf einem Busch trocknen zerfetzte Windeln.

Auf der rechten Seite niedrige Mauer mit Pforte, an der entlang ein Gäßchen hinan zu den Äckern führt. Innerhalb des Gartens, in der Mauer dicht bei der Pforte — so daß die durch diese Eintretenden daran vorüber müssen — in einer kleinen Nische eine Muttergottesfigur, ein Drahtgitter ist davor. Es stecken Blumen am Drahtgitter. Mauer und Pförtchen sind umbuscht,

aber nicht so dicht, daß man nicht die durchs Gäßchen bergan Gehenden stellenweise sehen könnte, wenigstens Kopf und Schultern.

Keine der durch die Pforte eintretenden Frauen vergißt, beim Vorübergehen sich flüchtig vor der Muttergottes in der Nische zu bekreuzen.

Praller Sonnenschein. — Zur Seite steht ein Kinderwagen.

Kathrein Densborn (erscheint an der Gartenmauer rechts).
(scharf): Tag zusammen!

Schneider
(zusammenfahrend): Die Schneidersch?!

Pittchen
(der sie sieht): Wat gefällig? Nur näher, Frau Densborn.

Kathrein Densborn
(mit einem Rechen über der Schulter, sich erst vorsichtig nach rechts und links umsehend): Mer weiß doch nit — bei jetziger Zeit — mer is gleich übler Nachred' ausgesetzt. (Geschmeichelt.) Aber dat Ihr meine Stimm so kennt?

Schneider
(brummend): En Stimm wie en Trompet.

Pittchen
(galant): Aber wie eine aus Silber. (Zur Densborn.) Eure Stimm' kenn ich aus tausend heraus.

Kathrein:
Ich bin auf'm Weg nach'm Acker zu gehn. Ich mußt hier vorbei. Da wollt ich doch fragen, ob Ihr mein Herrgöttchen fertig habt? Et fehlt mir so in der Stub. (Zu Schneider.) Die Bein waren ihm abgebrochen.

Schneider
(ärgerlich): Och, der tut ja nix. Der liegt auf der Bank und denkt sich Geschichten aus. (Zu Pittchen, der aus vollem Halse lacht.) Lacht nit! Euer dreckig Lachen.

Kathrein:
Et steht ihm aber ganz gut. Seid Ihr doch nit so verdrießlich.

Schneider:
So en Lauskerl, so en Faulenzer, Aufschneider, Lügenmaul! Von en paar Monat her is er uns noch Bier und Appelwein schuldig.

Pittchen
(die zerrissenen Taschen nach außen kehrend): Ich hab keinen Pfennig.

Kathrein
(zu Schneider): Geht, geht nur, schimpft nit so. Ich bring' die Sach in Ordnung. Geht, grüßt Eure Frau. Geht doch. (Schiebt ihn zur Tür.)

Schneider
(im Abgehen): Zwei Taler und zwei gute Groschen. Erzlügener! Aber wart, wenn die Schneidersch kömmt! (Ab durchs Haus.)

Pittchen
(lachend hinter ihm drein): Vor dem Teufel im Unterrock bin ich nit bang.

Kathrein
(am Kinderwagen): En schön Kind. En wunderschön Kind. Euch wie aus'm Gesicht geschnitten. (Kitzelt das Kind.) Kß, kß — lach doch emal — kß, kß.

Pittchen
(sie zurückzerrend): Seid Ihr toll? Meine Arm sind mir noch lahm. Nu schläft et endlich. Zwei Stunden hat et diesen Morgen in eins fort geschrien.

Kathrein:
War Eure Frau denn nit da?

Pittchen
(die Frage absichtlich überhörend): Euer Herrgöttchen is noch nit fertig, Frau Densborn.

Kathrein:
Ich komm morgen wieder.

Pittchen:
Nä, nä, morgen bin ich auch noch nit so weit.

Kathrein:
Dann komm ich übermorgen.

Pittchen:
Ihr kommt umsonst. Ich hab zu viel zu tun. Ich will et Euch wissen lassen, wenn et so weit is.

Kathrein:
Nä, Ihr laßt mich zu lang warten.

Pittchen:
Auf wat mer lang warten muß, dat gefällt einem nachher doppelt gut. (Blinzelt sie an.) Nit wahr, Frau Densborn?

Kathrein
(schmunzelnd): Ihr seid einer! Aber hört, Pittchen, wat habt Ihr denn mit dem Schneider? Die Frau is en Drachen. Ihr dürft dem Volk nix schuldig bleiben. Zwei Taler und zwei gute Groschen — ich streck se Euch vor. Kommt diesen Abend, holt se Euch ab.

Pittchen:
Merci, Ihr seid sehr freundlich, aber —

Kathrein:
Dat wär ja noch schöner, wenn die Euch täten verklagen. Die Lumpenbagasch! Ihr müßt se bezahlen, gleich.

Pittchen
(sich zierend): Nä, ich kann dat nit annehmen. Et geht mir wider die Ehr. Geld borgen? Nä. Et würd' mich ewig beschämen.

Kathrein:
Ihr seid sehr ehrenwert. Aber borgen is doch nit unrecht getan. Ich sag et auch niemand. Ob et nu bei mir im Strumpf zu unterst im Bett steckt, oder ob Ihr et Euch da holt, dat weiß doch keiner. Ihr könnt mir dafür ja manchmal wat zu Gefallen tun. Et is so schwer für en einsame Frau. Wenn ich et recht bedenk, mer hat 'nen Mann und hat doch keinen. Kommt Ihr diesen Abend?

Pittchen:
Hm. Ich will Euch wat sagen, diesen Abend — hm ich weiß et nit genau, ob ich grad diesen Abend abkommen kann. Aber wenn Ihr so freundlich sein wollt und schickt mir vorerst dat Geld her, dann — (leiser): laß ich Euch Bescheid sagen, wann Ihr mich erwarten könnt.

Kathrein
(auch leiser): Laßt et mir nur gleich retour sagen. (Lehnt sich an ihn.) (Räuspern vom Mauerpförtchen her.)

Kathrein
(erschrocken): Wer is da?
(Trautchen Steffes, mit Rechen über der Schulter, tritt auf.)

Trautchen.
Entschuldigt! Ich stör' wohl bei der Unterhaltung? Mein Gott, Ihr seid et, Frau Densborn? Ich denk, hinterm Busch steckt ein Liebespaar. (Lacht.) En Unterschied!

Kathrein
(giftig): Ihr tät' auch besser, vor Euer Tür kehren. Ich komm nur wegen meinem Herrgöttchen, die Bein waren ihm abgebrochen. Aber Ihr — war't Ihr et nit, die gestern abend hier am Mäuerchen längs gestrichen is? Wie en Katz, die im Mondschein nach'm Kater mauzt. Schämt Ihr Euch nit, Ihr mit Euren Fünfen?!

Trautchen:
Ihr habt ihrer Sieben.

Kathrein:
In Zucht und Ehr. Wer weiß, ob jede dat sagen kann, wenn se sieben hat.

Trautchen:
Mer kennt Euch schon, Ihr wißt ja nix Besseres, als andren die Ehr abschneiden, Ihr scheinheilige Frauensperson.

Kathrein
(höhnisch): Ihr schleckrige Katz! Ich will Eurem Mann en Briefchen schreiben, dat der sich nit hinter den Spiegel steckt.

Trautchen
(in Wuttränen ausbrechend): Ihr Lästermaul, Ihr Verleumderin!

Kathrein:
Kuck einer an, wie der kleine Dreikäsehoch sich bosen kann!

Trautchen:
Ihr Hopfenstang. (Rafft ihren Rechen auf, geht mit ihm gegen die Densborn an. Kathrein Densborn hebt den ihren auch.)

Pittchen
(der inzwischen, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend auf und ab geschritten ist, sich dazwischen stellend): No gemach! Seid nit zu lebhaft bei dem Diskurs.

Trautchen
(ihren Rechen fallen lassend): Gebt et ihr, gebt et ihr tüchtig. Ach, ich arm schutzlos' Frauensperson. Ich bitt' Euch, Pittchen, nehmt Euch meiner an. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Pittchen
(zu Kathrein): Hört! Wurdet Ihr da nit gerufen? Ganz deutlich: Frau Densborn! Von der Straß' her. Wer weiß denn, dat Ihr hier bei mir seid?

Trautchen:
Ich hört schon einmal rufen.

Kathrein:
Jesses ja, dat is doch unleidlich, kein Minut hat mer Ruh! (Zu Pittchen.) Also et bleibt bei der Übereinkunft: ich schick et Euch noch her diesen Nachmittag, und ich krieg dann Bescheid. (Hebt den Finger.)

Pittchen
(Hand aufs Herz legend): Ganz zu Diensten, Frau Densborn.

Kathrein
(mit einem wütenden Blick auf die Steffes ab): Nehmt Euch in acht! (Pittchen gibt ihr das Geleit bis ins Haus.)

Trautchen
(als er zurückkehrt): Is se nu weg, die alte Schatehk?

Pittchen:
Huh, mich friert et.
(Beide lachen aus vollem Halse.)

Trautchen:
Wenn so en Alte Feuer fängt, die knackt wie dürr Holz.

Pittchen
(ihre Wange tätschelnd): Et kann ja nit jede so muggelig sein.

Trautchen:
Ich bin so frei, ich setz mich en bißchen.

Pittchen
(setzt sich neben sie auf die Bank, umfaßt ihre runde Taille): Und hier herum seid Ihr doch so schlank wie en Weidengert.

Trautchen:
Wir hatten diesen Mittag Kabbes mit Speck, sonst wär' ich noch schlanker.

Pittchen:
Ha!

Trautchen:
Euch läuft ja dat Wasser im Mund zusammen.

Pittchen:
Wenn ich Euch anseh.

Trautchen:
Och Ihr! Ihr versteht et, für't Herz wat zu sagen. Ach, mer sehnt sich nach Ansprach.

Pittchen
(ihren Hals tätschelnd): Kabbes mit Speck is mein Leibgericht.

Trautchen
(schmollend): Ihr denkt immer an't Essen.

Pittchen:
Meine Augen können sich nit satt an Euch sehn. Ich hab noch nix gegessen.

Trautchen:
Ihr habt noch kein Mittag gekriegt? O so en Person! Sie läuft weg. Wart, ich will Euch wat kochen. (Will ins Haus.)

Pittchen
(sie zurückhaltend): Et is nix im Schrank; kein Salz und kein Schmalz. Wir sind Kirchenmäus.

Trautchen:
En Sünd und en Schand, se läßt ihn hungern! Nä, da bin ich doch anders. Kommt bei mich essen diesen Abend, et is noch genug da. Die Kinder schlafen, (sich an ihn lehnend) ich wärm Euch wat auf, wir trinken des Bittburger Bier dazu —

Pittchen
(sie unterbrechend): Hört auf, ich halt mich nit länger. (Drückt ihr einen schallenden Kuß auf die Wange.) Kabbes mit Speck?!

Trautchen
(ihn auf den Mund küssend): Alles, wat Ihr wollt. (Sie umarmen sich.)
(Im Gäßchen Stimmen. Frauen und Mädchen ziehen wieder zu den Äckern hinauf. Beide prallen auseinander.)

Trautchen
(am Kinderwagen, absichtlich laut): Dat Kind is zu schön. Ich hab mein Lebtag noch kein so schön Kind gesehn.

Pittchen:
Und ganz wie der Pappa. (Schiebt den Kinderwagen ins Haus.) Ihr schreit et sonst auf.

Trautchen
(laut): Dann adje, grüßt Eure Frau. Et is mir arg leid, dat ich se nit angetroffen hab. (Leise.) Bis nachher.
(Ab. Schließt sich vorüberkommenden Weibern an.)
(Die Szene bleibt einige Augenblicke leer. Man hört drinnen das Kind

schreien. Pittchen stürzt heraus, reißt eine Windel vom Busch, stürzt damit wieder herein. Das Kind schweigt.)

(Nettchen Lamprecht tritt atemlos durch die Mauerpforte auf.)

Nettchen:

Ob sie noch drin bei ihm is? (Versucht in das Fensterchen zu gucken. Als sie in die Tür sieht, kommt Pittchen heraus.)

Pittchen

(nicht angenehm überrascht): Ach, Ihr seid et, Nettchen? (Wirft sich auf die Bank.) Ich bin ganz kaputt.

Nettchen

(eifersüchtig): Wer war denn eben da drin bei Euch?

Pittchen:

Ich war allein mit dem Jaköbchen.

Nettchen:

Die Densborn sagte doch zu mir: „Lauft, lauft, wat Ihr könnt, dann erwischt Ihr sie noch bei ihm." Die Steffes war hier. Och, dat ich doch so dumm war und hab Euch je geglaubt!

Pittchen:

Wenn mer glaubt, hat mer immer en Dummheit gemacht. (Mit Seufzer.) Mer sollte nix glauben.

Nettchen

(weinerlich): Hab ich dat wohl um dich verdient? Haste denn alles vergessen? Ach, ich unglückliche Kreatur! Mein Mann, der quält mich mit Eifersucht, er schlägt mich noch kurz und klein — die Weibsleut sticheln und werfen sich Blick' zu — die Densborn, die überständige Zwetsch, die sieht mich noch kein Minut und sie verzieht ihr falsches Maul freundlich und fragt mich so scheinheilig nach dem Toni. — Und du, du tust mit andern schön!

Pittchen

(bleibt ruhig liegen, gähnt nur ein paar Mal laut.)

Nettchen:

„Faulpelz, Lump, Filu, Halunk" — wie haben se all auf dich geschimpft! Jetzt heißt et anders: Pittchen hier, Pittchen da — überall Pittchen. O die falschen Weibsbilder, se sind all lecker nach dir. (Sich vor die Bank kauernd, ihn umschlingend.) Aber mir gehörste, mir!

Pittchen:

Ei freilich.

Nettchen:
Ich hab immer zu dir gehalten, nix auf dich kommen lassen.

Pittchen:
Ich weiß, ich weiß.

Nettchen:
Haste mich auch noch lieb?

Pittchen
(ihr über die Wange streichend): Du bist en lieb Nettchen.

Nettchen:
Kommste bald bei mich?

Pittchen:
Et is so riskiert. Wenn mich jemand tät sehen! Da hättste dann noch viel mehr auszustehn.

Nettchen:
O ich bin nit bang. Ich komm auch bei dich.

Pittchen:
Jesses nä, denk an meine Frau.

Nettchen:
Och die! Denkt die denn an dich? Die hält et doch mit dem Schandarm.

Pittchen
(aufspringend, Fäuste ballend): Wenn ich se antreff! Ich schlag beide tot. (Rennt hin und her.) Nä, dat lügst du. Et is nit wahr, es kann nit wahr sein. (Rüttelt sie.)

Nettchen
(weinend): Jesses, wat bin ich erschrocken. Huh, mach doch nit so Augen! Ich fürcht mich. (Verbirgt ihr Gesicht.)

Pittchen:
Du kannst ja nix dafür. Nä, nä, sei nit bang. Komm, Nettchen, sag, dat et nit wahr is.

Nettchen
(eingeschüchtert): Se sagen et aber doch all.

Pittchen
(zu lachen versuchend): Pah, se sind ihr all neidisch.

Nettchen:
Du mußt dich nit grämen. Kuck, ich bin dir treu. Sag, wann kommst du bei mich? Diesen Abend?

(Pittchen schüttelt verneinend.)
Morgen abend?
(Pittchen nickt stumm bejahend.)
Ach ja, morgen abend! Wat ich mich freu! Dann zeig ich dir auch den Toni. En hübscher Jung, en goldiger Jung. (Verschämt.) Er is dir wie aus'm Gesicht geschnitten.

Pittchen:
Dat dacht ich mir schon.

Nettchen:
Et is zu abscheulich vom Lamprecht; den andren Kindern bringt er immer wat mit, er schickt ihnen als auch — der Toni kriegt nie wat. Und er hätt doch en neu Kittelchen so arg nötig. Und en Paar Schuhcher. (Sieht Pittchen von der Seite an; als er nichts sagt:) Ich würd ihm so gern auf der Herbstkirmeß zu Oberkail wat kaufen. Er muß barfuß gehn. Hast du nix für den Jung?

Pittchen:
Et is ja noch ein Weil bis zur Kirmeß hin.

Nettchen
(bittend): Pittchen! Dat arme Kind!

Pittchen:
Ja, ja, ich versprech dir — ja, en Kittelchen — en paar Schuh — quäl mich nur jetzt nit. Ich hab Kopfweh. Au, wat rumort mir dat im Schädel.

Nettchen:
Du siehst auch ganz blaß aus. Och, wat freu ich mich, wenn du morgen abend bei mich kömmst. Dann wollen wir et uns aber gemütlich machen. Wir schwätzen von alter Zeit.

Pittchen
(sich losmachend): Nu geh aber, Nettchen, geh, et könnt jemand kommen.

Nettchen:
Du erwartest wohl en andre?

Pittchen:
Da sei Gott vor.

Nettchen:
Noch einen Kuß! (Er küßt sie.)

Nettchen:
Noch einen! (Er küßt sie wieder, drängt sie aber zugleich in den Hauseingang.)

Pittchen:
Geh, geh, ich hör Stimmen im Gäßchen. (Man hört Mädchenlachen.)

Nettchen
(zärtlich): Bis morgen denn! (Ab durchs Haus.)

Pittchen
(wischt sich den Schweiß): Donnerwetter, en Hitz! (Wirft sich der Länge nach auf die Bank.)

— —

Tina
(mit Lachen hereinhüpfend): Ausgeschlafen, Pittchen? Bei Euch geht et wie im Taubenschlag. Die Densborn, die Steffes, die Lamprecht — (Naserümpfend.) Puh! (Setzt sich ihm auf den Schoß.) Ich mach kein lange Ausred, ich sag: da bin ich.

Pittchen:
Wo haste denn deine zwei Freundinnen gelassen — (besorgt) die kommen doch nit?

Tina
(ausgelassen): Ausgeritscht bin ich denen, heidi! Freundinnen?! Weibsleut sind keine Freundinnen mehr, wenn et um en Mannsbild geht.

Pittchen:
Klug biste.

Tina:
Ihr seid auch nit dumm. Dumme Leut sind auch langweilig. Den Schafskopf, den Laufeld, den heb ich mir auf für später emal. Euch mag ich leiden.

Pittchen:
Feuer haste im Leib, aber — aber — (kratzt sich den Kopf) ich bin so jung nit mehr.

Tina:
Sechzehn bin ich. Ich wett, Ihr seid doppelt so alt. Aber ich wär mit Euch noch en besser Gespann wie Ihr und die schöne Zeih.

Pittchen:
Schön bist du auch.

Tina:

Wat nutzt mir dat? Wir haben keine Burschen hier, die dat sehen. (Kokett.) Gefall ich Euch?

Pittchen:

Wenn eine sechzehn is und hat solche Augen im Kopp, die soll wohl gefallen.

Tina:

Nä, Euch mein' ich. Ob ich Euch gefall?

Pittchen

(geschmeichelt): Dat hätt ich nie gedacht, dat noch so 'ne ganz Junge nach mir kucken tät.

Tina

(drängend): Gefall ich dir?

Pittchen

(sich erwärmend): Ob du mir gefällst!

Tina

(ihn küssend): Da haste 'n Kuß. (Küßt ihn rechts und links.) Küß mich wieder, sonst küß ich dich.

Pittchen:

Ha, nur Luft laß mich kriegen, du küßt mich ja tot.

Tina:

Gelt, ich kann gut? O, ich kann noch besser, wenn du mit mir tanzen gehst. Führste mich zur Kirmeß nach Oberkail?

Pittchen:

Ich weiß noch nit, ob ich hingeh.

Tina:

Du weißt noch nit? Ich sag dir: du weißt. In deinen Augen sieht mer et ja, da sitzt heimlich die Luft drin. Du gehst mit mir. Hei, du hast emal 'nen jungen Schatz. Deine Augen funkeln. Pittchen, wie alt biste? Du bist noch jung — jung — hei, wat wollen wir lustig sein, du bist zwanzig Jahr.

Pittchen

(sie nur noch schwach abwehrend): Hör auf mit dem Unsinn.

Tina:

Schenk mir en Kett, für um den Hals zu tun. Schöne blaue Perlen.

Ich muß mich doch fein machen, wenn ich mit dir geh. Oder haste kein Geld?

Pittchen

(lacht): Geld —?! (Fährt in die Tasche, läßt einen Taler sehen, den er rasch wieder einsteckt.)

Tina

(drauf losfahrend): Den schenkste mir. Pittchen, ich mach mich auch schön — ach, schenk ihn mir doch — mir, mir!

Pittchen:

Da haste ihn. Brauchst mich gar nit so drum zu bettelen. Wenn mer hat, schenkt mer gern. Et macht Pläsier.

Tina:

Und du kaufst mir doch auch noch wat andres, gelt? En Schürz, en Paar Ohrring, ich fahr Karussell?

Pittchen

(der breitbeinig dasteht, die Hände in den Hosentaschen): En Schürz, en Paar Ohrring, du fährst Karussell.

Tina:

Ich hab dich freßlieb! (Springt ihm an den Hals.)

Pittchen

(zurückfahrend): Au, wilde Katz, du beißt, wenn du küßt. Vor dir kriegt mer ja Angst. (Läuft ins Haus.)

Tina

(ihm nachlaufend): Ich freß dich auf mit Haut und mit Haar.

(Die Szene einige Augenblicke leer.)

(Gendarm und Zeih, Pittchens Frau, treten im Gäßchen auf.)

Zeih

(vorsichtig die Pforte öffnend): Nu geht aber, geht zurück. Wenn mein Pittchen Euch sieht!

Gendarm:

Ich werde mich doch vor dem nich genieren. Pah, Euer Mann! Ein Schlapjeh ist der.

Zeih:

Wenn Ihr mich lieb habt, geht, sonst krieg ich et arg. Ihr glaubt nit, wie der sein kann! Mich tät er prügeln, Euch brächt er um.

Gendarm
(sich ängstlich umsehend): Na, Euch zuliebe. (Man hört ein Geräusch. Zusammenfahrend.) Ich geh schon, geh schon. (Im Abgehn, martialisch.) Wer bei Spichern und Weißenburg mit hat gefochten, der fürchtet sich nicht. Auf Wiedersehn, schöne Frau! (Wirft ihr eine Kußhand zu, rasch ab.)

Zeih
(hinter ihm drein rufend): Vergeßt nit, nächsten Sonntag. Ich sag, ich geh in die Kirch. Und Sonntag über acht Tag — Kirmeß — ich find schon en Ausred. Ihr trefft mich doch da? Herr Schandarm! Er is schon weg. (Wirft unmutig die Pforte krachend hinter sich zu.)

Pittchen
(den Kopf aus der Tür steckend): Kotzdonner, wer kommt denn schon wieder gerannt — (Verwirrt.) Ah, du bist et, Zeih!

Zeih
(mit schlechtem Gewissen): Sei nit bös, dat ich so spät komm, ich —

Pittchen
(auch mit schlechtem Gewissen): Och, dat macht ja nix.

Zeih:
Ich will dir auch gleich Kartoffeln kochen.

Pittchen:
Nä, nä, ich bin satt.

Zeih:
Und dem Kind wat geben.

Pittchen:
Laß dat nur schlafen. (Will sie verhindern, ins Haus zu gehen.)

Zeih:
Warum läßte mich denn nit herein?

Pittchen
(immer verwirrter): O doch — gleich — warum nit.

Tina
(erscheint lachend): Darum nit.

Pittchen:
Verflixter Racker!

Tina:
Ihr solltet nit merken, Frau Miffert, dat ich ihn besucht hab. Ihr seid Eurer Weg gegangen, ich hab ihn getröstet derweil.

Pittchen
(verlegen): Glaub doch nit den Unsinn. Wat zum Flicken hat se gebracht.

Zeih
(ihr freundlich die Hand reichend): Tag, Tina.

Tina:
Wie geht et, Frau Miffert? Gut amesiert? (Droht ihr mit dem Finger.) Geht Ihr auch auf die Kirmeß Sonntag acht Tag? Euer Mann führt mich hin.

Pittchen
(verdrießlich): Ich denk gar nit dran.

Tina:
Ihr habt et versprochen.

Pittchen
(zu Zeih, schnell): Glaubt et doch nit.

Tina:
Ätsch, wat er en Angst hat! Ich lach mich halb tot. (Ihn fassend.) Ihr geht mit mir hin.

Zeih:
Dann geh ich auch hin.

Pittchen
(auffahrend): Mit mir gehste hin.

Zeih:
Du hast ja en andre, ich denk gar nit dran.

Pittchen:
Aha, hab ich dich: Mit dem Schandarm willste gehn. O ich weiß et. Mit dem Laff, mit dem Aff. (Aufstampfend.) Ich leid et nit.

Tina:
Und Perlen will er mir kaufen — en schöne blaue Kett'! Ha, und noch so viel!

Zeih
(stutzend): Wat, Perlen?! Und mir kauffte nix? Mir, deiner Frau? Ach, ich hätt' auch so gern en schöne Halskett'! En Kleid haste mir

versprochen, schon lang. „Alles, wat du willst" haste gesagt auf Peter und Paul — nu is et Herbst und ich hab noch nix. Und kein Pläsier soll ich haben; nit emal aus'm Haus gehn. Auf den Schandarm schimpfste — nix gönnste mir — und der is doch so artig.

Pittchen:
Red mir nit von dem Kerl. Dat macht mich ganz toll.

Zeih:
Geh du mit der Tina, ich geh mit dem. Ich seh et ni ein, dat ich zu Haus sitzen soll.

Pittchen
(wütend): Du gehst nit mit ihm.

Zeih:
Einer andren kaufste en blaue Halskett', ich muß in Lumpen gehn. Kuck her, is dat wohl en anständig Kleid? Armselig Kattun. Für andre haste Geld, ich krieg keinen Pfenning. (Weint.)

Tina
(zu Pittchen): Kauft ihr doch auch wat. Ich bin nit neidisch.

Pittchen
(zu Zeih): Wein nit, ich — ich — du hast recht, ja, du bist die erste dazu. Zeih, natürlich, du kriegst wat Schönes, wat Wunderschönes. Keine andre hat so wat Schönes wie du. Wat willste? Du brauchst et nur zu sagen. (Schlägt an seine Taschen:) Ich kauf et dir. (Sich steigernd.) Kleider von Seide, von Sammet, mit Perlen bestickt — en Schloß auf'm Berg, mit Springbrunnen drum, die Betten von Damast, die Möbel vergoldet — du fährst in der Kutsch, sechs Rappen voran — et is mir en Kleines. Meine schöne Zeih! (Reißt sie an sich, küßt sie wild ab. Wie im Rausch.) Willste die Sonn' vom Himmel? Ich kauf se dem Herrgott ab, du kannst se kriegen.

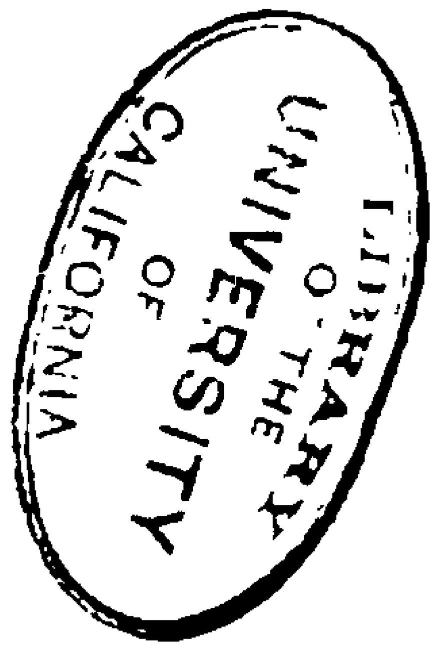
Zeih:
Kaufste mir wirklich en schön wollen Kleid? En blaue Halskett'? Und auch sonst noch wat? (Er nickt jedesmal stumm. Zeih sich an ihn schmiegend.) Mein Pittchen, dann geh ich auch mit dir hin.

Leis und Brun
(vom Gäßchen hineinstürmend): Tina, Tina!

Leis:
Du falsche Schlang!



Die Lionardo da Vinci zugeschriebene
Wachsbüste der Flora
im Berliner Kaiser Friedrich-Museum
(Zum Aufsatz von Frida Schottmüller)


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Brun:
Wart, dat tränken wir dir noch ein.

Tina
(lachend): Haltet euch dran, haltet euch dran, dann kommt ihr auch noch mit. Jede nimmt, wat se kriegen kann.
(Tina faßt Pittchens linken Arm, Zeih seinen rechten. Leis den einen Rockschoß, Brun den andern. Alle lachen.)

Tina:
Unser Pittchen soll leben.

Alle:
Hoch, hoch, hoch.
(Jauchzen.)

Ein Kind
(aus dem Hausflur tretend): Mit Verlaub, is der Herr Pittchen zu Haus?

Pittchen:
Ruh doch, ihr Weiber! 'nen Augenblick. (Sich losmachend.) Ja, hier is dat Pittchen.

Kind:
Mein Mutter schickt mich: en schönen Gruß und hier wär dat Geld. Und Ihr sollt mir auch sagen, wann Ihr heute kommt.

Pittchen
(das Geld in der Hand, sich einen Augenblick besinnend, dann mit Laune): Kind, geh heim bei dein Mutter. En schönen Gruß, et wär mir heut abend nit möglich — leider! (Gibt das Geld zurück.) Merci für dat Geld — ich hab et jetzt nit mehr nötig. Ich — — (Zögert, sieht wie suchend umher, dann rasch und sich dabei in die Brust werfend wie ein Sieger.) Ich hab geerbt!

Die Weiber
(kreischen erstaunt auf, dann jubeln sie): Pittchen, unser Pittchen! (Er umfängt die sich dicht um ihn Drängenden mit beiden Armen.)

Vorhang.

Frida Schottmüller:
Der Kampf um die Wachsbüste

Im Märchen von des Königs neuen Kleidern hat Andersen ein anschauliches Gleichnis für das Problem der Massensuggestion geprägt. So alt das Thema ist, so sehr aktuell ist seine jüngste Variante: der Streit um die lionardeske Büste im Kaiser-Friedrich-Museum. Denn wer sie bald nach ihrer Ankunft im Direktorenzimmer und später in dem Saal der italienischen Bronzen sah, war von der erstaunlichen Qualität dieses einzigartigen Kunstwerks und seiner malerischen Schönheit überrascht, und ebenso wenig wie bei Correggios Leda oder den Pergamenischen Altarreliefs hat man damals das sehr Fragmentarische der lädierten Schulter und fehlenden Unterarme oder die Restaurierung im Gesicht (die Risse sind hier mit einem heißen Instrument geschlossen und dadurch ist an einigen Stellen das letzte Zarteste der Oberfläche verletzt) oder die aufgefrischte Mantelfarbe als wirkliches Hindernis fürs künstlerische Genießen angesehen.

Dann aber — als ein Auktionator von Southampton die Schreckenskunde in die Times lancierte, die von Berlin erworbene Büste sei keineswegs ein Bild der Renaissance, vielmehr von dem Southamptoner Bildhauer Lucas von etwa 1850, — erkannten plötzlich die Besucher des Museums — und Sensationsnachrichten pflegen sehr viele anzuziehen —, daß die wächserne Göttin „zweifellos modern" sei, zum mindesten der Kopf war aufgesetzt. Nur ein paar Eigenbrödler erklärten sich fürs achtzehnte Jahrhundert oder für das Empire. — Es war kein Zweifel, Bode und Friedländer, die besten deutschen Kenner, die gemeinsam die Büste in London gesehn, waren diesmal „düpiert", nicht minder die Sachverständigen-Kommission, die den Ankauf bewilligt, wie auch der englische Kunstgelehrte Herbert Cook, der vor dem Verkauf der Büste nach Berlin den engen Zusammenhang mit lionardesker Kunst (im Burlington Magazine, Mai 1909) betont hat. Man sah in der Büste jetzt nur ein zu teuer erworbenes Kuriosum; all ihre Schönheit wurde plötzlich vom „unbefangenen" Kunstliebhaber nicht mehr gesehen.

Geschieht es heute? Oder haben wir noch immer einen Splitter von jenem Zauberspiegel in dem Auge, der jedes schöne Ding häßlich erscheinen läßt? Ich fürchte ja. Denn die angeblichen Beweise gegen die Echtheit müßten lange in ihrer Brüchigkeit erkannt sein, und von zu hohem Preis

zu reden, ist nach der Lanna-Auktion bei Lepke einfach lächerlich — aber man hat sich eingewöhnt, die Büste anzuzweifeln. Darum seien hier die Angriffspunkte und Gegengründe noch einmal referiert, und danach sei versucht, die künstlerische Qualität, das heißt das Wesentliche der Vielgeschmähten zu begreifen.

Cooksey, der Auktionator, behauptet nämlich, sein Freund Richard Cockle Lucas — ein Prachtwerk über diesen großen Unbekannten wird hoffentlich den „Weihnachtstisch" erfreuen — habe die Büste im Auftrag des Kunsthändlers Buchanan modelliert, nach der Kopie eines lionardesken Bildes, das heute bei Mr. Morrison in Basildon Park. Der Händler aber habe das Werk nicht akzeptiert (warum nur? so schlecht ist die Berliner Büste nicht!) und Lucas habe sie dann in seinem Garten aufgestellt, wo das englische Klima ihr übel mitspielte. — Nachträglich wurde als glaublicherer Wohnort ein Zimmer und ein teurer Glassturz von England her zugegeben.

Die Illustrated London News und das Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen haben Kopie und Bild bekannt gegeben, dazu die Photo der Berliner Büste und eine andere von ca. 1860, — angeblich nach demselben Werk, die sich in Lucas' Album befindet. Dies Blatt und das oben genannte Bild der Morrison Collection, das sind die Kardinalbeweise der Lucas-Hypothese. Sind sie denn wirklich in allen Punkten unanfechtbar?

Die Kopie nach dem Bild, das Lucas junior gefertigt, ist ganz erstaunlich schlecht und oberflächlich und diese — nicht das Original soll Lucas des Älteren Vorlage gewesen sein. Sein Album beweist nun, daß seine ganz unselbständigen Werke im unmittelbaren Anschluß an berühmte Meisterwerke (die Antike, Rembrandt, Canova) entstanden sind. Hier soll er nach einem faden, jeder Innenmodellierung baren Machwerk einen herrlichen Frauenkörper, ein Profil, eine Haarmasse von überraschender Schönheit geschaffen haben. Diese Annahme ist so wahrscheinlich, wie jene Eintagsfliegen-Hypothese vom letzten Jahre, die ein lebensgroßes, besonders gutes Frans Hals-Porträt in einer amerikanischen Sammlung für Fälschung erklärte; Vorlage sollte ein Köpfchen im wenig guten Trinkerbild von Dirk Hals im Louvre gewesen sein, und man weiß doch, daß Dirk den Vater häufig kopiert hat. — Der Trugschluß ist hie und da der gleiche. Man könnte von einer Duplizität der Ereignisse reden. Auch damals war Bode der Angegriffene, der recht behalten hat.

Und der andere Grundpfeiler der Lucas-Hypothese: Die Photo in seinem Album? Der altmodische Lederband mit blanken Schließen birgt

nicht nur Werke des Southamptoner Lionardo, darunter trotz der „prüden Engländerinnen" pathetische Akte Canovaschen Stils, vielmehr auch Photos nach der Antike, nach Rembrandt, Domenichino und Ghibertis „Paradieses-Tür". Die Qualität der eignen Schöpfungen erscheint neben solchen „Kollegen" noch geringer, und treffen wir die Flora von Berlin in dieser Gesellschaft, ist gar kein Zweifel, daß sie mit den Laokoon, Antinous und Rembrandts Lazarus-Erweckung zu Lucas' „Vorbilder-Sammlung" gehörte, oder wie antike Reliefs vom Britischen Museum von ihm restauriert oder abgeformt worden ist. Schon wegen Technik und Material muß sie dem Eklektiker, der mancherlei Praktiken übte, wertvoll gewesen sein. Sein Eigentum war sie nicht, und ebenso wenig hat er sie geschaffen; sonst wäre sie mit seinen nachgelassenen Werken versteigert worden, sie wurde aber auf jener Lucas-Auktion zurückgestellt (das ist der offizielle Bericht des damaligen Auktionsgehilfen am Berliner Museum) und verblieb, ein Eigentum von Lucas Gönner, Lord Palmerston, im „Turm der Winde", der diesem gleichfalls gehörte. (Vielleicht kam die Büste durch Palmerstons Gemahlin, eine Cowper, an ihn, oder sie ist in Frankreich erworben; die Forschungen hierüber sind noch nicht beendet.) Zusammen mit dem romantischen Gebäude kam die Büste in Mr. Simpsons Besitz. Sein Dienstmädchen hat in der Times erklären lassen, daß damals von den Armen noch etwas mehr erhalten war. Die weiteren Schicksale der Flora sind bekannt.

Nun aber zurück zur Photo. Der Körper der wächsernen Göttin ist hier z. T. drapiert, mit Händen versehen und mit Blumen besteckt. Die Beleuchtung ist eine sehr merkwürdige, und nach dem Urteil von Fachmännern sind Positiv und Negativ in einigen Stellen sehr stark retouchiert. Ein einwandsfreies Dokument ist diese Photo nicht. Zu allem erscheint das ganze gröber, der Kopf ist ohne harmonischen Zusammenklang mit Hals und Körper, ja dieser scheint unter der Draperie gar nicht vorhanden. Wie löst sich das Rätsel? Wahrscheinlich liegt hier eine aus Abgüssen gefertigte Kopie unserer Flora vor; solche sind möglich, wie mir ein bekannter Berliner Bildhauer und Wachs-Sachverständiger, Herr Martin Schauß, nach eingehendem Studium der Büste gesagt; und um die Nähte, z. B. an der Halsgrube, zu verdecken, wurde das Untergewand ins Negativ hineingezeichnet. — Doch wie dem sei, die Photo hat die Unterschrift von Lucas' Hand „The Flora of Leonardo da Vinci", und stellte sie selbst die Berliner Büste dar, und nicht eine Kopie, würde sie einzig beweisen, daß sie im Turm der Winde zu Lucas' Vorbilder-

Sammlung gehört hat. Weiter nichts! — Und ebenso ist's ausgeschlossen, daß Lucas nach der elenden Kopie, die ihm der Sohn angeblich zu diesem Zweck gemacht, oder nach dem Morrisonschen Original eine Büste mit so viel feinerer Bewegung und so viel reicherer Innenmodellierung gemacht. Seine Skulpturen sind immer von sorgsamer, ja etwas kleinlicher Durchführung, die Flora aber ist nach der Angabe von Künstlern ganz aus dem Vollen geschaffen worden. So bleiben als letzte Belastung die Aussagen von Cooksey, Whitburn und Lucas junior, der angeblich die Büste mitgearbeitet, übrig. Dreiundsechzig Jahre verflossen seit der angeblichen Herstellung unserer Flora; kann damals nicht statt dessen die Restaurierung versucht worden sein? — Die Angabe über die Aufstellung in Wind und Wetter — dann wurde ein Schutzdach zugegeben — ist in ein Zimmer mit gläserner Vitrine verbessert worden. Ebenso waren die Angaben über die Versteigerung der Flora auf der Lucas-Auktion nicht richtig. — Als die angemeldeten Abgesandten des Berliner Museums zu Mr. Lucas kamen, stellte sich dort Mr. Cooksey als dieser vor und konnte erst allmählich zum Geständnis seiner Persönlichkeit gebracht werden. Der Beamte aus Berlin war angeblich in London „von der Lückenlosigkeit der Beweise für Lucas überzeugt". Er hat in Wahrheit das Gegenteil sehr deutlich ausgesprochen.

Doch endlich nun zur Büste selbst. Sie ist ja vielmehr eine Halbfigur, der heute nur die Unterarme fehlen (sie waren mit hölzernen Dübeln eingesetzt). Ein blauer Mantel und ein schmaler Schleier decken den linken Arm und ziehen sich außerdem unter dem rechten vom Rücken her nach vorn; die Falten sind gestrafft, denn die linke Hand hielt sie zusammen. Sonst ist die Statue nackt, und ihre vollen, doch nicht schwellenden Formen sind von harmonischer Schönheit. Sie sind von klassizistischer Glätte ebenso weit entfernt, wie von barockem Naturalismus oder von Rokoko-Süßlichkeit. Die rechte Schulter ist nach vorn geschoben, aber die rechte Hand mit Blumen, die einstens auf der linken Brust gelegen hat, schafft den Ausgleich in der Komposition, zur letzten Auswägung erscheint der Kopf ein wenig nach vorn gesenkt und leicht auf die rechte Schulter geneigt. Solche Anordnung stimmt mit der Komposition der stehenden Leda, mit der Halbfigur des Johannes Baptista im Louvre überein, und man wird sie als lionardesken Kontrapost aus seiner reifsten Zeit bezeichnen dürfen. In früheren Arbeiten ist er kaum jemals so ausgesprochen da. Hier aber sind die Richtungskontraste nahe zusammengeschoben und gehen doch in zartem Flusse ineinander über, daß die Bewegung einzig als Frei-

heit begriffen wird. Ganz anders bei Michelangelo, der die Kraftzentren betont hat und jede Bewegung gleichsam staut, daß der Kampf zwischen vorwärtsdrängender Kraft und lastendem Widerstand als Hauptmotiv erscheint. Und doch, so verschieden die künstlerische Wirkung bei den zwei größten Florentinern, ihr Kunstvermögen hat die gleiche Basis, ihre Auffassung von der Mechanik des Körpers, ihr Raumgefühl, auch ihr Verhältnis zur Antike ist verwandt. Und betrachten wir die Berliner Flora, sie entspricht in Bewegungsmotiv, in Formenbildung und Proportion der früheren Hochrenaissance. Die breiten Schultern, den gewölbten Torso, den schlanken, aber nicht mehr überlangen Hals treffen wir ganz ebenso beim großen lionardesken Bacchusbild im Louvre, und eine andere Ansicht der wächsernen Statue hat nahe Verwandtschaft mit der Madonna im Londoner Karton der h. Anna selbdritt. Hier kommt die runde, volle Schulterlinie mit den kleinen, hochangesetzten Brüsten und dem feinen Hals, das spitze Oval, die weiche Neigung des Kopfes ganz ähnlich vor wie in der Dreiviertelprofil-Ansicht der Flora von links her. Und nun der Kopf. Das goldigbraune Haar ist gescheitelt und schmiegt sich in breiten Wellen um Stirn und Schläfen; zwei kurze Strähnen (z. T. abgebrochen) fallen auf den Hals. Dem Hinterkopf aber legt sich die lockige Masse beinahe glatt an. Eine schmale Ranke liegt in diesen Locken, vorn teilen sie sich wie ein doppeltes Diadem; freilich die meisten Blätter und Blüten sind abgebrochen, nur eine Rose, die den Scheitel betont, ist da. Die Stirn ist ein ausgesprochenes Dreieck, wie bei dem Frauenbildnis der Galerie Liechtenstein, der Madonna im Epiphaniasbilde der Uffizien, dem Johannes und Bacchus in Paris. Überhaupt in der Bildung des Gesichts, der Brauen, der Nase ist dieser heidnische Gott der Flora besonders ähnlich.

Die Wachsbildnerei stand in Florenz schon vom Trecento her in Blüte, und Nachrichten aus der S. S. Annunziata beweisen einen ganz großen Betrieb, Aufgaben vom Umfang lebensgroßer Reiterbildnisse, die an den oberen Wänden der Kirche angebracht waren. Als künstlerischer Ausgestalter dieses Handwerks aber gilt Verrocchio, und in seiner Werkstatt hat der bekannte „ceraiuolo“ Orsino drei Wachsstatuen Lorenzo Medicis anläßlich seiner glücklichen Errettung aus der Pazziverschwörung gemacht. Es liegt nicht allzu fern, daß Lionardo in ebendieser Werkstatt mit der Wachsbildnerei vertraut geworden und seine „lächelnden Frauenbüsten in Ton“ mitunter in Wachs umgegossen hat.

Sie ist ursprünglich ganz bemalt gewesen, und das auch hat man

als Grund zum Zweifeln angesehn. Man dachte nicht an jene Rechnungen vom späten Quattrocento, in denen vom „depingere e colorire" der Wachs-Voti die Rede, und man vergaß Vasaris Kapitel über die Technik der Wachs- und Tonmodelle zu befragen. Denn ausdrücklich beschreibt der hier die alte Weise, die Wachsmasse durch Farbpulver zu tönen und die moderne der Bemalung mit sehr viel reicherer Farbenskala, die so lebensvoll wirke, daß Bildnissen in ihrer Art nichts fehle als nur die Sprache und der Geist!

Zu guterletzt einige Worte von jenen Untersuchungen im Museum, die den Zweiflern der stilkritischen Beweisführung zuliebe geschahen. Mit Röntgenstrahlen stellte man fest, daß die Büste innen mit Holz und mit Metall gestützt (was beides Vasari bei Wachsskulpturen empfiehlt) und mit weichen Massen nachträglich (vielleicht durch Lucas?) ausgefüllt wurde. Denn diese, ein Gemisch von weichem, z. T. schon vermoderten Stoff, pechartigem Wachs, Ton und Papier, stützen die eingesprungenen, dünnen Wandungen, obwohl sie kaum irgendwo mit der eigentlichen, hohlen Wachsbüste zusammengeschmolzen sind; sie sind kein ursprünglicher Bestandteil von ihr; ihre Verbindung müßte sonst unmittelbar sein. Als eine alte, von Anfang an vorgesehene Sicherung erscheint aber der Überzug von feinem weißen gipsartigen Stuck an der Innenwandung der Flora. Die chemischen Untersuchungen von Teilen der eigentlichen Wachsstücke ergaben ihre Verwandtschaft mit Gian Bolognas Modellen, sprechen somit auch fürs sechzehnte Jahrhundert. — Aber ist's nicht ein Armutszeugnis der Wissenschaft, nein ein Beweis für die Verständnislosigkeit der Kunstfreunde und ihrer Vorredner, daß solche Beweise gefordert werden, wo künstlerische Qualität und Cinquecentostil so unverkennbar sind?

Oscar A. H. Schmitz: Die deutsch-englische Spannung

Die Ursachen der augenblicklichen deutsch-englischen Spannung sind bekannt genug; England, die bisherige Alleinherrscherin der Meere, erblickt in Deutschland den gefährlichsten Konkurrenten; das aufstrebende, sich kommerziell ausdehnende Deutschland dagegen sieht sich überall von England gehemmt, das einige Jahrhunderte früher gekommen ist und die besten Plätze der Erde besetzt hat. Wir sind also Rivalen, das heißt bis zu einem gewissen Grade Gegner, das darf nicht verschleiert werden. Die Nervosität auf beiden Seiten kann nur aufhören, wenn wir den Tatsachen ins Auge sehen, uns damit abfinden und uns gegenseitig „fair play" gewähren. Ich bin mit vielen Deutschen der Meinung, daß zwar ein gewisser Gegensatz beider Völker unvermeidlich war, daß er aber zuerst durch Fehler des deutschen Auftretens die unerfreuliche Schärfe erhalten hat und jetzt durch englische Fehler genährt wird. Ich will in folgendem versuchen, die gleichberechtigten Nationalegoismen beider Völker einander gegenüber zu stellen, in der Meinung, daß Alt-England, die Weltherrscherin, sich mit der Existenz eines mächtigen, nicht mehr zu verdrängenden Deutschland, daß das junge aufstrebende Deutschland sich mit der durch Jahrhunderte erworbenen Übermacht eines noch lange nicht erschöpften Seevolkes neidlos abfinden muß. Ärger darüber ist auf beiden Seiten Kraftverschwendung. Rechnen wir kalt mit den Tatsachen, erwägen wir, was wir auf Grund vorhandener Kräfte erreichen und durchsetzen können, aber beschimpfen wir nicht die englische Weltmacht als Brutalität und kompromittieren wir unser eignes Streben nicht, indem wir als sein Ziel dieselbe Brutalität verkünden, die wir eben noch bei dem Gegner getadelt haben.

Als England die einzige große Handelsnation war, konnte sie den kühnen Schritt wagen, fremden Waren ihre Grenze frei zu geben, das heißt, zum Freihandel überzugehen. Auch das Deutsche Reich fing mit Freihandel an, aber heute zweifelt wohl niemand daran, daß erst durch Schutzzölle unsere Industrie zu dem werden konnte, was sie heute ist. Jetzt steht dieser gepanzerte junge Riese der entwaffneten, wenn auch noch

sehr lebensstarken, englischen Industrie gegenüber. Freihandel ist kommerzielle Abrüstung. Er mag nützlich sein, wenn alle Nationen ihn einführen, aber die Hoffnung Cobdens und Sir Robert Peels auf einen solchen einheitlichen Zustand hat sich als trügerisch erwiesen. Selbst die größeren unter Englands Kolonien, mit Ausnahme Indiens, sind durch Zölle gegen die Einfuhr des Mutterlandes geschützt. Nun ist bekannt, daß die deutsche Industrie die englische in rapidem Tempo von den Märkten des Kontinents verdrängt. Wenn Englands Ausfuhr dennoch im Steigen ist, so verdankt sie dies der wachsenden Aufnahmefähigkeit der Kolonien. Werden hier Konkurrenten dauernd fern zu halten sein, so lang ein freihändlerisches England den Kolonien keine Vorzüge zu gewähren vermag? Wenn es sich gegen das Ausland mit Zöllen verschließt, kann es diese den Kolonien gegenüber aufheben oder mildern und dadurch deren Handel vor dem anderer Völker begünstigen. Außer der Auslandskonkurrenz auf den kolonialen Märkten gaben die Selbständigkeitsbestrebungen der Kolonien, in erster Linie Kanadas, England zu Befürchtungen Anlaß. Die großzügige imperialistische Propaganda der letzten Jahre scheint hier bereits Wandel geschaffen zu haben, aber nur durch wirtschaftliche Vorteile, die das Mutterland durch Schutzzollpolitik gewähren könnte, wäre zentrifugalen Tendenzen dauernd entgegen zu arbeiten. Das Band mit den Kolonien, welche extreme Freihändler am liebsten aufgegeben hätten, mußte entweder reißen oder gestärkt werden. So wird die Zollpolitik, wie es einst vor der Gründung des Deutschen Reiches war, zur Basis des „Empire“. Würde aber einmal das Band mit den Kolonien reißen, dann träte „Little England“ an Einwohnerzahl selbst hinter Frankreich zurück, im Kriegsfall könnte dem Inselreich noch leichter als dem eingeengten Deutschland die Nahrungszufuhr abgeschnitten werden. „Little England“ würde höchstens noch den Rang Italiens einnehmen können. Wenn wir also billige Gegner sein wollen, müssen wir anerkennen, daß Imperialismus und Tarifreform nicht Eingebungen des Deutschenhasses sind, sondern England einfach vom Selbsterhaltungstrieb diktiert werden. Es bleibt ihm, seiner eigentümlichen Lage und Gestalt wegen, nur die Wahl zwischen Übermacht und Ohnmacht. Jeder patriotische Deutsche muß sich sagen: Wenn ich Engländer wäre, könnte ich selbstverständlich nichts anderes als Imperialist und wahrscheinlich nur Tarifreformer sein. Die Klammern nun, welche dieses über die Welt zerstreute „Empire“ zusammenhalten, sind die Schiffe. Ein Reich, das in fünf Erdteilen liegt, braucht, wenn es nicht verhungern will, eine Kriegsflotte, die mehr als

zweimal so stark ist, als die der zwei nächst schwächeren Mächte zusammen, denn es kann immer nur kleinere Teile seiner Flotte an eine Stelle konzentrieren, als die Länder mit weniger Kolonialbesitz. Den „Highway" zwischen London und Ceylon frei zu halten, ist eine andere Aufgabe, als die Strecke Berlin-München zu verteidigen.

Nun hat dieses Land eine liberale Regierung, die auf dem Freihandelprinzip beharrt und gleichzeitig ein fast sozialistisches Budget vorschlägt, um sich dauernd eine radikale Mehrheit zu sichern, der naturgemäß die sozialen Fragen höher stehen als die politischen des Empire. Unter einer solchen Regierung blicken die Engländer über den Kanal, und sehen zu, wie der junge Rivale weiter Schiffe baut, seine Industrie durch Zölle schützt, teilweise sogar „aggressive Zollpolitik" treibt, indem er die Märkte mit billigen Waren unter dem Inlandpreis überschwemmt, von keiner linken Majorität gehemmt. So phantastisch auch der Alpdruck einer deutschen Invasion sein mag, und so wenig vielleicht die führenden Kreise selbst an eine solche Möglichkeit glauben, so zitieren sie das Gespenst doch, um die Massen daran zu erinnern, daß ein Weltreich noch andere Interessen hat, als Sozialreformen und billige Marktpreise, wie sie der Freihandel zweifellos im Gefolge hat. Es ist also am Ende weniger unsere Aktivität schuld an der englischen Nervosität als das Gefühl, durch eine radikale Regierung gehindert zu sein, selbst eine ähnliche Aktivität zu entfalten.

Wie sieht es nun bei uns aus? Die Deutschen sind von Natur keine seefahrende Nation, nur ein geringer Teil der Bevölkerung ist mit dem Meer vertraut. Nun hat aber unser Handel und Kolonialbesitz eine beträchtliche Kriegsflotte nötig gemacht. Es war bekanntlich seinerzeit nicht leicht, diese Notwendigkeit dem Volke plausibel zu machen. Wir haben eine Flottenagitation erlebt, die nützlich gewesen ist, aber in ihren Formen ebenso unangenehm, als jene militärische Agitation, die augenblicklich England erlebt. Jetzt haben wir, resp. werden wir in kurzem eine sehr respektable Flotte haben. Der deutsche „Standard" (auch die stärkste Seemacht muß das Risiko fürchten, uns anzugreifen) ist damit erreicht. Sonst hätte England längst losgeschlagen. Wir müssen unsere kleine Küste, ein paar Kolonien und eine große Handelsflotte verteidigen können. Mehr aber brauchen wir nicht. So oft *ruhige* Fachmänner der Meinung sein werden, daß die Flotte unseren Bedürfnissen nicht mehr entspricht, wird die Regierung den Säckel der Steuerzahler offen finden, denn sie steht heute einem auf Weltpolitik orientierten Volke gegenüber.

Nun sieht und hört aber das Ausland bei uns seltsame Dinge. Einige sehr plastische Ausdrücke, Deutschlands Zukunft, Weltmacht, Seeherrschaft betreffend, sind in Europa geflügelte Worte geworden und haben keine geringe Unruhe hervorgerufen. Trotz so lautem Rufen entblößen wir durch unsere Uneinigkeit eine geradezu blamable Finanzlage. Alle Welt sieht, was für Opfer unsere Rüstungen kosten, und dennoch rüsten wir. Was bedeutet das? Nehmen wir dazu, wie bewußt sich England im Augenblicke seiner prekären Lage ist, liegt es da so fern, daß es diese Rüstungen auf sich bezieht? Mr. Balfour hat recht: Die englische Flotte ist Englands Lebensnerv, die deutsche Flotte ist nur eine unserer Kräfte. Wer Englands Flotte zerstört, sticht England ins Herz; wer Deutschlands Flotte zerstört, schlägt Deutschland nur ein wichtiges Glied ab. Das deutsche Rüsten und Lärmen wird dadurch für das Ausland so unheimlich, daß es allen realen Forderungen widerspricht. Wir brauchen kaum eine halb so große Flotte als England und könnten mehr neben unserem Heer nicht bezahlen. Was für Absichten hat also Deutschland? Das Ausland kann die sonderbare Psychologie der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht verstehen, weil diese alten, traditionenreichen Völker nicht an eine harmlose Naivität glauben können, welche die Existenz aufs Spiel setzt, um bunte Röcke glänzen und Schiffchen schaukeln zu sehen. Gewiß, wir mußten einst die Begeisterung nähren, als noch wenige Deutsche den Sinn der Weltpolitik begriffen, aber „die Geister, die ich rief, werd' ich nun nicht los." Uns ist das alles noch so neu, Flotte, Weltpolitik, etc. Es macht uns noch gar zu viel Spaß, den stärkeren Gegner wenigstens zu ärgern, und von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß wir ihm immerhin recht unbequem werden können. Das sind schlechte politische Manieren, die allerdings ihr Ziel erreichen, nämlich die Leute zu genieren, aber uns keine Achtung einbringen.

Wir haben noch keine politischen Traditionen, die uns erlauben, sachlich und „fair" den Gegner zu tarieren und anzuerkennen. Wir reden von englischer Frechheit und vergessen, daß wir gerade so anspruchsvoll, nur nicht so stark sind. Genau wie der Engländer, glauben wir, daß wir auf Grund größerer Rassetüchtigkeit das Recht haben, niedere Rassen zu beherrschen, und, wo wir Gelegenheit finden, tun wir es. Können wir es dem Engländer verargen, daß er es schon seit Jahrhunderten tut? Dafür sind wir doch eigentlich schon zu stark, daß wir solche Ressentimentsstimmungen in uns aufkommen lassen dürften.

Wollten wir die bare Wirklichkeit erkennen, so könnten wir uns

mit England über den Flottenbau verständigen. Unserer Würde schaden wir nicht. Wir haben in diesen vierzig Jahren gezeigt, wer wir sind. Für ein Land mit einer Armee wie der unserigen ist es keine Schande, die nun einmal nicht wegzuleugnende Überlegenheit Englands zur See neidlos anzuerkennen. Neidlosigkeit gegenüber dem Gegner heißt ja nicht Untätigkeit. Außerdem haben wir, wie heute alle verständigen Deutschen zugeben, zu laut geschrien, das können wir nur durch einen drastischen Beweis unserer wirklichen Friedensliebe wieder gut machen. Ferner sind unsere Rüstungen unnütz, — denn es ist tausendmal gesagt worden — wir ändern ja nur das absolute, nicht das relative Verhältnis. Zuletzt: wir können ja für unsere Nachgiebigkeit einen Preis verlangen, vielleicht Englands Verzicht auf das Kaperrecht, und wäre es nur, um die Welt zu überzeugen, wie wenig wir in diesem Spiel „Quantité négligeable" sind. Es ist einfach sinnlos zu sagen: Wir bauen ruhig weiter; mögen die Engländer tun, was sie wollen, wir lassen uns nicht hereinreden. Das ist reiner Anarchismus, wie er früher, ehe man sich auf Vereinbarungen einließ, in Handel und Industrie geherrscht hat. Daß wir uns nicht hinein zu reden lassen b r a u c h e n, ist ja doch so klar, daß jedes Betonen dieser Tatsache kindisch ist. Wenn aber durch eine solche Vereinbarung positive Resultate erzielt werden können, so sind wir hoffentlich klug genug, uns freiwillig zu verständigen, wie zwei Konkurrenten, die sich nicht gegenseitig ruinieren wollen. Wenn uns jetzt diese Einigung gelingt, werden wir von einem wahrscheinlich nahe bevorstehenden konservativen Kabinettswechsel Englands weniger zu befürchten haben. Freilich, zum Schutzzoll wird England vermutlich übergehen, das können wir nicht ändern. Fühlt es sich aber erst wieder geschützt, so werden Nervosität und Panik verschwinden, und es ist nicht abzusehen, warum es nicht mit seinen besten Kunden günstige Handelsverträge abschließen soll. England wird sich an den Gedanken gewöhnen oder hat sich bereits daran gewöhnt, daß neben einem blühenden Deutschland und Amerika seine ausschließliche Weltherrschaft dahin ist, aber es braucht im Falle einer Verständigung nicht mehr für seine Existenz zu zittern. Andererseits hat auch der Imperialismus verwundbare Stellen genug, — z. B. die relativ geringe Anzahl von Engländern — daß Deutschland und Amerika nicht zu fürchten brauchen, von ihm erdrückt zu werden.

Carl Ferdinands:
Traum in der Weihnacht

Ein Kinderlied

Drei Schimmel vor dem Wagen, der Kutscher ruft „Hüh!"
Schlaf wohl, liebe Mutter, bis morgen früh.

Husch geht es durchs Fenster und dunstige Nacht.
Da hat uns das Christkind ein Tor aufgemacht.

Hyazinthen und Tulpen und rankendes Moos
Und alles wie richtige Bäume so groß.

Dazwischen ein Christbaum im Kerzenschein,
Sein Wipfel wächst in die Wolken hinein.

Und drunter stehn tausend Tische und Bänke
Für alle Engel voll Weihnachtsgeschenke.

Das Christkind zieht mir ein Puppenkleid an
So schön, wie man's gar nicht kaufen kann,

Und setzt mich mitten unter die Gaben.
Maria soll mich zum Spielen haben.

Da klingelts, der ganze Himmel tritt ein,
Das ist eine Freude bei Groß und Klein!

Maria hält mich in Armen weich:
„Sag Püppchen, gefällt's dir im Himmelreich?"

„Im Himmel, im Himmel ist es wohl schön,
Doch Vater und Mütterchen kann ich nicht sehn!"

Da sinken die Wolken, da braust es wie Sturm,
Da fall ich, als fiel ich vom höchsten Turm.

Drei Schimmel vor dem Wagen, der Kutscher ruft: „Schluß!"
Da gibt mir meine Mutter den Morgenkuß.

Robert Breuer:
Das kunstgewerbliche Problem

Seit wenig mehr als zehn Jahren haben sich die Probleme, mit denen wir die Lebensvorgänge unserer Zivilisation einzukreisen suchen, um das des Kunstgewerbes vermehrt. Man könnte zunächst meinen, es handle sich hierbei im wesentlichen um eine zufällige und jedenfalls um eine ziemlich gleichgültige Erscheinung, um eine Frage des persönlichen Geschmackes oder gar der Mode. Du liebe Zeit, was diese sogenannten Propheten des Kunstgewerbes predigen, ist eigentlich kaum mehr als das Selbstverständliche; die Objekte, an denen sie exemplifizieren, sind beinahe immer die gleichgültigsten Dinge der Welt. Warum soll denn plötzlich ein Stuhl, ein Gewebe, eine Zimmereinrichtung oder selbst ein Wohnhaus die Basis oder gar das Ziel philosophischer Erwägungen, ethischer Forderungen und metaphysischer Problematik sein? Dinge, die in den Rayon der Frau gehören, oft in den des Dienstmädchens; Dinge, um die sich zu kümmern ein Mann, der als Industrieller, als Wissenschaftler oder als Gesetzgeber arbeitet, keine Zeit hat. „Kunstgewerbe" — ist das eigentlich mehr als potenzierte Holzbrandmalerei, ist das nicht die Atmosphäre der weiblichen Handarbeit? Es mangelt keineswegs an Stimmen, an Stimmen bedeutsamer Männer, die über alles, was Kunstgewerbe heißt, lächelnd hinwegsehen. Und dennoch handelt es sich um ein Problem, das ein Zentrum unserer Kultur darstellt, das Kräfte in sich bindet, die alle Schichten des wirtschaftlichen und des gesellschaftlichen Lebens durchdringen, um ein Problem, das bald nach dem Kaufmann, bald nach dem Handwerker, dem Künstler, dem Fabrikanten, dem Politiker, dem Manne der Tat, oder dem des Denkens gravitiert. Und sicherlich wäre die Bedeutung dieses Problems längst allgemein erkannt, wenn es nicht diesen engen und mit einem peinlichen Erbe beladenen Namen „Kunstgewerbe" trüge. Das klingt einigermaßen paradox und ist doch gar kein so seltener Fall: die Vokabel Kunstgewerbe scheint uns unglücklich und irreführend, ihr Inhalt aber dünkt uns von maßgebender Bedeutung. Solange es nicht gelang, für die Fülle der Erscheinungen, die wir meinen, wenn wir Kunstgewerbe sagen, ein zutreffen-

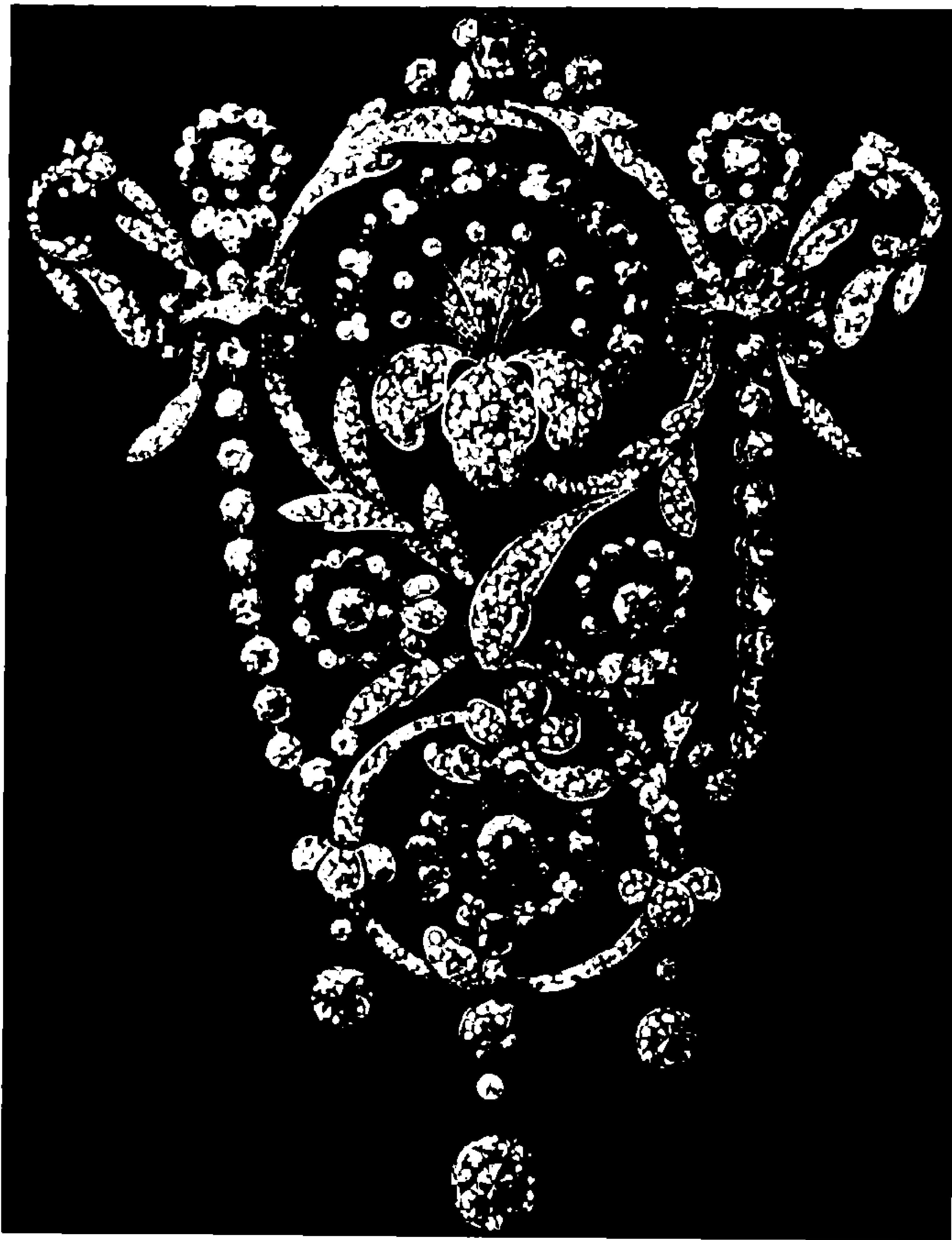
deres Wort zu finden, müssen wir uns bescheiden; wir wollen aber über diesem verbalen Notstand nicht vergessen, welche vielseitige Fragestellung unser Problem zuläßt, ja verlangt.

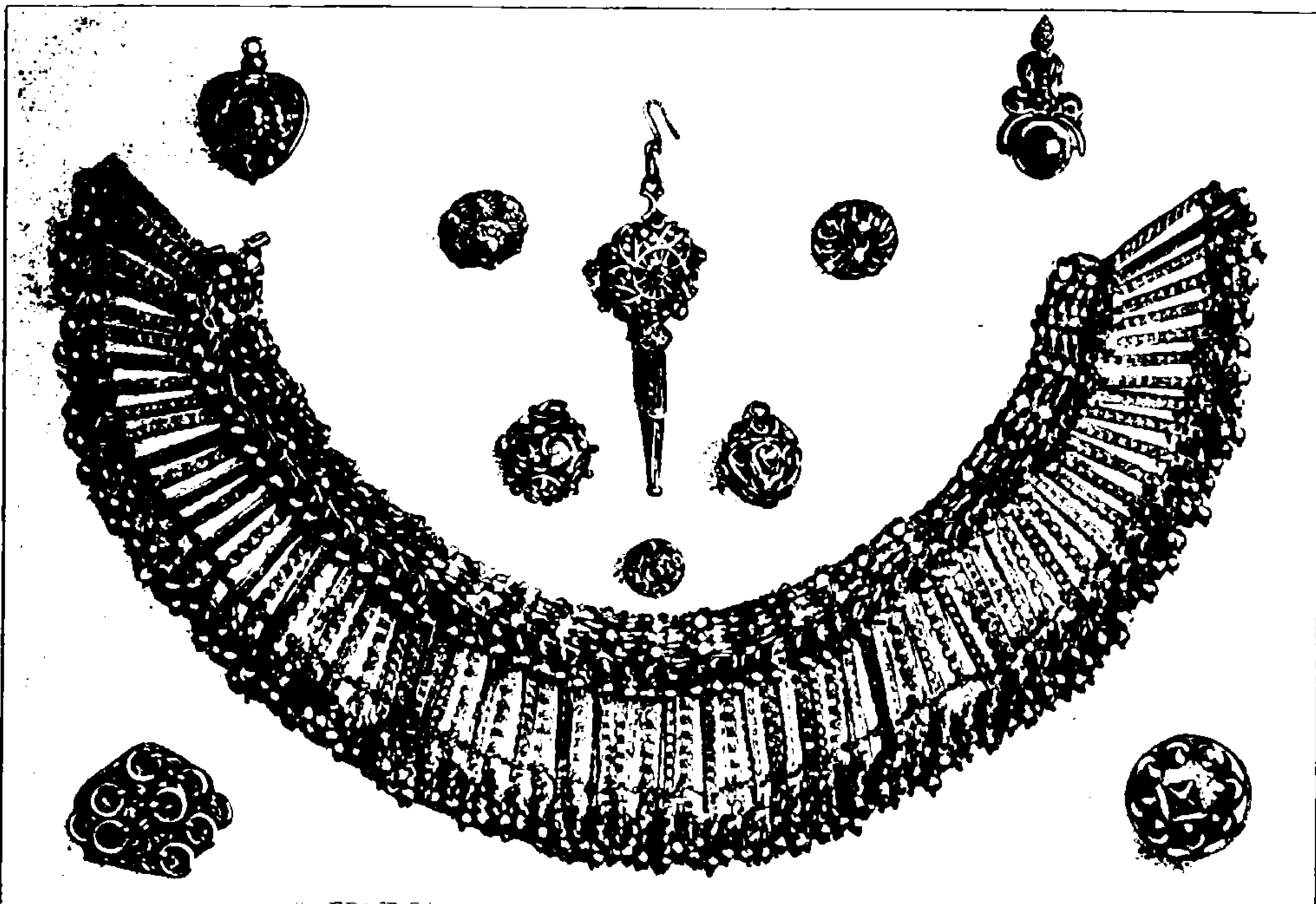
* * *

Das Sittliche. In England, der Heimat der kunstgewerblichen Reform, begann die Bewegung mit dem Auftreten von Ruskin und Morris. Das waren Ethiker. Ruskin war der Klassiker, Morris der Propagandist einer romantischen Ethik, die gegen die rastlose Unlauterkeit, gegen die seelenmordende Nivellierung durch die Maschine und den Kapitalismus die in sich ruhige Würde des Handwerks, die zur Persönlichkeit sich rundende Meisterschaft vergangener, mittelalterlicher Produktionsperioden in den Kampf führten. Es bedarf keiner besonders kritischen Fähigkeit, um zu erkennen, daß das Wollen dieser beiden Apostel mannigfach aus Irrtum und mangelhafter Erkenntnis des Unvermeidlichen, aus falscher Einschätzung der Industrialisierung und der Technik emporwuchs; aber wie wenig bedeutet solch faktischer Irrtum gegen die sittliche Erregung, die beide, Ruskin wie Morris, in den Willen ihrer Landgenossen einzusenken vermochten. Da nun aber die beiden Engländer es waren, in deren Namen die Bewegung nach Deutschland kam, so ist dem Ableger die sittliche Wurzel gesichert. In der Tat, auch für uns konzentriert sich die Propaganda in einem unermüdlichen Appell an die Gesinnung. Es begann damit, daß gegen das Protzentum und den Parvenuinstinkt, gegen die Unsolidität und die Spekulantenwut, gegen den plumpen Materialismus des Geldsacks und der Großmannsucht Sturm gelaufen wurde. Die in einen Hohlweg geratene Gesinnung des jungen Reiches, die einem polternden Barock, einem geschwollenen Pomp sich wahlverwandt glaubte, sollte durch das Reinigungsbad einer nüchternen Erkenntnis ihrer Pflicht zurückgewonnen werden; das Bürgertum sollte zu sich selbst kommen und sich und seine Art der Umwelt aufprägen. Dem Produzenten sagte man: bitte, was du auch fabrizierst, lasse es eine Mehrung des guten Rufes unserer Industrie sein, meide den Schund, verdiene nicht nur, leiste auch etwas. Dem Verkäufer: kandiere nicht Minderwertiges durch Beredsamkeit, überschwemme nicht den Markt mit Zufallsprodukten, sag nicht, es sei Bronze, wenn es Zinkguß ist, es sei Seide, wenn die Faser unter den aufgezogenen Salzen beinahe bricht. Du sollst weder schwören, noch loben, du sollst erklären, sollst vor allem selbst Bescheid wissen, darfst Prozente häufen, darfst aber keinen Raubbau treiben. Bedenke, warum

hat der Arzt, der Prediger, der Offizier, der Gelehrte in einem unvergleichlich höheren Maße und wesentlich unbedingter die Wertschätzung der Gesellschaft als du, der Kaufmann, der Chef, der Kommis. Weil man bei jenen die soziale, die ideelle Leistung deutlich empfindet, sie jedenfalls als selbstverständlich erwartet; bei dir hört man zunächst nur das Gold rollen und die Prozente rechnen. Dabei fordert man keineswegs, daß die Intellektuellen ihre Güter etwa nicht gegen möglichst gute Honorare eintauschten. Man weiß, daß wir im Zeitalter der Geldwirtschaft leben, man stößt sich nicht am Verdienst; aber man verlangt und muß es verlangen, daß, wer da gewinnt, auch gibt; daß nicht das Bankkonto des Einzelnen, vielmehr das Wohlergehen des Ganzen das höchste Wertmaß aller Arbeitsleistung sei. Dem Konsumenten sagt man: entwöhne dich der blöden Sucht, nach dem äußeren Schein zu jagen und der sachlichen Qualität, des inneren Anstandes, alles dessen, was du brauchst, zu mißachten. Verwirf nicht das Einfache, weil es „nach nichts aussieht," laß nicht das „billig" deine höchste Weisheit sein. Begreife, daß Haus und Hof, Stuhl und Kleid außer ihrem Nutzen ein Symbol zu vergeben haben; laß es Symbole deiner Art sein, Denkmale, wie du sie in den Museen der Alten, in den stillen Stuben der Großeltern, abseits der hastenden Städte, bei den Bauern der Heide und der Wasserkante oft genug bewundert hast.

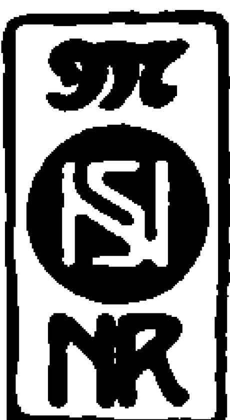
Das Wirtschaftliche. Wir lernen Deutschland immer besser als den prädestinierten Industriestaat begreifen; wir wissen, daß unser Import an Rohstoffen nur durch die Ausfuhr von verdichteter Arbeitskraft balanciert werden kann. Dabei ist es dann keineswegs gleichgültig, ob wir Schund oder Qualität produzieren; das Renommee der Ware wird Waffe zur Eroberung und Beherrschung des Weltmarktes. Ein Land, das in dem Verruf steht, Minderwertiges als Spezialität zu führen, wird sehr bald die gute Kundschaft einbüßen, wird konsequent zum Versorger proletarischer Schichten werden. Gewiß, auch die Ausfuhr billigster Textilien bringt der einzelnen Firma Gewinn; sehr problematisch ist es nur, ob dadurch auch die nationale Bilanz vorteilhaft beeinflußt wird. Die Möglichkeit liegt nahe, daß ein Kulturland nur dann Weltlieferant für das Billigste sein kann, wenn die Arbeiter der betreffenden Artikel das landesübliche Existenzminimum nicht erreichen. Ist dem so, dann bedeutet der Umsatz durch Unterbieten nur einen scheinbaren Gewinn; das vom Ausland hereinfließende Geld ist weniger ein diesem auferlegter Produktionsprofit, ist weit mehr die bittere Frucht übermäßiger Ausnutzung und schlechter Ablohnung der Landgenossen. Dazu kommt, daß es nicht gerade





Zum Aufsatz: „Das kunstgewerbliche Problem"

Oben: ein moderner französischer Diamantschmuck. Eine geistlose Vergewaltigung des Materials; eine willkürliche, keine dem Stein immanente Form. Ein protziges, kein schönes Stück. Unten: ein silberner Halsschmuck aus Indien und Knöpfe und Anhänger aus dem Deutschland des 17. Jahrhunderts. Das Material lebt; alle Funktionen eines den Hals schmückenden Bandes werden erfüllt. Die hängenden Glieder schwingen und flirren im Rhythmus des Atems und der Schritte. Also wird die Trägerin wirklich reicher; sie lockt die Aufmerksamkeit.



haushälterisch mit dem geistigen Vermögen des Volkes umgehen heißt, wenn das vorhandene Kapital an Leistungsfähigkeit, das in jedem Deutschen durch die Schule und die anderen Arten des Unterrichts gespeichert wurde, nicht besser ausgenutzt wird, als um Dinge herzustellen, die dem Analphabeten wenig Schwierigkeit machen würden. Die Produktion eines Landes muß zu dem durchschnittlichen Bildungsstand seiner Bewohner ein gesundes Verhältnis haben. All diese Erwägungen beanspruchen natürlich volle Geltung nur für jene Produktionsgebiete, die sich mit Artikeln befassen, die irgendwie nach Form oder Farbe eine besondere Veredelung des Rohstoffes darstellen; die Montanindustrien, alle ungelernten Arbeiter stehen mehr oder weniger außerhalb dieses Betrachtungskreises. Obgleich die Tendenz, für die einfachsten Verrichtungen Ausländer zu verwenden und die ein besseres Gehirn, eine vollendetere Disziplin verlangenden Funktionen den Deutschen zu übertragen, auch für den Bergbau die Richtigkeit unseres Grundsatzes beweist: denen, die Qualitätsarbeit zu leisten vermögen, eben auch wirklich Qualitätsarbeit. Jedenfalls: unser nächstes Ziel sei, die deutsche Produktion von geschmacklich zu beurteilenden Waren des Alltags, der Feste und des Luxus auf ein Niveau zu bringen, das allen Forderungen an stoffliche und konstruktive Gediegenheit, an einen Rhythmus, der die Projektion geklärten Zeitempfindens ist, genügt. Die dem weiteren oder dem speziellen Kunstgewerbe zuzurechnenden Waren sollen ebenbürtig werden den Erzeugnissen der Elektroindustrie, der Industrie für Maschinen und Waffen. Was Deutschland auf dem Gebiete der reinen Technik gelungen ist, wird ihm in den nicht minder wertvollen Provinzen des Kunstgewerbes auch möglich sein. — Daß solche, zunächst ideologisch anmutenden Ziele und Absichten durchaus auf festem Boden wachsen, dafür gibt es keinen besseren Beweis als die im vorigen Jahre geschehene Gründung des Werkbundes. Das ist ein Zusammenschluß von Künstlern, Fabrikanten und Sachverständigen, die sich verpflichtet haben, mit aller Energie nach einer dauernden, der Technik wie der Ästhetik genügenden Hebung der Produktion zu streben. Daß die Fabrikanten solches Bündnis nicht aus Schwärmerei für kulturelle Phrasen eingingen, ist selbstverständlich; sie wittern den Zug der Konjunktur, sie merken, daß die Ansprüche der Konsumenten zunehmen, sie begreifen, daß die gewerbliche und kunstgewerbliche Reform nicht eher zum Stillstand kommen wird, als bis der neue Kurs zum Guten, Typischen und Edlen konstant geworden. Die Not oder, was richtiger ist, die Tugend und die Freudigkeit der Zeit hieß das Kapital einer Fahne folgen, die anfangs

wohl Opfer und nicht immer erfolgreiche Experimente fordert, die aber mit metaphysischer Notwendigkeit zu einem guten und dauernden, auch in sich berechtigten Profit führen muß.

Das Soziale. Schon die bisherigen Erwägungen zur wirtschaftlichen Seite unseres Problems zeigten, daß bei seiner Lösung das Soziale nicht übersehen werden kann. Um es auf die Formel zu bringen: Qualitätsarbeit fordert Qualitätsarbeiter. Mit Lumpenproletariat oder der berüchtigten Heimarbeiterin kann Arbeit, die Intelligenz und stabiles, von der Sorge nicht aufgefressenes Gleichgewicht fordert, nicht geleistet werden. Mag die Differenzierung des modernen Arbeitsprozesses den Einzelnen auch noch so sehr zu einem Bestandteil des Mechanismus machen, so bleibt doch immer das Selbstbewußtsein, ein Regulativ und Rückgrat, um das Individuum im Räderwerk möglichst viel und möglichst Vollkommenes hervorbringen zu lassen. Selbstbewußtsein aber gedeiht schwer in einer Sphäre, die das Existenzminimum nicht überragt oder gar es nicht einmal erreicht. Darum ist es notwendig, daß der Fabrikant die Unmöglichkeit einer Qualitätspolitik ohne entsprechende Lohnpolitik begreife; erst dann werden wir fordern können, daß die Gewerkschaften, daß die einzelnen Arbeiter neben ihrem Streben nach höheren Löhnen auch ein wirkliches Interesse an der Leistung bekommen. Übrigens, wiederum drängt hier scheinbarer Egoismus zum altruistischen und nationalen Gewinn: die Forderungen möglichst kurzer Arbeitszeit, eines gesunden und freundlichen Arbeitsortes, einer vernünftigen Arbeitsordnung, sie alle bilden Basis und Voraussetzung des Verlangens nach Qualität der Arbeit. Abermals wäre auf England und noch mehr auf Amerika zu verweisen. Jedenfalls, und damit kommen wir an die wichtigste dieser Überlegungen: erst wenn der Beweis erbracht wurde, daß gute und schöne Produktion der produzierenden Masse auch eine bessere Lebenshaltung gewährt, können Bestrebungen, die sich auf eine gediegenere Erziehung des Arbeitermaterials richten, Erfolg haben. Solche Erziehung, besonders die des Nachwuchses, ist aber erforderlich. Wer Qualitätsarbeit will, dem kann das ständig wachsende Heer der ungelernten Arbeiter nicht gleichgültig bleiben, der kann an der Lehrlingsfrage nicht blind vorübergehen. Zustände, wie sie noch immer an der Tagesordnung sind, Lehrlingszüchtung, Ausbeutung oder mangelhafte und einseitige Ausbildung der Lehrlinge, müssen bekämpft werden. Das, was die Fabrik und die Werkstatt dem Novizen zu geben vermag, muß durch schulmäßigen Unterricht ergänzt werden. In der Tat sehen wir nun auch alle entschlossenen Freunde des

Kunstgewerbes, ganz speziell die Werkbündler, sich sehr lebhaft um die Ausbildung des gewerblichen Nachwuchses sorgen.

Das Nationale. Es bedürfte keiner besonderen Betonung, daß das kunstgewerbliche Problem, das sowohl wirtschaftlicher, wie sozialer Art ist, auch alle Eigenschaften des Nationalen aufweist. Wo die Zurückgewinnung und Neueroberung des Weltmarktes durch Qualitätsware, wo die Konsolidierung des Renommees der Produktion, wo das Wohlergehen und das Menschentum aller Werktüchtigen in Frage kommt, da handelt es sich eben im eminentesten Sinne um ein nationales Lebensinteresse. Indessen, die Auffassung des kunstgewerblichen Problems als eines vaterländischen hat noch eine andere, eine speziellere Bedeutung. Es ist damit gemeint, daß in allem, was hervorgebracht wird, sich eine Projektion der Rasse offenbare. Wir wollen, daß das moderne deutsche Kunstgewerbe und die moderne deutsche Architektur mit der gleichen Präzision und mit nicht minderer Intensität unsern Volkscharakter zum Ausdruck bringen, wie dies das Rokoko für die Zeiten des XIV. Louis getan hat, wie dies jeder gesunde Stil für sein lokales, sein temporäres und sein völkisches Milieu tut. Wir hoffen, daß solcher nationale Purismus, der freilich nichts mit schwächlicher Heimatspflege und falscher Romantik zu tun hat, die Macht in sich trägt, internationale Werbekraft auszuströmen. Warum sollte es nicht möglich sein, daß das industriell immer mehr sich entfaltende, das seinen Typus immer deutlicher präzisierende Neudeutschland die Führerrolle des zurückbleibenden Frankreichs bekomme? Zur Zeit ist es doch so, daß nirgends die Probleme der Architektur und des Kunstgewerbes, die Probleme der Form und des Stiles so heiß umstritten, so von Grund auf revidiert und mit neuem Geist erfüllt werden, wie dies bei uns geschieht.

Das Künstlerische. Es mag ungeschickt erscheinen, daß erst jetzt an fünfter Stelle das kunstgewerbliche Problem als ein künstlerisches betrachtet werden soll. Dies mußte indes geschehen; weil man sonst, wenn nicht die bisherigen nüchternen Erwägungen ethischer, ökonomischer und politischer Art vorhergegangen wären, es vielleicht als eine Laune und Pedanterie achten würde, wenn dem Kunstgewerbe die spezifische Eigenschaft des Künstlerischen abgestrichen wird. Es will allerdings bemerkt sein, daß die Theoretiker in diesem Punkte sehr verschiedener Ansicht sind; es sei betont, daß ich für die jetzt zu machenden Ausführungen sehr viel mehr als für das bisher Gesagte die persönliche Verantwortung übernehmen muß. — Ich kann das Kunstgewerbe nicht im gleichen Maß wie

etwa die Malerei oder die Plastik zu dem Lebenskreise der höchsten psychischen Wallungen, der subtilsten und edelsten Materialisierung menschlichen Erlebens rechnen. Es hat für mich beinahe etwas Groteskes, ein venezianisches Glas oder einen Stuhl von Riemerschmid mit Michelangelo, mit dessen Medicigräbern oder der sixtinischen Decke, in eine Einheit zu binden. Das naive Empfinden hat sich allezeit vor einer solchen Vermischung der Grenzen gehütet. — Es ist eine Nebenerscheinung der historischen Vorgänge, aus denen die Neugeburt des Kunstgewerbes wuchs, daß speziell Maler die ersten neuen Werke hervorbrachten; sie empfanden es kaum, daß sie dabei die Freiheit der Kunst mit dem Abhängigsein von ganz bestimmten praktischen Forderungen und unverletzlichen Bedingungen des Zweckes und der Konvention eintauschten. Sie glaubten, nach wie vor als Künstler, nur ihrer Eingebung gehorchend, zu produzieren; sie spürten den Teufel nicht, der sie am Kragen hatte: das Bedürfnis des Konsumenten, des Einzelnen wie der Masse. Aus solcher Unklarheit kamen dann jene frühen, heute längst vergessenen Gebilde der Willkür, die Gebrauchsgegenstände sein wollten, aber mehr verblüfften als dienten. Langsam und stetig lernten die Apostaten der Kunst, daß sie nur dann wirklich nützliche Dinge zustande bringen könnten, wenn sie die letzte Fessel zerschnitten, die sie an das verlassene Land der Titanen und Sonnenwanderer band; sie begriffen, wie sie aus Abtrünnigen zu völlig neuen Kreaturen, aus ekstasischen, wenn auch nicht ganz potenten Schöpfern zu nachfühlenden Organisatoren der Notwendigkeit werden konnten. Kunstgewerbe ist nie etwas, was um seiner selbst willen da sein kann, es hat immer präzise Aufgaben zu erfüllen, es hat sich immer einem bestimmten Wirkungskreis an einer bestimmten Stelle einzugliedern. Das Kunstgewerbe steht im Schatten der Architektur. Es ist deren Dienerin. Es hat der Notdurft des Tages zu gehorchen; es hat irgend eine Aufgabe zu erfüllen; es bekommt seinen eigentlichen Sinn erst dadurch, daß es benutzt wird; sein wichtigstes Kriterium ist, daß es die Funktionen, zu denen es berufen, zu denen es sich anbietet, in möglichst untadeliger Weise vollzieht. Ein kunstgewerblicher Gegenstand verliert jegliches Daseinsrecht, wenn er seinen Konsumenten das nicht leistet, was er verspricht, wozu er erworben wurde. Ein Sofa, eine Weinkanne, eine Fensterverkleidung, auch ein Wohngarten und ein Wohnhaus können darum niemals die in völliger Freiheit zustande gekommene Ausdrucksform eines persönlichen Erlebnisses sein. Sie haben zunächst von dem, der sie schuf, zu schweigen, haben all die Bedingungen

zu erfüllen, die der Verbraucher an sie stellt. Ein Sitzmöbel ist kein geeignetes Medium, um eine Individualität sich enthüllen zu lassen. Ein Innenraum darf nicht versuchen, mir die Stimmung des Produzenten aufzuzwingen; er muß vielmehr ein gefügiger Rahmen für all die Empfindungen sein, die ich hervorbringe. Gewiß, der Wohnzweck eines Raumes kann verdeutlicht, die Lebensvorgänge, die Gefühlskurven, die in ihm seiner Bestimmung und der Gewohnheit gemäß ablaufen sollen, können gelockt und unterstützt werden; in dieser Symbolik, in dieser Abstimmung offenbart sich gerade das, was den schönen und edlen Wohnraum von der Bazarware trennt. Aber stets handelt es sich darum, die Art und die Absichten des Bewohners zu reinigen und zu verklären; die seelischen Erlebnisse des Produzenten, soweit sie außerhalb dieser Forderung stehen, haben kein Existenzrecht. Es läßt sich noch hinzufügen, daß alles Kunstgewerbe, genau wie die Architektur, nach der Masse, nach dem Typus und dem Gemeinschaftsleben gravitiert. Die Welt würde sich in ein Tollhaus wandeln, wären die Wohnräume und die Gebrauchsgegenstände so wenig einheitlich und verwandt, wie dies die Maler eines Landes, selbst einer Stadt zu sein pflegen, sein müssen. Kunst will zur Höhe, Kunstgewerbe zum Niveau. Der Künstler konzipiert sein Werk aus einem Erlebnis; und wiederum ein Erlebnis, ein schweigsames Ringen und Jauchzen, wird ihm die Gestaltung seiner Vision. Der Kunstgewerbler, noch mehr als der Architekt, bekommt, unbekümmert um seinen Seelenzustand, eine Aufgabe gestellt; die hat er zu lösen. Dabei mangelt es dann nicht an Konferenzen mit dem Auftraggeber, an Konzessionen, die dem Material, der Technik, dem Herstellungspreis, dem architektonischen Ganzen, in das jedes einzelne Stück hinein soll, gemacht werden müssen. Und dann: wie vielverzweigt ist oft die Ausführung eines kunstgewerblichen Entwurfes, wie viel fremde Hände greifen dahinein, arbeiten zusammen. Selbst wenn der Entwerfende die Techniken kennt und beherrscht, sind immer wieder Anpassungen und oft erhebliche Modifikationen notwendig. Da bleibt auch nicht eine Spur von der Freiheit, die der Maler hat, wenn er über die Felder schreitet und Bilder aus der Natur reißt. Wahrlich, das Kunstgewerbe ist kein künstlerisches Problem, vielmehr ein technisches und ein ästhetisches. Dabei will unter dem Technischen alles das verstanden sein, was die Herstellung im Speziellen fordert: die Kenntnis der Materiale und deren Möglichkeiten, die Bedingungen einer soliden Konstruktion, die Einfügung des Gegenstandes in den Zweck, für den er bestimmt ist. Unter dem Ästhetischen: das Gefühl für die Verteilung von

Massen und Räumen, für Gliederung und Rhythmus, für die Sprache der Fläche und der Linie, für die Balance von Zierat und Ornament und deren Träger, für die Symbolkraft der einzelnen Stoffe und des fertigen Gegenstandes, für die Harmonie, die dieser in sich trägt, und die ihn mit der ihn bestimmenden Umwelt zu einem Organismus eint. Gerade in dieser Auffassung des Ästhetischen unterscheidet sich der moderne Begriff nicht zum wenigsten von dem, was man in den sechziger und siebziger Jahren, da die irreführende Vokabel so recht geboren wurde, unter Kunstgewerbe zu verstehen pflegte. Damals hieß das schlichte Werkstück, auch wenn es noch so solid und anständig, noch so wohltuend in seinen Proportionen war, nicht ohne den Beigeschmack mitleidigen Spottes: Gewerbe, Handwerk, Fabrik. Wenn aber an dasselbe Werkstück, oder, was häufiger geschah, an ein weit minderwertigeres, etliche Säulen und Konsolen, etliche Schnörkel und Ritterköpfe geklebt wurden, so war das „Kunstgewerbe". Solcher Verunglimpfung ist definitiv der Garaus gemacht; von solcher Gedankenlosigkeit, die allerdings in die Atmosphäre der weiblichen Handarbeit, in die des Holzbrandes gehörte, haben wir das moderne Kunstgewerbe, das wir viel lieber geschmackvolle und symbolkräftige Leistungsfähigkeit nennen möchten, auf immer befreit. Und haben es damit zu einem Kulturfaktor geläutert, dessen zentrierende Kraft heute erst zu wirken beginnt, und die doch schon Wirkungen hervorbrachte, deren Reichtum (wie dies im Vorstehenden kurz geschah) einer vielfältigen Fragestellung sich zugänglich erweist. Schließlich gipfelt das kunstgewerbliche Problem für uns in der Erkenntnis: daß das höchste Wertmaß aller Kultur und aller Menschlichkeit die Reinheit und der Rhythmus ist; daß das Sittliche wie das Schöne, so verschieden auch ihre Wurzeln und ihre Entwicklungsgesetze sein mögen, doch nur Offenbarungen desselben Geistes sind, Wallungen der vom Animalischen sich lösenden Persönlichkeit.

Josef Kainz:
Eisenbahn-Regeln

Sitzt einer allein im Nichtrauchabteil
Und will etwa rauchen in müßiger Weil,
Muß er warten, wenn er der Vorschrift glaubt,
Bis ein Nichtraucher einsteigt und es ihm erlaubt.

*

Nie soll man mit überlegtem Wollen
Etwas Verzollbares nicht verzollen.
Wenn's einer aber einmal dennoch tut —
Dann kommt's ihm zu gut.

*

Den Schaffnern ist's eingeschärft bis aufs Blut,
Daß keiner etwas um ein Trinkgeld tut.
Dies zu beachten ist deine Pflicht;
Denn er tut es auch ohne Trinkgeld — nicht.

Georg Brandes:
Das alte Kopenhagen

Meine Kindheit fällt in die vorhistorische Zeit, als die Kaiserin Eugenie Mutter werden sollte und die Krinoline ihren Siegeszug durch Europa antrat.

Da lag Kopenhagen — abends vom schläfrigen Schein der Tranlampen beleuchtet — gut zusammengepackt und wohl verwahrt innerhalb seines Ringes von Wällen, nachts von vier Toren abgeschlossen — wie ein Gefängnis.

Ich weiß noch deutlich, was für einen eigenartig hohen dröhnenden Laut es gab, wenn der Wagen, in dem ich als Kind mit meinen Eltern saß, auf dem Rückweg vom Wald durch das Osttor kam oder, wenn dies geschlossen war, durch das Nordtor, das, so weit ich mich entsinne, gegen eine bestimmte Abgabe etwas länger offen gehalten wurde.

Die Physiognomie der inneren Stadt war nicht besonders verschieden von der jetzigen. Es war, wie gesagt, die Zeit der Tranlampen, und die Kopenhagener sahen ihre Stadt in einem etwas anderen Licht, als der Tran mit der Gasbeleuchtung vertauscht wurde. Das war ein großer Tag, als man, aus dem Schultor tretend, die neuen Gaslaternen stehen sah, und ein großer Abend, als die Laternen zum erstenmal angezündet wurden.

Ein Lebegreis, der auch Knaben gegenüber seinen Mund nicht zu halten pflegte, bedauerte, daß das starke Licht den Reiz der Straßen, ihre Dämmerungspoesie zerstören würde. Unter diesen Laternen kann man ja nicht einmal mit einem Dämchen anbandeln, sagte er. Das gelang ihm trotzdem sehr gut, obwohl er fürchterlich unappetitlich war. Einmal hatte er seine Umgebung ein paar Tage hintereinander in Bewegung gesetzt, weil ihm seine goldene Lorgnette fehlte. Drei Wochen später fand er sie zwischen seinem Hemde und seiner wollenen Jacke. Er hatte in der Zwischenzeit eben die Wäsche nicht gewechselt . . .







Zum Aufsatz: „Das kunstgewerbliche Problem"

Zwei Arbeiten von Richard Riemerschmid. Man sieht sofort, daß die obere älteren Datums ist. Zwischen den beiden liegen mehrere Jahre. Jahre der Klärung und der Einsicht. Oben: noch heftige Willkür und die Individualität des Künstlers. Unten: sachliche, dienstbereite Klarheit und die positive Selbstverleugnung eines feinfühligen Konstrukteurs.

Doch die Damen, deren Bekanntschaft er beim Laternenschein machte, hegten keine puritanischen Reinlichkeitsvorurteile.

An jenem ersten Abend, als das Gas angezündet wurde, übte die neue starke Beleuchtung eine merkwürdige Wirkung auf die zarte Empfindlichkeit meiner Knabennerven. Alle Frauen schienen mir plötzlich reine Strahlengestalten, märchenhaft bezaubernd zu sein. Ja, eine hübsche, dreißigjährige Frau, der ich begegnete, kam mir so überwältigend schön vor, daß ich ihr in wilder Bewunderung und Begierde wie verrückt nachlief, wohl eine Stunde lang, bis sie mir entschwand, worauf ich Abend für Abend in den Straßen umhertrabte, in der stets getäuschten Hoffnung, sie wiederzusehen.

Ich bin in der Oestergade, ein paar Häuser vom Amagermarkt, also mitten im Herzen von Kopenhagen, geboren, und das Leben auf diesem Gemüsemarkt, die Amagerfrauen mit ihren großen Hüten und ihren bunten Gewändern, der von Grünzeug, Kohl und Rüben, von Wagen mit Blumen, Nutz- und Zierpflanzen überschwemmte Platz war so ziemlich das erste Schauspiel, das ich vor Augen hatte. Aber nur einige Stunden täglich überflutete die Natur die Pflastersteine, indem der Platz sich in Küchengarten, Blumengarten und Markt verwandelte. Wer die Bäume liebte, flüchtete zu den Wällen hinauf, die mit Kirschenallee und Stadtgraben eine ländliche Welt für sich waren.

Auf dem Wege dort hinaus passierte man auch den Philosophenweg (jetzt die Vestervoldgade), damals eine erquickende Allee. Dorthin kam ich nicht selten, unter anderm, weil dort in einem alten Hause ein Klassenkamerad wohnte, so ein recht braver Knabe, der eine Insektensammlung, Siegelsammlung, Münzensammlung u. s. w. hatte, und der den aristokratischen Namen Peter führte. Ich sollte meinen, er wohnt noch dort in demselben Hause; aber ach, er kennt mich nicht mehr, nicht einmal auf der Straße. Er ist so fein geworden, o, so fein, ein großer Herr, Beamter, Höfling, mit Titeln, mit Orden, mit Verdiensten, mit Auszeichnungen, mit Medaillen; mit einem Gang wie ein Zeremonienmeister, mit gedrechselten Grafenbeinen und mit einer Haltung, die ganz und gar Selbstachtung ist. So seltsam es klingt, über dem Philosophenweg lag für ein Kind Stimmung, nicht allein durch seine alten Bäume mit den reichen Kronen, sondern durch seinen Namen. Als kleiner Junge glaubte ich, daß dort Denker herumspaziert seien, und daß einzelne sich gegen Abend noch dort ergingen.

Doch wenn man sich amüsieren wollte, dann flüchtete man zu den

Wällen. War man noch klein, so ging man dort mit dem Vater oder dem Lehrer spazieren. Unter den dichten Kronen der Kastanien war es angenehm düster; es roch nach Dammerde, und die Gegend war reich mit Mühlen garniert. Auf einer Mühle in der Nähe des Westtores las ich eines Tages die Zahl 1847, und mein Lehrer sagte: „Siehst du, in diesem Jahre ist die Mühle erbaut." Das machte Eindruck auf mich, weil es das erste Mal war, daß meine Aufmerksamkeit auf eine Jahreszahl gelenkt wurde.

An der inneren Seite der Wälle, nach dem Osttor zu, lag die Seilerbahn. Dort ging tagaus, tagein der Seiler rückwärts, seine Taue flechtend. Er blickte auf die Arbeit seiner Hände herab und hatte stets ein fertiges Werk vor Augen. Wenn ich ihn als Student sah, wurde er mit seiner fleißigen Tätigkeit unter ständigem Rückgang für mich zum Sinnbild für so manches, zu dem ich mich im Gegensatz fühlte.

Auf der äußeren Seite der Wälle erstreckte sich, zu ihren Füßen, die Kirschenallee, eine geschützte und wundervolle Promenade, ganz schmal, wo die üppigen, im Frühjahre duftenden Büsche und die Bäume, deren Kronen über das Wasser hingen, sich im Stadtgraben spiegelten. Auf der Seite des Grabens, die nicht zum Spazierweg diente, saßen im Schutz der Bäume die Angler mit ihren Schnüren auf der Jagd nach Eidechsen und Muscheln; sie hatten sich eine Marke gelöst, um dieses friedfertigen, tierquälerischen, die Geduld auf die Probe stellenden Vergnügens teilhaftig werden zu können.

In der Kirschenallee spazierte das Kindermädchen mit den Kindern. Hier spielte man am Fuße oder ein wenig auf den Abhängen des Walles, obwohl das verboten war, und hier fand man Butterblumen im Grase. In der Kirschenallee war man weit entfernt von der Stadt, durch die ganze Breite des Walles von ihr getrennt, und hier befand man sich in einer Landschaft mit Hügeln und Tälern, mit bestandener Erde und leuchtendem Wasser, in dem sich der Himmel mit seinen Wolken spiegelte. Und dabei war man doch nur eine Viertelstunde von Hause entfernt.

Später, als ich etwas größer geworden, waren die Kirschenallee und die Wälle der Schauplatz wilder Spiele mit den Kameraden. Ein Tag bleibt mir unvergeßlich. Ich war mit vielen anderen Knaben zu einem Klassenkameraden in das Haus seiner Eltern eingeladen worden. Nachdem wir einige Butterbrote erhalten, war die ganze, ungefähr zehnjährige Schar zur Kirschenallee dirigiert worden, um Räuber und Soldaten zu spielen. Dort wurde verabredet, daß heute nichts als ver-

boten gelten sollte. Das Spiel sollte den Wall auf und ab gehen, alle Verstecke auf dem Wall wie in der Kirschenallee umfassend, ohne Rücksicht auf die Aufseher. Aber was noch merkwürdiger war, und was mich für mein Teil mit Staunen und Entzücken erfüllte — es wurden an alle Teilnehmer D o l c h e verteilt, Dolche, wie ich sie damals noch nie gesehen hatte, und Dolche, wie ich sie heute noch vor mir sehe. Dolche von Holz mit kurzem geschnitztem Griff und dreiklingigem Blatt, Dolche, die mit feinen roten und blauen Streifen bemalt waren.

Mit dieser wunderbaren Waffe ausgerüstet, stürzten wir wie Dämonen mit wilden Schreien den Wall auf und ab, rollten in verwirrten Menschenknäueln, einander schonungslos mordend, den Rasen hinab, unter die Büsche, auf die Wege, sehr oft in Gefahr, in den Stadtgraben zu purzeln. Das war herrlicher als herrlich; wir waren außerhalb der Wirklichkeit, völlig im Traumlande.

Noch lange nachher, wenn ich in der Schule saß und daran dachte, war es mir, als hätte ich ein seltsames Märchen erlebt. Und es wiederholte sich leider nie.

Doch ein paar Jahre darauf erlebte ich etwas Ähnliches. Im Garten des alten Stiftes Vartov, in dessen Nähe ich wohnte, und in dem ich Bekannte hatte, stand ein mächtig großer Lindenbaum von ungewöhnlichem Umfange. Kletterte man den Stamm hinauf, bis er sich teilte, so entdeckte man, daß der Baum hohl war. Ich versah ihn mit einer Strickleiter, die ich in seiner Nähe verbarg und zu mir hinaufzog. Die Höhlung vertiefte ich und richtete mir dort einen Zufluchtsort mit einem bequemen Sitz, mit Waffen, Proviant und Büchern ein, wo ich als Räuberhauptmann ohne Bande und ohne Plan eines Überfalles in einem vermeintlich unentdeckten und undurchdringlichen Versteck lebte.

Auf dem Wall, auf dem sonst der Verkehr nicht besonders lebhaft war, herrschte an einem einzigen Tage des Jahres ein so furchtbares Gedränge, daß man nur Schritt für Schritt vorwärts kommen konnte. Das war am Bußtagabend, wenn man dort spazieren ging, das Läuten der Kirchenglocken mit anhörte und Appetit zum Verzehren des warmen Zwiebacks sammelte.

Die gespannteste Aufmerksamkeit während des Rundganges herrschte in dem Augenblick, da man auf dem Wall Prinz Ferdinand und Prinzessin Karoline begegnete, die unter beständigem Grüßen und Nicken Arm in Arm durch die Menge wanderten. Sie genossen eine Popularität der barocksten Art, aus einem mit Verachtung und lächelndem Abscheu ge-

mischten Respekt bestehend. Ferdinand war ein Gegenstand des Gelächters und allgemein verachtet als Schürzenjäger niedrigster Art; Karoline war, wenn auch allgemein geachtet, ein Gegenstand des Gelächters infolge ihrer unglaublichen, phantastischen, windschiefmündigen Häßlichkeit, die, wie man sich erzählte, durch ein Brandunglück, dessen Opfer sie gewesen, verursacht oder arg verschlimmert worden war. So oft man sie sah, wurde die angebliche humoristische Äußerung des Königs (Friedrich VII.) zu Prinz Ferdinand wieder aufgewärmt, als sie beide wider Willen verheiratet worden waren, der König zum ersten, Ferdinand zum zweiten Mal: „Wir haben beide in den sauren Apfel beißen müssen, aber du hast deinen gebraten gekriegt."

Ich glaube, daß man in meiner Kindheit nur die breite Allee des Walles und die Brustwehr an der Allee entlang gehen durfte, daß aber das Spazierengehen auf den Bogen der Bastion selbst verboten gewesen war. Ob das Verbot nur mir, oder, wie ich vermute, dem Publikum im allgemeinen galt, weiß ich nicht genau. Aber auf einmal durfte man gehen, wo man wollte. Die Bastionen lagen als zugängliche, kiesbestreute Spazierwege da, mit Bänken versehen, und es war geradezu entzückend, in flottem Schritt auf ihnen umherzutraben. Meilenweit sah man über das Land hinaus, über Landschaften und Gewässer, wie über die Häuserreihen der Brücken und die breiten Weideplätze, und man war dem Himmel näher als an jedem anderen Ort in unmittelbarer Nähe der Stadt.

Man stieg im Osttor hinauf und ging im Sturmschritt bis zum Westtor und wieder zurück, stets allein und stets den Kopf von einer goldenen Wolke umhüllt, in der es lauter Träume von derselben Couleur, aber weder Lektionen noch andere unangenehme Pflichten gab. Der Weg war wohl dreimal so lang wie unten, unter den Bäumen des Waldes; aber er war zwanzigmal so frisch.

Eines Tages ging ich dort, noch ziemlich jung, aber höchst beklommen. Ich ging dort, weil ich nicht auf den Straßen zu gehen wagte. Ich hatte meinen ersten Rock bekommen — aus einem alten Rock meines Vaters für mich umgenäht —, einen wirklichen Rock mit Schößen, und ich genierte mich greulich, einfältig, aber dermaßen, daß ich mich nicht unter Menschen zu bewegen wagte, fest überzeugt davon, jeder müsse es mir ansehen können, daß ich zum erstenmal einen Rock an habe, und müsse sich Gewalt antun, um nicht bei dem Anblick in ein Gelächter auszubrechen.

Wie genau entsinne ich mich noch des Rockes und meines fadendünnen Aussehens darin!

Das Stück des Walles, das sich am längsten unberührt hielt und einer Wildnis glich, war die Partie um Christianshavn herum. Diesen Teil liebte Julius Lange in seinen Studentenjahren, und dorthin führte er gern seine Freunde. Hier versammelten sich an den Sommerabenden eine Anzahl armer Kerle, um gratis gewisse gymnastische Kunststücke, die im Tivoli vorgeführt wurden, besonders das Feuerwerk, zu genießen. Wie ich es eines Abends einen Strolch ausdrücken hörte: Hier ist das Tivoli der Armen, wo es kein Entree kostet. Der Wall von Christianshavn, der bis in die Neuzeit stehen blieb, war stets der am schlechtesten gehaltene und einsamste Teil des alten Ringwalles.

In den Jahren 1856 bis 1859 riß man die Tore nieder, und bald wurde die Lücke, die sich an der Stelle des Walles öffnete, wo das Nordtor gestanden, mit einer eisernen Brücke überdeckt.

Die leichteste Tour für Kopenhagener Reiter war damals ein Ritt um die Wälle herum vom Westen nach Osten und dann den Strandweg nach Charlottenlund entlang, und es war ein ganz eigenartiges Gefühl, wenn die Pferde von dem massiven Wall auf die Brücke hinaustrabten. Man schlug ein Schritttempo ein, aber es donnerte einem doch in den Ohren.

Setzte man dann in Trab, so empfand jemand, der den Wall nur als Fußgänger gekannt, ein berauschendes Gefühl, jetzt das Terrain vom Pferderücken aus zu schauen und sich in das Frühjahrsland der Jugend emporgehoben zu fühlen, wo alle Güter der Welt des Verwegenen harrten. Es geschah eines Tages, daß mir ein glücklich liebender Kamerad den ganzen Weg entlang während des Rittes denselben Vers erst in die Ohren summte, dann sang. Er ließ das Pferd im Galopp traben und mit den Hufen skandieren:

Et ta duègne, ta duègne damnée!
Et la diabolique journée,
Ou tu pensais faire mourir,
O ma perle d'Andalousie,
Ton vieux mari de jalousie
Et ton jeune amant de plaisir!

Die Jugend war damals noch nicht über Alfred de Musset hinausgekommen.

Ja, das war die Zeit voll jugendlicher Sehnsucht, da man selbst erst noch im Begriff stand, etwas zu erleben, aber ein glücklicherer Ka-

merad einem von seligen Zusammenkünften mit der Geliebten erzählte, bei denen die Krinoline, die entfernt und beiseite gestellt worden war, stundenlang in der Ecke aufgerichtet stand, wie ein lebendes Wesen, eine stumme und starre und mißbilligende Zeugin heißer Umarmungen.

Damals war ja nämlich die Zeit der Krinolinen. Freilich eine merkwürdige Zeit, aber eine lichte Zeit für den, der jung war und die ganze Welt zum Freund und keinen andern Feind hatte als überstrahlte Rivalen.

Auf die Zeit der Sehnsucht war endlich die Zeit der Erfüllung gekommen, und die alten Bäume des Walles waren doppelt prächtig, die Bastionen noch einmal so kühn geschwungen, hochragend, abgelegen, wie geschaffen zu morgendlichen Stelldicheins auf der äußersten Spitze ihres Bogens.

Ach! Sie waren zugleich wie geschaffen für Spione und Verfolger zweier heimlich Verbundenen, die sich unbeachtet glaubten, wenn sich auf dem entferntesten Segment der Bastionen ihre Gestalten in lebensgroßer Silhouette vom lichten Himmel abzeichneten, während jede ihrer geringsten Bewegungen vom inneren Wall unten beobachtet werden konnte, wenn sich nur ein neidischer, eifersüchtiger Nebenbuhler heimlich hinter einem Baumstamm postiert hatte.

Und leider! Dort verbargen sie sich, die Schurken . . . .

(Deutsch von Ida Anders.)

Rundschau

Admiralbeichte

Ein böses Zusammentreffen, daß gerade in den Tagen, wo unwillige Hände Millionen in den Danaiden-Säckel des Reiches schütten und der Deutsche, um mit Bismarck zu reden, sich in einen noch enger geknöpften Steuerrock zwängen soll, daß gerade jetzt auf allen Straßen so leidig viel, so leidig laut von jenen blutigen Millionen gesprochen werden muß, die in Kiel von ahnungslosen Bureaukraten vergeubet und von den witzigsten Gaunern gestohlen worden sind. Alle, die es für ihren Lebensberuf halten, dem Volke das Reich zu verekeln, haben wieder einmal Festtage, und die Schande der Werften erhält durch den Steuerdruck erst ihre volle Bitterkeit.

Zwar sieht der Schröpfkopf einer angedrohten Steuer oft ungeheuerlicher aus, als wenn der Saugnapf schon am Körper liegt. Die Auergesellschaft hat gerade jetzt, angesichts der neuen Glühlichtsteuer, ihre Dividende um 15 Prozent erhöht, und auch die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft erfreut ihre Aktionäre trotz der neuen Elektrizitätssteuer mit höherem Gewinn. Aber wird sich nicht jeder Arbeiter, der seine Zigarre und sein Gläschen Schnaps seit ein paar Wochen teurer bezahlen muß, fragen: Vielleicht wäre das nicht notwendig gewesen, hätten die großen Herren in Kiel, in Wilhelmshaven und wer weiß wo sonst noch mit unseren schweißbeklebten Groschen vorsichtiger und besser gewirtschaftet; vielleicht hätte ich dann wenigstens die Streichhölzer oder doch den Kaffee billiger haben können. So fragt er, und mit vollem Recht.

Noch jeder Schatzsekretär kam in den Reichstag mit dem Marinedolch im Gewande. Und wenn von dem schlanken Stahl ein mystisch zwingender Zauber ausging, so war es, weil jeder — selbst wenn er sich von seiner Hantierung nicht gleich das letzte Wunder versprach — ihn für blank und scharf geschliffen hielt. Niemand hätte dort so leicht eine Scharte oder einen Rostfleck vermutet. Zwar ging schon seit einiger Zeit ein Gemurmel und ein Geraune, dies und jenes sei nicht ganz in Ordnung. Aber die Tirpitz-Töter waren durch Klatschsucht und heimliche Intriguen verdächtig.

Die Frontoffiziere murrten gegen die Federfuchser auf den Werften, vor allem aber auf dem Leipziger Platz. Allein war das nicht der ewige, natürliche Gegensatz? Verabschiedete hohe Seeoffiziere klagten über die Unzulänglichkeit der Küstenbefestigungen, über die störrische Ablehnung der bei den letzten französischen Manövern doch so außerordentlich bewährten Unterseeboote, von denen ein halbes Schock erst so viel koste wie ein einziger Dreadnought. Wer will da Schieds-

richter sein! Der Laie verstrickt sich immer wieder in den circulus vitiosus: das können nur die Sachverständigen entscheiden, auf welcher Seite aber find' ich sie? Der einzige Boden, auf dem der Uneingeweihte fest stehen kann, ist das Vertrauen. Wankt dieser Grund, dann stürzt über seinem Haupt der ganze Marinehimmel zusammen. Man mochte manchen Zweifel hegen, ein Glaube aber schien unerschütterlich zu sein: der Glaube an die Gewissenhaftigkeit aller, die — ob Offizier, ob Beamter — an dieser neuen Waffe schmiedeten. Für kaum einen zweiten Beruf ist bei der Wahl die ehrliche Freude so ausschlaggebend wie bei diesem, den nicht tote Tradition umschnürt, der sich mit jedem neuen Tag sein Daseinsrecht durch tüchtige Arbeit erst erstreiten muß. Hier, so glaubte das Volk, ist jeder einzelne mit aller Lust des Herzens, mit strengstem Verantwortungsgefühl, mit lauterstem Willen am Werk.

Und nun muß vor den Kieler Geschworenen, vor dem beschämten Deutschland, vor der schadenfrohen Welt enthüllt werden, daß listige Händler das Reich um Millionen prellen konnten, weil die Beamten von ihren Pflichten keinen rechten Begriff hatten. Die Alteisen-Käufer schließen einen Ring und diktieren der Werft die Preise. Wertvolle Stahlrohre, Messing und Kupfer werden zu denselben Preisen verschleudert wie rostiges Eisen, ein Mastbaum für 74 Mark losgeschlagen, für den der Händler gleich darauf über 1000 Mark erhält. Die Werft kauft dieselben Leinwandlappen, die sie für 30 Pf. verkauft hat, von denselben Händlern für 2 Mk. 85 Pf. zurück. Der Kontrollbeamte kann Rotguß von Messing nicht unterscheiden, der Mann, der bei der Wage die Aufsicht führt, bekennt vor Gericht, daß er vom Wägen nichts verstehe, ein mit sechs Jahren Zuchthaus vorbestrafter Schreiber verwahrt die Stempel. Niemand bemerkt es, daß die Händler, um das Taragewicht der Wagen zu erhöhen, große Bleiblöcke unter sie gebunden haben, daß die Wagen oft nur mit zwei Rädern auf die Wage gefahren werden, daß Wagescheine gefälscht sind, daß ungewogene Ware hinausgepascht wird und so mit Grazie weiter.

Aber nicht bloß die Kieler Zeugenaussagen verbreiten Unruhe. Am Ende stechen sie nur von vielen Seiten in denselben Schaden. Beklemmender ist noch, was ehemalige Seeoffiziere bei dieser Gelegenheit der Öffentlichkeit verraten, ohne sofort mit aller Klarheit widerlegt zu werden. Deutschland beschäftige, so heißt es, auf den amtlichen Werften um 378 Beamte mehr als England mit seiner dreimal so großen Flotte. Trotzdem seien die Werften, wenn ein reparaturbedürftiges Schiff eintrifft, jedesmal „überlastet". Ein Kreuzer, der in Kiel eine kleine Havarie heilen wollte, wurde nach Wilhelmshaven gewiesen, wodurch er sieben kostbare Übungstage verloren hätte. Er suchte eine Privatwerft auf, in anderthalb Tagen war der Mangel beseitigt, die Reparatur kostete ein Drittel von dem, was die Kaiserliche Werft verlangt hätte, und die Hälfte der Summe, die allein auf der Fahrt

nach Wilhelmshaven für Kohlen hätte ausgegeben werden müssen. Ein hoher Seeoffizier, der in einem ihm neu übergebenen Ressort durch gewissenhafte Ausnützung der Arbeitskräfte auf 37 Prozent der Beamten verzichten konnte, wurde schnell wieder entfernt. Das Linienschiff „Barbarossa", das beim Schießen 2 Grad schlingerte, wurde umgebaut und schlingerte nach der Verbesserung 5 Grad. Jeder höhere Beamte verlange in Kiel für sich eine eigene Pinasse, und zahllose Dampfboote müßten für die Herren jederzeit bereit stehen. Dies und noch manches andere hat der Kapitän zur See a. D. Persius behauptet, ohne daß ihm eine überzeugende Antwort gegeben worden wäre.

Die Erwiderungen waren ausweichend und nicht eindeutig. Jetzt muß endlich einmal klar gesprochen werden, will man Opferfreudigkeit und Vertrauen zurückerobern und falsche Verallgemeinerungen niederschlagen. Wie wär's, wenn Herr Tirpitz sich zu etwas ganz Ungewöhnlichem entschlösse. Zu einer Generalbeichte, wie man sie in amtlicher Luft noch kaum erlebt hat. Wenn er vor dem Reichstag, der ihn ohne Verzug zur Rede stellen will, soviel enthüllte, daß allen Enthüllern auch nicht das geringste mehr zu tun übrig bliebe. Wenn er die Kieler Oberwerftdirektion, die mit der Begründung, das Amtsgeheimnis dürfe nicht entsiegelt werden, die Aussagen der obersten Ressortleiter der Verteidigung in Kiel weigerte, mit einem festen Ruck desavouierte und männlich und frank die Fehler und die Mittel zu ihrer Beseitigung wiese, anstatt mit papierenen Erlässen herumzufuchteln und etappenweise eine Besserung anno 1910, 1911 und X zu verheißen. Der Staatssekretär und die von ihm so freundlich bewirteten Reichsboten, die ihre lehrreichen Marinefahrten in den Zeitungen aller Parteien rührend besungen haben, werden einen peinlichen Moment erleben, aber da die Verlegenheit beiden nicht erspart bleibt, werden sie über den schamroten Augenblick schneller hinwegkommen. Dann aber brächte das Bekenntnis die große Läuterung, die allein den Weg zu fruchtbarer Weiterarbeit ebnen kann. Jede Verheimlichung, jede Unaufrichtigkeit würde — früher oder später — zu einem unüberwindlichen Hindernis für das Volksvertrauen, ohne das die Flotte nicht aufgebaut worden wäre, ohne das sie nicht gedeihen kann. Nur eine Generalbeichte der Admirale kann alle Schuld schnell sühnen. Und muß diese Beichte zu einem Harakiri werden, so darf auch dazu der Mut nicht fehlen. Josef Adolf Bondy

Berliner Kunstchronik

Habemus papam. Die Nationalgalerie hat endlich ihren neuen Herrn erhalten. Schwer genug mag's gewesen sein, einen Mann zu finden, der bereit war, die Erbschaft Tschudis an Erfolgen und Ärger anzutreten. Auch Ludwig Justi, der nun ausgewählt und berufen ward, wird sich lange mit sich und seinem Gott beraten haben, bevor er zugriff. Man möchte ihm frundsbergisch zurufen: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren

Gang! Aber er hat einen klugen Kopf und ein ruhiges Blut und wird's schon machen. Ich rate ihm: er sei sanft und energisch, liebenswürdig und unerbittlich, zuvorkommend und zähe, diplomatisch und programmatisch zugleich. Und er sei außen lächelnd, innen aber bis an die Zähne gewappnet gegen die Intriganten und Querulanten, die Tschudi zwölf Jahre lang auf dem Nacken saßen und ihn nur dank seinem unschuldigen Optimismus nicht schon längst zum amtlichen Selbstmord getrieben haben. Die Hauptsache ist gar nicht allein, ob einmal dies oder jenes gute Kunstwerk aufgenommen werden kann oder nicht; mindestens ebenso wichtig ist, daß die gottlob endlich ein wenig gereinigte Galerie nicht wieder durch den Einmarsch mittelmäßiger Greuel verunreinigt werde. Denn schon stehen die Wölfe heulend vor den Toren. Sie wittern was. Treibt sie zu Paaren! . Bleibt Justi zunächst nur in solcher Abwehr stark, dann wollen wir ihn nicht gleich einen Kompromißler schelten, wenn er nicht immer mit Dynamitbomben wirft.

Inzwischen hat sich das Berliner Kunstgetöse von der Nationalgalerie auf das Kaiser Friedrich-Museum hinübergezogen. An einer anderen Stelle dieses Heftes hat Frida Schottmüller sachlich und klar dargelegt, wie man in der Museumsverwaltung heute zu dem Fall steht, der in den letzten Wochen so viel Staub aufgewirbelt hat: zu der Erwerbung der Flora-Wachsbüste, die Wilhelm Bode angekauft hat, weil er sie mit gutem Grunde für ein Werk der Mailänder Schule vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, für ein Werk von so stark lionardesker Prägung und so hoher Qualität ansieht, daß er ihre Herkunft von Lionardo selbst für das Wahrscheinlichste hält. Der tosende Streit, der sich an diese vorzüglich gestützte Hypothese angeschlossen hat, ist in hohem Grade peinlich. Gewiß, die Sache liegt nicht ganz klar. Aber die Formen, in denen die Zweifel und die Gegenstimmen sich hören lassen, sind unwürdige. Ich persönlich glaube zunächst Bode mehr als der eifersüchtigen Wut der Engländer und ihren unhaltbaren Einwendungen und bekenne offen, daß wir dem Generaldirektor bis zu einem eventuellen Beweise der britischen Behauptungen — der liegt einfach nicht vor! — Vertrauen schulden. Und ich halte es ferner für einen Wahnwitz, daß ein mittelmäßiger englischer Bildhauer aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Herrlichkeiten dieser Brust, dieser Schultern, dieser Oberarme modelliert haben, daß er die holde Träumerei dieses Antlitzes erfunden haben soll. Dies ist absoluter Wahnwitz; so unklar auch die Frage der Überarbeitung oder „Restaurierung" durch den wackern Lucas senior zur Zeit noch liegen mag. Bode hat viele sachliche und persönliche Gegner; gewiß nicht ohne seine Schuld. Ich habe auch schon gegen ihn auftreten müssen, aber das kann mich doch nicht hindern, vor seiner Genialität und seinen unschätzbaren positiven Taten im Interesse unserer Museen, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt schlechthin als sein Werk

zu betrachten sind, die aufrichtigste bewundernde Verehrung zu bezeugen. Menschen ohne Schwächen gibt es nicht; und wer so Großes geleistet hat und leistet, hat Anspruch darauf, anders beurteilt zu werden als dieser und jener. In solcher Haltung kann mich selbst das widerliche Treiben des Trabanten nicht irre machen, der sich seit drei Vierteljahren an die Fersen des Generaldirektors heftet, und den man leider allzu willfährig gewähren läßt. Mit Recht hüllt sich dieser unfreiwillig komische Kunstphilosoph in die Schleier der Anonymität, während wir andern alle mit offenem Visier kämpfen. Denn so imponieren seine Ausführungen vielen Leuten, die die Verhältnisse nicht kennen und jene Artikel von dem immerhin großartigeren Begriff „der Zeitung" getragen sehen. Wüßte die Öffentlichkeit, daß es ein völlig belangloser Herr von außerhalb ist, der sich flugs nach seinem Eintreffen in Berlin an das Geschäft machte, das Berliner Kunstleben zu vergiften, so würde sie seinem hochmütig-ahnungslosen Gerede lediglich das zuteil werden lassen, was es allein verdient: schallendes Gelächter. Welch eine Stirn gehört dazu, den Kunstschriftstellern, die seit fünfzehn Jahren ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, in Berlin so etwas wie ein Kunstleben zu begründen, die Begriffe zu klären, Geschmack anzusiedeln, die Heranziehung breiter Schichten zu kultureller Arbeit zu betreiben, nichts als unlautere, unredliche Motive unterzuschieben oder sie als vollendete Idioten hinzustellen! Liebe Museumsverwaltung, es tut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'. Gott schütze dich vor solchen Freunden! Und es ist kein Zweifel, daß zum weitaus größten Teil die gesamte Erregung, die sich jetzt entlädt, aus den süßen Niederträchtigkeiten entstanden ist, die dieser „Protektor" Bodes nach allen Seiten verspritzt. Aber, um es zu wiederholen: mit der Frage der Wachsbüste und mit Bodes unvergänglichen Verdiensten hat das im Grunde nichts zu tun. Man soll nicht in den Fehler seiner Gegner verfallen. —

Im übrigen blüht das Berliner Kunstpflänzlein trotz solchen Unerquicklichkeiten tapfer fort. Die großen und kleinen Ausstellungen der Salons erweitern unsern Blick von Tag zu Tag mehr. Und die rüstige Konkurrenz, die uns jetzt zu gleicher Zeit Hans Thomas deutsche Romantik, Eduard von Gebhardts altmeisterlich geschulte Tüchtigkeit, Cézannes Eroberungszüge in malerisches Neuland, Bayros' exquisite Linienkunst in großen Kollektionen vorführt, schützt uns am besten vor Einseitigkeiten. Eine Ausstellung von frisch dilettierender Arbeiterkunst aber beweist uns, wie weit das leidenschaftliche Interesse an künstlerischen Dingen heute bei uns seine Kreise zieht. Wir kultivieren. Unablässig. Mit zäher Energie. Das bringt schöne Hoffnungen für die Zukunft.

Max Osborn

Das politische Testament des letzten 48ers.

Als Senior des Bayerntums hatte sich der jüngst heimgegangene,

hochbejahrte Politiker und Geschichtsgelehrte Professor Dr. J. N. Sepp selbst bezeichnet. Seine Auffassung von Bayerns Stellung und Geltung war eine sehr eigenartige, der Gesinnung Ludwigs I. im „Teutschthum" entsprechende. Sepp schrieb in persönlichen Briefen an einen Verehrer[1]) hierüber hochinteressante Urteile in folgender historischer Betrachtung: „Wir waren von jeher nur zu anspruchslos, sonst hätten wir es weiter gebracht. Das größte Herzogtum in Deutschland, ja vor tausend Jahren schon ein Königreich, stehen wir heute nicht an der Spitze, sondern ein halbdeutscher Stamm, dessen Namen man vor ca. zweihundert Jahren erst kennen lernte, hat die Reichskrone eingetan und uns affiliiert. Es sind seit „Ludwig d. Bayer" nur Teilungen und politische Fehler auf Fehler zu verzeichnen. Den einen haben wir endgültig abgelegt, wir werden uns nie mehr mit den Frankogalliern verbünden, sondern durch treues Zusammengehen mit den übrigen Süddeutschen unsere Selbständigkeit möglichst wahren. Wir Bayern sind ja auch die Stammesbrüder der Österreicher, sie sind die Ostbayern. Im Entscheidungskampfe zwischen Habsburg und Hohenzollern um Deutschlands Führung hatten wir freilich das Haus Habsburg für viel stärker gehalten, möchten aber auch nie gezwungen werden, gegen dasselbe ins Feld zu ziehen wie unter dem ersten Napoleon ... Geht es jedoch gegen Czechen und Magyaren, so sind wir bereit, diesen schlimmsten Teutschthumsfeinden das Übergewicht teutscher Waffen fühlen zu lassen, wenn wir weiter provoziert werden von fragwürdigen Nationen, die nur uns Teutschen von jeher alle Kultur verdanken ...

Einst habe ich am Berliner Hofe viel gegolten, nur weil man mir mehr Einfluß zutraute, als ich je besaß. Ein großer Protektor war mir in Friedrich Wilhelm IV. gestorben, vielleicht imponierte ihm mein Freimut, da ich es offen heraussagte: Man kann uns totschlagen, aber nicht zu Untertanen eines landfremden Gebietes machen, unser Stamm hat sich selbst den so nahe verwandten Österreichern nie unterworfen. Der König war ungehalten, er bemerkte kurz abweisend: Das waren Frankireurs! Ich antwortete ihm sogleich darauf: Nein, Majestät! Das war der Kern des Volks!" — Beim Festmahl des Zollparlaments war Sepp wieder in Berlin und kam dabei mit Moltke ins Gespräch. Die Rede ging auf den möglichen Zusammenstoß mit Frankreich und die Haltung der süddeutschen Staaten. In seiner markanten, treffsicheren Art prophezeite der große Schlachtendenker den Ausgang im voraus, als Professor Sepp die internationalen Gefahren für Preußen erwähnte (Projekt des Gegnerbundes: Frankreich, Österreich, Italien), mit den bewahrheiteten Worten: „Herr Professor!

[1]) An Privatbibliothekar Carl Müller in München, der uns die hier mitgeteilten Briefstellen zur Verfügung gestellt hat.

Bevor die Franzosen nach München kommen, sind wir in Paris!" Als dann die bayrische Kammer zögerte und nur „bewaffnete Neutralität" bewilligen wollte, war es Sepp, der mit unerwarteter, plötzlicher Sturmrede zum Anschluß an die Norddeutschen trieb, das Bündnis (vom 66er Geheimvertrag) für siebzig als nationale Pflicht mit Feuereifer behandelte und den Umschwung des Parlaments erreichte. Nach den Siegen hatte Sepp Bedenken über Süddeutschlands Zukunft: „Abermals in der nunmehrigen, neuen Hauptstadt, kam Bismarck zu mir in den dritten Stock des Quartiers herauf — er wollte danken und hat mir auch auf meinen Wunsch die wissenschaftliche Mission nach dem Orient übertragen ... Auf meine Frage nach dem späteren Schicksal der süddeutschen Länder im voraussichtlichen kaiserlichen Unitarismus nach Miquels Reichsprovinzenidee, — gab Bismarck keine Antwort, er meinte nur, es sei noch zu früh, über diese Zeit zu reden ..." Zum Verständnis dieser Bedenken mag hervorgehoben sein, daß Sepp von jeher „Teutscher Föderalist" gewesen ist, sein Sehnen war die Vereinigung aller deutsch sprechenden Gebiete, eine Art Nationalismus ohne Unitarismus, denn er war zu ausgeprägter Bayer, dessen Stammesgefühl die heutige Kaisermacht für die „historisch berechtigtsten" Wittelsbacher forderte. Sepp hat aber selbst zugegeben, daß die „fortgesetzten politischen Fehler auf Fehler" den Rückgang der allerdings ältesten Dynastie verschuldet haben, und dann fragt es sich sehr, ob nicht ebenso schwere Mißstände gegen ein Wittelsbacher Kaisertum gekommen wären, die dem Hause Hohenzollern die Aufgabe der Einigung so lange erschwerten. Hierin ist die deutsche Frage gewiß endgültig entschieden, so interessant im Wechsel auch der Werdegang bis heute gewesen ist ... M.

Neue Schriften über Auslands-Deutschtum

Dr. W. Groos, der eifrige Durchwanderer und Erforscher deutscher Sprachgrenzen und Sprachinseln, hat uns neuerdings ein Büchlein geschrieben, das versprengte deutsche Außenposten behandelt: „Wanderfahrten längs der Sprachgrenzen in der Schweiz" (Schriften des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Heft 6.) Vom Rassengedanken ist Groos gar nicht berührt; sonst müßte der Übergang der romanisch sprechenden alpisch-rätischen Urbevölkerung Graubündens zur deutschen Sprache ihm weniger erfreulich erscheinen. Den schönsten Teil des hübschen Büchleins bildet die Beschreibung der deutschen Sprachgebietsreste im nordwestlichen Italien.

Dort, wo sich die italienische Grenze zwischen Wallis und Tessin stark nach Norden vorschiebt, liegt Pommat, besiedelt von deutschen Oberwallisern. Die Männer des Tales arbeiten viele Jahre auswärts. Das Äußere der Bewohner ist durchaus germanisch. Östlich an Pommat schließt sich auf Tessiner Boden die deutsche Gemeinde Bosco an, von den Einwohnern

selbst „Gurin“ genannt. Die Guriner hängen mit rührender Liebe an ihrem Deutschtum, trotz ihrer Zugehörigkeit zu einem ganz italienisch sprechenden Lande. Auch der gebildete Züricher gerät etwas ins Feuer, wenn er auf diesen versprengten Vorposten seines Volkstums zu sprechen kommt.

Von den deutschen Gemeinden am italienischen Abhang des Monte Rosa ist Rimella nach Groos noch nicht völlig verwelscht. Die verhältnismäßig beste Pflege erhält die deutsche Sprache in Gressoney.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter diesen Deutschen Italiens noch eine deutsche Sprachbewegung einsetzen wird. Wo aber unter deutschen Sprachgenossen — und seien sie auch noch so verstreut und entfernt — deutsches Bewußtsein erwacht, woher ein Ruf nach deutscher Hilfe zu uns dringt, da sind wir, scheint mir, zur Teilnahme und Hilfe verpflichtet!

Unedel oder doch durch die Entwicklung gründlich überholt und widerlegt ist also das Urteil, das Max Jähns in seiner von kühnen Behauptungen und bösen Druckfehlern wimmelnden Schrift „Was ist des Deutschen Vaterland“ (Schriften des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Heft 3; 50 Pf.) im Jahre 1900 über die deutschen Bauern Galiziens fällte: „Hier ist keine Hoffnung mehr, hier handelt es sich nicht mehr um einen nationalen Kampf, nur noch um Almosen für die Opfer früherer Kämpfe.“

Nein! Der Kampf hat dort erst begonnen! Die Deutschen Galiziens haben sich zu einem Bunde zusammengeschlossen, der für 1909 seinen ersten Kalender (Lemberg, Zielonagasse 7) herausgegeben hat. Sie werben erfolgreich die Hilfe des österreichischen Deutschen Schulvereins. Sie bauen sich Schulen, vereinigen sich zu landwirtschaftlichen Genossenschaften, und sie rufen uns mit vernehmlicher Stimme zu, daß sie noch deutsch sind und deutsch bleiben wollen!

Ein Teil der Deutschen Galiziens wohnt in der Nachbarschaft des deutschen Sprachgebiets von Bielitz in Ostschlesien. Der größte Teil der deutschen Dörfer liegt im ruthenischen Sprachgebiet Ostgaliziens, das ja auch von polnischen Sprachinseln durchsetzt ist. Nur wenige Dörfer, vor allem das evangelische Hohenbach, sind rings von lauter Polen umgeben. Diese geographische Verteilung macht die Deutschen zu natürlichen Bundesgenossen ihrer Leidensgenossen, der schwerbedrückten Ruthenen oder Ukrainer. Diese Verteilung sichert der jungen deutschen Bewegung die geographische Durchführbarkeit ihrer Hoffnungen. Möge auch das „Deutsche Volksblatt für Galizien“ (Przemysl) im Westen für seinen deutschen Verteidigungskampf Verständnis finden!

Aber nicht nur in Galizien, auch in Russisch-Polen wissen wir deutsche Volksgenossen. Pastor Arthur Rhode hat die von ihren Pastoren schmählich verratenen „Evangelischen Deutschen in Russisch-Polen“ trefflich geschildert (Lissa in Posen; Oskar Eulitz; 75 Pf.). Rhode teilt rührende Briefe dieser Deutschen mit, die sich nach Rückwanderung und Aufnahme im Reiche sehnen. Neben dem schlicht und bescheiden nach Deutschtum strebenden „Ka-

lender der christlichen Deutschen Galiziens" ist diese Schrift Rhodes das ergreifendste, packendste und rührendste Buch in der hochangeschwollenen Schriftenflut der deutsch-slawischen Frage. Mit ganz eigenartigen Gefühlen müßte diese Schrift von der katholischen Geistlichkeit Posens aufgenommen werden!

In der Flugschrift 25 des Alldeutschen Verbandes (München, J. F. Lehmann) hat sich Alfred Geiser über „Die russische Revolution und das baltische Deutschtum" ausgesprochen. Lesenswerter erscheint mir die Flugschrift 26: A. Faure: „Das Deutschtum in Südrußland und an der Wolga". Von den Wolga-Kolonien empfing Faure einen ungünstigen Eindruck; einen viel besseren von den deutschen Bauern Südrußlands, die auch den kleinsten Weg zu Roß zurücklegen und mit Stolz auf die „Russele" herabsehen. Otto Seidl

Finanzpolitisches

Der Geldstand war's und nicht das Kupfer, wodurch die Kurse vorübergehend zum Stillstand gebracht wurden. Natürlich! Spricht man doch lieber von unwahrscheinlichen, also auch unbedeutenden Ursachen, als von den nächsten und schwerwiegenden. Übrigens hatte Herr v. Havenstein mit seiner Diskontoerhöhung nicht im entferntesten das erreicht, was er laut vorher verkündigt hatte. Indem nämlich die Spekulation an allen Weltplätzen so ausgedehnt engagiert bleibt, wie seit Jahrzehnten nicht, gleichzeitig aber bei uns das Publikum seine Papiere zum großen Teile bezogen hat, mußten schon weit stärkere Geschütze abgefeuert werden. Noch abgestumpfter war die Wirkung, als die Wochenberichte unserer Großbanken zum Sammeln bliesen. Bei dem zweifelhaften Kredit, den solche Berichte seit längerem mit Recht genießen, dachten nur die schwächeren Hände rasch an ein Verkaufen. Erst als die Bank von England ernster und ernster in ihrer Diskontopolitik zu werden beliebte, war man auch bei uns gezwungen, eine stärkere Knappheit ins Auge zu fassen. London ist noch immer weniger das Goldreservoir der ganzen Welt, als deren eigentliches Clearinghaus. Sämtliche große Zahlungen gehen gleichsam durch die City, und ob wir nach der Union, oder an Argentinien, Rußland, Österreich usw. zu remittieren haben, direkt oder indirekt wird dies durch drei Monats-London reguliert. Deshalb konnte die Haltung der dortigen Notenbank unmöglich gleichgültig für uns bleiben. Erst später hat sich dann in Berlin ein frischer Geldquell aufgetan, als die Franzosen wieder Wechsel von unseren Großbanken in Pension nahmen. Und augenscheinlich ist das einigen Baissiers so unangenehm gewesen, daß sie ihren Korrespondenten mit einer nicht genug anzuerkennenden Offenheit telegraphierten: „Geldeingang verstimmt!" Selbstverständlich brauchten aber jene vorhergegangenen Bedenken die großen Regisseure unserer neueren Finanztransaktionen in keiner Hinsicht zu genieren. Siehe u. a. die Generalversammlung der Rheinisch-

Westfälischen Diskontogesellschaft in Aachen, wo der 15 Millionen-Erwerb der Firma Hardy in Berlin einstimmig (das ist das Bezeichnende!) angenommen wurde. Wenn nicht vieles trügt, so wird sich die gute Meinung für unsere Industriepapiere noch fortsetzen, trotzdem die Auslassungen unserer Bergwerksdirektoren: hie Bochum!, hie Phönix! auch zuweilen einander widersprechen. Nicht einmal der glänzende Jahresabschluß der „A. E.-G." vermag unser gesamtes Elektrizitätsgeschäft zu charakterisieren. Denn gleichzeitig hatte z. B. die große Interessengemeinschaft Lahmeyer-Felten & Guilleaume anhaltende Kursrückgänge zu erleiden. Es ist eben nichts vollkommen auf Erden, nicht einmal ein leistungsfähiges und achtunggebietendes Elektrizitätsunternehmen, ohne gewaltige stille Reserven.

* * *

Defraudationen ohne Ende scheinen seit längerem zur Tagesgeschichte der Mitteldeutschen Kreditbank zu gehören. Das fordert den Spott und die Kritik heraus, aber selbst die letztere ist bisher über die recht billige Forderung einer schärferen Kontrolle nicht hinausgekommen, nur daß derartige weithin hallende Stimmen alles das vom Aufsichtsrat verlangen, was derselbe weder leisten kann, noch was ihn überhaupt tantiemenfähig macht. Der Aufsichtsrat soll Geschäfte ersinnen, beschließen oder sie von seinen Direktoren vorgelegt erhalten. Er kann eine innere Organisation wohl mit durchführen helfen, aber dieselbe regelmäßig leiten, wäre nur bei kleinen Gesellschaften möglich. Diejenigen Aktionäre also, welche nachträglich ihren Aufsichtsrat für großartige und raffiniert vollzogene Unterschleife verantwortlich machen wollen, müßten wenigstens zugeben, daß sie sich bisher die Tätigkeit der betreffenden außenstehenden Herren wesentlich anders gedacht haben. Was nun die Direktoren betrifft, so haben diese in erster Linie die Geschäfte zu machen, anstatt langjährigen Beamten immerdar als Betrügern aufzupassen. Jedenfalls liegt ihnen aber die Handhabung eines Kontrollapparates ob, die keineswegs zu selten von ihnen angeläutet werden darf. Indem aber auch hierzu wieder Beamte gehören, auf die man sich unbedingt zu verlassen hat, wird die Schwierigkeit, sich vor Hausdieben zu schützen, allen denen, die nicht nur schreien wollen, sofort klar. In diesem Sinne sind denn auch viele Hunderttausende nicht nur bei der Mitteldeutschen, sondern auch bei der Deutschen, Dresdner usw. usw. schon gestohlen worden; bei Instituten, wo eben die ausgebreitete Kundenzahl zu einer Fälschung einzelner Konten leicht führen kann. Als bestes Abwehrmittel hiergegen, obgleich es gleichfalls nicht unfehlbar ist, wäre die Anstellung von ausschließlich gescheiten Kommis zu empfehlen. Dieser Umstand wird in der Tat bei weitem zu wenig beachtet. Heute sehen unsere Banken lediglich auf eine mechanische Leistungsfähigkeit ihres Personals, wodurch dasselbe, — das Schlimmste, was einem Geschäft begegnen kann — auf das Niveau

von Subalternbeamten herabgewürdigt wird. Natürlich ist es jeder Bank in Deutschland durchaus möglich, so viele wirklich intelligente Kommis zu erhalten, als sie nur haben will, aber man will sie gar nicht haben. Dieser Hochmut, eine Summe von Menschen als Massenware anzusehen (die übrigens damit noch nicht billiger werden), rächt sich immer einmal. Denn ohne genaue Kenntnis der Dummheit ihrer Kollegen rings um sich herum, würden solche Defraudanten ein unvergleichlich schwierigeres Spiel haben. Also mehr Intelligenz und kein Spionagesystem, wie letzteres jetzt niedrig gesinnter Weise vorgeschlagen wird.

* * *

Alles blickt jetzt auf Amerika! Den Börsen wurde die schärfste Aufmerksamkeit wegen der Kupferverhandlungen drüben eingeimpft, in deren Folge die Vertreter aller großen europäischen Metallfirmen in New York versammelt waren. — In Philadelphia sprach unser Botschafter die alten, bekannten und abgenutzten Worte von der kolonialen Bescheidenheit und geschäftlichen Mäßigung des modernen Deutschlands. — Zu Washington wird einstweilen mit strengen Maßnahmen gegen den Zuckertrust paradiert. — Pennsylvaniens Hochöfen mit ihren großen Käufen von schwedischen Erzen konnten sogar den doch sonst erfahrenen Generaldirektor des Bochumer Gußstahlvereins zu einer Angstrede veranlassen, als ob jene Landschaft nicht ganz regelmäßig fremde Erze aufgekauft hätte. Am interessantesten sind nun jene Kupferverhandlungen, da auf diese Weise die Tendenz unserer sämtlichen Händler für höhere und hohe Preise höchst ungeniert hervortritt. Hat man aber z. B. jemals gehört, daß Getreidekaufleute oder Erzhändler, kurz diejenigen wichtigen Zwischenstellen, welche die Rohstoffe vermitteln, aber keineswegs produzieren, solche Rohstoffe zu verteuern sich abmühen? Dieser offenbare Wucher mit einem Metalle, das fast der gesamten Industrie gleichsam als Brot dient, kann nicht laut genug bei seinem wahren Namen genannt werden. Leere Ausreden sind es, wenn jene Häuser mit der Gewalt der amerikanischen Trustherren kommen, gegen deren Bedrückung man bisher nichts vermocht habe. In dem Augenblicke, wo auch nur die deutschen Elektrizitäts- und Kabelwerke hinsichtlich des Einkaufens von Kupfer einig wären, müßte selbst ein Milliardär wie Rockefeller samt seinen Untermillionären sehr bald nachgeben. Indessen bei uns gönnt kein Geschäft dem andern etwas, und nur dieser Umstand ermöglicht den Herren drüben ihr frivoles Spiel. Das ist der Punkt, wo unsere Metallhäuser ihren Fleiß und ihre Klugheit einsetzen sollten, anstatt über den Kopf ihrer Kundschaft hinweg mit deren natürlichsten Feinden einen recht fragwürdigen Separatfrieden zu schließen.

* * *

Frankreich als Retter in der Geldnot ist nichts Neues! Dieses Land ohne Baransprüche seiner langsam sich dahin-

bewegenden Industrie, mit seiner nahezu eigenen Getreideversorgung, kann nicht nur der Bank von England mit Gold aushelfen, sondern auch der deutschen Hochfinanz mit den umfangreichsten Wechseldiskontierungen. Noch mehr! Es scheint, als ob verschiedene Staaten, wie leider vor allem Serbien, nur durch die Abundanz der Pariser Banken zu Anleihen gelangen, welche die vorangegangenen Emissionen keinesfalls wertvoller machen. Am Ende dürften aber auch die Franzosen diese ihre zinsheischende Rolle nicht mehr allzulange fortsetzen. Dafür dürfte schon England sorgen, welches sich durch seine blinde Deutschenfurcht in unabsehbare Ausgaben stürzt und deshalb aufhören muß, als direkter Geldgeber großen Stiles weiterhin aufzutreten.

Pluto

Zu unseren Bildern

Turner

Turner ist ein Unikum in der englischen Malerei, wie es einst Hogarth gewesen, wie es jetzt Watts war. Wie Hogarth die Zeitsitten unter die Mikroskopie seines Künstlerauges brachte und Watts Ewigkeitsgedanken malte, entdeckte Turner das Wunderwesen des Lichtes. Er ergab sich mit elementarer Leidenschaft diesem Elemente. „Du mein Vater, der Lufthauch, und mein Bruder, der Himmel" hätte auch er wie der pantheistische Inder bekennen dürfen. Wie in den Farbenschöpfungen der Canaletto und Tiepolo das flüssige Leben der venezianischen Meerluft atmet und vibriert, spiegelt Turners Kolorit den verschleiernden Reiz der englischen Atmosphäre. Aber aus allem mystischen Dunst ringt sich der Jubel des Farbenanbeters. Juwelen funkeln aus den Schächten der Tiefe, und Sonnenglorie überströmt die Räume der Schöpfung. Um ein Landschaftsmaler zu werden, wie es Turner wurde, mußte ein Riesenfleiß den Realitäten der Erscheinungswelt nachgehen, ein Riesengedächtnis diese Erfahrungsfülle buchen und die souveräne Phantasie des Dichters aus eigenem Reichtum frei mit diesen Reichtümern schalten. Nur weil Turner in Goethes Sinne der Sklave und der Herr der Erscheinungswelt zugleich war, ist er auf seinem Gebiet der Unvergleichliche geworden. Sein Werk beweist, daß alle Kunst um so größer ist, je mehr sie Gegensätzliches vereinigt. Mit ihm ist der erste große romantische Dichter unter den Malern Englands aufgetreten. Er ließ die Natur auf seine Sinne wirken und kündete sein Entzücken über sie in freien Landschaftsepen und Dramen. Von der Gefolgschaft Claude Lorrains kam er her und wurde ein ganz Eigener. Die venezianische Luft offenbarte ihm, was er bereits in London vorgeahnt hatte, die Notwendigkeit einer mehr farbenzergliedernden Malweise. So wurde er aus der souveränen Diktatur seines Genies zum Vater des Impressionismus. Seine Kunst stellte die grundlegenden Gesetze der neuen Lehre fest: gebt Tonabstufungen statt der Farben und Tonabstufungen statt der Linien. Whistler und Monet mit ihren Schulen sind auf dieser Bahn weiter geschritten, aber keiner der

Folger hatte die Urkraft, den Titanenwillen des ersten Lichtbringers. Turner wollte die Impression nicht als Wissenschaft, er brauchte sie nur zur Erhöhung der künstlerischen Wirkung. Durch sie vermochte er seine poetische Verzauberungskraft auszuüben. Landschafter wie Gainsborough, Constable, Morland waren vor und mit Turner am Werke gewesen, keiner besaß wie er einen geographischen Umfang seines Studienfeldes, und keiner war wie er der Maler und der Dichter der Natur zugleich. England, Schottland, die Schweiz, Frankreich, Deutschland und Italien haben ihm ihre Motive geliefert. Er belebte sie mit charakteristischen Volkstypen. Aus allem Realen türmte dann seine Phantasie Märchenländer voller Schönheitswunder, in denen wie bei Corot und Böcklin Götter, Heroen und antike Menschen wandelten.

In höchst sorgfältigen Stichen hat er ein „Liber Studiorum" angelegt, das, im Sinne seines vielbewunderten Claude Lorrain, ein großes Landschafts-Kollektivwerk aller Erscheinungsformen der schönen Erde sein sollte. Land und Meer und historische Stätten sind hier wie in einem Bilderkatalog zu studieren. An Turner wird die Erfahrung handgreiflich, daß die Träume der Künstler um so herrlicher wiedergegeben werden, je reichere Nahrung vorerst die Wirklichkeit dem Gestaltenden bot. Ehe sich ihm der heilige Geist des Lichtes offenbarte, hatte er mit Kopistenfleiß Naturabschrift geübt. Er hätte wie Whistler über seinen Entwickelungsgang sagen können: „Ich teile mich in drei Perioden. Erst seht ihr mich an der Themse bei der Arbeit. Damals habt ihr das krasse, harte Detail des Anfängers. Alles wird der Exaktheit und der Umrißlinie geopfert. Bald und fast unbewußt beginne ich Selbstkritik und fühle die Sehnsucht des Künstlers nach Form und Farbe. Das Resultat wird die zweite Periode, die meine Feinde die anfängerische nennen, und ich den Impressionismus. In der dritten Periode bemühe ich mich, die erste und zweite zu verbinden. Ihr habt das Ausfeilen der ersten und die Eigenart der zweiten." Wie Turner, der Impressionist, auf Detailtreue zielte, lehrt besonders der Verkehr mit seinen Stechern. Eine Platte „Portsmouth-Dock" aus dem Jahre 1816 zeigt ein „Bravo" links am Vordergrund. Die Fiedel eines musizierenden Matrosen genügt Turner jedoch nicht ganz, daher findet sich eine weitere Notiz „die Fiedel kann deutlicher gemacht werden" und zugleich die köstliche Federzeichnung des Instruments am Rande.

Turner verachtete das Philisterium des Massengeschmacks. Er wollte der Natur in seinen Farben freiere, herrlichere Hymnen dichten, als je ein Künstler geschaffen hatte. Wie in Byrons Poesien sollte die Erde zugleich zarter und majestätischer durch seinen Pinsel erstehen. In immer neuen unvergleichlichen Schöpfungen prägte er den eigenen Namen zum Kanon einer Landschaftsmalerei, die Großzügigkeit mit intimen Reizen paarte und über alles den Zaubermantel poetischen Geheimnisses breitete. Aus dem Drang zur Idealkomposition war die „Bai von Bajae" entstanden,

jenes erdentrückende Bild südländischer Natur in der Londoner National Gallery mit den aufsteigenden und abfallenden Linienzügen des Wassers und Landes, mit dem Duft einer endlosen Meeresferne und der Märchenstimmung der reinen Schönheit. So wurde „Ritter Harolds Pilgerfahrt" geschaffen, eine Vision waldiger Inseln und Hügelketten, die zauberisch in freier, blumiger Flußlandschaft verschwimmen. Claude klang an in der ragenden Coulisse einer düsteren königlichen Pinie, in deren Schatten ein holdes Farbenbouquet italienischer Menschen erblüht. Träume der Romantik wurden hier Erfüllung. Schiffe, Paläste, Signalfeuer, Laternen, die wie schimmernde Farbenvisionen oder strahlende Fanale aus dem Nebeldunst aufleuchten, Regenbogenpracht, das Chaos jedes Unwetters zwischen Himmel und Meer, immer das Vorüberhuschen, nicht das Dauernde der Eindrücke wurden die herkulischen Aufgaben, die er seinem Pinsel zu bewältigen stellte.

Weder daheim noch auf Reisen durfte sein Zeichenstift rasten. Er zürnte dem Eisenbahnschaffner, der den Zug weitersausen ließ, wenn er eine Skizze angelegt hatte. Er galt als verschlossen, aber sein Werk verriet die Fülle, in der er beständig schweigend schwelgte. — Wir können begreifen, daß dieses Aufgebot von Temperament, dieses malerische Übermenschentum gegen die Wohlerzogenheit englischer Gefühlsart verstieß. Das Schicksal eines Rembrandt und Watteau wäre vielleicht auch Turner nicht erspart geblieben, hätte nicht Ruskins großes Rettungswerk eingesetzt. Aus dem leidenschaftlichen Triebleben eines genialen Kritikers, dem Wissen und Fühlen in unerschöpflichem Reichtum zu Gebot standen, wurde Turner als der Gipfel aller Landschaftsmalerei gefeiert. Ihr verlangt als erste Forderung Naturwahrheit: Turner besitzt sie. Ihr wollt Licht, Farbe, Stimmung: ihr findet alles in Turner. Er ist mehr als Poussin, Claude und Canaletto, mehr als eure Ideale, die alten Meister. „Zu allen Zeitaltern und bei allen Nationen ist der groteske Idealismus das Element gewesen, durch welches die erstaunlichsten und inhaltreichsten Wahrheiten weise mitgeteilt werden."

Immer höher schwoll der Wagemut des Farbenzauberers. Aus seinem Spätschaffen stammen die Lichtorgien und Lichtexperimente, in denen er zuweilen den eigenen Genius zu gewissen Tollheiten mißbrauchte, die jedoch immer das Unmögliche erreichbar machen wollten. Auf dem Mastkorb des Schiffes im Schneesturm ließ er sich bei höchster Lebensgefahr festbinden, um das Ringen des Braun und Weiß und Grün der Wogen, der Flocken und der Flut von Angesicht zu Angesicht zu schauen. „Ich hoffte auf kein Entrinnen," schrieb er darüber, „aber ich fühlte den Zwang, es nach der Anschauung zu berichten, falls ich entkäme." Er fing die Impression der neuerfundenen Lokomotive auf, die wie eine fliegende Vision durch Regen und Dunst dahinsaust. Er wollte die Sonne selbst malen, alle Prismentöne ihrer Strahlenglorie, oder die Nacht mit allem Lichterflimmer ihrer Finsternis.

Von Turner haben die Münche-

ner Landschaftsidealisten gelernt, die Rottmann und Preller, und der moderne Impressionismus, denn Monet ist sein Adorant. In dem Museum für britische Kunst, in der Tate Galery, hängt jetzt der aus seinem Kellerkerker vor lebendigem Begrabensein gerettete Turner-Gemäldezyklus, zu dem alle Maler, die Koloristen heißen wollen, pilgern müßten. Bald wird ein besonderes Turner-Museum in London eröffnet stehen. Es wäre töricht zu sagen „zurück zu Turner", das Schicksal des Phänomens ist die „splendid isolation", aber der immer steigende Turner-Kultus sichert der Kunst einen echten Olympier.

Jarno Jessen

*

Adolf Hildebrands Böcklin-Büste ist der majestätische Führer der stolzen Reihe plastischer Porträts, die der münchnerisch-florentinische Meister von den besten Deutschen des endenden neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Gerade dies verwitterte und zerklüftete Antlitz des alten Riesen bot Hildebrand ein rechtes Exempel, seine Art zu erproben, charakteristische Wahrheit und lebendige Beseelung mit der monumentalen Ruhe eines gehobenen Stils zu vermischen und zu versöhnen; nur das Entscheidende und Wesentliche der natürlichen Erscheinung gelten zu lassen und sie aus dem Zufälligen der Wirklichkeit in eine bedeutendere Sprache zu übertragen; das Individuelle nie zu verlieren und es gleichwohl der Sphäre des Typischen zu nähern. Böcklins Haupt, einst von schöner Ebenmäßigkeit und Klarheit der Bildung, hatte sich im Alter in einen Zeuskopf verwandelt. Er hatte etwas Urweltliches, Sagenhaftes erhalten, und wenn Menzel, dessen weiche, schwärmerische Jünglingsphysiognomie uns Eduard Meyerheim aufbewahrt hat, später den bohrenden Blick und die schmale, scharfe Mundlinie des alten Fritzen annahm, so wuchs Böcklin sich zu einem königlichen Beherrscher seiner Tritonen und Zentauren aus. Man glaubt, dies Gesicht, das von Schrunden und Rissen durchfurcht war wie ein Schweizer Felsengebirge, aus tosender Meeresflut auftauchen zu sehen, wie es mit einem donnernden Quos ego das fischschwänzige, seetangbehängte, gleißende Gelichter Unfug treibender Wassergötter und Nereiden zu Paaren treibt. Die Unregelmäßigkeiten, die sich in dem Antlitz eingenistet hatten und namentlich in der Partie um die Augen wirtschafteten, trugen nur dazu bei, den überwältigenden Eindruck noch zu steigern. Das alles galt es festzuhalten; die Narben durften nicht geglättet werden, die das Ringen mit der Außenwelt und der Kampf mit den eigenen Widerständen in Stirn und Wangen geschlagen hatten. Dennoch hieß es wählen und ausmerzen, souverän zusammenfassen, aus diesem bestimmten Stück Menschentum das Urphänomen herauslösen. —

Claude Monets Londoner Brücke gehört zu dem letzten großen Zyklus des Impressionisten. Früher malte man literarische „Cyklen", eine historische

Novelle in Fortsetzungen, Variationen auf ein satirisches, pädagogisches, humoristisches Thema. Die Franzosen von 1860 und 1870 führten den malerischen Cyklus ein, dessen Zweck es war, ein Eckchen Natur in allen Möglichkeiten der Beleuchtung, der Witterung, der Luftstimmung zu umkreisen und einzufangen. In der Strenge, mit der sie diese Experimente durchführten, ließen sie selbst Hokusais hundert Ansichten vom Berge Fuji hinter sich. Denn der Japaner umkreist den heiligen Gipfel körperlich und zeigt ihn in immer verändertem Ausblick; die Monet, Pissarro, Sisley veränderten ihren Standpunkt dem Objekt gegenüber kaum oder gar nicht, sondern faßten es nur in dem ewigen Wechsel seiner Farbenwerte. So hielt es Monet bei seinen berühmten Heuschobern. So bei seinen malerischen Phantasien auf das gotische Wunderwerk der Kathedrale von Rouen. So bei seiner jüngsten Folge, den Ansichten der London Bridge. Er malte sie in der strahlenden Helligkeit eines klaren Tages. Unter den bleiernen Nebeltüchern des Herbstes. Umwallt von leichten Dünsten, durch die von ungefähr ein Sonnenstrahl eindringt, um sich in den Wasserteilchen der Luft zu brechen. Umhüllt vom Qualm und Rauch der Themsedampfer. Bald grüßen die Türme und Schornsteine der Stadt aus greifbarer Nähe. Bald drohen sie gespenstisch aus den Nebeln. Bald wieder sind sie in schimmernden Glanz gebadet. Farbendichtungen alles, voll rauschender Klänge, in breiten, wogenden, fließenden Strichen vorgetragen. Schon früher hatte sich Monet, wie übrigens auch andere seiner Genossen aus dem Café Nouvelles Athènes auf Montmartre, von Turner anregen lassen, als der wagemutige und ausdauernde Impressionisten-Kunsthändler Durand-Ruel mit seinen Schützlingen von dem ungläubigen Paris aus einen Eroberungs-Streifzug nach London unternahm. Der spätere Studienaufenthalt an der Themse brachte ihn abermals dem englischen Farbenphantasten nahe, der ihm nun auch in diesem Hefte unserer Zeitschrift begegnet.

M. O.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

„Woran ich Freude fand"

Im vorigen Jahre haben wir bei Herausgabe des „Literarischen Jahresberichtes" einer Anzahl Schriftsteller die Frage vorgelegt, welches Buch der neueren Zeit ihrer Meinung nach das meiste künstlerische Interesse verdiente. Damals verzögerten sich einige Antworten, die wir nachstehend zum Abdruck bringen.

Die Redaktion



Therese Devrient als junge Frau. Gezeichnet von Wilhelm Hensel
(Aus dem „Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient". Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart)

Peter Rosegger:

Den Wunsch dieses Blattes, über irgend ein neues Buch, das mir besonders gefallen, etwas zu sagen, kann ich leicht erfüllen. Ich lese sehr wenig, im Jahre kaum fünf Bücher, nur Sachen, die mir was für mich Passendes geben können, die mich fördern oder erfrischen. Ich lese sie ziemlich gründlich, lebe sie fast mit; das Buch wird mir zum Ereignis. Dann aber verlangt's mich, darüber auch etwas zu sagen.

So habe ich vor kurzem die Revolution von 1848 erlebt, in einem neuen Roman: „Freiheit, die ich meine" von Emil Ertl (Leipzig 1909). So manches habe ich mein Lebtag über jene große Bewegung gelesen, die noch heute unser geistiges Leben im Schwunge hält, ganz klar und anschaulich geworden ist sie mir erst jetzt, gleichsam an mir erfahren habe ich sie erst durch die künstlerische Darstellung dieses Buches. So wahr, einzigartig und packend ist bisher die Wiener Revolution noch nicht geschildert worden.

Der Roman beginnt ganz idyllisch in den Dreißigerjahren und liest sich anfangs wie eine Fortsetzung der „Leute vom blauen Guguckshause" mit ihren Seidenwebstühlen und ihrer Biedermeierstimmung, ein Buch, das uns derselbe Verfasser vor einigen Jahren geschenkt hat. Aber diesmal bleibt's nicht bei der Idylle; bald zeigen sich Vorboten einer neuen Zeit. In die alte Seidenweberei schleicht sich die Maschine; das patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter wandelt sich sachte in ein feindseliges Gegenüberstehen. Man hört von Bourgeois und Proletariern, über die Landesgrenzen herein dringen Schlagworte von Freiheit und Gleichheit. Das Wiener Frohleben geht trotzdem noch eine Weile in seiner Art fort, und im Hause des Seidenwebers Leodolter herrscht eine Behaglichkeit, in der sich der Leser ordentlich als Heimgenosse fühlt, während ihm ein wenig bange wird, es könnte nicht immer so bleiben. Es liegt etwas in der Luft, was Nervenbeunruhigendes — eine seltsame Schwüle. Es zieht ein Verhängnis heran, etwas in diesem Lande ganz Unerhörtes — die Revolution. Diese Spannung auf die kommenden Ereignisse ist mit unübertrefflicher Meisterschaft dargestellt. Und dann kommt's. Ein junger Leodolter, ein von dem Ideale der Freiheit erfaßter und fieberhaft durchglühter Bursche, der voller Reinheit und Treue ist, geht als Student zu den Legionären, kämpft in der Nationalgarde und gewinnt in der Führerschaft der Studenten großen Einfluß. Und dieser überaus sympathische Jüngling wird von seinem hohen, reinen Leitstern in Schuld geführt und endet in schwerster Tragik. Das ist die Hauptgestalt des Romans. Sie steht im Mittelpunkt eines großen, bunten Kreises von typischen und sonderartigen Gestalten, die mit entzückender Naturwahrheit gezeichnet sind. Da ist der treubesorgte, kluge tüchtige Bruder Poldi, der begeisterte und doch stets gemäßigte Freiheitsmann Vater Petz; da ist der derbe, bis zur Grausamkeit strenge, ganz in seine wirtschaftliche Aufgabe ver-

bohrte, die neue Zeit nicht verstehende und schließlich von ihr gebrochene Oheim Muschir; ferner die Schwestern Leodolter, deren verschiedenartige Frauencharaktere so zu schildern wohl die bewundernswerteste Leistung des Buches ist, eine Feinheit der Seelenschilderung, wie man sie in der neuesten Erzählerkunst, die sich zu keiner rechten Ausgestaltung Zeit und Ruhe gönnt, kaum wiederfindet. Aber unser Roman hat noch andere interessante Leute. Da ist der köstliche, goldene, stets abenteuerlich gestimmte Gewaltmensch Schinakel, der es vom asketischen Hauslehrer in der Wiener Vorstadt Schottenfeld zu einem Seifenfabrikanten in Südamerika bringt und noch um Einiges weiter, und wie dieser Mann mit seiner halbverrückten Susanna Leodolter verfährt! Zu dieser Gestalt könnte ja eine sich selbst starkfühlende Kritik ihr Fragezeichen machen; der Leser würde lustig darüber hinwegspringen, denn der Schinakel ist mit so guter Laune behandelt, als er selbst handelt. Dann kommt der echt wienerische Kalfakter Mißriegel, der alle Sorten



Erich Erler: Sonntag im Engadin
(Aus: E. W. Bredt, „Deutsche Lande — deutsche Maler". Verlag von Theod. Thomas, Leipzig)

von Überzeugungen in sich hat und je nach Umständen sich der einen oder der andern bedient— loser Zyniker und guter Kerl zugleich. Dieser ganz niederträchtige, mit seinem bösen Zungenschlag den Nagel so oft auf den Kopf treffende, dabei immer aufgeräumte, durch keinerlei Geschick unterzukriegende Geselle ist mir der liebsten einer im Buche. Es sind im Grunde lauter Menschen, denen man gut sein muß, weil man sie begreift. Selbst die wütende Rotte, die Leodolters Fabriksgebäude in Brand steckt, ist ein Haufe von menschlich fühlenden Fanatikern, die den in den Flammen umkommenden — nein, man muß nicht alles ausplaudern.

Und die Freiheit, die ich meine — „die mein Herz erfüllt!" — Welche ist sie? Was ist es, für das in jenem Jahre so wahnwitzig gestritten wurde? Ja, das war eigen, jeder meinte je nach seinem Charakter und seinen persönlichen Wünschen seine besondere Freiheit: Redefreiheit, Preßfreiheit, Religionsfreiheit; frei von Polizei, frei von Steuern, frei von Bureaukratismus und Herren, frei von Gesetz, frei von Sitten und Sitte, frei von Pflichten — frei im Zugreifen nach allem, was das Herz begehrt. Freiheit, bis hinein in die wildeste Anarchie. Das waren die Ideale der Wiener in jenem Sturmjahre, die sie schließlich in die demütigendste Knechtschaft gebracht haben, und in die blutigste Schuld. Der junge Fred Leodolter kämpfte um die Freiheit zu einem menschenwürdigen Leben für Alle, um Befreiung von allem unsittlichen Zwange, um Freiheit zu Geistesentwicklung. Und selbst das Ideal dieser edelsten der Freiheiten verstrickte ihn ins Unrecht, und in der Erkenntnis des verfehlten Weges hat er an seinem letzten Tage schmerzerfüllt ausgerufen: „Ach, frei von Schuld zu sein!" Das war die Freiheit, die er endlich gemeint hat.

In diesem Buche wird klar, zu welch furchtbarer Tragik es kommt, wenn ein Volk Freiheit erringt, bevor es dafür reif ist. Aber ein großer Doppelatemzug geht durch das Buch: Freiheit und Arbeit. Die Freiheit geht wieder verloren, aber die Arbeit des Bürgers setzt frisch ein, und durch die Arbeit wird endgültig gewonnen, was dem Schwerte mißlungen.

Ertls Darstellung der Revolution ist feinste Kunst. Widerliche, schauderhafte Dinge sind nicht zu umgehen, aber die Schönheitslinie wird nirgends überschritten. Das Äußerste an Bestialität und Schrecken wird oft geschickt umgangen, während die geschilderten Nebenumstände des Lesers Phantasie in einer Weise anregen, daß er doch das Äußerste schaut oder ahnt. So beim Brande des Fabriksgebäudes, so bei den Barrikadenkämpfen, so bei Ermordung Latours, so bei dem Tode des Helden. Und die Stimmungsmalerei! Und die leise Ironie, die das ganze Buch von der mißverstandenen Freiheit durchzieht; und endlich, der zarte, herzinnige Humor, der wie Mondschein über der finsteren Nacht liegt. Und wie dieses alte, schöne, große Wien erhoben wird, wie der Dichter es liebt,

und wir mit ihm! Und wie wir mit ihm zittern um dieses Wien!

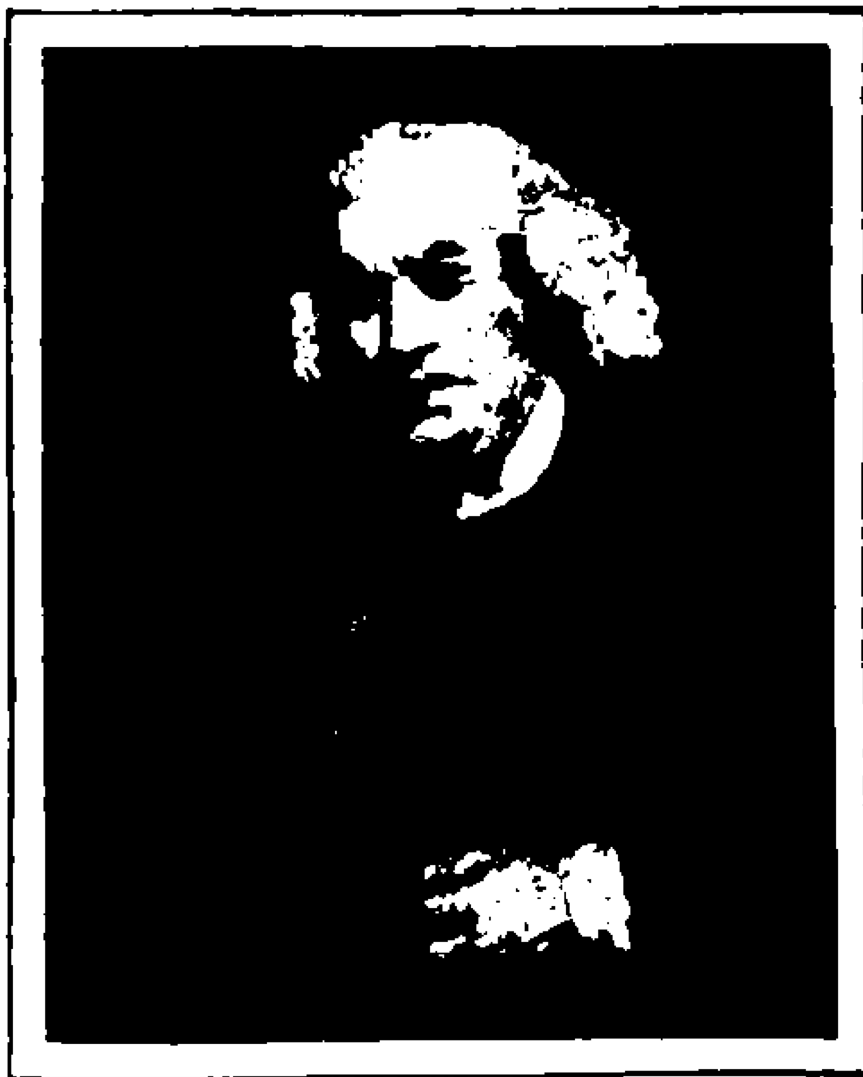
Möchte Wien Emil Ertls Buch so verstehen, wie der Verfasser Wien versteht! — Einen Wiener, der im Grunde freilich keiner sein wird, hörte ich über dieses Buch sagen: „Was geht uns die Revolution an? Die ist längst vorbei!" — Als ob wir nicht heute noch mitten in ihr stünden! Allerdings ausgerüstet mit dem, was die Ereignisse von 1848 uns gelehrt haben. Diese Ereignisse läßt uns Emil Ertl in seinem edlen, wahrhaft schönen Roman wieder erleben — für uns ohne Gefahr, aber mit viel Genuß.

Georg Brandes:

Anstatt dies oder jenes Buch zu nennen, das einen Eindruck auf mich gemacht hat, möchte ich mich damit begnügen, das Zeugnis abzulegen, daß die Bücher Anatole Frances mir am höchsten zu stehen scheinen. Der Teig, aus dem sie geknetet sind, kommt mir feiner vor, als irgend ein anderer, der in einer zeitgenössischen Schrift geboten wird. Ich glaube nicht, daß diese Ansicht eine individuelle sei. Die Mängel und Fehler in Frances Büchern ist es nicht schwer zu entdecken, aber die Feinheit dieses Geistes ist unerreicht.

Otto Henne am Rhyn:

Auf diese Frage muß der Kulturhistoriker den Umständen seiner Heranbildung und Wirksamkeit nach notwendig anders antworten als etwa der Dichter, dem ein bedeutendes Epos oder Drama oder selbst eine lyrische Gedichtsammlung, oder etwa der Ethiker, dem eine moralisch-philosophische Bucherscheinung die größte Freude bereiten müßte. Die wissenschaftliche Richtung, welcher der Schreiber dieser Zeilen angehört, fußt auf den Tatsachen und den tatsächlichen Umständen, auf dem Sitten-, Gemüts- und Geistesleben der Völker, wie es sich uns aus den Chroniken und Urkunden der Vergangenheit und Gegenwart darstellt. Wenn der Kulturhistoriker sein Fach ernst nimmt, so wird er sein Augenmerk in erster Linie nicht etwa den Trachten, Möbeln, Hauseinrichtungen der verschiedenen Zeiten, sondern dem L e b e n s e l b s t schenken und sich in die brennenden Fragen der Zeiträume vertiefen, wie sie den politischen, sozialen, religiösen und verstandesmäßigen Zuständen entspringen. Er wird sich mit Vorliebe in ein Werk hineinlesen und daraus hohen Genuß schöpfen, das ein Herz für die



Joshua Reynolds: Porträt Dr. Johnsons

(Aus: Sir Walter Armstrong, „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland". Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart)

Leiden und Freuden der Menschheit oder eines Volkes gewinnt und sie mit allen Mitteln der Forschung und aller Teilnahme der Freiheits- und Menschenliebe zu malen versteht.

Ein solches Werk, dessen Verfasser sich lediglich mit dem bescheidenen Namen Eccardus einführt, ist dessen „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland", in zwei Teilen oder Bänden erschienen im Jahre 1907 im Verlag von W. Spemann in Stuttgart. Dieses Werk ist von Anfang bis Ende von einem warmen Hauche der Liebe zum deutschen Volke und zu dessen Freiheit durchweht und verbindet eine gründliche Gelehrsamkeit mit durchsichtiger, klarer, allgemein verständlicher Darstellung und einer von jeder andern Autorität als der Wahrheit unabhängigen Gesinnung. Das Werk ist so reichhaltig, so vielseitig, so umfassend, daß seinen Inhalt noch so kurz und gedrängt zu skizzieren ein eigenes kleineres Buch erforderlich wäre.

Was den pseudonymen Verfasser zu diesem Werke führte, war, wie er im Vorworte sagt, der Umstand, daß die Geschichte der Deutschen bis dahin „von oben herab" geschrieben wurde. Er ist weit entfernt, dem Ausdrucke des „niederen Volkes" eine verächtliche Bedeutung zu geben, und an keiner Stelle des Werkes (sagt der Verfasser) wird die gangbare Auffassung jenes Ausdrucks zur Geltung gelangen.

Im ersten der 30 Kapitel des Werkes von Eccardus bespricht der Verfasser die Urzeit des deutschen Volkes, das zum ersten Male durch Cäsar in die Weltgeschichte trat. Das zweite Kapitel schildert die Einflüsse des römischen Grenzwalles (Limes) auf die deutsche Kultur im Altertum, den Charakter des Volkes und dessen Organisation, das dritte die soziale Schichtung und die aus dieser hervorgehenden Freilassungen, das vierte die Verhältnisse der Germanen als römische Krieger und Ansiedler. Im fünften dringen die Alemannen und Franken vor, die Seßhaftigkeit nimmt zu, die Ostgermanen (Goten) treten auf die Bühne. Das Christentum erscheint im sechsten und übt seine Einwirkungen auf die Deutschen, was im Buche tiefer betrachtet wird, als hier der Raum auszuführen gestatten würde. Die neue Lehre spaltet sich durch das Aufkommen der Arianer und wird zugleich mit heidnischen Vorstellungen vermengt. Die Völkerwanderung und das mit ihr verbundene Zurückweichen Roms füllen das siebente Kapitel. Mit der Verwischung der alten germanischen Gaue durch die neuen Königreiche geht die frühere Gemeinsamkeit unter, und das deutsche Blut geht in der Mehrheit der romanischen Völker Italiens und Spaniens auf, ja ganze germanische Völker wie Gepiden und Heruler verschwinden auf immer. Anders die in der deutschen Heimat zurückgebliebenen Stämme, wie das achte Kapitel zeigt, das die Zunahme der Seßhaftigkeit berichtet und zugleich diejenige des Aberglaubens der dem Namen nach christlichen Franken, die um die erste Stelle in Westeuropa spielen. Die Rodungen nehmen überhand;

es entstehen Dörfer und die Dreifelderwirtschaft. Fesselnd sind die Schilderungen des Volkslebens und der Volkstätigkeit. Eine Tatsache, die noch heute ihre bedauerlichen Wirkungen nachübt, das Eindringen der Slawen in die von Germanen verlassenen Gaue Deutschlands, behandelt das neunte Kapitel. Die Wirtschaftsverhältnisse unter den Merowingern sind Gegenstand des zehnten Kapitels. Die Gemeinsamen nehmen immer mehr ab, und die Gewalt der Gaugrafen nimmt zu. Wie das Reich der Merowinger verfällt, die Volksversammlungen außer Übung kommen und die Grafen erblich werden, zeigt das elfte Kapitel, in dem die mächtige Gestalt Karls des Großen auftritt, der Vasallenstaat sich bildet, Klöster und Bistümer überhand nehmen. Wie die Macht der Kirche wächst, lesen wir im zwölften Kapitel, in dem die Orthodoxie fortschreitet und die Intoleranz zunimmt, ohne dem Aberglauben wehren zu können oder zu wollen. Die angelsächsischen Apostel predigen den Teufel und legen damit den Grund zu zahllosem Mord und Brand. Die Verdienste mancher Klöster um die Kultur werden gerühmt, aber auch ihr baldiger Verfall muß berichtet werden. Im 13. Kapitel sehen wir, wie die neuen Herzogtümer entstehen und mächtig werden, neben ihnen aber auch die Bischöfe zu Fürsten heranwachsen, und wie Otto der Große das Reich von den Madjaren befreit und im Innern festigt, wie aber auch Deutschland unter dem Neuerwachen seiner Könige leidet. Dafür tröstet das Bild des Aufblühens der Städte und ihrer Zünfte.

Tausend Jahre nach Christi Geburt fälschte aber, wie das 14. Kapitel zeigt, mit Thronantritt des entarteten Sachsen Otto III., ein asketischer, d. h. frömmelnder Geist den deutschen Charakter, und merkwürdigerweise waren es die Bischöfe, die gegen die Allgewalt des Papstes im Reiche Front machten (und die heutigen?). Dasselbe Kapitel erzählt, wie Kaiser Konrad II. die Grundholden und niederen Ritter gegen die großen Herren schützte, wogegen seines Sohnes, des frömmelnden Heinrich III., Unterwerfung unter die Kirche scharf abstach. Das 15. Kapitel meldet den Sieg dieser Richtung in Gregors VII. Verfahren gegen den schwachen Heinrich IV. Die jetzt gangbare, auch vom Verfasser geteilte sophistische Auffassung, daß die Buße in Canossa ein Triumph des Kaisers und eine Niederlage des Papstes gewesen, widerlegt denn doch ihre beschämende Form und widerlegen ihre Folgen (Gegenkönigtum und neuer Bann), wie es uns scheint. An diese Ereignisse schließen sich unmittelbar die Kreuzzüge, deren Bedeutung für das niedere Volk eine tief eingreifende sein mußte. Von großer Bedeutung sind die wirtschaftlichen Entwickelungen der Städte und des Landvolkes, wenn auch sehr auseinandergehende im 12. Jahrhundert, welche das 16. Kapitel darstellt. Dabei bilden namentlich die von den Regierenden begünstigten „Frauenhäuser“ und

die herrschende, Seuchen verbreitende Unreinlichkeit eine arge Schattenseite, der sich die empörende Mißachtung sogenannter unehrlicher Berufe würdig anschloß; nur gegenüber den Henkern kann man sie einigermaßen begreiflich finden. Dagegen hat die an Stelle der Natural- auffkommende Geldwirtschaft, wie der Verfasser nachweist, günstiger Erfolge sich zu rühmen.

Diese Widersprüche spiegelten sich in der schwankenden Politik Kaiser Friedrichs des Rotbarts, dessen Regierung mit dem Sturze der Herzogtümer Bayern und Sachsen und der Selbständigkeit der Kleinfürsten zusammenfiel. Das 17. Kapitel beschäftigt sich mit der deutschen Eroberung der slawischen ostelbischen Gebiete, den scheußlichen Vernichtungskriegen gegen Albigenser, Waldenser und Stedinger und dem Zusammenbruch des alten Reiches infolge der welschen Gelüste seiner Kaiser. Die Zeit des Faustrechts füllt das 18., die der Städtebünde und der Freiheitsschlachten von Bürgern und Bauern gegen Fürsten nebst dem Anfange der Hexenprozesse, dem Schwarzen Tod, den Geißlerzügen und den Judenbränden das 19. Kapitel, mit dem der erste Teil des Werkes endet.

Der zweite Teil beginnt mit der Reformation, der das 20. Kapitel gewidmet ist, nicht ohne einen Blick auf die Vorläufer Luthers seit Marsilius und Wiclif zu werfen und die Bewegung nach ihrer Berechtigung zu prüfen, sowie die damaligen Reichszustände zu betrachten, die sich durch Zerfahrenheit und unter dem Volke durch eine steigende Vermögensnot kennzeichneten, mit der Verdorbenheit des Adels und Bauernschinderei Hand in Hand gingen, — Übel, gegen die sich eine Flut reformlustiger Flugschriften richtete. Treffend ist die Vergleichung zwischen Luther und Münzer, es sind dies auch die Charakteristiken von Hutten, Sikkingen, Karlstadt usw. Die nächste Folge jener Not, der große deutsche Bauernkrieg, nimmt das 21. Kapitel ein. „Erst seit diesem", sagt Eccardus, „beginnt mit Bewußtsein eine organische Auffassung des deutschen Volkskörpers." Luther und Melanchthon aber nennt er Befürworter einer Versklavung der Deutschen. Im 22. Kapitel lesen wir die Geschichte der Wiedertäufer und der Gegenreformation. Als Wiege des Täufertums bezeichnet der Verf. Zürich, wo es als Bewegung gegen die „Halbheit" Zwinglis entstand und die Rückkehr zum Urchristentum forderte, — eine echte Äußerung der Gefühle des geknechteten Volkes. Diese Bewegung aber verbreitete sich über den größten Teil des Reiches und feierte in Münster ihren phantastischen Hexensabbat.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts findet das 23. Kapitel einen toten Punkt. Es trat wiederum ein Zustand ein, in dem die Kaiser das Reich außerhalb Österreichs nur noch als quantité négligeable betrachteten und namentlich die Angelegenheiten der Reichsstädte mißachteten, was deren Blüte und ihren Zünften den Todesstoß gab.

Die Hanse ging zugrunde, und in den übrigen Städten verfiel ihr Handel nach Italien; es fehlte an einer Wirtschaftspolitik bis in die neueste Zeit. Der Großhandel verschwand und auch das Handwerk ging zurück. Die Einführung des römischen Rechtes statt der alten Volksgesetzbücher verschärfte die Leibeigenschaft. Man kann im allgemeinen sagen, daß seit Karl V., der in Spanien geboren und erzogen war, in Deutschland das spanische Ausbeutungssystem herrschte. Das war eine lange und böse Vorbereitung auf den wüsten dreißigjährigen Krieg, den das 24. Kapitel behandelt. In diesen beiden Kapiteln ist das Werk so reichhaltig und lehrreich, daß wir darauf verweisen müssen, statt selbst auf Einzelheiten einzugehen. Das 25. Kapitel läßt den preußischen Staat als Retter der Nationalkraft erscheinen und schildert den schmählichen Handel anderer Fürsten mit Landeskindern nach dem Auslande. Die Charakteristik Ludwigs XIV., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen ist überaus treffend. Alles ist so eingehend, daß sogar der Prozeß des Müllers Arnold ausführlich dargestellt wird.



John Millais: Herz ist Trumpf.
(Aus: Sir Walter Armstrong, „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland“. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart)

Das 26. Kapitel stellt die französische Revolution und „deutsches Philistertum“ einander gegenüber. Offenbar bieten die wilden Greuel jener Umwälzung das furchtbarste Wider=

spiel dar, das dem Dulden des unterdrückten deutschen Volkes entgegengestellt werden konnte. Dies rechtfertigt die ausführliche Behandlung der Ursachen jenes Ereignisses, das wohl selten mit so scharf abwägender Gerechtigkeit betrachtet worden ist, wie in diesem Buche, so namentlich auch die Einwirkung der Revolution auf das deutsche Volk. Dieses erleidet im 27. Kapitel eine Fremdherrschaft, die nicht viel ärger war als seine früheren Leiden, und dennoch unerträglicher, sah aber über beiden Mißständen einen Stern aufgehen, nämlich nach Preußens Erwachen nach dem Unglück von Jena das die Aufhebung der Erbuntertänigkeit aussprechende Befreiungsedikt von 1807, dem im nächsten Jahre die preußische Städteordnung folgte, langsam auch weitere Reformen. Wie diese die wüste Reaktion nach 1813 abdämpfte, zeigt das 28. Kapitel, das hauptsächlich damaligen Wucher und das Stocken allen Fortschrittes geißelt. Erfreulicheres berichtet das 29. Kapitel, das die Zeit von 1830 bis 1870 schildert, doch nicht ohne tiefe Schatten ist. Es zeigt, wie Lassalles deutsch-nationale Sozialreform durch die Marxische farblose Internationale verpfuscht wurde, und, wie das 30. und letzte Kapitel fortfährt, daß die Sozialdemokratie zwar das waltende Elend maßlos übertreibt, dem gegenüber vielmehr der Wohlstand wächst, — aber durch die Beibehaltung des unsinnigen preußischen Dreiklassenwahlrechts unverantwortlicherweise befördert wird. Im übrigen ist sie jedoch nicht als wahre Freundin des niedern Volkes in Deutschland bezeichnet, womit wir den Hinweis auf dieses vortreffliche Werk schließen.

Roda Roda:

Es gibt zwei Autoren, die ich aufs höchste schätze: Arthur Schnitzler und Gerhard Hauptmann; und zwei, die ich liebe: den Grafen Keyserling und Gustav Meyrink. (Antagonisten, wie man sieht.)

Von Meyrink ist jüngst das Wachsfigurenkabinett erschienen. Ich zähle es zu jenen Büchern, die das Lebende überleben werden.

Was Gustav Meyrink von allen Autoren der Gegenwart scheidet, über alle erhebt: der Haß.

Liebe ist Humor, Sentimentalität, Weiblichkeit; Haß erst ist Satire.

Nie versucht Meyrink Menschen, Seiende zu zeichnen — „liebevoll" zu zeichnen — wie's die Kritik der Zeitgenossen gar manchem Zeitgenossen nachrühmt. Meyrinks Gestalten sind Schemen, nur zu Menschengestalt verkörpert, um verhöhnen, zerstören zu können.

„Der Löwe Alois" — Tschitrakarna, das vornehme Kamel — „Der Saturnring", die besten Schaustücke des Wachsfigurenkabinetts, haben in der Literatur schlechthin nicht ihresgleichen.

Ferdinand von Feldegg:

Ihre an mich gestellte gefällige Anfrage: „Woran ich Freude fand" beantworte ich um so lieber, als mir der Ihrer Absicht zugrunde liegende Charakter

sehr geeignet erscheint, in die allgemach zur Schablone erstarrte Art und Weise der heutigen Buchanzeige einen frischen Zug zu bringen. „Nimm und lies das," soll die zur Regel gewordenes Unrechttun an den Autoren.

Um aber sogleich in medias res einzutreten: Da ich wenig lese, ist die Auswahl jener Bücher, die mir



Eduard und Therese Devrient als altes Paar
(Aus dem „Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient." Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart)

Parole dieser neuen Buchanzeigen sein. Sehr richtig! „Laß das bleiben," das ist ungefähr in den bei weitem meisten Fällen der Tenor der landläufigen Berufskritiken: Also, wie mir dünkt, ein in letzter Zeit als lohnende Lektüre in die Hände kamen, eine außerordentlich geringe. Gleichwohl kann ich Ihnen ein solches Buch nennen und noch dazu eines, das in größerem Kreise sicherlich

unbekannt geblieben ist — denn es stammt von einem Landsmann, einem Österreicher. Von den Österreichern schwimmen nur einige wenige auf der Oberfläche. Die kennt man, auch draußen, nicht bloß bei uns. Die andern müssen aus der Tiefe erst herausgefischt werden. Ob der Fischzug auch lohnt? Ich hoffe es in meinem Falle.

„Die Erlebnisse einer Seele"[1]) betitelt sich das Buch, und sein Verfasser ist Gemeindearzt in einem kleinen Städtchen an der mährisch-ungarischen Grenze. Titel und Autor — so „unliterarisch" als möglich also! Ja, aber eben das ist's, was dem Buche seinen Wert verleiht. Jenseits von allem ästhetischen und philosophischen Snobismus liegt, was uns M. G. Mandelik auf mehr als dreihundert Seiten zu sagen hat. Und er hat uns vieles in seinem Buche zu sagen, das er seinen „teuren Geistesbrüdern und lieben Seelenschwestern als den klaren Spiegel seiner Seele widmet". In dreiunddreißig Kapiteln, deren erstes „Stimmungen", deren letztes „Tod" überschrieben ist, führt uns der Verfasser mit sanfter Hand und milden Worten in den Gefilden einer Welt, seiner Welt spazieren. Poesie und Natur, Wissenschaft und Religion, Leid und Seele, Schicksal und Leben . . . Alles, alles, was der Menschen Sinnen je erfüllte, begegnet uns auf diesem Spaziergange, und jede dieser uns begegnenden, geheimnisvollen Gestalten spricht Worte der Weisheit, der Güte oder der Schönheit zu uns. Es ist etwas von Botticellis Kunst oder von der Böcklins, was in diesem Buche lebt und webt, etwas vom kindlichen Stil dieser beiden im Stile seines Verfassers. Ist er ein großer Künstler, der dieses Buch geschrieben, ein Dichter von Talent oder gar Genie? Oder ist er ein tiefer Denker, ein Philosoph von Gottes Gnaden? Lächelnd würde er wohl selbst solcher Übertreibung wehren, wenn man ihn befragte. Eines aber ist er, der dieses Buch geschrieben hat, und um dieses einen willen sei er anerkannt: Ein edler Mensch, ein guter Mensch, ein Mensch, in dessen Herzen Leid und Freude einer Welt pulsiert, in dessen Auge sich der Himmel spiegelt, in dessen Ohr der Erdgeist seine tiefsten Geheimnisse geflüstert hat, auf daß sie vom Menschen den Menschen wieder einmal verkündet werden mögen. Wieder einmal — ja! Aber, ist das ein Fehler in unsern Tagen, die des guten Alten nur zu leicht vergessen haben? Ist das Mangel an Originalität, da „Originalität" heute fast zum Gemeinplatze geworden ist? Nein! Es ist weder ein Fehler noch ein Mangel, es ist vielmehr Stärke. Denn stark ist, wer den Schwächen seiner Zeit nicht untertan.

[1]) Wilhelm Braumüller. 1908, Wien und Leipzig.

Emmy von Egidy:

Von den Büchern, die mir in letzter Zeit begegnet sind, haben die folgenden für mich eine solche Bedeutung gewonnen, daß ich wünschte, sie all' denen näher zu bringen, die in Büchern nicht

momentane Eindrücke suchen, sondern fortwirkende Erlebnisse.

Unter die ganz bedeutenden Werke rechne ich das Buch der Ricarda Huch: „Aus dem Zeitalter des Risorgimento"[1]). Eine Reihe von Charakterstudien sind es, aus den frühen erfolglosen Zeiten der Bewegung, der sie in ihrem Garibaldi-Werk ein ewiges Denkmal gesetzt. In dem wie eine goldene Klammer um die einzelnen Kapitel geschlagenen Vorwort, einem Vorwort getragen von einer stolzen Blutwelle, mächtig hinrauschend über die Dinge der geistigen Welt, sagt sie alles, was von dem Recht solcher historischer Arbeit gesagt werden kann, die den Träger der Handlung, ob siegend oder unterliegend, zum Mittelpunkt des Interesses macht.

Weiter fand ich an der Übertragung der Dialoge Platos[2]), durch Rudolf Kaßner eine unversiegbar wundervolle Quelle. Daß nun auch dem Laien zugänglich geworden, was früher nur Eigentum der humanistisch Gebildeten war, bedeutet eine wirkliche Bereicherung und die Möglichkeit einer tieferen Kultur als all' die Auswahl- und Sammelwerke, die aus dem Werk der Geistesheroen geschnitten dem Laienpublikum heute geboten werden. In dem Deutsch dieser Übertragung ist auf eine ganz seltene Weise die ihm eignende Kraft verschmolzen mit einem neuen rhythmischen Element, das uns den Zauber griechischer Sprechweise fühlbar werden läßt, uns unmittelbar einführend in die Wirklichkeit griechischen Wesens.

Wer auf einem anderen als dem nur historischen Wege von dem Leben jenes wunderbaren Volkes wissen möchte, der sei aufmerksam gemacht auf ein älteres Werk, das noch von keinem neueren übertroffen worden, in Fachkreisen wohl, im allgemeinen aber weniger bekannt sein dürfte: Die Psyche von Erwin Rohde. Dies Buch vor allen gibt den unmittelbaren Begriff griechischen Wesens, faßt es von der Seite einer Tiefe und tragischen Bedeutung, die allerdings den Wahn der heiteren Harmonie zerbricht, anderes an seine Stelle setzend, das in unserer nach der Seele fragenden Zeit höchst willkommen sein dürfte.

Endlich nenne ich hier das Buch von der seelischen Kultur, das uns versichert über die Höhe des Anspruches, den wir an uns selbst stellen dürfen. „Vom Sein und vom Haben der Seele" von Marie Luise Enckendorff[3]). Ich verzichte darauf, von seinem Inhalt etwas zu sagen, das Suchen und Finden denen überlassend, die eine Anstrengung nicht scheuen, um den Punkt zu gewinnen, von dem nur das Sein der Seele zu überschauen ist.

* * *

Dr. h. c. Colmar Freiherr v. d. Goltz, Kgl. preuß. Generaloberst: Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. I. Teil: Im

[1]) Insel-Verlag, Leipzig.

[2]) Diederichs Verlag, Jena.

[3]) Duncker u. Humblot, Leipzig.

Zeitalter Napoleons. Berlin, Georg Bondi.

Ein Teil aus dem Sammelwerke: Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung! Daß man hierbei die Kriegsgeschichte nicht vergessen durfte, ohne die die Neugestaltung Deutschlands unverständlich bliebe, ist selbstverständlich. Leicht begreiflich auch, daß man die schwere Aufgabe dem literarisch bekanntesten Namen des deutschen Heeres, dem Generaloberst Freiherrn von der Goltz, übertrug! Die Wahrheit zu gestehen, würde ich mir ihre Lösung im Rahmen eines derartigen, umfassenden Werkes auch anders denken können, als sie der gelehrte Verfasser versucht hat. Vielleicht würde man mehr Wert darauf legen dürfen, den großen Gang der Begebenheiten, die wesentlichen Züge der Kriegführung auf dem Hintergrunde der allgemeinen politischen, gesellschaftlichen, militärischen Zustände zu schildern und den Zusammenhang in der fortschreitenden Entwicklung beider klar zu legen. Mir scheint, Herr von der Goltz hat den umgekehrten Weg eingeschlagen; er bietet eine sehr eingehende Geschichte der kriegerischen Begebenheiten, die zahlreiche für den Fortgang des Ganzen nebensächliche Handlungen verhältnismäßig breit schildert, von den allgemeinen Verhältnissen aber in knappster Form nur gerade so viel, als zum Verständnis unbedingt nötig ist. So kommt er in dem ersten Bande von 516 Seiten, der bisher vorliegt, über die napoleonische Epoche nicht hinaus, erledigt aber die politischen und militärischen Zustände Preußens und Frankreichs, die Theorien über Krieg und Kriegführung, die doch einen so wesentlichen Einfluß auf die Ereignisse ausübten, auf knapp siebzehn Seiten. Man würde sich mit dieser Behandlung vielleicht eher abfinden, wenn wir kriegsgeschichtlich wesentlich Neues von ihm erführen. Das ist aber nicht der Fall. Sowohl der Krieg von 1806/07, wie der von 1812 und wie die Befreiungskriege sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre auf Grund archivalischer Studien so eingehend beschrieben worden, daß weder der militärische Fachmann noch der Historiker mehr vor Rätseln stehen oder neue Einsichten durch Goltz' Darstellung gewinnen werden.

Daß die Kriege Österreichs gegen Napoleon von 1805 und 1809 keine Aufnahmen gefunden haben, möchte ich fast als eine Unterlassung bedauern. Nicht nur, weil Österreich damals mit gleichem Rechte wie Preußen zu den deutschen Staaten gehörte, sondern vor allen Dingen auch, weil gerade in diesen Feldzügen die Verschiedenheit der älteren Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts und der von Napoleon geschaffenen neuen sich am schärfsten ausprägt und im Jahre 1809 der österreichische Feldherr, Erzherzog Karl, zum ersten Male beweist, daß die bisher niedergeworfenen Heere — zögernd, tastend, unsicher und häufig noch schwerfällig genug — den Geist der napoleonischen Kriegführung zu verstehen und dem großen Feldherrn gegenüber anzuwenden sich anschickten.

Napoleon ist doch weniger gefallen, weil er selbst nicht mehr

der alte geblieben wäre, als weil die Gegner von ihm gelernt hatten und weil seine überlegene Waffe, die ruhmreichen Scharen der Revolution, auf den Schneefeldern Rußlands zugrunde gegangen waren. In letzterem Punkte übrigens stimme ich mit Goltz völlig überein. Aber darum hätten vielleicht die Vorboten der neuen Zeit von ihm erwähnt werden sollen.



Wilhelm von Kobell: Terrasse bei Föhring
Photographie-Verlag Franz Hanfstaengl, München
(Aus: „E. W. Bredt, Deutsche Lande — deutsche Maler". Verlag von Theod. Thomas, Leipzig)

Daß ein Kriegshistoriker ohne eine persönliche Stellungnahme zu der inneren und äußeren Politik der kriegführenden Staaten undenkbar ist, bedarf kaum der Erwähnung. Man wird ihm auch nicht verargen dürfen, wenn er die Erfahrungen der Feldzüge ebensowohl zu militärischen wie zu politischen Lehren ausnutzt — die meisten auf den Schlachtfeldern verlorenen Kriege waren vorher bereits politisch verloren. Man wird aber den Herrn Verfasser in dieser Beziehung doch nicht für ganz unbefangen ansehen dürfen, sei es, daß er die Ursachen der Katastrophe von 1806 schildert, oder zu milde und vorsichtig den Anteil Friedrich

Wilhelms III. an der Niederlage beurteilt, oder seinerseits Ausblicke in die Zukunft eröffnet. Wenn er unserem Volke kriegerische Kraft und kriegerischen Sinn zu erhalten wünscht, damit das zwanzigste Jahrhundert ihm ebenso ruhmvoll sei wie das neunzehnte, so werden manche wackeren Männer hoffen, daß dieses Jahrhundert durch Werke des Friedens und der Gesittung sich mehr auszeichnen möge als durch hohe Taten des Krieges. Denn es ist schlechthin unrichtig, daß die Nationen durch zu langen Frieden erschlaffen und verweichlichen. Auch Preußen ging 1806 nicht an Verweichlichung zugrunde, sondern weil es elend regiert, elend verwaltet, elend geführt wurde. Die Kaste aber, die jetzt regiert, wie sie damals regierte, hört das letztere weniger gern, als das erstere.

Im übrigen brauche ich wohl kaum zu erwähnen, daß das Urteil eines so hervorragenden Offiziers über die kriegerischen Ereignisse, daß seine Kritik Napoleons wie die seiner Gegner überall von hohem Interesse ist, nicht nur für den Laien, sondern noch mehr für den Fachmann.

Gädke

F. M. Kircheisen: Briefe Napoleons des Ersten. Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers. Stuttgart, Verlag Robert Lutz. Zweiter Band.

Auch diese Auswahl von Napoleon-Briefen trägt dazu bei, uns neue Einblicke in das Wesen des Riesen zu eröffnen, der für alle Zeiten seinen Namen unter die größten eingereiht hat, die je auf dieser Erde wandelten. Der zweite Band enthält Briefe aus der Zeit seiner stolzesten Machtstellung, von Mitte 1801 bis zum Erde des Jahres 1808, dem Beginn seines spanischen Feldzuges. Immer und immer wieder staunt man über die Vielseitigkeit seines Geistes, seinen Scharfblick und über seine — oft brutale — Offenheit und Rücksichtslosigkeit. Interessant sind besonders die Briefe an Josephine, sie veranschaulichen den allmählichen Wandel seiner Gesinnungen. Wenn ich von seiner Offenheit sprach, so verträgt sie sich allerdings in seltsamer Weise mit einer ebenso ausgesprochenen Unaufrichtigkeit, wo diese seinen Plänen dienen mußte. Daß er außerdem zu Übertreibungen, besonders seiner kriegerischen Erfolge neigte, ist bekannt; sie waren ihm politisches Werkzeug. Doch ist manchmal die Grenze schwer zu erkennen, wo die Absicht aufhört und der Selbstbetrug beginnt. Jedenfalls ist seine Phantasie ebenso rege wie sein rechnender Verstand.

Seine Brüder und Schwestern schont er so wenig wie seine „Kollegen" und Kolleginnen auf dem Throne; es muß manchmal ein hartes Ding gewesen sein, zu seinen Nächsten und Vertrautesten zu gehören.

Gädke

Meisterbilder in Farben, herausgegeben von T. Leman, Hare. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. — Tizian (übersetzt von Alice Fliegel). — Greuze (über-

setzt von G. Jahn). — Botticelli (übersetzt von Alice Fliegel). — Raffael (übersetzt von Alice Fliegel). — Rembrandt (übersetzt von B. Blumenreich). — Jedes Bändchen mit acht Farbendrucktafeln.

Die handlichen, mit Geschmack und Sorgfalt ausgestatteten kleinen Bücher bieten dem Kunstfreunde eine treffliche Einführung in die Welt der Meister, deren Art und Kunst hier mit großen Linien umschrieben ist. Der knappe Text bringt in geschickter Zusammenfassung Lebensgeschichte, Charakteristik der künstlerischen Entwicklung und der Hauptwerke und eine allgemeine Schilderung des zeitlichen und nationalen Milieus, aus dem die Helden hervorgegangen. Den Hauptreiz aber erhalten die Bändchen durch ihre Farbentafeln, die mit außerordentlicher Wirkung die jüngsten Erfahrungen über die Technik der bunten Reproduktion ausnutzen; namentlich in den Fällen, wo das Original der Aufnahme in den Teilnegativen der drei Grundfarben entgegenkam, ist Vorzügliches erreicht worden. Vor allem der Botticelli-Band birgt verblüffende und erstaunliche Resultate des Dreifarbendrucks; aber auch die anderen werden sich stets Freunde werben. Liegt die gesamte Serie einmal vor, so wird sie ein sehr brauchbares und — sehr preiswertes kleines Hausmuseum bilden.



Ph. Maria Halm: Reichenau (Radierung)
(Aus: E. W. Bredt, „Deutsche Lande — deutsche Maler". Verlag von Theod. Thomas, Leipzig.)

E. W. Bredt: Deutsche Lande — deutsche Maler. Mit 79 Vollbildern, 61 Abbildungen im Text und 12 Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas.

Der jährliche Ertrag an strenger und systematischer kunstgeschichtlicher Literatur in Deutschland ist so groß, daß ein Buch wie dieses, dem alle schweren wissenschaftlichen Ansprüche fehlen, einmal eine angenehme Erquickung darstellt. Der Verfasser will nicht aus den hundert Büchern, die schon über die Kunst der Landschaft ge-

schrieben wurden, ein hunderterstes machen, sondern er gibt eine freie Plauderei, ein unbefangenes Schwärmen über die Schönheit des deutschen Landes und die Maler, die sie suchten; aber ein Buch, das dennoch überstreut ist mit einer reichen Fülle feinsinniger Bemerkungen, die auf ein solides Wissen deuten. Eine historische Darlegung vom Werden der Landchaftskunst wird man hier nicht suchen; dafür findet man kluge Gruppierungen und verständnisvolle Charakteristiken. Und vor llem ein vorzüglich ausgewähltes und zusammengestelltes Abbildungsmaterial, das in trefflich gelungenen Reproduktionen (auch mehrfarbigen) erscheint. So ward das Ganze ein Buch der Freude und des Genusses für die Kunstfreunde, zugleich jedoch auch ein sehr brauchbares Nachschlage-Kompendium für den Fachmann.

Benno Manns, „Luginsland". Gereimte Satiren. Mit Illustrationen von Julie Werkenthin. Berlin W 9, Verlag „Harmonie".

Der Dichter beleuchtet die Größen der Weltgeschichte und Literaturgeschichte, wie Luther und Virgil, und dazwischen findet er Zeit und Stimmung, über den Rechtsanwalt, das Naturheilverfahren, über Satisfaktion und Studentenpfändung zu plaudern. — In dem ersten Teil des Buches spottet er über allerlei aktuelle Fragen, über die Emanzipation, über die Eroberung der Luft, über die Zukunft, die im Wasser liegt; im zweiten über alles, was mit Haus und Gesellschaft, mit Armut und Reichtum, mit Liebe, Tanzen, Zeitungsglossen und allen entbehrlichen wie unentbehrlichen Zutaten des Lebens zusammenhängt. Alles das sieht sich der Verfasser mit gemütlich wohlwollender Miene an, so daß die kleinen Satiren recht angenehm wirken.

Sir Walter Armstrong: Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland. Mit 600 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Dies ausgezeichnete kleine Buch, das auf wenig mehr als dreihundert Oktavseiten über die Schicksale und Taten der Künste in England eine souverän zusammenfassende, alles Bedeutsame ausschöpfende Übersicht gibt, stellt sich als der erste Band einer Sammlung nationaler Kunstgeschichten vor, die der Stuttgarter Verlag von Julius Hoffmann unter dem nicht landläufigen Sammeltitel „Ars una, species mille" soeben herauszugeben beginnt. Kein Kundigerer konnte für diese schwierige Arbeit gewonnen werden, als der Direktor der irischen Nationalgalerie, der uns die großen Werke über Reynolds und Gainsborough geschenkt und sich auch darüber hinaus oft genug als einer der vorzüglichsten Kenner der Kunst seiner Heimat bewährt hat. Armstrongs Büchlein, das Erich Haenel geschickt übersetzt hat, und das zu gleicher Zeit in englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache erschienen ist, vermittelt uns Deutschen zum ersten Male eine Vorstellung von der

Gesamtentwicklung der englischen Kunst, von der man bei uns insgemein wohl die klingendsten Namen und Leistungen kennt, aber eben auch nicht viel mehr als dies. Diese summarische Schilderung, die vor allem darauf bedacht ist, die großen Linien zu ziehen, doch auch für das bedeutsame Einzelne Zeit und Raum erübrigt, wird vielen ein Neuland öffnen, indem es sie zugleich darin einem umsichtigen Führer anvertraut. Manche Vorurteile, die bei uns zu Lande über die englische Kunst herrschen, werden auf diese Weise wirksam bekämpft, und wir erkennen, daß unsere Vettern jenseits der Nordsee für zahlreiche Perioden der Vergangenheit Leistungen höchsten Ranges aufzuweisen haben. Von den interessanten Resten keltischer Kunst geht es über die Gotik, die im Inselreich glänzende Triumphe feierte, zur Renaissancearchitektur der Inigo Jones und Cristopher Wren, bis zu den Malern des achtzehnten Jahrhunderts, die ihre europäische Stellung längst innehaben. Gerade die Kapitel über die Architektur, die Armstrongs Darstellung eröffnen, dann die Abschnitte über die Malerei bis zur Geburt Hogarths, über das Kunstgewerbe, über die Bildnisminiatur, über die Plastik der früheren Zeit sind für uns von besonderer Wichtigkeit. Die zahlreichen Abbildungen sind ganz klein gehalten — ein Prinzip, das für Handbücher solcher Art immer mehr Anhänger findet —; sie verzichten ausdrücklich auf den Charakter von Kunstbeilagen und halten sich völlig als anregendes und erinnerndes Anschauungsmaterial. Dadurch konnte ihre Reihe so stattlich ausgedehnt werden, ohne daß der Text allzu sehr eingeschnürt zu werden brauchte. Wir heißen das Buch, das sich rasch unentbehrlich machen wird, freudig willkommen.

Erich Kloß: „Richard Wagner im Liede“. Berlin W 9, Verlagsgesellschaft „Harmonie“.

Dieser Geschenkband bildet eine ganz neue und eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Wagner-Literatur. Er enthält Verse deutscher Dichter, die sich mit Wagner und seiner Kunst befassen. Selbstverständlich sind nur die relativ besten und wichtigsten ausgewählt worden. Hierbei sind auch historisch bedeutsame Gedichte aufgenommen, wie z. B. Georg Herweghs viel verschlagener Richard Wagner, die zahlreichen Produkte Ernst Dohms und des Kladderadatsch, die stimmungsvollen Epiloge Felix Dahns, Ernst von Wildenbruchs, Adolf Sterns, Wilhelm Henzens, Alfred Friedmanns usw. Das Werk ist von Franz Stassen mit höchst charakteristischen zu den einzelnen Gedichten passenden Bildern und prächtigen Randzeichnungen, Kopfleisten usw. in schönster Weise geschmückt.

Dr. Johannes Emmer: Die Welt in Farben. Berlin W 9. S. Schottlaenders Schles. Verlagsanstalt.

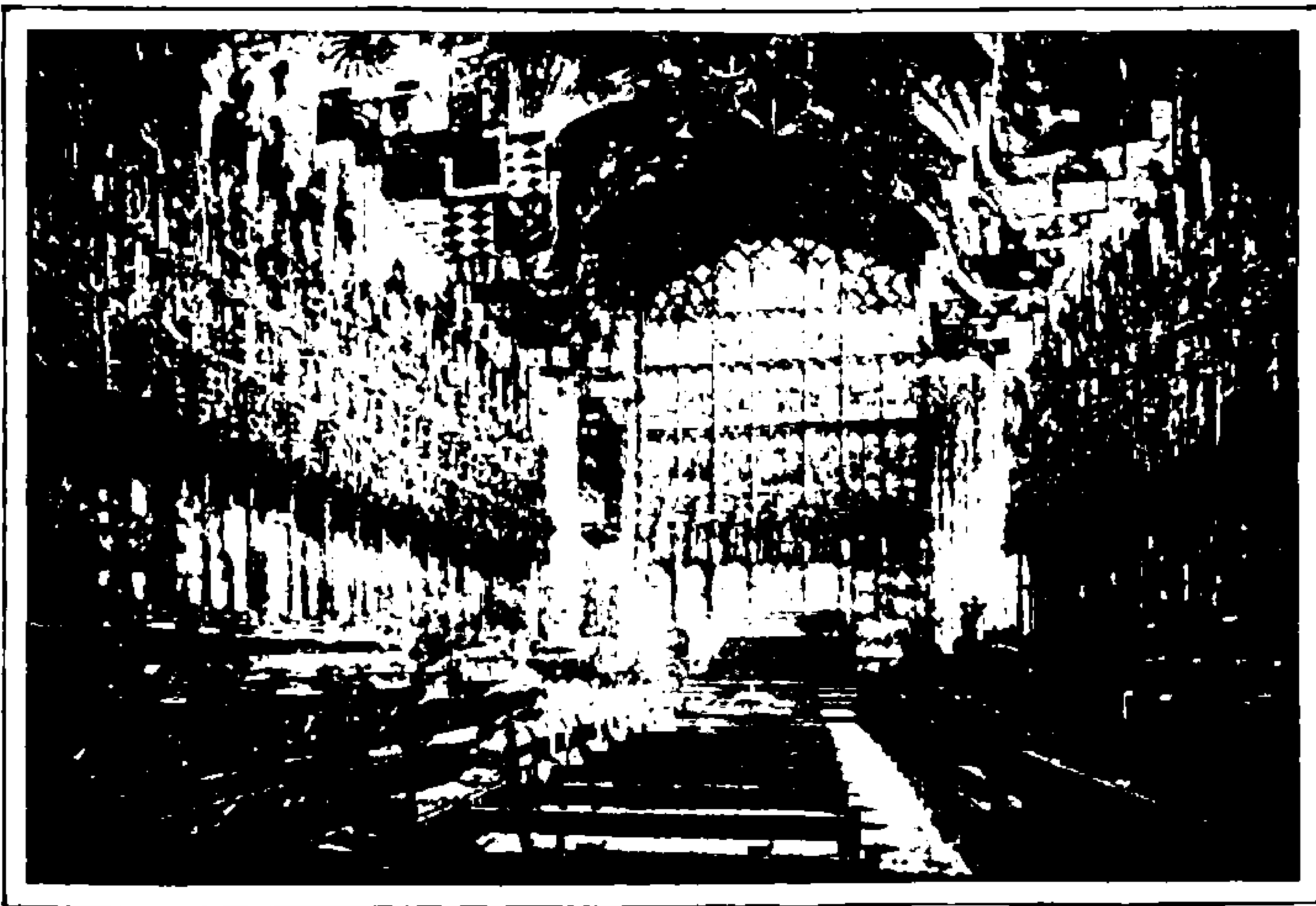
Dr. Johannes Emmer, der General-Sekretär des deutsch-österreichischen Alpen-Vereins, hat vor einiger Zeit ein Werk heraus-

gegeben, das Anspruch auf die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise des deutschen Volkes verdient und namentlich zur bevorstehenden Weihnachtszeit als ein ebenso prachtvolles wie vornehmes Geschenkwerk empfohlen werden soll. Es ist dies das Tafelwerk „Die Welt in Farben", das auf 120 großen Tafel-Bildern und 115 Textbildern aus den Ländern Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien und der Schweiz die schönsten Ansichten und Landschaften enthält und zwar nach dem neuen Verfahren der photographischen Aufnahmen in natürlichen Farben. Die in dem Werk enthaltenen Wiedergaben kommen der wirklichen Schönheit und dem Farbenzauber der Natur so vollendet nahe, daß sie Auge und Herz jedes empfänglichen Menschen, sei er nun Laie oder Künstler, befriedigen, und dem letzteren sogar von erheblichem Nutzen sein dürften. Überall ist die Innigkeit und Eigenart der landschaftlichen Stimmung gut festgehalten, und den Worten des Herausgebers, daß die mechanische Wiedergabe hier durch die Natur selbst behandelt, von allen Mängeln der Sinnes-Aufnahme des Einzelnen, von allen Verschönerungen und Verunstaltungen befreit erscheine und die Erscheinungswelt in voller Wirklichkeitstreue mit allen Reizen des Lichtes und der Farbe wiedergegeben sei, wird man unbedingt beipflichten müssen. R. M.

William M. Thackeray. Feine Gesellschaft. München und Leipzig, Georg Müller.

Georg Müller gibt Thackerays Werke in Übersetzung von Heinrich Conrad heraus. Das ist wieder einmal ein sehr glücklicher Griff des von Anfang an so gut beratenen noch jungen Verlegers. Ein Griff, der von trefflichem künstlerischen Instinkt zeugt! — Denn ist Dickens zum größten Teil heute veraltet, so zeigt es sich, daß Thackeray unserer Modernen erstaunlich nahe steht, und daß seine künstlerische Wirkung zu jenen gehört, die, wie etwa die eines Balzac, nicht veralten. — Ich erwähne den Namen Balzacs, und das darf ich mit vollem Recht. Denn was Schärfe, was Modernität und Intimität der menschlichen Beobachtung und Charaktergestaltung und was Auffassung des Menschenschicksals anbelangt, steht Thackeray, obwohl er etwas mehr Sittenschilderer und also wohl auch Moralist als Balzac sein mag, diesem keineswegs nach; sondern es kann sogar sein, daß er Balzac in gewisser Hinsicht übertrifft. Nämlich in der individuellen Abrundung und lebendigen Eigenständigkeit seiner Typen und Charaktere, die ja bei Balzac, wie kürzlich Hugo von Hoffmannstal in einem Feuilleton über Balzac glücklich hervorhob, aus der großen Masse und Fülle der Menschen und sozialen Zustände, die Balzacs Romane zu einer Art Sozietät neben der wirklichen machen, weniger eigenständig sich herausheben als zu ihr verschmelzen. — Wir kennen in Deutschland von Thackeray bisher kaum besonders mehr als seinen „Markt der Eitelkeit", während wir von Dickens schon seit langem so gut wie alles kennen. Das wird nicht von ungefähr sein und wird anzeigen, daß jetzt, wo Dickens für uns als veraltet gelten darf, Thackerays Zeit

erst recht gekommen ist. — Die Erzählungen, die dieser erste Band der Ausgabe bietet, gehören einer früheren Periode Thackerays an; einer Periode, die sich durch eine sehr ungewöhnliche, ja zuweilen erschreckende Schärfe der Satire kennzeichnet. Indessen höher als diese Satire steht Thakerays künstlerisches Können und sein genialer Blick für den



St. Georgs-Kapelle in Windsor.
(Aus: Sir Walter Armstrong, „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland". Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.)

Menschen als solchen, der trotz der satirischen Absichten unwillkürlich stets im Vordergrund bleibt. — So ist die Psychologie gleich der ersten Erzählung „Die verhängnisvollen Stiefel" eine geradezu erstaunlich moderne und sehr geniale. Diese Erzählung hat bleibenden Wert; man kann sich nicht vorstellen, wie das von ihr aufgegriffene Problem veralten könnte. Auch die dritte, „Die Liebesabenteuer des Herrn Deuceaca". Die Charaktere des Titelhelden, des Lord Crab, ferner seines Vaters und der älteren Lady Griffin stehen der Genialität eines Balzac durchaus ebenbürtig zur Seite, wenn sie Balzac, wie gesagt, in schon gedachter Hinsicht nicht übertreffen. Die beiden anderen Erzählungen des Bandes, obgleich ebenfalls von hervorragender Eigenschaft, sind heute vielleicht etwas zu vorwiegend Sittenschilderung jener Zeit. Johannes Schlaf

Alice Berend: „Dore Brandt". Ein Berliner Künstler-Roman. Berlin W. 9, Verlag „Harmonie".

Mitten ins Künstlerleben hinein, in die bunte Welt des Theaters greift Alice Berend, um mit scharfen Strichen einige typische Charaktere zu zeichnen. — Es sind kühn und rasch aus der Wirklichkeit herausgehobelte Gestalten, die uns hier entgegentreten. Dieser Bergmann, der geniale, alles berauschende Schauspieler mit dem künst-

lerisch feinen Empfinden und dem schwachen Willen, der die vorzüglichsten Eigenschaften des Mimen mit den jämmerlichsten des Menschen vereinigt; — und diese Dore Brandt, die hochbegabte Tochter eines vornehmen Hauses, die aus leidenschaftlicher Begeisterung zum Berufe der Schauspieler Vaterhaus und Familie aufgibt: — das sind vollblütige Charaktere, die kennen zu lernen keinen Leser gereuen wird.

Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Mit acht Vollbildern. Herausgegeben von Hans Devrient. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe (Erich Gußmann).

Den Jugenderinnerungen Therese Devrients läßt ihr Enkel Hans, der Herausgeber dieses kostbaren älteren Buches, nun aus den Archivschätzen seiner Familie eine Auslese aus dem Briefwechsel der Großeltern folgen. Es ist ein Buch voll Schönheit und Innigkeit geworden, überreich zudem an Ausblicken auf die Geschichte des geistigen und künstlerischen Deutschland in den Jahren von 1834 bis 1876. Wir gedenken noch an anderer Stelle unserer Zeitschrift ausführlicher auf diese schöne Weihnachtsgabe zurückzukommen. Hier mag es bei einem kurzen rühmenden und empfehlenden Hinweis bleiben.

Frances Külpe: „Der Schmerzenssohn." Eine stille Geschichte. Berlin W. 9, Verlag „Harmonie".

Das Buch behandelt die Jugendgeschichte eines durch einen Unfall verwachsenen Knaben, sein seelisches Heranreifen, seine Entwicklung zu einem tüchtigen bedeutsamen Schriftsteller. — Es ist in Wahrheit eine „stille Geschichte", ohne absonderliche romanhafte Schicksale, ohne das laute Toben wilder Leidenschaften, aber von einer ergreifenden Innerlichkeit und vor allem von reinster menschlicher Natürlichkeit. Peter Wanderer, der von der Autorin liebevoll behandelte Held des Buches, ist kein Wunderkind üblicher Oberflächen-Schablone; — lastet doch auf ihm das Unglück körperlicher Mißgestaltung. Seine Schönheit liegt in seiner Seele. Und das Lebensgemälde, das die Dichterin von ihm entwirft, zeugt in seiner Ganzheit, wie in einer Fülle feinster Einzelzüge von einer erstaunlichen Fähigkeit psychologischen Einfühlens und Gestaltens.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Zehn Jahre sind es her, als Detlev von Liliencron, einer Einladung der Lessing-Gesellschaft folgend, zum ersten Male vor einem größeren Kreise als Vorleser auftrat. Manche von uns erinnern sich noch heut mit stiller Wehmut der köstlichen Frische und des sonnigen Humors, mit dem der bewährte Offizier, der in so vielen Schlachten heldenmütig mit dem Feinde gerungen hatte, damals seinen ersten Kampf mit dem „Publikum" aufnahm. Liliencron war damals kein guter Vorleser und ist es auch später nicht mehr geworden. Aber von seiner starken Persönlichkeit strahlte so viel Freude des Genießens und so viel Lebensmut aus, daß das „Publikum", vor dem sich der alte Soldat mehr gefürchtet hatte, als vor den feindlichen Kanonen, mit einem guten Lächeln in den Bann dieses Großen trat. — Zu jener Zeit galt Liliencron in literarischen Kreisen längst als der größte unter Deutschlands lebenden Lyrikern. In weiteren Kreisen aber wurde diese Wertschätzung nicht geteilt. Die Lessing-Gesellschaft darf sich mit gutem Recht rühmen, nach ihren bescheidenen Kräften ein Geringes dazu beigetragen zu haben, daß der Dichter noch erleben durfte, vom deutschen Volke, an dem er mit der ganzen Zärtlichkeit seines liebestarken Herzens hing, gewürdigt zu werden. Er hat das auch nie vergessen und in persönlichen Unterredungen mit jener fast rührenden Einfachheit, die ihm eigen war, häufig genug weit über Gebühr betont. Das warme herzliche Interesse, das er unsern Bestrebungen entgegenbrachte, hat sich nie erschöpft. So trauern wir denn nicht nur um den großen Dichter, sondern auch um den lieben Menschen, um den guten Freund, dem als Gedenkfeier unsere erste Veranstaltung galt. Dem ernsten Anlaß gemäß war das Programm zusammengesetzt. Mit Brahms' „O Tod" wurden wir in die feierliche Stimmung versetzt, in die Hans Bethge, der feinsinnige Lyriker, ein schlichtes, aber wirksames Lebensbild des Menschen und Dichters Liliencron stellte. Aus warmem Freundesherzen heraus klang die Klage um das jähe Hinscheiden des immer Lebensfrohen und Lebensmutigen, erzählte ein Dichter vom andern, von dem träumerischen Knaben, in dessen Versonnenheit eine Vorahnung des einstigen Dichterberufes auftauchen mochte, von der Sehnsucht des Jünglings nach kriegerischen Taten, von Wunden und Schulden und dem ganzen an Kämpfen und Entsagung so reichen Lebensweg. Erst spät widmete er sich ganz seinem dichterischen Schaffen. „Als er starb, war er ein berühmter Dichter. Er wäre lieber ein berühmter Soldat gewesen. Dieser Wunsch blieb ihm versagt."

Als Interpret Liliencronscher Dichtungen gab Hermann Vallentin vom Königlichen Schauspielhause den vielseitigen Stimmungsgehalt meisterhaft

wieder, der uns die ganze Stufenleiter der Gefühle dieser wundervollen, starken und guten Natur empfinden ließ. Schöne Verse aus dem Nachlaß des Dichters und der Gesang: „Auf dem Kirchhof", von Brahms vertont, schlossen die Feier, um deren musikalischen Teil Karola Fröfick sich verdient gemacht hatte.

Eine Enttäuschung erwartete die Mitglieder, als sie sich zur zweiten Veranstaltung zusammenfanden. Herr Bürgermeister Dr. Reicke hatte uns verständigt, daß es ihm dringender Amtspflichten wegen unmöglich sei, sein Versprechen, an diesem Abend eigene Arbeiten vorzulesen, einzulösen.

Dem lebendigen und interessanten Vortrage Dr. Walter Bloems über „Reformtheater und Theaterreform" gelang es indes sehr bald, die Wolken des Unmutes zu verscheuchen, die die Programmänderung hervorgerufen hatte. In lichtvoller Weise führte er uns von den Anfängen der Bühne, von der griechischen Szene, durch zahlreiche Skioptikon-Bilder unterstützt, über die mittelalterliche Mysterien-, die Shakespeare-, die Meininger Bühne bis zur neuesten Phase, der Gobelin- und Reliefbühne, die den Versuch macht, das Theater für die Symbolik zu erobern, die aber versagt, sobald es sich nicht mehr um zeitlose Dramen handelt. Im Laufe der Entwickelung ist durch das Hinzutreten der andern Künste, der Musik und vor allem der Malerei, die Phantasie so in Anspruch genommen, daß eine Ablenkung von der Hauptsache die Folge ist, das Ausstattungsstück herrscht und die Dichtung ein Mittel zum Zweck wird. Da wir aber einmal den Weg vom Einfachsten bis zum Raffinierten durchmessen haben, werden wir auch in Zukunft nicht mehr auf die Erfahrungen und Wirkungen verzichten können, die eine verfeinerte Kultur, eine hochentwickelte Technik und das in breite Volksschichten eingedrungene größere Verständnis für bildende Kunst hervorgebracht haben. Nur vor dem Zuviel müssen wir uns hüten. Wenn wir uns nun fragen, ob diese Dinge wirklich so wichtig sind, daß sich eine eingehende Beschäftigung damit aufdrängt, ob uns das Reformtheater größeren Genuß, tieferes Verständnis bringt, und ob die Theaterreform im Ringen der Menschheit um geistige Güter einen Platz einzunehmen hat, so ist die Antwort: wichtig ist alles, was im Streit der Meinungen zur Entwickelung und zum Fortschritt führt, notwendig aber ist uns der große Dichter, der durch den Mund des großen, nachempfindenden und -dichtenden Schauspielers die hinreißende Wirkung erzielt, die alles Beiwerk überflüssig macht. „Dann kann in einer Scheune gespielt werden."

Meiner lieben Frau.

Wiegenlied. Vuggevise.

(Norwegische Volksdichtung.)

Gerhard Schjelderup.

Leicht bewegt.

Singstimme.

Pianoforte.

ppp pp leicht dim. ppp pp

Schlaf, mein Kindlein, der Sommer geht im Mai an. Dann wollen wir alle ziehen zur Weide mit den Kühen Drinnen tief im Berge, — da wohnen die winzgen Zwerge, — da scheinen im Dunkel die roten Karfunkel, und

Til til tara, nu skal me alle fara burt over de djupe dalar, der sumar vind os svalar Der er godt at gjæta — der fell inkje væta — der vekser lauken, og der gjæler gauken, og

Stich und Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

D. L.V. 5027.

Gold . a . dern bli . tzen her . vor aus den Ri . tzen. Da
der sit . tar mo . jarn' og sau.mar guld.troi . ar . ne og

a tempo

rall *dim.*

blühn auf den Au . en die Blüm . lein, die blau . en, da tan . zen Tau . ben in
der sit tar svei narn' og spi . kar guld tei . nar . na, der dan . sar du . vo med

pp sehr leicht

ro . ten Hau . ben
silkbaand i hu . va

dim. rall. *ppp*

Ein wenig langsamer.

Schlaf mein Kind . lein, wir zie . hen al . le drei . e zum
Til til ta . ra til pa . ra . dis skal me fa . ra Der

pp

D. L. V. 5027

Pa - ra - die - ses Gar - ten, — wo En - ge - lein uns war - ten, — die
eng - lar vil os kys - sa — og kvar en kveld os bys - sa — Der

spie - len mit dem Kin de, da schläft es
op - pe skal me dröy ma om mor og dei

8

ein ge - schwin - de. Schlaf, — mein Kind! —
små der hei - ma Sov — mit bådn! —

dim. rall. pp

morendo

Schlaf — ein. —
Sov — inn —

ppp rall. rall. morendo

D. L. V. 5022.

Im Schlitten.

Reinhard Volker.

Jgnatz Waghalter.

Schnell, mit frischem Vortrag.

GESANG.

PIANO.

Die Rap - pen damp - fen und stamp - fen, von Flok - - ken die Mäh-nen schwer, sprü hend stie-ben der Fük - kel Fun - ken ü - - - - ber uns her.

p etwas ruhiger

Ver-wun - dert schau'n die Föh - - ren den nächt - li - chen Flak - - ker - schein, sie

mf *poco a poco cres - cen - do* *f* *dim.* *p* *pp leg.* *tr*

Rasch. *langsamer*

starr'n ver - dries - lich knur - - rend, wie al - te Tan - ten

f *mf* *p*

Mit Leidenschaft, ruhiger wie das erste Zeitmass.

drein. Doch se - - - lig wie zwei Vö - gel im

p espr. *mf*

Ne - ste ich und Du!

f *sempre cresc.*

Tempo I.

Der Kut - scher drückt mit - unter dis-cret ein Au - ge

p *poco a poco cresc.* *f* *simile*

zu.

p e molto cresc. *f*

Zu den Musikbeigaben

Gerhard Schjelderup und Ignatz Waghalter

Am 17. November hat Gerhard Schjelderup, auf den die Bezeichnung Tondichter so ganz besonders paßt, sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Aus diesem Grunde geziemt es sich wohl, auch an dieser Stelle dieses durchaus eigenartigen Komponisten zu gedenken, der infolge seiner übergroßen Bescheidenheit sich bisher viel zu wenig in den Vordergrund zu schieben verstanden und erst neuerdings in steigendem Maße die wohlverdiente Beachtung gefunden hat. Er bevorzugt in erster Linie das Musikdrama, ist übrigens der erste Norweger, der auf diesen Zweig der Tonkunst das Hauptgewicht gelegt hat. Auch dichtet er seine Texte überwiegend selbst.

Schon in früher Jugend zeigte sich bei ihm gleichzeitig die poetische und musikalische Ader; insbesondere regte ihn der Anblick des Meeres, der sich ihm in seinem Geburtsort Christianssand bot, zu eigenem Schaffen an. Außerdem begeisterte er sich schon als Knabe für Shakespeare. Seine große Schüchternheit und sein in sich gekehrtes Wesen ließen ihn seine poetischen und kompositorischen Versuche selbst vor seinen durchaus künstlerisch gesinnten Eltern verheimlichen. Sein Vater, der seinem juristischen Beruf übrigens nur mit Unlust nachging, hatte für Frankreich besonders viel übrig; diese Vorliebe ging schon frühzeitig auf den Knaben über, der eine sehr gediegene Bildung teils in Christiania teils in Bergen erhielt. Seine musikalischen Neigungen fanden eine besonders eifrige Förderin in seiner geradezu genial veranlagten Mutter, einer vortrefflichen Pianistin, die auch ihre älteste Tochter zu einer Künstlerin des Klavierspiels erzogen hat, während zwei andere Geschwister unseres Gerhard sich sehr erfolgreich der Malerei zugewandt haben.

Nachdem er bereits zwei Jahre Philologie und Geschichte studiert hatte, entschloß er sich 1878 Musiker zu werden. Er ging nach Paris, studierte eine Zeit lang Violoncell bei Meister Franchomme, wandte sich aber bald, zum Teil weil ihn die Fadheit des größten Teils der Violoncell-Literatur anwiderte, der Komposition völlig zu und hatte das große Glück Massenets Schüler zu werden, der ihn sehr förderte und an einer bisher nie öffentlich aufgeführten, nordische Natureindrücke wiedergebenden Sinfonie Schjelderups sehr viel Gefallen fand. Seinem Lehrer verdankt er jedenfalls seine sehr wirkungsvolle und klangschöne Instrumentierungskunst, übrigens kamen beim Unterricht der Kontrapunkt und der Satzbau durchaus nicht zu kurz. In der Harmonik ist aber Schjelderup trotz der Pariser Schule, die ihn übrigens nicht etwa abhielt, Bach, Gluck und Beethoven besonders zu verehren, immer Norweger geblieben, doch wurde er später auch wesentlich von Wagner beeinflußt, besonders als er 1888 in Bayreuth gewesen war.

Deutschland wurde ihm bald so lieb, daß er sich in München niederließ. Hier gewann er in dem General-Musikdirektor Hermann Levi einen warmen und treuen Protektor; aber als dieser im Jahre

1893 sein Musikdrama „Sonntagsmorgen" aufführte, wurde dieses Werk infolge der damaligen Preßtreiberei gegen Levi ganz ungerechterweise, ebenso wie einst der „Barbier von Bagdad" von Cornelius wegen der Lisztfeindschaft, zu Fall gebracht. Bald darauf verließ Schjelderup, der sogar als musikalischer Anarchist bezeichnet worden war, den heißen Boden Münchens und siedelte nach Dresden über, wo er auch heute noch lebt.

Unbeirrt und unbekümmert darum, ob seine Werke zur Aufführung kommen würden, schuf er hier rüstig weiter und fristete sein Leben ziemlich mühselig durch Stundengeben und Schriftstellerei; er schrieb sehr lesenswerte Grieg- und Wagner-Biographien, von denen bisher nur die erstere auch in deutscher Übersetzung erschienen ist, und erkannte neidlos in seinen Kritiken alles an, was ihm von der modernen Tonkunst beachtenswert erschien.

Einen schönen Erfolg errang er 1900 im Deutschen Landestheater zu Prag mit seinem düsteren und leidenschaftlichen Musikdrama „Norwegische Hochzeit", für das sich vor allem auch der recht einflußreiche bekannte Kritiker Dr. Richard Batka sehr erwärmte. Noch größeren Eindruck hinterließ allgemein seine ziemlich umfangreiche Musik zu dem Drama „Opferfeuer" seines Landsmannes Gjellerup, das 1903 und 1904 in Dresden gegeben wurde. Ein Stück daraus, der „Sonnenaufgang über Himalaja", ist, seitdem es in dem Kompositionsabend, den Schjelderup im März 1907 in Berlin veranstaltet hatte, Furore gemacht, fast von jedem besseren Orchester gespielt worden. Aber das mancherlei Mißgeschick, das ihn in seinem Leben heimgesucht hatte, vereitelte dann wieder den dauernden Erfolg seines Einakters „Frühlingsnacht", der 1908 in der schlechtesten Theaterzeit und leider auch mit nicht recht genügender Besetzung in Dresden zur Aufführung kam. Seine Freunde erhoffen von seinem größten Musikdrama „Astrid" (auch „Jenseits Sonne und Mond" genannt), das er selbst für sein bestes Werk hält, und auch von seinem den amerikanischen Freiheitskampf feiernden Musikdrama „Ein Volk in Not" eine entscheidende Wendung in seinem Leben, aber bis jetzt hat noch keine Bühne den Mut gehabt, sich dieser Werke anzunehmen, die ohne jeden Gedanken an Tantieme mit dem Herzblut einer durchaus nur ideal gesinnten, fast weltfremden Künstlerseele geschrieben sind.

Im Druck sind von ihm vorwiegend Orchesterwerke erschienen, von denen ich die sinfonische Dichtung „Eine Sommernacht auf dem Fjord" und die Weihnachts-Suite hervorheben möchte. Harmonisch sehr interessant ist das Fantasiestück „In Baldurs Hain" für Violine mit Orchester- oder Klavierbegleitung. Zwei Tanzsuiten für Violine und Klavier sind nach der nordischen Sage gewidmeten Balletten gearbeitet, die, nach diesen Proben zu urteilen, höchst eigenartig sein müssen und natürlich mit eigentlicher Tanzmusik nichts zu tun haben. Auch einige Lieder Schjelderups sind gedruckt. Das „Wiegenlied", das unsere Beilage enthält, ist sehr geschickt dem Stile der norwegischen Volksweisen angepaßt; es gleicht einer Improvi-

sation und entstammt der Oper „Astrid". Für alle, die mit der skandinavischen Musik völlig unbekannt sind, wird es zunächst fremdartig wirken; besonders dürften einige harmonische Härten und die sehr einfache Begleitung auffallen.

Um die Gunst des Publikums braucht das andere Lied nicht zu werben, das unsere Musikbeilage des weiteren enthält. Ignatz Waghalter hat es ganz vortrefflich verstanden, das kleine Gedicht „Im Schlitten" musikalisch wiederzugeben. Wir hören deutlich das Schlittengeläut, das Stampfen der Rosse und das Liebesgeflüster des jungen auf der Schlittenfahrt begriffenen Paares. Sangbarkeit und reizvolle Klavierbegleitung ist auch den anderen Liedern des jungen Komponisten nachzurühmen, der in einer Rhapsodie für Violine mit Orchester und besonders in einer Sonate für Violine und Klavier sich als hochgebildeten und recht begabten Musiker eingeführt hat. Viel versprechen wir uns von seinem noch der Aufführung harrenden dreiaktigen musikalischen Drama „Der Teufelsweg", dessen Libretto nach dem polnischen Volksstück des in Deutschland fast unbekannten Dichters Galasiewicz von Rudolf Lothar bearbeitet ist. Gewidmet hat Waghalter seine Erstlingsoper Hans Gregor, dem Direktor der Komischen Oper in Berlin, an der er seit 1906 als Kapellmeister wirkt. Er hat sich diesen Posten redlich verdient; schon als Korrepetitor sprang er selbst bei sehr schwierigen Opern mit größtem Geschick ein, wenn der betreffende Dirigent plötzlich verhindert war. An Umsicht fehlt es ihm nicht, sein angeborener musikalischer Geschmack und sein hinreißendes Temperament befähigen ihn ganz besonders zum Dirigenten. Er stammt aus einer alten Musikerfamilie, ist am 15. März 1881 in Warschau geboren, hat sich schon in früher Jugend in kleinen Orchestern sein Brot verdienen müssen und dabei fast alle Instrumente gelernt. Mit 16 Jahren kam er als Bratschist und Pauker zu Kapellmeister Meyder ins Berliner Konzerthaus, als Achtzehnjähriger lernte er auf dem Klindworth-Scharwenka-Konservatorium Klavier. Sein entschiedenes Talent zur Komposition ermöglichte es ihm, fünf Jahre lang Meisterschüler bei Friedrich Gernsheim zu bleiben; er erhielt auch von der Berliner Akademie der Künste mehrfache Auszeichnungen, vor allem den Mendelssohn-Preis. Wenn nicht alles täuscht, reift in ihm ein Opernkomponist von Bedeutung heran.

Professor Dr. Wilhelm Altmann

Erklärung.

Aus raumtechnischen Gründen mußten in letzter Stunde aus dem Artikel des Herrn Professor Dr. Wilhelm Altmann über E. N. von Reznicek im ersten Novemberheft einige Sätze wegfallen. Daß der Verf. dabei nicht mehr zu Rate gezogen werden konnte, hat sich leider doch störend bemerkbar gemacht, was wir zu berücksichtigen bitten.

Die Redaktion

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 131 Heft 396 Zweites Dezemberheft 1909

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

* * *

Rechts und links

(Zur Reichstags-Eröffnung)

Nun sitzt der Hospitant der Reichspartei, der schlanke Erbprinz Ernst Wilhelm Friedrich zu Hohenlohe-Langenburg dort, wo seit dem Februar 1907 der freisinnige Stadtälteste Kämpf mit dem gelbweißen Patriarchenbart saß, an zweiter Stelle neben dem Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode. Und dem Grafen zunächst — welche ironische Wandlung! — der Kieler Oberlandesgerichts-Präsident Herr Peter Spahn, der vorsichtige Führer desselben Zentrums, das diesem selben Erbprinzen, als er noch Kolonialdirektor war und sich mit befangenen, stockenden Reden gegen die jugendlichen Attacken des Herrn Erzberger wehrte, das Leben so schwer wie möglich gemacht und ihm trotz kaiserlicher Protektion den Weg zum Staatssekretariat verrammelt hat. Die Schwarzen mögen den antiultramontanen Prinzen im innersten Herzen nicht, sie werden ihm sein Votum gegen die Aufhebung des Jesuitenparagraphen, das er als Regent von Sachsen-Koburg und Gotha während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl Eduard abgegeben hat, ebensowenig vergessen wie sein freimütiges Bekenntnis bei der Einweihung der Lutherkirche. Dennoch empfängt er jetzt aus der Hand des Zentrums diese dritte Ehrenstelle des Volkshauses, die, wenn die Stärke der Parteien und nicht politische Erwägungen maßgebend wären, nach dem Verzicht der Liberalen den Sozialdemokraten gebührte.

Das ist schon der zweite große Dienst, den die Zentrumsherren ihren konservativen Verbündeten erweisen, um ihnen über die Peinlichkeit hinwegzuhelfen, daß wieder die schwarze Fahne über dem Parlamente wehen soll. Denn von Rechts wegen mußte jetzt nach dem gewaltsamen Szenenwechsel Herr Spahn wie vor den Blockwahlen Graf Ballestrem auf dem höchsten Sitze thronen, da seine Truppen die stärksten sind. Man hat aber gnädigst den schwergliedrigen und schwerhörigen Riesen Udo oben gelassen. Der kluge Doktor Spahn wird sich, trotzdem die ganze Geschäftsführung lediglich in der Hand des Präsidenten liegt, schon den ihm gebührenden Einfluß sichern, bis er selbst den nahen Gipfel erklommen hat.

Jetzt hat er den Konservativen, die lange genug nach einem Kandidaten fahnden mußten, durch die Wahl des Erbprinzen aus der Verlegenheit geholfen und ihnen noch die Möglichkeit gegeben, zu erklären: wenn dieser Antizentrums-Prinz, der beim Kaiser persona grata ist und dem die Fama sogar die erste Anregung zum zentrumsfeindlichen Vorstoß im Dezember 1906 nachsagt, oben sitzt, dann kann doch niemand behaupten, daß das Zentrum wieder Trumpf im Reichstag ist.

Gerade die Packeleien bei der Präsidentenwahl zeigen am deutlichsten, wer jetzt das entscheidende Wort zu sprechen hat. So nahe wollte Herr von Heydebrand vor aller Augen nicht an Herrn Spahn heranrücken, und darum beschwor die Kreuzzeitung Herrn Bassermann in so beweglichen Tönen, „sich doch ja nicht auszuschalten", sondern lieber zwischen die beiden regierenden Herren einzuschalten. Dadurch, daß die Nationalliberalen diese Lockung einstimmig ablehnten, haben sie eine falsche Retouchierung des wahren Reichstagsbildes verhindert und den Konservativen die volle Verantwortlichkeit für alles, was geschehen ist, gelassen. Schon das Präsidium zeigt an: die rechtsstehenden Parteien führen das Regiment. Von der alten Blockherrlichkeit, die die Gesetzgebung auch mit liberalem Geiste durchdringen sollte, ist nichts mehr übrig geblieben. Dieser Reichstag ist ein ganz anderer, als der vor zwei Jahren mit Sang und Klang hier seinen Einzug gehalten hat. So verändert, als hätten Neuwahlen ihn umgestaltet. In jener Winternacht, die vom Siegesjubel der Blockparteien hallte, rief Kaiser Wilhelm vom Schloßfenster der froh bewegten Menge zu: „Es soll nicht bloß eine vorübergehende patriotische Erregung sein, sondern ein felsenfester Entschluß, auch ferner auf diesem Wege zu beharren." Die Beharrlichkeit hat nicht einmal drei Jahre überlebt.

Alles ist inzwischen um- und umgestaltet worden. Ganz andere Gesichter auch auf der Regierungsbank. Fort ist der behagliche Kanzler, der in jener selben Winternacht seine aura popularis strahlen und sich ebenso als Volksredner auf offener Straße vernehmen ließ. An seiner Statt sitzt im Eckfauteuil mit sorgengerunzelter Stirn der korrekte Herr von Bethmann Hollweg, nun auch durch der Parteien Gunst ein anderer. Noch im Sommer ward er von dem humorvollen Bamberger Domdekan Dr. Schaedler als „Blocksekretär" abgetan; jetzt huldigt ihm der ganze fromme Chor — bis auf Widerruf — und der unermüdliche erste Sopran, Herr Erzberger, rühmt ihn als Sparkünstler und tiefsinnigen Schweiger. Hinter dem Kanzlersessel steht nicht mehr der bewegliche

Herr von Loebell, der in gefährlichen Augenblicken, wenn der Block in allen Fugen krachte, so eifervoll zwischen Liberalen und Konservativen hin- und herpendelte, sondern der orthodox-konservative Herr Wahnschaffe, der erst vor kurzem die Taktik des unerbittlichen Herrn von Heydebrand und der Lasa so herzhaft verteidigt hat.

Das Auge muß sich erst gewöhnen. Da sitzen gleich drei neue Staatssekretäre nebeneinander: Herr Klemens Delbrück, der aus dem preußischen Handelsministerium ins Reichsamt des Innern übersiedelt ist, um hier ganz in Bethmannschem Geiste zu wirken, dann Herr von Wermuth, der Nachfolger des unglücklichen Sydow, und Dr. Lisco, der den einundsiebzigjährigen Dr. Nieberding im Reichsjustizamt ablöst. Und obendrein noch ein neuer Kriegsminister, an Stelle des beredten und parlamentarisch ungemein gewandten Herrn von Einem der General von Heeringen, der gleich am ersten Tag der neuen Würde das Sirenenwort „Ersparnisse“ sprach. Auch Herr Dernburg, der längst mit der ehemaligen, vielgeschmähten „Nebenregierung“ seinen Frieden gemacht hat und nun auch vom Reichstags-Benjamin in allen Tonarten gelobt wird, scheint nicht mehr derselbe, der einst mit so lautem Pathos die große Eiterbeule aufgestochen hat. Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

Und nicht nur auf der Estrade, auch unten im Parterre sind wesentliche Veränderungen geschehen. Wohl sind es noch dieselben Elemente, aber sie präsentieren sich in ganz anderen chemischen Verbindungen. In der Blockzeit, wo die Losung ausgegeben worden war, alle Arbeitswilligen zu gemeinsamem Werk zu sammeln, war oft rechterhand, linkerhand, beides vertauscht. Jetzt hat die Stunde der Ernüchterung geschlagen. Durch das Neigen des Zentrums und der Konservativen von Herzen zu Herzen und durch das energische Abschwenken erst der Freisinnigen und nun auch der Nationalliberalen ist wieder eine scharfe Grenze zwischen rechts und links gezogen worden. Daran kann das Vizepräsidium des freikonservativen Erbprinzen, der in Gotha bei den Blockwahlen der Kandidat aller bürgerlichen Parteien war und nur mit ihrer einträchtigen Hilfe den Sozialdemokraten aus dem Felde schlug, nicht das Geringste ändern.

Den Sozialdemokraten war schon lange nicht so wohl zumute wie jetzt. Das ist nicht mehr die geschlagene Partei, die bei den Winterwahlen und bei einer bisher wohl nie erreichten Beteiligung von fünfundachtzig Prozent aller Wahlberechtigten nicht weniger als sechsunddreißig Mandate verloren hat. Die Partei, der nun auch Bebel von seinem Kran-

kenlager wiedererstanden ist, fühlt sich verjüngt und neu gestärkt. Nicht darum, weil sie bei der Nachlese dieses oder jenes Mandat zurückzugewinnen vermochte, sondern weil sich die Massengunst ihr wieder mit aller Macht zuwendet und das ihr 1907 entfremdete Heer der Indifferenten voller Enttäuschung wieder ihren Feldzeichen zuströmt. Die monatelange heftige Steueragitation und die allenthalben bemerkbare Radikalisierung ist ihr (und nicht so sehr dem Freisinn) zugute gekommen. Das bezeugen nicht nur die Landtagswahlen in Baden und Sachsen, sondern noch deutlicher viele Kommunalwahlen im Norden und Süden.

Im Hinblick auf die unverkennbare Verschärfung des Gegensatzes zwischen rechts und links und der durch das Steuergezänke entstandenen allgemeinen Verärgerung mußte die Reichsregierung darauf bedacht sein, in der neuen Session des Reichstags nach Möglichkeit keine Vorlagen einzubringen, an denen sich die Parteileidenschaft abermals lichterloh entzünden könnte. Das wurde ihr dadurch erleichtert, daß jetzt, nach der Bewilligung fast einer halben Milliarde neuer Steuern kein gar so heikles Problem der Lösung zudrängt und die preußische Wahlrechtsfrage erst im Januar im Landtage zur Sprache kommen wird. Herr von Bethmann Hollweg ist obendrein in der neidenswerten Lage, mit keiner Partei durch zu enge Gevatterschaft verstrickt und mit keiner intim verfeindet zu sein. Wie er zur Zeit der Kanalkrise als vorsichtiger Mann kein Ministerportefeuille angenommen hat, so hat er auch, selbst in der Maienblüte des Blocks, sich nichts vergeben. Auch nach dem 13. Dezember 1906, als das Zentrum über den gastlichen Salon des Fürsten Bülow den strengsten Boykott verhängte, (der in dem politisch unendlich reiferen England als etwas Urlächerliches gebrandmarkt würde), da unterhielt Herr von Bethmann Hollweg mit dem Zentrum immer korrekte amtliche und gesellschaftliche Beziehungen. Um die Gunst der Konservativen brauchte dem nach seiner ganzen Vergangenheit und nach den ebenso gelehrten wie behutsamen Wahlreform-Reden, die er als Minister des Innern im preußischen Abgeordnetenhaus gehalten hat, nicht bange zu sein. Und so hat ihn denn auch Herr von Heydebrand erst jüngst in einer konservativen Wählerversammlung seines vollen Vertrauens versichert. Und auch die Liberalen werden ihm zunächst nicht als Gegner, sondern in abwartender Haltung gegenüberstehen.

Der fünfte Kanzler hat deshalb mit gutem Takt alles darauf angelegt, die Parteien zu einer politischen Abrüstung zu bewegen und die neue Session zu einer rechten Arbeitssession zu machen. Darum auch die mit

Unrecht gerügten „rein geschäftsmäßigen" Wendungen der Thronrede. Gerade diese kurze sachliche Zusammenfassung des Notwendigsten, das unbedingt gesagt werden mußte, bezeugt eine geschickte Hand. Sollte der neue Mann mit großem rhetorischem Aufwand ein papierenes Programm entrollen, auf das sich alle Parteiskribenten mit wilder Kampfesfreude stürzen konnten, und so, noch ehe die Reichsboten recht beisammen waren, alle Wege zu besonnener Beratung selbst verlegen? Er hat es klugerweise vorgezogen, jedes Wort, das neues Ärgernis erregen konnte, zu vermeiden.

So werden die neuen Steuergesetze, für die Herr von Bethmann Hollweg freudlos die formelle Verantwortung übernehmen mußte, einfach als Tatsache erwähnt, ohne daß die Bewilliger, wie es doch sonst nur billig wäre, auch nur ein Wort des Lobes einheimsen. „Nachdem die in ihrer letzten Tagung vereinbarte Steuergesetzgebung dem Reiche neue Einnahmequellen erschlossen hat, muß beharrlich dahin gestrebt werden, die finanzielle Stellung des Reiches mit den so gewonnenen Mitteln zu festigen." Das ist ein klassischer Lakonismus, der ebenso rühmenswert ist wie das erfolgreiche Bemühen, die vielen Offiziösen scharf zu zügeln und ihr verwirrendes Geplärre endlich zum Schweigen zu bringen. Nur in dem Passus, bei dessen Formulierung der Kolonialsekretär mitgewirkt hat, ist ein gewisser Wortüberschwang zu spüren. Sonst ist jeder Satz von einer musterhaften Objektivität, der die gewünschte Wirkung auch im Ausland nicht versagt blieb. Es wäre nur stilgerecht gewesen, hätte der neue Kanzler, wie er seine Rede aller überflüssigen Ornamente entkleidet hat, auch die Anregung gegeben, der Eröffnung des Reichstags im Königlichen Schlosse einmal allen falschen militärischen Aufputz fernzuhalten, und hätte er die Mappe mit der Thronrede dem Kaiser im Frack, anstatt in seiner funkelnagelneuen Uniform als Dragonermajor, der in den hohen Röhrenstiefeln nicht ganz sicher zu schreiten scheint, überreicht. Muß sich der Reichstagspräsident etwa gerade bei dieser Gelegenheit in einen Leib-Küraßier verwandeln und müssen alle anderen Volksvertreter, die in ihrem Schrank noch irgend eine Uniform hängen haben, diese mit dem inzwischen aufgeschwollenen Leib überpolstern?

Gewiß wird Herr von Bethmann Hollweg die Parteien beschwören, ihren harten Sinn zu sänftigen und den alten Steuerzwist zu vergessen, ehe er das Ergebnis seiner Vertiefung in die auswärtigen Angelegenheiten, seine Meinung über die Zusammenkunft in Racconigi und über die Kongogrenzfragen entschleiern wird. Dennoch werden die Redner

oft genug die Bahn sachlicher Erörterung verlassen und ihrem seit viereinhalb Monaten täglich wachsenden Zorn über die Sünden der anderen Luft machen. Schon die vielen Initiativanträge, die auch diesmal von allen Seiten niederregnen, werden dazu Gelegenheit geben. Gleich der hitzige Beginn — ist es schon einmal vorgekommen, daß der Reichstag bloß zur Konstituierung des Präsidiums zwei Tage brauchte? — zeigt, wieviel Zündstoff sich angesammelt hat. Wer weiß, welche Prozesse sich infolge dieser Diskussionen im Schoße des Reichstags vorbereiten und bei den nächsten Wahlen, die — wenn der Reichstag nicht früher aufgelöst wird — nach einer zweiten ordnungsmäßigen Session im Herbst 1911 zu erwarten sind, zum Durchbruch kommen werden? Seit langem schon waren rechts und links nicht so reinlich gesondert wie jetzt, vor allem haben die Nationalliberalen nie seit dem Jahre 1874 so nahe bei den Freisinnigen ihre Stellung bezogen. Nach vielen kläglichen Verhandlungen wird jetzt verkündet, daß die Fusion der drei freisinnigen Gruppen unmittelbar bevorstehe. Wird die neue geeinte Partei mit den Nationalliberalen, die Herrn von Heyl, den Grafen Oriola und Herrn Lehmann aus ihren Reihen hinausgedrängt haben und auf die Stimme der Jungliberalen (wie eben jetzt bei der Präsidentenwahl) mehr hören, als auf die Warnungen der Beschwichtigungsräte, sich über die wichtigsten taktischen Fragen verständigen, um dem Liberalismus in entscheidenden Augenblicken einen starken Einfluß zu erzwingen? Man vergißt, daß er im Reichstag über mehr als hundert Mann verfügt, also über ebensoviel Stimmen wie das Zentrum, über mehr Stimmen als die Konservativen. Ist das der Anfang zu einer großzügigen Parteigruppierung? Sind wir reif geworden zu einer allmählichen Bildung zweier großer Heerlager: rechts und links? Ein Parlament ist erst dann mächtig, wenn die Regierung nicht mit Zufallsmajoritäten arbeiten muß und nicht nach ihrem Belieben Majoritäten künstlich zu schaffen vermag. Der Weg für uns ist wohl noch sehr, sehr weit, dieser einzige gesunde Weg zur parlamentarischen Herrschaft. Es wäre ein tragikomisches Verhängnis für die Konservativen, die zum erstenmal einen Kanzler, einen unparlamentarischen Minister mit parlamentarischen Mitteln beseitigt haben, wenn sie durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die Erbschaftssteuer auch dieser Entwickelung so ganz gegen ihren Willen die Bahn geebnet hätten!

Georg Reicke:
Von der Reise

Sonette

I.

Lind lag die Nacht auf der getürmten Stadt,
Von Sankt Laurentius scholl die dritte Stunde —
Ein tiefes Schweigen herrschte in der Runde,
Durchbrochen nur von meines Wagens Rad.

Zum Bahnhof gehts: der Wächter, schläfrig matt,
Lehnt in der Ecke hier mit offnem Munde —
Kaum wird am Schalter mir gewisse Kunde,
Wo man den Nachtzug zu erwarten hat.

Doch angelangt auf richtigem Geleise
Bringt mir die dampfende Maschine schon
Sie, die ich heiß ersehnt seit sieben Tagen.

Gar chic, im knappen Anzug für die Reise,
Leichtfüßig springt mein Lieb auf dem Perron
Mir an den Hals und läßt davon sich tragen.

II.

Das weite Tal bedeckte Nebelgrau,
Als im Gebirge wir der Bahn entstiegen.
Die Berge sah man nur wie Schatten liegen,
Kaum ahnend ihren wolkenhohen Bau.

Der Graf jedoch beschrieb uns sehr genau
— Seit Jahren pfleg' er hieher auszufliegen —
Wie herrlich sonst es sei, wenn stolz verschwiegen
Die Häupter ragten in des Himmels Blau.

Denn in der „Post" erzählt' er uns Geschichten
Aus Indien, wo er Jahre zugebracht.
Doch als der Vorschlag schließlich ward gemacht

Ins Freie noch einmal den Schritt zu richten,
Da lehnt' er ab: er hab es oft gesehn,
Wollt' lieber noch ins andre Wirtshaus gehn.

III.

Die Morgenkühle schüttelte die Glieder,
Als, muntere Gesellschaft, wir den Wagen
Anspannen ließen, uns ins Land zu tragen.
Die Bergesriesen sehn heut klar hernieder.

Nur um der Zugspitz' Höhen, hin und wieder
Im Winde streichend, noch die Wolken lagen.
Doch plötzlich glänzt es, wo die Gipfel ragen,
Weißleuchtend auf wie eines Schwans Gefieder.
Der erste Bergschnee zeigt verjüngten Blicken

Die langersehnten Alpenherrlichkeiten,
Der Tieflandseelen labsamstes Erquicken.

Fürwahr, es lohnt schon, sich um solche Zeiten
Den Winter lang an Amt und Haus zu binden
Und meinetwegen tüchtig abzuschinden!

IV.

Ein lichter Sonntag liegt auf Bergeshöh'n
Ins Tal verbreitend seinen Sonnenfrieden.
Die Schwesterdörfchen ruh'n wie weltgeschieden
Im Kranz der Matten lieblich morgenschön.

Vom Kirchlein schallt der Glocken fromm Getön,
So feierlich, als wenn die Welt hienieden
Sich mit dem Himmel, den sie lang gemieden,
In diesem heilgen Augenblick versöhn'.

O Sonntagsstille hier im fernen Tal —!
O blauer Duft um steile Felsenwände —!
O weißes Leuchten in der heitern Luft —!

Ihr faßt uns an, als ob zum ersten Mal
Der Mensch vor seines Herrgotts Schöpfung stände
Der neuen Stimme lauschend, die ihn ruft.

V.

Im Nebel traten wir die Wandrung an.
Das Hochtal war zur Ebne ausgebreitet,
Kein Berg, kein Wald zu sehn; die Sonne streitet
Vergeblich, scheint's heut mit dem Wolkenbann.

Doch schau — zur Seite — vor dem dunklen Tann,
Ist's nicht die grüne Loisach, die dort gleitet?
Und sind die Höhen nicht? und drüben weitet
Sich dort der Berge Kranz nicht himmelan?

Gewiß, sie sinds! sind uns zurückgegeben,
Und Herz und Augen sahen sich nicht satt
An ihrer Linien kühnem Aufwärtsstreben —!

So hüllt das Leben auch sich oft in Schweigen,
Verdeckt mit Nebeln lange uns den Pfad,
Um plötzlich Mut'gen freie Bahn zu zeigen.

VI.

Die Dämmerung begann herabzusinken,
Grauschatten huschten schon auf Wald und Wegen.
Wir aber strebten noch dem Ziel entgegen,
Das uns in mäß'ger Ferne mußte winken.

Beschwerlich Gehn war's; denn zur Recht' und Linken
Forttastend auf dem Zick-Zack-Pfad, dem schrägen,
Ging es zu Tal, lautlos — jedwedes Regen
Schien in der tiefen Stille zu ertrinken.

Und schließlich waren wir von Nacht umfangen,
So schwarz und tief, daß nicht der nächste Baum
Erkennbar blieb — uns packte fast ein Bangen.

Du aber schrittest, ein lebend'ger Traum,
Unsichtbar mir zur Seit: dein weiß Gesicht
War in der Dunkelheit mein einz'ges Licht.

VII.

Die erste Stadt des Südens tut sich auf:
Denn Plätze, Straßen, Häuser, Fensterläden
Wir fühlen alles eine Sprache reden,
Die fremd uns ward in eines Jahres Lauf.

An allen Ecken gibt es Obst zum Kauf,
Meraner Äpfel wie im Garten Eden,
Prachtvollen Wein aus Bozen und um jeden
Vergleich erhaben Pfirsich, hoch zu Hauf!

Das mußte freilich meiner Liebsten munden,
Die, Evastochter, noch die Äpfel liebt,
Selbst wenn sie gras und grün bei uns im Norden.

Und sie vertilgt denn auch in wenig Stunden,
Was es daheim in einem Jahre gibt,
Und wundert sich, wie rasch sie fertig worden!

VIII.

„Im Mondschein" heißt's; war nicht vom ersten Range;
Kein Hausportier empfing uns an der Schwelle,
Die Treppen dunkel, stumm die Zimmerschelle,
Und wenn man ruft, so dauerts weidlich lange.

Doch wählten wir's, als auf dem ersten Gange
Wir durch die Stadt gelangt an diese Stelle:
Denn vor den Fenstern rauscht die rasche Welle
Des grünen Inns in ewigem Gesange.

Wir stehn und lauschen, sehn die Wasser schießen,
Am Brückenpfeiler branden — stehn und lauschen,
Und können uns nicht satt im Anblick baden.

Doch als zum Schlummer wir die Augen schließen,
Verfolgt uns in den Traum ein lieblich Rauschen —
Von nord'schem Meer an heimischen Gestaden!

IX.

Der Hofkirch Glöcklein tönt melodisch weich,
Mahnt zum Gebet und frommen Händefalten.
Man läßt die erste Regung gerne walten,
Und tritt hinein. 's ist heilger Kunst Bereich.

In langer Reihe, schweigend, geistergleich
Stehn sie umher, die bronzenen Gestalten,
Die Totenwacht am Sarkophage halten
Für Kaiser Max vom heilgen röm'schen Reich.

Und unter ihnen aller Erzkunst Blüte,
Des wackern Meister Vischer Prachtgebilde,
Der König Arthur und Theoderich.

Ganz jener Stolz und dieser weiche Güte,
So schauten sie, gestützt auf ihre Schilde
Manch wandelndes Jahrhundert schon um sich.

X.

Blaugrüner See, drin sich die Berge spiegeln,
Schwarzgraue Berge, die ins Wasser schreiten,
Wie löst den Sinn ihr von den Nichtigkeiten,
Damit das Leben liebt, ihn zu versiegeln!

Doch ob das Herz mit aberhundert Riegeln
Verschlossen ward in öden Winterszeiten,
Hier öffnen sie sich, geben dem befreiten
Die Liebe wieder mit den Sehnsuchtsflügeln.

Die Liebe zu der schönsten Offenbarung,
Die uns Natur bezeugt im offnen Buche,
Das doch so selten wir verstehn zu lesen!

Die Sehnsucht, auch in täglicher Erfahrung
Im ew'gen Einerlei noch auf der Suche
Nach ihr zu sein, die stets uns macht genesen.

XI.

Schon herbstlich schaut es hier: der Passagiere
Geringe Zahl schien gleich es anzudeuten,
Und deutlicher noch sagen's, leer von Leuten,
Rings um den See die riesigen Quartiere.

Doch stiegen wir an Land. Daß man diniere,
War noch zu früh. So gingen wir und freuten
Am Wasser uns, dem Sonnenlicht-bestreuten,
Und strichen kreuz umher im Waldreviere.

Ganz stille war's — ringsum ein herbstlich Schweigen,
Das leise lockt, bis mit geheimen Lauten
Die Seele gibt, was all ihr tiefst zu eigen.

Auf einer Waldbank ließen wir uns nieder —
Und während wir uns Aug' in Auge schauten,
Empfingen wir vom Herbst den Frühling wieder.

XII.

Man wünscht so oft sich eine Zeit zurücke,
Da man gelebt, gelebt mit ganzem Herzen,
Wünscht sie zurück mit ihren Freud' und Schmerzen,
Mit Zittern, Zagen, groß und kleinem Glücke.

Auch ich, gesteh, beklagt's als Schicksals Tücke,
Und liebte wohl die Zeiten anzuschwärzen,
Wenn sie im Leben, Lieben, Ernst und Scherzen
Nicht einst'gen glichen in jedwedem Stücke.

Doch neue Reise hat mich viel gelehrt:
Ich lebte sie als neue hohe Zeit,
Wie je uns eine mir geschenkt das Leben.

Ich sah, daß, wenn der Mensch nur recht begehrt,
Zu neuem Glück mit Herz und Sinn bereit,
Mit vollen Händen neu ihm wird gegeben!



Otto Günther:
Karl Buchholz.
(Zum Aufsatz von Max Osborn.

XI.

Schon herbstlich schaut es hier: der Passagiere
Geringe Zahl schien gleich es anzudeuten,
Und deutlicher noch sagen's, leer von Leuten,
Rings um den See die riesigen Quartiere.

Doch stiegen wir an Land. Daß man diniere,
War noch zu früh. So gingen wir und freuten
Am Wasser uns, dem Sonnenlicht-bestreuten,
Und strichen kreuz umher im Waldreviere.

Ganz stille war's — ringsum ein herbstlich Schweigen,
Das leise lockt, bis mit geheimen Lauten
Die Seele gibt, was all ihr tiefst zu eigen.

Auf einer Waldbank ließen wir uns nieder —
Und während wir uns Aug' in Auge schauten,
Empfingen wir vom Herbst den Frühling wieder.

XII.

Man wünscht so oft sich eine Zeit zurücke,
Da man gelebt, geliebt mit ganzem Herzen,
Wünscht sie zurück mit ihren Freud' und Schmerzen
Mit Zittern, Zagen, groß und kleinem Glücke.

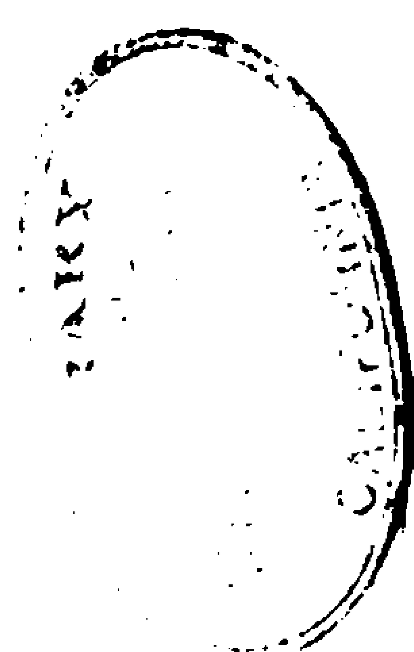
Auch ich, gesteh, beklagt's als Schicksals Tücke,
Und liebte wohl die Zeiten anzuschwärzen,
Wenn sie im Leben, Lieben, Ernst und Scherzen
Nicht einstigen glichen in jedwedem Stücke.

Doch neue Reise hat mich viel gelehrt:
Ich lebte sie als neue hohe Zeit,
Wie je uns eine nur geschenkt das Leben.

Ich sah, daß, wenn der Mensch nur recht begehrt,
Zu neuem Glück wie Herz und Sinn bereit,
Mit vollen Händen neu ihm wird gegeben!



Otto Günther:
Karl Buchholz.
(Zum Aufsatz von Max Osborn.



Carl Bulcke:
Der verlorene Sohn

Novelle

I

Als die kleine hübsche Freddy Langwaldt mittags vom Schlittschuhlaufen kam, — sie war vierzehn Jahre alt, hatte einen dicken Zopf und blanke braune Augen —, war Siegfried bereits mit seiner Frau zu Hause eingetroffen. Siegfried war Oberleutnant in einem Artillerieregiment in Gumbinnen und hatte sich beinahe ein Jahr lang nicht zu Hause blicken lassen. Papa war nämlich böse, weil Siegfried auch dieses Jahr große Schulden gemacht und allerhand Rechnungen einfach zu Papa hatte ins Haus schicken lassen. Freddy kam gleich mit den Schlittschuhen in der Hand in den Salon gestürzt, als das Mädchen draußen erzählt hatte, daß Siegfried schon da wäre, warf die Schlittschuhe vor den Ofen, umarmte zuerst Helene und dann Siegfried und stellte sich mitten ins Zimmer:

„Kinder! Weihnachten! Himmlisch! Bei Fragstein steht ein Lohengrin aus Marzipan! Kinder, also ich kriege ein neues Kostüm, dunkelbraun mit Krimmer besetzt, ich kriege den Schiller in vier Bänden und neues Briefpapier mit Figuren, ich kriege ein braunes Pelzbarett, und wer weiß, was ich sonst noch alles kriege. Mutter hat im Kleiderschrank unten links eine Ecke, die ich nicht sehen darf. Da ist was Blankes drin. Es ist klein und rund und niedlich, und der erste Buchstabe ist L und der zweite Buchstabe ampe. Stellt euch das vor, Kinder, es ist zu herrlich, sage ich euch."

Sie reckte die Arme und drehte verzückt die Augen. Frau Helene Langwaldt, die an dem Kachelofen stand und sich wärmte, lächelte kopfschüttelnd, der Oberleutnant beugte sich aus seinem Sessel vor, strich mit den Händen am Hinterkopf den Scheitel glatt und sagte halblaut zu seiner Frau:

„Was sagst du, Helene, Freddy brennt sich schon die Haare. Vierzehn Jahre alt und schon 'ne Brennmaschine. Hast du Worte . . ."

Die Kleine drehte sich zornig um und sprudelte ihre Antwort heraus:

„Wenn ich mir die Haare brennen will, so ist das meine Sache . . . Verstehst du . . . Und außerdem brenne ich mir die Haare nicht, sondern ich lege mir Papilloten ein, . . . das hat Mama erlaubt und das tun

alle Mädchen hier . . ., wenn sie's bei euch in Gumbinnen nicht tun, so kann ich nichts dafür . . ."

Der Oberleutnant zuckte die Achseln: „Ich finde das lächerlich."

Am Fenster saß die Frau Geheimrat, eine kleine dicke Frau mit weißem Haar und einer Brille; sie stichelte an einem Kindermützchen. Jetzt wandte sie langsam den Kopf und sagte klagend:

„Kinder, zankt euch doch nicht heute . . . wenigstens heute nicht . . . Kaum seid ihr wieder beisammen, und gleich geht das Zanken los . . . Geh, Freddy, zieh dein Jackett aus."

Die kleine Freddy ging ärgerlich hinaus.

Die Frau Geheimrat stichelte weiter über ihrer Näharbeit. Der Oberleutnant hatte den Kopf hintüber auf den Sessel gelegt, lächelte behaglich und rauchte. Helene strich mit den Händen über ihren grauen Taftrock, seufzte leicht und setzte sich neben ihren Mann. Sie nahm von dem Tisch ein Journal und blätterte darin. Sie war hellblond und hatte ein schönes offenes Gesicht.

In der anderen Fensternische saß Georg Langwaldt. Er war Referendar bei dem Amtsgericht in Fischhausen und hatte bereits vor zwei Tagen seinen Weihnachtsurlaub angetreten; ein eleganter junger Herr in schwarzem Gehrock, mit blassem Gesicht und spärlichem Haupthaar, der nachdenklich seine Lackstiefel betrachtete. „Tja, tja . . . das sind so Sachen . . . Papa könnte nun auch bald kommen."

Der Oberleutnant fuhr fort zu erzählen. Er erzählte etwas großartig von einer Treibjagd, die er auf einer gräflichen Besitzung mitgemacht hätte; von der gastlichen Aufnahme auf dem Schloß, und daß er mit dem Fürsten Soundso und dem Baron Soundso Skat gespielt habe. Auch sei er Jagdkönig gewesen. — Eigentlich hörte ihm niemand zu, doch er erzählte ununterbrochen weiter, lächelnd zurückgelehnt und mit den Handflächen beschreibend, wie groß der Speisesaal und wie groß sein Fremdenzimmer und wie breit das Prunkbett gewesen sei. Ein richtiges, schwer vergoldetes Prunkbett, in dem König Kasimir von Polen geschlafen haben sollte. Es war, als betrachtete er sich dabei wohlgefällig in einem unsichtbaren Spiegel an der Decke.

Georg Langwaldt, der Referendar, lächelte mokant. „Tja, tja . . . das sind so Sachen . . ."

Vor den Fenstern fielen ganz langsam kleine wirbelnde Schneeflocken.

Der Oberleutnant unterbrach sich und lachte nervös: „Verzeih,

Georg, aus deinem stumpfsinnigen Fischhausen scheinst du wenig gute Manieren mitgebracht zu haben."

Der Referendar sagte langsam: „Weißt du, Siegfried, daß du in einem Prunkbett geschlafen hast, brauchst du uns wirklich nicht aufzubinden. Ich finde das geschmacklos."

Die Frau Geheimrat schüttelte heftig den Kopf. Sie war so erregt, daß sie kaum Worte fand: „Also Kinder, . . . heute ist heiliger Abend . . . also Kinder, ich bitte euch . . ."

Die junge Frau stand schwerfällig auf, verzog das Gesicht und ging durch die Tür. „Ich glaube, die Kleinen sind aufgewacht . . . Ich bitte um Verzeihung . . ."

Da klingelte es, und der Geheimrat kam. Man hörte, wie ihn draußen auf dem Korridor die kleine Freddy mit Hallo begrüßte und wie er sich leise ächzend den Schnee vom Pelze klopfte.

Der Oberleutnant stand auf. „Man muß den alten Herrn begrüßen."

Als er zur Tür ging, kam ihm der Geheimrat, gefolgt von Freddy, bereits entgegen. Ein kleiner hagerer Herr mit weißem Vollbart und großem Oberkörper.

„Guten Tag, mein Sohn . . ." Sie reichten sich die Hand. „Sei willkommen." Der Geheimrat hatte eine langsame sinnende Art, seine Worte zu setzen, und einen ruhigen, in sich gekehrten Blick, mit dem er die Worte begleitete.

Die kleine Freddy hing sich schmeichelnd in seinen Arm: „Mein goldener Papa, o b du den Weihnachtsmann getroffen hast?! O b du an die silberne Fibula gedacht hast? O b sie wohl nicht zu teuer ist? O b unser goldener Papa sich auch heute freuen wird? Ach, du kriegst ein herrliches, ganz großartiges Geschenk von mir, Papa ... Kostet dreißig Pfennig und ist tausend Taler wert, ist weich und klein und fängt mit F an . . ."

Dann kam Helene zurück. Sie reichte die Stirn zum Kuß und lobte mit freundlicher Innigkeit die Gesundheit des Geheimrats. Ob er den Tannenbaum schon gesehen habe und wie sich die Kinderchen freuen würden.

Der Referendar saß immer noch in seiner Ecke. „Tja, tja."

„Ich habe eine Überraschung, meine Kinder," sagte der Geheimrat plötzlich und stellte sich mitten ins Zimmer. „Eine schöne Überraschung für den heiligen Abend, über die ihr euch alle, wie ich hoffe, ebenso freuen werdet, wie ich mich freue." Er sah einen nach dem andern an.

Die Geheimrätin steckte den Kopf vor und erhob sich langsam. Sie sah ihrem Mann in die Augen, hob die Hände und die dürren Finger begannen zu zittern. Der Geheimrat sah liebevoll zu ihr hin und nickte ganz langsam.

„Aber, . . . Johannchen . . ." Der Geheimrat richtete sich wieder auf. „Ich habe gestern an euren Bruder Bernhard nach Berlin telegraphiert, nach langen reiflichen Erwägungen, Bernhard möge uns heute besuchen. Ich hatte mir absichtlich seine Antwort auf das Gericht schicken lassen. Er hat mir heute zu meiner Freude geantwortet, daß er um halb zwei Uhr einträfe. Ich hoffe von euch, von dir, Siegfried, von dir, Helene, von dir, Georg, — dich, Freddy, brauche ich nicht zu bitten, — daß ihr herzlich und freundlich zu eurem Bruder sein werdet. Für einen alten Mann ist es einer der traurigsten Gedanken, die Angst zu haben, daß einmal plötzlich der Mund verschlossen wird und dann vieles ungesagt bleibt, was hätte gesagt werden müssen . . ."

Der Geheimrat sah abwartend von einem zum andern.

Endlich sagte Siegfried: „Es ist ja eine mißliche Sache, Papa . . . Nicht nur meinetwegen, Papa . . . Es ist ja gewiß sehr edelmütig von dir, Bernhard wieder in Gnaden aufzunehmen . . . hm . . . Ich meine, wenn Bernhard seine sogenannte Frau mitbringen sollte . . . Sie soll ein Malermodell gewesen sein . . . Ich könnte wirklich nicht dulden, daß Helene . . ."

„Bitte, beruhige dich," sagte Helene ruhig. „Wenn dein Papa es wünscht, werde ich die Schwägerin mit aller Herzlichkeit empfangen, und sie soll über mich nicht zu klagen haben."

Wenige Minuten später stand eine Droschke vor der Tür. Georg sah vom Fenster hinunter. Ein schlanker Herr mit großem Filzhut stieg aus, zahlte, zog seinen kleinen gelben Koffer vom Kutschbock, sah an dem Hause empor und trat ein.

„Auf langen Aufenthalt scheint er sich Gott sei Dank nicht eingerichtet zu haben," sagte Georg. Der Oberleutnant setzte sich schnell an den Tisch und besah ein Photographiealbum. Es sah aus, als säße er Pose zu dem Empfang. Helene hatte die Arme gekreuzt und den Blick auf die Tür gerichtet. Freddy schlich sich hinaus.

An der Tür stand der Geheimrat und hielt seine Frau am Arm. Die alte Dame hatte ihren Kopf an seiner Brust verborgen und bebte. Als der Geheimrat Freddy sah, löste er den Arm von seiner Frau, schob Freddy sanft in das Zimmer zurück und schloß die Tür. Wenige Augenblicke

später hörten die Geschwister auf dem Korridor einen lauten Schrei, ein helles gellendes Weinen. „Höre doch, wie Mama schreit . . ." rief Freddy und umklammerte die Schwägerin. Dann wurde es plötzlich still. Nach einer Weile kam die Geheimrätin allein ins Zimmer und flüsterte erregt:

„Er ist jetzt bei Papachen im Zimmer . . . Papachen hat mit ihm zu sprechen . . . O mein Gott, wenn er doch gut zu dem Jungen sein wollte . . . Mir ist ja so schrecklich angst . . ."

Und dann lief sie wieder hinaus.

Es dauerte zehn Minuten. Das Dienstmädchen kam, öffnete die Tür zum Speisezimmer und meldete, daß angerichtet sei. Georg winkte kurz ab.

Plötzlich trat ein langer hagerer Mensch in das Zimmer. Er hatte ein glattrasiertes eckiges Gesicht mit dunklen Augen und halblangem dunklem Haar, das in der Mitte gescheitelt war. Eine kleine schwarze Locke fiel ihm auf die Stirn. Er trug einen langen Gehrock mit buntgestickter Weste und kam mit geöffneten Händen näher.

„Guten Tag," sagte er laut. „Ich bin Bernhard." Er sah sich suchend um.

Siegfried hatte sich vorgenommen, im Sessel sitzen zu bleiben und mit dem Gesicht gegen das Fenster zu sehen. Als der Fremde eintrat, hatte er doch den Kopf gewandt, und als der Fremde näher kam, hatte er sich doch erhoben. Nun stand er abwartend, die eine Hand am Sessel und sah auf.

Helene trat rasch hinzu und schüttelte Bernhard kräftig die Hand: „Guten Tag, Herr Langwaldt. Sie kennen mich nicht. Ich bin Ihre Schwägerin Helene." Bernhard, der den Blick seines Vaters geerbt hatte, behielt ihre Hand in der seinen und redete ein paar Worte.

Helene sah mit hellem Blick zu Siegfried hinüber. Siegfried streckte zögernd die Hand aus. Doch bevor er näher treten konnte, war plötzlich Freddy mit vorgebeugtem Kopf auf Bernhard zugeschossen, hatte sich an seinen Hals geworfen und jauchzte: „Bernhard . . . Bennie . . . lieber Bennie . . ."

„Ach, und das ist Freddy . . . Das ist meine kleine Freddy . . ." Der große Mensch streichelte ihr Gesicht, ihr Haar, streichelte ihre Hände, immer scheuer und unsicherer werdend und drückte dann ihren Kopf an seine Brust.

Jetzt sah er zu Siegfried und Georg hinüber. Er zog die Augenbrauen in die Höhe, bewegte zuerst wortlos die Lippen und sagte: „Und

ihr seid Siegfried und Georg. Es ist lange her . . ." Er senkte den Kopf, bewegte wie kauend die Lippen und sah lauernd empor. „Ihr haltet es nicht für richtig, mir guten Tag zu sagen . . .?"

Doch, sie wollten Guten Tag sagen. Sie kamen beide und reichten ihm die Hand. Siegfried sagte so etwas, daß es ja eine überaus große Überraschung sei, und Georg meinte, daß er Bernhard schwerlich auf der Straße wieder erkannt haben würde. Sein Gesicht sei voller geworden. Auch habe er ihn kleiner in der Erinnerung.

Bernhard sah von einem zum andern und rieb die Hände:

„Eigentlich ist alles ganz unverändert . . . In der Bahn überlegte ich, wie lange ich nun wohl von Hause fortgewesen sei . . . sieben oder acht Jahre . . . die Stadt hat sich sehr verändert . . . Da unten am Bahnhof sind überall neue Straßen, und am Schloß fand ich mich überhaupt nicht mehr zurecht . . . Wie hat sich das alles verändert . . . Aber ich habe doch gleich ein paar Menschen auf der Straße gesehen, auf die ich mich deutlich besann . . . Schwägerin, haben Sie Kinder? Zwei? Ich habe schon drei Kinder. Sind Ihre Kinder hier? Können wir sie gleich sehen? Ich bin ja so neugierig . . ." Plötzlich starrte er in eine Ecke neben dem Nähtisch, wo ein kleiner Holzschnitt an der Wand hing, und eine heiße Erschütterung überflog ihn. Es war ein kleines Bild, ein Ausschnitt aus einer Zeitschrift. „Sieh, ein Bild von mir . . . Mein Gott, hier ist ein Bild von mir . . ."

„Mama hat es sich wohl ausgeschnitten," sagte Siegfried. „Also das ist ein Bild von dir. Das muß ich mir doch gleich mal ansehen."

Die Eltern kamen, und man ging zu Tisch. Bernhard saß zwischen den Eltern. Die Geheimrätin betete, und man löffelte schweigend die Suppe. Die beiden Dienstboten kamen und gingen. In den ersten Minuten wurde kein Wort gesprochen.

Der Geheimrat hob sein kleines Portweinglas: „Sei nochmals willkommen, mein Sohn, im alten elterlichen Hause. Sei uns herzlich willkommen."

Er wollte wohl noch mehr sagen, doch die Stimme versagte ihm.

„Ich danke dir, Vater . . ." Und, als der Vater ihm in die Augen sah: „Es war nicht leicht zu kommen, Vater."

„Das kann ich wohl verstehen," sagte Helene.

Bernhard lächelte ein wenig. „Wenn man sich lieb hat, so ist es wirklich schwer. Nun, ich habe meiner Frau ein besonders schönes Geschenk versprochen. Und da ich heute abend um acht Uhr zurückreise, bin

ich schon morgen früh wieder in Berlin. Wir feiern dann eben mit den Kindern morgen das Fest."

Die Eltern schwiegen. Wieder trat eine peinliche Stille ein. Das Dienstmädchen trug den Braten auf.

Georg drehte sich mit einem Blick auf den Braten zu Siegfried und flüsterte: „Ganz wie beim verlorenen Sohn. Es gibt Kalbsbraten."

Die Mutter fragte nach den Bildern, die Bernhard male. Er solle ja so viel Erfolg haben, und sie würde ja so sehr gern einmal ein Bild im Original von ihm sehen.

Bernhard begann nun, leicht plaudernd, wie erlöst von seinen Bildern zu erzählen. Er male eigentlich nur Landschaften mit Kühen darauf, male ein paar Hügel, male Felder, male Wald oder Wiesen, aber immer müßte eine Kuh dabei sein. Das sei so ein Aberglaube. — Freddy lachte laut. — Und auf solch eine Kuh habe er nun ja auch glücklich den Preis der Villa Romana bekommen. —

Der Vater ließ sich erklären, was das für ein Preis sei.

„Und wie lebst du zu Hause, Bernhardchen?" fragte die Mutter.

Er habe eine kleine Villa draußen in Friedenau, einen hübschen Garten, ein großes Atelier und fünf kleine Zimmer. Das Leben koste viel Geld, namentlich die Kinder. Er könne nicht sparen, doch seine Frau sei sparsam. Wenn er erst jedes Jahr auf ein paar Monate nach Italien gehen könne, um frische Luft zu schnappen, so werde er seine Arbeitsfreude nicht verlieren.

Siegfried begann jetzt von einem Maler zu erzählen, der für sein Kasino ein Kaiserbild gemalt habe. Ein Landwehroffizier, früher in Reserve des Regiments. Das Bild sei einfach tadellos. Sie hätten achthundert Mark bezahlen müssen. Geld genug. Ob Bernhard den Maler kenne?

Nein, Bernhard kannte den Maler nicht. Er hätte nie den Namen gehört, sagte er.

Und dann wieder ein langes Schweigen. Der Geheimrat sah ermüdet aus. „Kinder, ihr putzt jetzt alle zusammen recht schön den Tannenbaum. Ich muß noch einmal auf eine Stunde auf das Gericht. Es war leider unmöglich, daß ich mich freimachte. Ihr geht zusammen in den Saal, freut euch aneinander, und wir feiern um fünf Uhr ein frohes Fest. Seid einig unter einander."

Siegfried und Georg fielen ihm schnell ins Wort und versicherten verlegen lachend, daß sie noch notwendig mit dem Weihnachtsmann sprechen

müßten. Sie hätten sich sicher anders eingerichtet, wenn sie gewußt hätten, . . . aber so, . . . einfach unmöglich.

Die Geheimrätin nötigte zum Essen. Das sei ja schrecklich, nicht ein einziger habe heute zugelangt, Helene habe nur ein ganz kleines Stück genommen und auch davon nur einen kleinen Bissen gegessen. Doch alle versicherten, daß sie nicht mehr hungrig seien.

Siegfried hatte die ganze Zeit über seiner Frau mit den Augen gewinkt, doch diese sah geflissentlich zur Seite. Als sie aufgestanden waren und alle nebeneinander standen, ging Helene rasch entschlossen auf Bernhard zu: „Ich kenne Ihr Bild mit den blauen Hügeln. Ich habe es in Dresden gesehen. Auch kenne ich noch ein paar andere Bilder von Ihnen. Erlauben Sie, Herr Langwaldt, daß wir Du zu einander sagen?"

Bernhard verbeugte sich.

II

Freddy und Helene schmückten den Tannenbaum. Sie sprachen absichtlich laut, sie liefen lachend und unbekümmert im Saal auf und ab; in der Sofaecke im Saal saß die Mutter mit Bernhard, sie hatte seine Hand in ihre Hände genommen und stellte viele Fragen. Helene und Freddy wollten nicht hören, was die Mutter mit dem Sohne verhandelte, sie wollten nicht sehen, daß die Mutter wieder weinte, sie wollten nichts davon wissen, daß Bernhards Antworten kurz und fremd waren. Die Mutter hatte hundert Fragen: nach seiner Wohnung, seinem Einkommen, seiner Frau, den Dienstboten, den Kindern, seinem Verkehr, seinen Plänen. Bernhard griff in die Brusttasche und sagte, ihm fiele ein, daß er zufällig ein Bild von Frau und Kindern bei sich habe. Die Mutter betrachtete lange das Bild.

„Darf ich das behalten, Bennie?"

„Ja, Mama, gewiß, wenn es dir Freude macht."

„Bleib doch noch morgen, noch übermorgen, Jungchen. Wir telegraphieren deiner Frau. Dann kommt sie mit den Kindern nach."

„Nein, Mutter."

„Aber du kommst mit den Deinen im Frühling zu uns, auf mehrere Wochen. Wir haben ja ein schönes Fremdenzimmer. Du kannst ja auch hier malen, Dünen und Meer. Papachen wird sich freuen. Seit nun auch Georg außer dem Hause ist, will mir Papachen gar nicht mehr gefallen. Er ist so alt geworden."

„Ich kann nichts versprechen, Mama."

„Wenn ich Papachen nur bewegen könnte, mit mir nach Berlin zu reisen: seit er über die siebzig ist, mag er nicht mehr Eisenbahnfahren. Wir könnten euch dann besuchen . . . Ich muß doch deine Kinder sehn und deine Frau. Sie ist wohl eine Schönheit, Deine Frau?"

„Ihr müßtet bald kommen, Mama. Ich will, so bald es geht, nach Florenz."

Sie sprachen hin und her, die Mutter stellte immer weitere Fragen.

Auch von ihrem Leben begann sie zu erzählen. Daß sie noch immer schwer vom Rheumatismus geplagt werde und daß Papa im vorigen Jahre einmal ohnmächtig geworden sei. Daß Onkel Ferdinand schon fünf Jahre tot sei und daß man das Gut verkauft habe, das wisse doch natürlich Bernhard?! — Nein, Bernhard hatte keine Ahnung. — Nun, sie seien alte Leute geworden. Auch Tante Agathe sei gestorben, und sie hätten geerbt. Helene sei eine solch tüchtige Hausfrau. Früher sei sie ein bißchen Sportsdame gewesen. Doch seit dem zweiten Kinde habe sie alles aufgegeben. Ob Bernhard sich das denken könne. Früher sei sie immer auffallend elegant gewesen, und jetzt müsse Siegfried heimlich für sie Kleider kaufen. So vernünftig sei sie geworden. Georg, nun ja Georg. Er habe ein bißchen zu viel die Mädchen im Kopf, er sei auch das erste Mal durch das Examen gefallen. Ein großer Schmerz für Papa. Doch Georg habe sich wirklich gebessert. Ja, auch Siegfried habe sich gebessert. Wirklich, die Söhne machten ihr Freude.

Helene und Freddy liefen auf und ab, vergoldeten Nüsse, hingen Äpfel, Lametta und Konfekt in den Baum, und es war unumgänglich, daß sie das Gespräch der beiden mit anhören mußten. Bernhard erhob sich.

„Ich will helfen, den Baum zu schmücken. Vielleicht sind noch die Fahnen da und der goldene Stern, die ich als Junge geklebt habe." Nein, die Fahnen waren nicht mehr.

Freddy schlich sich, plötzlich dem Weinen nahe, zu ihrer Mutter, die zusammengesunken im Sofa saß: „Er ist gar nicht nett zu mir. Als er kam, da war er freundlich und nett. Jetzt redet er, als ob wir fremde Menschen wären."

„Laß ihn, Kind," sagte die Mutter, „er meint es nicht so." Aber sie sah starr vor sich hin.

Da kam die Straße herauf der Zug der Stadtmusikanten. Bernhard hielt gerade ein Glasherz in der Hand, das ihm Helene gereicht hatte, er hatte gerade über das Glasherz eine doppelsinnige Bemerkung gemacht, als er plötzlich das Herz in der Hand zerdrückte.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her . . ."

Freddy eilte zum Fenster. Auf der verschneiten Straße, mitten auf dem Fahrweg, gingen in dicken schwarzen Mänteln die zehn Musikanten, die blanken Instrumente vor dem Mund. Eine Schar Straßenkinder folgte ihnen. In allen Nachbarhäusern kamen die Menschen an die Fenster, stellten sich an die Haustüren; Frauen, die ihre Kinder auf dem Arme hielten, junge Mädchen, die sich umschlungen hatten, alte Leute, die abseits standen. Helene stand neben Freddy hinter der Gardine. Freddy begann leise zu singen, mit einer kleinen, reinen, gläubigen Stimme.

Zum Schluß sang auch Bernhard mit, sang mit tiefer, leiser Stimme und stand plötzlich auch am Fenster.

Die Musikanten waren längst um die Straßenecke gebogen; man hörte noch lange den Choral. Die Dämmerung begann.

„Weihnachten, Kinder," sagte die Mutter. „Weihnachten. Ich habe euch alle beisammen."

Der Baum war nun geputzt, das Dienstmädchen brachte Tee; man saß schweigend vor dem Baum, Freddy zu Füßen Helenens, den Blick zu ihr gerichtet, Helene stumm und ruhig, Bernhard starr ausblickend, zusammengesunken. Schließlich, als es ganz dunkel wurde, legte er den Kopf auf den Unterarm und blieb so, eine lange Weile.

Die kleine vierzehnjährige Freddy sah in den großen goldgerahmten Spiegel vor sich, der ihr Bild verschwommen zurückwarf, zog die Haare in die Stirn, — sie tat das sonst nur, wenn sie allein war, — und sagte mit schwebender Stimme: „Es ist süß zu glauben, daß nun unsichtbar das Christkind von Tür zu Tür geht, von Tür zu Tür, und alles gleichmachen will . . ."

In der oberen Etage spielte ein Klavier, und dazu scholl Kindergesang: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ." Alle lauschten.

Freddy sagte: „Oben ist das Christkind wohl schon. —"

Helene stand auf, schüttelte sich und sagte ganz leise, sie wolle ihre Kinder fertig machen, bald würde ja das Fest beginnen.

Die drei blieben reglos sitzen, so reglos, daß kein Atemzug und keine Bewegung zu hören war. Der Tannenbaum knisterte, in seinen Zweigen raschelten die Papierketten, sirrte kaum hörbar das Lametta. Da kamen lärmend Siegfried und Georg zurück. Sie hatten den Vater mitgebracht; sie wünschten lachend Kaffee und Pfefferkuchen, Weihnachtsnüsse und Marzipan. Das Zimmer nebenan wurde hell. Der Vater rief Bernhard und setzte sich zu ihm.

Georg reichte ihm sein silbernes Zigarettenetui, und Bernhard nahm eine Zigarette. Siegfried erzählte wieder von seinem Maler, dem Landwehroffizier. Unter allen Umständen ein hochbegabter Kerl. Reiche Frau außerdem, ein tüchtiges Mundwerk und wirklich ganz gute Formen. Es sei ihm unerklärlich, daß Bernhard ihn nicht kenne.

Bernhard fragte gelassen: „Was hält er von meinen Bildern? Es wäre mir interessant. Aus seinem Urteil könnte man vielleicht etwas herleiten . . .“

Siegfried schien überrascht. „Ich habe nicht mit ihm über dich gesprochen.“

„Nun, ich dachte, er würde dich des gleichen Namens wegen mal auf mich hin angeredet haben.“

„Ach nee . . . meinst du . . . glaubst du, daß er was von dir weiß . . .“

Georg neigte den Kopf und sah scharf unter den halbgesenkten Augenlidern auf. „Tja, Tja . . . das sind so Sachen . . .“

Die Geheimrätin klingelte mit einer silbernen Schelle. Hinter der geschlossenen Tür spielte Freddy ungelenk in langsamen Akkorden einen Choral. Der Geheimrat öffnete die Tür. Der Tannenbaum strahlte. Siegfried trat heimlich hinter Georg. „Dieser Mensch ist ja ein ganz trauriger Mond. Noch dazu aufgeblasen.“ Georg zuckte die Achseln.

Ein paar Minuten standen alle reglos. Der Baum schien sich zu strecken, größer zu werden, die Lichter schienen heller zu brennen, die Silbersträhnen funkelten, in dem Spiegel blitzten Flammen, ein weicher Duft von Wachs und Tannenwald flog durch das Zimmer. Nach alter Gewohnheit setzten sich die Eltern nebeneinander in zwei Sessel, Freddy sagte ein Weihnachtsgedicht her, Helene mit den Kindern und die Geschwister kamen mit Geschenken und Glückwünschen, die Dienstboten standen verlegen lächelnd in der Tür. Als Helene ihre Geschenke brachte, eine kleine Stickerei und einen Tischläufer, als die Geheimrätin liebevoll die Hand ausstreckte, um sie zu streicheln, sank Helene plötzlich auf die Knie und küßte ihr die Hand.

Nun bescherten sich die Geschwister untereinander. Die beiden Kinder wurden hochgehoben, sie strampelten und jauchzten.

Bernhard hatte in einer Ecke gestanden; er trat auf die Eltern zu, als diese allein saßen. „Ich wünsche euch Glück und gesegnete Weihnachten.“

Der Vater legte beide Hände auf die Knie und sah ihn aus tiefen Augen an. Die Mutter stand auf und küßte ihn.

Der Geheimrat rief laut: „Wir müssen heute früher essen, Bernhard will um acht Uhr fahren. Ich bitte zu Tisch."

„Wie schade", rief Freddy. „Der schöne Baum. Nun müssen wir uns schon von ihm trennen. Wir haben diesmal nicht mal ein Lied gesungen."

Sie hatte in der Hand unter der Schürze versteckt eine kleine Schachtel Zigaretten, die eigentlich für Georg bestimmt war, die sie nun aber Bernhard schenken wollte. Sie stand immer dicht neben Bernhard, sah zu ihm auf und hoffte, daß er sie anreden würde. Doch Bernhard sah geflissentlich über sie hinweg. Er unterhielt sich mit Helene, und Helene tadelte ihn, daß er wieder Sie zu ihr sage. „Ich denke, Schwägerin, wir lassen es doch lieber bei dem Sie. Was hätten wir für einen Grund, zu einander Du zu sagen."

Da warf Freddy schnell die Zigarettenschachtel unter einen Tisch.

III

Es gab das alte ostpreußische Weihnachtsessen. Zuerst polnische Karpfen, in Braunbier, Rüben und Zitrone gekocht, und dann Putenbraten.

Kurz vor dem Essen war der Geheimrat mit Bernhard auf ein paar Minuten verschwunden und dann mit zwei verstaubten Flaschen wiedergekommen. Der Wein wurde entkorkt, der Geheimrat stellte sieben Römer vor sich hin, goß sie langsam und feierlich voll und reichte jedem ein Glas.

Siegfried schnalzte: „Ein herrlicher Wein. Ein unerhört feiner Wein."

Der Geheimrat war wie verwandelt. Er aß nur ein paar Bissen und trank dann Schluck für Schluck, prüfend den Wein im Munde sammelnd, nachdenklich das Glas betrachtend und zur Nase führend, absetzend, in längeren Zügen wieder trinkend. Sein Glas war leer; er sah sich um. Er verlangte, daß gleich die zweite Flasche getrunken werden sollte.

„Der Wein benebelt," klagte Freddy, „mir ist ganz taumelig. Es schmeckt süß."

„Papa, du hast sicher noch mehr solche Flaschen im Keller," sagte Georg, „und nicht einmal zu deinem siebzigsten Geburtstag hast du uns

diesen Wein vorgesetzt. Man ist gar nicht darauf vorbereitet gewesen, auf solch einen erlesenen Genuß. Das ist ein Wein!"

„Nein, mein Sohn, mehr Flaschen von diesem Wein habe ich nicht. Zwei Flaschen habe ich von jedem von euch aufgespart. Zwei von Siegfried, zwei von Bernhard, zwei von dir, zwei von Freddy. Bernhards Patenwein haben wir getrunken. Ich muß dir ein Kompliment machen, Bernhard. Nie, so alt ich bin, hat mir je ein Wein so gemundet. Das hat wohl seine eigene Bewandtnis."

Bernhard wurde blaß und biß sich auf die Lippen.

Jetzt wurde der zweite Gang gereicht. Als das Dienstmädchen aus der Tür gegangen war, schlug der Vater mit dem Messer hart an sein Glas:

„Die Juden haben die Gewohnheit, an ihren hohen Feiertagen von dem ältesten Sohn die Familiengeschichte erzählen zu lassen. Eine nachahmungswerte Sitte. Laßt mich an Siegfrieds Stelle heute erzählen. Ich denke daran, daß mein Vater Kantor und mein Großvater Bauer gewesen ist. Mich trieb ein unseliger Ehrgeiz, mehr zu werden, als mein Vater war. Ich bin mehr geworden. Drei Söhne zog ich groß, hoffnungsvolle, tüchtige gesunde Söhne. Mir lachte das Herz, als ich jung war. Ich habe wohl Sorgen gehabt. Nun sind die Sorgen, die im tiefsten Herzen vergraben waren, groß geworden und liegen wie Drachen in ihren Höhlen. Wir sind unter uns, meine Kinder. Wir haben alle verschlossene Herzen. Ich mache das Tor von meinem verschlossenen Herzen auf und lasse es reden. Die Worte drängen hervor, wie alte halbverhungerte Söldlinge, die in einer Burg ein Menschenalter lang belagert wurden und denen man nun einen unrühmlichen Abzug ohne Fahnen gewährt. Siegfried, du mein ältester Sohn, du hast mir als Kind Freude gemacht, und du bist mir lange ein lieber Sohn gewesen. Es scheint, daß dir vielleicht dein Beruf Freude macht. Dein Leben kann dir keine Freude machen, Siegfried, wenn du heimlich bei dir überlegst, daß deine kluge, stille Frau sich von dir abgewandt hat, daß du mir seit Jahren und Jahren keine anderen Bitten zu sagen hast, als daß ich dir deine Schulden bezahle. Schulden, von denen du weißt, daß du sie nie abtragen kannst, daß durch sie das Vermögen deiner Geschwister verkleinert ist, daß du durch sie meinen Lebensabend verdunkelt hast. Du wirst in dich gehn müssen, mein Sohn. Ich habe dir das heute sagen müssen. Georg, mein dritter Sohn, ich habe deinen Geist und dein Herz von Kindheit auf gehegt und gepflegt, ich hatte erkannt, daß dein Verstand und

dein Gemüt dich zu einem hohen Ziele berechtigten; es war mir eine solche heiße Freude, daß du den Beruf erwähltest, der mein Lebensinhalt war. Ich klage mich an, daß ich zu schwach war. Die Gaben, die dir Gott geschenkt hatte, schöne Gaben, die dich verpflichteten, hast du verkümmern lassen, hast du entwürdigt und in den Staub gezogen. Und auch deine einzigen Bitten, mit denen du mir seit Jahren gekommen bist, waren die, dir heimliche Schulden zu bezahlen. Nicht große Schulden, nicht so große, wie sie dein Bruder hatte. Doch verzeih, daß ich es dir nicht hoch anrechnen kann, daß diese Schulden nicht groß waren. Ich kann nichts an dir loben, mein Sohn, beim besten Willen, nichts. Freddy, mein jüngstes Kind, du bist gläubig und still. Mach deinen alten Eltern ein wenig Freude, sie können es brauchen. —"

Seine Stimme versank und war nur ein Flüstern. „Ich spreche von dir, mein Sohn Bernhard. Ich sage es hier, dir und allen, ich habe dich als mein liebstes Kind lieb gehabt. Von dir habe ich gedacht, daß du die Linie weiterführen würdest vom Bauern zum Kantor, vom Kantor zum Präsidenten, vom Präsidenten zu Gottweißwas. Ich glaubte in dem grüblerischen Wesen, das du als Kind besaßest, in deiner nachdenklichen Verschlossenheit, die dich uns fremder machte als deine Geschwister, zu erkennen, daß du später einmal mit jenem Fleiß und jener zähen Ausdauer, die nun einmal das Leben verlangt, dir einen Beruf schaffen würdest, der hoch emporragen würde über anderen Berufen. Ich glaubte, dir helfen zu müssen dadurch, daß ich strenger und mitleidsvoller deinen Schwächen gegenüber war, daß ich dich mehr als deine Geschwister fühlen ließ, wie schwer ich selber in meinem Beruf gerungen habe. Dein Trotz und mein Trotz wurden ungleiche Gegner. An dieser Stelle, auf diesem Stuhle habe ich mich losgesagt von dir, und deine Mutter lag auf den Knien und schrie. Das war, als die Nachricht kam, daß du zum Diebe und zum Verbrecher geworden seist. Wir haben heute darüber gesprochen, Bernhard. Ich klage mich an."

Eine tiefe Stille. Nebenan brannte der Weihnachtsbaum, hell, funkelnd, aus vielen Lichtern blitzend, ein grünes leuchtendes Wunder.

„Da hast du recht, Vater."

Eine tiefe Stille. Siegfried saß, die Zähne zusammengebissen, die Hände zu Fäusten geballt, und sah düster vor sich hin. Georg hatte die Arme gekreuzt, und sein Gesicht war voll Zorn. Helene hielt das Taschentuch vor das Gesicht. „Erzähle, mein Sohn."

Bernhard räusperte sich und begann mit klangloser Stimme zu spre-

chen: „Ich wollte Bilder malen, nichts weiter, als Bilder malen. Ich meinte, das sei der gleiche Vorsatz, wie Feldmarschall oder Justizminister zu werden. Du wolltest, ich sollte studieren. Ich versuchte es, mich dir zu fügen. Ich wollte dir zu Liebe den Weg gehen, den du mir vorgezeichnet hattest. Ich sah ein, das ging nicht, und sagte es dir. Du wiesest mich schroff zurück. Ich lief dir weg und schrieb dir. Du antwortetest nicht. Man kann nicht Maler werden von heute auf morgen. Als ich in größter Not war, schrieb ich dir wieder, und du schicktest mir Geld. Zwei Jahre lang, Vater. Das war nicht genug. Ich hatte mir damals nichts zuschulden kommen lassen, wenn nicht das, daß ich noch nichts leistete. Aber du wolltest Leistungen sehen. Die konnte ich damals noch nicht zeigen. Das war Grund genug für dich, Vater, mich vollkommen mittellos im Stiche zu lassen. Für eine Weile halfen mir andere. Dann vergaßen mich auch die anderen. Drei Jahre habe ich mich so gequält. Dann saßen wir zu zwölf, denen es auch nicht viel besser ging, als mir, in einem Atelierhaus; immer zwei, drei in je einer Dachkammer. Wir hatten wohl einen Ofen, wir hatten aber keine Kohlen. Wir hatten wohl alle Talent, wir hatten aber alle nichts zu essen. Der eine hatte von Hause einen Sack mit Erbsen bekommen. Die Erbsen wurden in Wasser auf einem kleinen Ofen gekocht, und ein paar von uns waren immer unterwegs, um irgendwo Holz zu sammeln. Es war Winter. Alle unsere Kleider, bis auf den Rock, den wir auf dem Leibe trugen, hatten wir versetzt. Keiner von uns hatte einen Mantel. Die Bilder, die wir gemalt hatten, kaufte uns kein Mensch ab. Von den Ausstellungen wurden wir mit Hohn zurückgewiesen. Es gab keinen Rahmenhändler mehr, der uns auf Kredit die Leisten für unsere Bilder herstellen wollte. Wir rollten unsere Bilder zusammen zu großen Ballen und verschleuderten sie bei Hökern für wenige Groschen. Das Mädchen, das jetzt meine Frau ist, lag vor Entkräftung krank und sollte mir ein Kind schenken. Jawohl, da wurde ich zum Verbrecher, da wurden wir es alle. Da war keine Gemüsefrau, kein Bäcker, kein Fleischer in der Nachbarschaft, den wir nicht betrogen haben, den wir nicht zu betrügen versuchten. Gelogen und betrogen haben wir, alle miteinander eins, eine abgefeimte Verbrecherbande. Von reichen Onkeln, von großen Erbschaften, von Bilderverkäufen haben wir den Leuten vorgeschwindelt, und die Leute waren schwer zu überzeugen, bis sie an unsere Schwindeleien glaubten. Einige glaubten daran und gaben uns Waren, einige zeigten uns an; aber uns war nichts nachzuweisen, wir steckten zusammen wie Pech und Schwefel. Wir stahlen gewohn-

heitsmäßig auf dem Nachbargrundstück Holz. Schlechtes, nasses Brennholz, wir stahlen sozusagen ganz beschämt, weil wir überlegten, daß wir wegen dieser elend kleinen Diebstähle doch eine zu große Gefahr liefen. Doch wir wollten nicht erfrieren. Wir stahlen alle. Ich stahl am meisten, denn ich war am gelenkesten. Im Handumdrehen setzte ich über die hohe Planke und habe ohne Herzklopfen zusammengerafft, was nicht niet- und nagelfest war. Man faßte mich, und ich leugnete natürlich alles. Man wies mir nur den einen Diebstahl nach und gab mir drei Monate Gefängnis. Es war ein sogenannter schwerer Diebstahl, Vater, deshalb bekäme ich die hohe Strafe, wie der Richter entschuldigend sagte. Du wirst das besser verstehn, als ich, Vater. Die anderen im Atelierhaus waren empört, daß ich allein abgefaßt war. Sie gingen auf die Polizei und wollten auch bestraft werden. Sie sagten, sie hätten genau so gestohlen wie ich. Doch man war anständig. Man hielt diese anderen, die sich selbst beschuldigten, vor Hunger fiebernde, auf die Knochen abgemagerte Menschen, offenbar für nicht zurechnungsfähig. Auch der Mann, dem das Nachbargrundstück gehörte, war anständig. Er sagte, es könnten unmöglich außer diesem einen Diebstahl noch andere Diebstähle ausgeführt sein. Ihm fehle kein Stückchen Holz, er wisse das ganz genau. Damals schrieb ich dir, Vater. Ich hatte eine leise letzte Hoffnung, daß du etwas für mich tun könntest. Es war gewiß kein freundlicher Brief, den ich dir schrieb, und es war dumm, daß ich es tat. Du hast keinen Finger gerührt, du hast kein Wort für mich eingelegt, du hast, wie du mir heute sagtest, dich nicht einmal erkundigt, um was es sich handelte. Du klammertest dich nur daran, daß man mir drei Monate Gefängnis gegeben hatte. Damals, als ich verurteilt war, trat ein alter Herr, ich glaube, ein Rechtsanwalt, auf mich zu und riet mir, ich sollte ein Gnadengesuch einreichen bei dem König, es würde sicher befürwortet werden. Der alte Herr erbot sich, das Gesuch kostenlos für mich aufzusetzen. Ich überlegte zwei Wochen, ob ich es tun sollte, denn mir selber schien das Gesuch nicht aussichtslos. Und auch das Mädchen, das jetzt meine Frau ist, quälte mich darum. Doch ich stellte das Gesuch nicht. Ich weiß selber nicht recht, warum. Denn ich liebte das Mädchen, wie ich es heute liebe, und ich weiß, sie hätte es nicht überlebt, wenn ich von ihr getrennt worden wäre. Es vergingen lange Wochen, und ich zitterte jeden Tag, daß die Polizei kommen würde, um mich zu holen. Drei Monate nach meiner Verurteilung erhielt ich ein Schreiben des Inhalts, daß ich begnadigt sei. Ich glaube nicht, Vater, daß du das für mich erwirkt hast. Ich glaube, der alte Herr hat es getan, oder

[illegible] geschrieben hat, daß sie ein solches Gesicht, [illegible] glaubt noch heute [illegible] nur dir [illegible] diesen Gnadenerweis zu verdanken [illegible] wie einen Heiligen, Vater. Doch ich glaube nicht [illegible]

[illegible] nicht [illegible]!

[illegible] dich an, [illegible]

[illegible] Siegfried [illegible] plötzlich die offene Hand auf den [illegible] gebe. Was du zu mir gesagt hast [illegible] werden. [illegible] Mensch hat nicht das Recht, dir das [illegible] auf:

[illegible] wenig zu sagen. Ich habe Bern[illegible] erlitten habe. Das geht keinen [illegible] an. Ich kann zu dir, Bernhard, nicht [illegible] Ich hätte [illegible] Ich bin ein alter Mann. [illegible] wird in dieser [illegible] werden können. [illegible] Menschen geben, der sich nicht darüber [illegible] Ich war heute [illegible] Gericht [illegible] an meinen Akten zu arbeiten. [illegible] gemacht, eine buchmäßige Aufstellung [illegible] der Siegfried und was nach dein Bruder [illegible] an Geld dir gab. Wir wollen heute glatte [illegible] machen. Nicht [illegible] Nacht, Bernhard, hat mein Haar weiß gemacht, in der ich über dein Schicksal brütete, als ich deinen Brief empfangen hatte. Es war eine andere Nacht, als ich ein Telegramm von Siegfried erhielt, des Inhalts, daß er im Spiel vierzigtausend Mark verloren habe. Ein ganz kurzes Telegramm. Helene, du weißt, was das für eine Nacht war. In jener Nacht habe ich dich lieb gewonnen, Helene, weil du versprachst, bei Siegfried aushalten zu wollen. Denn du hattest damals nicht nur wie ich über den Spielverlust allein zu klagen. Hier, Bernhard, gebe ich dir, was ich dir schuldig bin; nicht für dich. Ich würde es dir [illegible] denken, wenn du dies Geschenk nicht annehmen wolltest. Doch es [illegible] der letzte schwere Schlag, der mich träfe. Nimm das Geld für deine Kinder, meine Enkelkinder, die ich segne, für deine Frau, die ich [illegible]. Ich bin müde. Es ist mein letztes Recht, müde zu sein."

Er reichte Bernhard mit zitternder Hand einen versiegelten Brief über den Tisch.

[illegible]mäßig auf dem Nachbargrundstück Holz. [illegible] stahlen seinerzeit ganz bescheiden, weil wir über[illegible] [illegible] kleinen Diebstähle doch eine zu große [illegible] nicht erfrieren. Wir stahlen alle. Ich stahl [illegible] [illegible]. Zur [illegible]drehen [illegible] ich [illegible] [illegible] zusammengerafft, was nicht [illegible] [illegible] mich, und ich leugnete natürlich alles. [illegible] [illegible] einen Diebstahl nach und gab mir drei Monate Ge[illegible] [illegible] sogenannter schwerer Diebstahl, Vater, deshalb [illegible] Strafe, wie der Richter entschuldigend sagte. Du wirst [illegible] [illegible], als ich, Vater. Die anderen im [illegible]haus waren [illegible] allein abgefaßt war. Sie gingen auf die Polizei und [illegible] straft werden. Sie sagten, sie hätten [illegible] geschohlen [illegible] man war anständig. Man hielt diese anderen, die sich selb[illegible] vor Hunger fiebernde, auf die Knochen abgemagerte Men[illegible] für nicht zurechnungsfähig. Nach der Mann, [illegible] das [illegible] Stück gehörte, war anständig. Er sagte, es könnte unmöglich, [illegible] einen Diebstahl noch andere Diebstähle ausgeführt sein. Ihm [illegible] [illegible] Holz, er wisse das ganz genau. Damals schrieb ich dir. Ich hatte eine leise letzte Hoffnung, daß du etwas für mich tun [illegible]. Es war gewiß kein freundlicher Brief, den ich dir schrieb, und es war dumm, daß ich es tat. Du hast keinen Finger gerührt, du hast kein Wort für mich eingelegt, du hast, wie du mir heute sagtest, dich nicht einmal erkundigt, um was es sich handelte. Du klammertest dich nur daran, daß man mir drei Monate Gefängnis gegeben hatte. Damals, als ich verurteilt war, trat ein alter Herr, ich glaube, ein Rechtsanwalt, auf mich zu und riet mir, ich sollte ein Gnadengesuch einreichen bei dem König, es würde sicher befürwortet werden. Der alte Herr erbot sich, das Gesuch kostenlos für mich aufzusetzen. Ich überlegte zwei Wochen, ob ich es tun sollte, denn mir selber schien das Gesuch nicht aussichtslos. Und auch das Mädchen, das jetzt meine Frau ist, quälte mich darum. Doch ich stellte das Gesuch nicht. Ich weiß selber nicht recht, warum. Denn ich liebte das Mädchen, wie ich es heute liebe, und ich weiß, sie hätte es nicht überlebt, wenn ich von ihr getrennt worden wäre. Es vergingen lange Wochen, und ich zitterte jeden Tag, daß die Polizei kommen würde, um mich zu holen. Drei Monate nach meiner Verurteilung erhielt ich ein Schreiben des Inhalts, daß ich begnadigt sei. Ich glaube nicht, Vater, daß du das für mich erwirkt hast. Ich glaube, der alte Herr hat es getan, oder

meine Frau, obwohl diese mir geschworen hat, daß sie ein solches Gesuch nicht eingereicht habe. Meine Frau glaubt noch heute unerschütterlich fest, daß wir dir, und nur dir allein diesen Gnadenerweis zu verdanken haben. Sie liebt dich wie einen Heiligen, Vater. Doch ich glaube nicht, Vater, bis du es nicht hier sagst."

„Ich habe es nicht erwirkt."

„So klage ich dich an, Vater."

Lautlose Stille. Siegfried schlug plötzlich die offene Hand auf den Tisch. „Ich halte das nicht aus. Ich gehe. Was du zu mir gesagt hast, mag dir verziehen werden. Dieser Mensch hat nicht das Recht, dir das zu sagen Ich gehe." Der Vater sah streng auf:

„Du bleibst. Ich habe nur noch wenig zu sagen. Ich habe Bernhard zu sagen, daß ich die Strafe für ihn erlitten habe. Das geht keinen außer mir etwas an. Ich kann zu dir, Bernhard, nicht sagen: Ich hätte auch so gehandelt. Ich bin ein alter Mann. Ob du recht gehandelt hast, Bernhard, wird in dieser vorletzten Instanz auf Erden nicht rechtskräftig entschieden werden können. Doch wird es keinen Menschen, keinen verständigen Menschen geben, der sich nicht darüber freute, daß dir der Erweis der Königlichen Gnade zuteil wurde. Ich war heute den Tag über nicht auf dem Gericht, um in meinen Akten zu arbeiten. Ich habe mir ein Verzeichnis gemacht, eine buchmäßige Aufstellung darüber, was mich dein Bruder Siegfried und was mich dein Bruder Georg gekostet hat und was ich an Geld dir gab. Wir wollen heute glatte Rechnung machen. Nicht jene Nacht, Bernhard, hat mein Haar weiß gemacht, in der ich über dein Schicksal brütete, als ich deinen Brief empfangen hatte. Es war eine andere Nacht, als ich ein Telegramm von Siegfried erhielt, des Inhalts, daß er im Spiel vierzigtausend Mark verloren habe. Ein ganz kurzes Telegramm. Helene, du weißt, was das für eine Nacht war. In jener Nacht habe ich dich lieb gewonnen, Helene, weil du versprachst, bei Siegfried auszuhalten zu wollen. Denn du hattest damals nicht nur wie ich über den Spielverlust allein zu klagen. Hier, Bernhard, gebe ich dir, was ich dir schuldig bin; nicht für dich. Ich würde es dir nicht verdenken, wenn du dies Geschenk nicht annehmen wolltest. Doch es wäre der letzte schwere Schlag, der mich träfe. Nimm das Geld für deine Kinder, meine Enkelkinder, die ich segne, für deine Frau, die ich segne. Ich bin müde. Es ist mein letztes Recht, müde zu sein."

Er reichte Bernhard mit zitternder Hand einen versiegelten Brief über den Tisch.

Bernhard erhob sich. Er gab jedem wortlos die Hand, zuerst Siegfried, der eine Weile zögerte, in die Hand einzuschlagen, dann Georg, der plötzlich heftig erregt ihm die Hand preßte, dann kurz der Schwägerin, dann hastig der kleinen Schwester, dann langsam den Eltern.

„Ich muß nun aufbrechen", sagte er langsam. „In einer halben Stunde geht der Zug; ich muß damit rechnen, daß ich keine Droschke bekomme."

Die Mutter schrak auf. „Nur noch ein Augenblickchen, Benniechen . . . nur noch fünf Sekunden . . . Ich muß dir doch rasch deinen bunten Teller einpacken . . . Ach, Freddychen, weißt du nicht, wo wir das Einwickelpapier haben?"

Sie lief mit ängstlichen Augen erregt und lautlos hin und her. Nun hatte sie den gefüllten Teller in den Händen. Ein paar Nüsse fielen herab und rollten unter das Sofa.

„Freddychen, hilf doch . . . hilf doch, Lenchen, mir fällt alles aus den Händen."

Freddy brachte Papier. Doch der Mutter zitterten die Hände zu sehr. Freddy machte schnell das Paket zurecht.

„Und nimm doch noch eine Zigarre, Benniechen", rief die Mutter. „Sie stehen am Rauchservice."

„Danke, ja," sagte Bernhard und nahm eine Zigarre.

Einen Augenblick später war er vor der Tür. Niemand hatte gemerkt, daß ihm Helene gefolgt war. Sie blieb auch nur wenige Augenblicke draußen.

„Ihr hättet ihn doch wenigstens zur Bahn geleiten sollen," sagte die Mutter und weinte still. Sie hatte, wie es schien, alles, was vorgegangen war, nur halb begriffen.

„Und dann, Julius, weshalb hast du uns die beiden Flaschen von Bernhards Patenwein zu trinken gegeben, alle beide? Wir hätten doch eine bessere Gelegenheit abwarten können. Wir haben doch auch den Patenwein von den andern Kindern noch nicht getrunken. Es mußte doch schrecklich sein für Bernhard. Es war wie ein Begräbnis. Auch meines Vaters Patenwein haben wir bei seinem Begräbnis getrunken."

Der Geheimrat sagte still: „Ich wußte, was ich tat. Er kommt nicht wieder."

Er kam auch nie wieder.

Ludwig Hevesi:
Die Budapester Galerie

Budapest wird Kunststadt. Ist es nachgerade schon geworden. Eine starke moderne Strömung macht sich namentlich in der privaten Baukunst geltend, während die amtlich-halbamtliche freilich meist an das romanisch-gotische Mittelalter anknüpft. Denkmäler steigen wie von selbst aus dem Pflaster, denn die Pflege des nationalen Ruhmes ist ein politischer Faktor. Daher werden auch noch ungeheure Geschichtsbilder gemalt, wie sie in Wien z. B. längst nicht mehr vorkommen, und selbst für museale Zwecke hat die Regierung immer Geld. Gerade auch in den letzten Jahren hat es wiederholt Aufsehen erregt, wie rasch sie zugriff, wenn es galt, für die „Landes-Bildergalerie" wertvolle Stücke zu erwerben. So gewann man vor zwei Jahren jenes Prachtbildnis von Goya, die Senora Cean Bermudez, aus der Sammlung des Marquès Casa Torres, um 100 000 Kronen, das Kapitalbild der Mrs. Murchison von Raeburn um 63 000 Mark (sie ist in interessanten Umständen und auch ein Brief Raeburns an sie ist mitverkauft) u. s. f. Eine ganze Reihe glücklicher „Finanzierungen" wäre da festzulegen; es ist sozusagen der Geist der Berliner Schule (Bode-Tschudi), der in dem tempelhaften Säulenhause am Ende der Andrássystraße herrscht. Der jetzige Direktor Gabriel von Térey ist aus jüngeren Jahren als Spezialist Hans Baldung Griens wohlbekannt (kürzlich erst erwarb er aus der ausverkaufenden Wiener Galerie Schönborn einen Adam und eine Eva dieses Meisters), sein jetziger Gesichtskreis ist aber von hochmoderner Weite, und er hat zugleich die klare Einsicht, was diese Galerie braucht, um ihren Rang zu behaupten und zu erhöhen.

Man darf ohne weiteres sagen, daß sie unter den Galerien zweiter Ordnung jetzt ziemlich an erster Stelle steht. Sie ist bekanntlich die ehemalige Wiener Esterházy-Galerie, die der berühmte Prachtfürst Paul († 1866) samt dem Gartenpalais des Fürsten Kaunitz in der Wiener

Vorstadt Mariahilf erstand. Sie hatte den Charakter einer Privatsammlung im Geiste des 18. Jahrhunderts, etwas genäschig und sehr vielseitig, ein Spiegel auch des damaligen Kunsthandels mit seinen Zufälligkeiten. So kam es, daß selbst einige seltene Spanier sich einfanden, die beim Ankauf nicht einmal nach Gebühr geschätzt wurden; Goyas reizende „Wasserträgerin" und sein „Scherenschleifer" sind in den Kaunitz-Rechnungen mit je 50 Gulden (!) bewertet. Von jetzigen Preisen hatte man damals überhaupt keine blasse Ahnung. So entschloß sich in den 50er Jahren die (österreichische) Verwaltung der Ofener Königsburg plötzlich zum Verkauf aller alten Bilder. Sie stammten aus dem Wiener Hofbesitz, der einst in der „Stallburg" untergebracht war, und die charakteristischen alten Stallburgrahmen in der Galerie verraten noch jetzt auf den ersten Blick, welche Kostbarkeiten man damals um billigstes Geld erhielt. Späterer Zuwachs kam von verschiedenen Seiten. Die Sammlung Ladislaus von Pyrker brachte Stücke ersten Ranges, wie das authentische Altersbildnis Caterina Cornaros von Gentile Bellini; als Patriarch von Venedig saß er ja an der Quelle für Venezianisches. Auch der Nachlaß des Bischofs Arnold Ipolyi erwies sich hochinteressant. Es kamen darin Kuriosa vor, wie die fünf sienesischen Bilderdeckel der Rechnungsbücher (bicherne), die von dem Kölner Sammler Rambour kamen, und jenes Unikum: die großartig thronende Ceres, als Allegorie der Fruchtbarkeit, von Michele Pannonio, aus der Schule von Ferrara, einem sonst unbekannten ungarischen Meister, der sich auch reichlich in lateinischen und griechischen Inschriften äußert. („Ex Michaele Pannonio" u. s. w.) Unter der Direktion Karl von Pulszkys, der mit ungewöhnlichem Blick und Glück sammelte, wuchs insbesondere wertvolle italienische und niederländische Frühkunst zu; vieles in den alten prächtigen Originalrahmen. Ich erwähne nur die große Madonna von Giovanni Santi, dem Vater Raffaels, und Jan Gossaerts (Mabuse) Brustbild Karls V. mit dem Vlies in damaliger Form, das auf der Goldenen Vlies-Ausstellung zu Brügge so großes Aufsehen machte. Leider verunglückte der hochbegabte Forscher bei dem Ankauf des einst Raffael zugeschriebenen (Selbstporträt? Tebaldeo?) großen Männerbildnisses von Sebastiano del Piombo, indem der Unverstand der Zeitgenossen ihm daraus ein tragisches Schicksal bereitete. In neuerer Zeit, unter Térey, wurden unter anderem achtzehn treffliche Bilder aus der Prager Sammlung Haschek um 60 000 Fl. angekauft, und neuestens stellte sich ein großartiges Vermächtnis des Grafen Johann Pálffy ein, 180 alte Bilder von Wert, darunter drei vor-

zügliche Francesco Francia, die mit den schon vorhandenen Budapest nun zur Franciastadt machen.

Aber Budapest ist auch, seiner Galerie nach, die spanische Stadt par excellence. An den alten spanischen Bestand anknüpfend wird jetzt weislich weiter erworben, solange Spanien kein Ausfuhrverbot hat. Die beiden spanischen Säle bieten einen Anblick, den man nur noch in Madrid haben kann. Kein Wunder, daß der junge König von Spanien überrascht ausrief: „Ces voleurs, ils nous volent tout de l'Espagne!" Vor dem Goyaschen Bildnis des Justizministers Marquès de Caballero fragte er den führenden Direktor, auf gewisse kleine, an der gestickten Uniform vielfach wiederkehrende silberne Motive deutend: „Wissen Sie, was diese kleinen rundlichen Dinger bedeuten? Es sind dieselben, wie da am Käppi meines Adjutanten. Es sind Augen; nämlich das Auge der Gerechtigkeit." Wo konnten sie besser angebracht sein als an dem Staatsrock des ministro de gracia y justicia? Von Velazquez wurde voriges Jahr ein in der Literatur gar nicht erwähntes treffliches Frühbild erworben, das „Frühstück", das sich ganz ähnlichen Darstellungen in der Eremitage und in England anreiht. Auch sein bedeutendster Nebenbuhler Carreno de Miranda ist gut vertreten. Von Murillo hat man unter anderem jenes berühmte männliche Porträt mit hinter die Ohren gestrichenen Haaren, das früher für ein Selbstbildnis des Velazquez galt. Ribera ist durch ein großes Martyrium des heiligen Andreas trefflich vertreten. Zurbaran tritt ausnahmsweise als helltoniger Meister auf. Auch einen bedeutsamen Greco (Verkündigung) hat man neuestens erworben; Sammlung Rochefort, 20 000 Franks. Er ist voll bezeichnet in griechischer Schrift: „Domenikos Theotokopulos epoiesen". Die Madonna eine echte Toledanerin, in die weiße Mantilla gehüllt, mit einem gewissen Grecoschen Violett in den Lippen, hinten ein leidenschaftlicher Himmel, das ganze Bild milchig weiß. Auch ein Toledaner Bildnis zeigt den Einfluß des Greco, und auch von Murillo meldet sich ein Schüler: Nunez. Originell erfunden ist die große Madonna von Vicente Carducho, förmlich in einem Christbaum schwebend, als Vision des h. Franz von Assisi. Alonso Cano fehlt auch nicht. Eine Seltenheit ersten Ranges aber ist Velasco de Coimbra („Anbetung des Christkindes", um 1520), der portugiesische Hauptkünstler seiner Zeit, der außer Lissabon und Budapest in keiner Galerie vorkommt. Und wieder eine andere der uralte Spanier Pedro Sanches, aus der Schule von Sevilla, 1460, signiert auf einem gemalten Zettel: „po s^{e}s pintor". Das sehr

gut erhaltene Bild, eine Grablegung mit neun Figuren, stark niederländisch beeinflußt (wie übrigens auch das von Velasco de Coimbra), wurde von einem Geistlichen in Sevilla um 500 Pfund erworben.

Diese spanische Liste ist jedenfalls sehr bemerkenswert; ohne Zweifel wird an ihr rüstig weiter gearbeitet werden, um diese seltene Spezialität der Galerie auszubauen. Sehr schön haben sich auch die Engländer der großen Zeit zusammengefunden. Von Reynolds hat man den wuchtig skizzierten Vollblutkopf des Admirals Hughes, die Naturstudie zu seinem großen Bildnis in der Admiralitätsgalerie zu Greenwich. Lely (Herzogin von Richmond, ganze Figur), Lawrence, Hoppner (äußerst geistvolle „weiße Dame"), Raeburn (s. oben), Angelika Kauffmann (Selbstbildnis), Gainsborough (frühe, glatte Zeit), Morland („Yorkshire pigs"), ein kleiner reizender Constable kommen vor. Dazu eine ganz brillante englische Kopie nach einem weiblichen Halbakt von Furini, jedenfalls interessanter, als das Original sein kann. Mit England hängt aber auch das hervorragende Porträtstück des Cornelius von Poelenburgh zusammen, das die sieben Kinder des Winterkönigs in einer Landschaft darstellt. Der Brandstempel, das gekrönte C R, an der Rückseite zeigt, daß es aus der Sammlung Karls I. herrührt. In Hampton Court haben sie nur eine schlechte Kopie davon, die sie für das Original halten. Die Rückseiten der Bilder dieser Galerie sind überhaupt nicht uninteressant, denn sie verraten manche vornehme Herkunft. Wiederholt kommt das kursiv hingeschriebene HB vor, das der Sammlung John Barnard angehört. Das Poelenburghsche Bild ist die älteste nachweisbare Provenienz in der Galerie. Doch England spielt auch noch weiter in die Budapester Sammlung herein. Es ist interessant, daß England eine Fundgrube von verschollenen ungarischen Malern geworden ist. Wie die großen Deutschen und Vlamen, hat auch mancher geschickte Österreicher (Anton Hickel) und Ungar im 18. Jahrhundert und später dort Wurzel gefaßt. Die Budapester Galerie hat sich nun schon ein ganz ansehnliches Kabinett nationaler Künstler aus der Rákóczy-Zeit zusammengestellt. Herrn von Térey gelang es insbesondere, den Meister Jakob Bogdani († 1724), der am Hofe Wilhelms III. namentlich im Hondekoeter-Fach, mit Papageien als Lieblingstieren, wirkte, und seine ganze Familie durch ein volles Jahrhundert selbst urkundlich festzustellen. Seine Entdeckung ist auch Bogdanis Schwiegersohn, der 1684 in Hermannstadt geborene Tobias Stranover, gleichfalls in London. Das geplante Werk Téreys über diese Künstler wird hoffentlich recht bald er-

scheinen. Dazu kommt noch der Landschafter Josef Orient († 1764) und selbstverständlich die altbekannten internationalen Hofmaler Kupetzky und Mányoky. In die moderne Abteilung der Galerie aber ist Karl Brocky mit vielen Bildern eingerückt, der, aus der Wiener Schule hervorgegangen, es um die Mitte des 19. Jahrhunderts in London zum Blühen gebracht hat. Ein Werk über ihn, von Kustos Alexander Nyári, ist in Vorbereitung.

Aber auch noch in einer anderen Beziehung knüpft der moderne Ausbau der Galerie an die gegebenen Anfänge an. Sie ist, bei ihrer alle Zeiten und Schulen umspannenden Vielseitigkeit, so recht eine Galerie aus dem Geiste des kunstforschenden 19. Jahrhunderts geworden. In der Tat ein Kreuzweg, wo die Pfade vieler Forscher des Auslandes zusammentreffen. Ein Schlachtfeld der Kontroversen und gelösten oder zu lösenden Probleme. Hier erkannte Morelli die linke Hälfte von Giorgiones „Auffindung des Pariskindes"; als alte Kopie, während Ludwig Justi sie als Original anspricht. Das Bild ist vom Anonimo Morelliano (Marcantonio Michiel?) erwähnt und von Teniers in seinen Tafeln über die Galerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm gestochen. Ludwig Justi hat auch in seinem neuen Giorgione-Werke das Budapester Selbstporträt dieses Meisters, das in der Galerie Leopold Wilhelm noch als Dosso Dossi ging, dem Meister von Castelfranco zurückgegeben. Diese Untersuchung gehört zu den besten Ergebnissen seines Werkes. Das Bild ist eine auf Papier gemalte und auf Holz aufgeklebte, darum stark angebräunte Studie, mit unvollendetem Haar und bürgerlichem Kleid, zu dem Braunschweiger Selbstporträt im Harnisch, als David, das Vasari erwähnt und auch reproduziert. Und noch ein vielbesprochener Giorgione (?) meldet sich da, als venezianischer Dichter „Antonius Brocardus"; ein geistreicher Berliner Forscher hat aber eine rebusartige Signatur daran (schwarzer Hut mit V darin und eine Kombination von drei Gesichtern) witzig als Vittore Capello da Trevisi (tre visi) gedeutet. Eine große Madonnenszene von Verrocchio, nachweislich bei ihm bestellt und jedenfalls unter seiner Mitwirkung gemalt, dann ein „Christus vor Pilatus" mit sieben lebensgroßen Figuren aus Rembrandts Kreis und noch anderes derartige ist viel abgehandelt worden.

Unter den ganz raren Meistern, die in Budapest vorkommen, seien noch die folgenden erwähnt. Der von Térey festgestellte Salomon von Danzig, dessen Selbstbildnis die Uffizi besitzen; der Schweizer Meister mit der Nelke, dessen beim Gastmahl tanzende Salome sich seinem Haupt-

werk, der Johannes-Folge in Bern anschließt; Anton Woensam, der Hauptmeister von Trier, mit seinem Hauptwerk, der großen Kreuzigung, die, weil auf Holz gemalt, für die Düsseldorfer Ausstellung kirchlicher Kunst nicht überlassen wurde; E. Colier (um 1702) mit seiner „Vanitas"; Giovanni Boccato aus Perugia, der sonst nur in dieser Stadt vorkommt, mit einem großen, 1473 datierten Madonnenstück, an dem der Kopf Mariens laut Urkunde von Perugino restauriert ist; endlich noch ein weiteres Unikum (nach Crowe) Antonio de Carpi mit einer kleinen Madonna. Ich erwähne natürlich mit strenger Auswahl, um kein Katalog zu werden. Und wie der Leser merkt, habe ich von den sogenannten „Perlen" noch fast gar nichts gesagt. Die Gefeierten des großen Publikums spielen hier in der Tat nicht die Rolle, wie in den Weltgalerieen. Aber vereinzelt stellen sie schon ihren Mann. Ich erwähne in der Eile den kleinen „Raffael Esterházy", dieses frühe, unvollendete Werkchen voll Liebenswürdigkeit und ungenierter Zeichenfehler; von Correggio eine Madonna, wie er sie gleich meisterhaft nicht wieder gemalt hat; von Dürer das kleine frühe Bildnis (vermutlich) seines Bruders Andreas; von Rembrandt den ganz wunderbaren alten Rabbiner aus mittlerer Zeit (ein Damenporträt von größter Feinheit ist an Paul Moreelse, ein zweites, noch wunderbareres, an Vermeer van Delft übergegangen); von Frans Hals ein geniales, schwarz pointiertes Männerporträt; von Memling eine gewaltige Kreuzigung, deren Flügelstücke in Wien sind; von Gerard David eine wundervolle Geburt Christi; von Albert Cuyp sein vielleicht bestes Bild, „Kühe im Wasser"; von Van Dyck unter anderem eine große Genueser Dreifaltigkeit, ganz unter Tizianischem Einfluß, förmlich in diesen verkleidet. Crivelli und andere Frühe, Tiepolo und andere Späte sind erster Klasse; manches ist im Geschmacke der Väterzeit zusammengefaßt, z. B. ein Markusplatz Canalettos von zwölf venezianischen „Inseln" Guardis umgeben in einem Rahmen. Und eigens muß noch bemerkt werden, daß eine ganze Anzahl Meister zweiten Ranges hier in einer Qualität auftreten, die förmlich verwirrt. Ein Boltraffio, der sich als Lionardo ausgeben könnte, ein Girolamo Romanino (Brescia) und sogar ein Domenico Feti von überraschender Stärke, ein Jacopo Bassano wie der beste Tintoretto, ein Jordaenskopf der reine Rubens, eine Anbetung der Hirten von Ghirlandajo entschieden sein bestes Bild, eine kleine Madonna von Pinturicchio, in der mit Engelsköpfen besetzten Mandorla, weit besser als das nämliche Motiv im Louvre und anderwärts, eine Katharina von Alexandrien von Marco Basaiti, die er nie

wieder erreicht hat. Die raren Holländer, überhaupt Kleinmeister, geben wieder eine andere Gruppe. Die Holländer beneiden die Galerie nicht einmal um den trefflichen Hobbema, sondern um ihren Anton von Borssom, dessen allerfeinste, silberklare Scheldemündung hier hängt. Ein Abraham van Beyeren, der unlängst um 20 000 Kronen gekauft wurde, ist das Fruchtstück der Fruchtstücke. Und dabei ist noch eigens zu vermerken, daß fast alle diese Bilder vorzüglich erhalten sind.

An diese Gemäldegalerie schließt sich aber dann noch eine umfassende Kupferstichsammlung an, die z. B. vor zwei Jahren eine große Goya-ausstellung machen konnte und jetzt Angelika Kauffmann an den Wänden hat. Sie wird entsprechend planmäßig vermehrt. Und dann hat die Galerie ihre große moderne Abteilung, die bildet ein Kapitel für sich. Das Hauptgewicht ist und bleibt bei den Alten. Und man weiß dies bereits im Auslande. Als ich kürzlich die Galerie wieder durchnahm, sah ich starken Besuch und hörte viel englisch und amerikanisch, ja sogar australisch sprechen. Zur Hebung des Fremdenverkehrs, wie man in Wien sagt, trägt eine interessante Kunstgalerie unleugbar mit das meiste bei.

Wilhelm Herzog:
Junge Novellisten und Romanciers

Von jungen Dichtern will ich sprechen. — Schon gehören die zwischen Dreißig und Vierzig zur „älteren Generation". Ihre wertvollsten Vertreter beginnt nach und nach auch die gebildete Menge anzuerkennen. Drei Köpfe ragen hervor: Jacob Wassermann, Thomas und vor allem Heinrich Mann. Bei dem einen — wie mir scheint: dem Reichsten — dauert die Entwickelung des großen Publikums am längsten. In harter Disziplin schaffen sie — mühselig und schwerfertig — Werk für Werk, objektivierte Geständnisse ihrer Leidenschaften; — es entstehen ausgereifte Kunstgebilde, geformte Welten; — das Chaos des Lebens aufgefangen, gesäubert, filtriert von dem Temperament des Künstlers.

Wenn Frankreich sich Oktave Mirbeaus und Anatole Frances erfreuen kann, wir haben das Recht, ihnen diese drei entgegenzustellen, deren Ernst, deren schöpferische Kraft, deren Kultur — bei aller Verschiedenheit des Geistes — denen der Gallier nahekommt, und die ihnen, wenn in nichts anderem, so doch in einem voraus sind: sie sind jünger. Jene schließen bereits ab, diese schenken uns jetzt ihre reifsten Früchte; sie sind zwischen Dreißig und Vierzig . . .

* * *

Doch schon steigt eine neue Generation herauf. Von ihren Talenten will ich sprechen. Sind welche vorhanden? Unter denen zwischen Zwanzig und Dreißig? Bieten ihre Jugendwerke Reize, Hoffnungen, Sensationen? Geben sie etwas Neues?

Wem folgen sie? Denn wodurch charakterisierte sich ein Jüngling schärfer, unzweideutiger, schonungsloser, als durch seine Liebe? Die Geliebte, die er ersehnt oder besitzt, und die Künstler, die er über alles verehrt, sind ein deutlicherer Maßstab für den Wert seines Wesens als das Werk, das er mit noch zitternden Händen schuf.

Erkennt man aus dem Werk seine Götter, so mögen sie entschädigen

für das Tastende, Experimentierende des Anfängers. Sie mögen entschädigen, da sie seine Liebe enthüllen, sie mögen erfreuen, — doch: sie ersetzen den Künstler nicht. Sie zeugen für seine Sehnsucht, nicht für sein Können.

Die jungen Dichter, von denen ich sprechen werde, sind fast alle auf eine eigentümliche Art begabt, kultiviert, kenntnisreich, sie sind kluge, etwas vorlaute Psychologen, sie pflegen ihre Sprache, und kraft strenger Selbstzucht formt sich ihnen ein Stil, der aparte Reize liebt, dessen Ausschweifungen locken, dessen Melodien eine frohe und tiefe Sinnlichkeit rhythmisiert.

Es macht sie sympathisch, daß sie ihre Ahnen nicht erst zu verleugnen suchen. Sie fühlen sich verwandt mit allen großen Meistern. Deren Ton wird ihnen vorbildlich, sie nehmen ihn auf, variieren ihn, vermischen ihn mit eigenen Impressionen, und ihre Phantasie erfindet ähnliche Motive. Ihre Erlebnisse sind noch nicht heftig genug, um sich eine unabhängige, originelle Form zu gebären. So bleiben sie vorläufig: Epigonen, besser: Anbeter großer Ahnen.

Und doch ist in dem einen und dem andern schon so viel Eigenes, Persönliches, liegen ungeordnet Bruchstücke einer großen Natur, daß es nur einer Viertelwendung, eines leichten Stoßes bedarf, um ihn auf seinen eigenen Weg zu bringen.

Und ich will nur von denen sprechen, die mir als die Begabtesten aufgefallen sind, und die trotz der Beeinflussung schon ein eigenes Profil haben: Hermann Bessemer, Willy Speyer, Kurt Münzer, Max Brod, Hans Kyser.

Es mag mehr geben. Vielleicht auch bedeutendere. Ich bin mir der Willkürlichkeit jeder Auswahl wohl bewußt. Immerhin: die Ungerechtigkeit des Zufalls läßt sich nicht eliminieren. Und ich habe ihn, — soweit die Bücher, die mir sichtbar wurden, die Möglichkeit boten, — auszuschalten gesucht.

Hermann Bessemer

Von den Fünfen ist er mir noch der Undeutlichste. Seine Handschrift wäre zu verwechseln. Und die „Mondnacht in Amalfi" (bei Albert Langen, München) könnte getrost von Arthur Schnitzler stammen. Er hat den kleinsten Ahnen und ist der Epigonenhafteste. Und dennoch: seine Novelle reizt und verführt durch ein angenehmes, warmes

Kolorit. Personen: er, das süße Mädel, und der Engländer. Milieu: Wien, Italien: — Amalfi, Sizilien. Etwas müd, etwas krank, etwas melancholisch, etwas Musik, etwas Eifersucht. Er resigniert. Man weiß Bescheid: das süße Mädel und der Engländer. — Bessemer dialogisiert angenehm, beobachtet amüsant, hat weltmännische Manieren, und dazu eine leise, fast dichterisch überlegene Melancholie, das etwas suffisante Lächeln eines Ironikers: C'est tout. Nicht wenig, aber nicht genug.

Willy Speyer

Er hat 1907 bereits einen Roman veröffentlicht: „Ödipus" (bei Bruno Cassirer). Ein ernstes, schicksalschweres Buch, dessen eindringliche Präzision frappierte, und das zu Conrad Ferdinand Meyer schwärmerisch aufblickte. Ich habe von Speyer dann und wann kleine Skizzen im „Simplizissimus" gelesen, die in einem ungewöhnlich gewandten Stil — klar und prägnant — geschrieben waren. Jetzt gibt er eine in zarten Farben gehaltene Novelle: „Wie wir einst so glücklich waren!" (bei Albert Langen in München). Ein Jugenderlebnis — aus einer Goetheschen Elegie verdichtet — zu einer Novelle:

Wie wir einst so glücklich waren,
Müssen's nun durch Euch erfahren.

Mit stiller Resignation erzählt ein Einsamer eine heiter-melancholische Geschichte seiner Jugend. Ein Isolierter spricht von der frohen Gemeinsamkeit früherer Tage. Von seiner Liebe zu einem süßen jungen Geschöpf, als er siebzehn war. Helle Sommertage auf einem Rittergute leuchten auf. Wohlerzogene Jünglinge spielen Tennis, tanzen und reiten zusammen mit jenem Taugenichts von einer achtzehnjährigen Dame, und unter gleichgültigen vornehmen Manieren brennt ein junges Herz, dessen leidenschaftlicher Sehnsucht in einer wilden Sekunde Befriedigung wird. Verklingende Töne, heitere Erinnerungen eines nachdenklichen, sensitiven Jünglings . . . Und so formlos diese Novelle, — so überraschend bezaubert ihre Stimmung. Eine leichte, liebenswürdige Eleganz des Vortrags bildet den Stil dieser kleinen Geschichte, die — weder im Goetheschen noch im Kleistschen Sinne — je eine Novelle genannt werden dürfte.

Aber der Sinn für die strenge Form ist unsern Zeiten so abhanden gekommen, daß es ungerecht wäre, einen jungen Dichter allein wegen der Bezeichnung zu tadeln. Als Goethe einen Titel für eine Novelle suchte, sagte er zu Eckermann: „Wissen Sie was, wir wollen es die ‚Novelle'

nennen; denn was ist eine Novelle anderes, als eine sich ereignende, unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter den Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen."

Willy Speyer ist — in diesem Goetheschen Sinn — kein Novellist. Er fabuliert, er träumt, er erzählt, er malt ein Bild, — und seine Bilder sind zuweilen von seltener Schönheit —, aber was ihm fehlt, ist: die Geschlossenheit der Form, das Ineinandergreifen von Bild und Rahmen. Wenn er Jacob Wassermanns Novellen „Die Schwestern" gelesen hat, wird er wissen, was ich meine. Wassermann ist unter den Modernen — so weit ich sehe — der einzige, der der Goetheschen Forderung entspricht und der dem Formprinzip der Novellen Heinrichs von Kleist nahe kommt.

Kurt Münzer

Von diesem jungen Schriftsteller liegen schon mehrere Bücher vor. Ein kunsthistorisches Buch, ein Roman und ein Band Novellen. Ich kenne nur seinen letzten Roman: „Schweigende Bettler" (Vita, Deutsches Verlagshaus). Ein ernster, klug beobachtender, geschmackvoller Kopf hat diesen Roman geschrieben. Er ist in eine stille, verschwiegene Welt geflüchtet. Er hat einen Kreis von vornehmen, lieben Menschen geschaffen, die in und um Zürich leben: zwei Familien mit jungen Söhnen und Töchtern. Und wenn es ihm nicht gelang, die einzelnen Gestalten scharf zu nuancieren, daß sie sich deutlich von einander abheben, so gibt sein Roman doch die Atmosphäre dieser Menschen mit so viel Kunst wieder, daß wir für eine Weile in ihrer Luft zu leben glauben. Und eine Gestalt ist in dem Buche, die in ihren Leidenschaften und in ihren Vereinigungen etwas ungemein Liebenswertes hat: das ist die Mutter, Camilla, um deretwillen Benvenuto, den doch Dorothea liebt, in den Tod geht, um deretwillen Ludwig Karsten, der wie ein Selbstporträt des Autors anmutet, Bettina, ihre Tochter verläßt, sich fortstiehlt, aus dem Familienidyll am See nach Italien flieht, um schließlich einsam nach Berlin zurückzukehren. Er resigniert.

Dieses Buch hat viele feine Züge. Eine schwermutvolle Lyrik quillt aus den Beziehungen dieser Menschen zu einander. Die eingestreuten Lieder rufen balladeske Stimmungen wach. Ein zarter, unfruchtbarer Hauch durchströmt die stockende Handlung. Alle Menschen gehen an einander vorüber. Sie wagen nicht, sich zu ihrer Leidenschaft zu bekennen. Und wenn sie ein Gefühl miteinander verbindet, — aus der Ge-

meinsamkeit entstehen alle Schmerzen, alles Leid: Si tu sarai solo, tu sarai tutto tuo. Ein Wort, das alle Menschen des Buches aufs bitterste empfinden; die einen unklar, verworren, getrieben von ihren Wünschen und ihren Begierden; die andern schauen die Erkenntnis unerbittlich klar, mit zerstörerischer Schärfe, sie gehen daran zugrunde wie der junge Benvenuto, — oder sie fliehen, wie Ludwig, dem der Gatte Camillas gegen Ende des Buches sagt: „Sei nicht traurig. Es gibt größere Schmerzen. Vielleicht hätte ich helfen können. Aber du mußtest in Schuld und Reue fallen . . . Nur merke dir für später: laß auch deinen Mund sprechen, wo dein Herz spricht. Wer gibt dem Bettler etwas, der stumm an uns vorübergeht, wohl auch noch die Augen verbirgt, damit man das Flehen darin nicht sieht? Nur wer fordert, erhält. Am Schweigen erstickt man. Wer mit Schweigen bettelt, verhungert im Schweigen."

Aber die Tragik der Menschen Münzers besteht gerade darin, daß sie schweigen müssen. — Und hätte der Verfasser nur dieses Gemälde verhaltener Menschen gegeben, ein vielleicht vollkommenes Werk wäre ihm gelungen. Da er aber mehr geben wollte, gab er weniger. Das Buch zerfließt. Wir müssen den jungen Karsten nach Venedig und nach Florenz begleiten, damit er dort seiner sonst sehr sympathischen Kunstbegeisterung Ausdruck geben kann. Und der Schluß gar ist grotesk und willkürlich. Das Wiedersehen nach mehr denn zehn Jahren. Die Episode einer Eisenbahnbekanntschaft als Perspektive in die Zukunft.

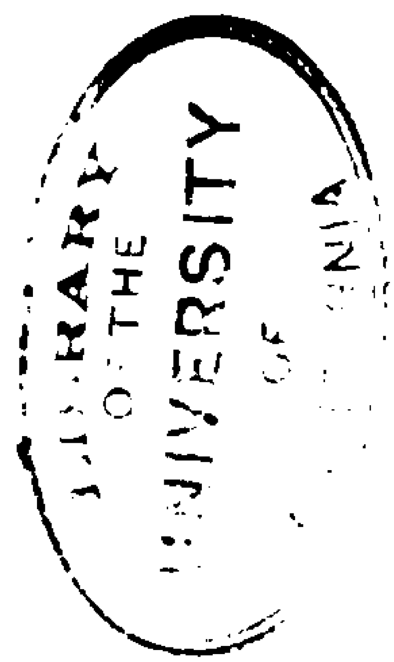
Man sieht: es sind viele Qualitäten vorhanden, — es fehlt die Begrenzung, das Punktsetzenkönnen. Es ist leichter zu erzählen, als auszuscheiden und fremde Elemente fernzuhalten: damit der Block rein bleibe und sich forme zu einem Gebilde, organisch wachse — ohne willkürliche Zutaten.

Hundert Seiten weniger und es wäre ein Wurf. Kein schwerer, kein gewaltiger, — aber ein Wurf. Jetzt sind zu viel Zutaten, auch karikaturistische — — die Satire gegen überflüssige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft verschmilzt nicht mit der dunklen Melancholie und dem romantischen Realismus der Züricher Familien.

Münzers Sprache sucht schlicht und prägnant zu bleiben. Sie kennt keine Nebensätze. Das ist eine oft wirkungsvolle, zuletzt jedoch ermüdende Marotte. Der Dichter Münzer hat diese billige und fragwürdige Sprachtechnik nicht nötig.



Karl Buchholz: Aufkommendes Gewitter.
(Zum Aufsatz von Max Osborn.)


UNIVERSITY

Max Brod

Das ist ein Tausendsassa. Ein Ungebärdiger, der die Gebärde liebt. Er hat schon zehn Bücher, hundert Aufsätze und tausend Gedichte geschrieben, — und ist etwa vierundzwanzig Jahre alt.

Er übersetzt Laforgue, er liebt Franz Blei und — Flaubert. Der Gedankenstrich soll die Weite seines Empfindungskreises ausdrücken. Er will ein Indifferenter sein und hat die emotionssüchtigsten Nerven. Er lebt in Prag und ist — ein ausschweifender Erotiker. Er analysiert jeden Eindruck, er zerlegt ihn bis in seine letzten Fasern, — und er liebt die Synthese, er sucht sie, er ersehnt die abstrakte Harmonie.

Sein Doppelwesen glitzert, schimmert in allen Farben. Alle Menschen müssen bei ihm ausrutschen. Er ist flink und behende. Er vermummt sich in tausend Masken. Alle seine Metamorphosen sind fragwürdig und unglaubhaft. Aber ich bewundere die schier unerschöpfliche Tätigkeit seiner Verwandlungen.

Er begattet sich — wie Brentano von sich sagte — mit allen Erscheinungen. Und sein großes, vergöttertes, heiliges Vorbild, das er umtanzt, ist: Flaubert. Vielleicht kennt er ihn auswendig. Er hat die Worte, die kostbaren, bei ihm gelesen, die ich deutsch hierher setzen will, übersetzt von Julie Wassermann (Flaubert. Ein Selbstporträt. Bei Oesterheld, Berlin): „Herrlich ist es zu schreiben, nicht mehr in sich zu sein, sondern in der ganzen Schöpfung, von der man spricht, zu kreisen. Heute zum Beispiel bin ich, gleichzeitig als Mann und Frau, Liebhaber und Geliebte, im Wald spazieren geritten, an einem Herbstnachmittag, unter gelben Blättern, und ich war Pferd, Blatt und Wind, die Worte, die gesprochen wurden, und die rote Sonne, vor der die liebestrunkenen Augenlider sich schlossen. Ist es Stolz oder Mitleid, ist es das unbeholfene, kindliche Überfließen einer übertriebenen Selbstzufriedenheit oder ein unbestimmtes religiöses Gefühl? Aber, wenn ich nach dem Genuß dieses Rausches darüber nachdenke, möchte ich dem lieben Gott ein Dankgebet sagen, wüßte ich, daß er mich hört. Ich preise ihn dafür, daß ich nicht als Baumwollhändler oder als Lustspieldichter oder als Mann von Geist auf die Welt kam. Singen wir Apoll wie in den ersten Tagen, atmen wir in vollen Zügen die kalte, freie Luft vom Parnaß, schlagen wir auf unsere Guitarren und Cymbeln und drehen wir uns wie Derwische um das ewige Getöse von Formen und Ideen."

— — Drehen wir uns wie Derwische um das ewige Getöse von

Farben und Ideen . . . Der Einsame von Rouen feiert seine Feste. Und so reich und vielfältig sind seine Worte, daß ein Jüngling in Prag sich an ihnen offenbart, daß sie ihm zum Symbol seiner Erlebnisse werden. Und er wird Asket und Verschwender. Er lebt — in seinen Verwandlungen isoliert und dem Getriebe der Menschen fern — und Abenteuer umschwirren ihn, die Fieber seiner Phantasie gebären wollüstige Körper, Verzückungen, Stellungen, erotische Ekstasen: — „Schloß Nornepygge" (bei Axel Juncker, Berlin). Ein toller, unwahrscheinlicher Roman. Er gestaltet die Ausschweifungen einer raffiniert überreizten sexuellen Phantasie: flackernde Flammen der Geilheit, Pollutionen, Aufpeitschung morbider Nerven, — aber alles ungeformt, durcheinandergewürfelt, zufällig, zerbröckelnd, absichtsvoll und ohne Zwang. Kein notwendiges Gefüge.

Jetzt hat er sich begrenzt: er gibt uns ein neues Buch, einen kleinen Roman, wie er es nennt: „Ein tschechisches Dienstmädchen" (bei Juncker, Berlin). Und hier sehe ich die Entwickelung, die Brod nehmen könnte. Dieser Roman ist — trotz allem Barocken und Absichtsvollen — fast naiv geschrieben, er ist von einer schlichten Raffiniertheit, und der Dichter faßt sein enges Problem mit weiser Selbstbeschränkung und Überlegenheit. Ein sensibler Jüngling wird durch die Liebe zu einem drallen Dienstmädchen aus seinen unfruchtbaren zerebrasthenischen Beschäftigungen aufgerüttelt, der intellektuelle Jüngling wird zum Manne — an der weiblichen Materie. Er wird zum Konkreten erzogen. Früher waren seine Organe für die Sinnenwelt verstümmelt, da er sie nicht gebrauchte; jetzt — da das Leben in Gestalt des tschechischen Dienstmädchens ihn verwandelte — erwacht für ihn die Gegenständlichkeit des Daseins. Diesen Verlauf hat mit nachfühlender Intuition ein Dichter gezeichnet, indem er einen Ausschnitt aus seinem Leben gab. Er suchte den geheimen Lyrismus seines Herzens mit dem Vulgären zu vermischen — — —, und kam so — zum erstenmal unbewußt — auf die Spuren des vergötterten Meisters.

Flaubert schreibt an Madame X. aus Croisset im Juli 1852: „Der ganze Wert meines Buches, wenn es einen hat, wird darin liegen, daß es auf einem Haar zu gehen verstand, das zwischen dem doppelten Abgrund des Lyrismus und des Vulgären (ich will beides in einer erzählenden Analyse verschmelzen) aufgespannt ist." (Zu finden in der verdienstvollen deutschen Gesamtausgabe der Werke Flauberts. Bei Bruns, Minden i. W.)

Hans Kyser

Das ist von allen der ernsteste und schwerste. Und auch der eigentümlichste. Fast das Gegenteil von Brod. Ein schwer in sich Ruhender. Aus einem Bauerngeschlecht muß er stammen. Seine Kunst stampft mit schweren Schritten einher. Etwas Erdiges, Herbes, kraftvoll Sprödes liegt auf ihren Menschen und in ihrer Atmosphäre.

Dieses Buch: „Der Blumenhiob" (S. Fischer, Berlin), hat ein Kerl mit jungen Pranken geschrieben. Mit der Einfachheit eines großen Herzens, und mit der stillen Liebe eines Dichters. Bei keinem der andern Bücher, von denen ich vordem sprach, fühlt man so den Atem des Künstlers, des Schwerringenden und des Gottbegnadeten. Dieser ist einer.

Und so viel Geröll sein Strom mit sich führt, hier lebt mehr als eine Natur, hier hat ein Mensch einen Teil seines Wesens gereinigt, geläutert zum Kunstwerk. In Stoff und Sprache dieses Erstlingsbuches kristallisiert sich der Formwille des jungen Dichters. Schroff und spröd und knorrig ist diese Sprache und durchseelt von einer naturalistisch sehnsüchtigen Lyrik. Dumpf und bleischwer wuchtet das Schicksal auf dem Helden des Buches. Dem Landbriefträger Gottlieb Siebenhimmel brennt sein Haus ab, sein Junge, sein Weib stirbt ihm, das Mädchen, das sie ihm in der Todesstunde gebar, verblödet, und diesem neuzeitlichen Hiob werden von einer Lokomotive beide Beine abgefahren, er wird ins Hospital gebracht, und er endet im Armenhaus.

Das ist die trostlose, schaurige Fabel. Aber welch reiche Phantasie färbt, schmückt, versinnlicht sie, welch tiefes, menschliches Gefühl verinnerlicht diese realistischen Vorgänge, und welch zaubervolle Romantik beseligt und verklärt die Leiden des Helden! Durch alle Höllen dieser Erde muß er hindurch, und so eng seine Welt ihn umschließt, so leidensreich ist sein Inferno. Gott nimmt ihm alles. Und schweigend trägt er sein Leben weiter. Er klagt, er jammert nicht. Mit einer Einsicht in die Unergründlichkeit dieser Welt nimmt er sein Schicksal auf sich.

Und allen Höllenqualen zum Trotz lebt ihm die Welt, sprießen ihm die Blumen, und aus tausend Erscheinungen strahlt ihm die Buntheit des Lebens. Und je einsamer es um ihn wird, um so reicher wird ihm das Leben. Es hat ihn, den Zuversichtlichen — denn „er war unsträflich und rechtschaffen, gottesfürchtig und dem Bösen feind" (heißt es von Hiob in der Bibel), — das Leben hat ihn gestählt, seine Leidensfähigkeit gesteigert, und sein Martyrium wird gekrönt durch sein Menschentum.

Kysers Roman ist ein hohes Lied auf dieses Martyrium eines schlichten Menschen. Und feierliche Gesänge auf die Natur Gottes tönen aus dieser menschlichen Tragödie. Wie die Natur stirbt und erwacht, wie sie rinnt und verschmilzt, wie Gras und Baum, und Hügel und Himmel, Mensch und Gott eins werden, — die Verwandtschaft aller Wesen, wie sie sich vermischen wie der Duft einer Blume, die Stimme eines Vogels uns beeinflußt, — all diese kaum zu haschenden Motive gibt dieser junge Dichter durch den Zauber seiner Sprache wieder.

Und diese Musik, in der sich das Naturempfinden des Dichters symbolisiert, verzichtet nicht auf charakteristische Linien, auf zeichnerische Werte. Kyser hat in diesem Roman den Studienkopf eines alten Juden gemalt, nicht nur den Kopf, sondern die ganze Figur, — das Meisterstück eines phantastischen Künstlers. Man erinnert sich Rembrandtscher Zeichnungen. Der alte Jude kommt auf seinem Esel, seinem Grau-Grauchen, geritten, der mit unzähligen Musikinstrumenten behangen ist, die er dem Jungen des Briefträgers schenkt. Nicht leicht und mühelos erschließt sich die zeichnerische Kunst Kysers dem Leser: „Vier spindeldürre Beine glitschten lautlos längs des Bodens, drei ungleichmäßig lange zappelten an einer Seite in dem Schleiernetze der Luft. In der Mitte wölbte sich ein ungeheurer Buckel wie der Leib einer Riesenspinne, vorn wackelte daran an einem ausgereckten Halse ein graulicher Spitzkopf mit zwei Fühlhörnern, halslos über dem Buckel wieder ein Spitzkopf mit zwei aufgeklappten Schmetterlingsflügeln. Zur einen Seite des wippenden Buckels klirrklapperten zierliche Totenschädel, als wären sie mit Münzen gefüllt, zur andern schob sich ein Kindersargdeckel, um den herum kleine Geister ohne Flügel ängstlich flatterten, schwebten und zappelten, zuckten, zerrten und hampelten, wobei sie bei jeder Bewegung der sieben lautlosen Beinchen wunderlich durcheinander ächzten, seufzten, stöhnten, summten, klingelten und in den Wind wehleise hineinpfiffen. So sah das Ding zwanzig Schritte entfernt aus. Zehn Schritte näher konnte man schon gewahren, daß ein dürres Eselein des Weges einhertappste. Aber dem seltsamen Wesen auf seinem Rücken mußte man geradezu in die Augen sehen, — nein, in die Augen, denn diese waren von zwei schwammigen Lidern zu ganz schmalen Ritzen zusammengequetscht, — man mußte dem Dinge in dem dicken Nebel frischweg an sein spinnwebgraues Kosebärtchen fassen, um zu erkennen, daß es nichts als ein zieres Männlein war, gedrückt und eingewickelt auf einer Art Kinderstuhl hockend. Er hatte eine gewaltige Pelzmütze, in der

Mitte tief eingedrückt, über die Ohren bis zur Wurzel einer rassig ausgebogenen Nase hinabgezogen, so daß sein knochig Köpfchen zwischen den Schulterböcken hin und herkippte, wie der Leib eines Riesenschmetterlings. Die Totenschädel auf seinen Höckern entpuppten sich als Kindertrommel, Waldteufel und handtellergroße Tamburins, der Sargdeckel vornweg als ein viereckiger Kasten, vor der kümmerlich eingekrümmten Brust angeriemt, und der Geisterspuk an dessen Leisten als allerlei Kinderinstrumente, die klamme Finger ängstlich zurückzogen, heraushängten und wieder hineinschnellen ließen."

Ich habe diesen ganzen Absatz wiedergegeben, um von der phantastisch-impressionistischen Kunst Kysers eine ungefähre Vorstellung zu geben. Sie sucht mit hundert kleinen und kleinsten Strichen den momentanen Eindruck festzuhalten, er benutzt das Verbum mit seltener Fähigkeit, um den Vorgang getreu wiederzugeben, er färbt kraft dieser Anschaulichkeit der Sprache das Gefühl des Lesers, der eine wohltuende Sicherheit von der Kraft des Dichters empfängt.

Dieser Dichter prätendiert nichts. Er läßt reifen, und ihm entsteht ein überraschend reiches Werk. Und wenn Goethe etwa den jungen Max Brod als „ein forciertes Talent" abgelehnt hätte, vor der knorrigen Kraft des jungen Hans Kyser, dessen jeanpaulineske Romantik ihm vielleicht nicht sympathisch gewesen wäre, hätte er voller Achtung geschwiegen.

Und zu diesem Künstler hat man die hoffende Zuversicht, daß ihn sein Weg immer weiter führt, und daß er uns neue, reiche Gebilde seiner Phantasie schenken wird.

Joseph August Lux: Dalmatien, das Land der Vergangenheit und der Zukunft

Wir wollen das Land künstlerisch empfinden, seinen Genius loci ergreifen und seine Schönheit erleben, wie man ein Stück edle Plastik, erlesene Architektur, juwelenhaft farbige Leinwand erlebt — aus unmittelbarer Anschauung.

Denn Farbenparadies, edle Plastik, erlesene Architektur, das ist Dalmatien mit seinen Landschaften.

Das Gewinde von Buchten und Bergen von Zara bis Obbrovazzo, die Krkafälle bei Sebenico, die Riviera der sieben Kastelle zwischen Traù und Spalato, der Küstenstrich von Ragusa, Lakroma und die Bocche von Cattaro, das ist eine schöne Siebenzahl von höchst bewundernswerten Landschaften.

Die Physiognomie der wichtigeren Städte Dalmatiens ist scharf individualisiert, trotz der vielen gemeinsamen Züge, die ihnen unter der Herrschaft vergangener Kunst und Kultur eingeprägt worden sind. Nicht auf die gemeinsamen, sondern auf die unterscheidenden Merkmale hin betrachtet, erscheint Zara als die Stadt der Verwaltung und äußerlich modernisiert, während Sebenico und Traù noch ganz Mittelalter sind. Spalato, eine ganze Stadt in den Ruinen des Diokletianpalastes eingebaut, erscheint als der Schlüssel zur Kunstgeschichte des Landes. Es genießt diese Bedeutung gemeinsam mit dem benachbarten Städtegrab Salona, das die Grüfte aufgetan und das über ein Jahrtausend gehütete Geheimnis einer vergangenen Kultur preisgegeben hat. Das prächtige und aristokratische Ragusa ist noch immer als die einstige Gegensonne Venedigs gekennzeichnet. Cattaro ist ein Wehrwolf, strategischer Punkt, Militärstadt.

Eine mehrfach gereihte Perlenschnur, in Größe und Schönheit verschieden, hell schimmernd auf dem saphirblauen Grund.

Der Anblick ist berückend. Die ganze Küstenfahrt ist von diesen freundlichen Gesichten begleitet. Nirgends geht der Blick ins Endlose, Leere. Er ist lieblich umstellt; vom Festland, wie vom Meer her bieten sich dem Auge diese Ruhepunkte, und wir reisen mit der zauberhaften Vorstellung, das Wunder der geheimnisvollen, schier vergessenen Eilande zu ergreifen.

Wunderstädte sind die Orte dieser entrückten Inseln; unwirklich scheinen sie, nicht unserer Zeit, nicht unserem Leben angehörig. Hirngespinste.

Der Glanz der venezianischen Republik, eine riesige Sonne, die im Westen aufging, strahlte über die Inseln, und das dalmatinische Festland und die Städte erwachten in dieser Aureole und träumen noch dem längst erloschenen Gestirn nach.

Ein Vergessen war über Dalmatien, jahrhundertelang; nun will das interessante Land der Vergangenheit zur Gegenwart erwachen und vielleicht ein Land der Zukunft werden. Das Land der künftigen Reisen. Vielleicht auch der künftigen wirtschaftlichen Entfaltung. Denn die Natur des Landes ist reicher, als es auf den ersten Blick erscheint. Der ungeheure Mauerwall im Norden Dalmatiens, das unwirtliche Velebitgebirge ist reich an Kupfer, Mangan, Eisen und Kohlen und harrt der Erschließung. Heute streift noch der Bär durch die Klüfte, haust der bitterarme Bergbewohner mit ein paar Schafen in Höhlen, an den elefantengrauen Felsenwänden. Morlacken. Das Wort bedeutet in der Übersetzung: schwarze Rumänen. Römisches Blut, slavisch vermischt. Es ist kein Ehrentitel in Dalmatien, eher eine verächtliche Pariasbezeichnung. Dort wohnen Morlacken und Herren, sagt der Gendarm, der in diesen Gegenden fast die Mission eines Kulturapostels trägt. Er führt ein strenges Regiment und muß es auch in einem Land, wo die Rache viel und ein Menschenleben wenig bedeutet. Wo die Sitte rauh und die Moral primitiv ist.

Es fehlt an Menschenkraft im Land und auf den Inseln. Curzola, Lesina, Lissa sind fast entvölkert. Die alten Städte bestehen zum guten Teil aus Hausruinen, die leer sind. Wer sollte sie aufbauen, wer sollte sie bewohnen? Rührend sind die Zeichen des Verfalls mit den Spuren einstiger Größe.

Fährt man von Norden nach Süden, reihen sich die Städte und Landschaften in folgender Kette.

Zara, die Hauptstadt mit dem äußeren Gürtel moderner Gebäude, ein Ring, der das Zara des Altertums, das byzantinische Zara, das Zara des Mittelalters und der Renaissance einschließt.

Man landet an der alten Riva und tut gut, durch die Porta Marina, an der ein verwitterter Flügellöwe an die gesunkene Weltmacht des heiligen Marcus erinnert, die schluchtartigen Gassen hindurch, die Stadt bis zum Grünmarkt zu durchqueren. Hier ist unmittelbares Leben. Hier greift man den Genius loci der Stadt. Nicht nur der Stadt, auch des Landes. Hier ist nicht nur der Schlüssel zum Leben der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit. Ein unvergeßliches Bild der Mannigfaltigkeit, das Dalmatien charakterisiert. Nicht allein wegen der Tracht, der Farbe, der Morlackenweiber, die hier sitzen und feilschen, — denn Überbieten und Feilschen scheint im heimischen Handel wichtiger als Schreiben und Lesen — also nicht allein wegen des Landvolkes, das schön anzusehen ist, mit den schwarzbraunen, scharfgeschnittenen Gesichtern, von pechfarbenen, schlichten Haarsträhnen umrahmt, doppelt schön in der Tracht, wenn auch nicht allzu kritisch zu prüfen, denn dalmatinische Hygiene und Reinlichkeit bildet einen gewissen Gegensatz zum Zivilisatorischen; sondern auch wegen der Kunst und Geschichte, die hierzulande bewegter war als irgendwo.

Die Küstenlandschaft rund um Zara ist lieblich in dem leichten Grün der Oliven und des Weins auf weißgrauem Gestein, das überall durchschimmert und da und dort ein Stück brauner Ackerscholle, einen Streifen Wiesen trägt, eine Gruppe von Häusern mit dem weithin sichtbaren Campanile, Städte, die zu Dörfern herabgesunken sind, Schlösser, die in Trümmern liegen und in der Herabgekommenheit noch die Spuren stolzerer Tage tragen. So Zaravecchia, die alte Königsstadt, so Vrana und das verfallene Schloß der Tempelritter am Vranasee, landein, so Nona an der Nordküste, die ins Land schneidet, das römische Aenona, eine der gesunkenen Städte, von Sümpfen umlagert und zugrunde gerichtet. Königslegenden haften an allen diesen Städten und Orten des Verfalles; kroatische und ungarische Könige hielten hier Lager, Bischöfe hielten Residenz, und von venezianischer Kultur zeugt der größere Teil der Baureste; schwere Schatten fallen in das Bild der vergangenen Größe, das unbestimmbar ist, wie ein verblichener Gobelin, mythenhaft; und die Schatten nehmen ganze Teile fort und überziehen sie mit völligem Dunkel oder mit Verwüstung. Vom fruchtlosen Heroismus erzählen vage Erinnerungen und Lieder, vom Schrecken der Türken-

herrschaft und von der endlichen Erschöpfung, die verläßliche Beweise überliefert hat: die Trümmer, die Armut, die Entvölkerung.

Ein verlorenes Paradies, das ist die Inselkette und das Land am Fuß des heiligen Berges im Velebit bis Obbrovazzo am Zrmanjefluß und darüber hinaus.

Im Schneemantel gehüllt, wacht der heilige Berg über das verfluchte Land, und der steinerne Faltenwurf taucht in das Ultramarin des Wassers, kaum daß der Saum das spärliche Grün einiger magerer Wiesen und Weingärten trägt, von Steingehegen sorgsam umfriedet, da Silbergrau des Olivenlaubs und ein paar elende Steinhütten da und dort.

Niemand fährt mit uns in das grauenhafte öde Land, das zugleich lieblich ist, hell und offen wie ein ehrliches Menschenantlitz und zugleich todesstarr; prangend in Farbe und Schönheit und zugleich trostlos und verlassen; anziehend und abstoßend in einem.

Als Stadtgebilde ist Sebenico ein Kunstwerk. Die geschlossenste, einheitlichste, mittelalterlichste Stadt Dalmatiens. In Treppen und Terrassen klettert sie den Berg hinauf, mit engen Gassen, die im Sommer kühl, im Winter warm sind, mit Torbögen und Straßenüberwölbungen, intimen Höfen und Kübelpflanzen hinter steinernen Balustraden, mit hofartigen Plätzen, ganz umschlossen, ganz malerisch, mit schönen Niederblicken auf tiefere, kleine, vorsaalähnliche Plätze unterhalb der festlich breiten Stufen, während andere Straßenstiegen eng und steil und gewunden sind, wie in Türmen.

Auch der Dom hat seine Geschichte und seine Märtyrer, wie so häufig bei großen Kunstschöpfungen, die nicht für den Tag berechnet sind. Der Bau 1443 begonnen, geriet ins Stocken, wahrscheinlich aus Geldmangel und Kriegsnöten. Erst das nächste Jahrhundert sah seine Vollendung. Das Bauwerk ging durch die Hände mehrerer Architekten, zwei verschiedene Epochen der Kunstgeschichte drücken dem Bauwerke ihre Stempel auf. Und doch ist es von einer Einheit und Schlichtheit, die Form so faßlich und der Schmuck so graziös, daß es eine Freude ist, die man als stillen Segen aus dem genossenen Anblick mit sich fort nimmt.

Stein und Marmor ist das Material, selbst das kunstvolle Dach, ein Meisterwerk der Konstruktion, ist mit Stein überwölbt, in drei gestreckten Tonnen, deren mittlere, das Hauptschiff charakterisierend, erhöht ist. Das steinerne Gewölbedach bildet gleichzeitig die innere Decke der Kirche.

Spalato ist der Schlüssel zur Kunstgeschichte des Landes. Noch mehr. Dalmatien als bloßer Nebenplatz der Weltgeschichte betrachtet, ein Episodenschauplatz, rückt in kunstgeschichtlicher Betrachtung bedeutsam in den Vordergrund.

Hier in Spalato berühren sich zwei Welten, das sinkende Rom und der aufgehende Glanz des oströmischen Reiches. In diesem Wendepunkt steht der Palast des Kaisers Diokletian zu Spalato, sein Prachttor, die goldene Pforte (Porta Aurea) dem Osten zugewendet, von wo die neue Offenbarung kommen sollte.

Schon rein äußerlich gehört die Ruine des Palastes zu den Weltwundern.

Die innere Lage und Raumdisposition des Palastes ist zum großen Teil verwischt, untergegangen, in Lehm und Schutt, mit dem die späteren Maurer die Nester in die Ruine eingefügt haben, eine riesige Zellenwabe mit den Umfassungsmauern des Palastes so umkittet, daß das römische Mauerwerk tatsächlich ein Stück der Behausungen geworden ist, die vierte Wand der Häuser, die an der inneren oder äußeren Peripherie zu liegen kamen. Denkmalschutz gibt es nur dem Namen nach, also durfte jeder schalten und walten nach Gutdünken, und aus alten, kostbaren Steinen, die man einfach nimmt, sein notdürftiges Haus bauen, wie es immer reichlich geschehen ist.

Spalato bildet jene Architektur- und Bildhauerschule aus, die vom Diokletianpalast inspiriert im 12. Jahrhundert unter dem spalatinischen Conte Domaldo Kačič sich vollendete, und von dem Dalmatien die romanisch betonte Marke empfing. Zaras Kirchen, Sebenico, Traù mit Kanzel und Portal unter anderen, weisen auf Spalato, auf den Kampanile (restauriert), auf den Dom, dem ehemaligen Mausoleum, und der schönen Domkanzel, ein Seitenstück zu jener von Traù.

In und um den Palast, ferner in dem unfernen römischen Salona und in dem Schatz des archäologischen Museums in Spalato schlug die Hauptpulsader einer Triebkraft, die das Weltbild entscheidend veränderte. Es ist an früherer Stelle gesagt worden: eine neue Kunstsprache bildet hier die ersten stammelnden Laute, eine neue Offenbarung, die sich allerdings erst in Byzanz hymnenhaft vollendet und von dort wieder nach dem Westen zurückgetragen, in Venedig und Ravenna in voller Klangschönheit austönt.

Aber hier im Mausoleum des Diokletian vermeint man die ersten Werkspuren eines Mosaik in der Kuppelwölbung entdeckt zu haben, die

den Anfang jener sakralen, stilistisch, das heißt werkmäßig strengen Kunst bildet, die flächig und schmucksteinhaft in der scheinbaren Starre der Haltung rätselhaft reich, mystisch verklärt und dichterisch im Ausdruck war, und wo sie aus der byzantinischen Zeit in unangetasteter Echtheit vorkommen, wie in Ravenna und in Venedig, zu den edelsten Schöpfungen der Raumkunst gehören.

Der Leiter der archäologischen Ausgrabungen in Salona und des dazu gehörigen Museums in Spalato, Monsignore Dr. Bulič, als Archäologe mit hellseherischem Kopf ausgerüstet, der seine mühsame Forscherarbeit schöpferisch gestaltet, und ihn befähigt, dem klassischen Boden die Geheimnisse abzuringen, die Steine zum Sprechen zu zwingen, und die losen Fäden der Geschichte zu verknüpfen, bis das kunstvolle Gewebe, figurenreich wie ein Gobelin, schier lückenlos dasteht, dieser Gelehrte bekennt sich zu der Hypothese, die dem Diokletianpalast diese Urheberschaft zuspricht.

Der Domplatz, einst das Peristyl des Palastes, ist fürchterlich. Das kleine Leben umflutet diese Prachtarchitektur, in die spätere Kulturen mit unbekümmerter Hand zerstörend oder ändernd eingegriffen haben. Aber über allen triumphiert die Hoheit der großzügigen Palastreste, die das Bild beherrschen.

Die Vergangenheit schlägt ihr tiefes dunkles Auge auf und spiegelt die fernab liegenden Geschehnisse in der langen Kette bis auf die Tage der Gegenwart.

Es war einmal — — — in dieser Märchensprache reden die Steine Ragusas, die Cyklopenmauern, die alten Kirchen mit den Heiligtümern von Tizian, Palma, Bassano u. a., der Roland mit gezücktem Schwert am Platze vor der Dogana, die Brunnen von Onofrio, der prächtige Rektorenpalast mit seinen phantasievollen Säulenkapitälen und seinem festlichen Arkadenhof, die Klosterhöfe der Franziskaner- und der Dominikanerorden, diese einzigartigen, säulenumringten Gartenhöfe, die den Traum der mittelalterlichen Kunst nachträumen, eine stimmungsvolle Umwandlung des römischen Gartenhofes, ergreifend in der Weltentrücktheit und Stille, die unberührt schien von den bewegten Ereignissen draußen, so künstlich unberührt, wie der ganze verborgene hinter dem großen Arkadenhof des alten Franziskanerklosters gelegene eremitenhafte kleine Klostergarten, über dem die Klausnerstimmung alter Meister liegt, ein Ort der Ruhe und der Gebete unter blühenden Orangen und Palmen.

Aber was wäre dieses Traumbild, dieses versteinerte Antlitz der Vergangenheit ohne die Farbenfülle der Natur und des Lebens mit seinen Kostümen, seinem fröhlichen Optimismus, der über alle Abgestorbenheit triumphiert. Dieses Leben ist älter als alle Geschichte, in Stein gehauen; die Kostüme in den Straßen, diese Kunst in den türkischen Läden, diese Arbeit der heimischen Goldschmiede ist älter als Überlieferung, denn die ehernen Mauern, die so beredt sind, älter und unverwüstlicher, als ein anderer Ausdruck jener Natur, die es hier landschaftlich auf einen Glanzeffekt abgesehen hat, der selbst in Dalmatien unerreicht dasteht. Alles ist hier am Fuße des im Rücken der Stadt steil und felsig aufsteigenden Monte Sergio leicht und in Fülle gegeben, die Fruchtbarkeit der umliegenden Täler, Val di Breno und Val Canale und Omblatal mit dem aus dem Fels breit hervorbrechenden Fluß Ombla, der Gartenkunst von Canosa mit den ehrwürdigen, weltberühmten Platanen und all dem Vegetationssegen, freigebig an dem Küstensaum hingestreut über die Villengärten von dem einsamen Kloster San Giacomo in weitem Bogen bis über die Paläste und vornehmen Landhäuser an der lieblichen Bucht von Gravosa, wo alles im Frühling schwer von Blüten hängt.

In den Läden der Stradone vereinigt sich der Kunstfleiß der ganzen dalmatinischen Hinterländer, einschließlich der herzegovinischen, bosnischen, montenegrinischen und albanischen Leistungen in Stickereien, Kostümen, Metallbearbeitungen und Schmuck. Ein ganzes Museum. Noch mehr. Denn es dient dem Leben. Mädchen und Frauen vom Land umstehen die Läden und wählen ihren Schmuck, die schönen Trachten aus dem Val Breno und Val Canale tauchen auf, der Turban erscheint neben den gestickten dalmatinischen Kappen, neben den goldgestickten zinnoberroten Westen der Montenegriner taucht die seltsame Tracht der Albanesen auf, enge Beinkleider mit schwarzen und weißen Längsstreifen und einem weißen Fez über den wilden hängenden Schnurrbärten. Das sind die Straßenerscheinungen in Ragusa, zu denen als der andere Pol der Entwicklung der moderne Reisende gehört im weißen Flanellanzug mit gelben Stiefeln. Alles ist Farbe hier im Süden, nein, in ganz Dalmatien. Ganz Italien birgt nicht solche Wunder, wie ein Abend in Ragusa mit dem Blick auf das Meer in der Farbe des Lapis Lazuli, auf den Goldgrund des Abendhimmels und auf die weißen Mauerwälle und Türme aus der Glanzzeit der ragusäischen Republik. Lakroma träumt im Grünen. Das Bild zittert nach, unvergessen mit den Wellen

des Lichtes und der prismatischen Farben. Unverlöschlich. Wenn auch schon der Mond wächsern über dem Mammuthrücken des dalmatinischen Berglandes steht, das felsenkahl und bleich liegt, wie ein Totenschädel neben dem Meer, das in der toten Nachtluft selbst schwarz und still geworden ist, wie eine Pfütze.

Der Löwe wacht daher in den Toren Cattaros, der herrlich im Hintergrund fjordartig gelegenen Stadt, wo die Berge kesselartig zusammenrücken, von hochgelegenen Forts beherrscht.

Die Stadt mit ihren Kirchen, einzelnen schönen Höfen, venezianischen Bauresten, ist altertümlich interessant, wie die anderen Küstenorte der Bacche, Perasto, das alte Risano, Castelnuovo; aber eindrucksvoller noch, und das antiquarische Interesse zurückdrängend, ist das militärische Leben, das an diesen wichtigen strategischen Punkten die Bildfläche beherrscht.

Der Amateur, den die großartige und gleichzeitig liebliche Landschaft reizt, hat das Nachsehen. Die Kamera unter Kofferverschluß, ist der gute Rat, den die Militärbehörde gibt, wenn die Gefahr einer Verhaftung vermieden werden soll.

Einer Phantasie aus Tausend und einer Nacht ähnlich, wogen die Zeiten und ihre Ereignisse heran, die Städte und Schicksale, ein Schaukeln von Bildern wie auf den Wellen der See, auf denen sich der Meeresgrund wiegt, und der Himmel mit seinen Wolken, Spiegelbilder, die ferne und nahe Dinge aufleuchten lassen, liebliche Erscheinungen und schreckhafte Gebilde, die vorübergaukeln und den Blicken entschwinden, spukhafte Traumgesichte, lautlos herangleitend und lautlos entsunken in die Tiefe des Meeresgrundes, in die Tiefe der Jahrhunderte, in die Ferne des Horizontes. Adieu!

Charles Baudelaire: Briefe aus Belgien

Die glücklichen Epochen in Baudelaires Leben waren nur sporadisch. Qualvolle Vereinsamung, Schulden, die ins unendliche wachsen und ungehemmten Fluten gleich über ihn zusammenstürzen, bittere, nackte Not, das war stets das Bleibende im Wechsel. Und nicht möglich, all' dem durch ausdauernde, stetige Arbeit die Stirne zu bieten, nicht möglich, die Fesseln zu sprengen, die sich immer enger um ihn schmieden — ihn zu erdrücken, zu ersticken drohen . . . Da kommt ihm der Gedanke — war's Edgar Poes Beispiel? —, in fremden Ländern und Städten Vorlesungen zu halten . . . auf diesem Wege wieder zu Ruhm und Ansehen, vor allem zu Geld zu gelangen — zu Geld, um die Qual der Schulden von sich zu wälzen — endlich Frieden, Ruhe, Arbeitsmöglichkeiten finden! — Auch wünscht und hofft er das Haus Lacroix und Verboeckhoven für eine Gesamtausgabe seiner Werke zu gewinnen . . . Und so geht er nach Belgien . . . „Nur im Triumph" will er nach Frankreich zurückkehren . . .

Um den Ertrag der Vorlesungen wird er betrogen — allerorten begegnet ihm Roheit, Lüge, Stumpfsinn, List, Betrug. Und die Empörung über dieses Land macht sich ungehemmt in den Briefen an die Freunde Luft. Sie soll aber auch in „Pauvre Belgique" zum Ausdruck gelangen, in „Pauvre Belgique", das nie vollendet wurde und über das Stadium kurzer Notizen nicht herauskam.

Namentlich in den hier folgenden Ergüssen an den Notar Narcisse Désirée Ancelle[1]) steigert sich das Mißfallen an Land und Leuten zu maßlosem Zorn. Ancelle war Baudelaire 1844 von Amtswegen als Rechtsbeistand beigegeben worden, als Mutter und Stiefvater befürchten mußten, der junge Dichter könnte durch seine Verschwendung vollständig in Not geraten. Er wurde der gütigste Helfer, der zuverlässigste Freund Baudelaires, der sich nie der Einsicht verschloß, was er Ancelle zu danken hatte.

Zu viel der Enttäuschungen in Belgien! Er will fort — zu den alten Freunden nach Paris — er sehnt sich nach seiner Mutter — nach dem Frieden des kleinen Hauses dort unten am Meere — nach seinen Büchern — nach seinen Stichen — — Schulden, nichts als Schulden. — So bleibt er festgeankert in Qual und Wirrnis. — Und in dem Lande, wohin ihn sein letztes Hoffen, sein letztes Sehnen nach Erfolg getragen — ereilt ihn das unerbittliche Fatum!

* * *

[1]) Aus dem Manuskript eines demnächst im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden erscheinenden Bandes.

An Edouard Manet.

27. Mai 1864.

Mein lieber Manet,

Ich danke Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief. Empfehlen Sie mich bitte, Ihrer Mutter und Ihrer Frau und wenn Sie mir Angenehmes über das Schicksal Ihrer Bilder mitzuteilen haben, schreiben Sie mir. Ich erwidere Ihre Glückwünsche.

Die Belgier sind Dummköpfe, Lügner und Diebe. Ich bin das Opfer des schamlosesten Betrugs gewesen. Hier ist der Betrug gang und gäbe und hat nichts Entehrendes. Die wichtige Sache, um deretwillen ich gekommen bin, habe ich noch nicht eingeleitet, aber alles, was mir zustößt, ist von böser Vorbedeutung, — davon nicht zu reden, daß ich hier für einen Beamten der französischen Polizei gelte. — Glauben Sie nie, was man Ihnen von der belgischen Gutmütigkeit erzählt. List, Mißtrauen, falsche Leutseligkeit, Roheit, Betrug, jawohl . . .

Ganz der Ihre.

An N. D. Ancelle.

27. Mai 1864.

Mein lieber Freund,

Ich habe mich noch nicht an die große Sache gemacht, aber ich zweifle an Allem. Urteilen Sie selbst, ob ich nicht recht habe. Nach fünf Vorlesungen (großer Erfolg) wünschte ich abzurechnen. Statt 500 Franken, brachte man mir 100 und einen Entschuldigungsbrief, der darauf hinauslief, daß man mir, da die Fonds erschöpft wären, zwei Vorlesungen à 50 Franken berechnet hätte. Was die drei letzten Vorträge betrifft, hätte man sie, da sie zu einer Zeit abgehalten wurden, wo die Saison für öffentliche Vorträge aufhört, als einen Akt meiner Großmut betrachtet. Was für ein Volk! Was für Menschen sind das! Ich hatte keinen schriftlichen Vertrag. Ich hatte mündlich abgeschlossen. 100 Franken pro Vorlesung. Ich hatte Lust, diese 100 Franken für die Armen herzuschenken. Was für eine schreckliche Gesellschaft!

Diese 500 Franken hätte ich Herrn Jousset, meinem Hotelbesitzer in der Rue d'Asterdam, der Ihnen diesen Brief übergeben wird, schicken sollen. Im Laufe des Juni werde ich ihm durch all' die Personen, von

denen ich Geld in Paris zu verlangen das Recht habe, 100 bis 150 Franken übermitteln lassen. Haben auch Sie die Güte, ein wenig dazu beizutragen und die restlichen 100 Franken vom Juni dazuzuschreiben, worüber ich die Empfangsbestätigung beischließe.

Ich wage es gar nicht, meiner Mutter dieses Mißgeschick mitzuteilen, aus Angst, sie allzusehr zu kränken.

Es kam noch schlimmer. Irgendwer (einer von der Bande Hugos) hat hier eine infame Beschuldigung über mich verbreitet, und Sie können sich die Leichtgläubigkeit der Brüsseler gar nicht vorstellen.

In einigen Tagen werde ich, wenn ich kann, wegen meiner „großen Angelegenheit" unterhandeln; aber ich bin außer mir und ganz mutlos.

Ganz der Ihre.

An denselben.

Donnerstag, 14. Juli.

Mein lieber Ancelle!

Alles ist gescheitert. In einer so argwöhnischen Stadt kann ein Spion nicht Erfolg haben. Ich war zweieinhalb Monate lang krank. (Fortwährend Durchfall, Herzklopfen, Magenkrämpfe.) Eine schöne Reise! Indessen möchte ich doch etwas davon haben und schreibe ein Buch über Belgien, das in Bruchstücken im „Figaro" erscheinen wird. Die Kapitel über die Landessitten (Gebräuche, Politik, Geistlichkeit, Freidenker) sind schon redigiert! Jetzt muß ich Antwerpen, Brügge, Mecheln, Lüttich, Gent etc. sehen. Bei aller Langeweile werde ich doch ein ganz unterhaltendes Buch fertig machen. Hier war alles gegen mich. Alles hat mir geschadet, besonders meine offene Sympathie für die Jesuiten. Sie wissen ja gewiß, in welch außergewöhnlicher Lage sich hier das Abgeordnetenhaus und das Ministerium befinden. Ich habe Flintenschüsse und Barrikaden erhofft. Aber dieses Volk ist zu stumpf, um für Ideen zu kämpfen. Ja, wenn es sich noch um eine Bierverteuerung handeln würde; das wäre etwas anderes.

Schicken Sie mir sofort die 150 Franken für den Monat August, ich werde das zwischen mir und meinem Hotel teilen und für mich nur so viel behalten, um fünf Städte ansehen zu können. Glücklicherweise sind die Distanzen sehr kurz und das Leben billig (aber scheußlich). Ich rechne darauf, daß ich Ihre 150 Franken Sonnabend früh erhalte. Sonntag

früh werde ich wegfahren. Bedenken Sie, daß ich von Ihnen seit sechs Wochen nichts erhalten habe.

Indessen will ich versuchen, den Erzbischof von [illegible] zu sprechen. Ich habe die Stimme der Freidenker gehört, nun will ich auch die andere Stimme hören.

Welch ein [illegible], plumpes Volk! [illegible] haben die Jesuiten alles gemacht und alle [illegible] gegen sie [illegible].

Leider muß man [illegible], daß [illegible] und roh ist. Mein Gott! [illegible] flämisch.

An denselben.

Freitag [illegible]

Mein lieber [illegible]!

Ich hatte gehofft, den [illegible] vorgestern, [illegible] abends bei Ihnen dinieren zu [illegible], aber ich fand [illegible]

Werfen Sie, bitte, einen [illegible] Herrn A., der in den zwanzig Jahr[illegible] graphie meines Namens noch nicht [illegible] Sie ja auswendig. Ich glaube, 4000 [illegible] halten zu haben, habe ihm aber in m[illegible] Franken unterschrieben. Er hat den [illegible] 2400 Franken von einem gewissen R. M. [illegible]

Antworten Sie mir etwas anderes als [illegible] nichtssagenden Phrasen. Seien Sie so g[illegible] erteilen, was man eigentlich tun könnte, [illegible] meines Lebens zu befreien. Ich habe ihm [illegible] all' meine Unternehmungen in Belgien gescheitert sind, [illegible] nicht nach Frankreich zurückkehren würde, falls R. M. mich [illegible] tigen sollte.

Tatsächlich habe ich aber die größte Sehnsucht [illegible] ich muß noch ein wenig mehr sehen und [illegible] meine Mutter! [illegible] mein Garten! Und [illegible] Sammlungen!

Ich habe einem Literatur[illegible] ihm einen kleinen Teil vom Erlös [illegible] verkaufen: „Paradis artificiels“, [illegible]

denen ich Geld in Paris zu verlangen das Recht habe, 100 bis 150 Franken übermitteln lassen. Haben auch Sie die Güte, ein wenig dazu beizutragen und die restlichen 100 Franken vom Juni dazuzuschreiben, worüber ich die Empfangsbestätigung beischließe.

Ich wage es gar nicht, meiner Mutter dieses Mißgeschick mitzuteilen, aus Angst, sie abermals zu kränken.

Es kam noch schlimmer. Irgendwer, einer von der Bande Hugos, hat hier eine infame Beschuldigung über mich verbreitet, und Sie können sich die Leichtgläubigkeit der Brüsseler gar nicht vorstellen.

In einigen Tagen werde ich, wenn ich kann, wegen meiner „großen Angelegenheit" unterhandeln; aber ich bin äußerst matt und ganz mutlos.

Ganz der Ihre.

An denselben.

Donnerstag, 14. Juli.

Mein lieber Ancelle!

Alles ist gescheitert. In einer so argwöhnischen Stadt kann ein Fremder nicht Erfolg haben. Ich war zweieinhalb Monate lang krank (Fortwährend Durchfall, Herzklopfen, Magenkrämpfe.) Eine schöne Reise! Indessen möchte ich doch etwas davon haben und schreibe ein Buch über Belgien, das in Bruchstücken im „Figaro" erscheinen wird. Die Hälfte über die Landessitten (Gebräuche, Presse, Geistlichkeit, Freidenkertum) ist schon redigiert. Jetzt muß ich Antwerpen, Brügge, Mecheln, Namur, Gent etc. sehen. Bei aller Langeweile werde ich doch ein ganz unterhaltendes Buch fertig machen. Hier war alles gegen mich. Alles [illegible] geschadet, besonders meine offene Sympathie für die Jesuiten. [illegible] in welch außergewöhnlicher Lage sich hier das Ab[illegible] das Ministerium befinden. Ich habe Flintenschüsse und [illegible] erhofft. Aber dieses Volk ist zu stumpf, um für Ideen zu kämpfen; wenn es sich noch um eine Bierverteuerung handeln würde, [illegible] etwas anderes.

Schicken Sie mir sofort die 150 Franken für den Monat August, [illegible] das zwischen mir und meinem Hotel [illegible] für mich nur [illegible] behalten, um fünf Städte ansehen zu können. Glücklicherweise sind die Distanzen sehr kurz und das Leben billig (aber [illegible]). Ich rechne [illegible], daß ich Ihre 150 Franken Sonnabend früh erhalte. Sonn

früh werde ich wegfahren. Bedenken Sie, daß ich von Ihnen seit sechs Wochen nichts erhalten habe.

Indessen will ich versuchen, den Erzbischof von Mecheln zu sprechen. Ich habe die Stimme der Freidenker gehört, nun will ich auch die andere Stimme hören.

Welch ein unfähiges, plumpes Volk. Hier haben die Jesuiten alles gemacht und alle Welt ist gegen sie undankbar.

Leider muß man gestehen, daß der Klerus sehr schwerfällig und roh ist. Mein Gott! er ist eben flämisch.

An denselben.

Freitag, den 2. September 1864.

Mein lieber Freund!

Ich hatte gehofft, den 31. August, vorgestern, früh abreisen und abends bei Ihnen dinieren zu können, aber ich fand nicht den Mut dazu.

Werfen Sie, bitte, einen Blick auf diesen sonderbaren Brief von Herrn A., der in den zwanzig Jahren, die er mich peinigt, die Orthographie meines Namens noch nicht erlernt hat. Die Affäre A. kennen Sie ja auswendig. Ich glaube, 4000 Franken tatsächlich von ihm erhalten zu haben; habe ihm aber in meiner Jugend Wechsel für 15 000 Franken unterschrieben. Er hat den Schuldschein verkauft oder vielmehr 2400 Franken von einem gewissen R. M. darauf geborgt.

Antworten Sie mir etwas anderes als Ihre gewohnten, schrecklichen, nichtssagenden Phrasen. Seien Sie so gut, mir einen ernsten Rat zu erteilen, was man eigentlich tun könnte, um mich von dieser Geißel meines Lebens zu befreien. Ich habe ihm geantwortet, daß all' meine Unternehmungen in Belgien gescheitert sind, und daß ich nicht nach Frankreich zurückkehren würde, falls R. M. mich zu verfolgen beabsichtigen sollte.

Tatsächlich habe ich aber die größte Sehnsucht, zurückzukehren; doch ich muß noch ein wenig mehr sehen und arbeiten. Und dann — — meine Mutter! Und mein Garten! Und meine Bücher! Und meine Sammlungen!

Ich habe einen Literatur-Agenten beauftragt (unter der Bedingung, ihm einen kleinen Teil vom Erlös zu geben), mir folgende drei Werke zu verkaufen: „Paradis artificiels“, „Pauvre Belgique“ und „Reflexions

sur mes comtemporains". Ich erwarte sehnsüchtigst Antwort; aber diese ganzen Metier-Manöver dürften Sie kaum interessieren.

Wenn ich zufällig am 25. noch hier sein sollte, was sehr zweifelhaft ist, werde ich mit Nadar fahren, der so freundlich war, mir einen Platz in seiner Gondel anzubieten. Diesem schmutzigen Volk in einem Ballon entfliehen, in Österreich, oder vielleicht gar in der Türkei landen — alle diese Tollheiten gefallen mir, wenn sie mich nur zerstreuen. Ich habe hier Nadar und Hetzel gesehen; der letztere hat mir zwei Monate Zeit gelassen, um die „Fleurs du mal" und „Le Spleen de Paris" zu beenden.

Hier sind fünfzig Franken; Sie werden 150 Franken dazulegen (worüber Sie anbei eine Bestätigung erhalten); und übergeben Sie das Ganze meinem Hotelier, Herrn Jousset, Rue d'Amsterdam. Es dürfte nicht angebracht sein, ihm eine Empfangsbestätigung über 200 Franken abzuverlangen. Heute, hören Sie? das heißt morgen, da ich Ihnen am 2. schreibe. — Ich beschwöre Sie, spielen Sie mir nicht den Streich, zehn Tage lang darüber nachzudenken. Ich hätte dieses Geld am 1. hintragen oder hinschicken sollen. Es sind mehr als sechs Wochen, daß ich nichts von Ihnen verlangt habe.

Die „Histoires grotesques et serieuses" sollen erscheinen. Endlich! Wüßten Sie, welche Qual das ist, ein Buch in der Fremde zu korrigieren! Bei diesem absurden Postgesetz, und ohne jede Möglichkeit, sich zu informieren! Brüssel gibt sich mit Unrecht für eine Hauptstadt aus. Die eigentliche Hauptstadt wäre Antwerpen, wenn ein einfaches Handelszentrum eine Hauptstadt sein könnte.

Ich danke Ihnen aufrichtig für all die Güte, die Sie mir immer erwiesen haben, und die ich bisweilen mit ein wenig Grobheit heimgezahlt habe.

Empfehlen Sie mich Madame Ancelle, ich wollte in unverzeihlicher Kopflosigkeit sagen: und Ihrer Frau Mutter. Ach, mein Freund, ich habe den Kopf oft voll düsterer Gedanken; wird mir meine Mutter solange erhalten bleiben, wie Ihnen die Ihre?

Jousset, 22 Rue d'Amsterdam.

Wenn Sie morgen, Sonnabend, den 3., nicht nach Paris fahren, schicken Sie einen Kommissionär mit den 200 Franken.

An denselben.

Donnerstag, 13. Oktober 1864.

Mein lieber Ancelle!

Daß ich solange gebraucht habe, um Ihnen zu antworten, daran sind verschiedene Ursachen schuld. Erstens war ich wieder krank (aber Sie dürfen das meiner Mutter nicht sagen, falls Sie ihr schreiben sollten.) Jetzt ist es nicht mehr der Leib, es ist ein Fieber, das mich um 1 oder 2 Uhr morgens aufweckt und mich nicht vor 7 Uhr wieder einschlafen läßt. Dieses tägliche Geschehnis läßt mich im Dunkel eine Menge schöner Dinge sehen, die ich gern beschreiben möchte; aber leider ist das Ergebnis nur eine große Müdigkeit, die den ganzen Tag anhält.

Der Gewinn meiner Reise in Belgien ist die Bekanntschaft des dümmsten Volkes der Erde (meiner Überzeugung nach zumindest), ferner ein sehr eigenartiges kleines Buch, das vielleicht ein Köder für einen Buchhändler sein wird und ihn veranlassen könnte, die andern zu kaufen, und schließlich die Gewöhnung an eine permanente und absolute Keuschheit (lachen Sie, wenn Sie wollen, über dieses schmutzige Detail) — was übrigens kein Verdienst ist, da der Anblick der belgischen Weiber jeden Gedanken an Vergnügen ausschließt.

Endlich habe ich die „Histoires grotesques et serieuses", die demnächst erscheinen sollen, fast fertig. Wie sehr bedauere ich es heute, alle Rechte auf meine fünf Bände für 2000 Franken zediert zu haben. Wenn ich bedenke, was für große Summen Michel durch den fortgesetzten Verkauf noch einnehmen wird!

Das ist meine geistige Bilanz. Und nun werde ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit alle materiellen Details mitteilen, um die Sie mich bitten.

Stellen Sie sich vor, mein Lieber, was ich erdulde! Plötzlich ist der Winter da. Hier sieht man das Feuer nicht, denn es brennt in einem Ofen. Ich arbeite unter Gähnen, — wenn ich arbeite. Stellen Sie sich vor, was ich leide! Ich, für den Havre ein schmutziger, amerikanischer Hafen ist. Ich, der ich Wasser und Himmel zuerst in Bordeaux, in Bourbon, in Mauritius, in Kalkutta kennen gelernt habe! Malen Sie sich aus, was ich in einem Lande leide, wo die Bäume schwarz sind und die Blumen keinen Duft haben! Die Küche — na, das werden Sie ja sehen, denn ich habe ihr in meinem kleinen Buch einige Seiten ge-

widmet! — Und die Konversation, dieses große und einzige Vergnügen geistiger Wesen! — Sie könnten im wahrsten Sinne des Wortes das Land durchstreifen, ohne eine Seele zu finden, die plaudern kann.

Viele Leute haben sich mit Affenneugier an den Verfasser der „Blumen des Bösen" herangedrängt. Der Verfasser der fraglichen „Blumen" konnte doch nur ein exzentrisches Ungeheuer sein; das ganze Gelichter da hat mich für ein Ungeheuer gehalten; und als sie sahen, daß ich kühl, maßvoll und höflich war, und daß ich die Freidenker, den Fortschritt und den modernen Unsinn verabscheute, haben sie dekretiert (ich vermute es), daß ich gar nicht der Verfasser meines Buches bin. Welch komische Verwechslung von Dichter und Vorwurf! Dieses verwünschte Buch (auf das ich aber doch sehr stolz bin) ist also wohl sehr dunkel und unverständlich! Ich werde lange darunter leiden, daß ich es gewagt habe, das Böse mit einigem Talent darzustellen.

Übrigens muß ich Ihnen gestehen, daß ich meinem Charakter seit zwei oder drei Monaten die Zügel schießen lasse, daß ich eine besondere Freude daran finde, zu verletzen, mich impertinent zu zeigen, wofür ich, wenn ich will, eine geradezu hervorragende Begabung besitze. Aber das genügt hier nicht. Hier muß man grob sein, um verstanden zu werden.

Welch ein Lumpenpack! Und ich, der der Ansicht war, daß Frankreich ein absolut unzivilisiertes Land ist, muß nun zugeben, daß es ein noch viel unzivilisierteres Land gibt.

Ob ich nun genötigt bin, mit meinen Schulden hierzubleiben oder mich nach Honfleur zu retten, — mein kleines Buch will ich fertig machen. Schließlich hat es mich doch gezwungen, meine Krallen zu wetzen. Später werde ich mich ihrer Frankreich gegenüber bedienen. Es ist das erstemal, daß ich mich veranlaßt sah, ein absolut humoristisches Buch zu schreiben, toll und ernst zugleich, worin ich über alles sprechen muß. Es ist meine Absage an die moderne Dummheit. Vielleicht wird man mich endlich verstehen.

Ja, es tut mir not, nach Honfleur zurückzukehren. Ich brauche meine Mutter, mein Zimmer und meine Sammlungen. Zudem schreibt mir meine Mutter traurige Briefe, und mit einer Zartheit, die mir wehe tut, enthält sie sich aller Vorwürfe, als scheute sie sich in ihren letzten Jahren, ihre Autorität zu mißbrauchen, gleichsam aus Angst, mir ein bitteres Andenken zu hinterlassen. Das schnürt das Herz zusammen.

Hier konnte ich nie weniger als 7 Franken pro Tag ausgeben, obwohl

ich fast immer (wenn es mir mein Magen erlaubt) außerhalb des Hotels speise.

Ich bin am 24. April angekommen.

April, fünf Tage: 35 Franken — Mai: 210 Franken — Juni: 210 Fr. — Juli: 210 Fr. — August: 210 Fr. — September: 210 Fr. — Oktober; vierzehn Tage: 105 Fr. Zusammen: 1190 Franken.

Ich habe mehrere Monate lang bezahlt. Anfang August, wo ich noch 154 Franken schuldig war, habe ich zu zahlen aufgehört. Ich schulde also noch: 154. — August: 210. — September: 210. — Oktober: 105. — Zusammen: 679 Franken, wozu ich noch ungefähr 100 Franken für das Versatzamt in Brüssel zuzurechnen genötigt bin. Dann 100 Franken für kleine unerläßliche Einkäufe, auf die ich schon Anzahlungen gegeben habe, und 100 Franken für meinen letzten Ausflug. Die Bahnfahrten sind da schon mit 53 Franken mitgerechnet.

Hotel: 679 Franken, Versatzamt: 100 Franken, Einkäufe: 100 Franken, Reisen 100 Franken — also 979 Franken.

Und da muß ich noch auf einen sehr schönen Gegenstand verzichten, den ich in Mecheln gekauft, und worauf ich schon eine Anzahlung gemacht hatte!

Es ist enorm, nicht wahr? Indessen nehme ich Ihre Güte beim Wort, aber nur unter einer Bedingung — die Sie lachen machen wird, denn es ist sehr wohl möglich, daß ich sie nicht einhalte; habe ich Ihnen ja doch schon so viele Versprechungen gemacht, die ich nie gehalten habe —: von dem Tage an, wo ich bei mir in Honfleur sein werde, sollen Sie mir nur genau 50 Franken pro Monat schicken und diese Abmachung wird, wenn ich wünsche, bis ins Endlose aufrecht erhalten oder zumindest, bis ich Ihnen nichts mehr schuldig bin und bis alle meine Vorschüsse (ehemalige oder neue) vollständig ausgeglichen sind. Dann werden Sie mich verständigen. — Wer weiß? Vielleicht halte ich diese Zusage . . .

An denselben.

Mittwoch, den 8. Februar 1865.

Ich schreibe Ihnen in einer der Ruhepausen, die mir meine Anfälle lassen.

Diese Anfälle sind bisweilen so heftig, daß ich zum Beispiel heute morgen mehr als eine halbe Stunde gebraucht habe, um Ihren Brief entziffern.

Sie beglückwünschen mich zu meiner Gesundheit. Seit acht Tagen leide ich Höllenqualen. Ich hatte abwechselnd Schnupfen, verschwollene Augen, Neuralgie oder Rheumatismus. Begonnen hat es, wie Sie wissen, mit einer viermonatelangen Magen- und Darmerkrankung. Im August und September war es hier ein wenig warm und hell, da habe ich mich gut befunden. Aber seit zwei Monaten überkommt mich gewöhnlich um Mitternacht Fieber. Die langen Stunden verstreichen unter andauerndem Schütteln und Kältegefühl; endlich schlafe ich aus Ermattung gegen Morgen ein, ohne die Schlaflosigkeit zur Arbeit ausgenutzt zu haben, erwache spät, schweißbedeckt, vom Schlafen ganz ermüdet. Besonders seit acht Tagen leide ich ein Übermaß an Schmerzen. Und bei so etwas ist, wie Sie wissen, Tapferkeit nicht gut möglich . . . Es wäre denn, den Schmerz ruhig über sich ergehen zu lassen.

Es ist eine völlige Auflösung des Willens.

Daß man jetzt gegen mich unfreundlich ist, merke ich wohl. Schließlich gibt es aber noch eine Menge kleiner Auslagen außer dem Hotel, die ich seit zwei Monaten ohne lächerliche Finten nicht befriedigen kann: Tabak, Papier, Briefmarken, Flickereien etc. . . .

Die Sehnsucht nach Chinawein erfüllt meine Phantasie mit solcher Qual, wie etwa der Gedanke an eine Badewanne voll Wasser die Vorstellung eines Aussätzigen. Und dann wünschte ich kräftige Purgiermittel.

Von all dem aber kann ich mir nichts verschaffen.

(In Parenthese bitte ich Sie, meiner Mutter nichts davon zu sagen. Sie kennen ihre schreckliche Angst. Also kein Wort. — Ich bin überzeugt, bei einigem Erfolg und einer Ortsveränderung werden all' diese Schwächezustände einfach verschwinden.)

Ich sprach von dem Demütigenden der kleinen Bedürfnisse.

Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerke, daß all' Ihre Briefe, mit Ausnahme der eingeschriebenen, ungenügend frankiert sind. Daß ich so etwas überhaupt beachtet habe, ist wohl der sprechendste Beweis meines Elends. Wenn die Hausbesorgerin mir sagt: „Mein Herr, es sind wieder 40 Centimes zu bezahlen" — bin ich ganz unglücklich. Sie frankieren, als wenn Sie Ihren Brief nach irgend einem französischen Departement schicken würden. Man muß eine rote und zwei blaue Marken aufkleben! Verzeihung!

Ich werde bestimmt vom Unglück verfolgt. Seit dem 1. des Mo-

nats habe ich 300 Fr. von der „Revue de Paris" und 400 vom „Figaro" erwartet. Die „Revue de Paris" geht entsetzlich schlecht; sie kann mir nicht einmal das wenige, das fällig ist, bezahlen. Der „Figaro" findet das, was ich geschickt habe, zu ernst und zu weit über den Horizont seiner Leser; das ist nur eine höfliche Umschreibung des Wortes langweilig. Und da es Fragmente aus dem letzten, für Michel Levy gemachten Buche sind, und da das Buch im Erscheinen ist, bedeutet das für mich einen Verlust von 700 Fr.

Mein Kopf ist so müde, mein Lieber, daß ich nicht weiter kann.

Meine Mutter hat mir einen entzückenden, einsichtsvollen Brief geschrieben. Welche Geduld! Und welches Vertrauen in mich! Wußten Sie, daß sie sehr krank und plötzlich wiederhergestellt war? Glücklicherweise erfuhr ich beide Nachrichten, die gute und die schlimme, zugleich!

Keine Verzögerung, ich beschwöre Sie; nicht allein, weil ich Geld brauche, sondern weil Ihre Briefe eine Zerstreuung für mich sind. Ich rühre mich nicht aus meinem Zimmer. Wohin sollte ich auch schließlich gehen, selbst wenn ich ausgehen könnte?

Ganz der Ihre.

Herbert Eulenberg: Der Scherenschleifer

Eine Erinnerung aus der Kindheit

Ganz genau sehe ich ihn noch vor mir, als hätte ich diese Nacht wieder von ihm geträumt. Wenn ich ihn malen oder noch besser, wenn ich ihn in weichem Ton formen müßte, so würde ich mit seinem Halse anfangen. Denn der war das Besonderste an ihm: Ein dicker langer Hals von einer unangenehmen weißen Speckfarbe. Der Pfarrer selbst, ein grundgütiger Mensch, hat mir später einmal erzählt, daß immer, wenn er ihn erblickte, ihn die Lust bis in die Finger gekribbelt hätte, ihn zuzuschnüren, diesen scheußlichen fetten weißen Hals, so lange, bis er einmal rot geworden wäre. Das Köpfchen, das ich auf diesem weißen Speckhals zu bilden hätte, war viel kleiner als die dicke Fleischröhre, auf der es saß. Nehmt Ton in die Hände und macht sein Gesicht mit mir zusammen: Die niedrige Stirne biegt sich scheu zurück. — Was für Haare auf seinem Schädel stehen, weiß man nicht, denn stets trägt er eine schmutzige Kappe mit einem schwarzen Ledergriff vorn über den Kopf gezogen. Nur hinten schauen ein paar rötliche Borsten über dem weißen speckigen Nacken unter der Kappe heraus. Die Augen sind ihm wie zwei kleine Ritzen unter die niedrige Stirne gehauen, die er ewig runzelt, so daß man die Lichter, die aus ihnen fallen, noch weniger sehen kann. Die Nase ist fast mit dem Munde verwachsen, so kurz ist seine Oberlippe, auf der, wenn er sie in die Sonne hielt, ein paar rötliche Haare schimmerten. Um seinen Mund wiederzugeben, macht einen dicken schiefen Strich. Wenn er ihn aufriß, sah man kurze schwarze abgebissene Zähne wie einen Haufen Bettler und Räuber darin durcheinanderstehen. Die Ohren, wir vergaßen sie, so klein sind sie, hingen wie zwei Schneckenhäuser aus Fleisch und Knorpel ganz tief fest an seinem Kopf. Sein ganzes Gesicht sah von Wind und Wetter rot und verwaschen und schmutzig aus auf dem unheimlichen weißen dicken speckigen Hals.

So erschien er mir schon als Kind ein scheußlich anzusehender Kerl.

Über die beiden Schultern hing ihm ein breiter schmieriger schwarzer Lederriemen, der zwei gelbe Streifen wie versengt in die graue kurze Jacke, die er trug, gescheuert hatte. Unten durch die Ösen des Riemens wurden die Halter der Karre, die den großen roten Schleifstein trug, durchgesteckt. Und so zog er mit diesem sonderbar unförmigen Fahrzeug lautlos über das Land von Stadt zu Dorf. Wir hörten ihn immer erst, wenn er dicht vor dem Hause war, eine alte rostige Sense aus seiner grauen kurzen Jacke zog und sie an dem Steine plötzlich unheimlich schnarren ließ. Der Fuß, durch den er den Stein zum Drehen brachte, es war der linke, war durch das viele Treten um ein bedeutendes größer geworden als der andere und sah fast wie ein Klumpfuß aus.

Ich meine, wir Kinder ständen wieder um ihn und schauten ihm zu, wie er mit dem plumpen Fuß auf das Brett trat, das durch eine im Gelenk gebogene Eisenstange das Rad antrieb. Lief das Riesenrad erst, so lief auch der Riemen mit, der über das Rad sich spannte und es mit der runden Rollstange verband, in der der Schleifstein, das Herz dieser ganzen seltsamen Maschinerie, hing. Der setzte sich nun auch langsam in Bewegung. Noch sah man die Runzeln und Punkte und Körner des Steins. Dann, wie er schneller trat, flog alles in eine wirbelnde rote Masse zusammen, aus der immerzu, wenn er das krächzende rostige Stahlstück daranhielt, die hellen Funken sprangen. Der kleine Blechnapf für das Wasser, der neben dem Stein hing, war stets leer und trocken. Er feuchtete den Schleifstein immer selber an: Nicht daß er darauf spuckte, sein Speichel lief stets, wenn er den Stein drehte, wie ein ekler Saft aus einem seiner Mundwinkel tropfend auf das Rad hinunter. Ich glaube, der Schleim kam gradezu aus dem weißen dicken fettigen Halse gelaufen, der seinen kleinen Kopf mit dem Munde trug.

Er ging niemals in die Häuser hinein, nach stumpfen Messern und Scheren zu fragen. Er fuhr immer seinen Karren dicht vor die Türen, holte das rostige Eisen, die alte Sense, aus seiner Jacke, drehte mit seinem Klumpfuß den Stein an und begann damit wie ein Rabe zu krächzen, daß es uns Kindern im Rücken dabei fror. Kam niemand aus den Häusern, ihm ein abgebrochenes Messer, eine schlehe Schere zu bringen, so hörte er mit dem kreischenden Lärmen auf, hob die Karre in die Ösen der Riemen hinein, gab dem Hund, der mit zog, mit dem plumpen Fuß einen Tritt und machte sich lautlos weiter.

Dieser Hund, der ihm wie sein Schatten ähnlich sah, war eine merkwürdige Bestie, ein graues struppiges verwildertes Tier, fast noch un-

heimlicher als er selber. Er zog an einem oft geflickten Strick, der ihm einen gelben Streifen wie versengt um den haarigen schmutzigen Hals gescheuert hatte, die Karre lautlos weiter. Stand sie still, so lag er knurrend unten zwischen dem Schleifstein und seinem Herrn auf dem Boden, und die roten Funken sprangen in sein ungepflegtes Fell hinein. Dabei knurrte er viel mehr seinen Herren an, als etwa die Leute, die etwas zum Schleifen aus den Häusern brachten. Er schien eine wilde Wut gegen dieses Scheusal in sich hereingefressen zu haben, das nichts mit ihm sprach, das nichts von ihm hörte. Denn sein Herr war taub und stumm und konnte weniger Laute von sich geben, als der schmutzige zottige Köter, der mit ihm und seiner Karre auf vier Beinen über Land ziehen mußte. Fragte man den Taubstummen nach seinen Preisen, so wies er mit einem haßerfüllten Ausdruck seines Gesichts auf die Tafel aus Pappdeckel, die an einer Schnur um seinen dicken weißen speckigen Hals vorn auf seiner blauen Schürze hing. Darauf stand zu lesen:

„Kleine Messer 10 Pf.
Große Messer 20 „
Scheren 30 „ “

Mit dieser einzigen Sprache, die er führen konnte, zog er mit seinem Karren und seinem Hund, der ihm ähnlich sah, lautlos von einem Ort zum andern. Alle Vierteljahre tauchte er bei uns auf, fuhr sachte vor die Türe und begann plötzlich seinen krächzenden Lärm zu machen, daß es uns vor Entsetzen fror. Wovon er eigentlich lebte, sich und seinen weißlichen dicken Hals ernährte, wußte keiner. Denn keiner hatte ihn jemals essen gesehen. Es kam wohl vor, daß einige Hausfrauen ihm anfänglich zu dem Gelde, das er verdient hatte, eine mit Butter oder Kraut gestrichene Schnitte Brot mitgaben. Aber die warf er stets mit einem Ausdruck voll Haß und Verachtung unter sich auf die Erde dem Hunde zu. Der schnupperte ein wenig daran herum, schaute knurrend zu seinem Herrn empor und ließ sie dann gleichfalls verächtlich liegen.

Einmal habe ich als Kind ihn — ich weiß jetzt nicht mehr, war es im Traum oder im Leben? — etwas in sich aufnehmen sehen. Es war in der Dämmerung abends hinter einer mißgestalteten Weißdornhecke. Der Himmel war im Westen von der untergehenden Sonne fahlrot wie von einer Feuersbrunst beleuchtet. Der Schleifsteinkarren stand schwarz wie ein seltsames früheres Tier auf der Erde. Der Hund hatte im Schatten der Hecke eine Katze erwischt und mühte sich an seinem

Stricke würgend, sie tot zu beißen. Da geschah es, daß der Taubstumme, als er die Gier sah, mit der der Köter seine Zähne in das Fleisch der Katze schlug, sich zu Boden stürzte und dem Hund die Beute aus dem Munde wegzerrte. Und schon hatte er die Katze selber ergriffen und zerriß mit seinen kurzen roten ewig gekrümmten Fingern das grau gestreifte Fell des Tieres, zog wahrhaftig mit zäher Kraft den Kopf der Katze wie Leder vom Rumpfe und trank das warme Blut, das aus ihrem Leib ihm über die Finger triefte, voll Gier durch seinen fetten weißen Hals in sich herein. Sein kleines zusammengekrochenes Gesicht wurde dabei geradezu größer von dem glückselig blöden Ausdruck, den es bekam. Seine winzigen Augen glühten vor Wollust dabei auf wie angesteckt gleich denen eines Liebenden. Es war, als ob ihm dieses Blut zum richtigen Leben erst gefehlt hätte, und einen Augenblick lang, wie das Katzenblut durch seine Kehle rann, schien selbst sein fetter weißlicher Hals wie eine Hand, die man gegen ein Licht hält, purpurn gefärbt. Was von dem Tier, das er so austrank, übrig blieb, zwei Fetzen von Haut, Haaren und Fleisch warf er wie ein Gewölle seinem Hunde zu, der es heißhungrig, ohne zu kauen, schnell herunterwürgte.

Ich schrie auf, als ich dies alles zwischen Schatten und Abendröte geschehen sah, in entsetzlicher kindlicher Angst. Aber der Taubstumme hörte mein Schreien nicht. Wie berauscht vor innerer Wonne stand er auf seinen Klumpfuß gestützt an der schwarzen Karre und schaute und lauschte verzückt in den Himmel, als habe das Blut ihm ein neues anderes Gehör gegeben. Ich aber lief schaudernd von dannen nach Hause.

Seitdem war keine Katze, wie sich später herausstellte, vor ihm sicher gewesen. Mit menschlicher, allen andern Wesen überlegener List hatte er diesen flinken, scheuen und schlauen und im Grunde herrenlosen Tieren nachgestellt, deren Blut ihm, dem Taubstummen, der als Mensch nicht fertig geraten war, nötig zu sein schien. Wie versessen war er auf Katzenblut, bei dessen Genuß ihn ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchrieseln mußte, so daß sein Gesicht dann der Hecke, den Bäumen, die ihm zusahen, selbst im Mai, wenn ringsum alles blühte und schön war, nicht häßlich vorkam.

Einmal kroch er einem alten Kater in einen Heuschober nach und zwängte sich vor Gier auf der Jagd nach ihm durch ein Mauerloch, in dem er beinahe erstickt wäre, mit seinem fetten, weißlich speckigen Hals. Zerkratzt und zerschunden und röchelnd kam er dann mit den Überresten seiner Beute zum Vorschein. Ein ander Mal rettete er einen ganzen

Wurf junger Katzen mit eigener Lebensgefahr aus dem Fluß, in dem man sie hatte ersäufen wollen, und zerriß dann, vor Glück grinsend, als sie wieder warm geworden waren, eine nach der andern, ihr dünnes noch hellrotes Blut in sich hereinschlürfend. Jedes Mal aber bekam der struppige scheußliche Köter, der unter der Schleifsteinkarre lag, seinen Anteil, die kalten Leichenstücke, zugeworfen.

Nach und nach fiel es auf, daß immer, wenn er erschienen und weitergezogen war, da und dort eine Katze verschwunden blieb, niemand wußte, wohin. Da man aber diesen Tieren nicht wie den Hunden nachgehen kann und drum wohl auch ihnen meist weniger anhängt und sie uns ebenfalls, so erging es dem Taubstummen jahrelang gut bei seinen Räubereien, die sein einziges Glück ausmachten. Bis er sich einmal, getrieben von seiner Gier und seinem Blutdurst, an der vornehmsten Katze, die der Schwester des Bürgermeisters, einem alten tierliebenden Fräulein, gehörte, vergriffen hatte. Man konnte ihm dabei wie immer die Tat nicht auf den Kopf beweisen, aber man rief ihn vor den Bürgermeister hin, der ihm auf der Schultafel, die herbeigeholt werden mußte, klar machte, daß man ihn dieser Schandtat dringend verdächtig hielt und ihn dann für diesmal noch mit einem ernsten Verweis entließ. Man weiß nicht, ob er ganz verstanden hatte, was man ihm da mit Kreide auf der Tafel geschrieben oder mit Gesten in die Luft gezeichnet, bewies, und für die Zukunft androhte. Es soll gräßlich und rührend unbeholfen ausgesehen haben, wie er zu seiner Verteidigung immer wieder von neuem zu sprechen versucht und den Mund aufgerissen hätte. Dann seien die Laute unhörbar in ihm hochgestiegen, um röchelnd in der Kehle stecken zu bleiben, und er habe nur immer wieder gleichsam um Entschuldigung flehend auf seinen Hals gedeutet, auf diesen fetten weißlichen speckigen Hals, in dem die Töne hängen blieben, auf dem das Köpfchen wie eine unreife kleine verhutzelte Beere stak.

Jedenfalls muß dieses kurze Verhör mit dem langen deutlichen Verweis zum Schluß einen viel tieferen Eindruck auf ihn gemacht haben, als man anfänglich glaubte. Er wurde seit dem Tage magerer von Woche zu Woche, er schrumpfte ordentlich zusammen wie ein Gummimännchen, in das vorwitzige Kinder mit der Nadel ein Loch gesteckt haben. Nur der dicke weißliche feiste Hals blieb geschwollen bei ihm und schien sich auf Kosten seines ganzen übrigen schlottrigen Körpers zu mästen. Selbst sein Klumpfuß wurde dünner und unscheinbarer. Und als ich ihn das letzte Mal sah, plötzlich herbeigerufen von dem schauerlichen Krächzen seiner

rostigen Sense auf dem Schleifstein, bei dem, wenn ich es mir im Ohre vorstelle, noch jetzt mein Rücken kalt wird, hatte er kaum mehr die Kraft, das Rad lange zu drehen.

Da kam eines Mitternachts der Nachtwächter ganz entsetzt und an Händen und im Gesichte zitternd vor das Haus des Pfarrers gelaufen, und weckte ihn mit dreifachem Pochen ans Fenster, wie er stets zu tun pflegte, wenn es sich um einen Sterbenden handelte, der sich die Nacht aussuchte, sich von dannen zu machen. Der Pfarrer erschrak noch mehr aus seiner Schlaftrunkenheit, als er in das zuckende Gesicht des Wächters sah, der nur mehr vor Angst und Aufregung stottern konnte. Es mußte etwas Unerhörtes, Ungesehenes geschehen sein, das diesen biedern Nachtwächter, der seinen Dienst schon an die dreißig Jahre tat und damit an finstere Dinge gewöhnt war, so zum Zittern gebracht hatte. Der Pfarrer zog sich, so flink er es in seinem hohen Alter konnte, an, hüllte sich in seinen dicken pelzgefütterten Mantel, drehte sich einen gestrickten langen wollenen Schal um den Hals und warf schleunigst sein helles Ornat wie ein leichtes himmlisches Flügelkleid über alles.

Indessen hatte der Nachtwächter auch den Küster, der nebenan hauste, geweckt. Aber da die Schlafmütze viel zu lange für ihre Ungeduld machte, bis sie ganz wach geworden und angezogen war, begaben sich die beiden schon allein durch die stille Nacht auf den Weg. Der Pfarrer trug das Sanktissimum behutsam wie ein kleines Kind auf dem Kissen auf seinen Armen. Es war bitterlich kalt draußen, und alle Rinnsteine waren hart wie Stein. Zum Glück hatte es tags vorher geschneit, so daß es nicht glatt war auf den Straßen. Ein heller goldener runder Vollmond hing pausbäckig am Himmel. Er schien so hell und stark, daß man die Sterne am Firmament kaum sehen konnte vor seinem Glanz, der alles überstrahlte.

Die beiden verließen die Stadt und bogen in den Feldweg ein. Der Schnee klirrte unter ihren Schuhen vor Frost. Ihr Atem dampfte aus ihrem Munde, als ob sie rauchten. Sie wußten, ohne daß sie in dieser hellen Kälte ein Wort hätten sprechen müssen, was ihnen sicher bis in den Magen wehe getan hätte, wohin es ging. Zu ihnen, jetzt nicht mehr ferne, kam es wie ein Hundeheulen durch die Nacht. Es war, als ob die weiße Erde, die da erfroren im tiefen Winter unter der hohen Himmelskuppel vor ihnen lag, sich irgendwo eine Öffnung erbrochen hätte, ihren Jammer in diesem toten Frost laut werden zu lassen.

„Das ist sein Hund!" knirschte der Nachtwächter, ein wenig die Lippen

öffnend. Und sie schritten wortlos dem Heulen zu, das diese Bestie wie ein menschliches Wesen in der Nacht klagend erhob. Plötzlich verstummten die wimmernden Töne, und den beiden Männern wurde es nun fast noch unheimlicher in der kahlen weißen Nacht zumute, die jetzt um sie so lautlos wie eine Leiche war. Ich glaube, sie wären noch vor Ängsten zurückgekehrt, wenn sie nicht den lieben Gott bei sich gehabt hätten. So tappten sie einer hinter dem andern durch die Stille weiter, die um sie lüstern auf jedes Geräusch Wache stand.

Plötzlich, als sie um die weiße, tief im Schnee vergrabene Dornenhecke bogen, sahen sie das Fürchterliche: da stand der Schleifsteinkarren festgefahren und warf den sonderbaren Schatten seiner seltsamen Gestalt wie ein Untier im hellen Mondschein groß geworden auf die bläulichweiße Schneefläche. Daneben in den Schnee selbst geworfen lag ohne Schatten der Scherenschleifer tot und stumm, ein schwarzer Klumpen mit vor Glück verzerrtem Gesicht. In den Händen, die noch im Tode gekrümmt waren, als seien sie fest gefroren, hielt er die Überreste einer Katze, die er ausgeschlürft hatte. Der Hund aber, der vor Gier sich an seinem Strick heiser geheult hatte, war so lange zerrend und würgend herumgesprungen, bis der oft geflickte dürre Strick zerrissen war. Er hatte vergebens versucht, seinen Rest von der Beute, der ihm von Rechts wegen zustand, seinem verhaßten toten Herren aus den Krallen zu ziehen. Als er aber merkte, daß dieser nicht nur stumm wie immer war, sondern sich nicht mehr wehrte und ihn nicht mehr mit seinem plumpen Klumpfuß treten konnte, hatte er sich erst scheu erstaunt, dann langsam frecher und schließlich gierig werdend an seinen Herrn selber gemacht, und zwar, da sonst nicht viel an ihm zu beißen war, an den dicken fetten weißlichen speckigen Hals. Bis auf den Knochen hatte er ihn auf der einen Seite schon zerfressen und benagt, so daß sein Herr nun wie ein schwarzer toter Vogel am Boden lag, dem die Mauser am Halse gesessen und ihn kahl gepflückt hat.

Das Tier merkte in seiner Wut und seinem Heißhunger nicht einmal, daß die beiden Männer, die es selber durch sein Heulen vorher angezogen hatte, herzugekommen waren. Es schien seine ganze jahrelang herabgewürgte Wut über den Kerl, dem es gehört hatte, dessen rohe Speise es teilen, dessen rohe Tritte es dulden mußte, an dem Kadaver auszulassen. Vergebens hob der Pfarrer das Sanktissimum auf dem seidenen Kissen gleichsam segnend und abwehrend über der Leiche in die helle Nacht, daß es im gelben Mondschein wie Gottes Auge funkelte. Die





[illegible] rifo.
Zum [illegible] Damasten.

östü nd. Und sie schritten wortlos dem Heulen zu, da[illegible] ein menschliches Wesen in der Nacht liegend erhob. [illegible] die wimmernden Töne, und den beiden Männern [illegible] noch unheimlicher in der kalten weißen Nacht zum[illegible] [illegible]lautlos wie eine Leiche war. Ich glaube, sie wären [illegible] zurückgekehrt, wenn sie nicht den lieben Gott bei sich [illegible] tappten sie einer hinter dem andern durch die Sti[illegible] [illegible]taßern auf jedes Geräusch Wache stand.

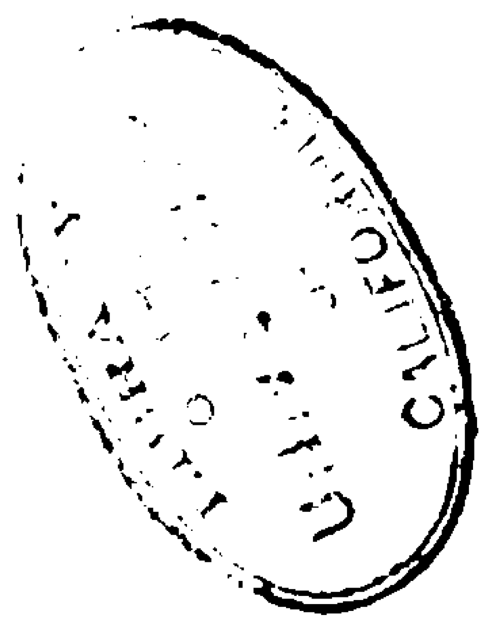
Plötzlich, als sie um die weiße, tief im Schnee [illegible] Hecke bogen, sahen sie das Fürchterliche: da stand de[illegible] festgefahren und warf den sonderbaren Schatten sein[illegible] wie ein Untier im hellen Mondschein groß geworde[illegible] weiße Schneefläche. Daneben in dem Schnee sahen [illegible] Schatten der Scherenschleifer tot und stumm, ein[illegible] mit vor Glück verzerrtem Gesicht. In den Händen, [illegible] [illegible] waren, als seien sie fest gefroren, hielt e[illegible] [illegible], die er ausgeschürft hatte. Der Hund aber, der [illegible] seinem Strick heiser geheult hatte, war so lange zerrend [illegible] gesprungen, bis der oft geflickte dürre Strick zerrissen w[illegible] [illegible] versucht, seinen Rest von der Beute, der ihm [illegible] [illegible], seinem verhaßten toten Herren aus den Krall[illegible] er aber merkte, daß dieser nicht nur stumm wie [illegible] sich nicht mehr wehrte und ihn nicht mehr mit seinem [illegible] Fuß treten konnte, hatte er sich erst schen [illegible], dann und schließlich gierig werdend an seinen Herrn [illegible] zwar, da sonst nicht viel an ihm zu beißen war, an den di[illegible] [illegible] speckigen Hals. [illegible] auf den Knochen hatte er ihm [illegible] Seite schon [illegible] und benagt, so daß sein Herr nur [illegible] toter [illegible] am Boden lag, dem die Mauser am Hei[illegible] kahl gefressen hat.

Das Tier merkte in seiner Wut und seinem Heißhunger [illegible] daß die beiden Männer, die es selber durch sein Heulen ve[illegible] hatte, herzugekommen waren. Es schien [illegible] ganze [illegible] gewiegte Wut über den Kerl, dem es gehört hatte, de[illegible] es [illegible], dessen rohe Tritte es dulden mußte, an de[illegible] lassen. Vergebens hob der Pfarrer das Sanktissimum [illegible] [illegible] gleichsam segnend und abwehrend über der [illegible] [illegible], daß es im gelben Mondschein wie Gottes Au[illegible]





Die Kerka = Fälle bei Sebeniko.
Zum Essay v. Jos. Aug. Lux: Dalmatien.



zottige Bestie fraß ruhig weiter an dem dicken, fetten weißlichen Hals seines verhaßten toten Herren. Vergebens versuchte der Küster, der mit seiner langen rotbrennenden Kerze wie ein Pünktchen den Spuren der beiden über die hellen Schneefelder nachgetappt war, mit seiner Klingel, die der Monstranz die Kniee der Menschen beugte, die tollgewordene Bestie von dem entstellten Leichnam fortzuscheuchen. Sie hatte sich in den dicken weißlichen speckigen Hals wie festgebissen und ließ nicht davon ab, ihn immer mehr abzufressen.

Da knallte der Nachtwächter mit seiner Pistole, die seit seines Vaters Zeiten nicht mehr benutzt war, auf das wütende Tier drauf los, das getroffen aufwimmernd sich über seinen Herren streckte und verendete. Ringsum schrie die Nacht einmal weit hallend bei dem Schuß auf.

„Sie ist von selber losgegangen, Herr Pfarrer!" stotterte der Nachtwächter, starr darüber, daß er getroffen hatte, daß dieses Ding überhaupt noch schießen konnte.

„Gott sei Lob und Dank!", keuchte der Küster und löschte die Kerze, die in der hellen weißen Mondnacht keinen Zweck mehr hatte, zischend im Schnee.

„Da soll einer nicht an den Teufel glauben!", sagte der Pfarrer nur, schlug ein Kreuz über dem greulichen Bilde, und dann machten sich alle drei, so schnell sie konnten, nach Hause ins Bett zurück. Nur der Nachtwächter machte noch einen Umweg, den Schinder und den Totengräber zu wecken, um den Vorfall vor Morgen noch aus der Welt zu schaffen.

Rundschau

Randglossen zu den Mühlhauser Vorkommnissen

Im Zentralhotel zu Mühlhausen im Elsaß haben junge dumme Leute — vielleicht auch ein paar alte Esel — die deutsche Nationalhymne in einem Potpourri, das ein mittelmäßiges Caféhausorchester spielte, niedergepfiffen, nachdem unmittelbar zuvor die Marseillaise mit allerlei Begeisterung und Zurufen begrüßt worden war. Das war im Zentralhotel — dem vornehmsten Lokal der Stadt. Eine mannshohe Spiegelwand teilt den hübschen, säulengetragenen Raum in zwei gleiche Teile: „Bierstube" und „Weinstube". Jedoch, das ist eine weniger präzise Bezeichnung. Denn hier wie dort trinkt man Wein oder Bier, ganz nach Belieben. Nein, der Unterschied macht sich mehr in den Besuchern geltend. In dem weniger anspruchsvollen Teil verkehren Elsässer des besseren Bürgerstandes, meist junge Elemente: Ingenieure, Chemiker, Kaufleute, auch wohl Fabrikantensöhne, während nebenan bei weißgedeckten Tischen mit geschmackvollen Blumenarrangements, besonders an den Konzertabenden, Offiziere, Beamte, Juristen, kurz die Eingewanderten, meist in Gesellschaft ihrer Damen sitzen. Indessen wäre es falsch zu behaupten, daß diese hier ganz unter sich wären. So weit geht Gott sei Dank das Schema nicht. Die Altdeutschen wiegen hier nur prozentual im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung über. — Das ist der Schauplatz.

An und für sich brauchte man über die Taktlosigkeit, die sich da wieder einmal Luft machte, kein Wort zu verlieren. Es ist in jedem Falle lächerlich, eine schlechte Pariser Besetzung zum Bahnbrecher für seinen mehr oder weniger echten Patriotismus zu wählen. Bei meinen jungen Landsleuten ist aber das noch ungemein „chic". Indessen hütet man sich wohl, dabei nicht allzusehr in den Vordergrund zu kommen. Man verbirgt solche elementaren Ausbrüche des Gefühls besser hinter einer Zeitung oder in der vorgehaltenen Höhlung des Bierglases, was den Vorteil hat, daß die Gegenstände einerseits als Resonnanzmittel den Ausdruck der Begeisterung akustisch bedeutend verstärken, andererseits aber einen gewissen Schutz vor Leuten gewähren, die gegebenenfalls Rechenschaft für derartige Manifestationen politischen Mutes fordern könnten. — Aber in Alt-Deutschland wird man diese Vorkommnisse mit Bekümmernis vernehmen und sich fragen: nimmt denn dieser Zustand im Elsaß kein Ende? Nun, meine Herren, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Die Dinge im Elsaß stehen besser, als es den Anschein hat. Es wäre zu weitführend, das hier des näheren auseinanderzusetzen. So viel sei gesagt, daß diese Vorkommnisse die letzten Wetterleuchten eines a b gezogenen, keineswegs aber eines h e r a u f ziehen-

den Ungewitters sind. Im übrigen sind sie ein besonders auffallender Beweis mangelnder Urteilskraft, mangelnder Erkenntnis, nebenbei auch schlechter Erziehung, wie er sich zuweilen allerorten zeigt. Nur mit dem Unterschied, daß sich diese Unreife bestimmter Altersklassen und Bevölkerungsschichten in Altdeutschland in anderer Richtung betätigt. Im Elsaß wirft sie sich mit Nachdruck und Ungeschicklichkeit auf den Deutschenhaß. Jedoch Deutschen*haß* ist zu viel gesagt. Zum Haß sind diese Leutchen nicht groß genug, dazu mangelt's an Charakter und an *Verständnis*. Denn nur was man von Grund aus *kennt*, kann man *hassen*. Aber diese komischen Gerne-Gallier mit dem allemannischen „*Accent*“ kennen deutsche Geisteskultur so wenig wie französische. Ein kultivierter Mitteleuropäer rast nicht, wenn eine ihm nicht ganz geläufige Nationalhymne gespielt wird. Daran würde ihn schon der Respekt vor seiner eigenen hindern. Über dieses südliche Straßentemperament sollte man in unseren Breiten schon hinausgekommen sein. Jedenfalls, mit der deutschen Kultur ist es in diesen Kreisen schlecht bestellt, wie Figura zeigt. Hiergegen haben sie sich nach Ablauf der obligatorischen Schuljahre mit Erfolg gesperrt, und was sie an französischer Kultur besitzen, lesen sie täglich aus dem „Matin“ und „Journal“ heraus. Das sind die Übermittler ihrer „lateinischen“ Bildung.

Diese Sorte Elsässer kennt von Deutschland nichts oder wenig. Und das ist einerseits gut. Denn andernfalls müßte man sie ernst nehmen. Dafür sind sie aber entschieden zu unbedeutend. Sie werden sich mit heimlichem Vergnügen begnügen mit der Tatsache, daß man wieder eine „cause célèbre“ hat. Mühlhausen macht überhaupt zur Zeit in „causes célèbres“ ebensoviel wie in Maschinen und bedruckten Stoffen: Prozeß Zislin, Affäre Gersdorff, Skandal Zentralhotel I vor ungefähr Jahresfrist und jetzt die zweite Auflage. Seine Industrie hat allerdings mehr Anerkennung in der Welt gefunden als die Unarten seiner politischen Babys.

Erfreulicherweise verurteilt die Mehrzahl der Verständigen im Reichsland diese kindischen Demonstrationen, zum mindesten steht sie ihnen fern. Der Elsässer, als Politiker und Geschäftsmann, hat gelernt, sich mit den gegebenen Verhältnissen abzufinden und steht dem Deutschtum in der Hauptsache zwar noch reserviert, wie schließlich begreiflich, aber doch loyal gegenüber. Je eher indessen das Eis ganz bricht, desto besser für ihn. Auf die Dauer könnte diese etwas verschämt ablehnende Haltung dem Elsässer verderblich werden. Während er im Schmollwinkel steht, stagniert das Leben im Lande. Ein Volk kann sich nicht dauernd sträuben, einer stammverwandten Kulturgemeinschaft rückhaltlos beizutreten, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen. Das sollte der Elsässer erwägen. Und ohne Zweifel tut er es. Die Erkenntnis, vielleicht die Zukunft, sowohl des geistigen Lebens als auch der materiellen Wohlfahrt des Landes, einer Chimäre zu opfern, hat sich Bahn gebrochen. Der Ausbreitung dieser

Erkenntnis aber kann besonders die Überzeugung förderlich sein, daß das Deutsche Reich den Willen und die Macht besitzt, zu halten, was es sich erobert hat.

R. John-Gorsleben

Zensuren und Klassenplätze

Eltern pflegen viel Wert darauf zu legen. Und die Kinder selbst noch mehr, eben um der lieben Eltern willen; aus Furcht vor Strafe, vor dem Ausbleiben des Weihnachtsmannes, vor Herabsetzung des Taschengeldes, vor dem, was die Eltern für Erziehungsfaktoren aufzustellen belieben. Diese kleinen menschlichen Grausamkeiten werden groß in der Kindesseele, diesem geheimnisvollen Hin- und Herweben. Weshalb wir sie nicht klein nennen sollten! So groß, daß sie töten: in meiner gestrigen Zeitung (ich schreibe diese Betrachtung als eine Weihnachtsepistel an einem letzten stürmischen Novembertag) finde ich drei Schülerselbstmorde — zwei Knaben und ein Mädchen — vermerkt, und bei allen: aus Furcht vor Strafe wegen schlechter Schulleistungen. Und weiß genau, daß ich noch viele solche Fälle erleben muß.

Zensuren, Zeugnisse, Klassenplätze! Für die Eltern ein Charakteristikum der Leistungsfähigkeit ihres Kindes und seiner Position unter den gleichaltrigen Gefährten. Unantastbar zuverlässig natürlich! Und doch in Wahrheit nur ein Relatives.

Man kann da sonderbare Dinge erleben: Namen unserer Größten aufzuzählen, die in der Schule die schlechtesten waren, will mir müßig erscheinen. Sie fügten sich eben nicht in dieses Erziehungs-System, das auf geistigem Gebiete durchaus kommunistischen Prinzipien zugeneigt ist. Aus Gründen der Bequemlichkeit, der Einfachheit: denn die genialen Individuen sind schwer zu erziehen, weil sie ihre eigenen Pfade gehen, die oft sehr erheblich von dem wohl ausgetretenen Weg der Allzu-Vielen abweichen; von diesem Weg, in dem jedes Steinchen sorgfältig aufgehoben ist. Dazu kommt ein gewisses staatliches Interesse, das zu Gunsten einer kommunistischen Persönlichkeits- (oder besser Unpersönlichkeits-) Erziehung spricht: die Schule will — und soll — dem Staate treue Beamte erziehen. Und die müssen, wenn sie halt taugen sollen, schon nach einem Schema erzogen, geformt, lieferbar sein. Sie müssen nach ihren wahrnehmbaren Leistungen, das ist nach dem Gedächtnis-, nicht nach dem Denk-Vermögen, gruppiert werden und nach der Eifrigkeit, dem Fleiß, auch dem Betragen in der Schule. Was alles nur und allein für die Schule sein kann, nicht fürs Leben.

Die für ihr Leben arbeiten, die in sich Kräfte fühlen, die leiden in den Jahren der Jugend. Sie sind die Eigenmenschen, für die dann die unterste Klassenbank reserviert bleibt. Wenn nicht . . .

Dieses „Wenn nicht" ist das wichtige Moment, das hypothetische Moment, besser noch das irreale, das der Realisierung harrende!

. . . Wenn nicht der Lehrer

eine starke Persönlichkeit, ein feiner Psychologe ist, eine Ausnahmenatur (deren es immerhin einige gibt); ein Lehrer, der die individuelle Eigenkraft eines Zöglings zu erkennen, zu beurteilen, zu werten weiß. Und zu schätzen.

Das sind die, welche nicht krampfhaft Ziffern in ihr Notizbuch malen, oder um das Geheimnis, ihr Geheimnis noch tiefer vor den neugierigen Kindern zu wahren, Hieroglyphen oder derlei, das zu erfinden sie eine Lust an der Qual der bewerteten Zöglinge treibt; wir haben gelitten darunter, krampfhaft gezittert vor diesen Hieroglyphen, die uns erst ein glücklicher Fund (der uns freilich nicht ungefährlich ward!) entziffern ließ. Das sind die, welche nicht Ströme von roter Tinte fließen lassen, um jedem Heft das Gepräge einer vorzüglichen Korrektur vor der hohen Obrigkeit zu verleihen; die ruhig einen Fehler übersehen; die jede Arbeit beurteilen nach dem, der sie schuf, nach seinem Arbeits- und Leistungsvermögen.

Diese seltenen Lehrer scheuen sich vor dem Zensieren nach dem hergebrachten absoluten Maßstab, vor dem Rangverleihen nach der absoluten Zahlenfolge. Sie rechnen nicht die Durchschnittsnote auf Grund der Durchschnittsfehlerzahl aus und weiter nicht den Klassenplatz nach der Valenz der Fachnoten, diesem schwierigen Berechnungssystem, in dem ganz einseitig die Sprachen hoch bewertet werden, während das naturwissenschaftlich-mathematische Wissensgebiet sowie die technischen Fertigkeiten mit der viel niedereren Valenz fürlieb nehmen müssen.

Sie wissen — was viele Eltern erst noch lernen müssen —, wie falsch es ist, auf diese Weise den Ehrgeiz anzustacheln; wie gerade die sensiblen (und das sind gewöhnlich auch die körperlich zarten) Kinder darunter zugrunde gehen müssen. Vor allem unter den Mädchen. Freilich: diese Ehrgeizanstachelung entspricht ja der historischen Tradition! Der selige Quintilianus legte vor 1800 Jahren großen Wert darauf. Die Jesuitenpädagogik hat das System auf die Spitze getrieben. Und der Philanthropismus, den wir darin so gern verurteilen, hat es mit seinen Verdienstorden für Fleiß und Ordnung, mit seinen Meritentafeln der fünfzigmal Belobten auch nicht viel schlimmer gemacht als wir mit unserer Rangordnung, mit unseren Zeugnissen. Daß sie einmal aufgegeben werden sollen, scheint nicht so nach dem Eifer, den das preußisch-deutsche Kultusministerium im vergehenden Jahre auf dem Gebiete historischer Forschung, soll sagen im Ausfindigmachen hundertjähriger Akten und Erlasse (die leider nicht verjähren!) betätigt hat. Aber schließlich kann die neue Ära ja anders denken!

Was dadurch in die Schule getragen ist? Eine wahre Rennwut. Zensur, Zeugnis, Klassenplatz — Zuruf aus dem Publikum, Preisverteilung, erster, zweiter, dritter . . . Sieger. Eigene Wege gibt es nicht, wenn man nicht Letzter werden will, oder gar ein Überzähliger. Die vorgeschriebene Rennbahn . . . Nun kann das Rennen beginnen! Die Weih-

nachtszensur ist da. Das Training der drei ersten Vierteljahre ist gewesen. He, hup! Hei, he, hup! Und zu Ostern wird man die Siege vernehmen.

Und wie der geschlagene Jockei nachher die Rüge seines Herrn zu erdulden hat, so das Kind die seiner Lehrer und — was es mehr, tiefer quält — die der Eltern. Denn die können sich am allerwenigsten daran gewöhnen, im Zeugnis mit seinen Zensuren und seinem Klassenplatz immer nur ein relatives Charakteristikum zu sehen, das abhängt vom Kind und von seinem Lehrer. Absolut kann die Schule gar nicht angeben, was ein Kind leistet; sie will es auch gar nicht. Sie tut nur, was ihr überliefert ist. Nicht zum wenigsten auch, weil die Entfremdung zwischen Schule und Haus so groß geworden ist, daß Zensur, Zeugnis, Klassenplatz die einzigen Verkehrsmittel sind auf diese Entfernung hin.

Viermal im Jahre lassen sich die Eltern ihre Laune verderben. Lassen sich als Weihnachtsgabe jetzt das Zensurenbuch überreichen. Und je nachdem: der Weihnachtsmann meint es gut oder schlecht. Anstatt überall frohes Kinderlachen zu hören, begegnet man verweinten Augen, begegnet man Trauer und Reue um junge Tote, die den letzten Schritt taten, nicht aus Haß gegen die Welt, gegen das Leben. Aber aus Angst vor der Bewertung ihrer Kräfte durch die Eltern auf Grund einer Urkunde, über deren vollkommene Klarheit und Wahrheit niemand entscheiden kann.

Aber sie gilt . . .

. . . nicht allein für die Lehrer, sondern leider auch für die Eltern. Und wird vielleicht noch lange gelten ungeachtet ihrer fast völligen Wertlosigkeit, ungeachtet der Verwirrung unter den Eltern, ungeachtet der Qualen, die für unzählige Kinder dadurch geschaffen sind. Bis man endlich Persönlichkeiten bilden, nicht aber allein eine Beamtenklasse erziehen will. Woran wir genug haben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Was wir entbehren, das sind die Willensmenschen, die mit dem eigenen, schöpferisch-schaffenden Ich.

Karl Wilker

Schutzzoll und Liberalismus

Im liberalen Lager ist ein unfruchtbarer Streit darüber entbrannt, ob es mit echtem Liberalismus vereinbar sei, der schutzzöllnerischen Idee Konzessionen zu machen. Unter Führung nationalliberaler Politiker ist ein Bauernbund begründet worden, der an der „bewährten" Schutzzollpolitik festhalten, im übrigen gegen den überwiegend Großgrundbesitzerinteressen vertretenden Bund der Landwirte entschieden Front machen will. Der lockende Vorteil, den Kampf gegen die verhaßten „Junker" gleichsam auf feindliches Gebiet hinüberspielen zu können, hat bereits alte linksliberale Freihändler ein Damaskus erleben lassen; sie glauben Zugeständnisse an die Entwickelung und an die Gewöhnung von dreißig Jahren machen zu dürfen und das Bekenntnis zum Freihandel nicht mehr als ein Kriterium des Liberalismus gelten lassen zu brauchen. Das nehmen nun wieder die Herren von der

demokratischen Vereinigung zum Vorwand, um noch nach dem Zerfall des Blocks jede Gemeinsamkeit mit dem ehemaligen „Blockfreisinn" abzulehnen. Einer der Wortführer leugnet jede Verträglichkeit zwischen Schutzzoll und Liberalismus und meint, wer die Duldsamkeit gegenüber andern Meinungen innerhalb des Rahmens der eigenen Partei zum Prinzip erhebe, negiere die Partei überhaupt und nehme dem Liberalismus jedes positive Ziel. Damit hat er den maßgebenden Kreisen im Verbande echt-marxistischer Leute gewaltig imponiert. „Es ist interessant," schreibt der „Vorwärts", „daß auch einmal ein bürgerlicher Politiker es offen ausspricht, daß innerhalb einer Partei, die etwas erreichen will, unbedingt eine Geschlossenheit der Auffassungen und Ziele vorhanden sein muß, daß die Duldsamkeit gegen abweichende Meinungen innerhalb der Partei nichts anderes ist, als die Negation der Partei." Merkt es Euch, Ihr Schippel, Calver, Bernhard: die Revisionisten des bürgerlichen Liberalismus stehen der Bebel, Kautsky, Mehring näher als Euch!

Im Grunde streitet man sich um des Kaisers Bart. Ob Schutzzölle vom Standpunkte eines liberalen Politikers gebilligt werden dürfen, hängt ganz davon ab, was für Zwecken sie dienen. Wenn sie notwendig sind, um einer Nation produktive Kräfte zu erhalten, so ist nicht einzusehen, warum es liberal sein soll, dagegen aufzubegehren. Will jemand im Ernst behaupten, die Regierung eines jugendlich vorwärts stürmenden Volkes wie des kanadischen sündige wider den heiligen Geist des Liberalismus, wenn sie die aufblühende Industrie ihres zukunftreichen Landes schutzlos den verheerenden Wirkungen von Schleuderpreisen amerikanischer Trusts preisgäbe? Freier Wettbewerb kann zwischen zwei Völkern nur dann für beide Teile heilsam wirken, wenn ihre wirtschaftliche Entwickelung ungefähr gleich weit gediehen ist. Warum erheischt die deutsche Landwirtschaft Zollschutz? Weil ihre durch das Klima und andere Verhältnisse wenig begünstigte Produktion den Wettbewerb entfernter Länder bestehen muß, die auf billigerem und zum Teil auch reicherem Boden, mit zum Teil lächerlich billigen Arbeitskräften unsere Hauptfrüchte bauen, die ohne Rücksicht auf Rentabilität exportieren müssen, und die zum Teil durch eine minderwertige Landeswährung exportfähig gemacht, alle aber durch die erstaunliche Entwickelung des modernen Transportwesens uns so nahe gebracht sind, daß sie ihre Erzeugnisse zu Preisen auf unsere Märkte werfen können, die oft nicht einmal die Produktionskosten unserer Landwirte decken. Streiten läßt sich über die Grenze, wo ein Schutzzoll anfängt die Bildung arbeitsfreier Rente zu begünstigen, aber ein bedingungsloses Freihändlertum ist ebensowenig liberal, wie es liberal genannt werden könnte, wenn man eine Regierung hindern wollte, in einer Gegend, die unter Überschwemmungen zu leiden hat, mit den Mitteln der Allgemeinheit Dämme bauen zu helfen, sofern die Kräfte der örtlichen Bevölkerung hierfür nicht ausreichen.

„Programme altern." In diesem Punkte hatte Fürst Bülow recht.

Gerade unsere entschiedensten freihändlerischen Liberalen pflegen immer die englischen politischen Zustände für musterhaft zu erklären. Giebt es aber weniger prinzipienfeste Parteien wie die Whigs und Tories? Gerade weil es in England wirklich parlamentarisch zugeht, gerade weil dort die Parteien abwechselnd in die Lage kommen, ihre Theorien in die Praxis übertragen zu müssen, können sie nicht prinzipienfest sein; denn das Leben kennt keine Grundsätze; es kennt nur Kompromisse. Von dem ersten englischen Parlamentarier, der die Verschwommenheit, Unbeständigkeit, Veränderlichkeit der Begriffe „Whig" und „Tory" in drastischer Rede klarstellte, sagte ein Witzbold: „He has untoried the tories and unwhigged the whigs." Deshalb ist es gar kein Wunder, daß der englische Tarifreformgedanke unter dem gegenwärtigen liberalen Kabinette seine ersten, noch zaghaften und schüchternen Schritte ins Leben unternimmt. Oder ist Lloyd-Georges-Patent-Akte etwa nicht ein Kind protektionistischer Denkweise? Protektionistisch ist auch das Fremdengesetz. Auch menschliche Arbeitskräfte sind in volkswirtschaftlichem Sinne Waren. Freihändlerisch lassen sich keine Einwanderungsbeschränkungen rechtfertigen. Unsere bedingungslosen Freihändler dürften also nicht einmal etwas dagegen einzuwenden haben, wenn chinesische Kulis massenhaft über unsere Grenzen strömten und mit ihrer Entbehrungsfähigkeit immer größere Mengen der nationalen Arbeiterschaft um Beschäftigung und Brot brächten.

War nicht der große Theoretiker eines vernünftigen Schutzzollsystems, Friedrich List, ein Liberaler im besten Sinne dieses viel mißbrauchten Wortes. Er hat wie kaum ein anderer in deutschen Landen um seine liberale Weltanschauung leiden und dulden müssen. Weil er für freiheitliche Verfassungsreformen agitiert, sich einer „Aufreizung gegen bestehende Staatseinrichtungen" schuldig gemacht, hat er im Kerker sitzen und hernach als Verbannter unstet in der Welt umherschweifen müssen.

Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Wenn liberale Politiker für Schutzzölle eintreten, die auch konservative fordern, so sind sie deswegen noch keine Ketzer.

Otto Corbach.

Appetit

Hat es nicht schon jeder erlebt? — Man kommt von einem Spaziergang nach Hause. Man hat noch hübsch weit, durch ein paar lange Straßen. Plötzlich überfällt einen der Appetit, dieses leere kitzelnde Gefühl im Gaumen, und so trabt man weiter, seinem Abendessen entgegen, in wachsender Aufregung. Man will dem Trieb nicht nachgeben, man hält es beispielsweise für ungesund, vor dem Abendbrot zu essen, man will nebenher auch zeigen, wie man sich beherrscht. Gierig geht es an den Geschäften vorbei, doch kann man sich nicht zurückhalten, immer wieder in diese Auslagen Blicke zu werfen, wo auf Marmorstufen Schinken mit in die Schwarte eingepreßten Firmen lagern, längliche Fleischstücke, in Spagatnetzen zum Export bereit,

Pasteten in Silberpapier und dazwischen wie zur Abwechslung aufgestellt Näpfe mit Senf bei glitschig-leuchtenden Aspikkuchen und vielfach gewundenen Flaschen, in denen Eingemachtes, Kirschen, Perl-Zwiebel, Mixed-Pickles lebhafte Farben zeigen. Neben ihnen verblaßt die rosa Leinwandrose in ihrem Topf und die kleine graugrüne Palme. Der Appetit schärft sich im Laufen, man muß langsamer gehen, doch da hat man erst recht Zeit, die prächtigen Schaustellungen der großen Delikatessengeschäfte zu mustern. Da sieht man nichts, als hinter weitem Glas die Körbe, in denen zwischen farbige Papierschnitzel hübsch gebettet rotgelbe Äpfel liegen, und in Schachteln die überwältigend großen, ganz gelben Calvilleäpfel, an manchen Stellen der Rundung mit Schwielen wie vor Süßigkeit, jeder einzelne in weiße Watteflocken eingehüllt. Diese sorgfältige Verpackung lockt einen besonders; denn was müssen das für Leckerbissen sein, mit denen man sich so Mühe nimmt. O Gott, vielleicht hat jeder einzelne dieser Äpfel für sich einen Namen, wie ein Kind. Man möchte in das Geschäft eintreten und fragen: Bitte, wie heißt dieser stramme, gesunde, dieser Bub ganz links im Korb? ... Doch weiter, vorwärts, nach Hause! Neben dem Sorgfältigen bringt einen jetzt das Massenhafte auf, diese Schüsseln voll von verästelten zackigen Walnußkernen. Gibt es eine eigene Maschine, um sie so vollständig aus der Schale zu knacken? Und die Käse, auf die man solche Lust bekommt: Gorgonzola, eßbarer Marmor, oder Eidamer, angeschnitten wie eine Frucht, oder Emmentaler mit diesen pikant feuchten Löchlein, unter Glasglocken, oder weiche Packerl aller Sorten, die man so gern ein bißchen in der Hand drücken würde, mit Zartheit ... Vor Sehnsucht atmet man schwerer. Eine Art von Verzückung macht einen schläfrig, wehmütig fast. Weiße Muscheln spiegeln Ragouts vor, für die vorbereitet sie ausliegen. Das Goldpapier, um Marzipanschnitten gewickelt, löst man traumhaft ab, hört es unter den Händen knittern, hört die aufgebackenen Mandeln und die Zuckerglasur unter den Zähnen zerkrachen. Man spürt in den Fingern die sanfte und zugleich harte Berührung der Papierkrausen, wie sie geöffnete Kistchen mit Bonbons und kandierten Früchten hold umsäumen, o Papierkrausen wie an altmodischen Brautbuketts. Und nur einen Blick weiter schmeichelt man sich schon wieder an eine Gruppe von Ananas an, die mit ihren gelben reifen Schuppen und trockenen Blättchen an den Süden denken lassen, an Spielhöllen, an Stiegenaufgänge und Gärten in den Tropen irgendwo. Leise Violinmusik beginnt dazu ziehende Töne. Von diesen Klängen bewegt, bedauert man fast das Geflügel, das in Bündeln am Türpfosten hängt, im Schmucke verwelkten Gefieders, einem alten schlaffen Makart-Arrangement ähnlich. Und rühren denn niemanden die verrenkten langen Hälse, die Füße in mannigfacher Krümmung ganz unter den Leib gezogen, wie zusammengekauert ... Nein, nein, aus dem Appetit ist ein Hunger geworden und alle Bedenken als ebenso-

viele Ermunterungen empfindend würde man gern einhaun. Aber leider ist ja das alles noch roh! In einer Schneidemaschine aber liegt eine Kompagnie ungleicher Würste parat, gleichsam fertig zum Gefecht. Man brauchte nur zu drücken und sofort würde von jedem Stück eine duftige saftige Scheibe sich ablösen, herunterrollen, wie ein Rad, und direkt in den Mund einem hinein. Lockend sieht man sie an, möchte sie überreden, diese roten und grauen Schnittflächen, die mit weißen Fettsternchen gesprenkelt, mit Trüffelstückchen getupft, mit einer Mosaikarbeit von Schinken und vielem andern ausgelegt sind. Und das glänzende Messer auf ihnen, wie eine Zahnreihe!

Nach Hause! Aber vorher noch an Bäckereien vorbei, an weißen Läden mit Mehl, Eiern, Butter, kleinen stillen Honiggläsern, an eleganten Kolonialwarenhandlungen, ausgeschmückt mit blinkenden kupfernen Kaffeereservoiren, die wie riesige Öfen, wie Säulen aussehn. Und wie späht man auch in dumpfbeleuchtete Hökerläden, wo Säcke mit Erbsen und Bohnen stehn, in jedem ein kleiner Pappendeckelkarton mit schwarzen Ziffern, es sieht wie etwas Amtliches aus; eine Katze schleicht um die Wage auf dem Verkaufspult, um Gefäße mit trübmilchig schimmernden Gurken. Verzweifelt blickt man nebenan, es ist ein Fleischerladen, dem abgebrühten Ferkel in die leeren Augen. Sogar noch in die Apotheke ... Dienstmädchen sitzen und warten drinnen, ein Schulmädchen kauft Gummibonbons, der Apotheker schüttelt aus seinem Hornlöffel auf die schwankende Wagschale ein weißes Pulver, etwas Eßbares ... Gottlob, das ist das letzte Geschäft neben dem Haus, in dem man wohnt.

Max Brod

Finanzpolitisches

Optimismus überall! In New York auf die Kupfersteigerung, in London wegen der Besserung von Gold- und Diamantenshares, in Paris angesichts der unabsehbaren Abundanz und in Berlin durch seine Anpassungsfähigkeit, Nutznießerin von dem allen zu sein. Nebenbei erzeugt man dann noch höchst günstige Meinungen über Stand und Gang unserer Industrie, u. a. auch, um die Kurse der kleineren Papiere dieses so verwickelten Gebietes systematisch hinaufzusetzen. Natürlich bringen die neuen Kaufkreise nur wenig Erfahrung zu einer selbständigen Beurteilung der Marktlage mit. Sonst müßten ihnen doch die Oktoberziffern in Kohlen- und Koksabsatz auffallen. So unverändert durfte sich nämlich unser wichtigster Verkehr niemals zeigen, in Monaten, wo fortwährend von dem allgemeinen Aufschwung der Industrie gesprochen wird. Gegenwärtig segelt gleichsam unsere ganze Spekulation durch die Säulen zweier Jahresabschlüsse — der A. E. G. und Siemens-Schuckert. Beide Abschlüsse eben so glänzend, wie unmaßgeblich für viele andere Teile unserer Industrie, in denen die deutsche Technik nicht unaufhörlich neue Triumphe feiern kann. Am lehrreichsten jedoch wird der Anblick der Börse bei Schneewehen!

Sobald dann Telephon und Telegraph unterbrochen sind, zeigt sich so recht, wie der ganze Aktienverkehr gegenwärtig mit tausend Fäden nach der Ferne hin verbunden ist und durch die leiseste Stockung dann sofort seine ganze innere Haltung verliert. Stärker noch als die Schneewehen haben die Dividendentaxationen der großen Banken verwirrt. Was soll man erst in ungünstigen Geschäftsperioden befürchten, wenn in einem Jahre, wo sie die letzten Ladenhüter von ihren Papieren anbringen konnten, die Diskontogesellschaft nur 9 Prozent, die Dresdner nur 8½ Prozent usw. usw. geben möchte. Jene Herren sehen auch keineswegs wieder einen Abstieg voraus, für dessen Zwischenfälle Kräfte zu sparen wären. Nur Machtmittel wünschen sie wahrscheinlich anzusammeln und daher gewaltige stille Reserven, die als Dividenden in den Händen der Aktionäre weit besser aufgehoben sein würden.

* * *

Österreich hat seinen stärksten Mann verloren, seitdem der Tod Herrn v. Taussig überraschen mußte. In diesem Lande des Wohllebens, der Willfährigkeit, des Hochadels und der Klerisei bedeutet die Solidität eine doppelte Stärke. Man darf daher auch anderer Meinung sein, als einzelne Wiener Federn, die es an dem Verstorbenen auszusetzen fanden, daß er nicht so schöpferischen (!) Geistes wie z. B. Siemens gewesen sei. In Wirklichkeit hat er einen ungleich mächtigern Einfluß als der Begründer der Deutschen Bank ausgeübt, war ungleich schwieriger emporgestiegen und hatte dann nur Erfolge zu verzeichnen, keinen Augenblick durchbrochen von großen Niederlagen im Stile etwa der Mannesmann- oder der Northern-Pacific-Affäre. Nur selten pflegt ja ein Wunderknabe auch als Mann sich zu bewähren. Nachdem Taussig s. Zt. der einzige Börsenmann gewesen war, der sein kleines Geschäft gegenüber dem Krach von 1873 vorzüglich geleitet hatte, galt er, der Fünfundzwanzigjährige, in der Tat kaum mehr als ein junger Virtuose. Ihn dann sofort an die Spitze der Bodenkreditanstalt zu stellen, als Rekonstrukteur eines ganz zermorschten Institutes, erschien nur in Österreich möglich, wo die ersten Finanzmänner durch die schädlichen Ereignisse sämtlich gestürzt waren. Und in Deutschland würde man sich wohl auch inmitten einer solchen Krise die pedantischste Furcht vor der Jugend bewahrt haben. Indessen gerade Taussigs völlige Unbefangenheit vor den alten feinen Banktraditionen kam jenem Sanierungsprozeß trefflich zu statten. Weitab von schnellen und außerordentlichen Gewinnen erkannte er die wirtschaftliche Kraft des Staates und suchte deren volle Entwickelung anstatt durch die überstürzten Mittel von ehemals, vielmehr durch Stetigkeit und sodann allerdings auch durch ungewöhnliche Handelstüchtigkeit zu fördern. Auf diese Weise machte er sein Institut zur feinsten Emissionsgruppe, was gegenüber der Eifersucht der Rothschild-Kreditanstaltgruppe etwas heißen will, die bisher ganz allein

ihre Staatsanleihen übernahm. Gleichzeitig ist aber Taussig auch ein eminenter Eisenbahnmann gewesen, wie keineswegs nur die Staatsbahn erwies. Eine derartige Vereinigung der wichtigsten Ämter in einer Person ist wohl in keinem Lande, Amerika eingeschlossen, noch irgendwie möglich. Denn jenseits des Ozeans herrschen doch die Trustherren durch ihre Geldmacht und ihren schrankenlosen Eigennutz und keineswegs wie hier im Falle Taussig durch die Notwendigkeit der Umstände, die eben einen außerordentlichen Mann erforderten.

* * *

Von einem Generalstreik im Ruhrgebiet will es nicht still werden. Dies, obgleich die Führer nicht nur vor allen überstürzten Handlungen solcher Art in ihren Verbänden warnen, sondern auch öffentlich diese ihre Warnungen noch mitteilen. Damit befreien sie zwar die Zechendirektoren von vorläufiger Angst, den so tief verhaßten Zwangsarbeitsnachweis doch wieder fallen zu lassen, allein es wird, ungleich wichtiger, auch ein Gesamtausstand nunmehr stärker erschwert. Immerhin gewährt es ein trauriges Schauspiel, in einer Zeit, wo die Konjunktur und demgemäß wohl auch der Tageslohn günstige Aussichten haben, derartige unbegrenzte Gefahren zu erblicken. Denn leider erscheint es ziemlich sicher, daß die Leiter der Grubenleute nur den — Moment zu einem Streik für ungeeignet halten, aber für später ihn als einziges Mittel ansehen, jenen Zwangsarbeitsnachweis rückgängig zu machen. Natürlich ist es eine Fabel, daß die Zechendirektoren gerade jetzt einen solchen Kampf herbeiwünschten, wo derselbe mit einer entscheidenden Niederlage der Ausständischen endigen würde. Immerhin gibt es aber einige kalte Fanatiker, die neben ihrem Kohlengeschäft auch noch staatsmännische Fähigkeiten zu haben glauben, so daß sie nur aus einem ernsten Zusammenstoß einen endgültigen Erfolg für ihre Prinzipalsinteressen erhoffen. Diese wenigen Theaterbösewichte nun, wie man sie wohl nennen darf, sollten schleunigst außer Einfluß gesetzt werden. Denn die Erbitterung unter den Arbeitern wächst, und ihr Ausbruch könnte unserer gesamten Erholung schwere Wunden schlagen. Alle Erfahrungen sprechen gegen ein zu straffes Anspannen des Bogens, was sich einige Große, die ja im Hansabund liberal auftreten müssen, merken könnten.

* * *

Das türkische Selbstgefühl wächst, wie die Engländer seit kurzem hinsichtlich ihres Schiffsmonopoles auf dem Euphrat ersehen. Als Sir Ernest Cassel in Konstantinopel wider die Dette publique gesiegt hatte, wurde dies hier sofort als ein Schachzug gegen die Bagdadbahn ausgelegt. Nunmehr wiederum wird man in London Gelegenheit nehmen, jene plötzliche Opposition in Sachen des Euphratverkehrs als einen deutschen Gegenzug hinzustellen. Dies ist auch keineswegs unmöglich, weil infolge der britischen Deutschenfurcht sich jetzt allenthalben

ein Intrigenspiel entfaltet, gegen das es natürlich auch eine Abwehr, zuweilen selbst in Form eines Angriffes, geben muß. Nicht oft genug können wir auf diese neue schädliche Verschiebung hinweisen, die sich am deutlichsten in der kaum erst verjüngten Türkei beobachten läßt. Welche Hoffnungen setzte man nicht allgemein auf große Geschäfte modernen Stiles, als der alte Sultan endlich beseitigt war. Bald darauf ist aber an die Stelle von Industrie und Finanz die Diplomatie getreten, und seitdem wähnen eben die Türken, ganz als ob sie noch die alten wären, daß ihr Vorteil anstatt in der Förderung wirklicher Kulturarbeit, weit bequemer in der Ausnützung der diplomatischen Uneinigkeit liege. Und diese heillose Verwirrung fängt erst an.

* * *

Die Eisenerze machen Geschichte! Wenigstens am Riff, wo die Spanier so große Opfer an Gut und Blut bringen. Wer nun noch gar besonders klug sein wollte, sprach von dem Mannesmannsyndikat (Deutsche Bank), um damit auf die „feine Hand" Deutschlands in jener so unseligen Komplikation zu zeigen. Diese, man kann wohl sagen: bornierte Meinung, ist in vielen ersten Geschäftskreisen des Auslandes tatsächlich weit verbreitet. Solche Leute wissen aber nicht, daß unsere Reichsregierung sich noch niemals zu einem Organ selbst noch so großer Privatinteressen (die hier gar nicht einmal so groß sind) herabgewürdigt hat, ja daß man ein solches Ansinnen kaum jemals an unsere Regierung zu stellen gewagt. Möglicherweise kommt sogar Krupp dabei besser fort, weil dieser klug genug war, sein afrikanisches Eisenerzsyndikat zusammen mit Schneider im Creusot zu bilden. Die französische Regierung ist ja natürlich konzilianter!

Pluto

Zu unseren Bildern

Karl Buchholz.

Auf dem Friedhof von Weimar, in dessen Schatten ein erlauchter Kreis der besten Deutschen unter rauschenden alten Baumkronen ausruht, liegt oben auf dem Hügel der jüngeren Felder, von dem sich der Blick weit über die Stadt und die sanften Höhen des Thüringer Landes dehnt, ein wenig gepflegter Grabhügel mit einem buntbemalten Kreuz aus Schmiedeeisen. Wo die Arme des Kreuzes sich treffen, ist ein offenes Eisentürchen, das eine schlichte, an treuherzigen orthographischen Fehlern reiche Inschrift auf weiß gestrichenem Grunde lesen läßt. Hier ruht, so werden wir belehrt, der „Maller" Karl Buchholz, der 1840 zu Schloßvippach im Weimarischen geboren war und 1889 in Oberweimar, dem lieben Nest am Ende des Parkes, starb. „Fride" seiner Asche! schrieb die ungeübte Hand noch darunter. Starb — ja „starb"! Man könnte auch dies Wort in Anführungszeichen setzen. Denn Buchholz war es selbst, der seinem Leben ein gewaltsam Ende machte; ein erschütterndes, grausiges Ende, da sich der Körper des noch nicht Fünfzigjäh-

rigen sträubte, seinem Willen zu gehorchen, und erst dessen zweitem, wütenderem Angriff erlag.

Wenn der bescheidene Grabhügel jetzt wenigstens ein bischen besser bedacht und sein Blumenschmuck gelegentlich erneuert wird, so haben wir das ebendem Manne zu danken, der, anderthalb Jahrzehnte nach Buchholz' Tod, die Aufmerksamkeit auf das vergessene Lebenswerk des frühvollendeten Freundes zurücklenkte: Franz Hoffmann-Fallersleben. Sein bleibendes Verdienst ist es, daß Buchholz' Kunst in der retrospektiven deutschen Landschaftsabteilung, die der großen Berliner Kunstausstellung von 1905 die Signatur gab, ihre Wiederauferstehung erlebte; daß ihm die Jahrhundertausstellung des folgenden Jahres endgültig seinen historischen Platz anwies.

Als Buchholz dahingegangen, ward sein Atelier aufgeräumt. Der gesamte Nachlaß, eine Riesenmenge von Bildern, Studien und Skizzen, wurde in einem Tage für die Gesamtsumme von 1700 Mark losgeschlagen. Manche bezahlten bei der Versteigerung für ihren Erwerb ganze drei Mark; der Großherzog kaufte ein größeres Bild für 300 Mark. Käme die „Masse" von damals heute unter den Hammer, würde sie viele Hunderttausende bringen. Es sind Leute nachweisbar, die ein für zehn Mark erworbenes Werk schon vor längerer Zeit für 1500 weiter verkauften. Ungemein beruhigend, daß wenigstens diese Verehrer Buchholz' erkleckliche Sümmchen an seinen Arbeiten verdient haben, nachdem er selbst sich verblutet hatte.

Er hatte zwar in den siebziger Jahren und zu Beginn der Achtziger auf den Ausstellungen in Dresden, Wien und München vorübergehende Erfolge; auch Karl Alexander interessierte sich vielfach für ihn. Aber dann war es plötzlich zu Ende. Er verkaufte nichts mehr. Man ging über ihn zur Tagesordnung über. Buchholz trug sich mit dem Gedanken, Weimar zu verlassen, um anderswo sein Glück zu suchen; aber er wollte, wie er sagte, „seine alte Mutter nicht im Stiche lassen". Bald darauf tat er der guten Bauersfrau, die ihn getragen und geboren hatte, viel größeren Schmerz an. Die Verzweiflung, die über ihm zusammenschlug, war rettungslos geworden.

Die Zeit war noch nicht reif für die Ehrlichkeit und Keuschheit von Karl Buchholz' zarter Landschaftskunst. Man erkannte nicht die tiefe Andacht des Naturgefühls, mit dem er in der scheinbar nicht sonderlich „interessanten" Flachlandschaft am Rande des Thüringer Waldes, im Weimarer Park, auf dem „Webicht", dem deutschmärchenhaften Gehölz zwischen der Residenz und Tiefurt feine malerische Wunder entdeckte. Er kannte wie kein anderer das Weimarer Land, wo sein Leben begann und weiterging, wo er, als Schüler Max Schmidts und Theodor Hagens, seine Studien gemacht hatte. Einmal nur unternahm er einen Streifzug nach dem Harz. Sonst blieben die Wälder, Hügel, Dörfer und Gärten der engeren Heimat sein einziges großes Thema, dessen intime Schönheiten er mit phrasenlosem Ernst immer wieder verkündete. Besonders liebte er dabei die malerische Poesie zurückhaltender

Stimmungen, den Reiz klarer Luft und froher Helligkeit; nur ausnahmsweise ward er dramatisch, wie in dem prachtvollen Bilde des „Aufkommenden Gewitters", das einem Leipziger Sammler gehört. Es gab nicht viele damals bei uns, die den atmosphärischen Problemen so unbefangen gegenübertraten; die so viel Sinn für Licht und Luft aufwiesen; die so rein malerisch empfanden und so unmittelbar mit der Farbe ihre Eindrücke wiederzugeben wußten; die eine behutsame, liebevolle Pinselführung und ein Gefühl für geschlossene Bildwirkung mit einem so breiten und flüssigen Vortrag verbanden. Aber wer begriff das damals außerhalb eines ganz engen Kreises!

So vereinsamte er. Wie kräftig und schaffensfroh blickt uns sein schöner Kopf aus dem Porträt von Otto Günther an, das ich, wiederum dank der Freundlichkeit Hoffmann-Fallerslebens, diesem Hefte einfügen kann (auf Seite 551). Das Original unserer Reproduktion ist ein Fragment, nur die Untermalung zu einem Bildnis, in Grisaillenfarben auf Holz gesetzt; aber gerade in seiner Unfertigkeit wirkt es besonders frisch und lebensvoll, man möchte schwören, daß es sehr ähnlich war. Auch Günther (1838 bis 1884) gehörte dem Weimarer Kreise an. Er war ein geborener Hallenser, der zuerst in Düsseldorf, dann, in den sechziger Jahren, in der Thüringer Musenstadt studierte, noch als Schüler Prellers und Arthur von Rambergs, der später in München als Anreger der Leibl-Generation eine so bedeutende Rolle spielte. 1876 ging Günther als Professor nach Königsberg, wo er indessen das Klima so wenig vertrug, daß er schon vier Jahre später nach Weimar zurückkehrte; in dieser letzten Zeit entstand das Buchholz-Porträt. Von den sonstigen Werken des Künstlers sind namentlich seine Genreszenen aus der Thüringer Bauernwelt bekannt geworden; darunter vor allem der „Feierabend" mit gemütlich plaudernden und rauchenden Landleuten vor einem Dorfhause.

Wenn ich auf dem Weimarer Friedhofe von der kalten Pracht der Fürstengruft und der stimmungsvolleren Ruhestätte von Goethes Familie zu Buchholz' Hügel hinübergehe, muß ich immer an den Weg denken, den man auf dem protestantischen Friedhof bei Florenz von Böcklins stolzem und würdigem Grabdenkmal zu einer abseits gelegenen Stelle zurücklegt, wo ein verwitterter Stein unter üppigem Efeugewucher die ergreifende Inschrift trägt: „Hier ruht zerbrochen nach schwerem Kampf der Maler, Radierer, Bildhauer Karl Stauffer-Bern". Es paßt zu diesem stürmenden Genie, das sich umsonst von Deutschland nach Italien flüchtete: dies zornige „Zerbrochen nach schwerem Kampf". Und es paßt zu dem stillen Manne, der in der kleinen mitteldeutschen Residenz nicht minder elend zugrunde ging: dies rührende „‚Fride' seiner Asche". Es klingt wie ein leises Weinen aus guten, treuen Bauernaugen . . .

Max Osborn

*

Hermann Struck, von dem dies Heft (auf S. 567) eine feine Radierung bringt, hat sich von einem Porträtisten der Schule

Max Koners zu einem unserer liebenswertesten Graphiker entwickelt. Sein Werk umfaßt Blätter mannigfacher Art, Bildnisse, unter denen die ungewöhnlich große Platte mit dem Kopfe Gerhart Hauptmanns hervorragt, Landschaftsstücke aus der Mark Brandenburg und weiteren Gebieten, Erinnerungen von südlichen Reisen nach Italien und nach dem Orient, wo der dem Glauben seiner Väter leidenschaftlich ergebene Jude mit frommen Schauern zu den Stätten des heiligen Landes pilgerte. Mannigfach aber sind die Blätter Hermann Strucks (der 1876 geboren ward und nicht mit seinem sechzehn Jahre älteren Namensvetter Hugo Struck verwechselt werden darf, der gleichfalls als Radierer tätig ist und z. B. Menzels kostbares Fragment „Bon soir messieurs" nachbildete) — diese Blätter sind besonders darum so mannigfaltig, weil ihr Erzeuger ein Meister in allen Methoden und Verschmitztheiten der Stecher-, Radier- und Ätztechnik ist. Er beherrscht diese schwierigen und komplizierten Dinge nicht nur, er gehört daneben noch zu den wenigen, die sie klar auseinanderzusetzen verstehen, und er hat darüber sogar ein ebenso instruktives wie anmutiges Buch veröffentlicht, das jedem Aufklärung Suchenden dringlichst empfohlen sei („Die Kunst des Radierens". Berlin, Paul Cassirer, 1908). Unser venezianisches Blatt, das in der Zartheit seiner Linien, in dem malerischen Kontrast von Vordergrund und Ferne und in dem whistlerisch-japanisierenden Aufbau der Komposition den holden Traum von S. Giorgio Maggiore vor Venedig beschwört, ist zugleich ein Beispiel für Strucks technisches Können. Es ist zunächst eine geätzte Strichradierung. Dann wurde die Platte mit der „kalten Nadel" des Stechers überarbeitet, und bei der Gondel, wo es darauf ankam, weiche, intensive Schwärze zu erzielen, ward der sogenannte „Grat" (das durch den Stichel verdrängte Metall der Kupferplatte, das sich vorn oder an den Seiten der Linien heraushebt) nicht, wie üblich, mit dem Schaber entfernt, sondern stehen gelassen, damit diese winzigen Metallwülstchen, die beim Einschwärzen Farbe annehmen, beim Druck mitwirken, an den betreffenden Stellen einen tiefen Ton zu erzeugen. D.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11.
Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Von neuen Büchern

Selten reich war die Ernte der letzten Wochen an guten Büchern. Jedes Jahr erscheinen in den letzten Monaten vor Weihnachten zahllose Werke, sie kommen und gehen und sind rasch vergessen. Vieles aber von dem, was in diesem Jahre auf den Büchermarkt geworfen wurde, wird bleiben. Charakteristisch ist es, daß die Zahl der Neuausgaben (wie es in der Natur der Sache liegt) langsam abnimmt, daß dafür den Erzeugnissen der Moderne wieder die fast ungeteilte Beachtung entgegengebracht wird.

Seit Jahren versprochen, immer wieder vergeblich erwartet, erscheint endlich die freie Übertragung der Alkestis des Euripides von Hugo von Hofmannsthal in dem Jahrbuch „Hesperus", das der Insel-Verlag zu Leipzig herausgibt. Drei Männer haben sich in diesem Bande zusammengefunden, von denen jeder eine Hoffnung der deutschen Literatur ist: Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt. Die Übertragung der „Alkestis" stammt aus dem Jahre 1893, sie steht mit am Anfang des Schaffens Hofmannsthals. Auch sie zeigt uns, wenn wir sie mit der letzten Neudichtung des Dichters, dem „Ödipus rex" des Sophokles (Verlag S. Fischer, Berlin) vergleichen, daß der Anfang zugleich die künstlerische Höhe des Sprachkünstlers Hofmannsthal bedeutete. Niemals wieder hat er solch tönende Worte gebildet, solch plastische Bilder gefunden wie in dieser Übertragung, welche ebenbürtig neben dem „Tod des Tizian" stehen kann. Außerdem bringt das Jahrbuch von Hofmannsthal ein dramatisches Fragment „Silvia im Stern", einen einzigen Akt in einem Sprachstil, welcher deutlich an die Prosa Lessings erinnert,



Der Rossebändiger. Von Nicolas Couston (16?8—1733). (Aus A. Springer: „Handbuch der Kunstgeschichte" 4. Bd. 8. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann.)

das uns aber, so kurz abgebrochen, dichterisch wenig geben kann. Bedeutung gewinnt diese Veröffentlichung nur durch die Mitteilung einiger Zeitungen, daß dieses Fragment die Grundlage des Librettos der neuen von Richard Strauß in Musik gesetzten Oper sein soll. Im ganzen betrachtet erscheint der „Hesperus“ vor allem als ein Jahrbuch der Übersetzungen, er bringt als Proben aus Rudolf Alex. Schröders Homer-Übertragung Fragmente aus dem sechsten und elften Gesang der Odyssee, welche einen großen Fortschritt über Voß hinaus bedeuten, und zwei kurz abgerissene Stellen aus Rudolf Borchardts deutschem Dante. Borchardt hat erfreulicherweise die Terzinen beibehalten, seine Verse haben einen schönen Klang, sind aber so voller Fehler gegen die deutsche Grammatik, daß man den Sinn trotz wiederholten Lesens häufig nicht erkennen kann. Weit besser gelungen ist seine Übertragung von Pindars drittem pythischem Gedicht. Das Jahrbuch füllen drei selbständige lyrische Gedichte von Borchardt und Schröder und eine überaus feinsinnige Analyse von Stefan Georges Siebentem Ring aus der Feder des Dichters des „Buches Joram“.

Im Gegensatz zu Dehmel hat es Richard Schaukal immer verstanden, seinen Dichtungen nach einigen Jahren höchst kritisierend gegenüberzutreten. Niemals läßt er einen Band Gedichte vollständig neu auflegen, er gibt nur immer neu gesichtete Sammlungen seiner „Ausgewählten Gedichte“ heraus. (Verlag Georg Müller, München.) Schaukal ist einer unserer feinsten Lyriker, er verfügt sowohl über einen rein lyrischen, meist liedmäßigen Ton, den er am Volkslied, an Goethe und Heine geschult hat, und über eine bildmäßige, oft balladeske Darstellungskunst, welche in ihrem feinen Empfinden für die Klangwirkung jedes Wortes den Jünger Stefan Georges verrät. So scheidet sich die vorliegende Auswahl in zwei Teile, in einen Band „Verse“, in dem die 1904 erschienenen „Ausgewählten Gedichte“, neu gesichtet und durch die besten Lyrika des „Buchs der Seele“ erweitert, auferstehen, und in einen Band „Bilder“, der die bildhaften Gedichte vereinigt. Die gesammelten „Nachdichtungen“ sollen folgen.

Wie ganz anders wirkt die Gestalt Carl Michael Bellmans auf uns ein, des schwedischen Anacreons, der seltsamerweise in Deutschland dem breiteren Publikum völlig unbekannt geblieben ist und endlich jetzt, mehr als hundert Jahre nach seinem Tode, gleichzeitig von zwei deutschen Schriftstellern neu entdeckt wird. „Wir Deutschen sind nicht ohne Grund stolz darauf, daß wir uns die Größen der Weltliteratur zu eigenem Besitz erworben haben, daß uns Dante und Cervantes, Molière und Shakespeare vertraut und lieb sind fast wie ihren Landsleuten. Zu dieser Weitherzigkeit steht es in seltsamem Kontrast, daß uns Schwedens genialster und volkstümlichster Dichter gar so fremd ist: wie selten läßt der Name Carl Michael Bellmans ein deutsches

Auge verständnisvoll aufblitzen. Darin liegt ein Unrecht und eine Armut." Diese Worte schreibt Gustav Roethe in seiner, Bellmans Persönlichkeit und Kunst von allen Seiten beleuchtenden Einführung in die Neuausgabe von „Fredman's Episteln", die Felix Niedner aus dem Schwedischen übertragen hat. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.) Gleichzeitig gibt Hanns von Gumppenberg ein „Bellman-Brevier" mit den Episteln und Liedern heraus (Verlag Albert Langen, München). Bellman war ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, er wurde 1740 in Stockholm geboren und lebte ein Leben voller Abenteuer, bald in Not und Elend, bald an des Königs Hof bei Tanz und Gesang. In seinen Dichtungen hat dieses Leben seinen Spiegel gefunden. Man denkt beim Lesen an Nithart von Riuventhal, den großen Gegner Walters von der Vogelweide, der vom Tanz der Bauern und Dirnen sang. So auch Bellman. Das alte Stockholm steht auf mit seinen engen Gassen und Winkeln, das Leben seiner Einwohner, welche jenseits der Gesellschaft standen, erwacht vor uns. Eine heiße Sinnlichkeit pulsiert in des Dichters Liedern, sie fließen über von Lebenslust, und die Gestalten, welche in seinen Büchern ihr Wesen — oder besser ihr Unwesen — treiben, gemahnen uns an Shakespeares Menschen. Sicherlich wird Bellman jetzt, dank der beiden guten Übertragungen, seine Auferstehung in Deutschland feiern können. (K. G. W.)


Thomas Gainsborough: Der blaue Knabe.
(Aus A. Springer: „Handbuch der Kunstgeschichte." 4. Bd. 8. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann.)

Aus der Kunstliteratur

Von dem bekannten, ausgezeichneten „Handbuch der Kunstgeschichte" Anton Springers (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig) ist diesmal der vierte Band in einer neuen Auflage erschienen — es ist bereits die achte. Dieser Band, der die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts umfaßt, ist einer

der wichtigsten des großen Kompendiums. Schon Springer selbst hing gerade an diesen Abschnitten mit besonderer Zärtlichkeit, und der Bearbeiter der neuen Auflage, Felix Becker, der seinen früher bescheiden verschwiegenen Namen jetzt zum erstenmal nennt, ist schon seit Jahr und Tag mit größter Sorgfalt bemüht, den ursprünglichen Text zu ergänzen, weiter auszugestalten und mit den jüngsten Ergebnissen der Forschung in Einklang zu bringen. Die Illustrationen sind wiederum mit Umsicht und Verständnis vermehrt, die Zahl der Farbentafeln gestiegen. Ein besonderer Gewinn aber ist es, daß Goya ein eigenes kleines Kapitel erhalten hat; denn der große spanische Meister hatte merkwürdigerweise bisher in dem ganzen fünfbändigen Springerschen Handbuch keinen Platz gefunden. Jetzt fiel sogar eine Farbentafel auf sein Teil: eine vortreffliche Reproduktion des „Maibaums" in der National-Galerie.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena legt zu Weihnachten die ersten zwei Bände einer neuen Serie vor, die auf das wärmste empfohlen werden kann. Ihr Titel ist: „Die Kunst in Bildern", d. h. es soll vor allem durch reiches und sorgsam ausgewähltes Bildmaterial Anschauung vermittelt werden. Die Werke selbst sollen für sich sprechen, ohne daß sich ein Erklärer zwischen sie und den Beschauer drängt. Aber in einer ausführlichen Einleitung werden die allgemeinen Gesichtspunkte zusammengefaßt, von denen aus das Studium unternommen werden soll, und Erläuterungen, [illegible] die einzelnen Bilder an[illegible] schließen sich hinterher zu ein[illegible] hang zusammen. Ein beson[illegible] Vorzug dieser Bände ist ihre [illegible] keit, und man wird es [illegible] niedrigen Preise gern [illegible] halten, daß die zweihundert [illegible] bildungen nicht in allen [illegible] die allerhöchsten Ansprüche be[illegible] digen. Es handelt sich hier [illegible] um eine Sammlung von Ku[illegible] blättern, sondern um eine Bild[illegible] folge, die dem Neuling eine [illegible] regung, dem Kenner eine Erin[illegible] rung und einen gleichsam leicht [illegible] gänglichen Apparat bedeuten [illegible] Die beiden ersten Bände um[illegible] fassen die altdeutsche Ma[illegible] lerei und die Frührenais[illegible] sance der italienischen Malerei. Jene ist von [illegible] Heidrich, diese von Mi[illegible] Hamann bearbeitet und her[illegible] gegeben. Hier wie dort ist [illegible] Material der zweihundert Bi[illegible] ganz ausgezeichnet zusam[illegible] gestellt.

Ein vortreffliches Buch [illegible] diesmal Paul Schubri[illegible] Weihnachten heraus. Es ist [illegible] höchstwillkommene Monogra[illegible] über die Sixtinische [illegible] pelle (Verlag von Fr[illegible] Co., Rom). Das handliche, [illegible] achtundzwanzig Abbildungen [illegible] schmückte Buch faßt mit gro[illegible] Geschick die Forschungen [illegible] sammen, die sich bisher um [illegible] stolzeste Monument der italie[illegible] Renaissancekunst bemüht [illegible] durch die erschöpfende Pu[illegible] von Ernst Steinmann vor [illegible] Jahren ihren vorläufigen [illegible] gefunden haben. Schubri[illegible] beit kommt zahlreichen [illegible]

derer entgegen, die ein Haus- und Handbuch über die Sixtina ersehnten. Er nutzt dabei die Resultate seiner Vorgänger, vor allem Carl Justis, aber er ist ein viel zu selbständiger Kopf, um nicht in der allgemeinen Charakteristik wie in mannigfachen Einzelheiten Neues und sehr Persönliches zu bringen. Die Bildertafeln im Autotypiedruck sind ganz ausgezeichnet und geben tatsächlich in kleinerem Format einen Ersatz für die wundervollen großen Abbildungen des Steinmannschen Werkes.

M. D.

Anselma Heine: Eine Peri. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Der Kieler Physiologe Hensen nannte Plankton die Gesamtheit der kleinen, zierlich gebauten, beweglichen Lebewesen, die ihr kurzes Dasein an der Oberfläche des Meeres hinbringen, von Wind und Woge getrieben, ruhelos, ohne Halt, ohne Wohnung und Grund, über der ungeheueren, schwarzen, lichtlosen Tiefe. An dieses Plankton habe ich immer denken müssen, als ich Anselma Heines feine und menschenkundige Erzählung zuerst in Velhagen und Klasings Monatsheften las. Die Geschichte einer Frau, die durch fremden Zwang und eigenes Wesen in dies Plankton geraten ist, in dies menschliche Plankton, das an der Oberfläche schwimmt, von Stunde und Zufall getrieben, ruhelos, ohne Wohnung und Haus, zitternd im Licht über der ungeheueren, schwarzen, eisigkalten Tiefe. Aus dem Wunsche dieser Frau, sich ins Seßhafte, Umgrenzte, in das Haus der täglichen Pflichten zu retten, entsteht die Tragik des Romans, dieser Geschichte von einer Peri, der es nicht gegeben ist, die paradiesöffnende Perle zu finden. Dabei wird die ganze Naturgeschichte der Planktonmenschen in unvergeßlichen Umrissen gezeigt und mit sicherem Humor der große Stoff von dem engen Rahmen umschlossen.

C. F.

Ein Volksdichter unserer Tage

Wir haben in Deutschland nur einen einzigen Dichter, der „Chansons“ schreiben kann, die einen literarischen Wert haben: Hans Hyan. Wohl sind vor ihm von diesem und jenem einzelne „Chansons“, die Kunstwerke sind, geschaffen worden,; es sind aber, mehr oder weniger, Zufallsprodukte. Hans Hyan ist der erste, der den Chanson in Deutschland auf eine künstlerische Höhe gehoben hat, die ihm einen bleibenden Kulturwert sichern wird. Man beachte dabei: Aristide Bruant, der famose Chansonnier des Montmartre, hat ein wundervolles Schloß an der Seine, und man trinkt bei ihm den besten Burgunder in ganz Frankreich; seine Lieder, von Steinlen genial illustriert, sind in wundervoller Ausstattung erschienen und in jedem Salon zu finden. Hans Hyan, der Berliner, kann sich um das Verdienst seiner Chansons kaum seine Zigarren kaufen; sie sind in einem Zehnpfennigheftchen in schimpflichem Druck bei einem jammervollen Kolportageverleger erschienen!

Es wäre gar nicht zu ver-

wundern — in Deutschland — wenn auch Leo Hellers Lieder in solchem Zehnpfennigheftchen, das „die Kunst ins Volk tragen soll", erschienen wären, es ist gewiß der reine Zufall, ist persönliches Glück, daß er für seine Bände: „Volkslieder", „Bunte Lieder", „Garben" und „Präludien der Liebe" einen anständigen Verlag gefunden hat. Denn Leo Heller hat, wie Hans Hyan, nur einen kleinen bescheidenen Platz, auf dem er steht: dieser Platz aber ist sein festes, unbestrittenes Eigentum. Es ist seltsam, wie diese beiden Dichter, die innerlich auch nicht das geringste miteinander zu tun haben, die vielmehr die allerschreiendsten Gegensätze zueinander bilden, nach außen hin ein so ähnliches Schicksal haben. Seit zehn Jahren haben alle Vortragskünstler und Künstlerinnen überall in Deutschland ihre besten Erfolge mit Hans Hyans Chansons, genau eben solange werden überall Leo Hellers kleine Lieder gesungen — kein anderer moderner Dichter ist so wie diese beiden in die breitesten Schichten gedrungen. Und doch könnten beide verhungern, wenn sie von diesen — großen — Erfolgen leben müßten. Die modernen Komponisten greifen, nach O. Strauß' Vorgang, zu Hellers Büchern wie nach warmen Semmeln, über hundert seiner kleinen Lieder sind bereits vertont! Aber irgend ein Schuster, der einen jämmerlichen Operettentext recht und schlecht zusammenhaut, verdient das hundertfache.

Seinen eigenen Ton schlug Heller schon gleich in seinem ersten Bande an: „Volkslieder in modernem Gewande." Freilich wachsen hier noch manche billige Brombeeren, manche Töne sind falsch und vergriffen, manche Pointe allzu gewollt, allzu naiv und banal. Aber das starke Empfinden für das Sangliche, das Gefühl für das Volkslied macht sich bereits geltend, man kann fast sagen: wo er den Chanson versucht, vergreift er sich fast immer, wo er aber liedmäßig schafft, greift er mit schlafwandlerischer Sicherheit urechte Töne. Zeilen wie diese:

„Großmütterchen sang's,
Und Mütterchen singt's,
Und Töchterlein wird's einmal
singen — —"

klingen weich im Ohre, rufen ordentlich nach Musik, wie so manche andere dieser kleinen Lieder. So wurde gleich aus dem ersten Bändchen Hellers eine ganze Reihe Lieder populär, wie „Fein Röschen", „Das Lied vom Mädel" usw.

In den nächsten Bändchen „Bunte Lieder" und „Garben" wird dann Hellers Schaffen viel bewußter. Er erkennt durchaus die Domäne, die sein Eigentum ist, und gewinnt Geschmack genug, auf das billige Poetenlied fast durchweg zu verzichten. Die Form wird klarer, einfacher, vor allem in sich abgeklärter, lyrischer; der Volkston tritt immer stärker hervor.

„Hätt' die Frau Mutter
Die Brill nit vergessen,
Wär' unterdessen
Kein Unglück geschehn.
Hätt' die Frau Mutter
Die Brill nit im Lädel,
Hätt' sie ihr Mädel
Küssen gesehn."

Hier und in manchen andern Liedern ist der alte Volkston sehr glücklich getroffen und wiedergegeben; wieder in anderen finden wir diesen Ton dann weitergebildet für unsere Zeit. Noch sprechen Junker, Grafen und Hidalgos, Marquisen und Herzoginnen in diesen beiden Bänden, noch machen die unvermeidlichen Pierrot und Colombine ihre Aufwartung, aber daneben, und immer stärker, treten Liese und Grete, Fritz und Hans hervor: Menschen, die in der Sonne unserer Tage atmen. Und die Lieder, in denen sie leben, scheinen mir vor allen berufen, in den Liederschatz unseres Volkes überzugehen.

So, deucht mich, ist die Entwicklungslinie Hellers gegeben, sie führt in seinem letzten Bande „Präludien der Liebe" wieder ein gutes Stück bergauf. Immer noch pflegt er den alten Volkston, und manch prächtiges Stück dieser Art steht in der neuen Sammlung. Aber der moderne Volkston tritt immer stärker hervor, und stets bestimmter und sicherer ist die frische Form, die Heller für ihn fordert. Nur an einer Stelle fällt Heller hier aus dem Rahmen, freilich in einer Weise, daß man fast wünschen könnte, er möge es öfter tun. Ganz unvermittelt schlägt er plötzlich eine andere Saite an, gibt uns eine Ballade — „Der Bauer und der Tod" —, die von einer Einfachheit und Kraft ist, wie kaum eine andere moderne Ballade.



David Teniers d. J.: Wirtsstube
(Aus A. Springer: „Handbuch der Kunstgeschichte." 4. Bd. 8. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann.)

Die Entwicklung dieses Dich-

ters ist so klar, übersichtlich, so stetig und organisch, daß man mit ruhiger Gewißheit voraussagen kann, daß er noch lange nicht seine Höhe erreicht hat. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen, daß er noch recht oft die Empfindung haben möge, die er in diesem kleinen Liedchen in Worte kleidet:

Ich fühl' mich schwach und arm und klein,
Ein Bettler muß an meiner Statt
Ein König sein.
So stumpf bin ich und matt.

Doch stets, wenn mir ein Lied gelang,
Wenn meine Seele sich befreit'
Und schluchzend sang,
— O Gott, die süße Zeit!

Dann bin ich stolz und kühn, und mein',
Ein König muß an meiner Statt
Ein Bettler sein.
So reich bin ich und satt.

Hanns Heinz Ewers

Neue Kinderbücher

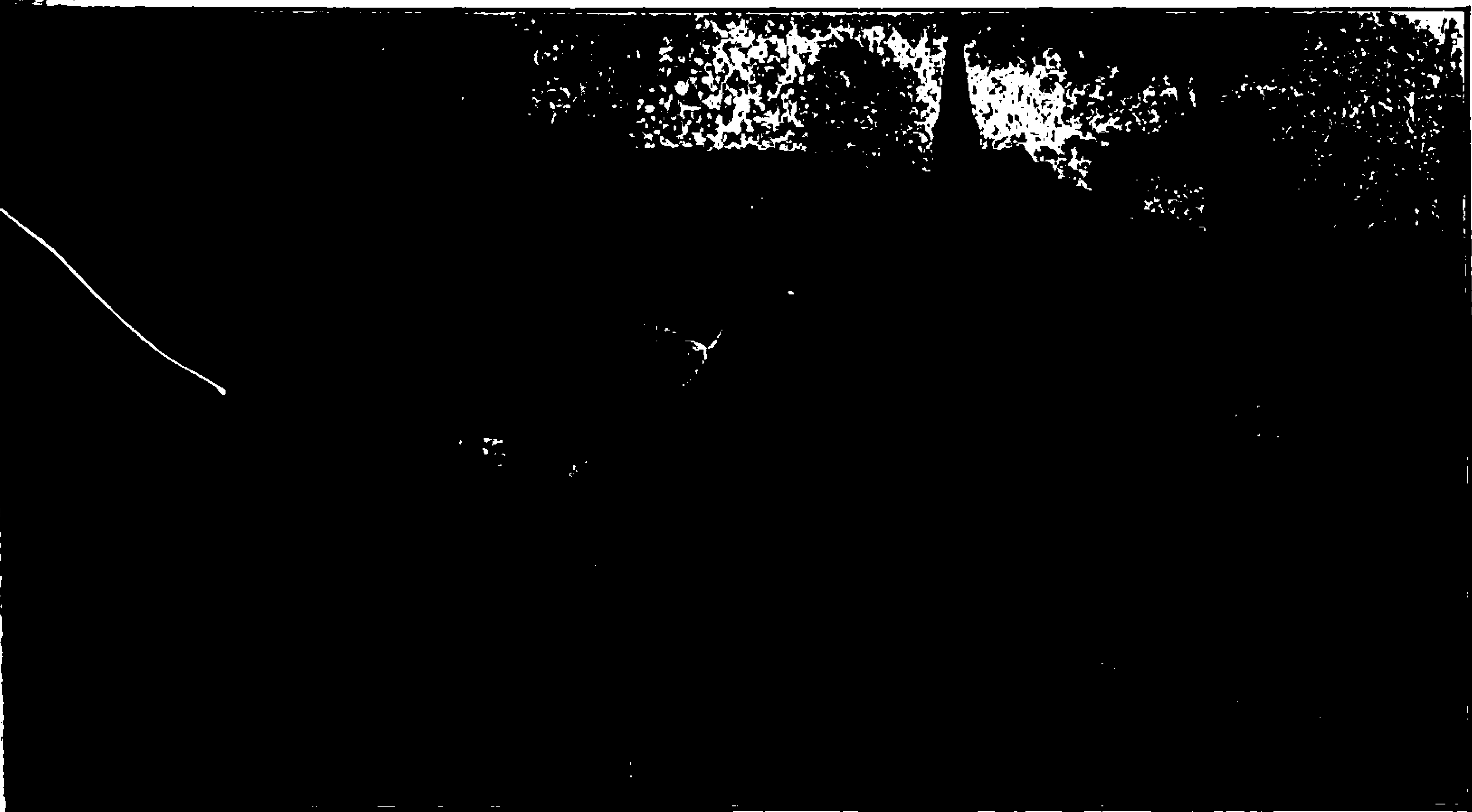
Gerade rechtzeitig für den Weihnachtsmarkt bringt uns der Verlag Etzold & Co. (München) einige reizende Neuheiten auf dem Gebiete der Kinderliteratur, die mir wert erscheinen, besondere Beachtung zu finden. — Das erste Buch betitelt sich „Niki", eine drollige Hundegeschichte von Arthur Heyer mit Versen von Friedrich Otto Hildebrandt. Ich habe kaum etwas Drolligeres gesehen als dieses Buch. Niki ist ein Boxer, ein echt englischer Rassehund, den der Künstler unseren Lieblingen in den verschiedensten Situationen seines Lebens so naturgetreu vor Augen führt, daß man sich stundenlang in die charakteristischen Grimassen des Bulldoggen vertiefen kann, die neben ihrer erheiternden Komik einen lebenswahren Ausdruck zur Schau tragen. Ein weiteres Bilderbuch von Arthur Heyer nennt sich: „Im Wunderwald", ein Märchen mit Versen von Otto Ernst, das eine Fülle farbenprächtiger Bilder enthält, deren märchenhafte Stimmungen unsere kleinen Beschauer in freudiges Entzücken setzen müssen. Arthur Heyer scheint mir ein neuer Stern am Himmel der Kleinen zu sein, von dem ich wünschen möchte, daß er uns noch recht viel Kinderbücher bescheren möge. Eine ganz eigenartige Erscheinung ist das aus Schweden kommende Bilderbuch „Die Abenteuer zweier Ameisen" von Nanny Hammarström, übersetzt von Francis Maro. Es handelt sich hier gewissermaßen um eine Naturgeschichte für Kinder, die im Märchenton, ohne den geringsten Beigeschmack von Belehrung geschrieben ist und, begleitet von farbigen Illustrationen, sich vortrefflich eignet, unseren Kindern die Augen für die Natur zu öffnen und Liebe zu ihr zu wecken.

Udo Siegfried Fessel

Rudolf Herzogs „Hanseaten"

Rudolf Herzogs episches Schaffen ist eine einzige anschwellende Lebensmelodie. Was den meisten unter uns nur Sehnsucht bleibt, das ist ihm Erfüllung: der Sieg des Individuums über die Bedingnisse und Abhängigkeiten des Lebens, der stolze Triumph eines Ichbewußtseins, das nur auf sich selbst gestellt ist und

sich von dem, was wir Schicksal nennen, wohl erheben, aber nie zermalmen läßt. Herzog hat einen seiner früheren Romane „Das Lebenslied“ genannt: der Titel ist sinnbildlich für seine ganze Produktion. Etwas Frohleuchtendes geht von ihr und ihren Gestalten aus, ein starker, gesunder Optimismus, eine edle Genießer-



Pieter Brueghel d. Ä.: Das Gleichnis von den Blinden und Lahmen
(Aus A. Springer: „Handbuch der Kunstgeschichte“. 4. Bd, 8. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann.)

freude, die auch in der Arbeit, oder vor allem in der Arbeit, ihren Lohn findet; dazu die Kraft eines Eigenwillens, der etwas durchzusetzen vermag, ohne doch die weicheren Regungen eines altruistischen Empfindens zu ersticken. Herzog liebt die kernigen Vollnaturen; aller brüchigen oder krankhaften Halbheit geht er ebenso aus dem Wege wie einer verweichlichten Sentimentalität. So hat seine Romankunst etwas Gesundes, Robustes und Vollsaftiges; er ist keiner von den Analytikern, denen es in erster Linie auf eine feine psychologische Zergliederung ankommt, er gibt vielmehr nur den Extrakt seiner Gestalten und läßt sie dennoch, auch in ihrer seelischen Physiognomie, vor uns lebendig werden.

Es ist das Vorrecht eines jeden Künstlers, sich in seinen Werken stets wiedererkennen zu lassen. Und je gefestigter seine Individualität ist, um so deutlicher werden ihre Wesenszüge immer von neuem in Erscheinung treten. So erkennt man auch in dem jüngsten Roman „Hanseaten“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) den ganzen Rudolf Herzog: die ungebrochene Kraft und das sieghafte Selbstvertrauen, die fröhlich-optimistische Lebensauf-

fassung und den gesunden starken Sinn von Menschen, die den Kopf stolz im Nacken tragen und doch, im rechten Augenblick, ihre Seelen ineinander gleiten lassen; kühnes Draufgängertum und weiche Anschmiegsamkeit, trotziges Beharren und mildes, versöhnliches Verzeihen.

Und doch unterscheidet sich Herzogs neuester Roman von seinen früheren: die Komposition ist bedeutsamer und auch tiefer geworden, weitere Perspektiven tun sich auf, und aus dem sozialen Milieu, in dem etwa sein großer Industrie-Roman „Die Wiskottens" wurzelt, streben die „Hanseaten" hinaus in das Bereich des Welthandels und großer politischer Ereignisse. Der spanisch-amerikanische Krieg schlägt hier seine Wellen, und die Fäden des Romans laufen in der Stadt zusammen, die heute mehr denn je das Zentrum unserer Handelsinteressen und den Ausgangspunkt großer maritimer Unternehmungen bildet, in der freien Hansastadt Hamburg. Herzog hat ihren Atemzügen gelauscht und sie vor allem dort aufgesucht, wo man ihre Pulse am lebendigsten schlagen hört, im Hafen und auf den Schiffswerften. Und in dies bunte, vielgestaltige, von tausend Arbeitskräften bewegte Getriebe, in dem Land und Wasser miteinander einen ewigen Pakt zu schließen scheinen, hat er einen seiner willensstarken Vollmenschen gestellt, in dem sich der Wagemut des spekulativen Hamburger Großkaufmanns mit dem kühl erwägenden, seiner Sache sicheren Unternehmergeist vereint. Der Werftbesitzer Karl Twersten hat die von ihm begründete Firma groß gemacht, und seine Wünsche kennen kein anderes Ziel, als ihr diese Größe und Bedeutung zu erhalten. Das vermag nur die eigene, nie rastende Tatkraft; denn der einzige Sohn setzt sich seinem Willen entgegen und folgt der Mutter, einer koketten, mondainen Südländerin, in ihre spanische Heimat, um erst nach Jahren des Lernens, Kämpfens und Reifens zurückzukehren und sich im Vater wiederzufinden.

Aber in diesen Zeiten des Alleinseins tritt ihm die starkgeistige, mutige Frau eines anderen zur Seite, der ohne sie ein Leben an der Oberfläche führt und seinen geschäftlichen Kredit durch persönlichen Aufwand gefährdet. Und die beiden stolzen, aufrechten Menschen, die in der Einsamkeit erstarkt sind, finden nun beieinander das reine, innere Glück, das ihnen im eigenen Hause versagt blieb.

Diese rein menschlichen Züge in Herzogs Roman, die sich von dem weiten merkantilen und politischen Hintergrunde nur um so stärker abheben, werden noch bereichert durch die liebevolle Charakteristik episodischer Figuren, insbesondere der Familie eines kleinen Reeders, der es sein Leben lang nie recht vorwärts bringen konnte und sich doch mit einem unversiegbaren Humor über die kleinen und großen Sorgen der äußeren Existenz hinwegsetzt. Ein unrettbarer Idealist, der, wie so viele Herzogsche Figuren, nur an das Gute im Menschen glaubt; ein fröhlicher Schwärmer, der ein bescheidenes Glück im Winkel den

lauten Vergnügungen der großen Welt vorzieht und der noch im Sterben Frohsinn und stille Heiterkeit um sich verbreitet. Sein schmales Erbe tritt die tapfere, energische Tochter an, und indem sie sich dem Sohne Twerstens vermählt, scheint sich Herzogs praktisch-ideale Lebensphilosophie, wie in den meisten seiner Romane, auch hier wieder zu bewähren, daß nämlich das Gute und Starke im Menschen, als unverbrauchte Kraft, noch in Generationen fortwirkt.

* * *

Herzogs „Hanseaten" sind eines von den seltenen Büchern, die man lieben muß; denn sie lehren uns die Freude am Leben und den Glauben an die Menschen und machen uns stark, indem sie uns über eigene Stunden des Schwankens und Zagens hinweghelfen.

H. L.



Leo Heller
Nach einer Zeichnung von Alois Broch.

Dora Naumann: Gedichte. Berlin und Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau, Schweitzer & Co.

In diesem Gedichtbuche hat eine zarte und reine menschliche Persönlichkeit ihre Sehnsucht und ihre Gedanken, ihre Zusammenstöße mit der Welt des Alltags, ihr Ahnen von einer künftigen Zeit voll Hoheit und Schönheit, ihre Wünsche und ihr lächelndes Entsagen in nachdenkliche, oft ergreifende Verse gekleidet. Besonders bemerkenswert ist, wie die Verfasserin ihr Buch organisiert und disponiert hat, wie sie in der Anordnung selbst künstlerisch verfährt und die lyrischen Bekenntnisse, denen verwandte Stimmungen zugrunde liegen, zusammenrückt; wie sie an den hohen Mustern Goethes und Heines sich in der Kunst geschult hat, Übergänge und Gruppen zu bilden und so einen lyrischen Band zu einer Einheit zu gestalten. Das ergibt ein fast dramatisches Bild. Auf ein Präludium der Buntheit („Verschiedenes") folgt ein Abschnitt „Liebesglück", der abgelöst wird von einer Gedichtgruppe „Der Liebe Leid"; dann ein Auf- und Abwögen der Empfindungen: „Finden der Seele", „Neues Suchen der Seele", wiederum „Seelenverbindung", emporsteigend zum „Ewigen Leben", abermals „Neue Hemmungen der Seele", bis sich alles in der „Verklärung" läutert und steigert. Niemand wird dieses Seelendrama in Gedichten aus der Hand legen, ohne sich im Innersten gefesselt zu fühlen.

Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt.

Ein Roman in Versen — ein kühnes literarisches Wagnis! Denn es droht die Gefahr, daß entweder durch die Überfülle des Lyrischen der erzählende Gang der Handlung über Gebühr hinausgeschleppt, unterdrückt, der spannenden Wirkung beraubt wird, oder aber daß unter der Rücksicht auf das rein Inhaltliche die poetische Schönheit Einbuße erleidet. — Nun, Hopfen hat beide Klippen — Scylla wie Charybdis — mit gleichem Geschick, mit gleich gutem Erfolge vermieden. Schon die Einkleidung der Fabel ist außerordentlich glücklich gewählt: die eigenartig reizvolle Idee von der großen Bronze-Vase, die ein florentinischer Künstler gegossen, um von dem Schmerzlichen und Traurigen, das ihm widerfahren, Vergessen zu suchen, und daß die Betrachtung der Bilder auf dieser Vase ihn anregt, alle Einzelheiten seiner Erlebnisse an sich vorüberziehen zu lassen. So war es denn möglich, den epischen Gehalt ergreifend und plastisch herauszuarbeiten und zugleich den — man möchte meinen — recht spröden Stoff in herrlichste Poesie aufzulösen, die leuchtet und duftet wie die Rosen, die in dem schönen Schlußbilde der Dichtung die „Vase des Vergessens" umranken, und wohllautet wie der Gesang der Vögel, der daraus dem heimkehrenden Künstler entgegenschallt.

S. B.



Leo Blech,
Königl. I. Kapellmeister an der Königl. Hofoper Berlin.

Schelmenliedchen*

aus „Des Knaben Wunderhorn"

LEO BLECH.

Gemütlicher Walzer.

Gesang.

Klavier.

gütig spottend — *ein wenig zögernd* — *p* — *im Zeitmaß* — *warm* — *p leise, schlau* — *herzlich* — *p* — *sögernd* — *rit.* — *a tempo* — *dolce* — *pp* — *mf pfiffig* — *p* — *ppp* — *zögernd* — *pp* — *im Zeitmaß*

1. Wei - ne, wei - ne, wei - ne nur nicht, ich will dich lie - ben, doch heu - te nicht. Ich will dich eh - ren, so viel ich nur kann, a - ber 's Neh-men, 's Neh-men, 's Neh-men steht mir nicht an.

2. Glau - be, glau - be, glau - be nur fest, daß dich mein Treu' nie - mals ver - läßt. All - zeit be - stän-dig, will treu ich dir sein, doch ge - bun - den, bun - den, ge - bun - den, das geh ich nicht ein.

3. Hof - fe, hof - fe, hof - fe mein Kind, daß mei - ne Wor - te so ehr - lich sind. Ich tu dir schwören, daß treu ich dir bin, a - ber 's Hei - ra - ten, 's Hei - ra - ten, 's Hei - ra - ten ist nie mein Sinn.

Zu der Musikbeigabe

Leo Blech

Ein „Schelmenliedchen", so neckisch und reizend, daß man es liebgewinnen muß, enthält unsere Musikbeigabe, die hoffentlich nach weiteren Liedern desselben Komponisten lüstern macht. Ein Schelm ist auch er, Leo Blech, voller Laune und Übermut, aber dabei von seltener Gemütstiefe und Treuherzigkeit. Auch seine Persönlichkeit nimmt ebenso wie sein „Schelmenliedchen" uns gefangen. Er ist auch kein bloßer Musiker, sondern ein Mann von weiten geistigen Interessen, wenn er sich auch dem Theaterteufel ganz und gar verschrieben hat.

Zweiundzwanzig Jahre war er erst, als er 1893 den zweiten Kapellmeisterposten am Stadttheater in Aachen, seiner Vaterstadt, antrat. Und dabei hatte er nur zwei Jahre eigentlich erst Musik studiert, da er sich auf Wunsch seines Vaters dem Kaufmannsstand gewidmet hatte. Infolge seines ungemeinen Fleißes, seines zündenden Temperamentes und seiner geradezu erstaunlichen Fähigkeit, jedes Opernwerk in dem nur dafür passenden Stile herauszubringen, rückte er natürlich bald in die erste Kapellmeisterstelle ein. Sein verdienstvolles Wirken in der rheinischen Stadt trug ihm 1899 einen Ruf an das hochangesehene, ein weites Repertoire von jeher erstrebende Deutsche Landestheater in Prag ein, dessen Direktor Angelo Neumann bekanntlich einer der findigsten und klügsten Theaterleiter ist. In der böhmischen Hauptstadt, wo er auch Gelegenheit fand, als Konzertdirigent sich hervorzutun, reifte er immer mehr zu einem der erfahrensten und angesehensten Theaterkapellmeister heran. Die wahrhaft vollendete Art und Weise, in der er die „Salome" von Richard Strauß herausbrachte, war für diesen die Veranlassung, den Berliner Generalintendanten zu bestimmen, Blech mit denselben Befugnissen, die er selbst und sein älterer Kollege Dr. Karl Muck hatte, als ersten Kapellmeister an das Königl. Opernhaus nach Berlin zu berufen. Seit September 1906 wirkt er in dieser Stellung, vom Publikum und der Kritik ebenso verehrt wie von seinen Untergebenen; die Tatsache, daß ihm Richard Strauß die Einstudierung seiner „Elektra" und deren Leitung bei der Berliner Erstaufführung überlassen hat, erübrigt jedes weitere lobende Wort über Blech als Dirigenten.

Dem Theater gilt auch sein eigenes Schaffen in erster Linie, wenngleich er manches hübsche Lied, vierhändige Klavierstücke, Violoncellstücke, einen reizenden Frauenchor „Von den Englein" und drei bemerkenswerte Sinfonische Dichtungen („Die Nonne", „Trost in der Natur", „Waldwanderung") geschrieben hat. In Aachen entstanden seine Jugendopern, die nur dort aufgeführt worden sind, „Aglaja" (noch im Mascagni-Stil) und „Cherubina". Erst nachdem er diese Talentproben von sich gegeben hatte, ging er noch einmal und zwar während der langen Theaterferien zwei Jahre hintereinander zu Engelbert Humperdinck in die Lehre. Ihm verdankt er nach seinen eigenen Worten unendlich viel, zumal da aus dem Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer sich allmählich ein Freundschaftsbund entwickelte. Seit seiner Bekanntschaft mit dem Komponisten von „Hänsel und

Gretel" hat sich Blech als Lebensaufgabe das Ziel gesetzt, an der Schaffung einer deutschen Lustspieloper mitzuwirken.

Gleich sein erstes Debut auf diesem Gebiet war glücklich: der Einakter „Das war ich", eine anmutige Dorfidylle, ist über fast alle Bühnen gegangen, nachdem ihn das Dresdener Hoftheater am 6. September 1902 herausgebracht hatte. Allerdings krankt das liebenswürdige kleine Werk an einem Fehler: das Orchester ist viel zu reich mit allen nur möglichen, freilich sehr feinen Nebenstimmen beladen, während der ganze Stoff eine viel einfachere musikalische Bearbeitung erfordert hätte. Auch in dem dreiaktigen „Alpenkönig und Menschenfeind", der ein Jahr später, wieder im Dresdener Hoftheater, erstmalig gegeben wurde, schießt Blech noch gelegentlich mit Kanonen nach Spatzen, aber es bedeutet diese namentlich im zweiten und dritten Akt fesselnde Oper, die auch in rein theatralischer Hinsicht sehr wirkungsvoll ist, doch einen wesentlichen Schritt zu dem erstrebten Ziele; insbesondere kommt der goldene Humor und die Gemütstiefe Blechs darin bestens zur Entfaltung; Volksmusik im besten Sinne des Worts bietet er namentlich in den geschlossenen Nummern.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß Blechs nächstes Werk „Aschenbrödel", das Angelo Neumann zur Uraufführung zu bringen sich nicht nehmen ließ (Weihnachten 1905), bisher sich weiter keine Bühne erobert hat, offenbar weil die Herren Direktoren Märchenopern nicht mehr für zeitgemäß ansehen. Dabei würde sicherlich „Aschenbrödel" ein Zugstück werden, da es ungemein stimmungsvoll, sehr melodisch, durchaus volkstümlich gehalten ist und sich von jeder überladenen Polyphonie trotz einer sehr farbenreichen Instrumentation freihält. Man sollte meinen, daß nach dem Siegeslauf, den Blechs neuestes Bühnenwerk, der Einakter „Versiegelt" (Uraufführung in Hamburg, November 1908) genommen hat, die Bühnen sich beeilen würden, auf „Aschenbrödel" zurückzugreifen, allein es scheint erst einer späteren Zeit vorbehalten zu sein, dieses Werk zur Geltung zu bringen.

Verleger und Theaterdirektoren aber machen schon jetzt auf Blechs Oper Jagd, die er nach allgemeiner Annahme natürlich gleich nach Vollendung von „Versiegelt" in Angriff genommen haben sollte. Aber damit hat es noch gute Weile! Vorläufig hat noch keiner der zahllosen Texte, mit denen der erfolgreiche Komponist überschüttet worden ist, ihm gefallen. Vor allem will er nur an einen echten Lustspielstoff heran. Und ich glaube, er tut wohl damit, daß er auf dem Gebiete, wo er bereits so schöne Früchte errungen hat und seine eigene Persönlichkeit so recht sich aussprechen lassen kann, weiter arbeitet. Was schadet es auch, wenn er uns auf seine nächste Oper noch einige Jahre warten läßt: wir haben sein „Versiegelt" und wollen sein „Aschenbrödel" noch haben; er aber hat es nicht nötig, rasch zu produzieren, und denkt erfreulicherweise auch nicht daran, die Eingebungen seiner Phantasie und seines Gemüts zur möglichst rasch in schnöden Mammon umzusetzen. Schweift er unterdessen auf Nebenpfade ab, beschenkt er uns mit einer großen Sinfonie oder auch nur mit einer Reihe reizender kleiner Lieder, so wird es uns auch recht sein.

Prof. Dr. Wilh. Altmann

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Linkstraße 17.

N SWSO
W
Hunderteinunddreißigfier Band*
34,.Jahrgang : 1909 : Oktober-Dezember
?erlag-Noröunöäzüö'GmWcYel-[Fn
ertretung für (JMYJuchhanöel:
SSchocclaeuöWcylWe-LWUW

Inhalt des 131. Bandes:
Oktober / November /Dezember 19 0 9

Politik und Gelchichte:

Novellen, Dramen, Vlaudereien:

198182

L u d w i g K n a u s
(Nach einer Aufnahme von R. DÃ¼hrkoop-
Zum AuffaÃŸ von ZriÃŸ Stahl
B erlin)

An unfere Lcfer!

Zum erften Male feit einem Menf>1enalter tritt unfere Zeitfchrift mit diefem Heft in veränderter und verjüngter Geftalt vor ihre Freunde. Die Reformen der Ausfiattungr des Druckes und der Kunfibeilagen- die vor zwei Jahren durchgeführt wurdenr betrafen nur ihr Äußeresr das dem Gefchmack und den Anforderungen der Zeit angepaßt werden folltez jetzt unternimmt fie den bedeutungsvolleren Schritu fich aus einer Monatsfchrift in eine H a l b m o n a t s f ch ri ft zu verwandeln.

Es ift nicht nur der Ankauf einer jüngeren Zeitfchrift von anderer Erfcheinungsform (des mit der „Neuen Revue" vereinigten „Morgen")i der uns zu diefem Schritte veranlaßt hat. Schon vorher hatten wir feit geraumer Zeit den Plan erwogenr „Nord und Süd“ künftig in Halbmonatsheften herauszugeben. Zunärhft aus technifchen Griinden- weil der wachfende Umfang der Einzelnummern eine Teilung zu empfehlen frhien; dann aber aucl» um dem fchnelleren Tempo des modernen Lebens gerecht zu werden und einen engeren Anfchluß an die Ereignifie der Zeit- an die in ftetem Fluffe befindliäfe Bewegung der Wifienfchaftr Kunfi und Kultur zu gewinnen, Dabei waren wir uns von vornherein der Notwendigkeit bewußtr zugleich den Kreis der Zeitfchrift zu erweitern und unfere Aufmerkfamkeit mehr als bisher den politifchen und wirtfäfaftlichen Fragen zuzuwenden- die heute im Vordergrunde des allgemeinen Interefies ftehen. Doch wenn wir uns entfchloffen habenx diefe Neuerungen in die Wege zu leitenr fo fallen - dies fei ausdrücklich betont - Art und Charakter von „Nord und Süd'J die fich Jahrzehnte lang bewährt und Beifall gefunden habenr unangetafiet bleiben. Nicht in den Strudel der Tageskämpfe will unfere Zeitfchrift fich "kürzeny nicht zum Mundfiück eines Parteidogmas will fie fich machenr fondern nach wie vor

frei von Einfeitigkeit und von höherer Warte aus die wichtigfien Vorgänge der Gegenwart verfolgenf um ihren Lefern neben der literarifch-wiffenfchaftlichen Anregung. Unterhaltung und Belehrung einen überbli> über die Probleme der Zeit zu gewähren.

Ermutigt wurden wir zum Betreten des neuen Weges durch die Stimme unferer treueften Freunde. Eine Rundfraget die wir im leßten Hefte den Abonnenten von „Nord und Süd“ vorlegten- hatte das Refultatj daß die überwältigende Mehrheit der Antworten unfer Vorhaben billigte.

Es ift jedoch Vorforge getroffenj daß auch die Wünfche der Minoritäty die fich fiir eine Beibehaltung des älteren Erfcheinungsmodus ausfprach-Berüclfichtigung finden: denjenigen unferer Lefe-cf welche die Monatsansgabe vorziehen. werden wir in Zukunft jedesmal den Gefamtinhalt der beiden Halbnummern in Form eines gefchloffenen Monatsheftes darbieten.

Das vorliegende erfte Oktoberheft- mit dem wir zugleich den (früher mit dem Beginn des Kalenderjahres zufammentreffenden) neuen Jahrgang eröffnen _ es ift der vierunddreißigfie unferer Zeitfchrift -. foll Zeugnis dafür able-gem wie „Nord und Süd“ feine Aufgabe nunmehr auffaßt. wie es auch künftig beflrebt fein wirdj eine Rundfchau über alle Provinzen des Geifteslebens zu bilden und feinem Namen gerecht zu werdenr der einf't bei feiner Begründung wenige Jahre nach der Gründung des Reiches. andeuten wollte- daß hier vor allem ein Mittelpunkt für Schriftfieller und Lefer aus allen Teilen des Vaterlandes gefchaffen fei.

Wir geben uns der Hoffnung hing daß unfere Zeitfrhrift in ihrer neuen Gef'talt die große Zahl ihrer Freunde fich erhalten und wie bisher ftetig erweitern wird.

B e r l i n . im September 1909

Verlag und Redaktion von „Nord und Süd“

A. Wehen M. d. R.:

Die Wirkungen der neuen Steuern

Am 1. Oktober d. Is. treten fämtliche vom Reichstage in dem lebten Teile der Sefiion befehloffenen Steuern in Kraftt und einige Monate fpäter wird die Möglichkeit gegeben feint fefizufiellent ob fie dem Reich die erwarteten Erträgnifie bringen und welche Wirkungen fie auf die beteiligten Erwerbsftände einerfeits und die Konfumenten und Verarbeiter andererfeits ausgeübt haben werden, In erfterer Hinficht find die Ausfiäften keine guten. Diet wenn auä) vielleicht zu Ende gehendet aber immer noch und zwar in manchen Induftriezweigen ftark wirkende wirtfehaftliehe Depreffion wird den infolge der erhöhten indirekten Steuern ohnehin zu erwartenden Konfumrückgang in den belafteten Artikeln verfehärfen; überdies hat bei Zündhölzernt Kaffeey Beleuchtungskörperm aueh in Zigarren ein ftarker Vorverkauf vor Inkrafttreten der Steuern fiattgefundent der zum mindefien im erften Jahre nachteilig auf das Steuererträgnis einwirken wirdt und nicht zum wenigften wird der Boykott des Publikums gegenüber dem Bier und Branntwein enorme Steuerausfälle nach fich ziehen. Zu alledem kommt die Tatfaihet daß die Steuerergebniffe der neuen Vorlagen von feiten der Regierung von vornherein zu hoch veranfchlagt warent fo daß man in kürzefter Frifi nach Maßnahmen wird [nchen müfien- die Mindereinnahme auf anderem Wege zu decken. Daß weitere indirekte Steuern in abfehbarer Zeit nicht in Frage kommen könnent ift klar; _von direkten Steuern kommt einftweilen lediglich die Erbfehaftsfteuer in Betraihtt da die verbündeten Regierungen einer Reichsvermögensfteuer zur Zeit noch nicht geneigt find. Aber mit neuen Steuern allein ifi der Ausfall niäft zu deckenz es ifi vielmehr endlich die höchfte Zeitt durchgreifende Sparfamkeit zu übent und zwar in allen Nefiorts unferes Reiches. Auf die Dauer kann felbft ein fo produktives Land wie Deutfchland die fortgefeßt fieigenden Ausgaben niäft ertragent ohne in feiner Entwicklungsfähigkeit Säfaden zu leiden- zumal der Drang der Völker zum Imperialismus und die fiets fchärfer werdende Konkurrenz der übrigen Staaten auf dem Weltmarkte dem Handel und der Indufiriet den

ftärkfien Steuerträgern unferes Reiches. immer fchwerer drückende Latten auferlegen.
Dazu kommt die große Gefahr) welche in der zunehmenden Belaftung unferes Geldmarktes durch Reichsanleihen liegt: wahrlich) der Gründe find genug. daß nunmehr endlich die Reden von der Sparfamkeit im Reiche in Taten umgefeßt werden. Gefchieht dies nicht. fo diirfte in wenigen Jahren ein größeres Finanzelend vorhanden fein. als je gewefen ift.
Wenig beachtet iii während der Beratungen der jüngften fogenannten Finanzreform im Parlamente und in den Erörterungen über ihre Wirkung nnd Folgen in der Preffe die Frage) wer von den Konfumenten. allgemein volkswirtfchaftlich betrachtet) durch die neuen in d i r e k t e n Steuern am fchärfften im Lande getroffen wird. Im allgemeinen fpricht man von einer fiärkeren Belaftung der Minderbemittelten gegenüber den befferfituierten Klaffen und behauptet) daß am fchwerfien der Arbeiter durch jede indirekte Steuer belafiet werde. Das i| in diefem Umfange falfch; und wenn feitcns der Sozialdemokratie in Verfammlungen. Zeitungen und Flugblättern immer wieder betont wird) daß fie deshalb gegen jede indirekte Steuer feien) weil diefe vorwiegend von ihren Parteiangehörigen) den Arbeitern) getragen werden) fo gefchieht dies ledigliäj aus agitatorifchen Griinden) um immer wieder Mittel zur Aufpeitfchung der Mailen gegen die heutige Staatsordnung zu haben. Tatfächliäj liegt die Sache fo: Gewiß muß der Arbeiter anfangs die Mehrfteuern von feinem b i s h e r i g e n Lohne decken) und folange in Deutfchland die Arbeiterorganifationen noch nicht die Kraft befaßen wie heute) war es den Angehörigen des Arbeiterftandes fchwer möglich) eine Änderung hierin herbeizuführen. Ießt aber) im Zeitalter der Gewerkfäjaften) dauert es nicht gar lange - ausgenommen in Tagen wirtfchaftlicher Depreffion -. bis es dem Arbeiter gelungen ift) eine den erhöhten Steuern entfprechende Steigerung des Lohnes durchzufehen. Das hat die Gefchichte der letzten Jahrzehnte bewiefen. in denen die Lohnfteigerung mit der Erhöhung der Steuern Schritt gehalten hat) das ift auch noch heute die Anfäjauung der fozialiftifchen oder genauer ausgedrückt marriftifchen Führer der Sozialdemokratie. Sie deckt fich auch mit der Lehre von Mart* und Engels. Der letztere führt an einer Stelle (,.Zur Wohnungsfrage“ S. 26) aus: „Was der Arbeiter an Steuern zahlt) geht auf die Dauer in die Produktionskoften der Arbeitskraft ein) muß alfo vom Kapitaliften mit vergütet werden. Alle diefe Punkte) die uns hier als hochwichtige Fragen fiir die Arbeiterklaffen vorgehalten werden) haben in Wirklichkeit wefent-

liches Interefie nur für den Bourgeois und noch mehr für den Kleinbur-
ger, und wir behauptent trotz Proudhont daß die Arbeiterklafien keinen
Beruf habem die Intereffen diefer Klafien wahrzunehmen."
Engels hat reiht. Ebenfo wie beim fefibefoldeten Staatsbeamten
das Einkommen |ets fteigende Tendenz hatt verhält es fich mit dem Lohne
des Arbeiterst und bei letzterem trägt am Ende der Kapitalift die höheren
indirekten Steuern. Ganz anders beim gewerblichen Mittelfiande- beim
Handwerker. Ihm macht es in den meiften Fällen trotz Innungen und
Genoffenfchaften die Konkurrenz der Großbetriebe unmöglich nennens-
werte Preisauffchläge bei feinen Artikeln vorzunehmen; ihn treffen daher
in erfier Linie mit ihrer vollen Wucht alle indirekten Steuernf und er hat
keine Möglichkeitt fie feinerfeits in irgend einer Form in abfehbarer Zeit
abzuwälzen.
Man wird in Zukunft- wenn man den deutfchen Mittelfiand wirklich er-
halten willt von fiärkeren neuen indirekten Steuern im Reiche Abfiand neh-
men und dafür forgen müfien- daß ein etwaiger Mehrbedarf durch direkte
Abgaben gedeckt werde. Vermögens- und Erbfchaftsfteuer find ertragsfähig
auch für Steuerzwecke des R e i ch e s l wenngleich nicht in dem Umfanget
wie die Sozialdemokratie fie nach den agitatorifchen Anträgen der fozialde-
mokratifchen Fraktion des Reichstages heranziehen will. Eine Erfeßung
der indirekten Steuern lediglich durch direkte i| unmöglich das geben
felbft Männer wie Engels und Kautsky zu. Der Erfiere führt einmal
ausl)f „daß es in der heutigen Gefellfchaft kaum möglich fei, die Staats-
ausgaben auf andere Weife (als im wefentlichen durch indirekte Steuern)
zu de>en"t und felbft Kautsky muß einräumenW „daß die Abfchaffung
aller indirekten Steuern große Schwierigkeiten mit fich bringe" und „daß
auf diefem Wege die Sozialdemokratiet auch wenn fie die politifche Macht
hättet über ein gewiffes Maß bei den direkten Steuern nicht hinausgehen
könne daß vielmehr in folchem Falle der Staat die Einkommen- und Ver-
mögensfieuer haben werdet aber ohne Einkommen und Vermögen."
Immerhin aber darf zugegeben werden- daß troß fiarker Inanfpruch-
nahme der direkten Steuern in den einzelnen Staaten und Kommunen
auch das Reich fehr wohl die Hand auf Erbfchafts- und Vermögensfieuer
l) „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutfehland." Neue Zeit
1894/95, S. 299.
“) „Am Tage nach der fozialen Revolution". S. 12.

legen kannr ohne der notwendigen- gefunden Entwickelung der Kapital-
bildung im Deutfchen Reiche Abbruch zu tun.
Es liegt auf der Hand- daß jede indirekte Steuer oder Erhöhung
einer folchen der kapitaliftifchen Konzentration Vorfrhub leifiet. Das
wird auch bei manchen der durch die diesmalige fogenannte Finanzreform
betroffenen Induftrien und Erwerbszweige der Fall fein.
Die Abwälzung einer indirekten Steuer ftößt bei dem Konfumenten
|ets auf Schwierigkeiten. Auf längere Zeit hinaus7 manchmal auf Jahre,
i| daher der Produzent oder gegebenenfalls der Zwifchenhändler gezwun-
gen- die Steuer zu tragen. Er muß zu diefem Zwecke größere Mittel
flüffig machen- und es ifi felbfiverfiändlicl» daß dies einem großkapitalifti-
fchen Unternehmen leichter fällt- als einem kleinen Fabrikanten oder Händ-
lerf der notdürftig feine Kapitalien fruktifiziery womöglich bereits bisher
mit Kredit arbeitet. Die Konzentration der Betriebe wird im Tabak- und
Biergewerbe durch die befchloffene Steuererhöhung wefentlich gefördert-
und in beiden wird manche kleine und mittlere Eriftenz vernichtet werden-
die bis dahin als Mittelglied zwifchen Großkapital und Proletariat ein
guter Steuerträger für Reith und Einzelftaat gewefen war. Im Brauerei-
gewerbe wird fich die unheilvolle Wirkung der Steuer in der Zunahme des
Auffaugungsprozefies der kleinen und mittleren durch die Großbetriebe
vielleicht am eheften erweifen. Die Brauinduftrie arbeitet heute bereits
mit einem weit über Gebühr ausgedehnten Kreditfyfiemr indem fie ihren
Bierabnehmern gegenüber gleichzeitig als Bankier auftritt. Wenn nun
infolge Bierboykotts feitens des Publikums den Wirten das Leben fchwer
gemacht wird- muß als letzte Hilfe die Brauerei einfpringenf und es liegt
auf der .Sande daß die kapitalkräftigen Großbetriebe- welehe hinfichtlich
der Kreditgewährung bereits heute das Höchfte leiften- ihrer kleinen und
mittleren Konkurrenz duräz Hingabe neuer oder erhöhter Darlehen an
notleidende Wirte das Wafier abgraben werden. Wenn aber der Staat
und mit ihm gerade diejenigen Parteien des Reichstages, welche die neuen
Steuern befchloffen habenf der Konzentration des Kapitals in anderen
Fällen und mit anderen Mitteln entgegenzuarbeiten beftrebt find- fo hätten
fie wenigfiens bei der Ausgeftaltung der verfchiedenen Steuervorlagen
der Gefahr der Konzentrationsbeförderung durch jede indirekte Steuer
Rechnung tragen müffen. Das i| nicht gefchehen.
Die Braufleuervorlage ift auf die großen Brauereibetriebe zugefchnit-
ten und zwar einerfeits deswegent weil die neue Steuerfiaffel die Großbe-

triebe vor den Mittelbetrieben wefentlich begünfiigt und weil andererfeits die in das Gefeß aufgenommene BeftimmungF wonach in den nächften Jahren neuentfiehende Brauereien eine erhöhte Steuer zu zahlen haben, wiederum lediglich den Großbetrieben zugute kommt. Die neue Steuer-ftaffel legt einer mittleren Brauerei eine um ca. 15 Pfg, höhere Steuer pro Hektoliter Bier auf als einem Großketriebez der leßtere hat eine Mehrfteuer gegenüber der bisherigen zu zahlen von 2 Mark gegenüber 2-15 Mark ca.- welche ein mittlerer Betrieb an das Reich mehr abzuführen hatt ein Beweis dafürf daß es den Gefeßgebern lediglich darum zu tun ge-wefen ifif neue Mittel zu fchaffen- ohne Riickficht darauft ob und in welchem Umfange volkswirtfchaftliih durchaus wertvolle Erifienzen ver-nichtet werden.

Die Einfchränkung der Möglichkeit der Neufchaffung von Brauereien ift in der Hauptfache ein Gefchenk an die Großbetriebe und zwar deswegent weil an größeren Pläßen Deutfchlands wie z. B. .Hamburg und Frankfurt nach Inkrafttreten des lebten Braufieuergefeßes vom Jahre 1906 ver-fchiedenef unter anderen auch genoffenfchaftliche Bierbrauereien entfianden warenf welche den Großbetrieben an den .Sauptpläßen fiarke Konkurrenz machten. Von dem Entftehen derartiger Konkurrenzbetriebe in der Pro v i nz hat man felten gehört, Es leuchtet auch ohne weiteres ein-daß bei der ftarken Konkurrenz und Unterbietung- wie fie im Brauereige-werbe herrfchtz eine neuentfiehende Brauerei nur dann Erfolg erzielen kannz wenn ihr ein ftarkes Abfaßgebiet in nächfter Nähe zur Verfügung fieht und fie nicht wie an kleineren Pläßen gezwungen iftx mit großen Spefen das Bier auf weite Entfernungen hin zu liefern. Auf Jahre hinaus haben unfere großen Brauereien neue Konkurrenten nicht zu fürchten- fie werden fich vielmehr mit voller Wucht auf die mittleren und kleineren Brauereibetriebe werfen und durch deren Auffaugung oder Ver-nichtung den Siegeszug des Großkapitals in der Brauereiinduftrie mit Riefenfchritten zu Ende führen können.

Beim Tabak tritt diefer Fehler noch |ärker hervor. Das Syftem des Steuerwertzufchlags neben dem Tabakzoll hat prima Faeje etwas Be-fiechendesy etwas Soziales. Es ifi ein durchaus gefunder Gedanke7 den billigeren Tabak- die billigere Zigarre geringer zu belaften als die teuere. Es darf aber ein folches Syftem nicht dazu führern daß an fich wiederum im Gewerbe felbft die Großbetriebe das Fett abfchöpfenf und das können fie unter dem neuen Tabakfieuergefeße aus folgendem Grunde. Voraus. zufchicken ifiz daß der Tabak nach feinem Werte zu verfieuern ift bei feinem

Eintritt in die Fabrik. Der Großbetrieb kauft feinen Bedarf zumeifi
direkte ohne Inanfpruchnahme des Zwifchenhändlers- im Auslande oder im
Inlande beim Tabakbauer und zahlt für diefen Originalpreis den vorge-
fehenen 40 prozentigen Wertzufäflag. Der kleine Fabrikant kann nie aus
erfier Hand- oft er| aus dritter oder vierter Hand kaufenx nachdem der
Zwifchenhändler feinen Zwifchenverdienfh feine Spefen und fein Nifiko
auf den Originaltabakpreis gefehlagen hatt und er hat nunmehr den
40 proze'ntigen Steuerzufthlag nicht allein von dem Originaltabakpreis-
fondern auch von dem Gewinn des Zwifchenhändlers an das Reith abzufüh-
ren. Wenn alfo diefes Wertzufchlagsfyfiem dem Konfumenten gegenüber
fozial erfeheinen mag- für die kleinen und mittleren Erifienzen der Tabak-
induftrie bedeutet es den fichern Tod.

Bei der erhöhten Branntweinfieuer fprechen verfthiedene der erörter-
ten Gefiihtspunkte nicht fo wefentlieh mit. Der Gefeßgeber hat das Bren-
nereigewerbe mit einem fo fiat-ken Schuße umgebent daß es den kleinen
und mittleren Etifienzen in ihm nicht unmöglich gemacht ift- weiter zu
beftehen, Allerdings ift au>f beim Branntweinfteuergefeß darauf hin-
zuweifenx daß feine Geftaltung allen denjenigen Betrieben überwiegende
Vorteile bringt, welche fich feit dem Jahre 1887 eines hohen Kontingents
erfreuen- und auch in diefem Gefeß hat man fich nicht dazu verftehen kön-
nen- den ganz kleinen Betrieben hinreichende Avancen zu gewähren,

Die Zündholz- und BeleuGtungskörper-Indufirie befchränken fich
beide im allgemeinen auf größere Betriebe- fo daß für fie manche der be-
fprochenen Bedenken in Wegfall kommen.

Die „fogenannten Befißfteuern" fowie der Kaffee- und Teezoll und
die Schaumweinfieuer bedürfen nach der mehrerwähnten Richtung hin
keiner Befpreehungz für fie trifft zum Teil zu, daß auäf dura) fie der
Mittelftand am fchärffien getroffen wird- fo durch den erhöhten Wechfel-
fiempel, den Siheckftempel und auch die Befitzwechfelabgabe. Die letztere
erfaßt in der Hauptfache den bebauten ftädtifchen Grundbefiß- der einem
ziemlich regelmäßigen Befißweäffel unterworfen zu fein pflegt. Der kleine
Kaufmann oder Handwerkeß welcher für feinen Betrieb eines Haufes
benötigte hat die Abgabe zu zahlen- und zwar von dem Werte des Haufes-
das er erwirbt. Er ifi nicht berechtigß die auf dem Grundftiicke haftenden
Hypotheken in Abzug zu bringen- und erlegt fomit eine Steuer für etwas-
was er tatfächlich nicht befißt,

Der Sche>ftempel ift und bleibt eine verkehrsfeindliche Maßnahme.

Jahrelang hat man fich bemühtt den bargeldlofen Geldverkehr zu fördern und zu hebenr vor einem Jahre ifi das neue Scheckgefeß in Kraft getreten- und die Banken- insbefondere in der Provinz- haben Taufende von kleinen Leuten daran gewöhnt, fich ein Bankkonto einzurichten und durch Scheck Abhebungen von demfelben vorzunehmen. Das alles untergräbt man durch den Scheckfiempel; und auch auf diefem Gebiete wird gerade der kleine und mittlere Mann getroffenx der Handwerker oder Beamte- der feine kleinen Zahlungen mittelft Scheck bewirkte. Der Großbetrieb bedient fich des Giroverkehrsz er geht frei aus und hat andere Mittel und Wege- um die Steuer zu vermeiden. Ähnlich ifi es bei dem erhöhten Wechfel-fiempel für Wechfel mit längerer als drei Monate Laufzeit- deren fich in der Regel der minderbemittelte kleinere Erwerbstätige bedientr um den Kredit nach Möglichkeit auszunußen: immer wieder fiößt man bei den neuen Steuergefeßen auf deren mittelftandsfeindliGen Charakter.

Die Einwirkung der gefchaffenen Steuern auf den Zwifäienhandel und die verarbeitende Indufirie ifi leicht zu kennzeichnen. Die Detailliften bedürfen größeren Kreditest um die teurer gewordenen Waren in bisheri-gem Umfange übernehmen und abfetzen zu können; und die Induftrie wie z, B. die chemifchez welche Alkohol verarbeitete wird Mittel und Wege fuchen müfienz um auf andere Weife die Preisfieigerung ihres Rohmate-rials auszugleichen.

Alles in allem betrachteh ifi das ganze Bild der fog. Finanzreform kein erfreulichesz manche bisher felbfiändige Eriftenz wird in Abhängigkeit geraten oder zugrunde gehent währendx und das ifl der große Fehler der Vor-lager der tatfächlich reiche Mannt wenn auch ni>)t ganz leer ausgehtf fo doch ftark gefchont wird. Der Millionärt welcher fein Vermögen in Hypotheken oder Grundbefißx in Reichsanleihen oder Bankguthaöen ange-legt hatr wird von keiner der fog. Befißfteuern- auch nicht von der Talon-fteuer getroffene denn diefe läßt Staatsanleihen [teuer-frei. Es fehlt der foziale Ausgleich welcher in einer umfafienden und ergiebigen Vermögens- oder Erbfchaftsfieuer gelegen haben würde, die beide nebenbei die wir-kungsvolle Funktion hätten ausüben k5nnen- die befißenden Klafien des Reiches bei fieigenden Ausgaben auch in |eigender Skala zur Steuer her-anzuziehen. Und das muß gefchehem fchon um dem Anwachfen des Reichsbedarfes ein wirkfames Paroli zu bieten; denn die befißenden Klaffen eines Kulturftaatest deren Intereffe an einer ruhigen Weiter-entwicklung des Staates größer i| als dasjenige der ärmeren Schichten der Bevölkerung mjjfien fühlen und zwar am eigenen Leiber was der

Staat fiir fie aufzuwenden gezwungen ift, Unnötige Ausgaben werden dann leichter und eher vermieden werden als bisher.

Eine neue Finanzreform liegt nicht fehr in der Weite: die unheilvolle Verquickung der Reichs- und Bundesftaats-Finanzen bedarf baldiger reinlicher Scheidung. Vielleiäft findx aufgerüttelt dur>7 die unvermeid-lichen vcrhängnisvollen Folgen der diesmaligen Reform- Regierung und Parlament alsdann mehr gewillt- den emften volkswirtfchaftlithen Be-denken Reäfnung zu tragen, welche eine fortgefeßt gefleigerte Anfpannung des indirekten Steuerfyftems in Deutfchland erwecken muß.

Detlev von Liliencron:
Lester Wunfch
(Aus dem Nachlaß)
Den Hengfh den Hengfi!
Gebt meinen Hengft mir!
Schaum fprißt ihm vom Zügelx feine Flanken zittern,
Der Grimm umrafi mir den Helm- das Auge leuchtet.
Gebt meinen Hengfi mir-
Den Hengfh den Hengfi!
Mir nachg mir nach!
Degen heraus jetzt!
Sturmmarfch hör ich fchlagen- höre euer Hurra.
In Rauch und Blut feh ich euch- in Rauch und Flammen.
Degen heraus jetzt-
Mir nach- mir nach!
Zum Siegg zum Sieg!
Erdeg erbebe!
Pulverdampf und Leichen. Vorwärts ohne Wanken.
Durch Glanz und Glut geht die Bahn; die Fahnen flattern.
Erde- erbebß
Zum Sieg- zum Sieg!
Kommx Tod! kommz Tod!
Feind ift erfrhlagen!
Leßte Kugeh triff mich! Strahlend bricht mein Auge:
Mein Vaterland hat den Sieg! Es lebe„ lebe!
Feind ift erfrhlagen!
Komm„ Tod! kommt Tod!

Ma x Halbe:
Der Frühlingsgarten
Vor etwa einem Menfthenalter fiand am äußerfien Rande der alten füddeutfchen Univerfitätsfiadt. in der ich mein erfies Studentenfemefier verlebt habe. ein einfiöckiges. breit hingelagertes Landhaus von vornehmem. wenn auch etwas baufälligem Anfehen in der Art eines Säilößchens aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der kokett gefchweifte Dachgiebel über dem Mittelgefchoß. in den die einzige Oberftube des fonfi ebenerdigen Haufes eingebaut war. trug noch die Formen eines vereinfachten und ländlichen Rokoko. Dagegen zeigte der auf fechs glatten hölzernen Säulen ruhende Verandavorbau vor dem Mitteltrakt bereits ausgefproäzene Empirebehandlung und mochte einem äußeren Bedürfnis zuliebe in der fpäteren napoleonifchen Zeit angefügt worden fein.
Der überlieferung zufolge follte der leßte Kurfürfi aus der nachmals erlofchenen Linie. die über Stadt und Land regiert hatte. das Schlößchen für eine feiner Maitreffen erbaut und hier in ihren weißen Armen fo manchen heiter lichten Frühlingsabend und manche fchwüle Sommernacht verlebt haben. In der Tat fah man unter dem Verandafäulenbau dicht vor dem Hauseingang eine runde Porphyrfliefe in den Boden eingelaffen. die das kurfürfiliche Wappen mit der Umfchrift AGA RUDI und der Jahreszahl *C l) 1'773 trug.
Was aber das Schönfie war an diefem einftigen kurfürfilichen Liebesheim: es lag inmitten eines mächtigen. ganz verwilderten und verwachfenen Obfi-. Blumen- und Baumgartens. der urfprünglich wohl ebenfo wie das Haus felbfi im franzöfifchen Gefchmack angelegt gewefen war. denn es zeigten fich noch Re|e von Wafferkünfien. fchnurgeraden Gartenwegen und ausgearteten Tarusheäen. Über dies alles aber waren die Mairegen und Juligluten. Novemberfiürme und Märzenfchnee 'eines vollen Jahrhunderts niedergegangen und hatten die zierlichen Blumenbeete fortgewafchen. die gezirkelten Bosketts in wildes Gefirüpp verwandelt und die nackten Leiber der Marmorgöttinnen mit grünen Mänteln

von Moos bedeckt. Die warme. weiche. füdliche Natur hatte den feucht-
üppigen Schoß diefes Bodens mit ihrem fruchtbaren Atem gefegnet. In
unerfchöpflicher Werdelnft hatte fie keimen. wachfen. blühen. ab|erben
und von neuem verfchwenderifäz auffprießen lafien. und die bürgerlich
gefchäftigen Menfchen. die hier nach dem wollüftigen Kurfürfien und der
galanten Hofdame eingezogen und wieder verfchwunden waren. hatten
unbekümmert um den Gefchmack eines vergangenen Gefchlechts in die ver-
fallenden Nette der alten Herrliäfkeit hineingepflanzt und -gefät. -ge-
wiihlt. -gegraben. bis die einft fo überfichtliche und regelmäßige Garten-
anlage fich zu einer wuchernden und fchier undurazdringlichen Wildnis
zufammengefchloffen hatte.

Da ftanden hundertiährige Ulmen. Linden und Kaftanien breitäftig
und hochwipflig. in deren Zweigen viele Generationen von Amfeln und
Finken geniftet und ihre Sehnfucht mit immer gleichem Wohllaut in den
*jungen Lenz hinausgeflötet und -gefchluchzt hatten. Der Faulbaum war
da. defien weiße Dolden die erfien Maiennächte mit fchwülem .Hauch er-
füllten. Goldregen. Weiß- und Notdorn. die es ihm an betäubendem Duft
gleichtaten. zarte Pfirfieh- und Aprikofenfiämmchen. ein Wald von Apfel-.
Kirfch- und Birnbäumen. die. angetan mit ihrem weiß und rofa Blüten-
kleid. in der bleirhen Dämmerung windftiller Aprilabende wie Geifier-
bäume dafianden. Da fah man Neben- und Obftfpaliere. an den Mauern
des Haufes hinauf- und von Baum zu Baum in Manneshöhe entlang
gezogen. dazwifchen die langen Rücken der Gemüfebeete: Kohlköpfe. Sa-
late. Küchenkräuter. hochumfponnene Bohnenfbangen und niedrigeres Erb-
fengerank. ein blinkendes. fchillerndes. gleißendes. faftgrünes. fettgraues.
würziges Blattwerk. Einige Schritte weiter und man trat über einen
üppig weichen Naienteppich. in dem der Fuß verfank. in die vornehme Zu-
rückgezogenheit hochfiämmiger Nofenfiöcke. leidenfchaftlich duftender Nel-
kenbeete und frhmachtender Gruppen von Narzifien und Feuerlilien. Aber
als ob die neugierige und anmaßende Zudringlichkeit des weit und breit
wuchernden Volkes von Nußpflanzen und Küchenkräutern felbft vor
diefem ariftokratifchen Quartier hochmütig und zwecklos blühender Schön-
heit nicht haltmachen wolle. fo mifchten fich zwifchen die abgefchloffenen
Zirkel der Nofen. Päonien und Narzifien auch hier wieder einzelne
Obftbäume von zwanglofer Behäbigkeit. verwachfene Himbeer- und Sta-
chelbeerfiräucher. winzige Beete kriechender Gartenerdbeeren und das
Emporkömmlingsgefäzlecht kletternder Nebengewinde.

Ningsherum aber um diefe Welt von Fruchtbarkeit und Wachstum.

geilen Sprießens und hochmütigen Blühensj verwitterter Marmornpm-
phen und zartgrüner Salatköpfe mit dem inmitten eingebetteten Rokoko-
fthlößchen. ringsherum um dies allesf zog fich eine dicker weißer manns-
hohe Steinmauerj innen überragt von einer fortlaufenden undurchdring-
lich dichten Fliederheckej die fich zur Himmelfahrts- und frühen Pfingft-
zeit über und über mit weißen und lila Blütendolden wie zum Brautfefi des
jungen Frühlings fchmückte.
Schlößrhen und Garten mochten zur Zeit des alternden Kurfürften
und feines jungen Liebchens noch einfam in der wohlbebauten Ebene ge-
legen haben, weitab von der fchickfalsreichen Univerfitäts- und einfiigen
Refidenzftadt. die fich mit ihrer hochragendenj efeuumgriinten Schloß-
ruine wohl gerade nur auf das fchmale kleine Fleclihen befchränktej wo
die Waldh'ohen fich öffnen und dem fchnell hinfchießenden Bergfluß den
Austritt in die dunftige Ebene freilaffen.
Auch zu der Zeitj als ich mit ahnungsvollem Herzen und leichtem Ge-
päck meinen Einzug in das Studententum hieltj war die Stadtf wenn
auch auf beiden Ufern dem Fluß entlang weiter hinausgewachfen. doch
immer noch mit ihren ausgreifenden Spinnarmen in einiger Entfernung
von der verzauberten (Hartenwildnisx und man mußte wohl eine gewiffe
Mühe und Pfadfinderfchaft aufwendenj um den Weg zu entdecken.
Schon am erften Tagej als ict» um Quartier zu fuchen„ durch die
Straßen der Stadt und weiter hinaus vor die Tore ftreiftej hatten mich
die hohenj fernen Baumwipfel wunderlich angezogenj aber vor der ver-
fchloffen abweifenden Parkpforte hatte mich plötzlich der Mut verlaffeuj
und gefenkten Kopfesj als fchämte ich mich vor irgendwem oder irgend-
was. hatte ich den Rückzug angetreten. Und nun fiand ich an einem
warmen wolkenlofen Aprilnachmittag. tags daraufj zum zweiten Male
vor dem bronzenen Gartentor mit feinem hochmütigen Löwenhaupt, das
in einer unwahrfcheinlichen Heraldik modelliert war.
Ich war mittelgroß, blond„ fchlank und achtzehn Jahre alt. Die
Weltj in die ich foeben hinausgetreten wat-h erfchien mir voller feltfamer
Nätfel und holder Abenteuer. die wie bunte Schmetterlinge unter einem
tiefblauen Frühlingshimmel vor meinen beraufchten Augen gaukelten
und mirh locktenj ihnen in die traumhafte Ferne nachzujagen. Was
Wunder. daß diefe grüne, wilde Parkeinfamkeitj die hier wie eine um-
gürtete Infel mitten in den offenen Feldern der reichen Ebene lagj es
mir mit ihrer geheimnisvollen Unnahbarkeit angetan hatte! Das Herz
klopfte mir bis zum Halfe heraufj als ich mit einem felbfivergeffenen Ruck-

wie es der letzte Griff eines Ertrinkenden ift- an dem rofiigen Ringe des
Löwenmaules zog und gleich darauf ein kleiner grauhaarigerf über die
Maßen dicker Mannt faft wie ein Alräunchen ausfehendt mit einem ur-
alt verwitterten und doch wieder merkwürdig zeitlofen Gefichtt mir öffnete,
„Kommen Sie nur hereint junger Herr!“ fagte er gleichmütig und
rückte an feinem Sammetkäppchen. „Die Frau wartet fchon auf Sie."
Ohne mir im Augenblick klarzumachem was das bedeuten könne.
da ich mich doch ganz unbekannt hier wußtef folgte ich dem voranwatfcheln-
den Alten- der fo etwas wie ein Gärtner oder ein allgemeines Hausfakto-
tum fein mochte. durch einen dämmergrünen Laubengang und befand
mich um eine kurze fcharfe Wegbiegung herum plötzlich angefichts des
dichtumrankten Schlößchens und vor der fchon wartenden Hausherrin.
Es war eine feiner zarte. aber wohlgewachfene und ebenmäßige Er-
fcheinung in mittleren Jahren. mit edlen Zügen- die noch fchön zu nennen
waren. und großen. dunkeln leidenfchaftlichen Augent in die fich verlorene
Jugend und überwundener Schmerz gerettet zu haben fchienen. Das tief
kaftanienbraune Haar war in der Mitte gefcheitelt und fiel wellig um
die reine. freie Stirne. Sie trug ein leiäftest hellest duftiges Sommerkleid
und einen Florentinerhut am Arm. Alles an ihr erfchien anmutig und
mädchenhaft und von fo gewinnendem Reizt daß ich fofort eine unend-
liche Sympathie in mir empfand, als fei ich einer längfk gekannten mütter-
lichen Freundin wieder begegnet.
"Auch fchien est als werde diefe rafche Sympathie von der fchönen
grazid'fen Frau ein wenig erwidert, denn ich fühlte ihre Augen nicht
ohne Wohlgefallen auf mir ruhen. als ich ihr nun mein Anliegen vor-
brachte. Seltfaml Alle meine Bangigkeitt mit der ich foeben noch
vor dem Gartentor gefianden hattet war wie durch ein Zauberwort von
mir genommenf und es wart wie wenn der heimatliche Friede diefes
füßen Frühlingsgartens mir mit fanften weichen Händen über die heißen
Schläfen fireichelte.
„Haben Sie wirkliäf den Weg zu uns gefunden?“ fagte die fchöne
Frau und fäfiittelte lächelnd den Kopf. „Es muß fchon ein Sonn-
tagskind fein- wem das gelingt."
„Ein Sonntagskind?" erwiderte ich. „Das bin ich allerdings!
Wenigftens an einem Sonntag geboren! Alfo halt' ich mich dafür!“
Die fchöne Frau fah mich mit einem bedeutfamen Blick an und
lächelte wieder,

..Zu uns kommen n u r Sonntagskinder heraus. Und nur Sonn-
tagskindern wird aufgemacht.“
Wir fchwiegen beide. Jch hatte das Gefühl. als hielte mia; irgend
etwas im Bann. ich wußte nicht was.
..Aber es ift ja gar nicht fo fchwer. hier herauszufinden.“ meinte
ich fchließlich unficher. ..Man fieht ja die Linden und Ulmen fchon von
weitem!“
..Es mag doch wohl fchwerer fein. als es fcheint‟. entgegnete fie
nachdenklich. ..Man muß auch die richtigen Augen im Kopfe haben.
um die Bäume zu entdecken. Vielleicht haben nur Sonntagskinder die
Augen."
..Ja. eine verzauberte Jnfel!“ fagte ich plötzlich. fcheinbar ohne
Zufammenhang und fegte mit meinem Arm begeiftert durch die Luft.
..Eine richtige. verzauberte Jnfel! Hier werd' ich Gedichte machen
können! Gedichte . . .!"
..Wollen Sie Gedichte machen oder wollen Sie leben?" fragte fie
mit einem reizend mokanten Lächeln um die Mundwinkel. das ihrem
mädchenhaft fraulichen Antlitz eine ganz neue Beleuchtung gab.
..Am liebf'ten beides!" rief ich entzückt. ..Denn gehört nicht auch
beides zufammen wie Donner und Bliß oder wie Flamme und Licht?"
..Erft leben‟. erwiderte fie und hob bedeutfam. doch ohne Lehr-
haftigkeit den Finger. ..Erft leben und dann Gedichte machen! Dazu
find Sie nach Monrepos gekommen! Auf die verzauberte Jnfel. mein
Herr!“
Jch fah fie an in ihrer reifen und doch fo jugendlichen Grazie
und fühlte. wie mir eine Blutwelle ins Geficht fchoß.
..Ja. leben!" rief ich und breitete die Arme hoch über dem Kopf.
„Leben! Leben! Und alles andere . . . alles andere nachher . . .“
..Das findet fich dann von felbf'tl" fiel fie ein und lächelte un-
gemein fchalkhaft. ..Bei Sonntagskindern natürlich nur! Die fchüt-
teln die Verfe nur fo von den Bäumen herunter wie Apfel und Nüffe!
Aber erft müffen doch Bäume gewachfen fein. nicht wahr. mein Herr?"
..Hier gibt es ja Bäume in Hülle und Fülle. um Verfe zu fchüt-
teln!“ fagte ih übermütig. .
„Und auch die Menfchen find da. um leben zu lernen‟. nickte fie.
Jch muß mich wohl etwas verwundert umgefehen haben. denn fie
feßte lächelnd hinzu:
..Ich habe drei Töchter. mein Herr. Es i| nicht fo einfam. wie es

fcheint. Und feet wollen wir Ihren künftigen Mufenfin betrachten gehen!"
Plötzlich fiel mir ein. daß ich mich noch nicht vorgefiellt hatte.
..Mein Name ift Ziegler. Bernhard Ziegler“. fagte ich und machte eine ziemlich linkifche Verbeugung. über die ich mich felbfi im ftillen ärgerte.
„Frau von Mitnachtl‟ entgegnete fie einfach.
Auf der Oberfiube des Haufes. zu der fie mich über die breite fchöngefchnißte Holztreppe hinaufführte. war wieder die grüne. kühle Dämmerung. die mich fchon auf dem Wege durch den Laubengang um-fangen hatte. Dunkle Kafianienwipfel hielten forgfame Wacht vor den drei offenen Fenfiern der niedrigen altertümlichen Stube und dämpf-ten das helle Tageslicht mit ihrem dichten Laubenfchleier. durch den fich nur ein paar befonders vorwißige Sonnenkringel hindurchftahlen und zitternd auf dem Eftrich tanzten. Die Einrichtung fchien aus ver-fchiedenen Zeiten zu fiammen. Zierliche Polfierftühle und Seffel. be-zogen mit Seidenrips in verfchoffenem Refedagrün waren da. Ein kleines gleichfarbiges Sofa auf fünf niedrigen vergoldeten Füßen. zer-brechlich wie für eine Märchenprinzeffin. mit mattgoldener Leifie. die in der Mitte der Rücklehne von einem überhöhten Goldkränzchen ge-krönt war. fland an der einen Wand. Davor ein länglich fchmaler Damenfchreibtifch aus Nofenholz. mit hohen gefchweiften Beinen. einer kirfchroten Tuchbefpannung und zart gemalten Blumengewinden auf der erdbeerfarbenen Holzeinfaffung rings um das rote Tuch herum.
Wie ein unendlich ferner. kaum noch geahnter Duft eines vor Zeiten verfiäubten Parfüms fchien es den blaßgrünen Seffeln. dem Miniatur-fofa und dem Nofenholztifch zu entfchweben, Aber an der anderen Wand brachten das derbe. geblümte Kanapee und der große fefte ovale Familientifch. beide im hellen Mahagoni der Biedermeierzeit. einen Ton von gefeßter Wohlanftändigkeit in die leife beklemmende Atmo-fphäre verblichenen Rokokoprunks. und der halbgefüllte Bücherfchrank mit wiffenfchaftlichen Werken verfchiedener Difziplinen. fowie die beiden gekreuzten Schläger über dem Kanapee verrieten. daß fchon vor mir |udentifche Infaffen in der grünen Dämmerung diefer fchweigfamen und abgefchiedenen Stube gehauft hatten.
Ein dunkler Vorhang fchied den Hauptraum von dem dahinter liegenden Alkoven. der als Schlafzimmer diente. Meine holde Führerin fchlug die Pot-tiere zurück und wies in das Stübchen. das durch ein

Manfardenfenfier in der Rückwand erhellt wurde. Das Fenfter ftand offen. und man blickte auch hier wieder in die hohen Wipfel der Ulmen und Kaftanien, Ein altertümliches franzöfifches Bett von einer Breite. wie fie mir noch nie vorgekommen war. bildete das Hauptmobiliar. das durch ein paar niedrige Rokokofiühläjen. von gleicher Art wie die nebenan gefehenen. und einen breiten. blau bemalten Schrank vervollftän-digt wurde. Was aber meine Blicke vor allem anzog. das waren die beiden lebensgroßen Porträts. die zu Häupten des übergeräumigen Ruhelagers an der Wand hingen. Ein nicht mehr junger wohlbe-leibter Herr in gefiicktem Hofkleid mit mächtiger Allongeperücke und von gebietendem Anfehen. Neben ihm eine junge. fchlank gewachfene Dame. tief dekolletiert. von zierlichen und dennoch runden und recht greif-baren Formen. in weit gebaufchtem Reifrock. hochgekämmter Puderfrifur und mit Gefichtszügen. fo anmutig weich und ebenmäßig rein. daß fie mich auf den erften Blick gefangen nahmen und mir zugleich eine dunkle Erinnerung wachriefen. als fei ich ihnen fäjon einmal irgendwo und irgendwann im Leben begegnet.

..Wer ifi der dicke .Herr mit der Hakennafe und dem Doppelkinn?" fragte ich meine Nachbarin. die verfunken daftand und wie ich zu den Bildern auffah.

..Das ift Karl Philipp der Fünfte. Kurfürfi von der Pfalz". ent-gegnete fie nachdenklich. und ihre Augen fchienen fich in die Ferne zu ver-lieren.

..Und das wunderfchöne Mädchen daneben? Wer ifi das?"

..Lifelotte von Merenbergi" fagte fie leife. und dann nach einem Augenblick. mit einem faft wie fäjmachtenden Auffchlag ihrer tiefen braunen Augen: ..Meine Urgroßmutter. mein Herr!"

Mein Blick wanderte von der fchönen Frau neben mir zu dem fchönen Mädchen an der Wand und wieder zurück. Darum alfo waren mir die Züge auf dem Bilde fo vertraut erfchienen. Das lebendige Menfchenbild an meiner Seite und das gemalte da oben über der Ruhe-fiatt. fie glichen einander wie Mutter und Tochter oder eher noaj wie eine ältere und eine jüngere Sihwefier. Waren es nicht eigentlich der Reifroä und die Puderfrifur. die fie bei flüchtigem Hinfehen unter-fchieden?

Frau von Mitnacht fehlen meine Gedanken zu erraten.

..Sie finden. daß wir uns ähnlich fehen. meine Ahne und ich. nicht wahr. mein Herr?"

„Im das ift geradezu überrafchend! Verblüffend wirklich diefe Ahnliihkeit! Diefe Gleichheitf könnte man fagen!“
„Nur mit dem kleinen Unterfchied- daß hier die Urahne die Junge ift- die Urenkelin aber die Alte') fiel meine Nachbarin ein und hatte ein melancholifthes Lächeln um den Mund„ wie ich es noch nicht an ihr bemerkt hatte.
„Ath- das ift . . . das ift Einbildung das mit dem Alter. und weiter nichts!“ rief ich feurig und wagte es. mir felber halb unbewußt. ihre feine weiche Hand zu ergreifen.
„Sie find genau fo jung und genau fo fchön wie die Dame da oben aus dem Rokoko! Nein- Sie find fchöner . . . Sie find . . . Sie find . . . fiißer und fchöner . . , denn Sie find wirklich und lebendig- Sie find von Fleifch und Blut! Die andere aber ift nichts als ein gemalter Schatten an der Wand!“
Ich hatte die Worte herausgefprudelt und -geftammelt. Eine feltfame Erregung hielt mich im Bann. War es der zeitferne Duft, der den Refedafeffeln- dem Rofenholztifch und der fchwjileu Lagerftatt entftieg- was mich beraufchte?
Frau von Mitnacht hatte den Kopf etwas gefenkt- fo daß ich nur ihr feingefchnittenes Profil mit dem ganz leiäft angedeuteten Stumpfnäschen fah. Jetzt blickte fie mit ihrem fchalkhaften Lächeln zu mir auf und drohte mir mit dem Finger.
„Eit eit mein Herr! _Wifien Sie auch fchon Schmeicheleien zu fagen? Wie früh doch die jungen Leute das lernen! , , . Aber ich darf das wirklich nicht hören! Jfi das nicht eine alte Fraut die drei erwachfene Töchter hat?!"
..Siud die auch fo fchön wie die Mutter und wie die Urgroßmama?“ fragte ich- immer noch in meinem Raufch.
„Anders find fie!" entgegnete fie nachdenklich. „In ihrer Art vielleicht fthöner! Aber es ift ein anderes Gefchlecht. als wir beide!"
„Ia- Sie beide! Sie beide!“ fiel iii) ein. „Merkwürdig doch- eigentlich ganz geheimnisvollf wie die Natur da nach einem ganzen Jahrhundert noch einmal das gleiche Bild aus dem gleiäien Holz gefchnitten hat!"
„Nur daß die Ahne einen großmächtigen Kurfürften zum Freund gehabt hat. Und der Urenkelin Mann ift ehrfamer Theologieprofefior gewefen! Das ift auä) ein Unterfchied. mein Herr- und kein ganz geringer.“

„Ach das iii nur fo im Äußeren der Zeit) fagte ich und kam mir
fehr verwegen mit meiner Hypothefe vor, „Ich bin überzeugty hätten
Sie im Rokoko gelebt und Ihre Urgroßmutter heute, es hätte ebenfogut
umgekehrt fein können!“
„Sie meinem daß iäz dann neben dem Kurfürfien da hinge?‟
„Ich weiß ja nicht'ß fiammelte ich- nun doch etwas verlegen. „Ich
könnte mir das ausgezeichnet vorfiellen! Und ich würde auch nicht das
mindefte daran finden. Ich für mein Teil!“
„Ifi das nun ein Komplimentz oder ifi es keins?" meinte meine
holde Nachbarin und wandte ihren Kopf ein wenig zur Seite mit einem
entzückend fchalkhaften Ausdruck von hilflofer Naäzdenklichkeit,
„Fiir mich unbedingt!" beteuerte ich mit einer mächtigen Armbr-
wegung. „Ganz unbedingt! In) ftehe auf dem Standpunkt . . .“
„Sie [Lehen alfo auch fchon auf einem Standpunkt mit Ihren
fiebzehn Jahren?" fiel fie ein und lachte herzliäf,
„Achtzehneinhalbl" verbefferte ich etwas unmutig.
„Ahy par-don!‟ fagte fie mit einer anmutigen Neigung des Kopfes.
„Natürlich ftehe ich auf einem Standpunkt!" fuhr ich fort. „Was
denn fonft? Erft recht, Wann foll man denn Prinzipien habent als
wenn man jung ift? Später macht ja das Leben doch alles zu Brei."
„Wiffen Sie das fo genau?" meinte fie ein wenig fpöttifch. „Aber
gut! . , . Auf welchem Standpunkt fiehen Sie denn?"
„Daß das alles fo menfchlich ifi! So natürlich! So fchön fo-
gar- wenn die Umftände darnach find!"
„C-'xif eit was für Grundfäßez mein Herr!" fagte fie und drohte mir
mit dem Finger. „Denkt die heutige Jugend fo?"
„Ich glaube ja!“ rief ich in Ton und Haltung eines Blutzeugen
für meine Generation. „Wenigftens viele! Und wenn man fo denkt-
warum foll man's nicht auch fagen?! . , , Oder darf ich das nicht?“
„Sagen Sie nur ruhigz was Sie denken!‟ entgegnete fie mütterlich
begütigend. „Dazu haben Sie ia den Weg nach Monrepos gefunden."
„Dann fag' i>7 . . . aber Sie dürfen's mit nicht übelnehmenz . . .
ich beneide den alten Kurfürften um feine Wahl und ich an feiner Stelle
hätte es ebenfo gemacht. Und was feine Dame da anbetrifft: ich würde
der leßte fein, einen Stein auf fie zu werfen! Das ifi meine heilige
Überzeugung! Und fo werd' ich mein Leben lang denken!"
„Bravot mein junger Herr!" fagte Frau von Mitnacht und

klatfrhte graziös in die Fingerfpißen. ..Ich danke Jhnen im Namen von Lifelotte von Merenberg. Es find nicht alle fo liebenswürdig in ihrem Urteil wie Sie. Ich glaube. wir werden uns gut verfiehen in Monrepos."
Die drei Töchter meiner holden Hausherrin hießen Apollonia. Scholafiika und Euphrofyne, Apollonia war etwa dreiundzwanzig Jahre alt. groß. fiattlich. mit fchwarzen Augen und Haaren und elfenbeingelber Hautfarbe. Die tiefdunklen breitgezogenen Augenbrauen ftießen über der Nafenwurzel beinahe zufammen und überfchatteten das klafiifch gefchnittene Geficht mit einer Wolke von tragifchem Ernft. Etwas Schweres. Diifteres. Klagendes war um die ganze Perfönlirhkeit. die man für die einer Jtalienerin hätte halten können. wenn nicht der hohe. nordländifihe Wuchs gewefen wäre.
Einen merkwürdigen fchwefterlichen Gegenfaß zu Apollonias ftolzer und ftrenger Erfcheinung bildete die mittelgroße. fchlanke. zierliche Geftalt von Frau von Mitnachts zweiter Toihter Scholaftika. Sie war achtzehn Jahre und erinnerte unter den drei Schweitern in Figur. Gefichtsfrhnitt und .Haarfarbe am meiften an ihre fchöne und liebenswürdige Mutter. Nur mangelte ihr das Freie. Heitere. Gewinnende. das die Mutter in Haltung. Miene und Sprechweife auszeichnete. Sie fchien mehr von nachdenklichem. verfonnenem. träumerifchem Wefen. aber ganz ohne die abweifende Würde der älteren Schwefter. und was das Säfönfte und eigentlich Auffallende an ihr. das waren ihre großen. dunklen. glänzenden Augen von unbefiimmter Färbung und vieldeutig wechfelndem und geheimnisvollem Ausdruck. Diefe Augen waren es. die im Verein mit dem lichtbraunen. kraufe um die fchmale Stirn fallenden Haar ihrem Geficht und ihrem ganzen Wefen etwas Märchenhaftes und Erdenfremdes gaben. Sie herrfchten und thronten gleichfam über der fchlanken. biegfamen Mädchengefialt. wie Sternenlicht über Elfentanz funkelt. und fo frhien es denn. als fei das wunderfame Menfchenkind nur wie durch einen Zufall oder durch Götterfpruch aus einem unbekannten und fchöneren Zwifchenreich in diefe Erdennarht verfchlagen.
Wieder einen ganz eigenen und von der Mutter. wie von den älteren Schweftern abweichenden Typus [teilte die jüngfte. Euphrofyne von Mitnacht dar. Sie war mit ihren fünfzehn Jahren bereits groß wie Apol-

lonia und hinwiederum fchlank wie Siholaftika und übertraf fie beide bei
weitem an Rafchheit. Gewandtheit. Gelenkigkeit der Bewegungen. Sie
befaß die Gefchmeidigkeit einer Weidengerte. die einer pfeifend durch die
Luft faufen läßt. oder einer Kane. die geduckt und fprungbereit. mit
fla>ernden Augen auf die Maus lauert, In ihrem Geficht. das fchon
ganz das eines erwachfenen Mädchens war. zuckte und wetterleuchtete
es beftändig von überrafchenden Einfällen. Launen. Streichen und troni-
ger Auflehnuug gegen irgendwen und irgendwas. Jhre graugrünen
Augen flimmerten wie das Waffer eines Bergfees durch alle Schattierun-
gen von durchfichtiger Klarheit bis zu tintiger Schwärze und konnten
düfier klagend wie Apollonias oder träumerifth verloren wie Scholafkikas
Augen. aber auch recht fchelmifch und fpißbübifch in die Welt blicken.
welches offenbar ihre eigentliche und urfpriinglich eigene Euphrofyne-
Art war. Gerade hierin aber erinnerte fie doch wieder auch an ihre
Mutter. Von diefer fchien fie das Jrdifche. Selbfigewiffe. zugleich
Kapriziöfe geerbt zu haben. ohne es ihr. wie natürlich. vorer| an gefälli-
ger Harmonie und lächelnder überlegenheit gleichtun zu können.
Seltfam und von einer abfonderlichen Zufälligkeit war es. wie ich
die erfie Bekanntfchaft der drei Mädchen. und zwar eines jeden für fich.
machte. Frau von Mitnacht hatte mir. als fie mich in mein Quartier
einführte. gefagt. daß fich im hinterfien und entlegenften Teile des Parks.
der fiäj in feiner fieinernen Ummauerung ein gutes Stück nach rückwärts
in die Ebene erftreckte. ein nicht gar großer und tief im Grünen verfteck-
ter Weiher befinde. in dem fie und ihre Töchter bei der warmen Jahres-
zeit täglich zu baden pflegten. Auch mir fiände das Baden in dem
weichen und milden Waffer frei. und wenn wir uns dort etwa begegnen
follten. fo werde es fie und ihre Töchter nicht weiter anfethten. und fie
hoffe das gleiche von mir. denn fie denke. daß wir alle wohlgebildete
Menfchen feien. die fich vor einander nicht zu verfiecken brauchten und
zugleich doch auch die geziemenden Grenzen einzuhalten wüßten.
Mir war diefes reine und freie Menfchentum. das mir in meinen
Träumen immer als ein .Höchftes vorgefchwebt hatte. doch in der Wirk-
lichkeit und leibhaftig noch nie begegnet. und meine Sinne fieberten ein
wenig und bangten zugleiäf. als ich fchon am er|en Abend. wenige Stun-
den nach meinem Einzug in die Garteninfel. den Weg nach dem geheim-
nisvollen Weiher fuchte. Es war wirklich nicht fo leieht. fich durch all'
diefe wuehernden Büfche. Hecken. Laubengänge hindurchzuwinden. um
die jungen Salatbeete herumzufteuern und den Haufen von dornigen

zartbegrünten Rofenftämmen klüglich aus dem Wege zu gehen. Auch be-
gann es zu dämmern und in dem dichten Grün und Grün fchienen Weg
und Richtung vollftändig zu verfchwimmen und fich zu verlieren. Wäh-
rend ich mich ratlos umfah und nahe daran warf weder vorwärts noch
rückwärts zu wifienz tauchte glücklicherweifez ich wußte felbft nicht recht
woher. das alte Gartenfaktotum vor mir auf.
„Sie find ganz nahebei‟, fagte er vertraulich und fchien wiederz
wie fchon nachmittagsz ohne weiteres zu wifien- was ich wollte. „Nur
hier rechts den Efeugang hinunter- dann über den kleinen Buchenhügel
an dem Diana-Tempelchen vorbeix die Kafianienallee entlang und zwifchen
den beiden großen Holunderbüfchen durch quer über die Wiefez wo die
Kornblumen ftehenx zum Nymphenweiher hinab. Sie können es gar
nicht verfehlenf junger Herr!“
Damit nickte er mir zu. rückte an feinem Käppchen und war im
nächfien Augenblick' - ich wußte wieder nicht recht! wie und wohin -
verfchwunden- Ich fah ihm ganz verblüfft in das finkende Zwielicht nach,
das ihn wie mit einer Tarnkappe umhülltef und folgte der angegebenen
Wegrichtungz die fich mir nun mit einem Male ganz mühelos und wie von
felbfi zu erfchließen fchien. Der Efeugangz der Buchenhügel mit dem
Diana-Tempelchen. die hochgewölbte, düfiere Kafianienalleef das Schlupf-
loch zwifchen den beiden Holunderbüfchen hindurch die Sternblumen-
wiefe! alles fiimmtez wie es mir das zwergenkleine faßrunde Männchen
befchrieben hattex und nur Eines hatte er vergeffen! die blühenden Apfel-
und Birnbäumez die den Weiher dicht umfianden und in der fahlen Däm-
merung fich merkwürdig unwirklich und gefpenfiifchz fait wie eine das
Waffer hütende Geifiergarde ausnahmen. Mir war feltfam bänglich
und erwartungsvoll zumut, als ich nun über den dunkeln unbeweglichen
Wafferfpiegel hinfah- und fait graute mir vor der erften Berührung mit
der wie verzaubert daliegenden Flut. Plößlich kam ein Amfelpfiff ganz
nahe her aus dem Blütenfchnee der Apfelbäume- ein zweiter! etwas
ferner! antwortete mit einem füßen Flötentriller. Der Geifterbann war
gebrochen. Der Tag war trotz der frühen Jahreszeit heißx fait fchwül ge-
wefen und mich verlangte nach Kühlung. Ich zog mich aus und fprang
kopfüber ins Wafier. Als ich pruftend und fchluckend wieder zum Vor-
fchein kam. bemerkte ich in einiger Entfernung am entgegengefeßten Ende
des [änglichen Weihers eine hohef anfcheinend weibliche Gefialt- die mit
erhobenen Armen wie aus Stein gemeißelt aufrecht am Ufer ftand. Jch
„gm-ak und fühlte unter Waffer mein Herz heftig klopfen. Es beruhigte

fich aber ebenfo fäznell wieder. und ich fchwamm mit ein paar kräftigen Stößen näher an die Erfcheinung heran.
„Hallohl" rief ich. ...Hallohl Wer i| da?"
„Apollonia von Mitnacht!" klang es dunkel und melodifeh vom Ufer her.
Ich nannte ebenfalls meinen Namen und entdeckte dabei in meiner näehften Nähe mitten im Weiher eine kleine fchilfumkränzte Infel. die mit Biifehen befianden war. Ein fchlanker Rachen war halb auf den Strand gefihoben. Ich ruderte mich dicht heran und fchwang mich auf den Bootsrand. fo daß meine Beine in das tintige Waffer hinunterbaumelten. Driiben die Gefialt am Ufer war ruhig auf ihrem Plaß ftehen geblieben und hatte die Arme ineinandergekreuzt. Zwifchen uns waren vielleicht zwanzig Schritte über das Wafier hin Abfiand. Einige Augenblicke war Schweigen. Dann fagte die dunkle. melodifche Stimme:
„Sie find unfer neuer Hausgenoffe. nicht wahr?"
Ein leifes Echo fchien irgendwoher zu antworten.
Iäj bejahte und fragte. ob ich fie durch mein plößliehes und unerwartetes Auftauäzen etwa erfchreät hätte.
„Ich bin nicht fo fchreckhaft von Natur". kam es zurück.
..Alfo gar keine Furcht?“ fragte ich weiter.
,.Wovor?"
,.Nun. fo mutterfeelenallein hier in der Einfamkeit und der Dämmerung?" fagte ich und wunderte mim. warum das Echo immer nur ihr zu erwidern fchien und nicht auch mir.
„Wir find nnfer Leben lang allein." klang es wieder über das Waffer her. und das Echo wiederholte wie aus weiter Ferne: „Leben lang allein."
„Selbft im hellften Tageslicht und im diäztefien Menfchenfchwarm“. fuhr die diiftere. klagende Stimme fort. „Ich ziehe mir die Einfamkeit und die Dämmerung vor“ - „Und die Dämmerung vor". antwortete es hinter mir aus den Tiefen des Gartens.
Ich fah mich unwillkürlich um. als habe mir jemand die Hand auf die Schulter gelegt. Wie ich den Kopf zurü>wandte. war die dunkle Geftalt des einfamen Mädchens verfchwunden. Mich fror plötzlich. und ich merkte. daß der Abend kühl wurde. Ich fälwamm eilig wieder aus Ufer. zog mich an und fuchte durch den fehon ftark dunkelnden Park den Niiäweg zum Haufe. den ich merkwürdigerweife aueh ohne Säjwierigkeit fand,

Als ich am anderen Morgen nach kurzem. traumfchwerem Schlaf erwachte. zwinkerte die Frühfonne vergnügt auf meine geräumige Lager|att. und das Mobiliar ringsum. das am Abend vorher wie mit fchwarzen Schleiern angetan dageftanden hatte. blinzelte mich mit luftig verkniffenen Augen an und fchien auf einem Bein tanzen zu wollen. Ehe ich"s mich verfah. befand ich mich wieder im Garten und auf dem Wege zu dem verfieäten Weiher. der fich mir jetzt endlich im klaren Tageslicht und entkleidet alles Geheimnisvollen zeigen follte. Der Morgentau funkelte auf Gräfern und Blättern. Die Sonne. die einige Augenblicke verhijllt gewefen war. arbeitete fich unter ihrer Decke wieder empor und lag groß. breit und felbfizufrieden auf ihrem Wolkenpfühl wie das Haupt des Gerechten auf einem Polfter von Daunenkiffen.
An einem Spargelbeet ftand wieder das alte wurzelhafte Alräunchen. das ich nun fchon als einen unvermeidlichen und allgegenwärtigen Hausgeift anfah. und jätete das zwifchen den Spargeln fich vorwagende Unkraut aus dem fandigen Grund.
..Wie geht's. Alterchen?“ fragte ich und klopfte ihm auf die Schulter. ..Schon wieder rüftig bei der Arbeit?“
..Danke der Nachfrage. junger Herr!" erwiderte er. während er aus einer kurzen Stummelpfeife paffte. ..Es ift genug zu verfehen in fo einem Revier. wo es kein Aufhörens gibt.“
..Kein Aufhören? Wie meinen Sie das?“ forfchte ich kopffchüttelnd.
..Wenn die Kirfchen ausgeblüht haben. ift der Spargel da. und wenn es mit dem Spargel zu Ende will. fchickt fich der Wein zum Blühen an. So geht es das ganze Jahr. Es fteht nie ftill hier im Revier. Kein Tag. wo man feine Hände in den Schoß legen kann."
..Aber im Winter?" warf ich ein. ..Da ift doch alles tot?“
..Tod ift Leben und Leben ift Tod". fagte der Alte und ftieß aus feiner Stummelpfeife eine dicke graublaue Wolke. die fich facht zerteilte und dünner und dünner verfchwebte. ..Ein Gärtner muß es auch im Winter wachfen hören. Ein Gärtner muß eigentlich immer mit den Ohren am Boden liegen und auf das Junge lauern. was kommt.“
..Oder auf das Alte. das geht". warf ich ein.
„Das Alte. das geht von felbft". erwiderte das Männchen und fah mit feinem verfchliffenen und verwetterten Geficht feinerfeits fo uralt aus. wie mir noch kein Menfch im Leben begegnet war. Es mochte auch wirk-

lich etwas von meinen Gedanken erraten. da es ein ganz pfiffiges Lächeln um die Mundwinkel hatte. wie es bedächtig hinzufetzte:
..Aber das Junge. das noch fozufagen unter der Erde ift. d afü r heißt es Augen und Ohren und Hände haben. fonfi wächft es manchmal frhon im Keim aus. junger Herr. und fchießt ins Kraut ftatt in Blüten und Samen.“
..Und wie lange treiben Sie das hier fchon?" fragte ich nach einem Augenbli> des Schweigens.
..Das weiß ich felbft nicht zu denken". kam die Antwort.
..So ungefähr?“ forfchte ich weiter.
..So lange. wie der Garten hier fieht.‟ erwiderte der Alte etwas mür. rifch und beugte fich wieder in die Knie. um weiter zu jäten.
..Aber das ift doch ganz unmögliäz.“ rief ich ganz betreten. indem ich an Karl Philipp den Fünften von der Pfalz und feine Rokokodame dachte. die fchon in diefem Garten gewandelt waren.
Das Wurzelmännchen fah mich aus feiner Hantierung herauf mit grimmigem Lächeln an.
..Wenn Sie es beffer wiffen. als ein einfacher Gärtnersmann. der fchon alt war. als die Bäume ringsum noch klein und jung ftanden. dann fragen Sie doch niäft erfi. junger Herr! Und jeßt gehen Sie nur zum Nymphenteich! Unfer jüngf'tes Fräulein ift fchon da."
Fiortfeßung im näehfien Heft

[7.7i
Fritz 'k'imfch-
in?)
Merkur
"Ter- auf Seit; 95)

Mar Halbe
(eilt- ei:r -- -.. 7 rex-et. Gedanken erraten. ".a 4o ein ganz pfiffige-9 Lück-el..-
u-.i li.- -K'xop"-.-,-:. ki hart, wie es (amor-_1 hinzufeß-ri:
.Fl-cr 1.-- Junge. das noch fczc'agrr* unt-*c der Erde ifi. dafi? r
mißt *i .kn-:u onk- Ohcen uno .tx-'unde erben. fonit wäa-*t es manu-mal
ihr-r im .'-ienn aus. _junger Herr. un.» Muß'. in-l ..kram ft.t. in Blur-r.
nnd San-er.“
..Und wie large treiben :ie des bi t fill'al'?“ firgt--
2- *.1* ei-i'm
Augenblick des Schwcigenv
..D-.is irc-ß ich felbft nie-„i zu denken“, kan: die Antwort.
„So ungefähr?" :vr-ihre ich werte'.
..So länge. wie der Gurten hier ein.“ e:wi'.-e.te der Abe -tr az. mir.
rim-h un; ben-_Fe fie. nieder in :ie Knie. um ru-iter zu jäwn.
..Aber das lit dcr_- ganz utmöglich." rief ie.) ganz bc'. etrn. indem
ich an Kari Phitirp deli Funften ron dcr Pfalz und leite R*-kok.*.*.1me
dichte. dic fchon in dZeiem Gurten get-anbei! wat-n.
Das Wiirzclmänuchen lab mich ..us feiner „ann-*rung he:arf a1*
gt'mmiakm La'chelt* an.
..Wenn S*: es .beficr toiffe-i. als ein einfa-her Gärtnerrmarn. d:r
ich-n alt wer. ale 'fir Bäume ringsum no-h klein ned _io-.g .2- Nen. k inn
fragen Sie rich weht erft. jt-nger .tdi-rm Un:- iest int-cn (ci-.ic nur z'm
Nomt.henie(ci.-' Rai-:r iu *9.7.11* Frank-'n 1| ichon da.“
F-:ortfeßung *.m näehfien Heft

?QZ
Fritz Klimf ch:
Merkur
(Text auf Seite 95)

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England.

Es ifi fchon etwas lange her. daß wir noch fingen durften:

..Denn wir find jung.
Junge frifche Burfchen.
Burfchen frifch und jung!"

Die Welt lag vor uns. und wir brauchten nur zu wählen. Da hatten wir: Vandy. Harry und ich. den Ruckfack auf dem Buckel. eine fröhliche Wanderfahrt durch Südengland gemacht. Was haben wir da alles verübt! O. es waren glückliche Tage. in denen wir bis zur Geifter-fiunde aufblieben und der edlen Dame Vernunft ins Geficht lachten! ..Du hältft dich für einen Tugendbold. weil es kein Bier und keine Leckerbifien mehr gibt?" . . . .

Auf diefer Wanderfahrt war es. daß ich mir vor-nahm: einmal. wenn mein Säfiff im Hafen liegen wird. will ich mit meinen liebfien Freunden eine Wagenfahrt machen von Brighton bis Jnverneß, Kurz darauf er-fchienen ..Blacks Abenteuer auf einem Phaeton". gewifiermaßen als eine Befiätigung dafür. daß noch ein zweiter Schotte eine Ahnung davon hatte. wie prächtig folch eine Fahrt fein müßte. Sie war ein Luftfchloß. ein ferner Zukunftstraum. und diefes Luftfchloß ift jetzt Wirkliäfkeit ge-worden!

Die Welt hat. glaube ich. von Luftfchlöffern eine ganz falfche Vor-ftellung. Sie klagt. daß ihre „Ebnteuux en Lnpngue" nie Wirklichkeit werden wollen, Aber mir fcheint. als fei fie an ihrem Unglück felbft fchuld - fie fieht die Schlöffer nämlich nicht. wenn fie da find. ..Das Heute. fagt Earlyle. i| ein verkleideter König. und die meiften Menfchen leben fchon in ihren Luftfchlöfiern. doch es fehlt ihnen die Gabe. fie zu fehen."

Blicken wir einmal um uns. z. B. auf Vandy. Da wir als junge Burfchen unfer fröhliches England zu Fuß durchwanderten. hatte er nur einen befcheidenen Kreditbrief in feiner Gürteltafche fiecken - er war immer unfer gen-euer und fparfamer Schaßmeifier und führte das Porte-

monnaie. der gute Junge. Damals war er ein armer Student. und Jhr hättet ihn hören follen. wie er philofophierte und von feiner Höhe auf uns herabfah. die wir in Eifenwerken unfer Glück machen wollten und ganz im Gefchäft aufgingen. ..Allmäehtiger Himmel. Kinder. wenn i ch jemals 1500 Dollar jährliches Einkommen hätte". (auf fo hoäj wurde ich damals gefchäßt) ..Kinder - und dabei fchlug er mit der Fauft auf die harte Tifihplatte. daß das Bier aus den Gläfern fprißte - fünfzehnhundert Dollars in einem Jahre. dann würde ich mich hüten. noch weiter wie ein Sklave wie du und Harry zu arbeiten!" Hm hm! Vandys Luftfchloß waren damals 1500 Dollars jährlich. Heute gehen allmonatlich Taufende durch feine Hände. Er arbeitet noch immer weiter. und feht mal. wie fich die Schickfalsgöttin in ihr Fäuftchen lacht über den guten Spaß. den fie fich mit Vandy gemacht hat: er hat jeßt fein Luftfchloß. aber - er erkennt es nicht mehr wieder.

Ein anderes Beifpiel: eine junge Dame. Wie ftrahlte fie. wenn fie von ihrem Luftfchloß erzählte: Ein hübfches Landhäuschen mit weißen und roten Nofen. die rechts und links an der Tür emporranken und fich darüber in einem Liebesknoten vereinen - das Jdealfymbol der Liebenden. wie fie einander helfen und zufammenftehen wollen. die weiße Rofe die rote umfangend - keinen großen Haushalt. keine große Dienerfchar. Ein Pferd nur -ich muß wohl hinzufügen: ein großes -. einen eleganten kleinen Wagen. einen ziemlich großen Garten und genügend Tafchengeld. Aber das müßte fie wirklich haben. um auf die beften Zeitfehriften abonnieren und alle Monate ein neues Buch nach Belieben kaufen zu können. Einen jungen firebfamen Mann. kein allzu großes Einkommen. um das Vergnügen durchkofien zu können. durch kluges Haushalten mit wenigem auszukommen. Und feht Euch diefe Dame heute einmal an. Ein Millionär ifi ihr Gatte. fie hat einen Palaft aus Sandfiein. ein halbes Dudend Pferde. ein Haus auf dem Lande und eine Loge in der Oper. Aber. verzeihis ihr Gott. fie weiß nicht. daß ihr Traum fich erfüllt hat. wie fie die Jahre nicht merkt. die an ihr vorübergehen.

Die Glücksgöttin. meine lieben Freunde. verfagt felten den Sterblichen. worum man fie bittet; fie erfüllt alle Wünfche und noch mehr dazu. Aber wie fehr muß fie erftaunen über die Blindheit ihrer Verehrer. die nicht aufhören. fie vor ihren Altären mit Bitten zu beftürmen. und gar nicht gemerkt haben. daß ihre erfien Wünfäfe erfüllt worden find. Fortuna braucht ein wenig Zeit. bis fie für fo viele Beter ihre Gaben het-richten kann. das Spielzeug. das jeder befonders gern haben möchte. Und dann:

noch bevor die Sachen abgeliefert werden. obwohl fie mit überfiunden arbeitet. haben die unverftändigen Sterblichen fchon das Jntereffe an ihnen verloren und verhöhnen fie bei dem Eintreffen der Gefchenke - fie fchreien fchon nach etwas anderem. Wenn die Parzen. wie die alten Religionen uns lehren. boshaft find. wie müffen fie fich luftig machen über die Torheit der Menfchen!

Wenigfiens find meine Luftfchlöffer bloße Kinderfpielzeuge gewefen im Vergleich zur Wirklichkeit; denn nie. auch in meinen tollfien Tagen nicht. hatte ich geträumt. daß die beabfichtigte Fahrt durch ganz Britannien fo fürfiliche Formen annehmen würde: vierfpännig. und der Wagen vollbefeßt mit meinen liebfien Freunden, Ein Phaeton oder ein kleiner zweifpänniger Wagen war das Höchfie. wovon ich träumte. aber die gute Fee fchickte mir vier Pferde und immer zwei für einen Freund. den ich auf diefe Fahrt mitzunehmen mir vorgenommen hatte. Aber nun wollen wir nüchtern zu erzählen anfangen von unferer Wagenfahrt dura) England.

* 'K j'

Es war im Blätter-monat Juni. am erften feiner Tage. im Jahre des .Heiles 1881. als die Bothnia. ein gutes Schiff der Eunardlinie. mit Kapitän Mc. Micken vor Anker lag. um von der zukünftigen Hauptfiadt der Welt nach den Küfien des fröhlichen England in See zu gehen. Sie hatte viele Paffagiere an Bord. aber elf unter ihnen waren die prächtigften Reifegefährten. wenn das Urteil eines jeden über die andern ein Maßfiab fein darf. Seit Monaten war es mir ein Vergnügen gewefen. wie es fich größer kaum ausdenken läßt. meine Freunde mit einer Einladung zu überrafchen. fich am 31. März im Windfor-.ßotel einzufinden: bereit zu einer Europareife! Was für liebe Antworten bekam ich da: ..Drei Monate mich darauf freuen. drei Monate es zu erleben und mein ganzes Leben nachher. um davon zu träumen. Ich bin das glücklichfte Mädchen in der Welt. ich kann es kaum glauben. daß das alles Wirkliäjkeit wird!" - ..Ob ich drei Monate im Paradies leben will. Engel der Vorfehung? Freilich will ich das!" Jfi es nicht ein herrliches Gefühl. feine Freunde fo glücklich machen zu können?

Klingelingeling! Tränen . . . Abfchiedsküfie - und der fchwerfällige ungefüge Schiffskörper fängt an zu atmen. Man fühlt ordentlich die Pulsfchläge feines mächtigen Herzens; die lebten Taue. die uns noch mit dem Lande verbinden. werden eingezogen. und die Hunderte von

winkenden Tafchentiichern am Kai verfehwinden allmählich in der Ferne. Die Bothnia wendet ihr Gefirht nach Ofien. und auf den grauen. fchwermiitigen Wogen des alten Ozeans fegeln die fröhlichen Argonauten dahin. Als wir aus dem Meerbufen herausfuhren. begegneten uns drei Dampfer. dicht befeöt mit unternehmungslufiigen Europäern. Auswanderetn. die gekommen waren. um an dem vollen Bufen der großen Republik die Segnungen der Gleichheit und einen gerechten Lohn für ehrliche Arbeit zu finden. Gefegnetes Land! Die Beften der alten Welt kommen an deine Gefiade. um deine Größe noch mächtiger erblühen zu lafien. Daß alle nur um des materiellen Gewinnes willen kommen. den du fo freigebig verfchwendeft. das glaube ich nicht. vielmehr bin ich überzeugt. daß gewiffermaßen als Krönung folcher materieller Beweggründe die intelligenteren unter ihnen den Geift der echten Männlichkeit in fich fühlen und fiolz find in dem Gedanken. daß fie ein Teil werden eines mächtigen Volkes. einer Regierung. die gegründet ift auf der urfprünglichen Gleichheit aller Menfäzen. frei von militärifcher Tyrannei und .lilaffenunterfchiedem Etwas Sklavifches liegt in dem. der zufrieden lebt in einem Lande mit bevorreehteten Klafien. Ihr. die ihr euch aus eigener Machtvollkommenheit eingefeßt habt zu herrfehen über Menfchen in Europa. wißt ihr nicht. daß die Totengloeke für die Dynaftien und bevorrechteten Klaffen fchon geläutet wird? Seid ihr fo taub. daß ihr den Donner nirht höret. fo blind. daß ihr die Bliße nicht fehet. die hie und da aufleuchten zur Warnung. daß ein Sturm heranzieht. der die Herrfchaft des Volkes einleitet.

Alles kommt nur darauf an. wie man die Dinge anfieht, ..Wie's kommt. wird*s gefreffen!" ifi ein guter Reifefpruch. Aber die neuen Argonauten haben einen noch befferen: „Wir find Sonntagskinder: alles. was uns begegnet. foll uns willkommen fein. wir wollen mit allem vorlieb nehmen und jeden und jedes gut finden. ein mürrifcher Bettler foll uns nur Spaß machen. und altes Brot und fehlechtes Effen foll uns nur eine Erinnerung fein an unfer Mahl im Windforhotelz und wenn wir nichts zu effen bekommen. fo werden wir darüber nur fcherzen. Wir werden den Regen begrüßen. weil er das Korn wachfen läßt. ein kalter Tag wird uns nur eine Erfrifchung fein. ein warmer nur Erinnerung an den Sommer in unferer Heimat. und fogar ein fchottifcher Nebel foll uns ein Gefchenk fein der geheimnisvollen Wege der Vorfehung!" So wollen wir unfere Fahrt beginnen, Könnte jemand einen befferen Vorfaß für die Reife machen?

Nun kommt etwas. was wir überfchlagen können: die Befchreibung unferer Seereife. Jeder fchreibt von feiner erften Europafahrt. und jede Familie weiß darum Befcheid aus den langen Briefen und Schilderungen. wenn eins hinüberfa'hrt. Wenn man den Atlantifchen Ozean zwanzigmal und noch öfter gekreuzt hat. fo ift eine folche Reife ungefähr ebenfo intereffant wie eine Eifenbahnfahrt von New York nach Chicago. Eine Seereife ift im Vergleich zu einer Reife zu Lande wie das Glück einer Ehe im Vergleich zu dem eines Junggefellen: entweder unvergleichlich beffer oder unverhältnismäßig fchlimmer. Für den. der fich auf See wohl fühlt. ift eine Ozeanfahrt der herrlichfte Genuß: er fühlt fich in dem Schaukeln auf den Wogen wieder in feine Jugendjahre zurückverfeßt.
Es ifi ein erhebendes Gefühl: wie ein Herrfcher geht man unter der wogenden Menge auf dem Deck auf und ab. der Mut fchwillt im Sturm. die Brufi weitet fich. und man fchwelgt in Entzücken. Heldengefänge kommen einem wieder in den Sinn. das Schiff wird ein lebendiges Wefen. und wenn das Ungetüm fich aufbäumt und wieder in die Wogen taucht. fühlt man fich. wie wenn man auf einem Vollblut reitet. das feinen Reiter kennt. Von den Männern haben viele folche Gefühle. und ich bin glück'-licherweife einer davon. von den Damen aber gewinnen nur wenige auf See. Unfere Reifenden überftanden die Fahrt ganz gut. obgleich ein oder zwei fchlechte Seefahrer darunter waren. Morgens mußte ich mehrere Befuche machen und meine bewährte Medizin bringen. So blaß und niedergefchlagen einzelne auch waren. lächelten fie matt und fagten: ..Es ifi doch fäfön."
Wer nie einen Sturm auf dem Atlantifchen Ozean mitgemacht hat. ift zu bemitleiden. Es erfcheint faft lächerlich von Sturm zu reden auf einem folchen Ungetüm wie die Bothnia. Neptun mag feinen gefürchteten Dreizack fchwingen. er maäzt uns nur Spaß. wir lachen heute nur über feine Herrfcherlaunen. Er geht den Weg aller Könige: fein wildes Brill-len macht nicht mehr Eindruck als die lehre Bulle des Papfies. die wir mit Neugier. aber ohne Furcht anhören.
Auf keinem Gebiete des menfchlichen Fortfchrittes find in den letzten zwanzig Jahren fo viele Erfolge erzielt worden wie in der Dampffchiffahrt. lind zwar meine ich nicht fo fehr die Steigerung der Schnelligkeit als die Herabminderung der Transportkoften. Ein Farmer von Illinois ift den britifchen Hauptmärkten ebenfo nahe wie der einheimifche Bauer. deffen Getreide kaum 100 Meilen vom Märkte wächfi und auf der Achfe dort. hin gebracht wird. Andererfeits ift der Roheifenproduzent in England

dem New Yorker Markte ebenfo nahe wie fein Konkurrent am Hudfon. Einige von den guten Leuten aus England. die fich für unfer Land intereffieren. find der Meinung. daß die amerikanifche Konkurrenz ihren Höhepunkt fchon erreicht hat, Sie täufchen fich. meine Herren. fie hat kaum erfi begonnen!
Es vergeht faft kein Tag auf See. wo wir nicht einen Amerikaner kennen lernen. der darüber klagt. daß unfere Handelsflagge immer mehr vom Meere fchwindet. Das erinnert mich immer an die Fabel vom Löwen und der Schildkröte: der Löwe fchritt einmal majeftätifch die Küfie entlang. ein wahrer König feines Reiches. des Landes. Die Schildkröte verfpottete ihn und fagte: ..Das ifi kein Kunfifiück. jeder Hafe kann auf dem Lande herumfpringen. verfucht doch einmal ins Wafier zu fieigen!" Der Löwe verfuihte es. und die Säfildkröte hatte lange Zeit genug zu freffen. - Amerika macht .m7 nur lächerlich. wenn es fich aufs Waffer wagt. das ifi Englands Domäne. ..feine Heimat liegt auf Wellenbergen. und fein Weg geht über die Tiefe." Man fpricht von den neuen amerikanifchen Kriegsfchiffen. aber das hieße doch Schiffe für den Feind bauen. wenn wir fo waghalfig wären.- uns einen auf den Hals zu ziehen - denn zu einem Kriege gehören immer zwei Narren. Wenn wir unfere einzigartige Stellung unter den Nationen aufgeben und herniederfieigen wollen auf das Zankfeld. dann müffen wir eben fiärker fein als Frankreich und England. denn eine fchwache Seemacht ifi in Kriegszeiten die fiäzere Beute des Stärkeren. und im Frieden ift fie zwecklos.
Was ifi nun die Aufgabe Amerikas? Soll es fich die brutalen. kampfluftigen Nationen zum Beifpiel nehmen. die noch immer unter dem Einflufie feudaler Jnfiitutionen f'tehen. die ihre Einkünfte damit verfchwenden. ihren Bürgern die beiten Methoden beizubringen. wie man Mitmenfchen abfrhlachtet. und große Schiffe bauen als Vernichtungsmafchinen? Nein. wir laffen die Monarchien das gefährliche Spiel weiter fpielen. fo lange die Völker es dulden; der Weg der Republik ift der Friede. denn fonft würden die firahlenden Hoffnungen. die die Völker Europas auf fie fehen. allmählich verdunkeln! Die Kofien eines Panzerfchiffs betragen am Elyde nur die Hälfte von dem. was fie am Delaware koften. So lange wir leben. wird es alfo klug fein für Amerika das Land nicht zu verlaffen. Es ifi fchon eine ganz gereäjte Verteilung: Das Land für Amerika. für England das Meer.
r:: K *

Eine lange. dunkle. tief lagernde Wolke? Nein keine Wolke. fon-
dern das unglückliäffte aller Länder. Irland. verflucht durch die wohl-
ineinenden Verfuche Englands. das dort Engländer züchten will. Eng-
lands Erfahrungen. die es nördlich vom Tweed gemacht hat. hätten es
doch eines befferen belehren follen. Eroberer können ein Land nicht als
Eroberer beherrfchen. das bereits Volksvertreter und Zeitungen hat. die
einem Volke nie mehr genommen werden können. die nur kommen. um zu
bleiben. Man kann vielleicht Sklaven eine zeitlang niederhalten. aber
dann muß man fie wie Sklaven behandeln. und darüber ift das irifche
Volk doch fchon hinaus. Allmählich werden die Iren ihre Sklavenketten
abfireifen und Männer werden und den Engländern die tyrannifchen
Zügel aus der Hand nehmen. Ich höre. wie einige Amerikaner den Ir-
ländern den Vorwurf machen. daß fie zuviel Unruhen und Kämpfe verur-
fachen - nein fie kämpfen noch nicht genug! Nehmen Sie einmal mein
Schottland an: Wenn Gladftone. einer der unferen und unfer Abgott.
einen Engländer als Lord-Statthalter nach Schottland fenden und wagen
würde. ein Gefeß im Schottifchen Parlament einzubringen gegen die
Wünfche der Schotten - alle Aufftände in Irland wären nur ein Kinder-
fpiel gegen die gründliche Arbeit. die Schottland dann machen würde;
nicht einen Augenblick würde es fich das gefallen laffen. Irland follte
es auch nicht. und wenn es die Elemente zu einem großen Volke in fich
hat. wird es fich nie unterdrücken laffen. In weniger als einem Men-
fchenalter könnte es ein loyales Glied des britifchen Staatenbundes fein.
nur muß England es behandeln. wie es Schottland behandelt. Laffen
Sie alfo die grüne Infel fich gegen die anmaßende Herrfchaft Englands
wehren. wie Schottland es getan hat. und möge ihr derfelbe Erfolg befchie-
den fein: Irland foll fich felbft regieren wie Schottland: durch eigene
Volksvertreter. die fich das Volk felbft erwählt. Einmal muß es doch da-
hin kommen. und je bälder. defio beffer für beide Teile.

Samstag morgen kamen wir in Liverpool an. Es ifi eine wohl-
tuende Empfindung. an fremder Küfte zu landen und dort von guten
Freunden begrüßt zu werden, Ihr Willkommengruß bedeutete uns viel.
Denen. die die fäföne Infel zum erftenmale fahen. war die Fahrt nach
London eine Verwirklichung ihrer heimlichen Träume. In der Tat ift die
Landfchaft an der Midlandbahn anziehender als die irgend einer anderen
Strecke. Von Samstag bis Donnerstag blieb unfere Gefellfchaft im Weft-
minfterhotel. und jeder tat in dem großen weiten London. was er wollte;
es bildeten fich Gruppen zu dreien und vieren nach dem Gefeß der natür-

lichen Auswahl. aber zum Frühftück und zum Dinner war Appell. fo daß wir täglich zufammen waren und um einander Befcheid wußten.
Als erfte Sehenswürdigkeit befuchten wir das Unterhaus. weil wir gern die Mutter der Parlamente fehen wollten. Es ifi nicht fo leicht wie bei uns. wiihrend der Sitzungen hineinzukommen. aber dank der Vermittlung unferer Freunde glückte es uns oft. Wir hörten John Bright fprechen. den wir vor allen andern hatten fehen und hören wollen. Ein prächtiger Charakter. einer von jenen troßigen Quäkern. einft der befigehaßte Mann in England. dem aber jeßt beide Erdteile ihren Dank zollen! Er fprach ruhig. und zwar referierte er über den Regierungsentwurf des Branntweinverkaufsgefetzes. Was er fagte. war gut und vernünftig: wir können wohl etwas erreichen. wenn wir den Verkauf auf wenige Stunden befchrc'inken. aber das große Allheilmittel ift doch die befiere Erziehung der Maffen. denen zum Bewußtfein gebracht werden muß. daß es ihrer unwürdig ifi. fich vom Alkohol knechten zu lafien. England hat jeßt endlich feine wichtigfte Arbeit begonnen: die gründliche Erziehung feines Volkes. und wir dürfen von der nächften Generation einen großen Fortfajritt erwarten. Meine Meinung ift. daß unfere Mäßigkeitsvereine dem Trinkteufel nicht dadurch zu Leibe rücken follten. daß fie von ihren Mitgliedern das Verfprechen abnehmen. nie einen Tropfen Alkohol mehr zu trinken. fie follten Vorkämpfer der wirklichen Mäßigkeit fein und von ihren Mitgliedern verlangen. alkoholifche Getränke nur beim Efien zu fich zu nehmen. Ein Glas Wein oder Bier oder Whisky beim Efien wird einem nie fchaden. Ich glaube fogar. wenn man die Bruderfchaft der Ärzte befragte. würden die meiften fich dahin ausfprechen. daß es - wenigftens nach einem gewiffen Alter - fehr bekömmlich ift. Warum follen wir uns der Tatfache verfchließen. daß alle Nationen Reizmittel zu fich nehmen und es immer tun werden. Die Luft dazu zu mäßigen. nicht auszurotten ifi das richtige. Der Mann der Zukunft wird es für erniedrigend halten an den Schanktifch zu treten und Branntwein hinunterzugießen. Auf diefer Höhe wird einmal die Menfchheit fiehen durch Generationen hindurch. bevor fie fich zur Totalabftinenz bekehren wird.
Das hatte ich gefchrieben. bevor mir bekannt wurde. was die englifche Kirche in diefer Hinficht tut. Man follte wohl Gutes erwarten von ihren Bemühungen. aber ich muß gefiehen. ich möchte. daß die Kirche Ernfi maäjte und zuerj't die fchweren Vorwürfe entkräftete. die man kürzlich erft gegen fie erhoben hat. und die fie bis jetzt noch nicht widerlegt hat: Diefe heilige englifche Kirche ift die größte Befißerin von Alkohol-

paläften in der Welt! Wenn das Haupt der Kirche. der Erzbifchof von Canterbury. fich von feinem Lambethpalaft nach derWeftminfterabtei begibt- geht er an mehr als hundert - ich glaube die Zahl ift noch zu niedrig -* Branntweinkneipen vorbei„ die feiner Kirche gehören und die fie zu folchen Zwecken verpachtet hat. Ia man hat fogar nachgewiefen- daß die Kirche immer die Mieten der Häufer- mit denen eine Schankberechtigung ver- bunden ift- fieigerte- wenn der Umfaß fliege fo daß es auf der einen Seite in ihrem Intereffe liegt. den Branntweingenuß heimlich zu fördern- wäh- rend fie andererfeits vor der Welt fo tut- als wollte fie den Fluäf befeiti- gen. Ihre rechte Hand weiß nur zu gut. was die Linke tut. Mir ftheinß daß das bloße Bekanntwerden diefer Tatfache ihre Wirkung nicht ver- fehlen wiirde; vielleicht wird die Kirche auch etwas dagegen tun. wenn die heiligen Väter mit ihren viel wichtigeren Aufgaben fertig findt näm- lich die Größe und Form ihrer _Gewänder oder die Zahl der Leuchter zu befiimmen- oder welche Stellung des Priefters Gott am angenehmften fei. Bevor die Kirche als Mäßigkeitsapoftel auftreten kann, muß fie zuerft ihre eigenen Hände rein wafchen von dem Fluchex daß fie Hunderte von Branntweinfchenken befißt,

Einige von uns gingen fait täglich ins Parlamentsgebäudef aber der interefianten Debatten find wenige- und der tägliche Gefchäftsgang ift fehr langweilig, Man fieht- wie rafch die gefeßgebenden Häufer die all- gemeine Aufmerkfamkeit verlieren. Eine Debatte dariiber- ob Manchefier das Recht haben foll- über feine Abzugswäffer felbft zu verfügen- oder Dunfermline die Erlaubnis bekommen foll, eine Wafierleitung zu legen. erfcheint mir eine Zeitverfchwendung. Auäf in nationalen Angelegenhei- ten find die Debatten nicht mehr das. was fie friiher waren. Die Fragen find längft in der Preffe abgedrofchen worden - das ift die künftige Red- nerbiihne. - und allesf was darüber gefagt werden kannx ift fchon von Schriftfiellern beider Seiten der Frage ausgefprochen wordenx die fie gewöhnlich viel befier |udiert haben als die Parteiführer.

Fortfehung im nächfien Heft.

Richard Dehmel:
Dankgedichte.
Seelenfprache.
(An etliche jüngfte Dichter.)
Dichter kann man nicht ergründenz
fei nur. Seele. recht erhoben!
Jede Flamme fchlägt nach oben.
jeder Geift wird weiterzünden.
Durch den Rauch der Worte fieigen
alle auf ins blaue Schweigen.
Freudenfchrei.
(An Mar Dauthendey.)
O freu dich. Menfch: deine Welt erfchallt!
Überall ift Frühling. wo dein Herz nachtigallt!
Menfchenlieder. ihr fchwanken
Berg- und .Himmels-Gedanken.
Fluß- und Fluten-Träume.
Wolken- und Wellen-Schäume.

Waldverfunkenheiten.
Sternentrunkenheiten.
Wein- und Blumen-Gelüfie.
fchwellende Lippen und Brüfie
bis hinauf zur Sonne -
ja. ihr wiegt uns in Wonne!

Weltgefang.

(An Alfred Mombert.)

Du himmlifcher Zecher!
Noch ein roter Tropfen in meinem Glafe.
noch eine Träne wild in meinem Herzen.
glühte. glänzte.
denn du fangft. du fangeft --
es raufchte ein Meer durch uferlofe Weiten.
in unfrer Nähe wogten gefpiegelte Sterne.
Geifier tanzten über dem Erdball.
hoch auf quoll der Tropfen in meinem Glafe.
eine Sturmflut --
und in die deine
fiel die Träne aus meinem Herzen.

Rt. honWinfion Spencer Churchill. MP.:

Die Rafienfrage in Ofiafrika.*)

Es ift fafi nicht möglich. fich die Hochlande von Oftafrika von ihren Eingeborenen entblößt und lediglich von Europäern bewohnt zu denken. Wie bedeutend auch immer die Zunahme der weißen Bevölkerung in der Zukunft fein mag. fo kann man ruhig fagen. daß fie fiets durch die Vermehrung der Eingeborenen aufgewogen werden muß. fobald es gelingt. diefe gegen Hungersnot zu fchützen und von Bürgerkriegen abzuhalten. Gefeßt jedoch. nur eine folehe Löfung wäre möglich. fo ifi fie doch das letzte. was von denen verlangt wird. die heute ..ein Land der Weißen“ wollen. Denn man beachte wohl: nicht gegen die fchwarzen Ureinwohner wenden fich die Vorurteile der weißen Anfiedler oder Händler, ..Der Afrikaner“. fagt man. ,.foll nur in feinem eignen Lande bleiben." Keine ökonomifche Konkurrenz befieht zwifchen ihm und den Neuangekommenen und wird auch fchwerlich je entfiehen. Die Gebiete ihrer Tätigkeit find abfolut getrennt. denn der Weiße will durchaus nicht die fchwere Arbeit des Schwarzen verrichten. und der Schwarze kann in feiner gegenwärtigen Entwicklung nicht den Weißen in qualifizierter Arbeit. in der Leitung und Organifation der Jndufirie erfeßen. felbfi wenn er es wollte. Aber nichts liegt ihm ferner.

Der braune Mann ift der Rivale. Der Europäer hat weder den Wunfth noch die Macht. ein weißes Proletariat in Ländern wie Oftafrika einzuführen. Nach feiner Anfiiht follen die Schwarzen die gemeinen Soldaten in der Arbeitsarmee fein. die Weißen dagegen die niederen

1) Diefe Ausführungen des englifchen Handelsminifiers. die er unferer Zeitfchrift in der von ihm autorifierten Überfetzung des Herrn Harry Stone zur Verfügung fiellen ließ. werden bei uns umfo größere Aufmerkfamkeit erregen. als diefelben kolonialen Sorgen. die fich Herrn Churchill auf feiner letzten afrikanifchen Reife aufgedrängt haben und die er hier erörtert. oder doch verwandte Sorgen. auch unfere Kolonialverwaltung ernfilich befchäftigen. Die Redaktion.

und höheren Offiziere bleiben. Dies darf nicht als eine Art von nationaler Arroganz. fondern muß als eine einfache Notwendigkeit angefehen werden. Es ifi eine große Gefahr für den Staat. wenn er fich auf dieÖandarbeit einer inferioren Rafie fiüßen muß. und viele Schwierigkeiten entitehen notwendig aus diefem Zuftand. Was aber erft. wenn eine Gefcllfchaft von Weißen Jahr für Jahr. entfprechcnd ihren Lebensgewohnheiten und dem von Europa her gewöhnten Komfort. gedeihen und leben foll? Was. wenn für diefe Gefellfchaft ein Lebensunterhalt auf Grund eines wirtfchaftlichen Syftems gefunden werden muß? Hier tritt der Afiate in* den Weg. Seine Fähigkeit. mit wenigen Schillingen im Monat auszukommen. fein Fleiß. feine Freizügigkeit. fein fcharf entwickelter Gefchäftsfinn geben ihm bei jeder Art von Befäjäftigung den ökonomifchen Vorteil. Und wenn ökonomifche Überlegenheit der einzige Faktor im wirtfchaftlichen Leben wäre. was er übrigens niemals in der Weltgefchichte war. fo hätte diefe Mittelklaffe nicht eine einzige Art von Befäjäftigung übrig gelaffen. aus der der Afiate den Weißen nicht ebenfo gewiß vertreiben würde. wie die braune Ratte die fchwarze vom englifchen Boden vertrieben hat.

Was bleibt dann? Welche Organifation können wir in diefen Ländern aufbauen? Es erifiiert fchon keine weiße Arbeiterklafie. Es wird einmal keine weiße Mittelklaffe mehr geben. Raum bleibt lediglich für den Kapitalifien. wenn man ihn fo nennen darf. Eine große Armee afrikanifcher Arbeiter. von Jndern oder Ehinefen geleitet und unter der Führung einiger Menfchen von verfchiedener Nationalität. die mit internationalem Kapital arbeiten. - das ifk der Alp. der heute die weiße Bevölkerung von Südafrika bedrückt und gegen welchen fich die zurzeit in Ofiafrika lebenden Weißen auflehnen.

Nun höre man die andere Partei. Worauf gründen fich die Anfprüche des englifchen Jnders? Seine Rechte als Menfch und als britifcher Untertan find gleichmäßig in Gefahr. Der Sikh-Soldat ifi betroffen. der ehrlich teilhat an der Eroberung und Pazifikation diefer oftafrikanifchen Länder; der indifche Händler war es. der in Orte vorgedrungen ifi. wo kein Weißer fich eine Eriflenz fchaffen kann. und die erfien Anfänge des Handels und des Verkehrs eröffnet hat. Jndifche Arbeit machte es möglich. die Eifenbahn. von der alles abhängt. zu bauen. Der indffche Bankier ifk es. der den größten Teil des Kapitals liefert. das heute für den .Handel und für andere Unternehmungen notwendig ift. und an den fich auch ohne weiteres Weiße wegen finanzieller *Hilfe wenden.

Ehe der erfte britifche Beamte erfchien. war der Inder fchon dort. Er kann auf fo viele Generationen nützlicher Arbeit an der Küfie und im Innern hinweifen. wie die weißen Anfiedler. befonders die von Süd-afrika kommenden. auf Iahre. Ifi es für irgend eine Regierung mög-lich. eine Politik zu treiben. welche mit allen Mitteln den eingeborenen Inder aus einem Lande drängen würde. in dem er fich in gutem Glauben auf feine Rechte eine Pofition gefchaffen hat? Vor allem ift diefe Politik für eine Regierung möglich. die 300 Millionen Inder als Untertanen hat?
Wir fiehen hier einem jener fcheinbar hoffnungslofen Widerfpriicho gegenüber. die alle. welche fich mit ihrer Befeitigung zu befaffen haben. in Verzweiflung bringen. Auf der einen Seite fehen wir die Möglichkeit. daß fich afiatifche Arbeit unter wirtfchaftlich' ungünftigen Bedingungen zum moralifehen Schaden des Arbeitgebers und zur Degradation der Be-fäfäftigten ungeheuer ausbreitetz auf der andern Seite die Untergrabung der Erifienzbedingungen für die Europäer. Außerdem muß man noch mit einer Vermifchung des Blutes. der Sitten. der Moral rechnen. wenn fo zahlreiche Berührungspunkte gegeben find. die zur Erfchütterung der beftehenden Gefellfchaftsordnung führen muß. Und gleich darauf hört man den Ruf des Volkes fowohl wie der Reichen nach Anwendung von Gewalt. um die brutale Frage zu entfcheiden. welehe der unvereinbaren Interefien vorwiegen follen. Es ift niäzt leieht. die poli-tifche Unficherheit zu ermeffen. die in internationalen Beziehungen ent-ftehen muß. wenn die Untertanen einer bedeutenden Land- und Seemacht von unterdrü>enden Gefeßen und von offner Gewalt bedroht find; welehe Schwierigkeiten im Privatleben. wenn von dem weißen Handwerker ver-langt wird. daß er fein eignes Todesurteil unterzeichnen fell. indem er Gefeße befolgt. die er felber kontrolliert. Und das befonders einem Feind gegeniiber. den er glaubt mit einem *Handfireich niederfchlagen zu können. '
Aber fowohl der Afiate als auäi der Afrikaner haben ihren Teil zu dem materiellen Fortfehritt der Welt beigetragen. Ohne ihre tätige Mit-hilfe wären große Strecken fruchtbaren Landes unausgenülzt geblieben. wären reiche Ernten nicht hereingebra'cht worden. Da find Wege. Eifen-bahnen. Refervoire. die nur fie bauen können. Da find Minen und Wälder. die ohne ihre Hilfe immer fchlummern würden. Der mächtige Kontinent des tropifchen Afrikas liegt für die Kolonifations- und Organi-fationsfähigkeiten des Oftens offen. All die neuen Produkte. welehe die moderne Indufirie fo dringend nötig hat. wären für den Wefien gewon-

._..._ .-
Ãœ*-._-_._
Otto H. Engel:
MutterglÃ¼ck
Text auf Seite 94

nen. wenn wir nur diefes Sphinrrätfel in feiner neueften Form löfen könnten.
Und ift nach alledem nicht eine Löfung für uns möglich? Vielleicht keine abfolut genügende. aber doch jedenfalls eine praktifche. Es follte bei unferer politifchen Schulung und gefellfchaftlichen Organifation keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. den verfchiedenen Raffen für ihre Betätigung die Intereffenfphären abzuftecken. Die großen Mächte haben Afrika territorial geteilt. Sollte es uns nun nicht möglich fein. auch noch ökonomifch zu teilen? Die Mitarbeit vieler verfchiedener Raffen ift nötig. um einen fo großen Befiß zu kultivieren. Sollte es unmöglich fein. völlig und dauernd die Bedingungen zu regeln. unter denen diefe gemeinfame Arbeit vor fich gehen könnte? Hier können Weiße leben und dort nicht. hier ift Arbeit für den einen. dort für den andern. Die Welt ift groß genug. und Raum für alle hat die Erde. Warum können wir die Angelegenheit nicht definitiv ordnen?
Kann nun das Hochland von Ofiafrika zu einem Land der Weißen gemacht werden? Laßt uns dies von neuem unterfuchen!
Ich habe immer ein Gefühl inniger Dankbarkeit gehabt. daß ich nie auch nur einen Quadratmeter diefer üblen Ware. Land genannt. beieffen habe. Aber ich will bekennen. daß ich. während ich in den afrikanifchen Hochlanden reifte. das erftemal die Senfation kennen gelernt habe. die man Landhunger nennt, Wir mögen uns noch fo fehr gegen den Wunfch wehren. eines diefer fchönen und weiten Gefilde mit all ihrem mühelos geernteten liberfluß zu erwerben. Trotzdem gibt es dort viele. die große. fruchtbare Acl'erländer. Berge mit Obftgärten für wenig oder nichts erworben haben. und die vom Kampf verbittert. nervös. überarbeitet [ind. Viele enttäufcht. einige verzweifelnd. andere gebrochen.
Die ofiafrikanifche Medaille hat eine rauhe Kehrfeite. deren Vorhandenfein im Intereffe des Auswanderers fowohl als auch des Landes nicht verheimlicht werden darf. Es ift immer noch nicht bewiefen. daß ein Europäer auch nur das Hochland von Oftafrika zu feinem dauernden Wohnfitz machen kann; d. h.. daß er dort ohne Degeneration fünfzehn bis zwanzig Jahre leben kann. ohne einmal nach feiner Zone zurückzukehren. Es ift noch weniger bewiefen. daß fich dort Familien durch mehrere Generationen hindurch erhalten können. Die frifche Luft darf nicht vergeffen machen. daß eine Höhe von fünf- bis achttaufend Fuß über dem Meeresfpiegel ungewöhnliche Wirkungen auf Hirn. Herz und Nerven ausübt, Freilich. der Himmel fieht bekannt und heimifch mit feinen

weißen Lämmerwölkchen und feinen kurzen Regenfchauern aus. Aber die Sonnenfirahlen treffen nichtsdefioweniger vertikal auf Menfch und Tier. und wehe dem unbekleideten Weißen. Freilich vermehren fich Schafe und Rindvieh fchnell, Freilich zeigen fie in jeder Generation erfiaunliche Zuchtfortfchritte nach Kreuzung mit importierten Tieren. aber fie find vielen Gefahren ausgefeßt. die wir heute noch nicht ganz verfiehen. die aber oft zu einem tötlichen Ende führen. Und wenn die Landfchaft in den Reifenden die Erinnerung an die friedlichen Schönheiten anderer Klimata erweckt. man vergeffe nicht. daß fie giftige Kriechtiere groß zieht. Peft verbreitende Infekten und fchreckliche Raubtiere.
Es befieht aber kein Zweifel. daß die moderne Wiffenfchaft Mittel befißt oder fie entdecken wird. die fie in die Lage feßen wird. diefe Gefahren zu befeitigen oder doch abzufchwächen. Mit der Entwicklung des Landes und der wiffenfchaftlichen Unterf-uchung tropifcher Agrikultur und tropifcher Krankheiten werden die Schwierigkeiten. die fich heute dem Anfiedler entgegenfiellen. langfam zu befeitigen fein. Er wird lernen. wie er fich kleiden. wie er haufen. wie er pflanzen und züchten muß und was er meiden foll. Die Ausdehnung des Ofiküfienfiebers. heute durch Infekten von einem zum andern getragen. wird aufgehalten werden. indem man die Krankheit durch ein Syftem von Drahtzäunen und durch eine Quarantäne unter Kontrolle hält. Mittel werden gegen die Krankheiten. die heute Schafe und Pferde überfallen. gefunden werden. Zebras. Rhinozeroffe. Büffel und andere malerifche und faszinierende Nußlofigkeiten fcheucht man aus dem befiedelten Areal oder tötet fie. oder man treibt fie in unbewohntes Land. Das langfame. aber fteigende Wachstum der weißen Bevölkerung wird einen Markt für lokale Landwirtfchaftsprodukte fchaffen. Die reich ausgefiatteten wiffenfchaftlichen. die tierärztlichen und Forf'tinfiitute und das neu eingerichtete Wirtfchaftsinfiitut werden dem unternehmenden Neuling Anweifungen geben und ihn vor den Fehlern früherer unglücklicher Experimente bewahren können. Die Wege werden verbeffert. Eifenbahnen und eingleifige Straßenbahnen werden gebaut werden. Schritt für Schritt wird fo die Exifienzmögliäjkeit leichter und fiiherer gemacht. Aber dennoch ift nicht bewiefen. daß die Kinder der Weißen unter einer äquatorialen Sonne und mehr als fechstaufend Fuß über dem Meere gedeihen können. Solange man das nicht ficher weiß. muß das ..Land der Weißen" ein Traum bleiben.
So viel über die Europäer und Afiaten. Wie |eht*s nun mit den Afrikanern? Über vier Millionen diefes dunklen Volkes leben innerhalb

der Grenzen des ofiafrikanifäfen Protektorates und fiehen tatfächlich oder bedingt unter englifcher Verwaltung. Was wird ihr Anteil an dem Ertrag diefer Länder fein? Es ift doch fchließlich ihr Afrika. Was werden fie dafiir tun. und was wird es für fie tun? Die Eingeborenen - fo fagen die Pflanzer - zeigen eine große Abneigung gegen Arbeit. fpeziel(gegen regelmäßige. Sie müffen gezwungen werden. zu arbeiten. Für wen?. fragen wir unwifiend. Für uns natiirlich. ifi die fchnelle Antwort. Und hier laufen wir mitten in eine Rhinozerosherde von Fragen: ungefchlacht. dickhäutig. gehörnt. kurzfichtig. übelgelaunt. bereit. auf einen Alarm hin blind loszufiürzen. Jft der Eingeborene faul? Vermag er fich nicht zu ernähren? Zahlt er nicht feine Steuern? Macht er fich*s bequem. während feine drei bis vier Frauen den Boden bebauen und alle Arbeit tun miiffen. die ihm feine Nahrung verfchafft? Und gefeßt auch. daß er faul ift: Hat er nicht ein Recht darauf. fo zu bleiben. als ein nackter. unbewußter Anhänger der naturgemäßen Lebensweife. ohne Sorgen und Bedürfniffe? Ein Gentleman der Muße in einer keuchenden Welt?

Wird dies das lebte Wort fein? Hat die Zivilifation. da der afrikanifche Eingeborene fich bisher felbfi erhalten hat. keine weiteren Forderungen an ihn zu fiellen? Soll alles übrige der weiße Mann tun? Soll e r den Frieden wahren. damit die Stämme gedeihen und fich mehren können? Soll er mit wachendem. vorausblickendem Auge. müde und abgefpannt von feiner Arbeit. Vorkehrungen gegen Hungersnot treffen? Soll feine Wiffenfchaft Seuchen und Krankheiten bekämpfen. einerlei. ob er felbft daran zugrunde geht? Soll er. fern von feiner Heimat und feiner Familie. im Schweiße feines Angefiihtes Bäume fällen. Brunnen graben. Ströme eindämmen. Wege bauen. damit er den Fluch erfülle. der auf das Kind der großen Begierde gelegt worden ift. während das Kind der Genügfamkeit ihn vom Schatten- aus beobachtet und für verrückt hält.

Der Vergleich zwifchen dem Los des afrikanifchen Abkömmlings. der reich durch feine Armut und Genügfamkeit ift. und andererfeits dem Spuk von Sorgen. Erniedrigung. Schmerz und Trübfinn (erleuchtet bloß von Strahlen fchmerzenden Wifiens und folternder Hoffnung). wie fich das Leben fo vieler Armen in England und Schottland abfpielt. läßt den Grund unter unfern Füßen erbeben. ..Es wird niemals gut tun. eine große Zahl von armfeligen Weißen in diefem Lande zu haben." fagte mir einmal jemand. ..Sie wiirden die Achtung der Eingeborenen vor den Weißen zerfiören. fobald diefe fähen. wie bedauernswerte Menfchen wir zu Haufe haben.“

Plößliäz wird der Spieß umgedreht. Die Zivilifation fehämt fich ihrer Wege in der Gegenwart des Wilden. beforgt. daß er durchfehauen könnte. was hinter dem glänzenden Purpurkleide |eckt. und daß er den Verdacht fchöpfen könnte. der weiße Mami fei ein Betrüger. Aber das darf uns nicht befiimmen.

Ich bin der feften Uberzeugung. daß niemand müßig bleiben darf. wie auch immer die Umftände fein mögen und wer er auch immer fei. Jeder ift'verpfliäftet. vorwärts zu fireben und nach feinen Kräften die Pflichten diefer Erde zu tragen. Auch die Eingeborenen Afrikas nehme ich davon nicht aus. Sie find in Wirklichkeit in einem viel größeren Maße unternehmungsluftig. als diejenigen annehmen. welehe diefe Frage diskutieren. Sie lernen willig und laffen fich vorwärts leiten. Man lebe nur. wie ich es getan habe. einige Wochen in naher Beziehung mit den wohldisziplinierten Soldaten des Kings African Rifles Regimentes oder mit den fmarten Matrofen der Uganda-Marine. und man wird überrafeht davon fein. wie weit fie fchon von dem Volke entfernt find. von dem fie kamen. Wie |ark. wie gutherzig. wie klug fie find! Und wie ftolz find die weißen Offiziere auf fie! Welche Mühe geben fie fich. den Reifenden. den fie begleiten. zufriedenzuftellen. und wie offen fie ihre Freude bei einem Wort des Dankes und der Anerkennung zeigen! Man fieht alfo: Gerechte und forgfältige Erziehung. fympathifehes Verftehen ihrer Eigenart ift alles. was notwendig ift. um einen großen Teil der afrikanifäzen Völkerftämme auf eine höhere kulturelle Bafis zu fiellen. Und warum foll man die fchwarzen Männer bloß lehren. Soldaten zu fein? Kann man fie nicht aus) der friedlichen Indufirie befreunden? Kann man fie ihnen nicht ebenfo forgfältig beibringen. wie den gemeinfamen Gebrauch der tötlichen Waffen?

Felix Poppenberg:
Spanifche Suite.
An meinem Gepäcß dem Plattenkoffer- dem gelben Suit-Cain dem Bag- und der grünen Clubtafche hängen vergnüglich die grünweißen Oval-fchilder vom Rorddeutfchen Lloyd- freundliche Wegweifer zum nächften Zieh dem Prinzregenten Luitpold7 der in Hamburg wartet- mich nach Spanien zu tragen.
Wie Wimpel flattern fie im Rhythmus des Zugesx und aus meiner Ecke heraus fehe ich darauf hin und auf alle die Hotel-Etiketten- die auf den Lederde>en kleben und fie zu einem bunten Reklame-Niveau (In 7072136 machen. Und unter allen haftet der Blick auf dem blauen Schild in der Ecke mit dem Zeichen des Merkur-Kopfes und den drei aus-firahlenden Beinen- dem Zeichen Siziliens: Hotel Trinacria- Mefiina.
.Hier [eßte mich vor einem Jahr die „Preußen“ vom Lloyd ans Land- an das Palazetta-Ufer mit der Operndekoration der Palafifafiaden. Nun fank Trinacria- Palazetta und Mefiina in die Erde . . . Wir aber leben noch und die Lloydwimpel locken zu neuen Taten . . .
Ich freue mich auf diefen Reife-Anfang. In meiner Tafche habe ich den Permefio- daß ich fchon diefe Nacht an Bord fchlafen kannt als Hafen-gafi vor Anker. Die Pafiagiere werden erft morgen mit dem Tender ein-gefchifft. Der Prinzregent liegt weit draußen im Kaiferhafen am Kuh-wärder. Und der Kuhwärder mit den großem noch fremdenleeren Schif-fen- zu denen ich nun in die Abenddämmerung eingehen werde/ reizt meine Phantafie . . . Und fo gefchah's . . .
Dreiviertel Stunden fuhr der Wagen- über Pläße- Großfiadtfiraßen- in die Vorfiadt-Aderny durch Winkelgafienx wo die letzten Häufer ftehenF über Flachland und SandwegeÄ von Kanalarmen durchfchnitten, am Hori-zonte hochgefchwungen- die Eifenfiligranverfmleifungen der Brücken, . .
Dreiviertel Stunden fuhr der Wagen- und nun öffnete fich weit ver-zweigt das Reich der Wafierwiefen mit Maften und Schornfteingewimmeh der Kaiferhafen. Graugrüne Grasfiriche- Steindämme- Eiffelturm-Armi-

tekturen- dröhnende Eifenhallen- lang herausgebäumt die Fangarme und Rüffel der Kräner luftfchwebend Ballen- Säcke, Tonnen.
Am Kai mit Schienen und Lagerfpeichern - man fühlt Knut Hamfuns Wort von des „Handels großer und merkwürdiger Poefie" - ruht in breiter Fülle der Prinzregent. Die Sonne _geht über den Waffernx iiber Mafien und Schornfteinen feuerwerkleuchtend unter- und ich gehe an Bord. Die Kabine iit luftig und groß- meine Gewänder werden fich hier bequem ausleben können- bequemer als in dem unvergeßlichen Oftender Zimmer- aus dem mam um die nötige Armfpannweite für die Krawattenbindung zu gewinnen- auf den Miniaturbalkon heraustreten mußte.
Man fireift neugierig umher über Treppen- Galerien- die ftillen Deus- um heimifch zu werden. Das geht fehr fchnell in diefer hübfchen Abend-Einfamkeit. Das Schiff ift keines von den großem es hat die Maße des Suez-Kanalsf es ift für Ofiafien befiimmt- und finnfällig fiellt fich das fogleich dem Blick dar in der Gruppe langgezopfter Chinefenboys- - Heizen Aufwärter und Wäfcher - die unten im Achterdeck meerkatzenhaft gekauert in der Runde fißen und Reis mit Stäbchen fingernd aufpickenx wefiöftliches Genrebild am Kuhwärder.
Für Tropenklima ift das Schiff befiimmt. In allen Kabinen fiehen Ventilatorenx und der Speifefaal liegt ni>)t als ftockwerkhoher Dom im Mittelgrund- fondern wie ein fchmucker weißer Gartenfalon mit japanifchen Lackfüllungen auf Oberdeck aufgebauty hell und windbeflrichenr und in der Ebenerdigkeit zum Deck ermutigend und beruhigend für den feines Wikingertums ni>)t ganz ficheren Meerpilger.
So gewann ich fchnell Vertrauen zum Prinzregentenx und er hat es unter Führung des prachtvollen Capitanos Kirchner nicht getäufcht- von der Ausfahrt unter den Augen des über Hamburg ragenden Schirmherrn Bismarck an- bis ich in Gibraltar vom Luitpold-Bord mit bedächtiger Schnelle zu dem Joachim Pelago-Bord überfiieg- Afrikanus minor, Marokko-(Uteru- nach Tanger: ftrebend- wobei ich allerdings fchwerer geprüft wurde. Doch bis dahin follten es noch zehn ungetrübte Tage fein.
Aus Morgen und Abend ward zwifchen Himmel und Meer immerdar ein neuer fchöner Tag . . . mit wechfelnden Szenerien: holländifche Uferr pl'EI 881W- Weideftrecken- mit bunten Tierftüäen und Windmühlenflügeln in grauer Luft . . .
Vliffingen mit feinen Hafeneinfchnitten und den Steamern Für Queenboroughz Antwerpen mit Meunierfchen Laftträgern im Faltenwurf

des Kopffchals und den Durchblicken durch verkreuzte Balken- und
Pfofiengegitter. die van Gogh fo japanifch erfchienen. Dann tauchte
unter rotem Sonnenball die lle of Night auf. weißgeftirnt. ein grünes
Eiland überwallt von Wäldern; und die Reede von Southampton mit
den Außenforts der im Meer verankerten Panzer- und Gefchühtürme in
ihrer fchwarzweißen Felderung wie von Eoloman Mofer. und dazu die
Flöße mit den roten Segeln. den fchwimmenden Zielen für ihre Kanonen.
Am neunten Tage fieigt Eap Vincent empor. ein gewaltiger Vorklang
für Gibraltar. ragende Bollwerkwände. aufgebäumt aus dem Ozean. in
langen Windungen buchtig fich ziehend. mit Klüften und Abgrundfchluch-
ten. braufend von Brandung und flimmernd von Gifchtfiaub.
Und dann - fo nächtliche Auferf'tehung ward auf dem Prinzregen-
ten bis daher noch nicht erlebt- um fünf Uhr morgens im gelb-fahlen
Frühfchein finfter dräuend unter fchwarzer Niefenwolke kahl riffig. mit
grellfteiler Abfiurzfeite der Felfen von Gibraltar. Und nun geht's
an die Trennung. Die anderen fchwimmen alle weiter in der Lloydhut:
der prächtige weißbärtige Hüne von der Waterkant mit dem Neptuns-
haupt. der uns in feiner Kamera eingefangen. die munteren Homefpun-
Sifiers aus Schottland. Mme. la Eaprice mit der grauen Locke in dem
Blondhaar. die fo beftrickend Ehanfons zur Gitarre fang. die fchlanke
deutfche Gutsherrin. die ich mir immer als Regiments-Inhaberin im
knappen Waffenro> vori'tellte oder zu Pferde über ihr Land fprengend.
Medizinmänner aller Spezialitäten und Konfeffionen. Gents und Bon-
hommes . . . fie alle fchwimmen weiter nach Olten. ich aber werde dem
Prinzregenten untreu und fteige vom Tender über in den hifpanifchen Ioa-
chim Pelago . . . und drüben lag Afrika . .
-t- -tc t'-

Tanger.

Auf fchaukelndem Meer die Schaumkämme. Boote mit lateinifchen
Segeln. breitfchwellig wie Möwenbrüfie. Sturmvögel über blauglißernde
Fläche faufend. Kurze Fahrt. bald fieht man die Stadt mit weiß-bläu-
lichen Häufern. und der Lärm. das fcheckige Menageriegewimmel des Aus-
bootens mit wüft hin und her tanzenden Kähnen. gelben balbnackten
Nuderern empfängt uns. Drüben aber. im Tohu wabohu des Hafens.
unter röhrenden Efeln. brüllenden Lafiträgern. kreifchenden Schaubuden-
Schwarzen. ftrengen Arabern mit gelben Gefichtern und dunklen Brillen
empfängt uns Achmed. Er fieht in feinem blauen Burnus mit den gelben

Hammelpantoffeln. dem Fez und dem foliden Vertrauen einflößenden Regenfchirm als ein Bild der Vorfehung da. Das Bild fpriajt etwas deutfch. und fo hat man gar nichts dagegen. daß er uns als fein Strandgut betrachtet.
Alfo erfi das Hotel. und dann auf den Maulefel. gafienauf. gaffenab. über den großen Markt und den kleinen Markt. zwifchen Strohtrom-meln mit zufamrnengebnndenetn Geflügelviehzeug hindurch. vorbei an Schlangenbefchwörern und eilig merkurifch dahintrabenden Wafferträ-gern mit klingender Schelle und dem haarigen Ziegenfchlauch . . . Hockendes. kauerndes Ameifengewimmel unter Schirmen. unter Zel-ten. in ihrer Fülle fchwabbelnde Frauen in Schleier gewickelt. unbeweglich über Kohlhäuptern und Rundbroten fihend. kahlgefchorene Berber nur mit einer Haarrofette und Rattenfchwanzzöpfchen auf der einen Kopffeite. Sudanneger grotesk aufgepußt mit grinfenden Menfchenfrefiermäulern. Man reitet bergauf. bergab. durch Tore. an denen die Heiligen mit der grünen Fahne. verehrung- und opferheifchend verfunken fißen. zur Kasba hoch hinauf. am Gefängnis vorbei und dem niedrigen Gitterfenfter. aus dem das Kettengeraffel und das Wahnfinnslamento einer zerzauften azuzenahaften Alten kreifcht. zum Hafen hinunter. wo jeßt Reihen dunkler Kabylen gekrümmt unter fchweren Eifenftangen in Gleichtritt und unter eintönig pfalmodierendem Gefang fchwer fchreiten. den anpeitfchenden Vogt zur Seite: ein lebendiges Relief pharaonifcher Arbeiten. Wir reiten durch das Ghetto. durch Straßen hinter Eifengattern. wo auf den Bal-konen fchöne dunkeläugige olivtonige Iefiicas - der Defiinn fah ein leidenfihaftliches Antliß ähnlich - unter den breitrampigen Parifer Hüten neugierig lächelnd herabfchauen. Wir reiten vorbei an den Ge-wölben der Schreiber und der Schriftgelehrten mit ihren pathetifchen Würdegebärden und der unverkennbaren Verachtung in den hochmütigen Scheichzügen fiir den nngläubigen Eindringling. vorbei an den Geld-wechflern im fchwarzen Fez. dem Zeichen Israels. die klappernd. als bete-ten fie einen Rofenkranz. die großen Silbermünzen. die Duros. durch die Finger gleiten laffen.
t Am Abend aber ging's zu Fuß durch die Nachtgaffen. gefiihrt vom allwifjenden Achmed mit dem unvermeidlichen Regenfchirm. in die arabi-fchen Cafes mit narkotifcherMufik und dem melancholifchenMoll-Glifiando des Gefangs mit fchmerzlichen Mündern und traurigen Augen. Auf dem Tifch ftehen bereit Biichschen mit Hafchifch und zierliche rote Pfeifen mit winzigen Köpfen.

Und dann die anderen Gaffen . . . Zu ebener Erde in offenen Fluten weht's im Lampenfchein von Schleiern. und oben von fieilen Stiegen kichert Frauengelächter. Hier fieht am Eingang. als Zollwächterin der Tugend. des Teufels Großmutter mit Hakennafe und Riefenkinn. gewaltig aufgelagert auf des Bufens Promontorio. Innen aber tanzen zwifchen Teppichwänden nackte junge Herlein das Hüftenfpiel . . .

„Da ift für mich nichts Neues zu erfahren.
Das kenn' ich fchon feit hunderttaufend Jahren" .

Aber auch Mephifio. wenn er in den Orient kommt. iftis immer wieder wie dem Käßlein fchmächtig. und an Mauern entlang und durch Gaffen fchleicht er. vom Biedermann Pandarus mit Burnus und Regen-fchirm treulich geführt. den alten Tanz zu fehen . . .

-r o.- *-

Gibraltar.

Die Rückfahrt von Tanger war ein Gratis. Die auf dem Lloyd anillufionierte maritime Gottähnlichkeit ftürzte klaftertief in fich zufammen. fo tief wie der Joachim Pelago in die Wellenfchlünde. Regengüffe. grau triefende Unendlichkeit. aufberftende Sturzfeen wie Walfifäfrachen und unfer Schiff hurre. hurre. hopp. hopp. hopp; es rollt und fiampft und legt fich fchief und taumelnd jäh quer über. ja das verruchte Schiff wiegt fich infernalifch in den Hüften. es dreht und mahlt. einer befieren Sache würdig. 0d 0ri6ut, 01i (lande (Le rente-e, das war ganz neue Variationz was nackte Herlein kleidet. fteht einem foliden Dampfer übel an. übel. übel. fehr übel . . . und alles verfinkt in grünftrudelnde Schwindel-trichter . .

Heil dem Mann. der den Hafen erreicht hat. Der Hafen heißt Water-port und ifi der Felfen von Gibraltar. und in feinen Fefiungstoren geht ein gebrochener Mann vor Anker. Doch morgen wird die Sonne wieder fcheinen,

Und fie fchien über diefe feltfame an Mifchungen fo reiche Infel-Zita-delle.

So viele mögen fie nicht leiden. Mir kam fie fehr eigen vor in ihrem Stil. englifch. fpanifch. kolonial gemengt; mit ihren aus grün iiberranktem Urgeftein natürlich entwickelten Befeftigungen. ein Werk felfenauftür-mender Riefen. Maurifche Fliefen - Azulejos - bedecken die Wände der Flure. die Fenfter aber find wie in England Guillotine-Schiebefall-fenfter. und draußen in der Lagerfiadt wieder gibt's flache .Holzfiedelungen

mit Jaloufieladen und Veranden vor Eaktuswänden. daß man an Bungalows denkt. Und in der Kolonialuniform üben die Truppen: Khaki. Wielelgamafehen. Tropenhelm. Auf Wache aber ziehen fie im Galarock der Königsfoldaten. im Scharlachkoller. und die Kapelle wirbelt auf großen heraldifch befchilderten Landknechtstrommeln zum fchrillen Quillieren der Querpfeifen.

Südlich tropifch find auch die zierlich leichten Holzwägelchen mit dem Zeltdach auf vier Stüßen und den Vorhängen.

Doch die Jnfelftadt ftarrt vor Rüfiung . . . Wie ein fthuppengepanzerter Saurier hebt fie fich. Tod und Verderben fpeiend. aus dem Ozean. den fie beherrfcht. Ja diefe altersgrauriffigen Mauern und Felfenrücken gleichen wirklich mit ihrer ftachelrippigen Steinbuckelung zeitlofen Dfchungelkrokodilskörpern.

Bafiionen. Kafematten. umzingelnde Ringgürtel. Gatter von Stacheldrähten. fchmale eifentorige Felsportale; der Uferrand mit Batterien gefpickt. ihre Namen an der Stirn. Viktoria. Prince of Wales. - und die Kanonen drohen daraus. Und dies Kriegsftilleben. das feine Zeitregelung durch Signale und die Donnerfchläge der Gefchüße empfängt. ift von üppig wuäjernder Vegetation überfponnen. Am Southportgate ifc der Trafalgarfriedhof. an die Steinwand gebettet. mit Kriegergräbern von Riefenkallas überhangen. Blühend fireeken fich die Gärten der Alameda zur See. und wenn man zum Europa Point wandert. zur fchroffen Abfallskante. wo in Schluchten und Klüften die Brandung fich wälzt. da grünt es über dem fieinernen Meer. Felfenfiurz fenkt fiäz in Tiefen. in Kegeln fieigt es [teil wieder auf. und Blumen- und Kräuterwildnis umfchmiegt faugend den Stein. Und die Latomien von Syrakus kommen in die Erinnerung.

Befreundet aber ftheinen die Bewohner diefes Zwifchenreiches mit uns keineswegs. Will man befichtigen. was der Bädeker noch als zugänglich nennt. z. B. die Fefiungsgräben. fo wird der Paß verlangt. und fieht Tommy. der Wachtpofien. das geliebte Deutfch. fo grinfi er und fagt: Lnglißhlnun 01117 . . .

-r -e ec

Rondm

Ronda liegt auf der Strecke der englifchen Eifenbahn vom weißen Algeciras nach Bobadilla. Hier ifi man aber fchon ganz in Spanien. Wie eine Sanduhr formt fich das Stadtbild aus fchmaler Mitte fich

nach oben und unten verbreitet-nd. Die Mitte. die Taille. ift die Brücke über den Engpaß der Guadalevinfchlucht.
Und das ift Rondas Schönheit und Charakter: die Stadt der Schluchten über Fels- und Wafiergründen aufgebaut. Man fteigt auf fchlüpfrig glibbrigen Kletterfiegen zu Terraffen von Laubportieren überwallt. man fieht tief in Klamms. in denen monfiröfe Kakteenauswüchfe von der Steinwand fich zweigen; Blumenkaskaden fiürzen fich ins Flußbett hinab und verbreiten fich grün verfirickt in den Schlupfwinkeln des Gefieins. und die Eichendorffverfe werden lebendig von ..den Gärten. die überm Gefiein in dämmernden Lauben verwildern".
Und tiefer fieigt man abwärts zu den Molinos. den arabifchen alten Mühlen. in denen wie in Patriarchenzeit das Korn zwifchen zwei Steinen zerfchrotet wird. Maultiere mit Säcken fiampfen die fchmalen Saumpfade im Zickzack auf und nieder.
über Fels- und Wafiergründen baut fich die Stadt auf . . . fchmußige Straßen. die Häufer weiß getüncht. an den Orient erinnerncd mit dicht geftri>ten Gitterbalkonen. eher Eifenkäfigen.
Es geht zum Abend. über den Plaß vor der Brücke hufchen gelbrunzlige Goya-Vetteln und herausfordernde Zuloaga-Beautss. gelbfarben unter dem Puderhauch. glänzend fchwarze Haarvoluten tief in die Stirn. brennend rote Blumen darin und die fchwarze Mantilla verfchleiernd darüber.
Zur Opernfzenerie wird der Plau: Gendarmen patrouillieren. den Lackhut hinten hochgeklappt. im Faltenwurf des Eapes. die Flinte an gelben Riemen; Priefter im Bafiliohut. merkwürdige 'Tiki obscllt'j. bis zum Kinn in den wallenden Radmantel gewickelt. den Zipfel malerifch über die Schulter geworfen. daß rotes Sammetfutter herausleuchtet, Man follte meinen. fie gingen mit Laute und Degen zur heimlichen Serenade. Aber fie haben fich nur fo verhüllt aus Erkältungsangfi - Pulmonia. die Lungenentzündung. kommentiert's der Bädeker --. und fie fchlagen nicht in die Saiten. fondern fie verfchwinden in dem öden kahlen EafS. wo fie beim Glas Wafier vor dem beriefelten Tonkrug ftockfteif und würdefielzig nebeneinander filzen. wie ihre Ahnen zur Gilblaszeit.
Fortfeßung im nächfien Heft.

Fritz Stahl:
Ludwig Knaus.
(Zum achtzigfien Geburtstage.)

Man könnte es fich bequem machen. Einen Jubiläumsfang anfiim-
men nach der ..liebenswürdigen Altmeifierweife". gefühlvoll und rührend.
oder nach der ..verhältnismäßigen Fortfchrittweife". gedämpft und ge-
halten.

Aber ich wil(das nicht. Ich will ganz ehrlich die Frage beantworten.
was einem Menfchen von heute mit feinen unverleugneten Stimmungen
und Meinungen Ludwig Knaus bedeutet.

Mit einem Worte ift es zu fagen: er bedeutet einen ..geborenen
Maler". Einen von den Auserwählten. die eine eigene Harmonie mit auf
die Welt bringen und diefe unerlernbare Leichtigkeit des Handwerks. die
wir in Zeiten. wo die Kunft neues Land erobern muß. entbehren lernen.
die dann wohl gar (in Verwechflung mit Gefchicklichkeit) verachtet wird.
und die doch einen fo großen Wert und Reiz hat. Immer wenn ich einem
Bilde aus der guten Zeit des Malers. der erfien Hälfte feiner Schaffenszeit.
begegnete. habe ich eine ganz unmittelbare finnliche Freude an diefen Eigen-
fchaften. Ein warmer. weicher. goldner Ton hält die Farben zufammen.
die Farbenmaterie ifi edel. fchmelzartig feft. klar und fchimmernd. der Auf-
trag delikat und doch nicht ängfilich. Kurz: das Bild rein als Malwerk
hat eine große Köfilichkeit,

Die fühle ich auf der Netzhaut. wenn ich an Knaus denke. wie ich
den Gefchmack einer fchönen Frucht auf der Zunge fühle. wenn ihr Namen
genannt wird.

„Ein geborener Maler." Man kann es beweifen. denn er hat ja
eigentlich gar nicht gelernt. Er hat wohl in Düffeldorf kurze Zeit die
Akademie befucht. aber er war erft neunzehn Jahre alt. als der kalte und
enge Wilhelm Schadow. des großen Gottfried wenig würdiger Sohn.
ihm die Modellgelder verfagte. weil die ..nur begabten" Schülern be-

willigt werden könntenj und ihn durch diefe Kränkung veranlaßte. die Anftalt zu verlaffen. Und fchon im nächften Jahre zeigte ihn ein erftes Werk als im wefentlichen fertige Perfönlichkeit, Aber er war dann doch in Paris? Gewiß, doch während die deutfchen Genofien Feuerbaäf. Henneberg. Victor Müller in Coutures berühmtem Atelier die ebenfo berühmte franzöfifche Malerei. Farbe und Technih ftudierten und ihre Eigenart. wenigftens für kurze Zeit und nicht ohne dauernde Folgen- aufgaben. malte der junge Knaus felbftändigz und als er. vierundzwanzigjährig, -- ein unerhörter Erfolg -. die zweite Medaille erhielt- fiel es niemandem ein. wie das fpäter in Deutfchland gefchah. ihn einen Schüler der Franzofen zu nennen. Nur den alten Meiftern hat er Belehrung zu dankenj aber er hat ihre Weife nicht angenommenj er ift auch den Toten wie den Lebenden gegenüber immer er felbfi geblieben.

Es ift wirklich ein hübfches Schaufpiel- wie |ra> der junge Knaus feinen Weg gegangen ifi. Was ihm durch feine Lehre die Tradition aufdringenF was ihm durch feine Genoffen die Zeitflrömung fuggerieren wolltej machte gleich wenig Eindruck auf ihn. Er war ni>7t nur ein Revolutionär- fo merkwürdig uns das Wort in Verbindung mit feinem Namen heute auch klingen magj fondern er war es noch dazu auf eigene Fauft und brauchte nicht den Anflhluß an andere. wenigftens in der Negation einige Gefährten. auf die felten einer verzichtet. Er nahm kein neues Muß für das alte an. worin für die meifien eine Revolution befieht- fondern feste jedem fein Will entgegen. Ganz ohne Streitz nur durch die Tat: durch das. was er malte. und dadurch. wie er malte.

Was Knaus in feiner akademifchen Zeit in Düffeldorf um fich fah. war- wenn man von den Landfchaften abfieht. eine gefpreizte. mit groben Mitteln auf Pathos. Rührnng oder Komik ausgehende. immer im Atelier erklügelte und am Modell klebende- harte und bunte Malerei. Ob die Maler die fiolze Hifiorie oder das befcheidene Genre pflegten- machte keinen Unterfchied. Niemals entfiand die Idee zu einem Bilde aus einem finnlichen Eindruck. einem Erlebnis des Auges- fondern das Erfte war immer ein Stoff. meif'tens aus einem literarifchen Werke entlehnt. Wenn die Phantafie - ach! du lieber Gott! - viel hergab. f-o kam es zu einer deutlichen und trockenen Charakterifiik des Vorgangs. wie fie ein mittelmäßiges Theater geben würde. Statt in irgend einem Raum oder im Freien fiel) bewegender handelnder Menfchen gab es im Atelier pofierende Modelle. Man war blind genug. diefes Surrogat für das Leben zu nehmen. Der „geborene Maler" war davor gefeit. diefen Irrtum mitzumachen,

Sein Lebensgefühl mußte ihn aus all diefen Künftlichkeiten hinaustreiben. Er hatte von Kind auf Menfchen in ihrem Gehen und Stehen belaufcht und feftgehalten. an den Spielen des Lichtes das Auge geweidet. Er wurde Maler. weil es ihm das Schönfie dünkte. fich in diefe Reize der lebendigen Natur zu vertiefen und fie zu fchildernz und er hätte auf die unerfchöpfliche Fülle der Gefichte. die die Wirklichkeit bot. zugunften mühevoll hergeftellter Ateliertableaur verzichten. fich gegenüber den ajarakterifiifchen Bewegungen. die man draußen erraffen. den Stimmung gebenden Helldunkelerfcheinungen. die man draußen einfaugen konnte. mit der verdrießlichen Ärmlichkeit zurechtgefiellter und erftarrender Men-fchenpuppen und der immer gleiäfen ftimmungslofen Reflexfreiheit des Atelierlichtes begnügen follen. Flieh. auf. hinaus ins weite Land! Dazu mußte er kommen.

Den Weg wiefen die alten holländifchen Meifier. die Ofiade und Genoffen. die fein malerifcher Jnfiinkt entdeckt hatte. denen er fchon die Veredlung der angeborenen Gaben und die befcheidene Zurückhaltung im Format verdankte. Das Leben des Volkes mußte ihm die Motive geben. die er brauchte. Nach der romantifchen Vorfiellung der Zeit glaubte er die größte Freiheit und Unverftelltheit menfchlichen Treibens bei dem ländlichen Volke zu finden. Und. was nicht wenig ins Gewicht fiel. die Bauern trugen hier und da noch farbige alte Trachten. was dem in der Düffeldorfer Kofiümmalerei Erzogenen von großer Bedeutung fcheinen mußte. Kurz. auf dem Lande fand man Leben. das wirklich und ficher vor Augen ftand und zugleich den Reiz des Fremdartigen gab. ohne den ein Kunfiwerk damals unmöglich fäjien. So wurde Knaus. wie fchon einer und der andere vor ihm. aber doch wieder mit anderen Ab-fichten als diefe Vorgänger. ein Bauernmaler,

Ein ..geborener Maler“. Die Sehnfucht feines Auges hatte ihn dorthin getrieben. wo er Leben. Bewegung. Farbe. Stimmung. Schönheit zu finden hoffte. Aber deshalb noch kein ftarker Menfch und befonders. trotz aller Selbfiändigkeit in Sachen des Metiers. mit feinen neunzehn Jahren noch kein freier Menfch. Die Düffeldorfer fahen in feinem Werke etwas Fremdes und ihrer Art Feindliches. wir fehen in ihm und in allen folgenden deutlich den Zufammenhang mit der Düffeldorferei: fie find nur malerifch überlegen. niäjt eigentlich in der künftlerifchen Anfchauung. die immer mit dem Menfchlichen zufammenhängt. Knaus fing anders an. Ich glaube wenigfiens. daß es meift ein wirkliches Erlebnis war. das ihm die Idee zu einem Bilde gab. Aber wenn die Jdee nun da war.

dann wurde fie hergenommen und zugefpißt ganz nach Düffeldorfer Art.
Eine gewiffe Naivetät. die er fich immer gewahrt hat. und die ihn mit
feinem Publikum verband. ließ ihn an der überdeutlichen. mit „feinen“
Zügen überladenen Erzählung felbft Freude finden. Der literarifche Ju-
halt wurde wichtiger und wichtiger. drängte fich vor. entfernte das Ganze
und jede einzelne Figur von der Schlichtheit des Lebens. Das Ausge-
dachte trug es über das Erlebte davon. Und dabei traten dann am Ende
auch Atelier und Modell wieder in ihre Rechte. wenn auch die Stärke des
erfien Eindruckes immer verhinderte. daß ihre Kälte dem Werke den ent-
fcheidenden Charakter gab. Die Lebendigkeit Knaufifcher Figuren. den Zug
charakterifiifcher Bewegung. der durch alle ihre Glieder geht. konnte kein
Modell hergeben.
Der Künftler hat diefer Art viel von feinem fchnellen und großen
Erfolg zu verdanken. Aber fpäter wurde fie feiner SchäZung gefährlich.
Je mehr die Zeit vorfchritt. defto mehr entwickelten fich die Menfchen von
ihr fort und ftanden ihr nach einander gleichgültig. herablaffend. abwei-
fend. ungeduldig gegenüber. Der entfcheidende Moment war der. als felbft
die Bühne. der man doch bei der Notwendigkeit fchnell und weit wirkenden
Ausdruckes manche Gewaltfamkeit konzediert. fich von ihr abwenden mußte.
Er hatte noch eine zweite Eigenfchaft. die ihn von der Wirklichkeit
entfernte. Sie war ein Ausfluß derfelben menfchlichen Naivetät. Er fah
liebenswürdig. Er fchilderte auch die ..dunkelen Seiten des Lebens“.
o ja. nahm fogar das bißchen Raufen. Saufen und Spielen bitter ernft
und predigte Moral wie ein weltverbeffernder junger Paftor. Aber auch
feine fchlechten Menfchen find immer noch ein wenig über das Leben
erhoben. Auf die guten und lieben aber fchüttete er geradezu ein Füll-
horn von Gnaden und Gaben aus. lieh ihnen fo viel und fo große Würde.
Feinheit und Anmut. daß von bäurifchem Wefen gar nicht mehr die Rede
ifi. Man ift immer wie auf einem Feft erlefener Menfchen. die aus
irgend einem Grunde in Trachten und Formen von ländlicher Weife leben.
Und auch diefe Eigenfchaft hat ihm zuerft ftark geholfen und ihn dann
den neuen Menfchen um fo fremder gemacht. Hat er doch noch den polaren
Gegenfas feines Sehens als Mode erlebt: einen galligen Karikaturismus.
der ebenfo energifch das Schöne überfieht wie er das Häßliche.
Leider hat eine törichte und verbiffene Gegnerfchaft in der Zeit der
etfien Kämpfe der Modernen den Vorwurf gegen Knaus erhoben. es feien
die Pointierung und die Liebenswürdigkeit feiner Bilder Folgen einer

Spekulation auf Neigungen des Publikums. Davon kann gar nicht die
Rede fein. Ifi fo etwas berechnet. dann find die Bilder fchiecht: das
wiffen wir aus ach! fo vielen Erfahrungen, Außerdem hängen bei ihm
Stimmung und Form ganz eng zufammen. und wie diefe Form fein mit-
geborenes Eigentum ift. ift fchon gezeigt worden. Und fchließlich; man
fühlt noch heute dem greifen. durch ein reiches Leben gereiften und auch
wieder durch mancherlei Erfahrungen enttäufchten Manne fein ein bißchen
altväterifch ftrenges und doch grundgütiges Wefen fo deutlich an. daß
man fich den jungen Knaus mit feinen etwas engen Begriffen von Leben
und Kunft und den fonntagskindlichen Augen durchaus vorftellen kann.
Um ihn fühlt man diefelbe Atmofphäre wie um feine Werke: und das ift
immer der befie Beweis dafür. daß das Schaffen eines Künfilers echt und
unberechnet ift. _

Beide Eigenfchaften der Knaufifchen Auffaffung. die an und für fich
fo viel Recht hat wie jede andere. und die ein fpäter geborenes Gefchlecht
fäjließlich gelten laffen müßte wie eben andere auch. waren feiner Kunft
in gewiffen Dingen gefährlich, Die Liebenswürdigkeit des Sehens bringt
das Zeichnen um feine leßte Schärfe. der Künftler gibt gerade „das" nicht:
das Spezififche diefer Erfcheinung. das fie einzig macht. wonach die ftarken
Naturen in der Kunft immer auf der Iagd find. weil es dem Werk eigent-
lich erft das wirkliche Leben verleiht. Wer nicht entfchleiert. dem entgeht
das Entfcheidende. Und die Zufpilzung des Motivs zwingt zur Spißheit
der Malerei. befonders ftark in den kleinen Formaten. Ein Kopf. in dem
fehr viel Innenleben fehr deutlich ausgedrückt fein foll. wird ni>jt ruhig
in der Bildfläche fiehen. und nun gar viele folcher Köpfe neben einander!
Knaus hätte es gerade von Oftade lernen können. wie einfach Köpfe auf
kleinen Bildern gehalten werden müffen.

Das ift es nun. was das Werk des Ludwig Knaus in zwei ungleiäj-
wertige Hälften teilt: diefe gefährlichen Folgen feiner Auffaffung find in
den Bildern feiner erften Periode nur gerade fühlbar. der jugendliche
Elan. das blühende Talent. die Schönheit und Leichtigkeit der Malerei
fiegen über die Hinderniffe. die fie ihnen bereitetz aber allmählich kehrt
fich das Verhältnis um. und diefe Hinderniffe lähmen den Elan. brechen das
Talent. machen die Malerei mühfam und unharmonifch. Als Knaus. der
trop feiner Studien auf dem Lande niemals ein Realifi gewefen war.
feinen goldenen Ton zugunften des wirkliäjeren grauen der nächften Ge-
neration aufgab. als er zum erften Male fich dura) andere beftimmen
ließ. da war es um ihn gefchehen. Wie die Fee im Märchen. fo bindet

*7. e! *ZL-mh!:
.Know-'.4
:n alle (Pult an die Bedingung. tif- der Menifh die (*1 c n. 7
. .,». :.'t hat. *len-..77s von fich tun darf,
k.. 7.- **0* w--hl gejagt. 'c-:ß Berlin dem Künfiler gcfchad»- lui. r...
*.- 3eadt ger-c allerlei Schuld aufbürdet. Es ift wie' -- ..xu-
'.037 an anderen Orten hat fo mancher ein ahnlich-.s ._ * .. .'
".1
.o
- - . - .-e .oem-l man das Wefen und die Entwickelung dcs Luder-4
- :. :ra-3 jugendliche Wefeu und dic [cim-.ltr E'.:wick:*(ung. - '
"-:n daß er zu der Art von Kü-nfilern Schiri. die :den -.
wen. haben können. Es fehlt der Kampf mil .'--Ld fxidf'* : -- .7
- :1 'er Kampf. der hat! und tief und reich macht.
,- ?nach im Eingange von der Köftlichieit. die ich auf der N >- *- .
**.- .m en Knaus denke. und von den Eigenfchaften feiner :7, 7..: t
Zeit. deren Folge diefes Gefühl ift, Joh habe dann die .nr-rc
Mrz-eit feiner Anfehauung wohl' betont. aber in dem Zu' - oem ich von ihr fprach. mel-.r ihre Gefahren fur das K .n'
-1heben müffen. muß jetzt noch hinzufügen. oder **1
t c! wiederholen. daß man leider .nicht trennen kann. daß cc'-
eir-.en Knaus zu dcnken. der fchärfer fieht und doch *-
. -e .K'clorits hat. Es ift diefelbe Unbckümumtheit einer gle-
, l7mm. aus der beides fließt.
r .nalerifihe Köftlicbkeit am größten ift. da wirkt aueh d
?lebenswürdigkeit (auf die wir fo ein .bißchen lächelnd und er.
„1.- * ,-x'iichtig blicken wie ein Enkel auf Großvaters VMUetäi) am
'. - '.*-.n fi l. aus dem großen Werk. von den. wir Jüngeren .ZZ-.lupe-
2. ln- ..goldene Hochzeit" nur in Reprotliliionen kennen. ganz
' - - .'. Bilde- heraus. die dann auch wohl die dauernden fein werden.
:rät Raumes. des Berliner Eroßinduftriellen und Kiiilfifrcunx:
' : zieh eines eben gewonrenen Bildes frei-t. *Das Doppilbilduio.
er* dr!" Vam- ui:d der Schwiegervater des Künf'tlcc-Z behagii-.kz und
,rim Schlimme(fich gegenüberfilzen. Einzelfiguren bei denen die
e--ngliäzkeir der Erzählung die ki'nftlerifche Haltung weniger bee-*n-
* *.t. als der ..Leiermann“. der arme Kerl. der ..warten kann". der
Großvater. ker dem Enkeljüngelchen ..Sale-.neniK-e Weisheit"
(Es gibt tenen .türkei-en Beweis für die Echtheit der Güte res
-. .ile daß cr in dicxxn Zeitliinfen Juden ohne eine Spr- von Ver-
el-:n tender. Uni.» es ifk furchlbar r-lump. wem: man fpäter

-r: :ua-.1*: ri Star-Z
. *-
-".*a:*ngen der" Publikums. Dat-on kann gar niht di.
-- 'ZZ "r --..-rs lere-huet. dnnn find e-'e 'LF-iiber fehlcchr: das
. . an. i'tl'! fo vielen Erfahrungen Außerd-.m hängen bei ibm
l! . .nt '- :rm ..anz eng zufamn-en. und wie tief.- Fo: n fern mr'-
: Ergo-1 m tft. if't [ch-in gezeigt werden, [nid juiliefil-Lch: :'..an
.*t x* -1 .he-.te dem greifen. durch ein reiches Leben gereiflen und auch
r -'.- *-. d ..i- mancherlei Erfahrungen crttiinfhten Mai-.nc fein ein bißchen
c.'i„*'-t--*- -t- '.'lrr-nge und [ort: grur;-,-g1itic,es LFI-*fen fo dclxtlicl* en. daß
:'-" le: ::-..:.;--- Ick* :ne rnit feiner. etwas engen Begriffen von Leber
i .ZL :.nk :in *.'t".!e;;,|,dkl"*Ij*:li-"n Anger: durchaus *or-rfie!l.n kann.
f rl . -.- '.*yr :*i'e *ltr- reduce im um fein(Wake: und das 1|
-r b -i re. e-. '*a- --.. dit." 2.1.- .:ci *iii-11 eines Jliinfilers echt uno
* *der . i. z
-.* x.. - r :rr x12...*-7-*.rer Ir.:'*-"rr:r*:-,. di.- an nnd fiir ficl*
-1 ..rt :--ir um* *.rcrre und ri- en* :enn: ace-.nrw Gefäflecht
1 x. [rr-n n-.rfie ni. cock *-*.-d.r- taxi". note.. ieiner Kunl't
*"-7- Ä 'ls-'1' s*l*l!'!ll((l, LW Liebstrdretitdlgkeit dcs Sehens bringt
.111('1 um feine [eine Schärfe. der Künfiler gibt gerade „das" nicht:
-rez-'kifctre diefe-.- Eric-heinung. das fie einzig macht. toonacr krc 'jacket'
"- c .ten in der Kunfi immer auf dcr Jagd fint wer(es dem Werk :Kw-
ln' -rü das wirkliche Leben ver-leiht. Wer nicht rin-cl!,- -.*,-|*. *ce-*i .- . -. -
'--c Intl-irridendc. Und 'die Z'llpiizlmt" die :Li-*tier _in-..mt z,.- 3.*: - -,
d.: Malerei. befrnders 'kai-k l1. den kimi!,- '.-***;*r.',1,.'-'- r: Et.. .'r'cri. rr: 4*-
*'. r viel Innenleben fehr 'ce-rtllici1 aux:: LIF' iein n-'|. 7.2:!: rtr-:Kr x :eer Burflorhe fichen, und nun gar viele io'rher IKZ-fe reden el'. 1 q
maus r-'itte es gerad.. von Oflade le:uen ki nnen. n*:- -rr:i,r.h Kref-
.nen Bildern gehn-'ren werden müßen.
Das ifi rs nun. was das Werk des Ludwig Knaus in zwei eng- *
rtige Hälften teilt'. diefe gefährlichen Folgen fein-.- Auffaffung ;,... .-
.ur Bildern ferner erfien Per-'Mc :tur gerade fjjhlbar. der iugr
Flur.. du? blühende Talent. die Schönheit und Leichtigkeit der '.*r' ;'*egen *ui-:r die .'Jindernifie. die .ic ihnen bereitet; aber allmfrrlic *
ich das Verhältnis- urr.. und diefe Hinderniffe [iii-.men '.cn Elan. fkk-2*.
Talent. macht-o die c-LvcFrerei miihfam und unlkarmc-Z-ifch. Als K- *
:roh feiner Studien auf dem Lande niemals ein Realif't getr-
feinen goldenen To!! znqunfien des wirkliayercn grauen der nic
-.reraricn aufgab. als er zum ert-(en Male fich durch ander.-
ließ. ra 'nur es um ihn gefäjehcn. Wie die Fer im Mär->- *
(a.

die Mufe alle Gunft an die Bedingung. daß der Menfch die Gaben. die fie gefchenkt hat. niemals von fich tun darf.

Man hat wohl gefagt. daß Berlin dem Künftler gefchadet hat. wie man diefer Stadt gern allerlei Schuld aufbürdet. Es ift wirklich nicht an dem. Auch an anderen Orten hat fo mancher ein ähnliches Schickfal erlebt. und wenn man das Wefen und die Entwickelung des Ludwig Knaus betrachtet. das jugendliche Wefen und die fchnelle Entwickelung. fo muß man fühlen. daß er zu der Art von Künftlern gehört. die eben nur eine Periode haben. haben können. Es fehlt der Kampf mit fich felbft und der Welt. diefer Kampf. der hart und tief und reich ma>ft.

Jch fprach im Eingange von der Köfilichkeit. die ich auf der Neßhaut fühle. wenn ich an Knaus denke. und von den Eigenfchaften feiner Bilder der frühen Zeit. deren Folge diefes Gefühl ift. Ich habe dann die naive Liebenswürdigkeit feiner Anfchauung wohl betont. aber in dem Zufammenhang. in dem ich von ihr fprach. mehr ihre Gefahren für das Künftlerifche hervorheben müffen. Ich muß jeßt noch hinzufügen. oder doch nachdrücklicher wiederholen. daß man leider nicht trennen kann. daß es ein Unding wäre. einen Knaus zu denken. der fchärfer fieht und doch die Holde diefes Kolorits hat. Es ift diefelbe Unbekümme-rtheit einer gleichgewichteten Natur. aus der beides fließt.

Wo die malerifche Köfllichkeit am größten ifi. da wirkt auch die menfchliche Liebenswürdigkeit (auf die wir fo ein bißchen lächelnd und ein bißchen fehnfüchtig blicken wie ein Enkel auf Großvaters Veilletät) am ftärkfien.

So heben fich aus dem großen Werk. von dem wir Jüngeren Hauptf'tücke wie die ..goldene Hochzeit“ nur in Reproduktionen kennen. ganz beftimmte Bilder heraus. die dann auch wohl die dauernden fein werden. Das Porträt Raven-ss. des Berliner Großindufiriellen und Kunfifreundes. der fich eines eben gewonnenen Bildes freut. Das Doppelbildnis. auf dem der Vater und der Schwiegervater des Künfilers behaglich und lifiig beim Schachfpiel fich gegenüberfißen. Einzelfiguren. bei denen die Eindringlichkeit der Erzählung die künftlerifche Haltung weniger beeinträchtigt. als der „Leiermann". der arme Kerl. der ..warten kann“. der jüdifche Großvater. der dem Enkeljüngelchen ,.Salomonifche Weisheit“ predigt. (Es gibt keinen ftärkeren Beweis für die Echtheit der Güte des Malers. als daß er in diefen Zeitläufen Juden ohne eine Spur von Verzerrung malen konnte. Und es ifi furchtbar plump. wenn man fpäter

Gehäffigkeit in folche Bilder hineingedeutet hat.) Kinder. für deren Wefen der Künfiler die tieffie Sympathie befaß. Und neben diefen Bildern bleiben Zeichnungen. die dura) ihre Lebhaftigkeit begreifen laffen. warum trop aller Abfichtlichkeit der Kompofition Knaus' Menfchen als einzelne faft immer natürlich fich bewegen.
Das i| ungefähr die Antwort. die man in fich findet. wenn man fich ehrlich fragt. was einem Menfchen von heute mit feinen unverleugneten Stimmungen und Meinungen der Künftler Ludwig Knaus bedeutet. Der Menfch aber. nach dem doch gerade an diefem Tage auch zu fragen ifi. bedeutet außerdem eine wahre Freude und Erquickung. lind man muß fchon fehr kaltfchnäuzig fein. um den prächtigen alten Herrn nicht immer mit warmem Refpekt zu grüßen.

Arthur Eloeffer:
Vom Autor und Lofer

Durch eine Empfehlung. die ich der fchriftfiellerifchen Qualität eines Erfilingswerkes zu fchulden glaubte. hatte in, Herrn Müller in Beziehung zu einem fehr angefehenen Verlage gebracht. und zu meiner Genugtuung nahm der Verleger fchon nach kurzer Bedenkzeit diefen Roman in feine Hut. der als fehr delikate Studie eines noch ganz Unbekannten auf einen weiteren Leferkreis gewiß nicht rechnen durfte. Fafi gegen meine Erwartung ifi das Buch den Kennern aufgefallen. es hat feinen Weg gemacht. und ich fühlte mich von der Verantwortlichkeit für das Kapital des Verlegers erleichtert. den ich zu einem Rifiko verführt hatte. Vor allem war mir auch die Sorge um den Verfaffer genommen; er konnte nun ohne meine Hilfe gehen. und der Erfolg hat das Gute. daß er die Ketten der unbedingten Hingebung lockert. mit denen der Anfänger fich an feinen Entdecker hält. Darin fehe ich keine Undankbarkeit. fondern den natürlichen und wünfchenswerten Verlauf der Dinge. und diefes fachlich gewordene Verhältnis läßt fich jedenfalls viel bequemer ertragen als der überfchwengliche Dank eines Stummen. dem die Rede gefchenkt worden. eines Toten. der zum Leben gebracht worden ift, Denn fo fühlt fich ein junger Dichter. er ift neugeboren für die Mitwelt und natürlich auch für die Nachwelt. Diefer Situation gemäß benimmt er fich wie ein Säugling. der ohne mütterliche Hilfe nicht gehen und ftehen kann. Wenn es vormittag klingelt. während du mitten in der Arbeit bift oder gar noch beim Frühftück nach langen nächtliäfen Studien. fo ift es immer dein junger Freund. Er würde fich für pietätlos halten. wenn er in feiner Sache auch nur den kleinfien Schritt unternähme. ohne dich um deinen unfehlbaren Rat zu fragen. und er hält dich für einen Verräter. für einen Unmenfchen. der fein Kind auf die Straße wirft. wenn du dich nur einmal verleugnen läßt. Diefer Anfchmiegfamkeit. diefer zarten Empfindlichkeit darf man nicht widerftehen. und man erfehnt fchon in Riickficht auf die

eigene Zeit und Ruhe den Segen des Erfolges. der das nach Ruhm und Wirkung durfiende Pflänzlein zu felbftändigem Wachstum aufrichtet, Befagter Herr Müller war ein befterzogener [killer junger Mann von fanften Manieren. von einer gefellfäjaftliehen Korrektheit. die nie eine Unart des Talentinhabers zugelaffen hätte. und von einer Schüchternheit. die eine vorauszufeßende Eitelkeit noch auf rührende Weife verhüllte. Ich hatte alfo nichts an ihm auszufeßen. als daß ich diefe Vorzüge feines Umgangs zu häufig anerkennen mußte. Nachdem ich jede Art von Rat gegeben hatte. wurde das Buch veröffentlicht. und nach den fchuldigen Dankfagungen bekam ich Herrn Müller nur noch felten zu fehen. der bereits an feinem zweiten mir fehr ausführlich anvertrauten Buche arbeitete, Eines Tages faß ich. ohne von ihm bemerkt zu werden. meinem Pflegling in der Stadtbahn gegenüber. Hinter eine möglichfi breit entfaltete Zeitung gedeckt ftellte ich feft. daß Herr Müller ganz anders ausfah. wenn er mit fich allein war. härter. älter. faltiger. als ich ihn kannte. und vor allem ohne diefen Charme kindlicher Hilflofigkeit. mit dem er mich zu feinem Herrn oder Diener gemacht hatte. Eine böfe Falte ging an feiner Stirn herab. und die Lippen zitterten von fiummen Klagen oder Verw-ünfchungen. Meine Empfindung mochte der einer Mutter gleichen. die in der Wiege ftatt ihres unfchuldig lächelnden Kindes plötzlich ein ältliches. alraunenhaftes Wefen findet. und um den Zauber zu brechen. fprach ich den offenbar Aufgeregten. Gequälten an. Ach. es war mein Müller nicht mehr. Die Falte blieb. und der mißtrauifrhe Blick. mit dem er mich identifizierte. enthielt fiatt der Verehrung und Anhänglichkeit vielmehr etwas Vorwurfsvolles: Du haft mich in diefe Welt gefeßt. Müller fuhr zu feinem Verleger. und damit war mir alles klar. noch bevor er. verbifien und atemlos immer wieder anfeßend. fein Regifier aufgezogen hatte; e r tut nichts für mein Buch. er verfchickt es nicht ordentlich. er macht keine Reklame dafür. während er Schulze durch eine Annonce von vierundzwanzig Zeilen anpreift. und ich habe es noch nicht bei einem einzigen Buchhändler im Schaufenfter gefehen. Von diefem Uberfall des Verlegers riet ich ihm ab. nicht aus zarter Rückficht auf diefe Menfchenklaffe. fondern weil ich ihm keinen Erfolg verfprechen konnte. Ich begann mit einem fehr eleganten und fäfmeiäzelnden Argument: Sie haben ja alles für Ihr Buch getan. indem Sie es fchriebenz das andere kommt von felbft. Dann den Fall individualifierend: Sie haben ein feines Buch gefchrieben. das erft die Kenner gewinnen muß. Sie haben ein ftilles Buch gefchrieben. das nicht laut auf dem Markt verhandelt werden darf. Sie haben . . . ich

holte immer fchmückendere Epitheta hervor. von denen keins beftalh. .Herr Müller war ganz taub und hatte immer nur die eine verzweifelte Antwort: Denken Sie. mein Buch ift nun f>)on über vier Wochen alt.
Niemand fpricht davon. niemand hat darüber eine Zeile gefchrieben. Denken Sie. denken Sie! -
Ich habe dann auch geda>)t. als ich allein war. Mein Müller. der wirklich eriftiert. fogar in mehreren Exemplaren. hat fubjektiv reiht. Wird er nicht gelefen. fo hat er nichts gefäzrieben. und was er aus feiner Innerlichkeit geben wollte. aus dem uneigennüßigen Überfluß feines Geiftes und feiner Phantafie. ift einfach nicht vorhanden. Jeder Menfch. der fein Buch nicht lieft. ftürzt ihn in den Abgrund des Schweigens. läßt ihn unter Mattern verkommen. handelt an ihm als Verbrecher oder als Henker. Objektiv hat Müller natürlich unrecht. Kein Menfch auf der ganzen weiten Welt trägt die Verpflichtung. einen Roman zu kaufen; denn die Müllerfchen Eltern. die Schwefter. der Onkel und die Kufine bekommen ihn umfonft mit einer Widmung. Die Bücher. wenigftens die gedichteten. haben eben die tragikomifche Zwitternatur. daß fie gewiffermaßen zu den überflüfiigfien und gewifiermaßen zu den notwendigften Dingen gehören. Ob fie das eine oder das andere find. entfcheidet die Kritik und in höchfter Infianz der Lefer. Damit kommen wir auf das Wefentliche. Der Lefer. das ift der Unfichtbare. Unauffindbare. der Gefialtlofe. der Geheimnisvolle. der große Krumme. der von den flehenden Stimmen der Verlaufenen. Verhungerten. Vereinfamten. Verirrten angerufen in unergründlicher Willkür antwortet oder fchweigt. Der dramatifche Dichter fieht wenigftens fein Publikum. er fiellt fich dem Gericht in öffentlichfter Verhandlung. und er erfährt fehr fchnell. ob er auf dem Prytaneion der Tantieme gefpeift oder vom Felfen gefiürzt werden foll. Einen Tag befchäftigt fich die öffentliche Meinung mit ihm. einen Tag wenigftens finden feine Bemühungen ein zuftimmendes oder höhnifches Echo.
Der Nomanfchreiber irrt in der Leere. in der Wüfie. in einer furchtbaren Stille. er fucht. ruft. wimmert nach dem Lefer und findet nichts Menfchenähnliäyes in feiner einfamen Not. Einer. der zum Lefen amtlich verpflichtet ifi oder wenigftens fein follte. nämlich der Kritiker fchlägt von Inftinkt oder Zufall geleitet fein Buch auf. er entdeckt ein Talent. einen Menfchen. eine Seele. eine künf'tlerifche Gefinnung oder wenigfiens eine Fertigkeit. und wenn er fein Handwerk verfieht. empfiehlt er das Gefchaffene in dem richtigen Maßftab. in der geziemenden Tonftärke. den

Taufenden oder den Hunderttaufenden. Manchmal genießt er es auch in der Öffentlichkeit ganz für fichz als ob er allein es_ nur würdigen könne- jedenfalls empfängt er von dem Autor einen fehr fchönen ergriffenen Brief mit der Widmung: el; &frei gsx-c0: - Einer ift gleich zehntaufend.
Sie haben mich gehört- Sie haben mich verfianden, Sie haben meine Seele liebreich aufgenommen- und follte fich auch kein Menfch mehr um mein Buch kümmernz das eben nicht für die Vielzuvielen ift- es eriftiertr es hat fein Leben- feine Organez wenn es nur einen Menfchen und gerade einen wie Sie ergreifen kann. Diefe Refignation ift aufrichtig- aber fie bleibt es nichtr auch wenn fie noch einige Male für die Wenigenx die folgenR wiederholt wird. Man hat früher gutgläubig an folche Pofe der ftolzen Entbehrung geglaubtf und man zitiert Stendhal- Schopenhauer oder Nießfche- die ihr Werk erf't der Nachwelt übergaben, Nun hat Stendhal feine fünfzig Lefer fo eifrig hervorgehoben- daß er die Auszeichnung gewiß lieber taufendmal mehr verliehen hätte. Schopenhauer behandelte feinen Verleger genau mit denfelben Vorwürfen wie unfer Freund Müller- daß für fein Hauptwerk nicht genug getan würde, Nießfches ungeduldiger Ehrgeiz hätte den Willen zur Macht mit Wolluft über die zwei oder drei europäifchen Lefer hinaus gebreitetz an denen er nur die Qualität rühmen konnte. Man weiß jeßt fogar von dem ängfilich vornehmen und korrekten Conrad Ferdinand Meyer- daß er mit eigener Dichter- und Patrizier-hand die fogenannten Wafchzettel anfertigte. Die Nichtachtung des Publikumsz die Gleichgültigkeit gegen den Lefer if't eine Pofe- die fich nicht aufrecht erhalten läßt. Ich kenne nur einen Falh daß ein Mann gleich-gültig gegen fein Werkf gegen feinen Ruhm wurde. Heinrich von Kleift hinterließ nicht die geringfke Verfügung über feine Papierey auch nicht über ungedruckte Arbeiten; er verbranntef was ihm gerade zur Hand war; fein Selbftmord kam faf't einer Selbf'tvernichtung gleicl» obgleich er wie jeder große und reife Künftler genau wußte- wer er war. Die Ehrlichen haben immer ihre Abhängigkeit von Gunft und Glück zugegeben. Der alte Fontaney der fich mit einem gewiffen Behagen an Zurüäfeßungen weideh führt Klage darüberr daß die Welle der Zuftimmung immer zu fpät kam- um ein fröhliches Schaffen zu tragen. Goethe in feiner großen Auf-richtigkeit fpricht des öfteren von dem Ruhen der „Ermunterung'ß die er fo wenig wie ein anderer entbehren konnte. Wäre man ihm zur Zeit gefolgt- fo hätte er noch mehr Taffos fchreiben können. Die Nation hat fich und ihn durch Lieblofigkeit beraubt.
Wir müffen bedenkent daß der Beruf des freien Schriftftellers in

Deutfchland noch fehr jung und auch in Frankreich noch nicht zweihundert Iahre alt ift. Abbe Prsvoft war der erfte. der unter einer gewiffen Miß-billigung verfuchte. feine wirtfchaftliche Eriftenz allein auf Schriftftellerei zu gründen. was man damals „se merkt-e aux Zeigen (lea librnirea“ nannte. Das Honorar galt urfprünglich als etwas Unfeines. weshalb es gerade zur Entfchuldigung den feinen Namen bekam. Wie man heute das. was unter einem Honorar ift. noch vornehmer als Ehrenfold betitelt, In Weimar und Iena wurde aufgeregt gezifchelt. als fich die unwahr-fcheinliche Kunde von der Honorierung Goethes für ...Hermann und Doro-thea" verbreitete. -- ein Taler faft auf den Herameter. Heute regt man fich wieder auf. wenn auch über andere Stimmen; das Publikum fchwärmt für folche Reklamen oder Indiskretionen der Preffe. und diefe kißelnde Neugierde beweifi. daß man den Verdienft des Schriftftellers immer noch wie einen Gewinn aus dem Glückstopf anfieht. als etwas mit der Leiftung ganz Inkommenfurables und eigentlich Illegitimes. Der Beruf des freien Schriftftellers als Kontrahenten und gefeßlich ge-fchübten Produzenten leidet eben noch an feiner kurzen Vergangenheit; man hat fich in die Legitimität feiner Anfprüche noch nicht bis zu allge-meiner Selbfiverfiändlichkeit eingefühlt,

Ebenfo jung ift auch das Publikum. Im achtzehnten Jahrhundert. religiöfe Erbauungsfchriften ausgenommen. las über-haupt nur eine Elite von Menfchen. die fich im neunzehn-ten außerordentlich fchnell um .Hunderttaufende oder gar Millionen vermehrt hat. Wie kann diefes mit einem ungeheuren Ruck aufgeblähte Ungeheuer von Publikum. wenn wir die Entwickelungstheorie anrufen. feine Inftinkte und Organe fchon fein genug ausgebildet haben. um aus dem Neuen. das fich andrängt und aufdrängt. das Feine und das Starke herauszufpüren? Die Klage über den Lefer finde ich abgefchmackt und ebenfo nutzlos wie die über das Wetter. über den lieben Gott oder die Ma-terie. Es wird behauptet. daß der Deutfche keine Bücher kauft. was man übrigens dem heutigen Franzofen auch vorwirft; die Zeitung und der Sport follen dort das literarifche Intereffe abgefchwächt haben. Nun hat der Deutfche immer Bücher gekauft. aber er i| feinen Mitteln und feiner Natur gemäß methodifch vorgegangen. Ihm lag mehr an gründ-licher Unterweifung als an äfihetifcher Bildung. und er wollte jene fo vollftändig wie möglich haben. Unfer Volk war das des Konverfations-lerikons und der Weltgefchichte. Wer die hatte. wußte alles. Sehr all-mählich kamen die Klaffiker dazu. ein gewifier Befihfiand gründete fich als

notwendiges Decorum. Es muß dazu bemerkt werden. daß bei uns hauptfächlich die jungen Leute Bücher fammeln. und daß die Frau. die eine richtige Bibliothek zufammenbringt. heute noch gefucht werden muß. fogar unter Schriftf'tellerinnen mit einer Erfolglofigkeit. für die ich bürgen möchte. Man hat auch Belletrif'tifches gelefen. fogar verfchlungen. aber entweder reichten die Mittel zu Erwerbung über den vorgefihriebenen Befihftand niajt aus. oder man hielt die fragenden. aufregenden noch nicht durch die fieben Siegel der Autorität geheiligten Produkte der Zeit für zu flüchtig und zu leicht. um ihren Befih zu wünfchen. Unfer Volk war das der Leihbibliothek. Der Deutfche begreift die Notwendigkeit einer vollf'tändigen Literaturgefchichte. aus der er alles lernen kann. aber nicht fo fchnell die gefeßmäßige Eriftenz von neuen Schöpfungen der Phantafie. die erf't in die fpäteren Auflagen feiner immer vervollf'tändigten Literaturgefihichte hineinkommen werden. Heute habe ich allerdings den Eindruck. daß er in diefer Beziehung Fortfchritte gemacht hat und daß er die künftlerifche Erfindung auch ohne Tendenz und Moral für etwas organifch Geworbenes zu halten anfängt. Mag unfere Zeit an produktiver Phantafie eingebüßt haben. die Phantafie felbf't wird mit größerem Refpekt behandelt. und künftlerifche Eigenheit wird mit rückfichtsvollerer Nachgiebigkeit ertragen. wahrfcheinlich fogar mit feineren Sinnen empfunden. Unferen früheren Zuftand dürfte etwa der heutige Gefchmack der deutfchen Schweiz veranfchaulichen. der fchulmäßig eng. mit lederner Zähigkeit und kleinbürgerlichem Mißtrauen gegen die Souveränitätsrechte der Perfönlichkeit verharrt. Die Schriftfteller haben heute. was fie auch jammern mögen und dürfen. an Freiheit. an Unbeengtheit. an Ungeniertheit gewonnen. und fie können fich in ihrer Individualität ganz anders rühren. ohne gleich ihren Marktwert einzubüßen. Ich will dem Lefer kein Loblied fingen. nur ihm geben. was ihm gebührt. nämlich die Anerkennung. daß er fich im letzten Jahrhundert fo außerordentlich vermehrt hat. Der deutfche Schriftfieller kann heute mit einer Sprachgenoffenfchaft von achtzig Millionen rechnen. die auch ihren Wohlfiand entfprechend vermehrt hat; das ift der größte literarifche Markt der alten und wahrfcheinlich der engfte. zufammenhängendfie der ganzen Welt. Allein die Ausdehnung diefes Gebietes und feine kulturelle Mannigfaltigkeit läßt die ertremfien Möglichkeiten zu. und wenn die niederen Bedürfniffe gedeckt find. bleibt immer noch genug. um auch die felteneren des Luxus. der Delikatef'fe und der Erzentrizität zu befriedigen. Selbftverfiändlich geht ein Wildenbruch vor einem Schnitzler. der laute Pathetiker vor

dem leifen Skeptiker. ein Hofmannsthal trifft nur zehntaufend. wenn Frenffen hunderttaufend Mann Volkes fchlägt. aber man muß es doch als erfreulich anerkennen. wenn der fchlanke und anmutige Peter Eamenzind aus Schwabenland Dußende Auflagen im Gefchwindfchritt zurü>legt. Jedenfalls ift unfere Zeit imftande. fich viel mehr Günftlinge als früher zu halten; fie hat die Mittel und auch das Intereffe. -

Herr Müller. der fich nach längerer Abwefenheit wieder bei mir einfand mit der Klage. daß er erft in die zweite Auflage gekommen fei. während Schulze. für den „immer etwas getan wird". fchon ein halbes Dußend zählte. wollte fich durchaus nicht zu der Anerkennung verftehen. daß der Romanfchriftfieller heute in eine relativ goldene Zeit hineingeboren wird. Man hat fein Buch günfiig befprochen. der Name Müller klingt beinahe fchon wie bekannt. und eine angefehene Zeitung hat ihm für ein anftändiges Honorar einige Novellen abgekauft. die früher wegen ihrer freien Haltung überhaupt in kein Blatt mit politifcher Überzeugung und moralifchem Standpunkt gekommen wären. Davon könne man nicht leben. meinte er. Das dürfe man auch nicht verlangen. meinte im. wenigftens noch nicht nach einjähriger Tätigkeit. Der fchwere Anfang ift nun überwunden; Sie find bemerkt worden und brauchen jedt nur noch da zu fein. Sie müffen fich zu einem Bedürfnis oder zu einer Gewohnheit. zu einem Ideal oder zu einer Macht aufwerfen; wenn Sie abfeits vom großen Wege bleiben wollen. dagegen zu einer Note. einer Perfönlichkeit. zu einem Geifie. einem Schrecken oder einem Rätfel. Man ift in Deutfchland bereits fo weit. daß der Schriftfteller ohne Gemüt. nur mit der Kunfi reüffieren kann. und Sie werden doch. felbft wenn Sie anders wollten. ein Delikater. ein Stilift. ein Artift bleiben müffen. Sie werden ungefähr über fünftaufend Seelen herrfchen. alles Kenner und Käufer. und wenn Sie Ihre Sachen vorher in Zeitfchriften abfetzen. werden Sie davon leben können.

Früher. vor der goldenen Zeit. wäre das nicht möglich gewefen. Und nun kam ich wieder auf etwas Wefentliches. Ein großer Teil der Literatur oder der Literaten wird jetzt durch die Zeitungen und Zeitfchriften allein fchon erhalten. fo daß der Ertrag des Buches häufig erft an zweiter Stelle kommt. Unfere Iournale haben einen ungeheuren Bedarf an Romanen. den fie aus der deutfchen Produktion allein überhaupt nicht decken können. Sie konkurrieren alfo mit recht lockenden Angeboten um die begehrteften Erzähler. die nicht immer die fchlechteften fein müffen. Gewiß gibt es Redaktionen.

die in einer ganz unbegründeten Feigheit immer die fogenannten Unterhaltungsromane oder Kriminalgefchichten bringen zu müffen glauben. aber es gibt. wie ich mich felbfi überzeugen konnte. auch andere. die den Lefer hinaufziehen- und ihn an das Gute oder wenigf'tens an das Anfiändige gewöhnen. Dann haben Sie noch die Monatsfchriften. die häufig mit noäf größerer Freiheit verfahren und in ihren Anfprüchen auf Moral. Loyalität und Religion höchf't erfreulich zurückgegangen find. fo weit. daß fogar fchon unanftändige Autoren verwöhnt werden. zu denen ich Sie ein wenig rechne. Nur wenden Sie fich nie an die Orthodoren und Reaktionäre von rechts und links. Konfervative und fozialdemokratifche Blätter üben über die ihrigen die ängfilichfie allerbefchränktef'te Vormundfchaftz fie rechnen ja auch in unferem geif'tigen Leben nicht mit. Von feiten Ihrer Kunft oder Ihrer Vornehmheit braucht es gegen eine periodifche Veröffentlichung. felbf't in den kleinen täglichen Portionen der Zeitung. keine Bedenken zu geben. Gewiß bedeutet diefe Einlöffelung eine kleine Barbarei. aber mit größerer Erfahrung werden Sie den Zeitungslefer vielleicht dem Buchlefer vorziehen, Diefer liefi fehr fchnell aus Gewinnfucht. taufcht Sie in der Leihbibliothek naäf flüchtiger Lektüre um. fein Abonnement auszunußenz außerdem müffen Sie ihm am Abend dienen. damit er von der Schläfrigkeit fanft in den Schlaf gleitet. Fragen Sie ihn. was und von wem er gelefen hat! Der Zeitungslefer dagegen muß fich monatelang mit Ihnen befchäftigen. er lebt in langer Vertrautheit mit Ihren Figuren. Weil er Sie nicht los werden kann. auch wenn er die gröbften Briefe an die Redaktionen fchreibt. gewinnt er zu Ihnen ein viel tieferes Verhältnis der Sympathie und Antipathie. er gewinnt fogar durch das gefährliche Auseinanderziehen der Teile häufig fehr richtige Einblicke in Ihre Technik. und er bemerkt. wenn die fchlechten Nähte der Erzählung reißen. Was aber die Hauptfache ift. man fpricht über den Roman. den man gründlich von Tag zu Tag erlebt. man fireitet. wetter über den Ausgang. den Taufende zu gleicher Zeit erwarten. und durch den Vorzug. täglich mit frifcher Druckerfchwärze zu blenden. darf fich Ihr Werk mit einer immer erneuten Atmofphäre von Aufmerkfamkeit. Spannung und gemütlichem Anteil umgeben. Natürlich werden Sie den Lefer vorziehen. der Ihr Buch kauft. es in der Künftler-Werkfiätte binden läßt und duräf fein Exlibris vor Freunden fchützt. Wenn Sie aber wählen follen zwifchen dem. der über dem Ganzen abends einfchläft. und dem. der am frifchen Morgen fechzigmal darüber wach wird. fo haben Sie keine Wahl mehr,

Herr Müller. der gar nicht mehr die alte kindliche Offenheit zeigt.
der fich fogar eine leichte Miene faft fpöttifcher Zurückhaltung gegen mich
angewöhnt hat. war. zu keiner offenen Erklärung zu bringen. ob er an das
goldene Zeitalter des Autors und des Lefers glaubte. Mit der bekannten
Bewegung. die mich nur überrafcht. wenn fie ausblcibt. zog er ein Ma-
nufktipt aus der Brufttafche. - Verfuchen Sie es unterzubringen; es ift
eigentlich zu fchade für eine Zeitung. Aber was foll ein kleiner Mann
machen? Sie haben mich ja nur mit fünftaufend Seelen belehnt. -

Rund
Von Aufwieglern
Spionen
und
Spion: ein Wort. ganz in Verachtung und in Schmutz getaucht. Nur der Völkerkrieg kann es blank und ehrlich machen. Und es ift eine fchöne Fügung. daß der tapferfte und berühmtefte Kundfchafter des Jahres 1870 in dem Befireben. den Deutfchen das ficherfte Rekognoszierungswerkzeug zu erfinden. uns und der ganzen Zeit ein Wunder gefchenkt hat. Aber auch das Spionieren mitten im Frieden ift ein von allen Staaten geheiligter Brauch. (Jeder Botfchafter hat ja feinen Militär- und Marineattachs.) Da man annehmen kann. daß jedes Volk in diefer Kunfi. die man für unentbehrlich hält. Ausgezeichnetes leiftet. fo wiffen wahrfcheinlich alle von allen faft alles. und das Refultat ifi gleich Null. Sehr amüfant if't die Behauptung der Franzofen. daß ihre Agenten in deutfche Dienfte traten und für teures Geld nur das verrieten. was franzöfifche Offiziere ihnen eingepaukt hatten. Sicher wiederholen fich folche Scherze oft genug. Der Verräter fchielt immer auf beiden Augen. und nichts läßt fich fo leicht zum Quadrat erheben wie der Betrug. Ein Gauner-|ü>chen frißt dann das andere auf. Um fo läppifcher ift die Spionenfurcht. die alle Welt erfaßt hat und bisher nur Deutfchland verfchont zu haben fcheint. Begreiflich if't fie noch bei Nuffen und Ame-
fchau
rikanern. Sie haben es mit den gelben Schleichern. mit einem ganzen Volk geborener Spione zu tun. Die japanif chen Schlißaugen fcheinen am fchärfften zu fpähen; fie haben in wenigen Jahren den ganzen Weften ausfpioniert. Und fo fcharf ihr Blick. fo flink die Nachahmerhände diefer unergründlichen Schweiger. Aber die Angft vor den deutfchen Spionen in London und in Paris! Sie wäre nichts als Wahnfinn. wiirde fie nicht von pfiffigen Parteien weidlich ausgeniitzt. hier von der ungeduldig lauernden Oppofition der Regierung. dort von einer hungrigen Militär-

verwaltung. Jn London wird
jetzt König Eduards Lieblings-Rühr-
fiück ..Eines Engländers Heim".
deffen Abgefchmacktheit und märchen-
hafte Dummheit das Berliner Pre-
mierenpublikum nicht bis zum Schluß
ertragen konnte. von einem neuen.
noch humorloferen Jnvafionsdrama.
„h dlation in arms.“ verdrängt.
das ein Offizier der Territorial-
armee gedichtet und Feldmarfchall
Lord Roberts für die Bühne ein-
gerichtet hat.
Wir find gewohnt. laut auf-
zulachen. wenn man uns erzählt.
die Engländer glauben. ein ganzes
Heer deutfcher Soldaten fei iiber
das Jnfelreich verftreut. und die
Grenadiere ftecIten alle in Kellner-
fräcken. Oder wenn wir den
armen General Durant hören. den
Kommandanten von Chalons fur
Marne. dem fie ja wirklich eine
funkelnagelneue Mitrailleufe vor der

Nafe weggefiohlen haben und der fich feither von einem Schwarm verkleideter deutfcher Offiziere umfchnüffelt wähnt. in jedem aufmerkfamen Hirten. in jedem fchwitzenden Ackerknecht. in jedem redfeligen Weinreifenden deutfche Spione wittert. ja fogar jede Dirne für eine Sendbotin des deutfchen Generalfiabs hält. Wir lachen. Aber es find doch nicht unbedenkliche Zeichen, Am mißtrauifchefien ift. wer felbft nichts Gutes im Schilde führt. Und follte auch das nicht zutreffen: wer fich im dunklen Walde verfolgt glaubt. fchießt leicht feine Pifiole ab. Deutfchland wird jetzt von Spionen ganz anderer Art heimgefucht. und fie find leider keine Phantome. fondern fchmierige Wirklichkeit. Es ifi kein behaglicher Gedanke. daß fich hier feit Jahren ruffifche Polizeifpilzel der fchlimmften Sorte herumtreiben durften. daß der wackere Landefen-Harting in Berlin längere Zeit fein Denunziantengefchäft beforgt hat und die Pfeudorevolutionärin Sinaida Jutfchenko-Gerngroß von der ruffifchen Regierung nach Berlin. Leipzig und Heidelberg gefchickt worden ift und von hier aus. wie fie mit Stolz bekennt. viele Opfer ans Meffer geliefert hat. Zwar haben wir felbft erfi gerade jetzt eine übel duftende Zeit überwunden. in der es Mode zu werden fchien. öffentliches und privates Leben durcheinander zu wirbeln. durch Schlüffellöcher in Schlafzimmer zu fiieren und geheime Winkel mit der Detektiv-Laterne abzufuchen. Solche Sitten der Notwehr können und dürfen fich nicht einbürgern. Im Volke wacht ein gefunder Haß gegen jede Angeberei. und fein Sprichwort fagt: ..Vom Verräter frißt kein Rabe." Auch der rollende Fluch Hoffmanns von Fallersleben gegen den größten Lumpen im ganzen Land lebt im Volksmund.
Rußlands politifche Polizei liebte es feit je. Deutfchland mit Auffaffern zu beglücken. Schon Anno 17 hieß es vom ruffifchen Staatsrat Koßebue. er fei mit einem Jahresgehalt von 15000 Rubel nach Deutfchland gefchickt worden. um

hier die patriotifchen Schwarmgeifter zu verhöhnen und dem Kaifer Alexander über die politifchen Vorgänge Geheimberichte zu fenden. und der alte Intrigant mußte dem Dolche fanatifchen Haffes erliegen. Heute werden die Spione über die Grenze gejagt. um Verfchwörungen aufzufpüren oder. wenn der größere Ruhm der Polizei es verlangt. fie felbft anzuzetteln und dann zu enthüllen. Jeder Fiesko muß mit dem fchwarzen Schuft rechnen. der ihn verrät. und mit dem Verrina. der ihn vom Galeerenbrett hinunterftoßen will. Immer fianden Verfchwörer und Spione in einem Haufen. und es war oft faft unmöglich. zu entfcheiden. welcher Verfchwörer ein Spion und welcher Spion ein Verfchwörer fei. Auch der Revolutionär Wladimir Vurzew. der die Spitzel überfpitzelt und die Entlarver entlarvt. ift eine unheimliche Erfcheinung. die wieder einmal zeigt. wie verwandt die Fähigkeiten des Komplottefchmiedens mit den Künfien des Detektivs find. und warum die beiden bruderfeindlichen Welten immer in fo verhängnisvoller Weife verfirickt erfcheinen.

Mdfwau
_ j.
f* Jede Revolution ifi eine rechte Menfchenjagd. und im heißen Wirrwarr ift es nicht leicht zu erkennen. wer der Jäger und wer das Wild ift. Fafi jede Revolution kennt auch die Seents pr070auteur8. die die Menge zum Außer-ßen auffiacheln. damit die Reaktion um fo fchneller. um fo ficherer komme. Auch in Paris glaubte man. als fich im Sommer 1794 die Hinrichtungen wahnwißig häuften und manchmal hundertundfünfzig Angeklagte hintereinander zur Guillotine gefchleppt wurden. nicht ohne Grund. daß ein Royalift. ein Agent von Butz. im Sicherheitsausfchuß die Leute aufreize. um die Republik ganz unmöglich zu machen. Als die Berliner Demokratie am 25. September 1848 eine Erhebung plante. da hat in der Tat ein fanatifcher Junker. Graf Breßler. die Arbeiter zum Barrikadenbau angefeuert. weil er die fchnelle Befeitigung der Rationalgarde und ein fcharfes Dreinfahren des Militärs herbeiführen wollte. Er wurde verhaftet und vom Gericht wegen Aufreizung zum Tumult zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Mit folchen fanatifchen Monarchifien möchte fich die Bluthündin Sinaida Jutfchenko in eine Front fiellen. ..Ich fah und fehe noch in der Regierung die fchaffende Kraft zur Erneuerung meines Vaterlandes. Ich bin ftolz darauf. diefe unfähige revolutionäre Gefellfchaft vernichten zu können." Daß fie ihre leichtgläubigen Freunde höhnt. die fie ohne Burzews Warnung noch nach ihrem Tode als Revolutionsheldin gepriefen hätten. das haben fie verdient. Aber nur mit Ekel kann man die Beichte diefer todesmutigen Idealifiin lefen.
I _-
die. wie fie fagt. ..felbfiverfiändlich von der Polizei ein hohes Gehalt bezog“. den Verfchwörern mit eigener Hand Bomben zufchleppte. um fie eine Stunde fpäter mit dem Mordwerkzeug verhaften zu laffen. die ihnen fürforglich Rocktafchen zur Verbergung der Revolver nähte und ihre Köpfe dann dem Henker auslieferte. Von Berlin aus hat fie Hunderte denunziert.

die ihr blind vertraut hatten. Hier faß die Spinne lange genug. Jetzt gilt es. Deutfchland von diefen giftigften Schmaroßern der von der ruffifchen Polizei heute gedroffelten. morgen gezüchteten Revolution gründlich zu fäubern. Es hätte längfi gefchehen follen. ehe die Peft zu riechen war.

Iofef Adolf Bundy

Zur Kultur der Gefinnung und des Gefchmackes

Ohne Optimismus darf man fef'tftellen. daß die lange Entfremdung zwifchen der Kunfi und der Kirche fich abzufchwächen beginnt. Die ..Düffeldorfer Aus|ellung für Ehrifiliche Kunfi" könnte beinahe wie eine. offizielle Verföhnung a'usfchauen. Vielleicht ift es fo. Nur genügt eben eine Anderung der diplomatifchen Beziehungen keineswegs. um von heut auf morgen die Nacht zum Tag zu wandeln. So gab es denn in Düffeldorf wenig prinzipiell Neues zu fehenz wohl aber bekam man einen ungefähren Überblick über das Terrain. das es nun mit frifchen Kräften zu befiellen gilt. Gutes. altes. der Ausbildung noch fähiges Material hatte man zufammengetragen und ihm die hoff-

. j q
' 37***.
z 7'..- .z 17 F l
- - ' :ZUM >
'T k*) l) r ll - P r i k l e r: Kain und Abel
(Von der Ausï¬ellung fiir chrif'tlicheKuni't in Luxx-:CORP
.Br un o Pa ui: Rauchfalon auf dem
Lloydoamr-fer â€žGeorge W-.ifhington"
Juni Wifi-.ig von Nubert Breuer

r. eine rechte
. bcifzcn »Wirr-
'x-.tqr zu erkennen.
x - .* * i-*c .der das Wild
in. 7.9' j *-.* .'-Leton-.ten kennt
u. .li .2*: Fete-..tt [kt-.rocnleurs die d'e
Z": *ge _ex-'u YZntterfi-*n ciuft'taci-eln.
dem:- dn: Ziel-klimt um fo fcbnellcr.
inn fo fuhr-cr komme. Auch in
Pet-*ir glaubte man., als fin.: im
Sommer 1794 die Hinrichnmgen
wahnwißig bäuft--n und nicnchmol
hundertundfüniiig *lin-reklagte hin-
tereinander zur (Milton-.1e gcfcb!eppt
wurden. nicht .wre Grund. daß
ein Royalifr. ein Agent von Balz.
im Eicherheiteausfn'uiß die Leute
aufm-Zee. um die ili:pttb!ik ganz
unt-.rögich zu machen. Als die
.berliner Demakrati: am .35. Sep-
t.inbi-r 1W eine Erhebung plante.
dt* bat in der Tat ein fanntifclkcr
Junker. (eit-af Brcß..r. die Arbeiter
zum Barrikc dcndau auge-feuert. weil*
er lle frlmclle Beicniguug der
Nationalgarde und cin fchacfes
Dreinfabren des Militärs herbei-
fiihren wollte. Er wurde verhaftet
und vom Gericht wegen Aufreizung
zun- Tumult zu drei Monaten
Gefängnis verurteilt. Mir folcben
fans-intern Mcuc-rchifnn mochte iich
die Wlniqundlu (it-01d.. Fi; *blue-c
in rtr-e *- ont tierten. '_ k :*--i
ll l.').* ein'. lt; .'e'." ---.. .
73c "zh-_77" ."3 k * "t 7 .- "r .r '. '*-i
meines -Zi-:ce- "- *- ', - --lz
darauf. 7:* *ii - r*-. :
(Letellie-ii-
- :
Daß im ll* c l." -.J ,. .i big t- *c'iuU-*e
lßöhnt. i-i- ie ob'. e *Ii-rt 1:". i; .-.-
nung noch nach irren' T ;. Ii-*1-'utionehelditc geri-7**.u e -1 .t.
2.75 haben fie verdient. .u r
niit Ekel kenn man die *Yen-lite
ttc'cr tole- mutigen Jdcaiifiin lei. n.
?il-1*,-
,-
:_-
die. wie fie fagt. ..fclbfioccfiandlinz
von der Polizei ein rohes (tl-.mit
bezog". den Berichw'orern mit
eigener Hand Bomben zitiiikieppt..
*im fie eine Stunde lp'citcr nur
dem Mordwerkzci:g rec-:haften zu
laffen. die ibo-ee. fürforglicl* .-Zocl-
taichcn zur Verengung dcr *tie-
volver tifiktte und ihre Köpfe dann
dem Henke-r austieferte. BWV-*11:11
aus hat fie Hunderte denunziert.

die il*:- blind vertraut hatten. .*'Jier
fah die Spinne lange genug. ,Jedi
gilt es. Demi-plant. von diefen
giftigften S-l-.mat-mzern der von der
ruffifcheu Poll-,ei heute gedroffelten.
morgen gezüchteten Revolution
gründlich zu faitbern. Es hätte
l'angfi gefehehen follen. else die
Peli zu 1*.cchen war

Joief Adolf Bondh

Zur .Kultur der Gefinnung und dee' Gefchmacles

Ohne Optimismus darf man fefifiellen. daß die lange Entfremdung zwifchen der Kunfi und der Kirche fich abzufchwäaben beginnt. Dic „Düffeldorfer Ausfiellung für Chrifiliche Kunfi" könnte beinahe wie eine offizielle Verföbnung a'usfchauen. Vielleicht ifi es fo.. Nur genügt eben eine Anderung der diplomatifchcn Veziehungen icineswegr. um von heut auf morgen die Nacht zum Tag 9* nandeln. So _gab es denn .kt :Liiffeldorf wenig prinzipiell).euc,s zu ieh-:nz wohl aber deln-i man einen ungefähren Überblick ..h-.e das Terrain. das es nun mit mich-er.. Kräften zu beficllen gil:. (pures. altes. der Ausbildung noch fabges Material hatte man zufuunnengctrcgen und ihm die hoff-

. "i l
*; "uit-'7:
7M y
Thorn - Prikker: Kain und Abel
(Von der Ausfiellung fÃ¼r chrifiliche Kunft in DÃ¼ffeldorf)
ai..
Brun o Paul: Rauchfalon auf dem
Lloyddampfer ..George Wafhington"
Zum Auffalz von Robert Breuer

4!-
M W ...-
ii m. â€˜4 w
, .Wa . |-
ci; ..1..- .,
x ...4 uf* ...u q ud..
, i [.1.
un... i...
â€˜J 1]"
Il . lll
Id 4x. \.1|

nungsvollfien der jüngfien Verfuche gefellt. Die Ausftellung bot Tradition und Perfpektive.
An fpezififch kirchlicher Malerei war fo gut wie nichts zu fehen; Altar-bilder und Stationstafeln werden immer noch von Dutzendpinflern fabriziert. Nur ganz wenige Ausnahmen: Gebhardt. Uhde. Steinhaufen. Hölzel und Eorinth. Die Keeuzigung diefes derben Fleifchmalers für die Kirche von Tölz ift künftleriich eines der wertvollfien aller modernen Altarbilder. Das beweifi aber nur die Armut unferer Zeit. vielleicht die Unmöglichkeit. eine wirklich reife. aus dem Erleben firömende kirchliche Kunfi hervorzubringen; wobei zu erwägen bliebe. ob die priefierlimen Auftraggeber nicht fchuldiger find als die Maler. Einen Rubens und einen Tiepolo. auch einen Rembrandt würden die Kleriker heute noch nicht wieder gewähren laffen. Wefentlich anders fieht es um die religiöfe Malerei; biblifche Motive wurden von Gebhardt und in weit höherem Maße von Uhde zu einer modernen künfilerifchen Form ausgebildet. Problematifch hingegen ifi wiederum jenes Streben. der neuen Myftik ein optifches Gewand zu gewinnen. Die Atmofphäre derer um Novalis und Maeterlinck in Gefichten zu verdichten. das nähert fich der gefährlichen Grenze verfchwimmender Halluzinationen und kreifenden Weihrauches. Immerhin zeigte Düffeldorf die Werke einiger Künftler. denen es zu gelingen fcheint. auf dem Triebfand diefer jüngfien. pfychologifchen. darwiniftifchen oder fonftwie defiillierten Religionen einige Frucht anzubauen. Da wären: Thorn-Prikker. Khnopff. Minne.
Auch die Architektur hat kirchlichen Aufgaben gegenüber während der legten Jahrzehnte meift verfagt; fie vermochte nichts als lahme Kopien und entgeiftete Schemen herzurichten. Die wenigen erfreulichen Anfähe genügen kaum. einen neuen Frühling des fakralen Baus einzuläuten. Düffeldorf gab eine ungefähre Revue des bisher Geleifieten. Die Kirchen von

Schilling und Graebener. die von Schumacher. die des trefflichen Theodor Fifcher verdienen volle Beachtung. Obgleich nicht eine von ihnen fo felbfiändig und zwanglos empfunden ifi. wie der feine katholifche Kultbau. den Otto Wagner bei Wien errichtete. Eine Klaffe für fich bildet Behrens und fein Kreis. Zwar vermag der äfthm tifche Geometer nicht zu bauen. auch befitzt er kein Gefühl für das zentrale Wefcn der Architektur. die Geftaltung des Raumes und die Gliederung kubifcher Maffen; indeffen. er hat doch mannigfache Anregung für die Reinigung des formalen Jufiinktes und die Kultivierung des Gefchmacks zu fpenden. Sein Hagener Krematorium ifi als Gebäude ohne Zweifel abzulehnen. aber es follte dennoch von allen Architekten fleißig betrachtet werden. Von den Behrensfchülern fcheint Theodor Veit mit einer befonders glücklichen Anlage begabt; er befreite fich von der Dogmatik des Meifiecs. lernte aber genug von deffen Gefühl für die Linie.

Um das kirchliche Kunftgewerbe ift es noch fchlinimer beftellt. als um den Kirchenbau. Auf der Ausftellung fianden wundervolle Toroop.

6

81:

Monfiranzen der Barockzeit. prachtvolles Altargerät; es hingen da fakrale Tertile. Eafeln und Stolen von beraufchender Schönheit. Was bedeuten dagegen die wenigen neueren Verfuche. ein halbwegs anfiändiges und nicht gar zu unwürdiges Altargerät. einigermaßen erträgliche Paramente zu produzieren. Es wird noch vieler Arbeit bedürfen. ehe die Kluft zwifchen Kfiirche und Kunfi wieder überbrückt i .

»c 1.- »c

In Dresden gab es eine große internationale Ausfiellung für Photographie. Sie half wefentlich dazu. das Lichtbild gegen die Kunfi abzugrenzen. und war fomit ein bedeutender Fortfchritt über jene Zeiten. da man allen Ernfies glaubte. mit Hilfe der photographifchen Technik Kunftwerke hervorbringen zu können. Man meinte. durch allerlei Fortwifchungen. Milderungen und Verfchleierungen in den Fußfiapfen Earrieres. Whiftlers. felbf't Rembrandts zu wandeln. Man iiberfah. daß das Kunftwerk in jedem Atom eine Offenbarung menfchlicher Pfhche. daß es die durch das Auge. die Muskeln und das Hirn determinierte Projektion einer Perfönlichkeit ift. Man überfah. daß die Photographie in ihrem eigentlichen Körper ftets und unbedingt das Produkt eines mechanifchen Vorganges bleiben muß; daß fich an ihr nur befiimmte Garnierungen und gefchmackvolle Akzente anbringen laffcn. Im gemalten Bild fpricht jeder Pinfelfirich von der Art des Meifiers; ein paar Farbflecken genügen. um den Künfiler zu erkennen. Bei der Photographie läßt fich immer nur fef'tfiellen. wie der Operateur mit mehr oder weniger Gefchick fein Objekt aufgefiellt und zurechtgerückt. wie er es aus der Umwelt ausgefchnitten hat. wie er dann fpäter an dem chemifchen Niederfchlag hier und da radierte. Wie wenig bedeutet für die Malerei die Entwicklung der Farbenfabriken. Wie intim aber ift die Abhängigkeit jedes Fortfchrittes der .,Kunftphotographen“ von den Leifiungen der Indufirie. von den Linfen. den

Salzen. den Papieren. Demgemäfz: der Photograph muß darauf ver- zichten. den Malern Konkurrenz zu machen; er muß fich begnügen. technifch anftändig und halbwegs gefchmackvoll zu arbeiten. Die Dresdner Ausfiellung fiand unter diefer Erkenntnis. Das ergab fich vor allem aus dem prinzipiellen Trennen der Amateure von den Berufsphotographen. Die Lieb- haber nämlich find es. die am heftigfien nach'der Gloriole Raffaels greifen. Sie halfen vor etlichen Jahren. die |umpf und liederlich gewordene Photographie aus dem Bann der Atelierpofe und dem Ekel der verfüßenden Retouche be- freien. Nun glaubten fie. daß folch löblicbes Tun eine Prometheus- tat fei und dauernde Genialität garantiere. Sie f'türmten darauf los. und eine Flut von dilettantifcben Kunfifirereien ergoß fich. Den Berufsphotographen hatte die Be- dräuung durch die Amateure fehr gut getan; fie mußten fich mühen. ihr Handwerk zu beffern und zu verfeinern. Sie konnten nicht den Flug fo hoch nehmen wie die Kameraäftheten; fie mußten den profanen Wünfchen der Auftrag-

Rnndfchau

geber fiets gerecht werden. So blieben fie trotz einer gründlichen Renovation hübfch im Geleife und erlebten darum auch nicht den Ikarusfturz. der die Amateure bei Dresden traf. Von nun an ift das natürliche Gleichgewicht wieder hergefiellt: der Berufsphotograph arbeitet beffer und gefünder als der keck erperimentierende. technifch aber oft ganz unzulängliche Amateur. Natürlich tut das nicht jeder fiir-nehme Hofphotograph. wohl aber der tüchtige und gebildete Fachmann. der von der modernen Porträt-malerei und von den kunfigewerb-lichen Forderungen der Qualität und des Gefchmackes fich belehren ließ. Den Amateuren aber fei der Rat gegeben. fiatt unnützer Tricks lieber wertvolle Eroberungen zu leiften. Sie follten die Eraktheit des Apparates nutzen. um das Wachstum einer Pflanze. die Me-taniorphofe der Infekten. vergeffene Denkmale der Kultur ehrlich und korrekt aufzunehmen.

»e -r :.-

DerNorddeutfc-he Lloyd

hat feinen neuefien Dampfer. den größten. den er je gebaut. den „George Wafhington“. wiederum durch Meifter des modernen Künft-gewerbes einrichten laffen. Früher waren die Niefen des Ozeans. diefe tcchnifchen Koloffe. diefe fta'hlernen Dokumentationen des modernen Geifies. erfüllt von Zeugen längfi dahin gegangener Tage. von Formen einer Zeit. die weder den Dampf noch die Elektrizität ahnte. Der Barock und das Rokoko ftanden in harter Diffo-nanz zu dem Fauchen der Mafchine. dem majeftätifchen Schwung der Räder und dem rhythmifchen Atmen der Ventile. Wenn jetzt Bruno Paul feine klaren und durchrech-neten. feine gut trainierten und weltmännifchen Möbel in den Schiffsbauch fiellt. fo fühlt man den inneren Zufammenhang des Salons und der Kabinen mit dem Kielraum. in dem die Feuer flammen und die Kraft gezeugt wird. die das fchwimmende Hotel durch die Wellen fchraubt.

Robert Breuer.

Kißbühel

Ein lächerlich unbedeutender Vorfall in Kitzbühel-Tirol hat nicht nur die lokalen Gemüter in Erregung verfeht (man könnte an Heines Wort über Aachen denken. wo die Hunde flehentlich um einen Fußtritt bitten. um aus der Langweile aufgerüttelt zu werden). fondern auch zu einer diskreten. diplomatifchen Intervention des Deutfchen Reiches beim neugebackenen Grafen Aehrenthal geführt. Ein deutfcher Sommergafi hißte vor Ankunft des öfierreichifch-ungarifchen Thronfolgers eine deutfche Flagge auf feinem Wohnhaufe und wurde vom k. k. Bezirkshauptmann von Kitzbühel. der offenfichtlich thronfolgerifäzer als der Erzherzog felbft fühlt und deffen Feinempfinden eine Ehokierung des Prinzen durch die fremden Farben vorausfetzte. mit * Aufgebot der ganzen bezirkshauptmännlichen Macht. noch vor der hohen'Ankunft veranlaßt. die Fahne einzuziehn. Bei dem engen Bündnisverhältnis der beiden Reiche war es begreiflich. daß die Wiener Offiziöfen rafch ihr füßfaures Lachergef icht auffehten.

Rundfchau
den verknöcherten Bureaukratismus des Bezirkshauptmanns ironifierten und ganz unnötigerweife verficherten. daß die reichsdeutfchen Farben felbftverf'tändlich beim Thronfolger keinerlei peinliches Gefühl ausgelöft hätten. Jnzwifchen demonf'trierten auch die braven Kitzbüheler öffentlich gegen den Bezirkshauptmann - wahrlich genug an Genugtuung für den lääjerlichen Vorfall. Der Reichsdeutfche erhob gleichwohl Befchwerde. die endlich zur Jntervention der Botfchaft in Wien führte. Damit war die Blamage gleichmäßig auf beide Parteien verteilt. Der vormärzliche Bureaukrat mit der k. k. Amtsbeforgnis. es könnten gewiffe Farben an höchfier Stelle mißfallen. ift ebcnfo eine Witzblattfigur. wie der Bruftdeutfche. der da glaubt. es könnte diefer Abderitenvorfall an dem Staatenverhältnis oder an dem Anfehen Deutfchlands irgend etwas locker machen. Die einzige. tatfächliche Folgerung aus der Kitzbühel-Affäre wird man fich beiderfeits hüten in der Öffentlichkeit zu ziehn. Nämlich daß diefer zopfige Beamte. mehr als ihm felbf't bewußt fein diirfte. der Träger des im ganzen Öfterreichertum immer latenten Dranges ift. fich gegen die Bemutterung feitens des Verbündeten Geltung zu verfchaffen. Gerade der Reichsdeutfche follte das Feingefühl haben. da er nun einmal der Stärkere im Bunde if't. fich diefes felbf'toerfiändlichen Rechtes. feine Farben zu hiffen. im Lande des Schwächeren zu enthalten. Aber d: geht er lieber hin und befchwert fich über die Ungefchicklichkeit der fchwächeren Hälfte - 8c] major-ern slot-jam (ker-mania.. . . . v. Stetten.

Münchner Brief.

..Es ift zu fchön in eurem München!" verfichern uns die Herrfchaften von auswärts in allen Temperaments-Tonarten. Und es muß wahr fein; doch nicht mehr ohne Stirnrunzeln und tiefe Seufzer gefchieht es. daß wir Anfäffige den Spruch wiederholen: „Es if't zu fchön. . ." Noch geht zwar die Sage um. ein kluger Münchner tue am beften. im Sommer daheim zu bleiben. weil die Stadt da am

fchönften fei und Kultur- mit Natur-
freuden inniglich vereinigen laffe.
alfo mindefiens doppelte Erholung
darbiete. bei unermeßlicher Er-
fparnis an Geld und an fchlimmen
Sommerfrifchen-Erfahrungen. Dies
war einmal wahr. ift es aber nun
leider durchaus nicht mehräi Der
Münchner Sommer if't uns zu
fchön geworden.'i *
Dem Fremdling kann er darum
defio mehr empfohlen werden: das
neue München bildet. mindeftens
im Hochfommer. voll und ganz
und ausfchließlichft einen einzigen
Fremdentummelplaiz. Das if'ts ja
grade! Nur vor einem muß der
arglofe Münchenfahrer vertraulichft-
dringlichft gewarnt werden: fo er
Freunde. Bundesbrüder oder teure
Anverwandte an der Jfar wohnen
weiß. fo rechne er nicht allzu fan-
guinifch auf herzensheißen Empfang
noch auf dauernde Freudenaus-
brüche bei längerem Verweilen!
Diefe Anfchluß-Kategorien find in
München gewiß nicht tiefer verroht
als anderswo. Und es könnte fogar
denkbar fein. daß bei einem Teil
von ihnen die natürliche Güte
alle Hemmungen befiegt. folang
der Münchner Lenz mit Landregen.

f Rundfchau
Fröften. Hagelfchlag und Gewitterrekords ob uns walter. Aber fpäter! Man fielle fich da draußen nur recht eindringlich vor. wie viel Bekannte alljährlich ebenfalls ..durch München durch“ kommen und gleichfalls dort Freunde haben oder zu haben glauben möchten! Man ermeffe danach fahäßungsweife. wieviele Reichsgenoffen (vom Ausland Binz zu fchweigen) aus allen Sonderaterländern fort und fort fich alter und ältefier Beziehungen zu Münchnern entfinneu oder folche Beziehung herftellen. indem fie fich einfach ein paar einführende Zeilen auf die Reife mitgeben laffen! Denn fo einfam und unverfippt ift doch wohl felten mehr ein mitlebender Deutfcher. daß er nicht irgendwo wenigftens irgendeinen oder irgendeine wüßte. der oder die einmal irgendeine zu München feßhafte Perfönlichkeit kennen/gelernt hat.

So ifi denn der liebe Befuth von außerhalb für viele Bewohner der bayrifchen Hauptfiadt zu einem Schrecken geworden. wie es der weiland punifche Feldmarfchall für die Kinder Roms wurde. Ich weiß eine fonft von Menfchenhaß nicht angekränkelte Familie. in deren Heim das Stichwort ..Hannibal!" von Mund zu Mund geflüftert wird und täufchende Unbewohntheit durch alle äußeren Räume zaubert. fobald auch .znur ein biederes Lodengewand. alfo preußifcher oder fächfifcher Befuch. in Sehweite auftaucht. Der dienfkbare Geifi. der allein in die Front muß. hat dann ein- für allemal zu erklären. daß die Herrfchaften fich zur Zeit auf einer Reife nach Spitzbergen befinden; die Wohnung *werde mittlerweile frifch tapeziert. . . Aber freilich. diefe Methode des Vefreiungskampfes feßt eine ftrategifch fehr bevorzugte Hauslage voraus. ein 110m8, das recht eigentlich ein „castle“ ift. Die Anderswohnenden miiffen trotz taufend Ausflüchten. Rückfichtlofigkeiten und Alibiverfuchen vieles leiden.

Nur die Veneidenswerten. die immer Zeit und immer gefellige Triebe haben. empfinden wenig davon. Die übrigen vom Münchner

Bürger- und Künftlertum fliehen neuerdings immer allgemeiner die Münchner Sommerherrlichkeit. fo-lange fie können. oder bringen doch ihre Familien in ländliche Sicherheit und blühen felber dahier tunlichfi im Verborgenen, Nicht nur aus Angfi vor unverhofften Befuchern. auch aus Scheu vor der Herrfchaft der Fremden und der Fremdeninduftrie im gefamten Stadtbereich. . .

* * *

..Herbfteln tut's. die Hafelnuff' fein zeiti'“: das Leiblied des Künfiler-Fyauptquartiers in der Weinfiube beim Hofbräuhaus hat nun fchon wieder volle Befiätigung aus der Jahreszeit empfangen. Für Rückblick und Ausblick auf die Münchner Saifonfreuden von gefiern und übermorgen. d. i. auf die Sommerszeiten 1909 und 1910. ift jetzt die rechte Stimmung. Fragen wir uns. was denn nun unfern fommerlichen Frieden fo erfolgreich zerfiört habe. fo finden wir hauptfächlich drei neuere Er-fcheinungen. Fremde zeigten fich ja fchon feit Jahrzehnten ziemlich zahlreich in München. doch das war ein Kinderfpiel im Vergleich

Rundfihau
mit heute. Harmlofe Tourifien- die bei der Stadtpromenade noch nicht einmal den Eispickel zur Hand hatten- waren es und dankbare Biervertilger und gewiffenhafte Bilderbetrachter. Erft feit die neuen drei Dinge inhaltfchwer allmählich über uns kamen- find die Fremdengruppen zu zahllofen Hot-den angewachfen- hat die kgl. bayrifche Haupt- und Refidenzftadt fich in die Fremdengroßfiadt pai- excellence verwandelt. Die drei Dinge find: die Mozart- und Wagner-Feftfpielez die wir feit 1901 haben- zweitens das Künftler-Theater und drittens- dicht dabei und fogar drumherum- der neue Ausfiellungspark auf der Therefienhöhe. Aber es gibt auch noch Nebendinge genug von verwandter Wirkung.

Man müßte ebenfo blödfinnig wie rückftändig fein- wollte man aus Liebe zu München ernfilich gegen all folche Bereicherung des Stadtwefens oder gegen das Hierbeifirömen verfiärkter Bölkerfcharen eifern. Münchens Entwicklung ift von dem Fremdenverkehr leider nicht mehr zu trennen und kann nicht Rückficht nehmen auf unfere Träume von der großen Sommerruhe. Aber es ifi nachgerade Zeit geworden„ mit allem Nachdruck dies eine zu betonen„ das heut allerdings manchem noch recht eulenfpiegelifch klingen mag: München darf fich nicht zur europäifchen Fremdenfalle auswachfen wollen. Es darf nicht dazu herabfinken- im Hauptamt all das„ was Könige und Künftler ihm verfahwenderifch gefpendet haben„ induftriehaft auszubeutem indem es feine künftlerifche Kultur fchließlich nur noch als Material für lieblofen Verfchleiß an die Muffe wildfremder Snobs bewertet. Darf das fchon deshalb nichtx weil es Raubbau treiben hieße; zerbröckelt die innere Berechtigungx fo bleibt die große Saifon nichts als eine Modex und Moden haben bekanntlich nur eine Sehnfucht: vorüberzugehen!

K

Über die Bedeutung des Münchner Künftlertheaters

wurde hier das Notwendige bereits
gefagt- und zwar fo„ daß der
relief-hhpnofe-freie Münchner jedes
Wort unterfchreiben kann. Mar
Reinhardt hat den Betrieb auch
für die Zukunftx zunächfi mindefiens
für den nächf'ten Sommer über-
nommen. Solange er die neue
Stilbühne verwaltet- brauchen wir
uns keine Sorgen um fie zu machen;
zu hoffen bleibt nur„ daß Reinhardt
feine und feiner Künfiler reiche
Kräfte nicht an mehrere gleich-
zeitige Sommerunternehmungen
zerfplittereh auf daß die wieder-
holten Aufführungen von der Höhe
der Premieren nimmer herabfinken
mögen. Und folange die Münchner
Maler und Mufiker ihre Künfie
richtig gehend- d. h. dienender-
weife- der dramatifchen Diahtung
zur Verfiigung fiellen- fo lange
kann dem Künftlertheater gewiß
keine innerlich unmotivierte Frem-
denanlockung nachgefagt werden.
Für die Mozart-Fefi-
f p i e l e in dem entzückenden echten
Rokokoraum des Refidenztheaters
und unter Feli): Mottls Führung
gilt dasfelbe. Ein bißchen anders
aber liegt gegenwärtig die Sache
des Prinzregententheaters.

Rundfchau

Die Wagner- Fefifpiele zum Einheitspreis von zwanzig Reichsmark müffen der allerfchärffien Kritik ftandhalten können. Wäre diefes Fefifpielhaus damals zuftande gekommen. als Richard Wagner es dringend brauchte und wünfchte. fo ruhte jetzt ein Strahlenkranz von Wohlverdientheit und Ruhm auf feinem Giebel. darunter fchlimmf'tenfalls gelegentliche Läffigkeit ungeftraft durchgehen könnte. Bekanntermaßen jedoch wurde Wagners Weihetheater zu Bayreuth errichtet; weil die gefährlichfie Höllenmacht auf Erden. die anmaßende Dummheit. in der anmutigen Verkörperung des Klerikal-Partikulariftifchen den Meifter aus der Refidenzfiadt feines königlichen Freundes vertrieb.

Als dann. beinah zwanzig Jahre nach Richard Wagners Tod. der unternehmende Poffart das Wagnerhaus auf München-Bogenhaufens Höhe zufiandebrachte. konnte es nicht mehr erweislich einem dringenden Bedürfnis der deutfchen Kultur Genüge tun. mußte fogar mit dem Odium kämpfen. daß es dem Bayreuther Tempeldienfi unberufenen Wettbewerb fchaffe. Es gelang den Münchnern. alles Vorurteil zu überwinden und von Jahr zu Jahr einen glänzenderen Befuch zu erreichen. Doch dabei dürfen wir uns nie und nimmer beruhigen. Es befieht. glaube ich. eine fiillfchweigende. uneigennülzige Übereinkunft derer. die über Münchner Dinge fchreiben (fogar der grimmfien berlinifchen Zergliederer). daß fie diefer verrucht-lieben Stadt womöglich niemals Schaden bereiten mögen. Wer möchte da in währender Saifon grundfäßlichen Tadel an wichtigen Erfcheinungen des Münchner Lebens üben? Jndeffen. bis diefe Zeilen an die Öffentlichkeit gelangen. ifi die Feftfpielzeit des Prinzregententheaters ja beendet - und bis zum Beginn der nächfien ifi Zeit. den nächfi-greifbaren Mängeln abzuhelfen. So foll es nicht verfchwiegen bleiben. daß die Feftfpiele heuer (und öfters auch in den jüngft-vergangenen Jahren) teilweife durchaus nicht auf feftfpielmäßiger Höhe fianden. daß das böfe Wort .,Wagner-Jndiiftrie" nicht

mit Unrecht geprägt wurde. mit einem Wort: daß eine Läuferung der ..Richard Wagner Feftivals“ nicht mehr aufgefchoben werden darf und eine Neugefialtung entfchieden in Angriff zu nehmen ifi.

Mit Einzelheiten wollen wir hier nicht befchwerlich fallen. wollen auch der gegenwärtigen Hoftheater-leitung gern das Zeugnis aus-fiellen. daß fie befiändig gerade für diefe Feftfpiele fo fleißig ge-arbeitet hat. wie die Verhältniffe es erlaubten. Aber diefe Verhält-niffe. deren Dafein dem gegen-wärtigen Regime nicht zur Laft gelegt wird. müffen gründlich ge-ändert werden.

Mottl. der geniale Kapell-meifter. muß endlich der General-mufikdirektor. der er heißt. in des Wortes f ouveränfier Bedeutung auch fein. Wenn das Elend mit den unberechenbaren Herren Tenören nicht zu wenden ifi. fo muß die Zahl der Feftfpiele halt erheblich vermindert werden. (Der Unfug. der f eit einigen Jahren allfommerlich an verfehiedenen Orten mit dem Titel ..Fefifpiel" getrieben wird. ver-diente ein eigenes grobes Kapitel.) Die Zahl der Proben bedarf da-gegen entfchiedener Vermehrung.

damit nicht öfters wieder peinliche „Unfiimmigkeiten‟ und Flüchtig-keiten zu befürchten feien. Sollte dies zuviel Opfer an bezahlter Probezeit erfordern - um fo mehr würde fich die Einfchränkung der Spielzeit empfehlen.
Und fchließlich: diefe ganzen vielgerühmten Münchner Einrich-tungen von Wagners Mufikdramen fchreien nach f zenif Ger Neubefeelung. Ohne die Weifungen des theater-fühlfamen Meifiers wefentlich zu mißachtenj wäre das Spiel der Sängerh der Chörej der Tänzer vielfach von unleidlicherj veralteter Konvention freizumachen. Und das Dekorationswefen (famt Ko-ftümen und Requifitenx das durch-weg noch kaum einen Hauch mo-dernen Geifis erfuhry muß an vielen Punkten kleinliche Bemalereü fel-tener auch zu wenig bedeut-fame Beleuchtungj Naum-Unkunfi durch das jeweilige Gegenteil er-fetzen. In beiden Beziehungen ifi von Reinhardt- in dekorativer vom Künfilertheater außerordentlich viel Anregung zu holen. Auf jeden Fall zwingen die Phänomene Reinhardt und Künftlertheater (ich fage nicht: „Reliefbühne“) jede Bühne am felben OrtX die Schritt halten willj zu gewaltig frifchem Ausfchreiten.
Wird aber diefe durchgreifende Verjüngung Wirklichkeiß erhalten wir im Münchner Prinzregenten-theater den erften muftergültig neuen Wagnerj fo muß das wagnerifche München künfilerifch über Bayreuth hinauswachf en z falls Jung-Bayreuth nicht etwa - fehr wider menfchliche Vorausficht - in gleichem Streben mit: oder vorangehen follte. Auf jeden Fall würde das Prinzregenten-theater durch wahrhaftej zeitgemäß durchfühlte und peinlich forgfam durcharbeitete Wagner-Fefifpiele eine Kulturaufgabe erfüllen. Das neue Pofitive„ das da geleifiet würde/ müßte ohne Zweifel auch mehr deutfche Kunftfreunde an-ziehen. Und wenn es dann - durch Subvention im großen - noch gelängej den Eintrittspreis herabzufeßen oder - durch kräftige Erhöhung des Stipendienfonds - vielen kunfiverfiändigen Nichtkapi-

talifien das Miterlebnis zu er-
möglichen . . . doch zum Utopis-
mus find wir ja eigentlich nicht
verpflichtet!
Bleibt noch der Fall Aus-
ftellungspark. Erjder Park-
wurde im vorigen Sommer mit der
Ausftellung eröffnen die vielfagend
einfach nur „München 1908“ ge-
nannt wurde. Da war ein fiarker-
organifch aus dem Münchner Boden
geborener und darum höchft frucht-
barer Grundgedanke: ein vor-
nehmes Dokument der gefamten
angewandten Kunfi Münchens auf
feiner gegenwärtigen Höhe zu
fchaffen. Nicht jedes Jahr kann
ein gleichwertiges Programm ge-
funden werden. Recht verftändiger
Weife verziahtete man 1909 auf
eine große Ausftellung. Sehr
hübfche kleinerej wie die fehen-3-
wertej reichbefchickte I a p a n -
Schau!) und die Deutfche B ra u-
e r e i- Ausfiellungj überdies eine
hohe Zahl fportlicher Schaufpieley
1) Das Nationalmufeum gab
gleichzeitig eine Ausfiellung köfi-
licher alter Porzellane zum
beftenjundim Glaspalafi hing
die'„L(. Internationale." D. V.

Rundfchau
erwiefen fich als geniigend_ zur Unterhaltung der Fremden.
..e
Münchner Lebensfragen irgend künfilerifcher Art find keine Lokalfragen. Die echtefien Bierbajuvaren haben ja mit dem heutigen Begriff der Kulturfiätte München weniger gemein als kultivierte Zeitgenoffen in irgend einem Winkel der bewohnten Erde. Die Deutfchen können in unferem wohlverfiandenen München ihre Kunft- und Kulturhauptftadt haben. wie fie ihre politifche Hauptfiadt in Berlin befißen. Diefes München ift eine Siedelung für fich. Keine andere Stadt im Reich braucht eiferfüchtig auf München zu fchauen; denn deffen Beftes. Schönfies. Einziges gehört den Bürgern jeder Stadt. die eines guten Kulturwillens find. So hilft Jfarathen beftändig - (ganz ungeachtet einiger altbayrifchen Widerborfiigkeit) - Nord und Süd einander näher zu bringen. „In diefem Sinne"wollen wir Wohlakklimatifierte mit dem iiberfchwellenden Fremdenftrom gern zufrieden fein. Im felben Sinn aber fordern wir auch. daß nicht die Fremdenverkehrs-Indufirie. d. i. die Herren Hoteliers nebft Unter- und Hintermännern. iiberheblich den Meifier der Münchner Gefchicke fpiele. Maßgebend für und für fei einzig die lebendige Kunft!
Willy Rath.

Finanzpolitifches.

Unfern Staatspapieren geht es nicht gut. Diefe Tatfache der fortgefeßten Verkäufe befonders in unfern Drei- und Dreieinhalbprozentigen ift mindefiens fo bedeutfam. wie die blühende Börfenphantafie von einem bevorftehenden Auffchwunge der Montanindufirie. Indem auch die ruhigfien Bankkreife die Kurfe von Rheinfiahl. Phönix. Luremburgern ufw. hinaufgefeßt haben. beffern fie zwar den Befchäftigungsgrad der deutfchen Fabrikation nicht um einen einzigen Auftrag. aber defto leichter wird dann das große Publikum angeregt. kleine (l) Induftrieaktien noch inmitten fiarker Steigerungen als preiswürdig anzufehen. Die Gewihten engagieren fich alfo in Pa-

pieren mit einem weiten Markt. die Unerfahrenen in folchen mit einem ganz engen Markt. Auf der anderen Seite müffen Anlagewerte von der Seehandlung immer aufgenommen werden. was vielleicht feitens der reichen Verkäufer weniger ein Kursmißtrauen bezeugt. als die nüchterne Berechnung. daß an Reiahsanleihe und Konfols für längere Zeit nichts zu verdienen fei. Aus dem Spiel bleiben jedoch noch die grundfätzlichen Bedenken. welche fich gegen unfete Finanzlage und fogar gegen die von der Regierung erwarteten Einnahmen aus den neuen Steuerquellen richten. Diefe Bedenken find in den erfien Gefchäftskreifen natiirlich in ausgiebigfiem Maße vorhanden. ohne daß die Tagespolitik der Banken dadurch befiimmt wird. Jndeffen hinter dem Großkapital wohnen auch noch Kapitalifien: Rentner. Kaufleute. Fabrikanten. Techniker. Wahre Heere von praktifchen und zugleich vordenkenden Menfchen. Faft allen diefen wohnt nun nicht jene Geduld inne. wie fie Herren. die mit Geld handeln. von jeher entweder

zu befißen oder zur Schau zu tragen pflegen. Und dort hat der Zweifel bezüglich unferer Finanzbafis und auch unferer Finanzentwickelung feit dem Siege König Heydebrands tatfächlich eingefchlagen. Weder glaubt manj daß die jüngften Steuerquellen wirklich 450 Millionen einbringenj ganz abgefehen davonj daß die neubelafteten Gebiete ihre fonft höchft umfangreichen Befiellungen empfindlich einfchränkenj noch hegt man weiter die Hoffnungj daß unfer Militär: und Marineetat endlich einmal nicht mehr anfchwelle. Einerlei. ob man hhperpatriotifch oderj was ja auch genügt: einfach patriotifch fühlt- das Unterbewußtfeinj wie Deutfchland im fchärfften Trade mit feinen ungeheuren Ausgaben vorwärtsfiürmtj zehrt an uns und häuft unfere wirtfchaftlichen Sorgen. Aus diefer Überzeugung heraus„ von der unbedingten Mehrung unferes Schuldenwefens (drückende Steuern find eben auch Schuldem die ein Land bei feinen Bürgern macht!) befürchtet man ein finkendes Kursniveau unferer Staatspapiere. Wenn dann eines Tages in den Börfenberichten zu lefen iftj daß „heute" zum erften Male wieder die Abgaben am Anlagemarkt nachließen/ fo kann man ficher feinj morgen oder übermorgen den Wiederbeginn der alten Mifere zu erleben. Wahrheit geht über Begeifterung!

1K

Die Strenge der Verficherungsg efellfchaften

ift feit kurzem durch einen befonders eigentümlichenFall illuftriert worden. Eines diefer Unternehmen enthält in feinen Lebenspolicen u. a. auch einen Paragraphem der die Hinterbliebenen und Erben verpflichtetj den Tod des Verficherten aufs allerfchnellfte anzuzeigen. Solches war nun in einem Falle unterbliebenj und die Folge zeigtej daß die betreffende Gefellfchaft die Auszahlung der Verficherungsfumme verweigerte. Natürlich Klage der von diefem Mißgefchick Betroffenenj die ihren Prozeß denn auch beim Landgericht gewannen. Anders jedoch das Reichsgericht. das unter

ausführlicher Begründung jene Lebensverficherung von jeglicher Zahlung freifprach. Das ifi eine das praktifche Leben fo tief verletzende Entfcheidungj daß bedeutende Iuriften gar nicht erft auf ein anderes Reichsgerichtspräjudikat bauenj zu dem bekanntlich fämtliche Senate zufammenzutreten hätten. Vielmehr meint man„ daß bei nächfter Gelegenheit ein anderer Senat das entgegengefeßte Erkenntnis fällen würdej mit jener bereits bewährten fo gefchickten Einkleidungj die das vorhergehende Urteil gar nicht als Präjudikat in ähnlicher Sache vorauszufiellen brauchte. Soweit die deutfchen Juriften! Andererfeits ifi aber nicht zu vergeffen„ daß hier ein Paragraph wirklich unterfchrieben worden ift„ derj er mag als thrannifchj oder als fogar in vielen Fällen unausführbar geltenj doch feine wohlerwogenen Gründe für fich hat. Wie z. B. daß die Gefellfchaft vor der Befiattung auf Section der Leiche zu befiehen wünfchte. Freilich ift es unter allen Umftänden mit der bedingungslofen Faffung jener verlangten und leider auch unterfchriebenen Verpflichtung ein böfes

Ding. Derartige Mängel mußten denn auch längfi in der öffentlichen Kritik beleuchtet fein„ bevor der Brunnen mit dem ertrunkenen Kinde endlich zugedeckt wird. Wie bleibt dies aber möglichh wenn das Publikum fich nicht daran gewöhntx feine Privatverträge Salz um Sah zu prüfen und dann dash was ihm dabei ungeheuerlich erfcheinh fofort in die öffentliche Diskuffion bringt. Diefer einzige Weg des Heils wird eben vermiedenf weil die meifken Bürger nur an fich felbft denken- anfiatt an allem Bedenklichen zu- gleich das allgemeine Intereffe riäytig einzufchiißen.

'Il-K*

Rußland braucht keine neue Anleiheh fo verfichern feine Offiziöfem denen man heute„ nach dem Frieden zwifchen Serbien und Öfierreichh fchon Einiges mehr als fonfi glauben darf. In der Tatz wenn felbfi Spaniem inmitten feiner fchlimmen Kämpfe gegen die Rif- leute mit den älteren Ertrakrediten auszukommen gedenktx fo brauchen gewiß die Herren in Petersburg wegen des bißchen Teheran keine neuen Millionen. In diefem Sinne klingt es auch unwahrfcheinlichh daß die Regierung den Ankauf der Wladikawkasbahn um fünfzehn Jahr hinausfchieben wolle. Man bekommt immer Geld zu folchen Verfiaat- lichungem befonders fobald es fich um eine ganze Anzahl von Bahnen handeltz die ja ohne viel Mühe zufammen zu bringen wären. Und Eifenbahnanleihen- bei denen immer noch Ertramillionen abfallenh find keine Staatsanleihenz die vor allem den franzöfifchen Kapitalmarkt nach- denklich machen könnten. Übrigens hat gerade die Regierung bei ihren Banken feit vielen Wochen fehr große Summen fiehenh für die fie den Zinsfuß höchfi eigenhändig diktiert. Das kommt zwar nicht in die Öffentlichkeih aber die ruffifche Hochfinanz wird fchon ihre Gründe dafür habenh dem Herrn Minifter mehr Zinfen zu bewilligen- als fie felbft an folchenf nicht langfriftigen Depofiten verdient. Sind doch diefe Beziehungen ähnlich wie in Paris„ wo ebenfalls der Finanzminifier feine Direktiven pünktlich befolgt

zu fehen gewohnt iftx aber nur zu
genau weiß„ wie fiark die leitenden
Gefchäftsleute fich hierfür an anderen
Stellen zu entfchädigen verfiehen.
Über die Erholung von Rußlands
Kredit gibt es nur eine Stimme.
Es ifi das eingetretem was die er-
fahrenen Befiher/ die ja felten ihre
Kaltblütigkeit verlierent über die
frhließliche Befferung der dortigen
Verhältniffe in ihrer Vorausficht
fefigehalten haben. Und fogar
die Indufirie- und Vankpapiere
des Zarenreichsh die damals von
Franzofen und Deutfchen niedrig
gekauft wurdenh können heute mit
ftarkem Nutzen wieder hergegeben
werden. Es lohnte fich fchonz die
Prophezeiungen wieder hervorzu-
fuchenh die in jenen fo hochgehenden
Zeiten über die notwendige Ver-
elcndung des ruffifchen Staats-
haushaltes Zug um Zug in Berlin
erfchienen. Nicht etwa um noch
nachträglich ein abfcheuliches und
fchmählich zufammengebrochenes
Regime zu loben„ fondern um an
einem gewaltigen Beifpiel die un-
erfchöpfliche Kraft großer Völker
zu erweifenz über deren innere
Fäulnis fish ja leichthin reden läßt.
Ol

Rundfihau

Die Schmiergelderfrag e kommt nicht zur Ruhe.

Denn jede Firma. fobald fie felbft in diefer Beziehung einfiweilen keinerlei Tätigkeit zu entfalten braucht. gefällt fich öffentlich in der Rolle der Angegriffenen. Wer alfo nur irgendwie für den wirklichen Wegfall diefes Stückes von Gefchäftskorruption ift. follte auch die Heuchelei aufdecken helfen. welche mit all diefer Entrüfiung in vielen Fällen verbunden ift. Eine forgfältige Lifte folcher regelmäßigen Unregelmäßigkeiten würde fogar bei nicht nur fehr bedeutenden. fondern auch glänzend rentierenden Aktiengefellfchaften das volle Einverfiändnis der Direktoren erweifen. Diefe wiffen oft ganz genau. daß die Provifion an ihre Untergebenen den Preis der gelieferten Waren oder Mafchinen nicht im mindeften beeinflußt. und freuen fich daher. ihren Lieferanten noch etwas abzwacken zu können. Es ift eine eigene Sache um den deutfchen Gefchäftskampf. der u. a. auch aus dem Umfiande entfieht. daß viele nicht den Mut haben. an ihren Artikeln angemeffen zu verdienen. Das klingt zwar barock. aber jeder Praktiker wird es befiätigen.

Pluto,

Zu unferen Bildern.

Frißvon Uhdes ..Leierkaf'tenmann von Zandvoort.“

Wenn von Uhde gefprochen wird. denkt man fafi immer nur an den Schöpfer von ..Laffet die Kindlein zu mir kommenl“. ..Komm. Herr Iefu. fei unfer Gafil". der ..Heiligen Nacht“. des „Abendmahls“ und ähnlichen Werken. vergißt ganz. daß er auch als realiftifcher Maler fchlechtweg feine großen Verdienfie hat. einer der erfolgreichften Vorkämpfer in der großen Bewegung der achtziger Iahre des verfloffenen Säkulums war, Er ift mit Liebermann einer der erften deutfchen Maler gewefen. die zu den Fahnen des Freilichts fchwuren. Baftien-Lepage. dem Popularifierer Manets. nacheiferten und nach dem Holland der Pieter de Hooch. Ian van der Meer. Metfu und Terborch das wirkliche Holland entdeckten. Man

kann fich heut allerdings kaum vor-
fiellen. daß ein fo liebenswürdiges
Bild wie „der Leierkafienmann von
Zandvoort“ einf't beleidigend ge-
wirkt habe. Aber vor einem Viertel-
jahrhundert entrüftete fich das Publi-
kum in der Tat ernftlich darüber.
daß ein Maler ihm zumutete. eine
fo vulgäre Szene. fo plumpe. un-
fchöne Kinder im Bilde anzufehen.
Und ebenfo unerfreulich wie den
Gegenfiand fand es die hellen und
nüchternen Farben. Nun. die
Zeiten haben fich geändert. Was
damals eine unerhörte Neuerung
war. ift heute etwas Gewohntes;
was damals revolutionär wirkte.
erfcheint heut. wenn man es mit
den Leiftungen der Iüngfien ver-
gleicht. beinahe zahm. Die kühnen
Bahnbrecher von einft find hifiorifche
Perfönlichkeiten geworden. deren
Werke jetzt mit Refpekt und fozu-
fagen wiffenfchaftlichem Intereffe
betrachtet werden. Uhdes Schöp-
fungen bilden in diefer Beziehung
indeffen vielleicht eine Ausnahme,
Ihr befier Reiz liegt gar nicht im
Hifiorifchen. vielleicht nicht einmal
im Malerifchen. fondern in ihrer

YundfchM
Herzlichkeit. Sie geben mehr als ein Stück aufmerkfam gefehener und getreu gefchildeter Wirklichkeit; fie find immer fo etwas wie ein Bekenntnis oder Erlebnis. Was fie anziehend macht. ift der Menfch. der hinter dem einzelnen Werke fieht.
Liebermann war es. der den mit ihm befreundeten Uhde er- muntert hatte. im Sommer 1882 nach Holland zu gehen. um in deffen malerifcher Atmofphäre fiäy über den Begriff der Freilicht- malerei er| einmal ordentlich klar- zuwerden. Kein Wunder. daß Uhde ein wenig in das Fahrwaffer des Berliner Künftlers geriet. Aber die Ähnlichkeit ift doch nur fehr oberflächlich. Man fieht an feinen in Holland entfiandenen Schöp- fungen ganz genau. was ihn an Liebermanns Bildern künftlerifch gereizt: die Natürlichkeit des Aus- druckes. die jeden Gedanken an das Modell ausfchließt und den Eharme des Lebens in Vollkommen- heit gibt. Und ihn zog an. was in feiner eigenen Natur lag. fonfi hätte er Liebermann in diefer Richtung niemals erreichen können. Im übrigen gleicht er diefem fehr wenig. Ihm fehlt deffen Herbheit. fowohl in der farbigen Wiedergabe wie in der Auffaffung der Wirk- lichkeit. Während man bei einem Liebermannfchen Bilde nie fagen kann. was den Maler gegenftändlich am meifien intereffiert hat. macht Uhde gar kein Hehl daraus. was ihn in der Natur fympathifch be- rührte. Ihm i| der Gegenfiand nie gleichgültig. Er wählt keinen. der ihm menfchlich nichts fagt. und er wünfcht immer. mit einem Bilde feine Empfindungen auszu- drücken. Daher wird ein folches bei ihm fafi fiets zu einer kleinen Erzählung. zur Schilderung einer Art Begebenheit. Diefes Betonen feines perfönlichen Empfindens aber hat Uhde grade zu einem fo wir- kungsreichen Apoftel neuer künft- lerifcher Anfchauungen gemacht. Indem er als Menfch die Herzen des Publikums gewann. gewöhnte er es an eine malerifche Darfiellung. die es zuerft abfioßend gefunden hatte. Daher erlangte er Aner-

kennung. ehe man fich um Lieber-
mann überhaupt kümmerte.
Der Leierkafienmann ift vielleicht
nicht das künfilerifch hervorragendfie
der im Anfchluffe an den Aufenthalt
in Holland entfiandenen Bilder
Uhdes. aber ficherlich das. in dem
er fich feinem menfchlichen Emp-
finden am meiften hingegeben
hat. Als er 1882 in Zandvoort
weilte. war das noch nicht der
befuchte Badeort. der es heute ift.
Das Erfcheinen eines Leierkafien-
mannes bedeutete für die Kinder
des kleinen Fifcherdorfes damals
ein Ereignis. In einem jetzt im Be-
fitze Liebermanns befindlichen Bilde
hat Uhde gefchildert. welche Unruhe
die fernen Klänge der Drehorgel
bei der weiblichen Ingend
einer Dorffiraße hervorrufen. wie
die fleißigen Hände die eben noch
fo eifrig betriebene Arbeit fallen
laffen. wie die Kinder und jungen
Mädchen gefpannt laufchen oder
dem Leierkaftenmann entgegeneilen.
Ganz wundervoll hat der Künfiler
diefe verfchiedenen Stadien des
Aufmerkens. diefe inftinktiven mehr
oder minder lebhaften Bewegungen
gegeben. Er konnte es fich nicht
verfagen. nun auch noch die letzte
Wirkung der ..Mufik der armen

Leute“ zur Darftellung zu bringen. Da fteht nun der brave Drehorgelfpieler mit feinem Infirument mitten auf der Dorfftraße. Hinter ihm die rote Backfteinwand einer kleinen Fifcherkate. um ihn das junge Volk. das den Tönen laufcht oder neugierig das Bild an der Vorderfeite des Leierkaftens betrachtet. An der Hauswand lehnt ein Burfche neben feiner Mutter und verfucht mit einer hübfchen jungen Nachbarin eine Unterhaltung anzukniipfen. und auf der Dorffiraße drehen fich. trotz der fchweren Holzfchuhe. zwei kleine Meisjes in roten verwafchenen Kleidern munter im Tänze. während ein halberwachfenes Mädchen zu den luftigen Klängen der Orgel emfig die Stricknadeln rührt. Das ifi gewiß alles nicht fehr merkwürdig. Der Reiz des Bildes liegt beinahe ausfchließlich in dem. was der Künfiler von dem Wefen der Kinder erzählt. Nur auf einigen Schöpfungen Liebermanns findet man noch fo kindliche Kinder; Kinder. die fo gar nicht ahnen. daß fie gemalt werden. und fich daher vollkommen natiirlich benehmen. Köftlich das kleineDing. das. den Finger im Munde. mit großen Augen die beiden Tänzerinnen beobachtet! Und mit wieviel Humor if't die anmutige Unbeholfenheit des Tanzens zum Ausdruck gebracht! Jn folchen Zügen fieckt mehr als nur das übliche Malerf'tudium. Da hat jemand die Kinder gefchildert. der fich ganz in ihre Art. in ihre Gefühlsweife vertieft. der den Zauber der Kindliäjkeit ganz warm empfunden. Das Werk Uhdes if't reich an fo liebevoll gefehenen und wiedergegebenen Kindergeftalten. Sie find es vor allem. die feine Schöpfungen auch denen anziehend machen. die nicht imf'tande find. deren künftlerifchen Wert zu ermeffen und zu begreifen. Und da das Menfchliche im Kunftwerk allen Zeiten verfiändlich ift. werden Uhdes Bilder. und unter ihnen ganz gewiß auch der ..Leierkaftenmann von Zandvoort". auch von künftigen Gefchlechtern noch mit Entziicken betrachtet und in ihrem Bef'ten gewürdigt werden.

Hans Rofenhagen.

..Mutterglück"-derTitel
erinnert an die forglofefien Orgien herzig-fchleimzuckriger Genremalerei. Aber Otto H. Engel darf es fich ohne Zagen erlauben. eins feiner prächtigen. frifchen Friefen-bilder mit fo gefährlicher Unter-fchrift zu verfehen. Seine gefunde. ernfie und ehrliche Kunft ifi immun gegen den Verdacht. durch Niedlichkeiten die Gunft der Menge erhafchen zu wollen. Es klingt eher faft wie ein luftiger Proteft gegen die jagende Angf'i unferer Zeit vor allem. was nur von fern als Stoff. Jnhalt. geiftige. feelifche. gemütliche oder phantafti-fche Beziehung. kurz als „Literatur“ in der Malerei bezeichnet werden könnte. Jede künftlerifche BG wegung ift auch Gegenbewegung. und es ifi nicht abzufehen. warum auf eine Epoche. die nur das Malerifche in der Malerei fieht und alles verachtet. was darum herumliegt (und doch noch ins Herrfchaftsgebiet der Malerei fallen kann). nicht auch einmal wieder eine andere Epoche folgen follte. die ihre Kreife weiter fchlägt, Engel darf folche Verfuche wagen und einen fcheinbaren Rückfall ins De-

freggertum riskierenx weil er niemals ins Erzählen hinabgleiteß fondern beim Darfiellen bleibt. Weil er fich auch durch einen gegenfiänd- lichen Reiz nicht von der großen Hauptforderung ablocken läßt- die Farben-x Licht- und Luftwerte feines Themas gegen einander abzuwägen . und zu ordnen. Weil er kein No- vellift wird- fondern ein Maler bleibt. Daß er mit der Buntheit und leuchtenden Farbigkeit feiner niederdeutfchen Bauernwelth mit der Herbheit ihres Landes und der Klarheit der fcharfen Luft- die darüber hinweht- auch den fehnigen Charakter ihrer Raffe und das Behagen ihres ftillen Lebens fchilderß kann feine Kunft nur bereichern.

z..

Fritz Klimfchs „Merkur“

ift ein rechtes Denkmal der neuen deutfchen Bildhauerliebe zur Kunft und Art der Antike. Wie in der Malereß fo ift auch in der Plaftik die große Gegenftrömung gegen Paris von Rom ausgegangen. Dort die Marees- Böcklin- Feuerbach; hier) von Marees angefeuertX die Volkmanny Klingen Tuaillon und vor allem Adolf Hildebrand„ an den die gefamte moderne Münchener Schule anknüpft. Klimfch gefellt fich hinzu. Doch er mifcht andre Elemente bei. Der Frankfurter Künfiler empfand in Berlin (leb- hafter als die geborenen Berliner) die Grazie und Feinheit der nord- deutfchen Zopf- und Rokokobildnerei- die fich um Schadow gruppiertex und er erfuhr im Sezeffionskreife die Anregungen von Rodin her. So kam eine eigene Verbindung zuftande. Ein Neuklaffizismusx deffen reine Formenabfiraktionen gemildert find durch Elemente einer finnlichen und anmutigen Leben- digkeitx deffen Ruhe von einer inneren Bewegtheit modifiziert ift. Der fihende Hermes ifi ein ehr- wijrdiges Motiv- das in der Bronze- fiatue des ruhenden Götterboten im Mufeum zu Neapel feine ältefie Ausprägung erfahren hat. Es bietet der menfchenbildenden Hand des Plafiikers hohen Reizz den fchlanken und behenden Herold„ Hirtenz Gymnaftikeß Kunftfreundy

Sahriftgelehrten- Dieb und Kaufmann des Olymposx der nur in der ältefien Kunfi als bijrtigeß kräftiger Mann erfcheint und fich dann bald verjiingte„ fo darzufiellenz daß fein an fchnellen Flug und unfiete Wanderung gewöhnter Körper fich zu neuer Reife erholt, Für Klimfchs perfönliche Kunftweife ift es bezeichnend genugx daß er den Ruhenden modellierte- in deffen Muskeln- und Sehnenfpiel fich fchon neue Bewegung ankündigt. Ein runder Umriß von gefchloffenem Rhythmus begrenzt und bändigt einen fchönen Iünglingskörper voll zurückgehaltenen Lebens. M. O.

Aufruf
beer. Veröffentlichung Liliencronfcher Briefe.

Im Einverfiändnis mit Frau Baronin Liliencron mache ich als teftamentarifä) eingefeßter Verwalter des literarifchen Nachlaffes von Friedrich Detlev v. Liliencron darauf aufmerkfam- daß n i e m a n d außer der Baronin und mir das Recht hatz irgend welche Manufkripte des Dichters zu veröffentlichen. Dies gilt insbefondere auch für feine B r i e fe 7 felbft für die kleinfte Poftkarte. Da fie nach Form wie Inhalt äf'thetifchen oder literarhiftorifchen Wert haben- alfo den fogenannten Schriftwerk-Charakter aufweifen- find fie der neueren Rechtfprechung zufolge urheberrechtlich gefchiißt z lediglich die Witwe des Dichters hat als feine Gefamt-Erbin die Befugnis zur öffentlichen Verwertung. Auch aus Gründen des fogenannten P e r f ö n l i ch k e i t s - r e ch t e s hat einzig fie darüber zu entfcheiden, inwieweit fich folche urfpriinglirh privaten- bloß für den Empfänger beftimmten Schriftftücke jeßt vielleicht für die Öffentlichkeit eignenz gleichviel ob ganz oder teilweife„ ob urheberrechtlich gefchüßt oder nicht. Ich erfuche alfo alle Befißer von Briefen oder fonftigen ungedruckten Manufkripten Liliencrons- fich wegen der Erlaubnis zur Veröffentlichung - auch wenn es fich nur um Bruchftücl'e handelt - entweder an die Baronin (Adreffe: Alt-Rahlfledt bei Hamburg) oder an mich (Blankenefe bei Hamburg) zu wenden. I e d e unerlaubte Verwertung ver-biete ich im Namen der E r bin z dies um fo f'trenger- als der Dichter felber einen Abfcheu vor der wahllofen Auskramung intimer Korrefpondenzen hatte. Literarifch oder journaliftifch achtbaren Wünfchen werden wir felbftverftändlich fo fehr wie möglich entgegenkommen. Ganz befonders aber bitte ich auch folche Briefbefißer- die n i ch t mit der Abficht einer Veröffentlichung a uf e i g en e H an d umgehen- fich unverzüglich mit uns in Verbindung zu fehen. Denn wir bereiten eine Ausgabe Liliencronfcher Briefe in d er vomDichtergewünfrhten Weifevor; und ich leifte Sicherheit für jegliches Material- das man uns zur Prüfung der Verwendbarkeit einreichen will, R' D e h m e l.

Jllufirierte Bibliographie

Der junge Goethe. Neue Ausgabe in fechs Bändenp beforgt von Mar Morris. Erfier Band. Leipzig Infel-Berlag.

Ein Menfchenalter ifi verfloffem feit (im Jahre 1875) der Leipziger VerlegerSalomonHirzeldaskofibare dreibändige Werk „Der junge Goethe" herausgegeben hat„ in dem die Dokumente für des Dichters Kunft und Leben in der vor- weimarifahen Epoche liebevoll zu- fammengetragen waren„ jenes

YFM
-7
W223 MW
FMNÄHWW
WZ_ W.
IWW-5W
Y FW W
W We
W
W7.

wunderbare Spiegelbild der Goe- thefchen Frühzeitx das in den chro- nologifrh geordneten Gruppen der Briefep Gedichte/ Dramen und übri- gen Werke uns von Frankfurt nach Leipzig- nach Frankfurt zurück und nach Straßburgp wiederum nach Frankfurt und nach Wetzlar führte„ und weiter bis zu dem Augenblick- da die Schickfalsfahrt nach Thüringen angetreten ward. Die Zwifchen- zeit hat nun eine gewaltige Fülle neuen Materials gebrachh das Be- riickfichtigung verlangte. Vor allem

.Za-MW
WWW* Z /Z i Ä Y .- Z :Z7
ce OW WW: Wye-Ö7;
7WQW _* W W-
/W :WHK-7 Wee W
?W724 ?SF/N?
C" fix
CFML/.CCR
Hu' 7ÖMW-e-y7/Äm.

Aus Goethes Privates ju'eullex.

NW) einem Original MS der Stadtbibliothek zu Fran
(Aug „Der junge Uaethe“, neue Auzgabe in lechs Bänden, beim-gt von Max
rt a. M.
ori-iz, Leipzig, Infel -Verlag)

7

zahlreiche wichtige Stücke der .Kor-
refpondenz„ darunter an erfier Stelle
die gefchloffene Maffe der Briefe
an Eornelie und an Behrifcly
fodann die älteften Knabengedichte-
die Lyrikfammlung des Buches
„Annette“„ das Tagebuch
der Schweizer Reifej vor
allem aber den Urfauft. Fiir
bedeutende Jugenddichtun-
gen der vorderfien Reihe
(Prometheus„ Ewiger Jude
u. a.) find die Handfchrif-
ten ans Tageslicht gekom-
men/ die eine korrektere
Tertgefialtung ermöglichten.
Auch für die fchon friiher
aufgenommenen Briefe und
Dichtungen ergab eineforg-
fältige Kollationierung der
Handfchriften vielfache Ver-
befferungen derTerte.J Dann
aber wurde weiter Aus-
fchau gehaltem und in diefer
neuen Ausgabe des Infel-
verlages„ der das Werk vom
Verlag S. Hirzel übernahm„
wurdenj nun einmal mit
Vollfiändigkeitalle irgendwie
überlieferten Leiftungen und
Betätigungen des jungen
Goethe vereinigt: außer
feinen Briefen und Schriften
auch labor-98 jirx-enjlesLagc-
bücher- "öffentliche Erklärun-
gen und Anzeigenj Buch-
widmungenh Einträge in
Stammbücher und Ma-
trikelnj ferner was von Gefprächen
Goethes und fonfiigen Perfönlich-
keitszeugniffen aus den Quellen
fich für diefe Zeit bis zum Herbfi 1775
ergibtF endlich Goethes Radierungen
und Zeichnungen aus der erfien
Epoche.
Durch diefe Erweiterungen
fchwoll das Material fiark anj und
die neue Ausgabe verteilt ihren
Stoff darum auf fünf Bändeh
denen fich als fechfter ein Kommen-
tar anfchließtj der auch das Zweifel-
hafte nachbringt und die Nachrichten
iiber das Verlorene fammelt, Der
bi'lk'F" ,
ELW' *'
Altdreodner Hofbruunen.
(Aug „Dr-erden“ von Paul Schumann, Berühmte Kunjtftätten
Nr. 46. Verlag oon (k. A. Seemann, Leipzig.)
erfte Band ifi nun erfchienen. Er

geleitet uns' bis zur Abreife naäj
Straßburg im Frühjahr 1770 und
teilt fich in drei natürliche Par-
tien: Frankfurt (bis September
1'765)F Leipzig (Oktober 1765 bis
Augufi 1768) und Frankfurt (Sep-
tember 1768 bis März 1770), Die
Schüler-arbeiten des Knaben Goethe,
98

beginnend mit Niederfchriften aus
dem März 1757. fiohen an der
Spitze; die „Mitfchuldigen" von
1769 und einige Gefpräche aus der
zweiten Frankfurter Zeit machen
gefiellt hat. - eine „Einleittmg“.
wie fie fich der literarhiftorifch-
pbilologifchcn Sitte nach befcheiden
bezeichnet. in Wahrheit eine knappe
Ebarakteriftik des jungen Goethe.
Auguft der Starke, König von Polen und Kurfürft von Stchien, und König
Friedrich Wilhelm I von Preußen, (bemalt von Louiß de Siloeftre 1730.
(Aus „Dresden“ von 'paul Schumann
Berühmte Kunftftätten Nr. 46. Ver*
lag otn (k. A. Seemann. Leipzig)
den Schluß. Borausgefchickt aber
ift eine Einführung' von Mar
Morris. der feine unifaffendcn
Kenntniffe.feine unbeftechliche Sorg-
falt und feinen raftlofen Fleiß
dem Unternehmen zur Verfiigung
feiner Perfönlichkeit wie feiner
Werke. feiner Vorausfetzungen und
feiner Umgebung auf fiinfund-
zwanzig Seiten. die zum Befien
und Glänzendften gehört. was feit
Jahr und Tag über die große
7*"

Zeit der deutfchen Dichtung ge-
fchrieben worden ift„ eine Abhand-
lung voll klaffifcher Formulierungen
perfönlichfien Wertesj deren Lektüre
einen feltenen Genuß bereitet. Man
wird an keiner anderen Stelle
eine Darfiellung der Goethefchen
Jugend findenj die feiner und
würdiger auf fparfamftem Raum
die Refultate langjähriger Stu-
dien und reichen Wiffens zöge.
Eine Reihe von Abbildungen
unterfiützt den Tert. Dein Titel
gegenüberfindet man„ in vortreff-
licher farbiger Nachbildung die
fo ungelenke/ aber fo reizende
kleine bunte Zeichnung Goethes/
die ihn felbfi in feinem Frank-
futter Mnnfardenzimmer am
Schreibpult zeigt. Zeichnungen
und Radierungen der älteften
Zeit kommen hinzu fowie einige
Reproduktionstafeln nach den
Schiilerheftem von denen wir
durch die Freundlichkeit des In:
felverlages (deffen gefchulter Ge-
» fchmack. der Ausfiattung des
Werkes zugute gekommen ift)
unfern Lefern hier eine Probe
vorführen können.
ihres Lebens„ ihrer Gefchichte und
ihres Wefens, feit Jahr und 'Tag
eine führende Perfönlichkeit in der
Dresdner Kunfiiritik und fo auch
mit den Bedürfniffen der Gegen-
wart wie denen des ungelehrten
Lefers wohl vertrautj hat die Auf-
gabe übernommen/ auf dem knappen
Raumej der hier zur Verfiigung
Wrabdenhrnal auf dem Tolkewißer
Friedhof bei Dre-den.
(Aus „DreIden“ von Paul Schumann. Berühmte :Künft-
[tütten Nr. 46. Verlag von E, A. Seemann, Leipzig.)
Max Klinger *
-K -tc
:[r
P-a ul S ch u m a n n: Dresden.
(Berühmte Kunfifiätten Nr. 46.)
Verlag von E. A. Seemanm
Leipzig.
In der ausgezeichneten Serie
diefer Seemannfchen Bände ift der
über Dresden bisher fchmerzlirh ver-
mißt worden. Doch was fo lange
gedauert hay ift nun auch wahrhaft
gut geworden, Paul Schumanm
ein vorzüglicher Kenner der fach-
fifchen Hauptftadtj ihrer Kunfi und
fiand/ ein umfaffendes Bild vom

Werden und Wachfen wie von
der heutigen Phhfiognomie der zier-
lichen Refidenz zu geben. Ein
fchweres„ aber auch dankbares Amt;
denn die Freudej fo meint manx
die der Lefer und Betrachter diefer
Schilderung und diefer forgfältig ge-
wählten Abbildungen empfindetj
muß auch dem Verfaffer felbft die
Federgeführt haben. Aufgutgemau-
ertem kunfihifiorifchen Fundament er-
hebt fich die Darftellung Dresdens„
[0()

den'Nahen wie den Fernen eine vor-
züglichex praktifch ungemein brauch-
bare Einführung in den Reichtum
feiner Schönheiten und Kofibar-
keiten. Das Mittelalter tritt als
Prologus auf. Das fechzehnte
werbe. Das fiebzehnte Jahrhundert
ift dann dem Kunftleben Dresdens
im ganzen nicht fonderlich günfiig
gewefen (im Gegenfaß zu vielen
andern deutfchen Städtenx befonders
zu Berlin). Aber das achtzehnte
"i
l
Thriftußltirche in der Dresdner Vorftadt Strehlen, erbaut von Schilling
und Grabner.
_[Aus „Dresden“ von Paul Schumann.
Berühmte Kuntfftätten Nr. 46.
Verlag von E. A. Seemann, Leipzigu
Jahrhundert bringt die Renaiffance
heran„ und wie in zahlreichen
. anderen Refidenzen wird auch an
dcr Elbe die Burggefchichte des
Schloffes eine Stadtgefchichte in
nuee. Die erfie bedeutende und
großartige Entfaltung der Dresdener
Kunfi feßt ein„ in Architektur und
Plaftiß Malerei und edlem Ge-
bringt erfidie glänzendfie Epochezin
dem umfangreichen Kapitelh das
ihm gewidmet if't„ ruht der Schwer-
punkt des Schumannfchen Werkes.
Das Dresden der Semperzeit ftellt
dann eine bedeutfameNachblüte dar.
Und die Gegenwart bietet das für
norddeutfcheVei-hältniffe feltene und
überrafchende Bild„ daß eine Groß-

fiadt und Königstefidenz unter dem fördernden Schutz einer verftändnisvollen Regierung die gefunden Gedanken der modernen Kunft in tüchtige Taten umfetzt. Von diefen Wandlungen einer halbtaufendjährigen Entwicklung vermittelt Schumann ein überaus lebendiges Bild. das mit der gefchichtlichen Rundfchau gefchickt den Hinweis auf die zukunftskräftigen Keime des Neuen vereint und auf die kluge Art. wie man in Sachfen heute die Probleme des Städtebaus und der Kunfipflege behandelt. Die Überfichtlichkeit der Schilderung wird gefördert durch kurz formulierte Schlagworte. die wie Kapiteliiberfchriften den einzelnen Abfchnitten vorangeftellt find. Die Ausfiattung im Druck wie in der Illuftration (oft Abbildungen wenig bekannter und nicht ohne weiteres zugänglicher Originale) ift von der Verlagshandlung wieder mit ihrer oft gerühmten Sorgfamkeit durchgeführt worden.

Brunnen im Brühlfchen Garten zu Dresden,
(Aus „Dresden" von Paul Schumann. Berühmte Kunftftätten Nr 46. Verlag von C. A, " Seemann, Leipzig.)

Redaktion: l)r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: [)r. Euer Radlauer; für den Juferatenteil: Walter-Fliegel.
Sämtlich in Berlin.
Verlag ..N ord und Süd". G. in. b. H.. Berlin U7. 85. Schöneberger Ufer 32.
Zufchriften und Einfendnngen werden ohne Angabe eines Perfonennamens erbeten.- Druck: Schlefifche Buchdruäerei vorm. S. Schottlnender. A.:G.. Breslau lll. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Mufir-Beigabe
Lin Weib.
lkleiurieti kleine.)
Lngliäti translation dz- *Ök MGMT!“ Cd _ . _ _
*wii-I z_ [MX- . rißtran Zittau-lg'.
lui-cler una Teenage 1W 5.
helcienZehuftlieh. in n ä.: an.)
6838.118'. . „_.
1e- kint- len Zieh dei-(ie 80
77:29- bokkr wenn' euren c7- the-r* .m
ii'
.un-1.(
|
uAuu
kiel-7. - [jekt 1181),_
FM - aler- hr.
er ?k-
.llil Leirjlliunng (les ("triginaleerleaerz lle-*rn lindert kur-berg, deiprjg.

L

er &nur ein Diet),
Zpilsdu -dm nur_ 818,
doku' lhteï¬ Mr Fre.
Mie- teax auwrmilef, a
81e- ncuri sich nut'z
site .Mc-0e ort tre-r
Irre-reite innen - le,
frre-es :nur u/ - ter;
Nenn er 'Zettel-men -
bilde-rt ice* drm-curry;
a tempo
non (exakt;
a4_

l)er 7'88- m_ breitet: unci l.u5t,
77x140* /irli 0/ Bea-xu".- roax_ We Urz-
7497]
bizcblÃŸ [33 816 Ill zei - ner 8ru81 .A18 man 1118 (Ze-(Ing - [115 lim
'USM |4 - Nm; Fir.: ?Mc-ax! Nie* Fahr. /wui :e-Fie-xrrFZef-z- Nu! Firm* ier-F0
.trace-am
bruch - te, 3m Feri - 8ten- uncl [eich - 18.
Fir-r' - .mn [number- wm-cFo-ro .the Fang-kreis in :Ze - 7-2* - .21'07-

"fee-rufe
rlieZZ 1111- 83 - () lccdrnrn :u nur, ich 86b - ne mich 80
Faxe-7F er mer - ol: e'ome' f0 me, 797W all mz-'Freaff F
56m nach (111-, ich ru - le nach , ich ZctirnÃ¤cti-te;
Furt-x! /ok Wee; lie-cr im - ko Wee call F Tat - l7,-
. . B
schÃ¼ttelt' l-laupi ur1c1 lach - te. (Hin Zech . ze cleZ Morgen-3
Moni Fre-k Fre-:ci lang-Fr mx sea- . l7. ?Aarau-Yen' 22M- ak .fix Nee
R
7,--.;-
iuurci er ZE* denkt,
UE . 7-7 rie-:c2 (Fa),
5758

. e , Q-
818 . den Â»Wi-c] er m8 Etui) ge-Zenlct,_
xc--AM: 0' Flo-:e in* Trix Fra-uc- Ã¤e MF.
Â»74*- ' ("1' l' l | l 17x 1
Â»ve-,7 zctmn um act) - t(- irn-11c m - ten &Wein unt]
hu! ein Timer* c7/ - ter (Fr-eme rÃ¤t-rc- amI 'Knie-'Wes *ZUM
mar-.ate

'krZLUWSr-Si,
'kranquiila (N52.) klab. kietmann, 0h,15. n92
a Fenix-0 kit
Â»Fyeeo ori-'mate
Oli-
Q a tempo MM.
.rer-.xre-
_._lÃ¤ 3. R 3-!
title Bewilligung nee Komponisten als Manuskript erstmalig edgeÃ¤rueltt.

Zu den Mufikbeigaben.

riftian Sinding und
bert Hermann.

Um die Mitte der achtziger
Jahre des vorigen Jahrhundertsz
als der internationale Ruf des
norwegifchen Tondichters Edvard
Grieg wohl feinen Höhepunkt er-
reicht hatte/ erregten einige Kom-
pofitionen eines feiner Landsleute
allgemeines Auffehen. Es war
dies Chriflian Sinding/ deffen
ältere Brüder Otto und Stephan
als Maler und Bildhauer fich damals
bereits einen großen Namen gemacht
hatten. Nicht lange dauerte esx
fo war Chriftian Sindingx auf den
Norwegen jetzt mindeftens ebenfo
fiolz wie auf Grieg fein kann- eine
europäifche Berühmthein ja„ auch
in Amerika fand er mehr als Be-
a>ytungx was am befien aus der
Tatfache erhelltx daß fein prächtiges
in der Edition Peters erfchienenes
Klavierftü> „Frühlingsraufchen“
(op. 32x Nr. 3) in etwa fünfzig
unberechtigten Nachdrucken dort ver-
breitet wurde.

Fragen wir uns„ wodurch Sin-
dings Tondichtungen fo rafch den
Weg ins große Publikum gefunden
habenx fo dürfte es in erfter Linie
der in ihnen wohnende große Zug
und ihre ungemeine Frifche und
Natürlichkeit fein. Das leckez flotte
und felbft um Reminifzenzen un-
bekümmerte Darauflosmufizieren ift
fo recht Sindings Art„ der übrigens
in feiner Harmonik und befonders
in feinerRhythmikfehrabwechflungs-
reich und oft durchaus individuell ift.
Auch ift er ein Meifter in der Kunfh
den Ausdruck zu f'teigernx dabei in
der äußeren Form immer vollendet;
vor allem fucht er feinesgleichen
in der Erfindung von Klangreizen.
Den Nordländer verleugnet er recht
häufig nichtz doch ift er im Gegenfatz
zu Edvard Grieg in feiner Kunft
hauptfächlich Kosmopolit; er hat
übrigens ebenfo wenig wie der von
ihm ungemein verehrte Grieg weder
feinen Liedern noch Klavier-
ftiicken heimatliche Volkslieder direkt
zugrunde gelegt„ verfteht es aber
vortrefflichx wenn er es erforderlich
finden den Stil der altnorwegifchen
Volksmufik nachzuahmen.

In feinem Schaffen bevorzugt
er die großen Formenz alfo Or-

chef'ter- und Kammermufikz er hat aber auch einen reichen Schaß vortrefflicher Klavierfiücke und fehr anfprechender Lieder veröffentlicht. Aus diefen habe ich fiir unfere Mufikbeilage das derbrealifiifche/ für den Vortrag recht dankbarez durch Feinheiten im einzelnen ausge- zeichnete „Ein Weib“ (Heinrich Heine) gewähltx mit dem z. B. Aino Ackte immer einen fenfa- tionellen Erfolg erzielt; ich bedaure nicht gleichzeitig auch „Die Ane- monen“„ das von echt nordifcher Schwermut erfüllte Lied „Es fchrie ein Vogel" oder auch „Vögel find geflogen“ darbieten zu können. Um freilich Sinding in feiner

Zu den Mufikbeigaben
ganzen Eigenartj zu der übrigens auch eine ausgefprochene Vorliebe für Anklänge an Wagnerj namentlich an deffen „Meifierfinger von Nürnberg“ gehört„ kennen zu lernen„ ifi nähere Befchäftigung mit feinen größeren Werken unbedingt nötig. Von diefen feien hier angeführt die beiden Shmphonien in D-Moll und D-Dur 0x). 21 und 83x das gewaltige Klavierkonzert op. 6/ die beiden Violinkonzerte in A-Dur 0x). 47/ mit dem Henri Marteau feinen Ruhm begründet hat/ und in D-Dur op, 6()j die Variationen für zwei Klaviere ap. 2 und das herrliche Klavierquintett op. 5 (welche beiden letzteren Werke feinen Namen zuerf't bekannt gemacht haben). ferner fein Streichquartett op. 70j feine drei Klaviertrios op. 23 in D-Durj op. 64 in A-Moll und 0x). 87 in E-Durj die drei Sonaten für Violine und Klavier ap. 12 in C-Durj ap. 27 in E-Dur nnd ap. 73 in F-Dun die drei Suiten für Klavier und Violine 0p. 14 in F-Durj op. 51 in G-Dur und ap. 96 in G-Molh endlich die ganz entzückende Serenade für zwei Violinen und Klavier ap. .56/ in der jeder einzelne der fünf Sätze ein wahres Kabinettftück ifi. Fiir die Geiger hat übrigens Sinding auch fonfi durch eine Anzahl kleinerer Werke vortrefflich geforgt, Alle Violoncelliften werden ihm auch für die fechs Stücke mit Klavierbegleitung op. 66 recht dankbar fein. Der Lebensgang Sindings hat fich in den einfachfien Formen abgefpielt. Er wurde am 11. Ianuar 1856 in Kongsberg bei Chrifiiania geboren. Weder fein Vatery der ein höchfi origineller Kopf gewefen fein foll und fich hauptfächlich mit Mineralogie und Ecfindungen befaßt hat„ noch feine Mutter waren mufikalifch. Doch zeigten fich bei dem Knaben fchon frühzeitig mufikalifche Neigungen. Da er ein fchlechter Schüler warinsbefondere im Rechnen gar keine Fortfchritte machtej wollte ihn ein alter Onkelz der nach dem Tode des Vaters für ihn forgtej das Schufierhandwerk erlernen laffen; er felzte es aber durch, daß er in die Klavierfabrik von Gebt. Hals in Chrifiiania als Lehrling ein-

treten_ konnte und daß er auch Mufikunterricht erhielt, Bereits 1875 war er fo weit/ daß er das Leipziger Konfervatorium„ auf dem auch feine Landsleute SvendfenX Selmer und Grieg ihre Ausbildung erhalten hattenj befuchen konnte. Aber bald erkannte erj daß er weder als Geiger noch als Klavier-fpieler Bedeutendes leiften würde„ daß fein Lebensberuf die Kompo-fition fei. Nachdem er zwei Jahre* in feiner Heimat eifrig gearbeitet hatte/ ging er 1880 noch einmal nach Leipzigj um hier bei Karl Reinecke fehr forgfame theoretifche Studien zu treiben und fich be-fonders in Bach und Beethoven zu vertiefen. Ein Staatsftipendium ermöglichte ihm einen mehrjährigen Aufenthalt in Münchem wo ihm erft das Verfiändnis für Richard Wagner ganz aufging. 1885 kehrte er in feine Heimat zurü>„ der er auch treu bliebj wenngleich er die Wintermonate gern in Parisj London oder vor allem in Berlin zubringt. Seine Kompofitionen bringen ihmX der allen Zwang haßtj erfreulicherweife fo viel einj daß er keine Stellung anzunehmen braucht. Zur Zeitlebt er in Aasgard-ftrand„ wo er namentlich in den

Zu den Mufikbeigaben
Sommermonaten eifrigft arbeitet. Durch feine Frohnatur und feine Herzlichkeiß vor allem auch durch feine große Befcheidenheit hat er fich auch als Menfäy fehr viele Freunde erworben.
Bereint mit Sinding erfcheint hier Robert Hermann- weil man ihn nach feinen erfien Werkenh befonders der C-Dur-Sytnphonieh als norwegifchen Komponifien ein-fchätzen zu müffen geglaubt hat. Unleugbar ifi fein Schaffen ge-legentlich durch Grieg beeinflußt wordenX deffen Fürfprache allein er es übrigens verdanktz daß er fich der Mufik widmen durfte. Sein Vater wollte nämlich von diefer Kunfi gar nichts wiffenz erft als Robert Hermannh der am 29. April 1869 in Bern geboren ifi„ in Genf Medizin fiudierteh wurde es ihm ermöglicht/ Klavier zu lernen; bald brachte er nun auch die mufikalifchen Vorftellungen/ die in ihm lebten„ zu Papier; fehr zur Freude feiner Murten die mit dem als leiden-fchaftlichem Mufikfreund und als Verfaffer des auch heute noch ge-fchäizten Buches „Von der Reinheit der Tonkunft“ (1825) bekannten Heidelberger Jurifien Thibaut ver-wandt war. Um Klarheit über den Umfang feines Talents zu erhalten„ fandte er einige Kompo-fitionen an Grieg; deffen Urteil fiel fo günftig aus„ daß Hermann noch kurz vor dem medizinifchen Staatseramen zur Mufik abfchwenken durfte. Auf Griegs Rat blieb er in der Hauptfache weiter Autodidakth nahm freilich 1893/94 bei Humper-dinck in Frankfurt a. M. Unterrichß vor allem in der Jnfirumentatiom ohne jedoch bei diefem fonft gerade als Lehrer fo fehr gepriefenen Künfiler befondere Anregung zu finden, 1895 fiedelte er nach Leipzig üben wo er in fiiller Zurückgezogen-heit nur der Kompofition lebte.
Jm Frühjahr diefes Jahres verlegte er feinen Wohnfitz nach Ambach am Starnberger See.
Er ift nichts weniger als ein Vielfchreiber; felbfi wenn fein Ge-fundheitszufiand ihm intenfiveres Arbeiten geftattete/ würde er doch feine Geifieskinder erfi nach langem Zaudern und forgfa'Itigem Feilen

in die Welt fchicken. Er ifi ein
ehrlich Kämpfender und Suchenderh
der unbeirrt feinen eigenen Weg
geht und an fich glaubth trotzdem
er bisher vielfach verftcindnislosF
ja fogar lieblos beurteilt worden ifi.
Jn feinen Orchefterwerken (Konzert-
Ouvertürß zwei Symphonien in
C-Dur und H-Moll)„ fowie in feinem
intereffanten Klaviertrio ap. 6 und
in dem meines Erachtens hoch-
bedeutenden Klavierquartett op. 9
fällt die große Selbftändigkeit feiner
Stimmführung auf; proportional
damit differenziert er die Klang-
farben. Jm Bereich homogener
Klangfarben fchreibt er zwar
Quintenz Septimen-x Nonen-h ja
Sekundfolgenh fehr zum Entfehen
der Theoretiker der alten Schulex
aber doch nur unter fiarker Deckung
und zwar nur im vielftimmigen
Satz während derartige Kühnheiten
fich bei dem Altmeifier Bach fogar
im zwei- und dreiftimmigen Satz
finden. Auch zu den alten Kirchen-
tonarten greift Hermann gelegentlich.
Wunderbarerweife geht er je-
dem verminderten Septimenakkorde
ängfilich aus dem Wegeh dagegen
fucht er durch herbe Wechfelnoten
und unvermittelt neben einander
gefchobene Akkorde feinen Harmo-

Zu den Mufirbeigaben

nien eigenartigen Klangreiz zu verleihen. In bezug auf Zeitmaß. Rhythmus und namentlich Taktwechfel verführt er fehr frei; unleugbar ifi er mitunter gefucht geifireich und abfonderlich; recht bezeichnend für ihn ifi es. daß er feinen ..Fünf Klavierfiücken" 0p. 2 dieliAuffchrift „In [Willem-08“ gegeben hat.

Befonderes Auffehen haben außer feinem Klavierquartett neuerdings namentlich die Suite für Pianoforte in C-Moll 0p. 12 und die Sonate für Violine und Pianoforte in Eis-Moll op. 13 erregt. l)r. Walter Riemann. ein begeifterter Anhänger der Robert Hermannfchen Mufe. nennt nicht mit Unrecht die Suite eine mit breiten. leuchtenden Alfresko-Strichen malendeßlwundervolle Naturmufik und meint. daß man durch fie neben Hermanns Liedern (0x), 1. 5 und 9) am leichteften in feine Individualität eindringen wird. In der Violinfonate trägt der langfame Sah einen fafi tranfzendentalen Charakter: wie eine Vorahnung des Todes mutet die darin herrfchende Stimmung an. doch eines Todes. vor dem man kein-Grauen empfindet.

Ungemein einfach ift das melodifche Klavierftück. das wir in der Mufikbeilage bieten. Es ifi eine zarte Träumerei. in der fich Robert Hermanns Vorliebe für Sequenzen zeigt. Es foll den zweiten Satz der noch unvollendeten zweiten Klavier-Suite bieten. die als 15. Werk hoffentlich im nächfien Iahr erfcheinen wird. Es ift mir nicht zweifelhaft. daß diefer kleine Sah für fo manchen die Veranlaffung fein wird. die nähere Bekanntfchaft des ihm bisher fremden Komponifien Robert Hermann zu machen. deffen Neubearbeitung von Klavierftücken „Alter Franzofen" übrigens viel Anklang gefunden hat.

Profeffor Or. Wilh. Altmann.

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegel. Berlin. Kurfürftendamm 136-

MAMMUSNKWV Walsfehr-ifl
'_v R __0 »*e-WpmrrjWF-YÄWMZ
DerbrgRvtö unükZüa-“i'iümbbeYe-rlür
' GW Utting f'la'räerrlcZZuchYi-anöel:
M “' . ,-x. ,- -- . . .
Se, rSchölllokllüel*WhlgiYnlagmnfi-llt
._..-_-_-._.._._.. _ __.-_.__--_
' ..I-.them Blur-z(Heftzoa Zweiter." Okwberhefecgog

,;3qpie;.n]1,guiggk< WI 112',
- _l I- __-
I
K
- - ' --
** u 1"'.. -* :oa MAW-u;
_- --..+-.\,.q~;_vz,-r .1» osx-Me“- “kMW-M*Ma_- W* 6'*
l
* ' - ' * “a; L! *jk* '_,z'u ugihnlfllllfi .WMV
~" -*- -!;; ., w?, -LQIZMZU: my: 11: 'l.‘._-."..=‘- '1 m“
I
. ..,*. _. I; ll Kt; 41111 I; I '1;)1;1‘:.13 1 37-...- _- _
s'\ ‘I g Q¢:," K .BLK-x (lx-x101' lf'i‘; F. J" _‘c
~ „Wi .ZKF :1“ Nec' UB?" dun J'hm'..:|1m~‘ 'Zw 3-41- - -. x
». - '-'»"l q* {1‘- .UL U! KÖNIG] l'h'f v7) “’03,; 4*)**.]1.(Lye“ ,l‘ n h _;l: l- 'V .
*Ä .M'LlN'lW-Fx \ALIPU I] l‘a'. 3 LKA "GINA" " I\ . "' V. * " .\;'\""
"1: .7*: .1-7 :h: 1: at: '-.. . m - ' - ' '.L ' ~‘ " 'I“ '-I .-.1'
**/"]i ‘41:, - ,i" » ‘ '- .a'__ .-l'- . . I 1 .l' ' * .“L. L! ".
7 . ., * ' . ",1, ‘ C; 1"". * VD. .- ,*'.-*
. . * l X 1 ' * :‘ I L. '*' '4
- . . '.. ' \R ."l‘ '. - Ii ., - I J ,
. l - . ', K* . q . _ ' \ * ' * ' .l I
. . * * n 2. * ' * ', c ** . - l K
- . „ 1 * *,-4 " . * u.‘ , v _,.
\ \- . ~ 11' -| i . *. r MX.
' ' ' -' "FH-U.;
_ _ r. - ', . . ".Ul: ".Q
- - _ ' »- -... x* u-:.*..1
. ' Z . '-* . I: “UV'HUTIU‘JQ
~ .. L _x . * -_ :I .11'1 PLAN?"
, -7 . . , . _‘ . - ' __ -_ .. . m.- ... *'- Jun .u-Cilfl'h‘]
' . .2 *q ., N' . .*.4 ,'.. l! ä.) UML'MW', }'l'.'"J\T
* *K . u* '» ' ' * ..*";.].*l *1U ZU?! ~.§‘li11\]\ ‘ q V x '\ x-
'F . '..'|. . * ' _ :\ ...73 J C ARM] {18‘ U* 'ZM'
....1 ,11--4- _' ‘. -'2 :1 WANN (1“7:'73.*1»U)G:3 my
m...
q. Q . ..-- Q q- b
_ -._._..
g
I. *.. ._. ---M Q -----

Süü
' eintmii*
Margen
O
erlagNoröunö SW'GmhHYri-[Fn
Öl'tjytung für öenYuchhanöel:
SSOWWWWMNYWgWfi-iu
34.Jahrg. Bd.131 Heft392 Zweites Oktoberh_eft1909

,9* nrlerrre e „K nrv rear' un“ '
GeVZejliing-ÖFYlRßair e l "19' g
unFWeffing-*Yoehfchule zuYerfiw.

Bernard Shaw:
Kirchgang
Als moderner Menfcl» der fich mit den fchönen Künften befaßt und in London von dem Schweiß feines Gehirns lebt- wohne ich in einer Welt, diet außerfiandei an Brot allein zu denken- im wefentlichen von Alkohol und Morphium lebt. Junge und fehr fentimentale Leute leben von der Liebe und find von Dichtwerken aller Art entzückt- die die Liebe für das Alpha und Omega halten; eine aufmerkfame Prüfung jedoch wird gewöhnlich die Tatfache konftatieren- daß jene ach fo ätherifche Art der Liebe nur ein Symptom der Gifte ift- die ich oben erwähnter und an fich nur bei folchen Perfonen vorkommt- deren Normalzuftand dem gleicht, der durch narkotifche Stimulantien bei gefunden Perfonen hervorgerufen wird. Wenn wir von den fchönen Künfien der Gegenwart alles beifeite laffen- was gefühllos oder profaifch ift„ - und das gehört ja auch im eigentlichen Sinn nicht zu den fchönen Künften _i fo können wir unbeforgt den Neff zu den Gefühlen rechnenf die der Teekeffelj die Flafche oder die fubkutane Sprißе hervorgerufen haben. Eine Mufterung der klügften Männer und Frauen Londons- denen man den Nachmittagstee verfagt hat, würde viele Illufionen zerftören, Teer Kaffee und Zigaretten machen Konverfation; Bier und Tabak routinierten Journalismus; Wein und Galanterie: brillierenden Iournalismust Effays und Romane; Branntwein und Zigarren rufen heftig fromme oder erotifche Poefie hervory Morphium tragifche Eraltation (die fehr nüßliäf für die Bühne ift) - -- und Nüchternheit die Predigt eines Durchfchnittsgeiftlichen. Die Lebhaftigkeit der Preffef der Kanzel- der Rednertribüne und des Theaters ift nur ein Symptom für die Lebhaftigkeit des .Handels mit Teer Tabak und Schnaps. Es ift zwar wahrp daß die Welt nicht fchlechter wird- aber allesf was einen leichteren Fortfchritt der Zivilifation bedingtf bedingt auch eine größere Leichtigkeit in der Befäfaffung von Giften. Und fo werden ganze Naffen fchwarzer Menfchen von dem Angeficht der Erde fortgewifchtz und jede Ausdehnung und Verfeinerung der Giftproduktion nimmt eine Schicht aus der weißen Gefellfchaft und

gibt fie dem Untergang preis. Der alte biedere Trinkerbrauch beruhte. foweit ich mich entfinne. auf der Idee. daß man erft feines Tages Arbeit tat und fich hinterher zur Erholung betrank. Heut betrinkt man fich. urn arbeiten zu können. - Shakefpeare hatte viel weniger Gelegenheit. feine Nerven zu ruinieren. als Dante Rofetti. Und wenn auch Shakefpeare der Überlieferung nach fich zu Tode foff und in einem Rinnftein umkam. fo faßte er doch jedenfalls den Alkohol als einen Feind auf. den ein Menfch in feinen Mund fteckte. um ihm feinen Verftand zu fiehlen; der moderne Menfch aber hält ihn für ein unumgängliches Mittel. um feinen Verfiand zu ölen, Wir trinken und vergiften uns nicht aus Vergnügen. fondern um der alkoholifchen Infpiration willen und auf Rat unferer Ärzte. ebenfo wie die Duellanten fich auf Rat ihrer Sekundanten Mut trinken. Selbftverftändlich ift diefe fyftematifch-utilitarifiifche Weife. fich zu vergiften und ..anzuregen". wenn fie auch notwendig mäßig ifi (um nicht ihr Objekt zu töten). gefährlicher als die alten Zechereien. fobald wir den Gebrauch von Stimulantien als ein Übel betrachten.
Ich für mein Teil fehe nicht klar. wo man zwifchen Nahrungsmittel und Stimulantien eine wiffenfchaftliche Grenze ziehen kann. Ich kann nicht mit Ninon de l'Enclos fagen. daß mich eine Taffe Bouillon beraufcht; aber fie regt mich fo an. wie ich angeregt fein will. und das ifi vielleicht alles. was Ninon meinte. Und trotzdem habe iäf bemerkt. daß alle Gifte. von Tejn bis Morphium. und alle Getränke. von Bier bis Branntwein. die Schärfe der Selbftkritik fiumpf machen. fo daß wir mit etwas weniger als mit der befien Arbeit. deren wir nüchtern fähig find. uns zufrieden geben. Man hält feine Arbeit für befier. während man in Wirklichkeit nur leichter mit fich zufrieden ifi. Die Leute. deren tägliche Arbeit auf Routine beruht. zu deren Abwicklung man eigentlich nur halb lebendig zu fein braucht. können diefes Narrenparadies wohl ohne Schaden für ihre Arbeit auffuchen. Für die Künfiler aber. die einen wahrhaft unendlichen Spielraum für die Feinheit der Ausführung und den Auffchwung der Gedanken brauchen. bedeuten jene Mittel die Aufopferung des fcharffinnigften und kofibarfien Teils ihrer Lebenskraft zugunften einer gemeinen und faulen Behaglichkeit. Und darauf follte ein wirkliches Genie keinen größeren Appetit haben als eine Schloßdame auf das Stück Speck ihres Feldarbeiters.
Ein klein wenig Erfahrung in der Welt der Künfie und Wiffenfchaften überzeugt jeden. der mit offenen Augen fchaut. daß fäjlechtweg Abfiinenz kein praktifches Heilmittel für diefe Lage der Dinge ift. Es

erifiiert eine ziemlich große Nachfrage nach jämmerlicher und alpdriickeri-
fcher Kunjt- die kein nüchterner Menfch produzieren könnte; deren An-
fertigung man freimütig zu den ungefunden Gewerben zählen mußt die
moralifch auf derfelben Stufe ftehen wie die Fabrikation ungefunder
Süßigkeiten für Kinder oder die Deftillation von Branntwein, Was die
Opfer diefer Induftrie Einbildungskraft und künfilerifche Fähigkeiten
nennen, ift nichts als latentes Delirium tremens- wie Pafteurs latente
Tollwut. Künftlerifihe Arbeit ifh was ihren Gehalt anbetrifft,
etwas fehr verfrhiedenesz entweder ift fie gewöhnlich und
leicht und fordert nur ertenfiven Fleiß- um lukrativ zu fein,
oder fie ift ungewöhnlich fchwierig und fordert dafür den
angeftrengtefien- intenfivfien Fleißt um als Entgelt nach einer
fait zwanzigjährigen Prüfungszeit Autorität- Ruf und - ein Ein-
kommen zu bieten- das gerade für einfache Gewohnheiten und einfache
Lebensweife genügt. Die ganze künftlerifche Welt liegt zwifchen diefen
beiden Ertremen. In dem einen Fall hat man den Mannf dem fein Beruf
nur ein Mittel ift- um für fich und feine Familie Wohlfiand und Behagen
zu erwerben; in dem anderen Fall habt ihr den Mannt der fick» alle und
alles opfert- um fein Werk zu vervollkommnen - er opfert alles der Lei-
denfchaft zur Vollkommenheit- welches die wahre herrfchende Leidenfchaft
des Künftlers ift. Auf der einen Seite ift die Arbeit ein notwendiges
Übel und Gelderwerb ein Vergnügent auf der anderen ift die Arbeit die
objektive Verwirklichung des Dafeins und Gelderwerb eine Qual. Auf der
einen trinken und vergiften fich die Leute- um fich's behagliäf zu machen;
auf der anderem um ihre Arbeitskraft anzuregen. Predige dem einen
bloße Abftinenz- und du predigft ihm nichts als Verminderung des Glücks;
predige dem anderem und du verringerft feine Arbeitstüchtigkeit. Jeden-
falls mußt dux wenn du fiegen willftf einen Erfaß vorfchlagen. Und der
einziger auf den ich bislang geftoßen bin, ift der -- Kirchgang. . . . .
Man wird nicht beftreiten- denke ick» daß ein Heiliger ohne Stimu-
lantien ebenfo hartf fo langer fo fein und, bei Gelegenheitf fo wild arbeiten
kannt wie ein Sünder mit Stimulantien. Erfrifchung- Erholung, In-
fpiration fcheinen dem Heiligen ficherer zu kommen als dem Mannt der
mit jedem 'Hundert mehr im Jahr gewöhnlicher _und fetter wird und der
den Heiligen einen Asketen nennt. Ein Vergleiäf der Arbeiten unferer
fleifchfreffenden Trunkenbolde mit den Dichtungen von Shelley oder von
bl“. Iohnfons Wörterbuch mit dem des vegetarifchen Lim-s genügtt um
zu zeigen: die höchfte Vollkommenheit fowohl in der Dichtkunft wie im

Kirchgang Bernard Shaw
Wörterbuchfammeln (und zwifchen beiden liegt die ganze Literatur) kommt weder aus dem Alkohol noch aus unferer monftröfen Gewohnheit. Millionen von nuhlofen und unangenehmen Tieren nur darum ins Leben zu rufen. um fie barbarifch zu fchlachten. ihre Leichname zu röften und fie zu effen. Ia) habe felbft das Experiment gemacht. feit mehr als einem Duhend Jahre kein Fleifch zu effen und keinen Tee. Kaffee und Spirituofen zu trinken. und habe dabei. foweit im es entdecken kann. im Vergleich zu meinen Kollegen. die das Schlachthaus und die Defiille in Nahrung feßen. meine natürlichen Mängel nicht vergrößert. A b e r i ch g e h e a u ch in d ie Kir ch e. Wenn man zufällig auf einem Dorfkirchhof an einem Grabftein ein Rad lehnen fieht. fo wird man mich in der Kirche finden. falls fie alt oder neu genug ifi. um ihrem Zweck wahrhaft zu dienen. Dort finde ich Ruhe ohne Langeweile und Erholung ohneAufregung. beides Dinge. die der Reifende nicht kennt. der an der Kiräje vorbei ins Dorfwirtshaus geht. um feine Erholung beim Bier zu fuchen, Jeder Ort. wo Menfchen wohnen. ifk ein Abbild vom Geift der einzelnen Bewohner. In meinem Geifi fpiegelt fich ein Markt. ein Garten. eine Werkftatt. ein Laubengang. - vor allein aber -- ein Dom. Meine Bitte an den wirklichen Baumeifter ift die: Baue diefen Dom für mich in dauerndem Stein; mache ihn mit den Händen; laß ihn klar und ficher zu meinen Sinnen fpreehen. fo daß mein Auge. wenn mein Geifi unficher nach einer trügerifchen Laune tai'tet. von dem himmelwärts weifenden Turm gefangen wird. der mir im D o m den Weg zu dem D o min mir zeigt. Mit einer richtigen Kenntnis diefer Funktion des Domerbauers und der Fertigkeit. einen Bogen auf ein paar Säulen zu fetten. Türen und Fenfter in eine fefie Wand zu machen und ein Dach darüber zu decken. könnte. wie es mir fcheint. jeder moderne Menfch Kirchen bauen. wie man fie im Mittelalter gebaut hat. wenn nur die frommen Gründer und Pfarrer ihn gewähren ließen, Aus Mangel an jener Kenntnis machen Herren von Mr. Pecksniffs Gewerbe moderne Bleifkiftzeichnungen. die etwas darftellen. was Herrn Pecksniffs Auftraggeber ungefähr etwa eine ..architektonifche“ Erfcheinung nennen. Mit diefen entzücken fie die getrübten Augen des Komitees und der Klerikalen und laffen fie dann in Ziegelfiein und Maureratbeit überfeßen und profitieren einen Säjilling pro Pfund Sterling auf der Rechnung. Und das Nefultat ift. daß der Bifchof das vollendete Gebäude weihen mag. bis er fchwarz wird. ohne eine wirkliche Kirche daraus machen zu können. Jedenfalls weigert fich der Gott in mir. wie er fiäj im zehnten Johannis-Kapitel für alle diejenigen offenbart. die
[[0

keine andere Autorität anerkennen wollen. in folche unfruchtbare Orte ein. zutreten. Das ift ja auch vielleicht recht gut; denn man hält fie für gewöhnlich gefchloffen. Und auch. wenn fie offen find. werden fie eiferfiichtig bewacht in dem Geifi jeneso Kafiellans von Weftminfier. der vor nicht langer Zeit einen Fremden arretierte. weil er fich hingekniet hatte; als man ihn zur Rede ftellte. fagte er. wenn man fo etwas duldete. würden bald alle Leute dort herumknien. Glücklicherweife ift es nicht überall fo. Man kann jetzt durch viele Dörfer gehen oder fahren. ohne befürchten zu müffen. die Kirchtüren verfchloffen zu finden. Im Eingang hängt ein Zettel. durch welchen der Pfarrer. ebenfo als Menfch und Bruder wie als Pförtner. einem zu verftehen gibt. daß die Kirche immer für die. die fie brauchen. offen ift. Innerhalb folcher Kiräfen findet man oft forgfältig gehegte Arbeit aus den Jahren des Glaubens. von der man ja erwartet. daß fie edel und fchön ift; aber. was viel merkwürdiger ift. manchmal trifft man auch auf eine ganz moderne Ausftattung des Innern und eine Altardrapierung. die offenbar nicht von einer Firma geliefert ift. die ihren Ruf illufirierten Katalogen verdankt. fondern die von jemandem her|ammt. der die Kirche liebte und verfkand. Ihm ift es wenigfiens geglücft. als er die Hoffnung. fchöne Dinge zu finden. vereitelt fah. nicht dahin gehörige Dußendgegenfta'nde zu vermeiden. Aber die Suche nach Schönheit ifi auch nicht immer vergebens. Wenn der Dechant und das Domkapitel nicht bloß eine häßliche. fondern eine ausgefprochen bieftige Kanzel zum Predigen wollen - fo im Stil des Baldachins vom Albert-Memorial. bloß noch fchlimmer -. fo bekommen fie fie immer. fo unwahrfcheinlich und unnatürlich die Unternehmung auch ifi. Ebenfo wird aber ein heller Landprediger. der ein anfpruchslofes Faß zum Drauffchlagen haben will. das ein paar hübfche Bretter hat und im allgemeinen eine nette Form. mit ein bißchen Ausdauer einen Handwerker finden. der an die Tradition feines Handwerks aus einer Zeit. als es noch Kunfi war. anknüpft.

Und der Handwerker freut fich ungeheuer. fich in der Linie feiner Tradition verfuäfen zu dürfen. Als ich vor einigen Monaten im Weften radelte. kam ich an eine kleine Kirche. die lange vor jener Zeit erbaut worden ift. da das Gefühl für Säfönheit und Andacht von dem Gefühl für Refpektabilität und Talent erfeßt wurde. Dort waren ein paar hübfche Holzfüllungen eines modernen Holzfchnißers mit ein paar Heiligen auf Goldhintergrund übermalt. augenfcheinlich von einer Frau. die foviel wie möglich von den früheren: Florentinern gelernt und die Ar-

[Il

beit in wahrhaft frommem Sinne gemacht hatte. Solche anfpruchslofen. ganz annehmbaren Bemühungen bis herauf zu den Meifierwerken in buntem Glas von William Morris und Burne-Iones fehen einen gelegentlich an Orten. die weit entfernter und unwahrfcheinlicher find als Oxford und Birmingham. in Erf'taunen. So kann man hier und dort einen überzeugenden Beweis finden. daß der Verfall der religiöfen Kunf't vom 16. bis 19. Jahrhundert nicht durch eine Verkümmerung der künftlerifchen Fähigkeit verurfacht ift. fondern daß eine Verfinfterung der Religion durch Wiffenfchaft und Handel fiattgefunden hat. Es ift eine feltfame Zeit. - wenn man fie vom Gefichtspunkt des Kirchgehers betrachtet - jene verdunkelten Jahrhunderte. welche felbft die Epoche vor ihnen als das „dunkle‟ Mittelalter bezeichneten und. in der Abficht. ihre eigne Frömmigkeit zu beweifen. mit ungeheuren Kofien ihrer Irreligiofität riefige Denkmäler in dauerndem Stein (manchmal dauert er freilich nicht fehr lange) fehten. Gehe nach Mailand und fchließe dich dem Zuge der Touriften nach dem verfteinerten Geburtstagskuchen von einem Dom an. Die Schöpfer diefes koftbaren Prunkgegenftandes fparten keine Kelten. um zu beweifen. daß ihre Andacht zehnmal größer war als die der Erbauer von San Ambrogio. Aber jedes Pfund. das fie ausgaben. fchuf nur ein marmornes Dokument dafür. daß ihre Andacht hundertmal geringer war. Gehe nach Florenz und fleh - was der Mailänder Dom nicht ift - eine wahrhaft edle Kirche: San Lorenzo. Brunelleschis Meifierwerk, Man muß dort die kluge Beherrfchung der Form. die einfache Würde. die Kraft und Verfeinerung bewundern und die meifterhafte Verbindung von Einfachheit und Gleichmaß des Ganzen mit Eleganz und Verfchiedenartigkeit des Details; man i| fogar gerührt. wenn man fieht. wie ein Teil der Schönheit älterer Zeiten bewahrt wird. der dem Renaiffancegeift noch bemerkbar war. bevor der Entwöhnung von der himmlifchen Nahrung der Hungertod folgte. Man verfteht die tiefe und echte Achtung. die Miäjelangelo für Brunelleschi hatte - verfieht. warum er fagte: ich kann etwas anderes fchaffen. aber nichts Befferes. Aber ein Weg von wenigenMinuten nach Santa Maria Novella oder Santa Eroce. oder eine Fahrt mit der Dampfbahn nach San Miniato bringt einen zu Kirchen. die ein oder zwei Jahrhunderte früher erbaut find. und man braucht nur die Schwelle zu überfchreiten. um faft noch ehe man den Weihrauch gerochen hat. den Unterfchied zu fühlen zwifchen einer Kirche. die zum Ruhm und zur Erhebung Gottes (um die Medici nicht zu erwähnen) gebaut ift. und einer. die ein Heiligtum fein foll. das Gottes Gegenwart vor Stolz und Ruhm und

allen anderen Laften des Lebens fchüßt. In San Lorenzo erhebt man den Kopf - jeder Ausnahmevorteil. den man durch Talent. Macht oder Rang hat. macht fich mit durchdringender Schärfe geltend. In den älteren Kirchen vergißt man fich und ift gleich dem Bettler an der Tür: man fühlt fich auf einem Boden. der geheiligt ift durch diefe Arbeit. in der das Gebet körperlich geworden ift.

Ich erinnere mich. daß vor einem Dudend Iahren Pfarrer Shuttleworth aus St. Nicholas Eole Abbey in der Eity den Eitymann zu überreden fuchte. feine Stunde Mittagsruhe in der Kirche zu verbringen. Er garantierte ihm Ungeftörtheit von Predigten. Gebeten und Sammlungen und wollte auch die Orgel Bach und Wagner ftatt Groß und Iackfon fpielen laffen. Diefer merkwürdige Aufruf an ein Volk. das in der Dunkelheit wandert. war ganz erfolgreich. Die Mittagsftunde wird auch heute noch gehalten; aber Pfarrer Shuttleworth muß fünf Minuten lang fprechen - auf allgemeine und dringliche Bitte -. als Hausverwalter zu feinen Gäften. wenn er auch in der Kirche ein Bücherregal mit Büchern aufgefiellt hat für die. welche lieber lefen wollen als ihm und der Orgel zuhören. Dies war ein guter Gedanke; denn alle infpirierten Bücher follten entweder in der Kirche oder auf ewigen Bergen gelefen werden.

Allerdings gibt es nun noch ein ernfthaftes Hindernis für den Kirchenbefuch. das fich gerade zu der Zeit bemerkbar macht. wo die meiften Leute am beften können und am eheften Luft haben. Ich meine. natürlich. den Gottesdienfi. Als ich ein kleiner Junge war. mußte ich Sonntags in die Kirche gehen. Wenn ich auch diefer unerträglichen Qual entfchlüpfte. ehe ich zehn Jahre war. wurde ich doch dadurch fo heftig gegen den Kirchenbefuch eingenommen. daß zwanzig Iahre vergingen. ehe iäf in frommen Ländern auf der Suche nach Kunftwerken zum zweitenmal ein Kirchgänger wurde. Bis auf den heutigen Tag bekomme ich eine Gänfehaut. wenn ich mich an die vornehme irifch-protefiantifche Vorftadt-Kirche erinnere. (Gebaut war fie übrigens von katholifchen Arbeitern. die geglaubt hätten. ihr Seelenheil zu verfcherzen. wenn fie nachher je hätten die Schwelle überfchreiten follen.) Ieder einzelne Stein. jede Glasfcheibe. jede Leifie ornamentaler Eifenarbeit - halb Hundehalsband. halb Königskrone - in dem Gebäude müffen je eine befondere böfe Leidenfchaft in mein junges Herz gefät haben. Ia. zu all der Roheit. der Wildheit und dem böfen Blut. die meine literarifchen Arbeiten gezeichnet haben. wurde ficherlich in jenem Haufe des Satans der Grund gelegt. Die bloße Nichtigkeit des Gebäudes hätte wohl keinen pofitiven Eindruck

auf mich gemacht; was aber diefen Eindruck hervorrufen konnte und ihn
auch hervorrieff waren die unnatürlich bewegungslofen Geflalten der Ge-
meindemitglieder in ihren Sonntagskleidern und Sonntagshütenf ihren
verkniffenen Gefichternj die blaß waren vor bösartiger Strengej wie fie
die Unterdrückung jedes Ausdrucks in den Zügen hervorruft. Und doch
fahen fich diefe Leute immer um und beobachteten einander verfiohlen-
in der Art etwaj wie Sträflinge miteinander verkehren, So war ich auch,
Man hatte mir gefagtj daß ich meine ruhelofen kleinen Glieder während
all diefer endlofen Stunden _fiillhalten müßte; nicht fprechen dürfte; und
vor allemj daß ich dort glückliäj und gut zu fein hätte und mich freuen
müßtej daß ich kein kleiner Junge feir der auf den Feldern fpieltey ftatt
Gott anzubeten. .Heuchlerifch ftimmte ich zu. Man kann fich aber
einen Begriff von meinem Gewiffenszuftand machenj um fo mehrr als ich
blindlings glaubtej die ganze übrige Gemeinde fei aufrichtig und gut.
Ich erinnere miehj daß ich zu jener Zeit einmal träumte* ich fei tot und
wäre im Himmel. Das Bild vom Himmelj das durch die Bemühungen
der irifehen Staatskirche meinem kindlichen Geifi eingeprägt worden
war-j zeigte ein Wartezimmer mit blaßhimmelblauen Vorhängenj an den
Wänden ringsherum ftanden kirchfiuhlähnliche Bänke; nur an der einen
Ecke war ein Zwifchenraum -: eine Tür. Irgendwie wußte iäjj daß
Gott im nächften Zimmer wart in das man durch jene Tür kam. Ich
faß auf der Bank mit fefigekreuzten Knöchelnr damit meine Beine nicht
baumeln folltenj und ich benahm mich„ fo tugendhaft ich nur konnte, vor
den Erwachfenen- die alle der Sonntaggemeinde angehörten. Die faßen
entweder auf der Bank oder bewegten fich fo feierlich herein und heraus-
als ob ein Toter im Haufe wäre. Eine grimmig-fchöne Damej die ge-
wöhnlich auf dem Eckplaß in meiner Nähe in der Kirche faß und diet wie
ich glaubtej über die Einrichtungen des Allmächtigen vollftändig orientiert
warj follte mich gleich in das anfioßende Zimmer fiihren -und man er-
wartete von mir, daß ich diefen Augenblick mit Freude und Begeifierung
erfehnte, In Wirklichkeit fiel mir natürlich das Herz wie Blei in die
Schuhe bei dicfem Gedanken; denn ich fühltej daß meine fchwache Nach-
äffung von Frömmigkeit auf den Allwiffenden keinen Eindru> machen
könntej und daß ein Blick feines alldurchforfchenden Auges entdecken
würdej daß ich aus Verfehen in den Himmel gekommen fei. Leider
wachte iäz fehr zum Schaden für die Wirkung diefer Gefchichte auf oder
wanderte in einen andern Traumj ehe der kritifche Augenblick eintrat. Aber
man fieht- daß ich keineswegs ein unempfindliches Wefen war; ich bin

fogar nach andern früheren Erfahrungen meinerfeits fiihrt) wenn
iä) in eine wirkliche Kirche hätte gehen- dort herumwandern
und mich umgucken oder edle Mufik hören dürfenz ftatt jenes
elenden Tedeums von Iaclfon und des finnlofen Singfangs von dem
alten hundertften Pfalmf fo wiirde ich nie die Gelegenheit einer großen
evangelifchen Wiedergeburt- die fiattfandt als ich noch nicht zwanzig Jahre
warf ergriffen haben. Da begann ich meine literarifche Karriere mit
einem Brief an die Preffe (der auch gedruckt wurde) und verkündete mit
unbeugfamer materialiftifcher Logik und zum äußerften Schrecken meiner
achtbaren Verwandtent daß ich ein Atheift fei.
Als ich endlich wieder anfing in die Kirche zu gehenf hatte ich eine
ähnliche Schwierigkeitz befonders in den katholifchen Ländern. In Italien
z. B. werden Kirchen fo behandeltf daß unbezahlbare Bilder mit klebri-
gem Talg befchmiert werden und manchmal erft durch die zeitlichen Ge-
walten befreit und in Nationalgalerien aufgehängt werden. Aber
fchlimmer find die unzähligen täglichen Gottesdienfte- die den wahrhaft
religiöfen Befucher ftören. Wenn diefe anfiändig und klug von echter
Myfiik geleitet wiirdent der die Meffe nicht bloß Ritus oder Mirakel-
fondern eine echte Kommunion wärez dann könnten die Celebranten mit
Recht einen Platz in der Kiräfe als ihren allgemeinen menfchlichen An-
teil beanfpruchen. Aber der italienifche Duräffchnittsgeiftliche ift per-
fönlich fchmuhig und hat einen chronifchen Nachen- und Nafenkatarrht der
vom Schlafen und Wohnen in kaltem fchlecht ventilierten Zimmern her-
riihrt. Er fchnattert fein Latein nur unter fortwährendem Räufpern her-
vort und der anftändige Befucher wird jedesmal elend und zittertz wenn
das Gewölbe von dem Klatfäfen des ausgefpuckten Schleimes auf den
Marmorftufen des Altars widerhallt. Diefes Stück Unglü> follte er-
griffen und herausgefeßt werdenx mit Gloctef Buck» Licht und allem
andernt bis er lernt. wie man fich benehmen muß. Man tadelt den eng-
lifihen Touriften oft, weil er fich in italienifchen Kirchen rückfichtslos
benimmt, weil er während des Gottesdienftes umhergehtt laut fprichtf fich
grob zwifchen einen Beter und den Altar drängtz um eine Malerei anzu-
fehenz ja weil er Steinftiiclchen ftiehlt und feinen Namen auf Statuen
krißelt. Was nun die bloße Störung des Gottesdienftes und die oft
fehr deutliche Neigung des Touriftenz befonders des erfahrenen Touriften,
angehtf den Prieiter und feine Gemeinde als unangenehme Eindringlinge
zu betrachtem fo wird jeder Unparteiifche nach einer Woche in Italien
einfehenf daß dies eine ganz verfländige Haltung ift. Ich habe rückfichts-

lofes Benehmen oft genug in der Kirche und draußen gefehen: der fchwer-
fällige Engländeq der fich weigertz der Hoflie aus dem Weg zu gehen-
der den Meßner davor ftarr angloßtt und auf deffen freigeborener briti-
fcher Stirn man deutlich lefen kann: „Wo zum Teufel fchiebt ihr hin?"
ift mir eine ganz vertraute Gef'taltz ich habe aber nie gefehenz daß fich ein
Fremder fo unerträglich benimmt- wie es die Beamten der Kirche gewohn-
heitsmäßig tun. Der Küfter lehrt einem wenn man fich ihn erft durch
ein Trinkgeld verpflichtet hatt daß man feine guten Manieren nicht auf
den knieenden Beter verfchwenden foll, der einen Augenblick feines Tages
voll Zwangsarbeit und Hunger ftiehlh um von der heiligen Jungfrau
oder einem der Heiligen getröftet zu werden; der amtierende Geiflliche
lehrt uns- daß die Gemeinde von keiner noch fo raffinierten Unanftän-
digkeit fchokiert werden kann und daß die düfteren Blicke der Leute nur
dem cFremden und Keßer gelten; damit wollen fie einem nur das Recht
abfprechem als menfchliihes Wefen einen Anteil an der Benuhung der
Kirche zu haben. Und doch follte man diefes Recht bei allen paffen-
den Gelegenheiten unerfchrocken in Anfpruch nehmen. Ich kenne kein
entgegengefeßtes Rechh durch welches die großen „katholifchen“ Kirchen-
die von den großen Kirchenbaumeiftern eben als a l l g e m ein e Gottes-
häufer gebaut worden find, von irgend einer Sekte gegen irgend jemand-
der fie zu fehen wünfchh monopolifiert werden könnten,
Mein eigener Glaube ift klar: Ich bin entfchiedener Protefiant; ich
glaube an die heilige katholifche Kirche; an die heilige Dreieinigkeit
von Vater. Sohn und heiliger Geif'tz an die Gemeinfchaft der .Hei-
ligent das ewige Lebenz die unbefleckte Empfängnis und die alltägliche
Wirklichkeit von Gottvater und dem Himmelreich. Auch glaube ict» daß
das Heil beruht auf der Erlöfung von dem Glauben an Wunder; und
ich halte St. Athanafius für einen närrifchen Fanatiker - d. h. in dem
einzig ern|haften Sinn des Worts - einen irreligiöfen Fanatiker. Ich
bemitleide den armen Neuraftheniken der fagen kann: „Der vom Weibe
geborene Menfch hat nur kurze Zeit zu leben und ift voll von Elend"-
ebenfo wie ich den jämmerlichen Trinker bemitleide; und ich weißt daß die
wirkliche Religion von heute nur möglich geworden ift durch den materia-
liftifchen Phyfiker und den atheiftifchen Kritiken die an uns die notwen-
dige Voroperation vornahrnenx uns gründlich jeden dummen und bös-
artigen Aberglauben ausfcheiden ließen, den» man uns in unferer hilf-
lofen Kindheit als Religion eingeimpft hatte. Was diet welche unfere
Kirchen für den Privatbefid ihrer Sekte halten- von diefem meinem

Glaubensbekenntnis denken werdenj brauche ich nicht zu befchreiben. Aber foll man mir deswegen den Zutritt zu jenem Ort der geifiigen Erholung verfagen- der mein Erbteil fo gut wie ihres ifi? Wenn ich z. B. den Wunfch habej einer guten alten Gewohnheit zu folgen und in der Kirche meines Kirchfpiels meiner Frau meine Liebe zu befiegeln _j warum werde ich nur dann in die Kirchenbücher eingetragen- wenn fie zugibtj daß ein Augenblick tiefen Gefühls lächerlich gemacht wird durch das Vor-lefen der Naivitäten von St. Peter, der in bezug auf die Frauen weder Katholik noch Ehriftj fondern nur ein verbohrter fyrifcher Fifcher war. Wenn ich einem Kind in der Kirche den Namen geben laffen wilh fo ifi vielleiäft diefe gottesdienfiliche Handlung etwas mehr von religiö-lem Geift. berührtj aber im ganzen ift es Zeitj unferen Katechismus als verdorrtj wie die Zeit des Peffimismusj die ihn zeugte- abzutun, Trog der Juwelem mit denen er befchlagen ifit kann eine Zeit der Kraft und des Glaubens und edler Tatkräftigkeit wie die unfrige nichts mehr damit zu tun haben. Solch ein Ritual hätte Caliban zufammen-leimen können aus feinem eignen Schrecken vor dem übernatiirlichen und von Bruchftiiäen heiliger Wortej deren Würde er dunkel empfand.

Man wird jeßt meine Forderung auaf ohne ausdrückliche Formu-lierung verftehen. Keine Nationj die in dem Tempo arbeitet wie wir-kann ohne gafiliche Häuferj wo fie Erfrifchung und Erholung fuchtj fauber leben. Urn diefen wefentlichen- Mangel zu hebem haben wir die Trinkftube mit ihren betäubenden und an-regenden Giftenj das Konventikel mit feiner fchweflig-heißen Predigt und die Kirche. Aber nur in der Kirche kann unfer tiefftes Bedürfnis wirklich befriedigt werden. Und auch da nur, wenn wir die groben Verfinn-lichungem die uns das Unglaubliche glauben machen wollenj vor der Tür laffen und ebenfo die fpißfindigen Vernünfteleien- die uns helfen follenj das Undenkbare auszudenken; wenn wir zu dem Schutthaufen der „ismuffe“ und der Glaubensfäße unfere eitle Sucht nach Wahrheit und Glück tun und ohne Gedanken oder Glauben oder Gebet oder irgend eine andere Eitelkeit hineingeheny fo daß die Seele- frei von jedem erdrü>en-den Unratj all ihre Lebensadern öffnen kann der heiligen Luft der wahr-haft „katholifchen-“ Kirche.

Bruno Ablaß. M. d. R.:
Ein Rückblick und ein Ausblick

Die Reichsfinanzreform ifi unter Dach und Fach gebracht. aber ihre Nachwirkungen bewegen noch mit elementarer Gewalt das deutfihe Volk in allen feinen Teilen. Tägliäf tritt klarer hervor. wie leichtfertig die Reichstagsmehrheit ihre Gefeße ausgearbeitet hat. Ein finanzieller Fehlfchlag wird vorausfichtlich die Folge der überfiürzten Gefeßesfabrikation fein. dcr zu neuen gefeßgeberifchen Maßnahmen die zwingende Veranlaffung geben wird. In einer Hinficht aber bieten die Folgeerfcheinungen der Reichstagsverhandlungen ein durchaus erfreuliches Bild: die weitefien Kreife der felbftändig denkenden Bevölkerung unterziehen ihre Stellung zu den einzelnen politifchen Parteien einer Nachprüfung. mit deren Ergebnis der gefamte Liberalismus wohl zufrieden fein kann.

Unter den unabhängigen Konfervativen im Lande hat eine wahre Fahnenflucht begonnen. Man hat erkannt. daß dem einfeitigften Parteiintereffe ein Neichskanzler geopfert worden ift. der für die konfervative Partei und das Agrariertum fo viel getan hat. wie kaum einer feiner Vorgänger zuvor. Man verabfcheut den engen Pakt mit der einfeitig konfeffionellen Zentrumspartei. deren Ziel nach dem Zugeftändniffe eines ihrer Abgeordneten bei dem Sturze des Fürfien von Bülow gewefen ifi. ihn ..zum zweiten Eanoffagange" zu zwingen. ..den ein deutfcher Kanzler gemaäft hat". Handel und Indufirie. Gewerbe und Handwerk fiehen einträchtig zufammen. um für die Zukunft zu verhindern. daß neue Beutezüge gegen diefe erwerbenden Berufsftände unternommen werden.

Aber auch im Zentrum felbft beginnt es bedenklich zu krifeln. Es ifi fraglich. ob diefe Partei ihres Erfolges recht froh werden wird. Befonders unter den Arbeitern und Beamten ift eine tiefgehende Gärung zu bemerken, Man beginnt auch hier zu ahnen. daß die wirtfchaftlichen Intereffen des gefamten Volkes preisgegeben worden find. um einem einzelnen. mit Glücksgütern gefegneten Stande keinerlei Lafien aufzubürden. felbfi wenn das Reich in Nöten ift. Man empfindet mit Schrecken das Gemeinfchädliche folcher Handlungs- und Denkweife.

. ...E . .BIZ-ZW
?Zw -Z .Zac-»Ä ?SZON-ZW.» ..ZZ Fox„
„,.?„„ZMLL„.ZK ...Z ?ZM :ZM
2:3.;:Z . W...u.Z.._...W... im:: - kacke?
ZZ„..:..-: NY: .MZ-D.. ...XW
..„„.e::„? »575m3

Bruno Ablaß. M. d. R.:
Ein Rückblick und in Llucblüt
Die Nc-iFwiqi-Fn. c -
Nacizt**irk7.->.:.--. 7- .---
in till*- :1::
:nur Dach .und Fach geri-ac...- aber ihr.:
'eme-nrarer Gewalt dc.; beat-M Vclk
..r ic, nit! klarer r--vor. wie l. .tout-'g die
R--lxti,*-;--r:-“ *- * . ' » - .*..-q..'r'; .r :t 'e :t Hurra-'uit' Feb'.-
.q„_-| , --r -_ - . .- ig. " . *1 - -*“-*_;k-ciiatio'
c_i. O .7 - 2 -. . - -* :_cuke Veran-
Z- ,- . - .» .- - . . ß* r'*c .rung-ru
.4 -a , * rie weite-
!,_: ' * - ._4'- 7-" - - " ".'-' * . N' '1;' -*' 1 'Ik' Stelt-
x... i .zi-'ma * .“. -'- - i --. r- ...f-'.".fi..l:_'. mit deten
[nz. -. c r gti-.mx ".x . 2 r :in icin kann.
hate: den unat :. t t. n im. Lande hat eine wahre
XaÜ-nc1*ilucl)t begonnen. ZZ" - - -- rial-r... dai'. dem einfeitigfien Porte..-
ir:*rcz'ie ein Reinioka-zlcr *ert werden ift. der für rie lauf-..railw-
*Far-ri und das Agrariextk-w - :ii-*l ,Man hat, :r .e kann; ein-:r feiner "im
atmu- zuvor. Man rc'. „er ren engen -Zxakt mit der einwitig ion-
frfiic-.icüiu Muttern-ee. . 7'- -; -' i,:- tz dem Zuge..-"*.ndn-'ife eur-.ui una*
'eit zk.-d'd':fit'kl ',ei :*c: ' . . c .- _'r :ri-ci; v--n Bülow gem-fen ifi. ihn ..zum
,-
.ucit--u '.:'a-io_'-:** .. ,ci-7x77.. ,.(".|i ein death-'ier Kanzler gemacht
hat". .tk - . “'-. (keiner -c ure Handwerk [teln-.i eit-Tracklist
zi..a.t-..- .- - . -:- *ic zu verhindern. daß ner,.- Ventrzage gegen
c-'-.*-,.- 1.-'. . . - .--..*.-.r-k-. unternommen werden.
' '-
*. urn-..'21 ieibfi beginnt es bedenklich zu 'til-Zn .tre
7,. .'- f- - i .**lc . Partei ihres Erfolges reiht froh werden wird Be-
i-n-t *ter den Arbeitern und Bir-Futter. ij't eine tiefgcl-eare. *r'Fru'e-.g
5.-. 7: „ten, Man beginnt auch hier zu ahnen. daß die ii'.-:f*.re.xi.".hr'
'."kiic'l des geZ-.imtrn ?keine rreisagei-rr. worden find. nc* ein-n *cr-
. -,.* n* mit (Z-ln-k-cgiikeri; ge'egrrtin Stande keireilei “Zafira :iliz":'iirk:k,
.:--:n .'--e 'Nici-p i2* .i-'xen ifc, Man empfindet trit Schreck-r. der'
.' -:-. :-. i! :o: ima.: .T-andluiigs- und Deniweiie.
*1

AntoineWatteau:
Die franzÃ¶fifche KomÃ¶die
(Berlin. Kaifer Friedrich: Mufeum)
Zum AuffaÃŸ von Bernhard Jhringer
Nach einer p otographifchen Aufnahme _von Franz
Hanfftaengl. "nchen

Bruno Ablaß: Ein Rückblick und ein Ausblick
Für-ft von Bülow war ein guter Goethekenner. Mit Emphafe emp- fahl er in einer feiner Reichstagsreden: „Lefen Sie Goethe.“ Als er die programmatifche Erklärung abgab- daß er nicht bereit feif unter Schonung des fundierten Befißes alle Steuern einfeitig Handel und Induftrie aufzulegen, fchwebten ihm vielleicht des Dichters Worte vor: „Jeder fuche den Befib- der ihm von der Natur und vom Schickfal gegönnt ifii zu würdigenf zu erhalten- zu |eigernf er greife mit all feinen Fertig- keiten fo weit umher- als er zu erreichen fähig; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen laffen. Denn die Vermögenden wer- den nur infofern gefchiißh als andere dura) fie genießen.“ Kann es trefflichere Worte gegen die Politik der Mehrheit geben?
Des vierten Kanzlers ureigenftes Werk war die Schöpfung der Blockpolitik. Man kann recht verfchieden darüber denkenf ob ihr durch die Schuld der Konfervativen herbeigeführtes Ende ein Glück oder ein Unglück für die deutfche Nation ifi. Aber mit unabänderlichen Tatfachen foll man rechnen und das Gefchehene vergangen fein laffen. Jedenfalls gibt es nichts Müßigeres als die Frage, ob der entfchiedene Liberalismus die Blockidee aufnehmen follte oder nicht. Sie war eine gefchichtliche und politifche Notwendigkeit. Eine Partei, die dies verkannt hättef hätte den Vorwurf kurzfichtiger Hilflofigkeit gegen fich heraufbefchworen. In weiten Kreifen populär war die Blockpolitik wegen ihrer Frontftellung gegen das Zentrum. Um deffen Übergriffen Halt zu gebietent verlohnte fich das Zufammenarbeiten der rechts und links fiehenden Parteigruppen. Ob diefer Gedanke eines Opfers des Intellektes wert gewefen wäre- brauchß foweit der Liberalismus in Betracht kommt, nicht unterfucht zu werden. Denn der Liberalismus hat kein folches Opfer gebracht, Es muß ihm die Anerkennung gezollt werdenf daß er zur Durchführung feiner Grundfäße das Menfchenmögliche erftrebt und in diefer Richtung manches Erfreuliche erreicht hat, Das haben feine Anhänger verftandent und daraus erwuchs als die edelfte und reiffte Blo>fruchtt die taktifche Ge- frhloffenheit der gefamten- bürgerlichen Linkenf die alle Stürme über- dauert hat.
Je ftärker eine Regierung und je fchwächer der politifche Ein- fluß der parlamentarifchen Parteien ift- defio größer ift die Zahl diefer Parteien. Den beiten Beleg für die Richtigkeit diefer Behauptung bildet Englandx das klaffifche Land des Parlamentarismus mit feinen zwei gro- ßen Parteienf der ftändig um die Herrfchaft ringenden liberalen und konfervativen Partei.

Ein Rückblick und ein Ausblick Bruno Ablaß
Jede Partei muß den Willen zur Macht habenj muß beflrebt fein, maßgebenden Einfluß auf die Regierungspolitik zu gewinnen. Befindet fich aber eine Partei in folch ausfchlaggebender Stellung nicht allein, fondern in einer Konfiellation mit anderem nicht wefensverwandten Parteienj fo kann fie naturgemäß nicht verlangen- daß alle Grundfäße ihres Programms mit einem Schlage ohne Vorbehalt bis auf die letzte Forderung durchgefeßt werden. Niemals darf fie felbft in folcher Lage einen politifchen Wefensgrundfaß preisgeben; aber fie muß fich damit befcheideny wenn fich in der Richtung ihrer eigenen Politik auch die Regierungspolitik bewegtj das Erreichbare zu nehmen- auch wenn ihr nicht auf einmal alles gewährt werden kann.
Das waren die Erwägungenej von denen fich die bürgerliche Linke in der Zeit der Blockpolitik leiten ließ. Um aber ihren berechtigten Wünfchen einen möglichft ftarken Nachdruck zu verfchaffen- f>jloß fie fich in ihrer Fraktionsgemeinfchaft immer enger zufammen in dem Befireben- unter dem Eindruck fiarker Gefchloffenheit nach außen hin die Wucht ihrer Gründe zu fiärken.
Es fragt fiä), ob nur diefer Zuftand auch für die Zukunft aufrecht erhalten werden foll- oder ob der Zeitpunkt für die von weiten Kreifen des Volkes gewünfchte Verfchmelzung der drei die bürgerliche Linke bildenden Parteigruppen zu einer einzigen großen Partei gekommen ift.
Man kann der Überzeugung fein„ daß auch das Nebeneinander dreier befreundeter Parteien in manchen Fällen fein Gutes haben kann. Nach meinem Empfinden überwiegen aber die Naäjteilej die fich vor allem darin zeigenj daß verhältnismäßig viel geiftige Kraft aufgewendet werden muß in dem unumgänglich notwendigen Beftreben- der eigenen Parteirichtung den gewünfchten ausfchlaggebenden Einfluß zu bewahren oder zu erringen auch in dem Wettftreite der einzelnen Richtungen untereinander. Diefe Kräfte könnten beffer anderweit nußbar gemacht werden. Ich halte mich an Schillers Wort:
Sieh'j da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streih Größeres wirket ihr Bund.
In diefer Auffaffung beftärkt mich die letzte fcharf präzifierte Erklärung des Fürften von Bülow in dem gewaltigen Ringen um die Reichsfinanzreformr wonaäj er es ablehnter eine Regierung gegen die Liberalen zu führen. Die Richtigkeit diefes Grundfaßes auch für die Zukunft läßt fich füglich nicht mehr bezweifeln. Der Kanzler mag geftürzt feiny aber

diefer Gedanke ift nicht geftürztz er kann nicht mehr beifeite gefeht werden. weil er fonft jeden Augenblick zu neuem Leben erweckt werden müßte. Kann und darf aber in Preußen und im Reiche auch in Zukunft nicht mehr regiert werden unter Nichtachtung des entfchiedenen Liberalismus. dann ift es nach allem. was ich darzulegen verfucht habe. befier. eine einzige ftarke Partei erhebt diefen Anfpruch als drei fchwächere.

Freilich dürfen die Lehren der Vergangenheit nicht unbeachtet bleiben. Man darf nichts künfilich zufammenfchweißen. was fich innerlich wefensfremd ift und. auch rein äußerlich betrachtet. nicht zu einander paßt. Der große Fehler der Fufion zur Freifinnigen Partei darf nicht wiederholt werden.

Es ift aber nicht zu verkennen. daß von diefem Gefiihtspunkte aus fchon jetzt ein Stein des Anftoßes aus dem Wege geräumt worden ift durch die Lostrennung der demokratifchen Parteigruppe von der Freifinnigen Vereinigung. Dagegen können rein taktifche Fragen wie die Stellung einer großen Partei zur Sozialdemokratie einen Hinderungsgrund für eine Verfchmelzung nicht abgeben. zumal bei der noch unlängft völlig ablehnenden Stellung der Sozialdemokratie felbft diefe ganze Frage meines Erachtens einen rein akademifchen Charakter an fich trägt. Ich halte es an fich für nicht würdig und es entfpricht daher auch meinem Gefchmacke nicht. um Gunfibezeugungen jemandes zu buhlen. der einen mit Fußtritten regaliert. Ob fich in der Stellungnahme der Sozialdemokratie nach dem Leipziger Parteitage ein Wandel vollziehen wird. bleibt abzuwarten.

Sodann darf eine Verfchmelzung nicht von oben herab aus den Reihen der Führer dekretiert werden. fondern fie muß von unten herauf aus den Kreifen der Wählerfchaft begehrt werden. Ich perfönlich glaube. daß im Volke kein Verftändnis mehr vorhanden ift für die Notwendigkeit. die Scheidung aufrecht zu erhalten.

Keinesfalls darf fich alsdann die Bildung der Gefamtpartei in der Art vollziehen. daß die bisherigen Organifationen aufgelöft und an ihrer Stelle neue gefchaffen werden. Das wäre ein unverantwortlicher Gewaltakt. Was fich bewährt und den Stürmen der Zeit erfolgreiaf Troß geboten hat. muß erhalten. nicht befeitigt werden. Deshalb miiffen überall dort. wo mehrere Vereine der zu vereinigenden Parteien neben einander beftehen. die fchwächeren Organifationen angehalten werden, fich aufzulöfen und in die fiärkfie überzugehen. Darin liegt keine Spur einer Unbillig-

keit. fondern nur fo kann fich ein Affimilierungsprozeß vollziehen. wenn der Einigungsdrang wirklich ein fo fiarker ift. Treten in diefer Beziehung Schwierigkeiten hervor. fo mag fie der Einigungsausfäfuß der Parteien durch Vermittelung zu beheben verfuchen. Gelingt dies nicht und zwar in verhältnismäßig zahlreichen Fällen. fo muß der Gedanke der Einigung als noch nicht reif und ausgetragen fo lange fallen gelaffen werden. bis die Zukunft den Erfolg verbürgt. Selbfiverfiändlich fieht nichts im Wege. in Ausnahmefällen mehrere Organifationen neben einander befiehen zu laffen,

Die Ara des fünften Reichskanzlers hat begonnen. Der Amtsantritt von Bethmann Hollwegs fcheint zunächfi als kein erfreulicher Erfolg von der Zentrumspartei betrachtet zu werden. Wünfch-t der neue Kanzler populäre Neichspolitik zu treiben. fo wird er fich noch mehr als Fürfi von Bülow am Schluffe feiner Amtszeit auf den gefamten deutfchen Libera-lismus fiiitzen miiffen. An diefem aber wird es alsdann fein. in feinem ganzen linken Flügel eine fiarke Phalanr zu formieren. die den Beftrebun-gen des freigefinnten geeinten Bürger-mms kräftigen Ausdruck verleiht.

Max Halbe:
Der Frühlingsgarten
F o r t f e h u n g.

Es wart wie er gefagt hatte, Als ich mich durch die Holunderbüfche hindurchzwängte und über die Sternblumenwiefe zum Weiher hinunter- eiltex hörte ich es aus dem Waffer her bereits luftig plätfchern- und da- zwifchen hell aufjauchzen. Ich fprang in großen Sätzen hinab- um nicht zu fpät zu kommen, und ftand im nächften Augenblick am Rande des Teichesl deffen Spiegel jeßt im Morgenfonnenlicht fo blank und klar glißertet als feien Dunkel und Grauen des geftrigen Abends nur ein ver- fcholleneß nie wiederkehrender Traum gewefen. Auch die blühenden Birn- und Apfelbäume um das Waffer herum ftanden wieder als richtige- ehrbare, fozufagen bürgerliche Obftbäume daz die fich ihrer nußbringenden wirtfchaftlichen Bedeutung wohl bewußt waren und keine Erinnerung mehr an ihr voriges Spukwefen zu bewahren fchienen. Ich hatte dies alles mit dem er|en Blick aufgefaßt und fah mich fuchend nach dem plätfchernden und ausgelaffenen Menfchenkind um„ das mich fchon von weitem mit feinem Jubel angezogen hatte. Richtig tauchte auch fogleich ein fprudelnder und firudelnder Mädchenkopf über der zerteilten Flut auf und fchüttelte lachend das lange fließende rotbraune Haar. Das ziem- lich durchfichtige hellrofa Schwimmkoftüm fchmiegte fich klatfchnaß an die fchlanken nervigen Gliedert indem es Halsl Nacken und Arme frei ließ,

„Ahi Unfer Herr Dichter! Unfer frifch aus der Fremde impor- tierter Herr Dichtersmann!“ rief das weißnackige Fräulein und ftrampelte fo ausgelaffen mit den Beinen im Waffer herum- daß es wie eine Fontane um fie auffprühte und die ftiebenden Tropfen in der Sonne funkelten.

„Iat und Sie find gewiß eine Feenmaid/* gab ich zurückt „der alte Gartengeifi hat Sie mir zwar als Fräulein Euphrofyne von Mitnacht angekündigt.“

„Zu dienen! Die bin ich! Auch Käthchen genannt! Das äußerft widerfpenfiige und borftige Käthchen genannt! . . . Aber jeßt fchnell! Ins Waffer mit Ihnen! Ich fchwimme nach drüben und kehre Ihnen den Rücken! In zwei Minuten haben Sie bei mir zu fein! . Und das da als Vorgefchmach mein hochwohlweifer Herr Prinz und Dichter!"

Dabei holte fie mit ihrer Hand wie mit einem Schöpfeimer über das Waffer hin und fchleuderte mir eine größere Ladung herüber. fo daß ich noch ein hübfches Teil davon abbekam. Na warte! dachte ich mir. zog mich. fo fchnell ich konnte. aus und war gleiäf darauf im Waffer. Ich fchwamm eilig und faft lautlos durch die Länge des Weihers. vorüber an dem bebufchten und umfchilften Infelchen mit dem etwas morfchen Boot. und war nach wenigen Minuten dicht hinter dem fcheinbar läffig dahinfchwimmenden Mädchen. deffen geftreckter Amazonenkörper fich in den dünnen enganliegenden Sihwimmhöschen kraftvoll und jugendlich abzeichnete. Aber wie ich eben zu einem gehörigen Sprißer gegen fie an-fehen wollte. warf fie fich überrafrhend herum. holte mit beiden Armen. wie eine Schnitterin. die eine Garbe auf den Erntewagen wirft. eine mächtige Tracht Waffer aus der Tiefe des Weihers und fchüttelte fie mir in klatfchender Sturzflut über den Kopf. Ehe ich noch das Waffer. das mir aus Nafe. Ohren und Mund troff. richtig abfchütteln konnte. hatte fie mich in einem gefchiäten Bogen umgangen. war mit langen Stößen über die Breite des Weihers gefchoffen und in einem kurzen jähen Saß aus dem Waffer ans Ufer gefchnellt. wo ich die gefchmeidige Geftalt hinter den Büfchen verfchwinden fah. Eine helle fchmetternde Lache kündigte mir den Platz im Grünen verfteckt. auf dem fie fich ihrer naffen. durchfichtigen Hülle _entledigte und wieder in ihre fittfamen Mädchenkleider fchlüpfen mochte. Aber meine Hoffnung. fie wenigftens nos) aus der Ferne zu erblicken und einen lufiigen Gruß von Waffer zu Land mit ihr auszutaufchen. war vergebens. Recht enttäufcht und im wahrfien Sinne begoffen. fchwamm ich noch ein paarmal patrouillierend in dem Weiher auf und ab und ging dann. als fiat nichts mehr regte und nur das Amfelkonzert fich von Ufer zu Ufer antwortete. ebenfalls an Land.

Um die Mittagsfiunde des gleichen Tages lernte ich Scholaftika. die zweite Tochter der Frau von Mitnacht. kennen. Ich hatte den Vormittag mit Ordnen und Einrichten im neuen Heim verbracht und ging. als ich es fernher von den Türmen der Stadt Zwölf fchlagen hörte. noch etwas in den Garten. um mich von der ungewohnten Mühe des Auspackens und Einräumens zu erholen. Auf den fonnigen. aber doch etwas zweifelhaften Morgen war wieder ein heißer und wolkenlofer Tag gefolgt. Das Fir-mament breitete fich in einer tiefen firahlenden Bläue. die meine nordi-fchen Augen hier zum erften Male erblickten. Mir war. als fähe ich den Äther wie in kleinfien durchfichtigen Krifiallkügelrhen leuchten. zittern und funkeln. und ich mußte geblendet die Hand als Säjirm über die Augen

halten. So ging ich eine Weile zwifohen verwilderten Bosketts und über einfk vielleicht wohlgepflegte Gartenwege. auf denen Gnas und Unkraut um die Wette wuchfen. Es war totenftill in der grünen Einfiedelei. Ein weißer Schmetterling gaukelte vor mir her wie ein vom Baume geglittenes Blatt. Sonft regte fich nichts. Auch die Finken und Amfeln fchienen nach ihrem Frühkonzert fich in einem Mittagsfchläfchen auszuruhen. und felbft von dem zeitlofen und allgegenwärtigen Gartenwart war keine Spur zu entdecken. Aber nein! Da fah ich ihn bei einem unvermuteten Durchbli> über Wiefen und Gemüfebeete hin an einem kleinen Hain alter Waldbäume ftehen und mit einer langen weitausgreifenden Gartenfchere aus dem hellen zarten Grün der hohen Wipfel trockene Äfte und Reifer herausfchneiden. Und jeßt. war es nicht. als habe er mich ebenfalls bemerkt und mache mir Zeichen mit feiner Stangenfchere hinüber nach der Richtung. wo ich nun fchon den Nymphenweiher wußte?
In einer Art von unwillkürlichem Trieb. der fchon fait der Gewohnheit entfprach. fchlug ich den bekannten Weg ein und kam über den Hügel mit dem Dianenrund in die Kafianienallee. an deren anderem Ende man zum Weiher hinabftieg. Hier unter den hochgewölbten. dicht zufammengefchloffenen Baumwipfeln war Kühlung und Schatten. und iä) mußte meine Augen erfi aus dem blendenden Sonnenlicht an die Dämmerung des Laubgauges gewöhnen. ehe ich die helle Geftalt eines langfam dahinwandelnden Mädchens gar nicht weit vor mir gewahrte. Ich dachte mir fofort. daß dies Fräulein Scholaftika fein werde. und ging fchneller in dem Gefühl. ich müffe dem artigen Zufall zu .Hilfe kommen. der mir auf fo einfache und doch wieder befondere Weife nun auch die Bekanntfchaft der dritten Schwefker vermitteln wolle. Ie näher ich kam. defto auffallender war es mir. wie fehr die Erfcheinung von hinten gefehen in Säflankheit des Wuchfes und Grazie der Haltung der meiner holden Hausherrin felbft gliä). Wie aber. blihte es gleichzeitig in mir auf. wenn es weder Mutter noch Toäfter. fondern ihrer beider Urahne wäre. die aus dem Rokokorahmcn über meinem Kurfürftenbett gefiiegen und dazu verurteilt wäre." für eine fchwüle Mittagsftunde hier an der Stätte ihres Erdenromans geifternd umzugehen?
Ahnelte nicht die galante Hofdame. deren längft zu Staub zerfallene Reize ein vergeffener Maler der Nachwelt vorbehalten hatte. ähnelte fie nicht. wie i>7 mich gefiern überzeugte. ihrer fchönen Urenkelin auf ein Haar. fo wie die Mädchengefialt da von rückwärts gefehen es tat? Und konnten in diefem verzauberten Garten. in dem der Geift des Rokoko

aus aller Verwilderung zu mir fprach. nicht auch die Geifier jener ver-
funkenen Welt wieder lebendig werden und dem Spätgeborenen zu reden
beginnen?
Ein fremder Schauer wie aus einem Grabgewölbe wehte mir durch
den Kaftaniendom entgegen. und ich fühlte mich faft verfucht. wieder kehrt-
zumachen. Aber dann fchalt ich mich felbft einen Feigling und Hafenfuß
und befchleunigte meine Schritte. um mir auf jeden Fall den Rückzug
abzufchneiden. Bald hatte ich die ruhig und wie finnend hinfchreitende Ge-
ftalt eingeholt und räufperte mich kurz. Sie fchien ein wenig zufammen-
zufchrecken und wandte fich zu mir um. und nun war kein Zweifel mehr. daß
ich es weder mit der fchönen reizeuden Mutter. noch mit der fchmachtenden
graziöfen Urahne. fondern mit einem ganz eigenen achtzehnjährigen Mäd-
chenwefen zu tun hatte. das zwar in vielen einzelnen Zügen Mutter und
Urahne glich. in anderen aber von ihnen abwich und vor allem durch die
großen. dunklen. phantaftifäjen Augen feinen befonderen Ausdruck erhielt,
Glänzten und leuchteten fie nicht. wie ein wunderfamer Stein aus dem
Bergfchacht gleißt und von geheimnisvollem Zauber unterirdifcher Ge-
walten kündet? Ein Strahl aus diefen Augen genügte. wen er traf.
ohne Hilfe und Rettung zu verblenden. und fühlte ich nicht. wie auf den
erften Blick' der Strahl mich getroffen und der Zauber mich gebannt
hatte?
„Fräulein Säjolafkika von Mitnacht. nicht wahr?" fagte ich mit einem
leifen Beben in der Stimme. nachdem ich meinen eigenen Namen genannt
hatte.
Sie nickte mit einem verträumten Augenauffchlag und hatte ein eigen-
tümliches ernfthaftes Lääjeln um den Mund. „Das if't feltfaml" fagte fie.
„Was denn. mein Fräulein?"
..Daß wir uns um diefe Stunde hier begegnen. Lieben Sie auch
fo die Mittagsfiille wie ich? Ich finde. es ift die geheimfte Stunde am
Tage. Niäjt?“
..Ia. fonderbar diefes Schweigen ringsum!“ nickte iäf.
..Aber das Schweigen tönt". meinte fie verfonnen. ..Man dann
fich fo viel daraus deuten. wenn man will."
Wir gingen ein Stückchen wortlos nebeneinander hin. Ein jedes
fchien feinen Gedanken überlaffen. War es die Stille. die auf mich drückte?
Ich fühlte mir das Herz beklommen und die Kehle zugefchnürt. Wie ein
Mantel von Blei lag es mir um die Glieder. Ich mußte mich gewaltfam
aufraffen. ihn abzufchütteln.

„Ich glaube garf Sie machen ebenfalls Gedichtef Fräulein Scho-
laftika?“ fagte ich fchließlich und lachte etwas gezwungen.
„O nein! Fürchten Sie nichts!‟ antwortete fie und hatte wieder
das ernfihafte Lächelnj das mir zuerft aufgefallen war. „Ich bin ein ganz
profaifches Menfchenkind, das noch nicht einen einzigen Vers auf dem
Gewifien hat. Ich wüßte gar nicht, wie man das macht!"
„Wirklich ?" meinte ich ziemlich ungläubig. „Ich würde Ihnen ohne
weiteres die fchönfien Verfe zutrauen. Aber freilich , . . Andere dazu be-
geifiernt ift noch taufendmal fchöner als felber welche zu dichten!"
Das fchöne Mädchen drehte mir halb den Kopf zu und fah mich von
der Seite her mit einem Blick am in dem fich Verwunderung Zweifel
und ein wenig Spott zu mifchen fchienen.
„Soviel ich weiß‟ fagte fie dann ruhig„ „habe ich noch niemanden
zu Gediäften begeifiert.‟
„Dann werd' ich alfo der erfle feinj der fich begeifiern läßt!‟ fpru-
delte ich heraus und hielt„ erfchrocken über meine eigene Verwegenheih
fogleich wieder inne.
Sie fchwieg und runzelte etwas die Stirn. Hatte ich fie durch
meine täppifäfe Plumpheitt ohne es zu wollem gekränkt? Ich fühltet wie
mir das Blut zu Kopfe ftieg und ich über und über rot wurde. Sie fah
mich wieder von der Seite anf fchien es zu bemerken und lääfeltq was zur
Folge hatte„ daß ich noch tiefer errötete. Ich ärgerte mich im fiillen über
mich felbfi und nahm mir vor) meine Dummheit wieder gut zu machen.
„Seien Sie mir nicht böfe, Fräulein Scholaftika!" fagte ichf zuerft
noch etwas ftotternd. „Ich habe Sie nicht verlesen wollen. Es entfuhr
mir fo, Ich weiß felbft_ nichh wie es kam.“
Sie lächelte verföhnt und warf mir einen dankbaren Blick aus ihren
dunkelglänzenden Belladonnaaugen zut der mich fofort von neuem in
Flammen feste.
„Eigentlich kann es doch niemand beleidigemn rief icht „wenn er einen
andern zu etwas begeifiert! Die Sonne da oben weiß ja auch nicht von
fich felbfh daß fie leuchtet und wärmt und das alles hier wachfen läßt,
und doch tut fie's! Warum foll fich ein junger Menfch nicht von einem
wunderfchönen jungen Mädchen zu Verfen anregen laffen? Wozu ifi
man denn jung und neu?! Doch nichh um wie ein Wafferapoftel durch
die Welt zu nüchtern! . . . Alfo geltj Fräulein Scholafiikm Sie find
wieder gut? Sie geben mir Ihre Hand und laffen mir wieder Ihre
Gnade leuchten?"

„Hier haben Sie meine Hand!‟ fagte fie mit offener Herzlichkeit.
„Und böfe bin ich Ihnen gewiß nicht gewefen! Aber Sie haben fo etwas Spöttifches im Ton, Das wiffen Sie vielleicht felbik nicht?"
„Ich ipöttifch?“ rief ich ganz verduizt. „Ich ipöttifch?! Wer das von mir fagt . . .?! Begeifiert war ich! Begeiftert bin ichj wie noch nie in meinem Leben! Iäj fpöttifeh? Sie find fpöttifchj Fräulein Scholaftika! Sie! Sie!"
„Dann find wir es eben beide und wiffen es nicht!‟ lachte fie. „Aber nein!" fuhr fie ernfier fort. „Sie müffen nicht denkenj daß wir zimperlich findj wir drei Mädäjen hier! Das haben wir von unferer Mutter gewiß nicht gelernt! . . . Was fagen Sie zu unferer Mutter? Ifi unfere Mutter nicht fchön?"
Ich ftimmte lebhaft und eifrig ein.
„Und gut und klug!‟ feßte fie hinzu. „Eine folche Frau wird es fobald nicht wieder geben.“
„Und wifien Sie, woran Si e mich vorhin von rückwärts erinnerten?“
Sie fah mich fragend an.
„Nun eben an Ihre Mutter. Fräulein Scholafiika!"
„Sagen Sie Gretchen‟, fiel fie lachend ein. „Wir drei nennen uns untereinander K'lärchen, Gretchem Käthcheu. der Einfachheit halber. Unfere richtigen Namen klingen fo tantenhaft. Käthchenj das ift Euphrofynej unfere Iüngfte- meint, zu den Namen gehören eigentlich große Nachthaubenj die bis über die Ohren gehen und mit langen Bändern vorne zum Zubinden unterm Kinn. Wenn wir einmal altej zittrige Damen findj glaub' ichj werden die Namen wohl pafien.‟
„Wie find Sie denn zu den Namen gekommen?‟ fragte ich mit einiger innerer Verwunderungj daß mir das Ungewöhnliche daran er| in diefem Augenblick auffiel.
„Unfer Vater war Kirchenhiftoriker und Theologey ein hochgelehrter Mann. Unfere Namen fiehen hintereinander im Kirchenkalender vom Februar. Er hat gewiß eine ganz tiefe und finnvolle Abfiiht dabei gehabt. Nur weiß kein Menfch mehr welche! Aber die Namen haften uns nun wie Nachtmüßen durchs Leben an! Wiffen Siej wie unfere Freunde uns nennen? Die drei Fafinachtsheiligen! Im Gegenfaß zu den drei Eisheiligen! Weil öfters Fafinaäzt auf unfere Namenstage fällt!‟
Ich mußte herzlich lachen. wie fie das alles fo ruhig und ernfthaft und mit einem kaum merkbaren Lächeln erzählte.

..Die Faftnaihtsheiligen!" tröfiete ich fie. ..Das i| doch fo übel nicht! Das klingt ja luftig genug! Man möchte f ofort zu tanzen anfangen!"
..Ach. wir find alle drei keine Fafinachtsmenfchen". erwiderte fie melancholifch. ..Selbft Käthchen nicht. die noch die Luftigfie von uns ift. Wir find fpätes Blut. Sie fagten vorhin. ich ähnele meiner Mutter. Nein. dazu hab' ich's zu weit. Unfere Mutter ift von ganz. ganz anderm Schlagl"
..Soll ich Ihnen verraten. an wen Sie miä) noch erinnerten. als Sie fo durch die Allee hingingen?"
,.Nun?"
..An Ihre Unahnel Die bei mir oben im Zimmer hängt!"
„An Lifelotte von Merenberg. die Geliebte Karl Philipps von der Pfalz? Ia. es heißt allgemein. daß ich ihr ähnlich fehe. Übrigens unfere Mutter noch mehr , . . Ach ja. wer Lifelotte von Merenberg wärel"
Ich fah meine Begleiterin von der Seite an. Sie hatte den Kopf ein wenig geneigt. Die Augen blickten verfchleiert in die Ferne.
..Wünfchten Sie. die zu fein?" frag-te ich nach einem Augenblick.
„Was hilft alles Wünfchen?" erwiderte fie mit einem müden Achfel-zucken. „Gerade. was man fein möchte. das kann man nie werden. Dazu müßte man eben ganz anders fein. als man ift."
„Und dann wünfchte man fich vielleicht wieder das Gegenteil". warf ich ein.
,.Nein. nein". fuhr fie fort. ..wir alle drei find alte Menfchen. fo jung wir find, Das werden wir wohl von unferem Vater haben. llnfere Mutter ift jung und wird es auch bleiben. Und wie jung muß erft unfere Ururahne gewefen fein! . . . Darum kann fie auch nicht zur Ruhe kommen."
Ich fah überrafcht auf. ..Nicht zur Ruhe kommen . . .?"
Sie nickte mehrere Male nachdenklich vor fich hin.
,.Ia. es foll Leute geben. die fie im Garten hier wandeln fehen."
Wir fchwiegen beide. Ich fühlte. wie es mir leife über den Rücken kroch. Nichts rührte und regte fich in den fpitzbogigen Wipfeln der uralten Kafianien. in deren kühlem Schatten wir langfam neben einander auf- und abfchritten. Ich glaubte. das Mädchen an meiner Seite atmen und ihr Herz klopfen zu hören. Mir war plößlich feltfam weich und wunderlich zumute. Ich fehnte mich nach einer Seele. die wie die meine zu bangen und fich zu fehnen verftiinde. nach Augen. in denen im untertauchen. nach Lippen. von denen ich trinken. nach einem klopfenden Herzen. das ich um-

fangen könnte. und wie ein Lichtpünktchen in fernfter Ferne eines ftock-
dunklen Grubenganges blißte ein augenblirrskurzes Erinnern auf. als ob
dies alles fchon einmal vor urlanger Zeit fich zugetragen. blißte auf. das
Pünktchen. und verfchwand im Nu.
..Glauben Sie nicht auch.“ fagte meine Begleiterin in die traum-
fchwere Stille. ..daß man wiederkommen kann. weil man fich noch nicht
ausgelebt hat auf Erden? Vielleicht. weil man jung geftorben if't. oder
auch. weil man nicht fatt geworden ift am Lebenstifch. fo alt man war?"
..Schon möglich!" fagte ich zerfireut und dachte an das Grubenlicht-
chen. das fich im Dunkel des Bergfchachts verloren hatte.
..Dann werden wir wohl alle drei einmal hier im Garten fpuken.
Apollonia. Euphrofyne und ich‟. fagte fie mit einem kurzen Lächeln.
..und werden 'nach dem Schein des Lebens jagen. nachdem das wirkliche
Leben an uns vorübergegangen ifi."
Ihre Worte klangen trüb und refigniert. Und doch mußte ich unwill-
kürlich lächeln. wenn ich mir vorftellte. daß es ein achtzehnjähriges Mäd-
chen. nicht älter als ich. war. das fo fprach.
..Aber was hätte denn Ihre Urahne für einen Grund. hier umzu-
gehen?" fragte ich. ..Ich dächte. die hätte auf ausgelebt genug?l"
..Wer weiß!‟ meinte fie achfelzuaend. ..Vielleicht hat fie fich noch
nach etwas anderem gefehnt. als einen alten Kurfürfien zum Freund zu
haben! Vielleicht auch nicht! . . . Aber. daß fie den Mut hatte. das zu
fein. was fie war. troß des Urteils der Welt. darum nenn' ich fie jung! So
jung. wie keine von uns!"
..Den Mut hätten Sie alfo nicht?" fragte ich leife und fühlte mein
Herz ftärker fchlagen.
Sie fah mir voll ins Geficht. In ihren Augen fchien hinter dichtem
Schleier ein tief geheimes Feuer zu leuchten.
..So zu fein. wie Lifelotte von Merenberg?" fagte fie . . . ..In man-
chen Stunden vielleicht den Wunfchl Aber wohl niemals im Leben den
Mut! . . . Ift das nicht lächerlich dumm?"
..Und verwünfcht tragifch zugleich!“ erwiderte ich und fühlte eine
warme weiche Flut von Mitleid in mir auffteigen. Jäf hätte die Arme
ausbreiten und das fchöne ernfthaft lächelnde Mädchen an meine Bruft
ziehen mögen. um ihm die dunklen Säfatten von Stirn und Lidern wegzu-
küffen und Herz an Herz. Mund auf Mund mit ihm das Alter und den
Tod zu vergeffen.

.Holde- unvergeßlichet beflügelte Tage von Monrepos! Beglänzt
vom Rofenlicht feuchtfehimmernder Morgenfrühel Überfirahlt von blendender Mittagshelle über tieffchweigendem Wipfelmeerl Durchleuchtet von ausgegoffener Sonnenuntergangspracht in He>e und Bufch- in Garten und Hain! Umdroht von zuckendem Schwefelfchein und dumpf krachendem Donnerfchlagj von ftürzender Regenflut und taufendftimmigem Sturmgeheull Befriedigt vom weißen fließenden Silberliäjt um mitternächtliche Giebel und Erker und von unendlicher Sterne Gefunkel über Wiefendämmern! Goldener nie wiederkehrende Tage von Monrepos! Es fiehen die hundertjährigen Kafianien über und über bis in die höäjfien Kronen hinauf mit weißen und roten Kerzen wie Weihnachtsbäume be-]teckt. Es jubeln die Vogelchöre in den Dämmerftunden kurz vor Tag dem herauffteigenden- Morgen entgegen und begleiten das finkende Gefiirn mit fehnfuchtsvoller Klage zur abendlichen Raft. Der fchwüle Atem des Faulbaums ftreicht Welle nach Welle durch die Mondnacht zu mir herüber- und die weichen violetten Wogen fernher über den Garten getragener pfingftlicher Fliederdüfte vom lichtefien Maientag umfangen meine morgendlichen Sinne ganz. Helle- flatternde Mädchengewänder blißen zwifchen wucherndem Efeugrün auf und verfchwinden hinter undurchdringlich verwachfenen Taruswänden. Weiße Marmornymphenf die nackten Reize kokett und dürftig von Moos verhüllt- fchmachten aus blühender Narziffen Umarmung dem ta|enden Blick entgegenj und zwifchen verfchlafenen Boskettsy unterm diifteren Kafianiendom und durch das entfeffelte Traumrei>j f>fwüler mitternächtlicher Sehnfuchtswünfche fäjwebt lockendj gaukelndj finnlich graziös meine Dame aus dem Rokoko. über dem allen aber fchienen unermüdlich Auge und Hand des eisgrauen uralt-gefchäftigen Gartenmeifters zu walten. Oftmals hörte man den hellen fchürfenden Klang feiner Erdhacke von entfernten Gemüfebeeten her, Artfchlag hallte dumpf durch das grüne Revierj und das gierige Wehen feiner Senfe fchrillte grell über den feuchten dunftigen Wiefenplan.
„Ift es wahr) daß er fo alt wie der Garten hier ift?“ fragte ich eines Tages Frau von Mitnacht, als wir in der Iasminlaube faßen und wieder einmal aus weiter Ferne fein raftlofes Dengeln vernahmen.
„Schlößchen und Garten find gut ein Jahrhundert alt‟t entgegnete fie nachdenklich, und es fchient als ob fie mir ausweichen wollte. „Haben Sie nicht die Iahreszahl auf der Porphyrfliefe vor der Haustür gelefen?“ feste fie nach einem Augenblick hinzu.

..Gewißl Gewißl" fagte ich. ..Aber was hat das mit Eli zu tun?"
Eli war die Form. unter der wir feinen ehrwürdig biblifchen Namen
Elias abzukürzen pflegten.
..Er behauptete ja fogar". fuhr ich fort. ..er fei fchon alt gewefen. als
die Bäume und das alles hier noch jung waren. Damaäj müßte er ja feine
zweihundert Jahre auf dem Rücken haben?"
Frau von Mitnacht lächelte vor fich hin.
..Sieht er nicht auch fo aus?"
Ich fuhr mir aufgeregt mit der Hand durchs Haar und klopfte mir
auf die Schädeldecke.
..Zweihundert Jahre gelebt. Frau Amalia?! Das ift doch grauen-
volll Zweihundert Sommer und Winter auf Erden gelebt!? Das ift
doch nicht auszudenkenl" -
..Für einen Gärtnersmann? Warum nicht! . . . Aber vielleiajt
macht es ihm Spaß. Sie ein bißchen zum beiten zu haben. liebfter Ber-
nardo! Oder er bildet fich*s wirklich ein. die Kaftanien und Ulmen mit
eigener Hand gepflanzt zu haben. Dann laffen Sie ihm doch feinen
Wahn! Alte Leute find wunderlichl Wir werden es dermalein'fi auch
nicht beffer treiben. mein Freund!"
„Gott bewahre mich vor zweihundert Jahren!" fchrie ich ganz ent-
feht und faßte mir an den Kopf. in dem es zu wirbeln begann.
..Und fagen Sie. Frau Amalia.“ fuhr ich nun einmal im Zuge fort.
„wie konnte er wiffen. daß ich kommen würde. damals. am erften Tag?"
„Wußte er das?“
„Er fagte. Sie erwarteten mich fchon. Alfo müßten auch Sie . . .?
Ganz unbegreiflichl“
Sie unterbrach mich lächelnd.
..Er hat die Manie. alles vorauszufehen und alles beffer zu wiifen.
Und was mich betrifft . . . Warum foll man denn nicht auf etwas
Liebes und Angenehmes warten. das vielleicht unterwegs fein könnte?
Manche warteten ihr Leben lang darauf. und es kommt nie. Ich habe doch
wenigftens nicht umfonft gewartet. Sie ka m e n ja. mein Freund!"
Sie fah mich mit einem Blick fajalkhafter Sympathie an. vor dem
ich unwillkürlich die Augen niederfchlug. Ihre Stimme hatte den füßen.
fchmeichelnden Eelloklang. der von Seele zu Seele fpricht. Vom erfien
Moment an hatte mich der tiefe Wohllaut diefer Stimme gebannt und
mit geheimem Gefang erfüllt. Aber heute fchienen die Worte weicher
und fchmelzender denn je von ihren Lippen zu fließen. Und ein verbor-

gener. rätfelhafter Sinn fchien in den Geigentönen mitzuklingen. I>j
erhob meine Augen und ließ fie in einem umfangenden Bli> an ihrer
fchmiegfamen Geftalt heruntergleiten. Ihre Augen begegneten den meinen.
und es war. als neige fich ihr jugendlich fraulicher Leib der kofenden Um-
armung meines Blicks. So war das Schweigen weniger Sekunden. Ein
leifer Seufzer hob ihren fchön atmenden Bufen, Sie fah aus ihrer Ver-
lorenheit auf und lächelte von neuem.

..Schon v o r Ihnen haben junge hoffnungsvolle lebensfrohe Men-
fchen an die Parkpforte von Monrepos geklopft. und Eli der Alte hat
ihnen aufgetan. Vielleicht hat er fie ähnlich begrüßt. wie Sie. Bernardo L"

..Und eine wunderfihöne Frau im duftigen Frühlingskleid wird
fie auch ebenf o herzlich und freudig empfangen haben wie mich. nicht wahr.
Frau Amalia?" erwiderte ich und fühlte eine Welle des Unmuts in mir
auffteigen. War es am Ende gar kindifche Eiferfucht. was mir wie ein
häßlicher Gefchmack auf die Zunge trat? Sie neigte anmutig den Kopf
und hatte. wie mir plötzlich fchien. ein kokettes. um nicht zu fagen herz-
lofes Lächeln um die Lippen.

..Wenn es Sonntagskinder waren. gewiß!"

..Ich dächte. nur Sonntagskinder follen Zutritt in Monrepos
haben?" Ich hatte das fafi troßig hingeworfen.

..Gewiß. mein Fretmd!" nickte fie und drohte mir mit dem Finger.
..Nur dürfen fie auch nicht gar zu ungebärdig fein. Es wird ihnen ja
vieles nachgefehen. ihrem Stern zu Liebe. aber fie müffen ihrem Stern auch
Ehre machen. Daß man als Sonntagskind geboren ift. das hat man im
Alltag zu erweifen."

Sie war ernfi geworden und fah mir mit mütterlicher Überlegenheit
ins Geficht.

Ich errötete und fenkte den Kopf.

Sie legte mir die fchmale. vornehme Hand auf den Arm.

..Es kann keiner in Monrepos bleiben." fagte fie in einem feltfam
verfrhleierten Ton. der den Sinn der Worte undurchfichtig zu machen
fchien. ..Der Frühlingsgarten ift nur. um hindurchzugehen. Auch Ihre
Stunde wird fchlagen. Bernardo."

..Nur nicht daran denken!" warf in) dazwifchen und hatte ein er-
fiickendes Gefühl im Halfe. wie jemand. der aus einem fchweren Traum
zu erwachen trachtet.

Sie fchien es zu bemerken und firich mir fanft und begütigend über
mein wirres Haar.

..Ia. ja. mein Freund. auch Sie werden wir der Welt da draußen
wieder zurückzugeben haben."
..Und Sie. Frau Amalia?" fragte ich noch immer beklommen, ..Sie
bleiben Ihr Leben lang hier? Sie gehen nie von hier fort?“
„Das if't unfer Frauenlos". erwiderte fie ernft. ..Wir haben den
Garten zu hüten. Auch nach Ihnen. mein Freund Bernardo. werden
junge. finnenfrohe. zukunftsvolle Menfchen an die Pforte von Monrepos
klopfen. und Eli der Alte wird fie empfangen. Sollen fie umfonf't nach
Amalia von Mitnacht fragen?"
Ihre Hand. die fie mir mütterlich auf die heiße Stirn gelegt hatte.
war fanft heruntergeglitten. Ich erfaßte fie und drückte das kühle fam-
metweiche Fleifch in der meinen.
..Erinnern Sie fich noch. Frau Amalia. was Sie mir damals bei
meinem Einzug für eine Lehre gaben?"
Sie fah mich erwartend an.
..Erft leben! Und dann Gedichte machen! So fagten Sie!“
..Nun?"
,.O. wie haben Sie recht gehabt! Kaum einen einzigen Vers hab'
ich zuftande gebracht! Dabei ift mir die Seele fo voll! Zum Zerfpringen
voll! Ich könnte weinen und mich zu Tode fehnen! Iäj weiß nicht
warum! Ich weiß nicht wonach! Helfen Sie mir! . . . Warum fallen
mir keine Lieder mehr ein? Ift es mit mir fchon aus? Ach. wär's doch
dann mit allem aus und vorbei!"
Ich hatte die Worte gef'tammelt und gefchluchzt und fank. den bren-
nenden Kopf in die Hände gepreßt. vornüber. der holden. duftigen Frau in
den Schoß. Sie aber beugte fich über mich und drückte mir einen Kuß
auf das Haar. der mir warm und löfend durch die Glieder rann.
..Alles wird wieder kommen. Das if't der Frühlingsgarten. mein
Freund. das i| der Mai!" . . .
Fortfetzung im nächfien Heft

?)lbr-.tchtDÃ¼rert ..
Junges ?tliÃ¤dchen (KohlezeiÃŸnun
*im 'uf Seite. 197
K
8
x
F
sw
4
i
.1-

Der WWMJZ „_. .... -_._,--_iZx_-*xal-->
„Ia, ja. n-ein Freunr, aus) SF": werden rr-'r der Weir da ("ran-3. wieder zurück-iigcbcn haben."
,line Sie, _Lian Amy-12a?" fragte ich nech immer beklr-nrmern bleibcn Ihr Wein (ai-q hier? Sie geber; .*ie dcn hier frei?"
„Das ifi unicr Fauenlcs'J erwiderte i1: ernfi. ..Wir habe* Garten zu hüte... (inch nach Ihnen, mein Fr:und Bernardo, cr _innze, finn..'*froh»*. ziel:1:1ftslctle Renft-hen an die Pforte von Mo.-r - kierfrrn und Eli de.- ?fiir nm fie emrfangeu. Sollen fie umfroü *.e Ile-.aim ven Manni-h: fingen?"
J'7re Hand. die fir mir mütterli-.lj auf die heiß.. :ct-rn g-l-ge *. » war fanfi heruntergiglitter. I-h erfaßtc fie und drü tre das k* „fr - *nerweiche Flmfä) in der meinen.
„Erinnern Sie fi-h non» Frau Amalia* was Sie wir uam -32 " meinem Einzug für eine Lehre gahin?"
Sie fa!i mich erwarten!: an. .
„Erft leben! Lino dann G-diclfie machen! So intim' Sie!
,.Pu1.?"
„L, w*e haben SX renz: gehabt! Kaum einen eirzigin ?ers d.- ich eufianre gebuacliti Dabei ifi mir nie Seele fo volli Zn*: NANO-:u- vcll! Ich k'nnnZe wein-n und miih zu Tode fehnen! „1a, wei.) -a *- warn-al Ich nei? *ii-ht wonach! Helfen Sie mir! . War-im f..- . nn*- krin- Likkrk melr ein? Ii? es mit mir fchoa aus? Aa). . -»..'.*'o i " dann mit ati-*en aus uno vorbei?"
*Ich nme die Worte geitmnmelt und gefchluchzt und fankr in; * nenden 'reif :n die Ffw-ide g-.preßn cornüber- der holdem duftige: ?17. * den Still?, Sie alcr drug-.e fich über mich und drückte mir fiinf* auf das ..Haar Der m-r warm und löfend durch die Gl-eder rank,
„Alles wird 'Niki-I." kon-men. Das ifi der Frühlingsgatcr Freund, las ifi rx! Mai!" . , .
Foctfeigung i'!! nöchfien .fr--

1
F
. .
i'i
,M
|
.WMI er...? Ã– ...an uns k., ...pure ...tut FFW-.q e
k q Qi i 1 . t .
.. . 3.--.. (Akt .. k
. ...DMOZ-...NT- c
lezeichnung)
Ã¼ r e r:
Ã¤dchen (Koh
Seite 197
unges
Albrecht D
M
I
Text auf

Tabakgenuß und geifiige Arbeit

Eine Umfrage von br. C. F. van Vleuten

Eine Rundfrage. die ich vor einigen Jahren über die Wirkung des Alkoholgenuffes auf dichterifche Arbeit anftellte. follte urfprünglich viel weiter gefaßt werden. Es follte nicht nur der Tabak. fondern auch Kaffee. Tee und andere Genußmittel in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Wenn nun zunächft doäj nur der Alkohol berückfichtigt wurde. fo gefchah das. weil gerade bei diefen Fragen. die an der Klärung des geiftigen Schöpfungsvorgangs mitarbeiten möchten. möglichfte Einfachheit geboten ift. Allzuleicht verfchwimmt fonft die Antwort ins Weite. und fo intereffant für das Verfiehen des einzelnen Künfilers die Mitteilungen fein können. fo wenig laffen fie fich untereinander vergleichen und zu Ergebnifien formen. Aber fchon bei den hundertfünfzehn Antworten. die fich mit der Weingeiftwirkung befaßten. tauchte hier und da das braune Kraut auf und wurde als ein Helfer. wenigftens als ein Kamerad gepriefen. Da lag es nahe. jene bedeutfame Reihe von Äußerungen zum Thema Alkohol und Kunftfchaffen zu vermehren und zu ergänzen durch eine ähnliche Sammelforfchung über die Wirkung des Tabaks auf die Entfiehung des Kunftwerkes. Und es gab einige Momente. die einem folchen Beginnen einen befonders großen Erfolg zu verfprechen fäjienen. Denn während das Bild des Dichters. der. das Weinglas neben fich. begeiftert feine Jdeen dem Papier anvertraut. mehr der alteingefchliffenen Phantafie der Fliegenden Blätter entfpricht als dem wirklichen Leben. gibt es wirklich fehr viele Künftler. die in vollen Zügen den Tabakdampf trinken. während die Jdee fich klärt oder die notwendige. eingeborene Form fich rundet. Darüber läßt fich gar nicht ftreitenz jeder. der das Glück hat. viele Künftler zu kennen. wird zwanzig in einem Atem nennen können. bei denen es fo ift. Und man muß fich nur an die Jnnigkeit erinnern. mit der ein Raucher von. feiner Rauchleidenfchaft fpricht. um zu vermuten. daß auch bei dem rauchenden Künftler feidene Fäden zwifchen dem Genuß der Nikotianablätter und derSchaffung undGel'taltung desWerkes fich fpannen. Der richtige Raucher trifft keine wichtige Entfcheidung.

:0 l35

er freut fich keiner Lebenshöhe. er durchringt keinen Schmerz. es fei denn in blauen. duftigen Wolken. So läßt fich vermuten. daß auch der Künftler. der ein Freund des Tabaks ift. fein Tiefftes. das Werden und Wachfen feiner Schöpfung. mit diefem feinem Genoffen durchlebt. vielleicht von ihm gefördert. beraten. gefchüßt und weiter geloät. Und follte das Ergebnis ein anderes fein. fo wäre auch dies wieder möglicherweife eine Brücke zu allerhand Erkenntniffen über die Wege der Schöpfung.

Eine Rundfrage läßt fiäj auf zweierlei Art aufteilen, Die Antworten können einmal ohne Namennennung gewünfcht und bearbeitet werden. Dies Vorgehen. das auf den erfien Blick fehr einleuchtet. halte ich aber keineswegs für glüäliäj und weiß durch befiimmte Mitteilungen. die ich als Arzt empfing. daß in einem Falle. als es fich um die Verbreitung einer gewiffen Perverfität unter Arbeitern handelte. durch diefe Anonymität das Ergebnis fehr gelitten hat. So ift der zweite Weg der richtigere und natürlichere. der befonders auch hier. da es fiäj um individuelle künftlerifche Fragen handelt. der einzig gangbare ifi: daß der Befragte durch feinen Namen erfi ermöglicht. der einzelnen Beobachtung durch Vergleich mit dem Kunfiwerk Fleifch und Blut zu geben.

So wurde an etwa hundert deutfche Dichter. Maler und Komponiften ein Brief gerichtet. der ihnen die Bitte vorlegte. fich über ihr Verhältnis zum Tabakgenuß und deffen eventuellen Einfluß auf ihre Arbeit zu äußern.

Die Antworten. welche zuerft einliefen. feien hier (in alphabetifcher Reihenfolge) aufgeführt. Weitere werden folgen. und eine Zufammenfaffung der Ergebniffe fei aufgefpart. bis das gefamte Material vorliegt.

Peter Altenberg:

Rauche ausfchließlich Zigaretten. Bevorzuge .die türkifchen dicken E n - A ala. da man dabei die einfach getrocknete Pflanze felbft zu rauchen vermeint ohne Zufäße. Wenig. Bedürfnis nur eine nach Frühftück. nach Namtmahl. Geifiig-feelifche Wirkungen feit jeher N u l l. Tabakgenuß i| wie ein jeder Genuß abfolut keine zwingende Notwendigkeit, Man tut alles nuraus Mangel an Selbftzucht und zu wenig Achtung vor feinen latenten Lebensenergien. Man vergeudet aus Unerzogenheit. Stupidität und Irrfinn.

Tabakgenuß und geiftige Arbeit
diefe drei ufuellen Stimulantien in unferer unglückfeligen Lebensmafchine,
Es gibt nichts, was man nicht entbehren könnte, als bei Heißhunger ganz leicht verdauliche Nahrungt bei Durft Wafferj und falls man feelifch-geiftig liebtj f ch li e ß l i chf als Krönung des Gebäudes von maßlofen inneren Zärtlichkeitenj den Befih des geliebten Leibes felbfi! Unentrinnbar find Hungen Durft- Liebej Eiferfucht. Hier zerfchellt man an Klippen. Aber die Genußmittel find K i n d e r f p i e l z e u g einer tändelnden unreifen u n m ä n n l i ch e n Menfäfheit. Hungerej bis dir eine harte Brotrinde als Leäerbiffen erfcheint! Dann wird fie dir implicite zu einem hervorragenden Genußmittel! Das Naturgemäße werde dir zu einem Tonicum! Tabak iftüberwindbar!

Leo Blech:

Ich habej feit den erften üblichen Verfuchen- nie gerauchtf weil ich keinerlei Genußempfindung beim Rauchen hatte.
Ob ich andere Mittel dem Tabak vorziehe? Mittel wozu? Zur Hervorbringung großer Kunftwerke? Kennen Sie einesj wird mich die Mitteilung Ihrer Erfahrung glücklich machen,

Ottomar Enking:

Sehr geehrter Herr! Wie den Alkoholgenußj fo habe ich auch das Rauchen längft aufgegebenj weil ich zu der unerfchütterlichen Uberzeugung gelangt binj daß es für einen Menfchent der feine Würde bewahren und frei und gefund fein willj ganz notwendig iftt ohne jegliches Reizmittel zu leben und zu fchaffen.

Otto Ernft:

Ich rauche nur Zigarrenf und zwar beffere lieber als fchlechteret am liebfien alfo Importen und .Hamburger oder Bremer Fabrikate. Mein tägliches Quantum beläuft fich auf acht bis zehn Stückj darunter eine Importzigarre von bedeutendem Kubikinhalty einige fchwerere und größtenteils leichtere Sorten. Ich rauche vorj während und nach dem Schaffenj habe

aber einen Zufammenhang zwifchen Tabakgenuß und Produktion oder Infpiration niemals feftftellen können. glaube auch. daß bei mir Infpi-ration und Produktion auf irgendwelche Reizmittel niemals angewiefen find; ein Bedürfnis diefer Art habe ich jedenfalls nie empfunden. Ein einziges Mal habe ich wegen eines Katarrhs meine Rauchgewohnheit vierzehn Tage lang unterbrochen; ich halte dies für die |ärkfte Willensleiftung meines Lebens. Jetzt rauche ich auch während des ftärkften Katarrhsz es fchadet mir nichts und fchmeckt befonders gut. Im übrigen verweife ich auf meine Plauderei ..Vom Rauch- und Brandopfer“ im ,.Geruhigen Leben".

.Herbert Eulenberg:

Ich rauche nur Zigaretten. Nie in meinem Leben habe ich eine Zigarre ganz aufrauchen können. Freilich nehme ich auch von den ägyptifchen Zigaretten -- je leichter. je lieber! - nur eine oder zwei im Tage nach den Mahlzeiten. Beim Arbeiten. Schreiben zu rauchen. wäre mir unmöglich. fihon wegen der Afihe. die einem auf das Papier fällt. und des häßlichen Geruchs. den die mit dem Rauch angeblafenen - Lieblingsgewohnheit fchwäbifrher Schriftfteller! - Manufkriptblätter annehmen. Von der Wirkung des Tabaks auf meine Produktion kann ich darum nicht reden. .

Rudolf Herzog:

Die Zigarre ift mir bei der Arbeit unentbehrlich. Ich rauche täglich. während des Schaffens. Von morgens bis abends insgefamt fünf Zigarren. Aber wohl das Zehnfache an Streichhölzern ift vonnöten. um fie in Brand zu halten. Fließt die Arbeit - fo ruht die Zigarre. Kommt eine Stelle. die mir zu fchaffen macht. die eine Konzentrierung aller Sinne beanfprucht - fo greift die Hand unwillkürlich nach der Zigarre. Und ftets war fie mir Freund und Helfer. Denn das Rauchwölkchen lenkte den» Blick von den Dingen der Umwelt ab auf einen einzigen Punkt. Und diefe Sammlung ließ die fernften Saiten erklingen. -

Fehlte mir einmal die Zigarre. fo verfpürte ich eine merkwürdige Unruhe. der ich nur mit großer Willenskraft Herr zu werden vermochte.

Tabakgenuß und geifiige Arbeit

Wilhelm Hegeler:

Ich rauche jeden Tag ziemlich regelmäßig fechs Zigarren: morgens eine. am Nachmittag. der meine Arbeitszeit ift. vier und abends wieder eine. Ich verfpüre vom Rauchen eine angenehme belebende Wirkung.

Paul Heyfe:

Ich habe nie Zigaretten geraucht. nur Zigarren und immer nur nach einer Mahlzeit. morgens eine ganz leichte. nach Tifch eine importierte. abends eine billige deutfche. Das Rauchen war mir ftets ein Genuß-mittel. als Anregung zu geifiiger Tätigkeit hat es mir nie gedient. doch würde es mir fchwer werden. es zu entbehren. da es beruhigend auf meine Nerven wirkt.

Timm Kröger:

Wenn ich mi>j der Ruhe freue. und es fehlt mir der Glimmfiengel. dann ift das Glück noch nicht vollfiändig. Während der Arbeit rauche ich niemals.

Heinrich Lilienfein:

Nächfi Liebe. Kunfi. Freundfchaft und Freiheit meiner Perfon brauche ich zu einem zufriedenen Leben eigentlich nur noch meine Zigarre. Ich brauche fie in müßiger Einfamkeit. ich brauche fie zu behaglicher Gr-felligkeit; am notwendigfien brauche ich fie beim Schaffen. Sie verleiht meinen Gefühlen diejenige Temperatur. deren fie bedürfen. um fich in Phantafie umzufeßen. und meinen Gedanken die Gefchmeidigkeit und Be-weglichkeit. um diefe Phantafie fefizuhalten. zu formen. mitzuteilen. Mit anderen Worten: das Rauchen befchleunigt meine Gefühls- und Gedanken-affoziation. Ich rauche alfo regelmäßig. vier bis fechs nicht zu fchwere Zigarren am Tag. Schmecken fie mir nicht. fo ifi das ein Zeichen. daß ich krank bin. Wenn meine Mitmenfchen. um ihre Achtung vor fich felber noch zu erhöhen. es eines Tages für wünfchenswert halten follten. mit Steigeifen auf den Wolkenrändern fpazieren zu gehen. fo würde ich es vorziehen. beim Genuß einer guten Zigarre über fie zu lächeln.

I.
Georg Freiherr von Ompteda:
Nichtraucher!
Nie mit Leidenfchaft geraucht. fondern als junger Menfch nur weil: zuerft (Knabe) verboten. dann (junger Offizier) die meiften anderen es taten. Bei Erwachen größerer Selbftändigkeit das Rauchen ganz aufgegeben wegen Ohrleiden - ohne Bedauern. Heute: Abneigung gegen Tabakrauch. der mir phyfifch unangenehm ift. fo daß mich bei längerem Verweilen in ftarkem „Hecht" fogar Übelkeit überkommt. Dadurch: gefchärfte Sinne für Raucherunarten wie: Afcheumherfkreuen. rückflchtslofes Anblafen. Anbrennen von Stoffen durch glimmende Zigarrenteile. Luftverunreinigung in engen Räumen. Rauchen ohne vorherige Anfrage wo nicht Rauchfreiheit. Aber: durch Gemeinfinn. Gerechtigkeitsgefühl. gute Erziehung: Duldung des Rauches und Verfchweigen meiner Abneigung gegen feine Befchäftigung _ bis auf diefe Erklärung. die ich abgebe. um den Herren br. Osborn und Ol'. van Vleuten gefällig zu fein.
Falls unter „andere Mittel" Stimulantien verftanden fein follen -- nein. denn jedes ,.anreizende Mittel" verfehlt bei mir den Zweck. ja würde. wie z. B. der Akohol. mich an der Arbeit hin d e r n.
Paul Scheerbart:
Ein fchnelleres Verknüpfen von» Sinneseindrü>en wird nach meinen Erfahrungen durch den Tabaksgenuß zweifellos hervorgerufen. Die Pfeife wirkt am heftigften und fchnellften auf mich - fchon nach zwei bis drei Minuten. Ich rauäje regelmäßig jeden Tag fieben bis aäft große leiäjte Zigarren. Pfeife nur noäj fehr felten. Ich rauche vor und nach der Arbeit. nie während der Arbeit. Ich glaube. daß die Gedankentätigkeit befchleunigt wird durch den Tabak - nicht die Stimmungsintenfität. Andrerfeits wirkt der Tabak n a ch der Arbeit auch wieder beruhigend - wohl dadurch. daß er die Gedankentätigkeit auf andere Dinge lenkt. Alkohol ift jedenfalls zur Beruhigung (Vereinfachung) beffer. Ohne Tabak habe ich wohl feit fünfundzwanzig Jahren nie gelebt. Ich kann fomit nicht fagen. wie das Ausbleiben der Tabakwirkung fich äußert. Die Beeinfluffung der Produktion durch den Tabaksgenuß erfcheint mir zweifellos. Es findet fchnelle Kompofition von Bildern und Vorfiellungsreihen f'tatt. Die Ver-

ftandestätigkeit wird fehr gefieigert - aber auch nur diefe. Die maßgebenden künfilerifthen Stimmungsfaktoren werden vom Tabak nicht berührt. Bei einem Raucher wird alf o das Klare und Nüchterne überwiegen - das könnte man wohl behaupten, Iener Preußenkönig. der das Tabakskollegium gründete. war doch auch fehr nüchtern. Aber - das Geiftige aus dem Körperlichen erklären wollen. führt doch ins Materialifiifche. Und das wollen wir doä) nicht mehr. Jedenfalls ziehe ich dem Tabak andere Erregungsmittel nicht vor.

Johannes Schlaf:

Ich rauche den Tag über durchfchnittlich fechs leichtere Zigarren. Achtpfennigzigarren. Daneben aber mit Vorliebe bei meiner Arbeit einen leichteren Shag aus der kurzen Shagpfeife; muß mich alfo wohl einen Raucher nennen. - Ich fpüre vom Rauchen keinerlei Befchwerde. Das tägliche Quantum. das ich rauche. ift mir angenehm und auch bekömmlich. Ich rauche aus keinem anderen Grunde. als weil mir es angenehm ifi. Zur Anregung bei der Arbeit. für Konzeption. Niederfchrift. Felle. bedarf ich weder des Tabaks noch fon| einer Stimulanz. Ich habe niemals zur Arbeit eine befondere. irgendwie narkotifche Anregung gebraucht. Das Rauchen mir „abzugewöhnen“ würde ich kaum imftande fein; es müßte denn eine dringende Notwendigkeit dazu vorliegen. aber die liegt in keiner Weife vor. Das Rauchen und der Tabak ift fait mein einziger „Genuß" und meine einzige ,.Zerfireuung". Alkohol nehme ich fo gut wie gar keinen zu mir. Meine Shagpfeife oder Zigarre im Mund in fchöner Frühlings-. Sommer-. Herbftzeit ins Land hinein zu wandern. oder meine täglichen längeren Spaziergänge und Wanderungen ins Freie: das ift wohl das fchönfie und reichfie. was das Leben mir bietet; jedenfalls das ungetrübt angenehmfie. -

Wilhelm von Scholz:

Ich glaube. der Sinn jedes Narcoticums ift Gegenwart. ruhiges Genießen der Stunde. Ausfchalten aller weiter-treibenden Heßgefühle. bewuß-us- ganz waches Ruhen; bei der geifiigen Arbeit: Ifolation. Bei brieflicher Erledigung ärgerlicher Angelegenheiten ift für mich z. B. die Zigarre

notwendiges Mittel. um ruhig am Schreibtifch und bei der Sache zu bleiben. Bei gefelliger angeregter geifiiger Unterhaltung entbehre ich die Zigarre mehr als bei der Arbeit. Ich bin ganz unregelmäßiger Raucher und kann. wenn ich mir keine Zigarre im Haufe halte. Wochen und Monate lang den Tabak. bis aufs völlige Vergeffen. entbehren. Irgendwelche Infpiration kann ich dem Tabak nicht zufihreiben. dagegen wohl eine gewifie ifolierende und konzentrierende Stimmung - die aber wieder zuviel Behagen in fich trägt. um nicht die Menge der Arbeitsleiftung zu vermindern. -

Wilhelm Schuffen:

Ob die Kuhmilch wirklich fo gefund ifi? Und ob der Wein und der Tabak wirklich fo fchädlich find?

Die Ärzte und auch andere fagen es. Und wenn wir Menfchen hier auf der Welt eine Stätte haben. bloß um tapfere Soldaten und fchlanke Turner und brave Bürger und kräftige Erzeuger abzugeben. dann ifi nicht viel dagegen einzuwenden.

Aber es gibt doch auch noch beffere und am Ende auch wahrere Wirklichkeiten. als die der Turner und der braven Bürger. an die die Menichen fo felfenfefi zu glauben vermeinen. die aber fchon ein Glas Wein oder auch eine reehte Zigarre und fchließlich auch eine fchlechte über den Haufen zu werfen imfiande find. Wie hätte fonft jener längfi felige. ehrfame Schlofier das Wirtshausfchild an der Schenke. in der ich eben wieder fine. fo herrlich aus der ledernen Alltagsmöglichkeit herauszuheben vermocht und hätte das goldene Pflugrad einem langhalfigen Adler in den Schnabel geben können! Und wie hätte der gute Mann hoffen können. der fleißige Vogel werde das funkelnde Rad bis ins nächfte. nüchterne Jahrhundert hinein immer hoch und frank über der Türe halten und nicht müde werden und fich gar nicht darum kümmern. was andere Vögel über feine fonderbare Sache denken!

Und warum follten die Mufikanten und Maler und Dichter nicht auch fleißig auf jenem verträumten Hügel haltmachen. auf dem unfer Säjlofier fein Rad und den Adler erfonnen? Gewiß ift noch kein Lied und kein Bild durch den Tabak entfianden. und auch durch den Wein nicht. Und was man in ihren vollen Wolken gebildet hat. hat man nachher allemal wieder auswifchen müfien.

Aber ich für meine Perfon habe doch fchon fo manches aus diefen Wolken herbezogen. und ich bin nicht fo undankbar. daß ich meine Wohltäter mir nichts dir nichts vergäße. auch' wenn fie mich oft genarrt und betrogen haben und Schlangen unter ihren Rofen verfteckt hatten . . . . .

Gegenwärtig rauche ich niäft mehr. Warum?

Nun. weil der Arzt und die anderen eben doch recht haben und ia, mir den gefunden Hals mit dem Gift verderben habe.

Ich fiehle mich nur noch. wenn gerade Gelegenheit da ift. hinter einem Raucher her. namentlich dann. wenn er ein gemeiner Mann ift und einen fiarken Knafter raucht. Und ich fuche nach Adlern und goldenen Pflugrädern in feinen Tabakswolken.

Vielleicht wird mir der Arzt auch das noch verbieten. Und wenn es fo weiter geht. werde ich wohl noch zerknirfcht und reuig in jene unabänderliche Wirklichkeit zurückkehren. in der die Kuhmilch fo gefund und der Tabak fo fchädlich ift und die Oberlehrer fo gefiheite Leute find. Aber lieben werde ich diefe Wirklichkeit ni>)t.

Carl Spitteler:

Erft mit achtundzwanzig Jahren zu rauchen angefangen. ungerne. der Zähne wegen. .Hat auch geholfen, Allmählich dann leider ein heillofer Raucher geworden. Immer Zigarren. die leichteften. die ich auftreiben- kann. meifiens fogar nikotinfreie. aber viele. Von irgend welcher Einwirkung auf den Geift felbftverfiändlich keine Spur. Wäre auch traurig um Einen befiellt. wenn er feine Infpiration aus dem Tabak holen müßte.

Franz von Stuck:

Ich rauche morgens und mittags eine Zigarette und abends eine große f e h r gute Importzigarre. Während der Arbeit rauche ich gar nicht.

Ernfi Freiherr von Wolzogen:

Der Tabak ift das einzige Nervenftimulanz. auf das ich nicht glaube verzichten zu können. Drei bis vier Zigarren täglich. hin und wieder zur

Abwechflung eine Pfeife leichten türkifchen Tabaks. genügen meinem Rauäj-bedürfnis. Ich verabfcheue die üblichen ftrohtrorkenen leichten Sumatra-mifchungen und ziehe frifche Ware in Vorftenland. Manila. Mexiko. Havanna-Kompofitionen vor. Schwere Importen vertrage ich neuerdings nicht mehr. Dagegen habe ich mir eine Vorliebe für die öfterreichifche Virginia angewöhnt. Ill) babe immer gefunden. daß eine gute Zigarre zum Stimmungmachen und zur Konzentration der Gedanken fehr viel beiträgt. Beim Schreiben kann ich allerdings nicht rauchen. und das ifi einer. der Hauptgründe. weshalb ich das Diktieren vorziehe. Wenn mir die Zigarre nicht f>)me>t. fo habe ich auch ficher auf keine Infpiration beim Schaffen zu rechnen. So fehr der fonft von mir keineswegs verachtete Alkohol mich im Schaffen ftört. fo fehr fördert der mäßige Tabaksgenuß die Tätigkeit meiner Phantafie und erhöht mir ganz wefentlich die Freude an der Arbeit. Fluch über die. fo dem armen Dichter feine Zigarre verteuern!

Hanns von Zobeltitz:

Sehr verehrte Herren! In Beantwortung Ihrer liebenswürdigen Zufchrift erlaube ich mir. Ihnen nachftehendes mitzuteilen. Ich war ein recht ftarker Raucher. ohne darauf zu achten. welchen Einfluß das Rauchen auf meine geiftige Produktion ausübte; ich achtete vielmehr nur darauf. daß das Kraut. welches ich mir genehmigte. möglichft gut war. Daß mir Importen beffer fäfmeckten. als Pfälzer Zigarren. dürfen Sie mir zutrauen.

Vor etwa fünf Iahren erkrankte ich aber. und der Arzt befchränkte den Tabaksgenuß auf das äußerfte. Während es mir gar nicht fchwer fiel. dem Alkohol. dem Kaffee etc. zu entfagen. ftellte fich bald heraus. daß ich fait unfähig zur geiftigen Arbeit wurde. wenn ich meine Zigarre ganz entbehren mußte. So habe ich mich auf (angeblich) nikotinfreie Zigarren befchränkt. finde. daß fie recht fchlecht fchmecken. brauche fie aber. fobald ich arbeite. Ich gefiehe offen ein. daß hier eine Schwäche meiner Willenskraft vorliegt. fchäme mich diefer Tatfache. kann fie aber nicht aus der Welt fchaffen.

Fortfehung im nächften Heft

Bernhard Jhringer:

Watteau

Ein Gefpräch überKunfi.

Sie begeiftern fich für das franzöfifche Rokoko - das kann ich ver-
f'tehen. Sie hängen eine ganze Sammlung von Stichen naäj Watteau
an die Wände; auch das will ich noch hinnehmen. namentlich wenn ich
bedenke. daß fie vielleicht nächf'te Woche fchon einer Kollektion Marees
Plaß machen müffen. Daß Sie mir aber da äfthetifche Vorträge halten
und ein Formenfpiel verteidigen wollen. das ich als Spiel und Laune gelten
lafie. das kommt mir fo komifch vor , . .

Alle Kunf't if't Spiel und Laune. wenn man den ernfken Hintergrund
auf Sekunden wegzieht. den der befliffene Eifer dahinter aufgebaut hat.
Arbeit ift nun fchließlich einmal keine Kunft und Kunfiarbeit ein ge-
lehrter Spätling. Das Naive ift das Künftlerifche. Schelten Sie mich
nicht Doktrinär! Ich will keine „goldenen“ Regeln an die Wand malen.
damit fie meine Nachkommen einf't als unleferliches Gekrißel überpinfeln
laffen. Die Schulmeifkerperücke habe ich noch nicht gefpürt. Wohl aber
kann ich ein paar Worte fagen zugunf'ten m e i n e s Glaubens - der nun
freilich nicht der Jhre zu fein braucht.

Sie weichen mir aus. Ich wunderte mich über den Ernft. mit dem
Sie das luftige Rokoko verteidigen. und Sie kommen mir mit einer
Wagenladung voll Prinzipien angefahren.

Prinzipien? Wenn Sie meinem äfthetifchen Anarchismus Prinzipien
nachrühmen wollen. habe ich nichts dagegen. Luftiges Rokoko? Wenn
ein Schwindfüchtiger. der fein Leben lang darben muß. die vornehme Welt
mit nie gefchauter Grazie auf die Leinwand wirft und doch immer als
Bettler am Gartentor f'tehen bleibt. finden Sie das luftig? Nun das
war Watteau. Oder: Wenn ein genialer Radierer. der das Leben in
taufend Etappen feftgehalten hat. im Alter um Hungerlohn übclf'te Brot-
arbeit tun. Bettelbriefe an den ..Bürger Minifter“ fchreiben muß. finden
Sie das auch luftig? Nun das war St. Aubin. Und fo noch viele

andere. Bleiben Sie mir mit Ihrem luftigen Rokoko vom Leibe- es hat nie
exiftiert - fiir die Kunft.
Doch für das Leben! Und das Leben hat Hunderttauiende glücklich
zu maehen„ die keine Künftler find.
Freilich - aber das ifi im Grunde auch nicht fchweß Ihr lufiiges
Rokoko brauchte dazu gar nicht fo viel Lufiigkeit. Ganz abgefehen davon-
daß oft auch Einer für Taufende zählt und daß Taufende nur jo hintau-
meln, bis der Eine fie in die Höhe richtet. Sie werden mir die Marquis
niäit durch Plebifzit luftig machen k5nnen- ebenfowenig wie diefe felbft
einfi ihren Künftlern zum Tanze auffpielen konnten, Die rofa in rofa
gemalten Bilder der Kulturhifioriker find nicht recht farbenechtz kratzen
fie den Verpulz an einer Stelle abi io fehen fie die tief dunkle Untermalung,
die die ganze Breite einnimmt. Auf einem folchen Grund helle Töne
zu entwerefn- halte ich nicht einmal für fchwerz nur möchte ich daraus
keine Schlüfie ziehen auf das Leben außerhalb der Leinwand.
Das heißt mit andern Worten: Sie beftreiten die Realität des künft-
lerijchen Rokoko?
Nein- wenn Sie es in den Schranken lafien wollen- die ihm von
Natur zukommen. Ja„ und zehnmal jax wenn Sie nun das Leben als
Malerei und die Malerei als Leben betrachten. Sie kennen doch Grenze-
den fentimentalen Diderotichüler? Seine taubenhalsfarbige Heiterkeit,
feine routinierte Glätte hat nichts von dem nervöfen- zuckenden Leben
feiner Zeit. Oder nehmen wir Watteau, Betramten Sie fein berühm-
tes Eytherabild. Merken Sie nichts von der verhaltenen Wehmutf die
da alles überhaucht und felbfi die vordcrfien Paare leife fchaudern läßtx
wie fie den Rachen befieigen? Ludwig Rib'. goldene aber harte Zeit fah
anders aus. Gottlobx fage ich denn ein Watteau fiand höher- um als
Photograph nur das bißchen Welt und fonft nichts zu fehen. Als ferner
Fremdling fah er die Fefie der Vornehmen- bewunderte die geifivollen
Marquifen und verfeßte fie mit feinem Pinfel ins Elfenreich. Kein ande-
rer Franzofe war weniger Realift als diefer Fanatiker des Reinmaleri-
fehenx defien ganze Lebensarbeit wie ein leifes Adagio die Überleitung
bildet zu dem fcherzhaft-frivolen Alegretto eines Voucher.
Voucher! Nun da nennen Sie mir gerade den rechten Mann. Ver-
fu>)en Sie's doch mir auch diefen aus dem Zeitmilieu wegzudisputieren.
Verehrter Herre der Watteau- von dem ich Ihnen eben fpracl» hatte
eigentlich überhaupt kein „Milieu“. Er vagabundierte in Par-ie' von

einem Zimmer zum andernj von einem Freund zum andern. nirgends feß-
haftj nirgends zufrieden; immer auf der Iagd nach feinen eigenen Ge-
dankenj die fich nun einmal nicht fo malen laffen wollten, wie er wünfchte.
Er fah die Welt nur in großen Linien; holzfchnittartigl als fei die Vogel-
perfpektive die erfie Bedingung feines Lebens, Diefen Mannf der Ge-
finnung nach mehr Kunf'tbegeif'terter als Künftler; können Sie nicht in die
Kulturgefchichte einfchachteln. Er hat feinen eigenen befonderen Stand-
punkt gewählt; von dem aus nur e r das Leben fieht. Auch darin ift er
verfchieden von feinem Nachtreter Boucherj der fich mitten ins dichtefte
Gewühl des Tages warf und davon fchließlich erdrückt wurde.
Sie geben alfo zu; daß er als „Maler feiner Zeit" befiehen bleibt?
Ich gebe es zu. wenn Sie ihm wirklich das zum Verdienft anrechnen
wollen; was als Zwang fein ganzes Leben lang auf ihm lag. Als Charak-
ter war er durchaus Rokokonaturj ein Menfcht der fich über nichts Gee
danken machte und geradezu inftinktiv alles hinftricht was ihm in den
Sinn kam. Diefe Naivität hat ihm feinen Ruhm verfchafft. mag fie*s
dran genug fein laffen! Für uns heute ift der Maler aus Inf'tinkt doch
immer noch fehr verfchieden vom Künftler aus innerer Not. Nur diefer
ift der wahrhaft Naive- denn nur er hat den Trieb des Genies erfahren-
ohne den das Allheilmittel „Routine“ allein übrig bleibt. Boucher hat
die Probe darauf gemacht, er ift zugrunde gegangen an der Malwut;
die ihm von dem unerfättlichen Publikum; dem er nicht fern genug ge-
blieben war. eingeflößt wurde, Sein Talent ftarb an feiner Volkstüm-
lichkeit.
Watteau ift und bleibt alfo- fcheints für Sie das Idealbild des
franzöfifchen Künftlers; fie |ellen ihn als „zeitlos" hin im Gegenfaß zu
Böttcher; den Sie um feiner Popularität willen verachten. Sehen Sie denn
nicht die bederkklichen Konfequenzen; auf die Sie zutreiben? Wollen Sie
die Kunft vom Boden der Kultur ausreißen und als glänzendes Luftphan-
tasma wieder aufbauen; wollen Sie; kurz gefagtt ftatt Kunft als Bildungs-
mittel ein ariftokratifches Sonderwefen glorifizieren?
Wenn ich nun dazu ja fagte; wäre ia) wohl vor Ihren Augen ge-
richtet? Ich übernehme deshalb das Wagnis nicht und führe Sie lieber
näher an meinen Standpunkt heran; dann fehen Sie vielleicht felbft- wie
das Verpönte ganz natürlich aus der Maffe unferes Kulturbetriebs her-
auswächft. Denn nicht Spaltung gilt es; fondern organifche Weiterent-
wicklung! Keinem Menfchen fällt es heute einj die dominierende Stel-
lung zu leugneny die der bildenden Kunft-im Menfchheitsleben zukommt,

Keiner follte aber auch daran denken. diefe Herrfcherin zur Dienerin zu machen. indem er fie aus dem wohlerwogenen Abftand in die enge Berührung mit dem Wirklichen herabzieht. Zweimal im Lauf der Gefchichte war die Kunfi im vollften Sinne Kulturmacht - in der Antike und in der Renaiffance. Wir Modernen haben heute noch kein Recht. ihr ein Gleiches zuzumuten. Nur da. wo künftlerifches Empfinden in Wahrheit als Grundbaß unter all der andern polyphonen Lebensmufik hervorklingt. ift die Kunft Zeitkunfi. Kultur geworden. Sonft webt fie ihre Fäden in der Ferne und fendet fie oft erft der Zukunft als Erleuchtungen zu. An diefem Punkte ift fie nur ein Anreger unter vielen für a l l e . eine M a cht nur für die w eni g e n. durch deren Bemühungen fie vor dem fchmußigen Alltag bewahrt bleibt.
Das ift ein Ideal. für das ich mich nicht erwärmen kann. Das ift eine Kunft für intellektuelle Millionäre. die mit dem Volksempfinden nichts zu fäjaffen hat.
Volksempfinden ift nicht gleich Volksbewußtfein. Wollen Sie jeden Drofchkenkutfcher zum Kunfifreund machen. ihn in die Galerien fchleifen und ihm die Fineffen der Renaiffancemalerei demonftrieren? Sie meinen. das fei nun wieder Karikatur. Ia) fage Ihnen. das ganze Gefchrei ..Kunft fürs Volk" ift nur eine einzige große Karikatur. Zu allen Zeiten haben wahrhaft künfilerifche Naturen die Wege zum Heiligtum von fich aus gefunden; fie brauchten keinen gefchwäßigen Eicerone. der ihnen befiändig in den Weg trat. Tapezieren Sie meinetwegen alle Arbeiterwohnungen des Deutfchen Reimes mit ..Meifierbildern fürs deutfche Haus". Ich fage Ia und Amen dazu. Wundern Sie fich aber dann nicht. wenn die Leute fiarr und kalt davor fiehen und fich nach ihren alten Öldrucken und Stichen fehen. die fie wenigfiens verfianden und an denen fie fich deshalb auch erfreuen konnten. Es ifi immer derfelbe große Irrtum. den alle die Volkskunfi-Meffiaffe begehen: fie meinen. alle Leute müßten zu ihrem hohen Standpunkt hinaufklimmen und fich als bildfames Material für äfthetifche Vorlefungen erweifen. In einer Zeit. wo man fo viel auf g e d i e gen e Vorbildung gibt. wo man den Wert eigener Arbeit auf allen Gebieten fo nachdrückliäj betont. follte eine folche Verblendung eigentlich gar nicht möglich fein. ..Kunfi ifi nicht für alle". diefes Böcklinwort follten wir den Ubereifrigen beftändig zurufen. bis fie ihre gut gemeinte und fäjlecht gefpielte Rolle endlich aufgeben.
Sie ereifern fich gegen eine Bewegung. die fo tief in das moderne Bewußtfein eingedrungen ift. daß fie mit Ihren Weherufen nichts da-

gegen ausrichten. Wir erblicken nun einmal in der Pflege und Verbreitung volkstümlicher Kunft eine wahre Kulturarbeit.
Damit kommen Sie wieder auf das Problem zurück'. das wir gleich im Anfang beifeite legten. Kann Kultur erarbeitet werden? Geben wir einmal die Möglichkeit zu. obwohl die Gefchiihte dagegen fpricht. fo bleibt immer noch die Frage übrig: ift auäj die Kunfi nur als Lohn für mühfames Wollen erreichbar? Ich lage nein und berufe mich auf die Kunfigefchichte. Sie fagen ja und berufen fich vielleicht ebenfalls auf die Künftgefchichte. Einigen wir uns dahin. daß wir beide Wege gehen. die fchon begangen worden find und auch in Zukunft wohl immer wieder begangen werden. Nur müffen Sie mir den Vorzug laffen. den fieileren und damit auch ausfichtsreicheren gewählt zu haben!

Carl Ferdinands:
Mädchen im Spätfommer
Wolkenfchatten wandern lautlos.
Gleiten kühl durchs klare Land.
Blaue Männertreue pflückt' ich.
Strauß. fchon welk in meiner Hand.
Erntewagen fuhren gefiern.
Heute fiehn die Felder taub.
Ahren hängen an den Zweigen.
Ahre fiirbt im Furchenfiaub.
Will nicht denken. daß du mein warfi.
Will dein Dorf. dein Haus nur fehn
Und durch Staub und Wolkenfchatten
In den Herbfi hinuntergehn.

Alfred Gold:
.*?Zz-rmanu Wahre neue Renee-2e
Ries Tages. fcheint mir. fagte fich .Sernann Bah-
d*-_.'.1.- fxrü-
-; -e-e und wacher Geifi firh fehr oft irgend etwas Anni-ae: o... -. ein.
-- x' .» .- fnete er fiel): Die Menfchen find merkwürdig, lu'l.i*kn7..:r:g
was in einen'. regen Schrifxlk.ller den Wunfch. zu. *,auifr-
"mjirl'ul Die Menfchen find fo vielfältig. daß man du den
-" -. .. *,-n Hunderttaufcrden von ihnen. die uns ein Leben lang be-
-- dea-n Zahl uns als eine bedruckt-nde Abfii-,iktiou einllammert
- . _ 'eimnjsvoll-:s Etwas frfielt. daß man fehlechtu-eg .ui-zweifeln
- - ür eine nennenswerte Kenntnis ihres Wefen-Z zu gewinnen.
7-. 7 -- wir befiuuen uns am Ende darauf. daß fie uns
- vertraut find wie etwas. was nur unausgifent
- i - .- * 1_ wie unfere Zimmer. uuZere Kleider. unix-:*- *Rfe-nl-n. (-L-o
. .- - -- 9nd uns die Menfchen. daß wir 07c weine-e er, brutal. wie
.i - _ c :alli noch die fernfien von ihnen rc'nk rear-en. blue?
. . *xi denen fich nur Bekannte pen .me oe:Z->,-:ge-., der-3.5.'
r.- . *.7 -„ *.-- lind die Menfchen, Typen bci-.neun wir bloß in'. :em
bee-eu .-- *lux-..aber Neugier. das uns zu BMZ-..NUR nacht. zu imagi-
.*i.-:c-. 3.: -: abfirakte Welt von zu Millionen a;.»*--1cbfe1;den Ziffern
- '.em' --2- Farbe an. und die Farben find bei all-.n unzähligen
' .fu-__e-x :1 c- n-:er die gleiehen. und die Palette haben wir fell-ft in 'der
Lin-s Tag s. ;-l-cint mir. fprach Hermann Bahr fo zu fich. Er hatte
i: --- ner fchon an d.-:u Menfchen beobachterifch feinen fiählernen. blinken-
:am ?unten Witz ausgeübt. Er hatte Stü>e gefchrieben. like-.äxnkal er.
klare-F'. 'ji'xi :nie Figuren agierend. Er hatte Romane ged::luer. *In
rm Ire-.ram r. aber war er bisher von einem fubjektin empfunäne-r Er-
tefni-Z. .ein-,c "Zeiliebtbeih einer Betrübtheit. ausgegangen; da "atr- er
'in-.n Menfahen oder zwei oder felbft drei flacfcrnd nid :ia-.fin blu-ihrer.
mit Ineereffamhei: l-egofien. mit Hermann Bahrfchen Gefühlen bi*h(ingt.
(ki latte Rom-ane gefchrieben. wie ein temperamenweller Richtiomancier

'.""."-."".""'P""'-"""""*"K"""""*""""
...oa-1......0e-g.a..kater-1.......e-"r-...k .o.....e...'n""'b*""k"*"**"**'**"'*'*"'*"'**'
""""l""'v'.*"'l'f"f"*'."'.'.""*."'.""'*'K'B"
iJarl Ferdinands:
WFK-x?- “ -q.
ile-7- ;-en i1*11e:pätfommer
('-
.7- 2 ..n iin-i wandern lanrlos.
*..'-". i1*i*l 'durchs klare Land.
..'; . 'rx-.771i ert-ene vflückr' ji). *
- *..::-f.. feder! well in meiner Hand.
'i".'e'*1"lx:*.".i feiern geüern.
.Fe-.2.. fi-rn e-e Felder taub.
*ill-rer. han-gen a.. den Zweigen.
:Wu: ftir'c iin Flirrhenfianb.
27-.; Kup(deal-:11. daß du mein wart.
"3.1 .mi-i Dorf. dein .Falls nur lehrt
*. .F (Lt-.nb und Wolkenf-Haiten
r e. .ee-*1": hinnniergehn.
..........'Q..........-.............'....-c.'...e>.'."."..""".B"'.'..'"t'...*""du""qv"'.
*-4
[*-

Alfred Gold:

Hermann Bahrs neue Romane

Eines Tages. fafeint mir. fagte fich Hermann Bahr - deffen fprü-
hender und wacher Geif't fich fehr oft irgend etwas Ähnliches fagt -. ein-
mal alfo fagte er fich: Die Menfihen find merkwürdig. (Merkwürdig
ift vor allem. was in einem regen Schriftfteller den Wunfch. zu fchrift-
ftellern. verf'tärkt.) Die Menfchen find fo vielfältig. daß man bei den
Taufenden. den Hunderttaufenden von ihnen. die uns ein Leben lang be-
gegnen. und deren Zahl uns als eine bedrückende Abftraktion einklammert
und an ein geheimnisvolles Etwas feffelt. daß man fchlechtweg verzweifeln
müßte. jemals eine nennenswerte Kenntnis ihres Wefens zu gewinnen.
und doch! - wir befinnen uns am Ende darauf. daß fie uns
fo gründlich vertraut find wie etwas. was wir unausgefeßt
bei uns haben. wie unfere Zimmer. unfere Kleider. unfere Gedanken. So
wenig fremd find uns die Menfchen. daß wir oft darüber erfchrecken. wie
genau uns felbft noch die fernf'ten von ihnen verftändlich werden. Unter
lauter Hüllen. in denen fich nur Bekannte von uns verbergen. bewegen
wir uns. Typen find die Menfchen. Typen brauchen wir bloß mit dem
bißihen nichtstuender Neugier. das uns zu Beobachtern macht. zu imagi-
nieren. und eine abftrakte Welt von zu Millionen anwachfenden Ziffern
nimmt Farbe um Farbe an. und die Farben find bei allen unzähligen
Tönungen doch immer die gleichen. und die Palette haben wir felbft in der
Hand.

Eines Tages. fcheint mir. fprach Hermann Bahr fo zu fich. Er hatte
ja immer fchon an dem Menfchen beobachterifch feinen ftählernen. blinken-
den. flinken Wiß ausgeübt. Er hatte Stü>e gefchrieben. manchmal er-
folgreich. kühl mit Figuren agierend. Er hatte Romane gediclftet. In
den Romanen aber war er bisher von einem fubjektiv empfundenen Er-
lebnis. einer Verliebtheit. einer Betrübtheit. ausgegangen; da hatte er
einen Menfchen oder zwei oder felbfk drei flacternd und lyrifch beleuchtet.
mit Intereffantheit begoffen. mit Hermann Bahrfchen Gefühlen behängt.
Er hatte Romane gefchrieben. wie ein temperamentvoller Nichtromancier

eben fo etwas fchreibt. Es war immer ein Mufizieren auf den Saiten einer eigenartigen Lyrikerleier darin. Nun kam die Erkenntnis von der typifchen Durchfchaubarkeit und Erratbarkeit alles Menfchlichen über ihn und damit eine ungeahnt leichtez natürlichez fauberez wenn auch kühlere Anfchauungs- und Gefialtungsform in der Kunfi. Nun kündigt diefer fprudelnde Geift, als wären ihm damit zu einem neuen Schaffen die Augen geöffnet, felbft feine neue Epoäfe und eine neue Romanferie an: die Serie von der Typik und Genrehaftigkeit alles Menfchlichen. Nun ifi ihm mit dem erfien Stüch mit der „R a h l'J ein kleines Wunderwerk aus der Gußform gefiiegen.

„Der M. . .enfchl" fagt bei Gorki im Nachtafyl der Landfireicher. „Nur der Menfäf allein erifiiert/' fagt erz „alles übrige - ift fein Werk!" Und der alte Weltweife kündete: „Der Menfäf ifi das Maß aller Dinge!" Und Goethe in der italienifchen Reife: „Der Menfch ift das einzige Supplement für den Menfchenl" Von alledem mag wohl in dem energifchen Gedankenausfpinnen der Bahr ftets gewefen iftz eine Erkenntnisader zufammengefloffen feinz unvermifchtf unverdünntz klar und krifiallhell bis zu jenem hörhftmöglichen Punkt aller Einfichtz an dem man fogar eine neue Form der Kunftwirkfamkeih das wahre Schatzgräberglüch fich entdeckt. Nur den Menfchen ohne des Nachfchöpfers Haß oder Liebez den Menfchen ohne die Lyrik der Landfchaftz ohne Problemftellungz ohne foziale Verfchmelzung und Verallgemeinerung ohne Abfkraktionz ohne Phrafe, befchreibt Hermann Bahr. Den Menfchen als Typus je einer Kolonne von Menfchenz eines Standesz einer feelifchen Phyfiognomie durchdringt er mit dem Blick für das Eharakterifiifchez das fich hellfeherifch felbft aus der Äußerlichkeit einer Figur, aus ihren kleinen Lächerlichkeitenz in voller Gerechtigkeit ableiten läßt. Der Menfäf wird fafi fchaufpielerartig zum Typ. Er wird Charge. Als Charge bedeutet er ein in fich felber befchloffenes und kriftallifiertes Maß von pfychologifäjer Auflöfung. Der Dichter entwickelt ihn nichtz er befchreibt ihn. Der Wirklichkeitsausfchnitt, den er fkizziert. ift nicht ein mit der Wirklichkeit Kämpfen7 ift kein Konflikt: fondern ein Offenbaren aus überlegener Kenntnis herausz aus er. fahrungsvoller und beherrfchter Teilnahme, So etwa läßt fich die bewußte gewollte Kunfieigenart in Hermann Bahrs neuen Romanen an. Und wenn fein Verfuchz Lebensgebiete eben in Form verfchlungener Zufammenhängez in einer Serie von Büchernz in einer Gefellfchaftsgenealogie zu fixierenwenn diefes Unternehmen an Emile Zolas „Rougons-Macquarts" denken läßh denen fich Bahr in einem Hinweis im zweiten Band feiner Reihej

in der ..Drut". wirklich verpflichtet zeigt. fo ergibt der Vergleich im Nu auch den charakteriftifchen Unterfchied: Zola komponiert feine Menfchen in naturwiffenfchaftliäf-politifcher Leidenfchaft. Bahr dekouvriert fie.
Diefe zwei Bände. „Rahl‟ und ..Drut‟. find die Leiftungen. auf denen das Bild der neuen Schaffensidee Hermann Bahrs ruht. Man muß die Bedeutung folcher Jdeen für das Schaffen nicht zu hoch fchäßen. und man wird doch nicht verkennen. daß zumindeft beim Entfiehen der „Rahl" wirklich ein Plan. ein Entfchluß. eine Abficht das Hirn eines Dichters befruchtet hat. und ob fein Rezept erweiterter Anwendung fähig ifk. felbft das wird zur Frage. die man ernfthaft beantworten möchte. Es ifk nicht fo dumm. wie es klingt. Bahr hat für fchriftfiellerifche Entdeckungen eine eigene Begabung. Er wirkt anfieckend mit feinem perfönlichen Stil und feiner unvergleiäflichen eigenen Art. wißig und kurz zu fein. Einem treuen Jungwiener hat er einmal den Ausruf entlockt. man könne nicht mehr im Gefchmack der Öllampe fchreiben. feitdem er das ..elektrifche Licht“ eingeführt hat. Es wäre wirklich ein Streich. feiner würdig. wenn er mit feiner fprühend amüfanten Säfaufpielergefchichte. in der doäj nichts weiter erzählt wird. als wie ein junger Gymnafiafi die weniger junge als berühmte Tragödin. die Rahl. liebt. wie er in einer Laune von ihr von der Straße weg aufgelefen wird und nach befriedigter Laune wieder vergeffen. verf'toßen . . . wenn Bahr mit diefem Buch ein Schema für amüfante Bücher gefunden hätte.
Man überdenke nur einmal das formale und fchließlich verf'tandesmäßig wißige Element in der reizvollen Zeichnung des Buchs. Man vergegenwärtige fich fein Entftehen.
Die Laune der Schaufpielerin ift das Eigentliche im Roman. das Gegebene. Mit ihrer künf'tlerifchen Wirkung hängt ihre menfchliche Laune zufammen. und diefe Wirkung nun. die fich auf eine Stadt. eine Zeit. einen ganzen Menfchheitsausfchnitt erf'treckt. fchlägt in die Kammer des zum Jüngling reifenden Gymnafiaften ein. Der Gymnafiaft wird zum Verfuchskaninchen. Aber zugleich ift der Gymnafiaft auch ein werdender Menfch. ein Charakter. Bahr nimmt denn alfo die Hilfsfigur. die er um der Rahl willen brauäjt. und ftellt fie liebevoll vor fich auf und geht fozufagen um fie herum. bis er alle ihre Linien. ihre Züge peinliäf gewiffenhaft kennt. und darin liegt das charakteriftifche Beifpiel feiner Technik und Kunfk: Zum Typ wird die Epifodenfigur. Zum Typ wird der hübfche und frifche. ein wenig furchtlofe. ein wenig auch indolente Freier der Rahl. Er if't blond und eines früh verftorbenen Schwärmers _

und Turnlehrers Sohn. Er wohnt bei feiner gütigenz aber verzagten
Mutter, die wieder eine Freundin bei fich hatz ein refolutes altes Fräu-
leinz namens Fannyz das ihre Hunde bemuttert. Ganz leife und klug
forgt die nun dafürz daß nicht auch der Franz zu fehr bemuttert werde.
Und ferner hat diefer Franz in der Klaffe feinen Intimnsz der die Ver-
fchwörung - jede Schulklaffe hat ja ihre Verfchwörung! - als Führer
leitetz den „kleinen Been'- und er hat feinen Klaffenlehrerz der ftreng und
pedantifch aus Schwäche if'tz den Samon. Und die alle tauchen nun
aufz fcheinbar ohne Notwendigkeitz ohne Handlung nur als Dazugehörige
jenes einen Franz Heitlinger. der über alle anderen Franz Heitlinger aller
anderen Gymnafien der großen Stadt hinausragtz weil ihn die Rahl
eines Abends von der Straße weg in ihrer Kutfche mit in ihr Haus nimmt
und am nächfken Morgen vergißt. Und fie alle ftehen im Lichtbann der
Rahh bei deren Jubiläum fie mit fiebernden Fafern an der Vorfiellung
teilnehmen. Und fie alle fprechen über die Kunft und das Leben und über
ihr eigenes Schickfalz gleichvielz ob diefes mit dem Lehrerfein oder Schüler-
fein oder dem Judentum oder dem Schaufpielertum zufammenhängt. Und
im Sprechen bekommen fie Leben. Und es find Menfchen. Ohne Zutat,
ohne Verbrämungz ohne Retufchez ohne Vorder- und Hintergrund inter-
effieren und entzücken fie eben dadurchz daß fie in präzifefier Schärfe zu
fehen findz typifehe Menfchenbilder fie allez kernig und knofpig- zum
Greifen.
Man verfteht jeßt die Rote diefes neuen Bahrfchen Romanfchrei-
bens, Die Präzifion wird zur Hauptfaihe, Auf die Präzifion kommt es
an. An die Stelle der Technik verfchlungener Handlung in der das helle
Licht neben gleitenden Schatten fiehtz in der die Schatten das unvermeid-
liche Gegenfpiel abgebenz tritt eine Technik von kürzefier klarfter Gefamt-
liniez mit einem Detailz das lebendig und wichtig ift bis auf das Kleinfte.
Alles Menfchliche rückt in das Licht. Alles nebenher Schildernde. land-
fchaftliäf-Lyrifchez Zufiändliche muß dabei ausfcheiden. „Nur der Menfch
erifiiertl" Neben der Rahl bewegt fich ein Kreis von wohlüberlegten
Perfonenz die auch wieder köftlich find in ihrer gefättigt gefieigertenz zum
Typus >7argierten Wahrhaftigkeit. Der Mann der Künfilerin: gräfliek»
gebildet, verftändnis- und liebevollz langweiligz gelehrt. Die Theater-
welt: der verdummende alte Kollegez der noch die ehrlichen Triumphe
feines Temperaments feiertz der Nachwuchs an Bühnenjugend, blutarm
im Künftlerifchenz gelehrig, gefcheitz aber voll unficheren Neids, der dicke
Portier- der hochherrfchaftliche hagere Intendant - keine Figur. die nicht

lebte. Die Gefellfchaft. das Publikum: der wienerifch fefche und fchöne Enthufiaft Hofrat War. der bleiche Franzofe der Rahl. Lerroy. Sohn eines Kognakkönigs und Äfthet auf der Weltreife. der die Fahrt von einem Parifer Journalifien fortfeßen läßt und in Wien bleibt. jede der Typen blutvoll und echt. Und das Ganze elegant bis zu Ende geführt. wenn auch mit der übertreibung. daß der junge Gymnafiaft fchließlich den gräflichen Gatten zu einer Szene herausfordert. die in den Formen zu zynifch wirkt. um noch glaubhaft zu fein. Doch in diefer Übertreibung zugleich wieder fo erzieherifch wahr. daß man auch fie hinnimmt. Das Buch bekommt ein fehr überzeugendes Ende: Gerade der Blick auf das Zynifche macht den Iüngling reif für das Leben. Eine Lieblingsidee Hermann Bahrs. die er fchon mehrmals verfochten hat.

Wie von ungefähr fpielt aua) eine kunftpfychologifäfe Auseinanderfeßung in die Gefchichte. Ein Maler arbeitet am Bildnis der Rahl. und fein alter artnet Freund. ein ringender Landfchaftsimpreffionifi. der ein Leben lang ein einziges Kleefeld im Wechfel atmofphärifcher Stimmungen malt. debattiert mit ihm über Malerei. Das taucht zeitweife zwifchendurrh auf. Das wechfelt mit dem Theatermilieu. mit dem Gymnafium. mit den Ertravaganzen des franzöfifchen Kognakprinzen. Afiheten und Weltreifenden ab, Meifterhaft ift diefe abrupte Zwanglofigkeit. Sollte irgend einmal jemand die Säfriftftellerkunft. amüfant zu fein. fchulmäßig lehren wollen. er müßte mit einigen anderen geiftreichen Büchern von heute. mit Anatole Frances ,.Infel der Pinguine" z. B.. vor allem auch die „Rahl" erzerpieren laffen. kapitel- und abfchnittweife. in ihrem Gliederungsrhythmus.

Und da fragt es fich denn alfo wieder: Kann man das aber wirklich auch lehren? Kann man das Schema folcher Menfchenbeobachtung und ihres Wißes auch nur verallgemeinern? Die Frage ergibt fich dadurch. daß eben eine Serie folcher Bücher geplant ift, Bahr hat auf den erften Band. wie gefagt. fäjon einen zweiten. die „Dtm“. folgen laffen. Eine ähnliche Vorführung von Typen nach dem Modell bringt er auch hier. diesmal politifch. Eine ähnliche - dasfelbe ift es nun leider nicht mehr. So wohlfeil banal es auch klingt: Einen leifen Kritikerzweifel muß ich gerade im Anfchluß an diefen Fortfeßungsverfuch auf meine frohe Verkündigung fiülpen. Bei der Befprechung der ,.Drut" wollen wir uns nicht eben fo lange mehr aufhalten. wie bei der reizenden Künftlergefchichte.

Ganz kurz ift auch hier wieder die Handlung. Ein junger Staatsbe-

amter Klemens von Furnian. richtigfte fchwarzgelbe Marke. gutmütig. hübfch. fchneidig und doch nicht energifch. Sohn einer gedrü>t armfeligen Adelsfamilie. gegen deren Nachwirkung in feinem Gemüte er ankämpft. Schützling des allmächtig genialen Minifters. nachläffig. gewandt. ein Beamter der neuen Richtung. der macht nun Karriere. In einem Gebirgsnefi. das als Sommerrefidenz und Kurort gleiäjwohl belebt ifi. wird er Bezirkshauptmann. In feinem Glück bewegt er fich planlos. programmlos. ein wenig verträumt und mit leicht melancholifchen Stimmungen. Er hat kein Talent für das Abenteuer. Er läßt die Theaterkokotte. die ihm den Weg kreuzt. uneigennüßig dahinziehen. doch eines Tages verliebt er fich in eine fremde Baronin. eine unfreudige Frau. die ihm widerftrebt und mit ihrer Klugheit und Kühle und Kultur ihn fo lang betteln und werben läßt. bis er fie dennoch erobert. Er glaubt. durch fie Vater zu werden. Er heiratet fie. überlegungslos. kopflos. ohne zu warten. ohne ihre eigenen Bedenken zu hören. Sie entpuppt fich als Abenteurerin. wenn auch mehr durch Unglück als Schuld. Sie wird ..als Bigamiftin" verhaftet. Klemens wird abgefeht. Er erfchießt fich.

An diefen - der Zeitchronik wirklich und fogar wörtlich entnommenen - Fall hält fich Bahr. Wieder fieht er in der ganz einfachen Linie den Weg. auf dem fich die Menfchen. die Typen. die Modelle. wie er fie kennt. ihm zur Schilderung darbieten - der durch Schlauheit und Verblüffung imponierende moderne Minifter. der liberale Gedankenprofeffor. der ftille und in tätiger Menfchenliebe fozialdemokratifche jüdifche Arzt. der unfauber-freundliche Polizeikommiffar. der überlegene Pfaffe. die lächerlichen Honoratioren eines kleinen Provinznefies. Das i| wieder alles mit Zügen von intimfter Genauigkeit und Wahrheit gezeichnet. Köflich wirkt eben die Zeichnung an fich. felbft ohne Handlung und auch ohne den befonderen Reiz des bunten Theatergewühls. den die ..Rahl" ihrerfeits hat. Die Politik. gerade die öfterreichifch verwickelte. läßt ja nicht weniger fchmetterlingsbunte Erfcheinungen aufkommen als etwa die Bühne. Ein Kapitel z. B. wie jenes. in weläjem Döltfch. der Minifier. den ängfilichen Klemens hinhält. um ihm fchließlich brutal feinen Abfchied zu geben. ift meifterhaft. Und wenn das Ganze am Ende doch etwas ledern und gezwungen anmutet. fo ift das wohl Sache des Schriftfiellerglücks und Schriftftellerunglücks. mitverfchuldet vielleicht auch durch den nicht gerade dankbaren und mehr zur Tendenz als zu kühlem Anfchauen geeigneten Stoff und ficherlich dadurch auch. daß Bahr das eigentlich Liebenswürdige. Lockende und Beklemmende diefer feltfamen Frau. feiner

Drut. fo wenig fühlbar zu machen vermag. wie es ihm fonfk aua) gegeben
ifk. die natürliche Kraft der Erotik zu fchildern, Da liegt eine Grenze
feines perfönlichen Könnens. Darüber fiolpert unfer Mitgefühl mit dem
Buch. das. fo vermuten wir. ein Buch von der Frau und der Liebe zu
werden befiimmt war. und wir werden nicht warm. weil uns diefe Baronin
Gertrude v. Scharrn. eine Geliebte mit ernfi-bleichem Geficht und ..zorni-
gem" Haarfchopf. zu kalt läßt.
Gegen den Dichter im ganzen beweift das noch nichts. Hermann
Bahr wird für feine weitere Romanreihe ficher Gebiete und Stoffe ent-
decken. die ihm. dem ironifchen und dabei fo präzifen Menfchendurchfchauer
-- mutwillig wirkt im Vergleiche zu ihm der geifkreiche Shaw. der ro-
mantifche Wedekind] - wieder funkenfprühenden Boden darbieten wie
das Buch von der Rahl.

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England
Fortfehung
Die Engländer find leicht dazu geneigt. die Männer Englands und Amerikas. die in der politifchen Arena f'tehen. miteinander zu vergleichen. und zweifellos finkt die Wagfchale zu ihren Gunften. Die Gründe aber liegen klar auf der Hand. Amerika hat die Grundfragen feiner Verfaffung gelöf't und will keine Neuerungen. die wichtig genug wären. feine fähigfken Köpfe zu befchäftigen. Als im Bürgerkriege neue Fragen auftauchten und Löfung heifchten. waren die Männer. die an die Spiße der Nation traten. von ganz anderem Schlage als diejenigen. die vorher oder nachher im politifchen Leben ftanden. Vergleicht man die Männer aus dem Regime Buchanansl) mit denen. die der Krieg in den Vordergrund ftellte: Lincoln. Stanton. Summer. Edmunds. Marton oder mit den Generalen diefer Zeit: Grant. Shermann. Sheridan. Hancock. fo gibt es moralifch oder intellektuell genommen wenig Unterfchied zwifchen ihnen. aber an origineller fchöpferifcher Kraft find diefe jenen überlegen. glaube ich. Daß in Amerika eine Anzahl bedeutender Männer fofort auftreten und die übrigen Nationen in Erf'taunen fehen würde. wenn es wirklich etwas zu tun gäbe. wird niemand bezweifeln. der das amerikanifche Volk kennt. Aber kein wirklich fähiger Menfch wird feine Kräfte damit verfchwenden. das New Yorker Zollhaus zu kontrollieren. ebenfo wenig wie er feine Zeit nicht lange damit zubringen würde. über Manchefters Abzugskanäle zu debattieren. So ungern es auch meine englifchen Freunde hören mögen: ich fage. wenn es nichts mehr zu tun geben wird. wenn der Gegenfah zwifchen feudalen und demokratifchen Anfäjauungen aufgehört haben wird. dann werden fi>) nur Schwächlinge ins Parlament wählen laffen.

1) Amerikanifcher Präfldent vor dem Bürgerkrieg.

und diefe werden nur die Wünfche ihrer Wahlkreife ausführen. wie heute unfere Abgeordneten im Kongreß. Das braucht aber meine englifchen Freunde nicht zu erfäfrecken: Es wird dann weniger Befiechungen vor der Wahl geben und weniger höfifehen Einfluß. Das Gehirn eines Landes ift immer da zu finden. wo es wirkliche Arbeit gibt. Das Oberhaus nimmt jest die Befchlüffe des Unterhaufes zu Protokoll. und bald wird das Unterhaus nur mehr die Anfichten der öffentlichen Meinung zu Protokoll nehmen. Schon in der näehften Generation werden die Parlamentsdebatten die politifchen Strömungen der Zeit ebenfowenig widerfpiegeln. wie die donnernden Predigten von der Kanzel herab das religiöfe Fühlen der Gegenwart dokumentieren. und dann wird ein Mann. der wirklich etwas in fich hat. nicht daran denken. Mitglied des Parlaments zu werden. ebenfowenig wie er in das Oberhaus oder in den amerikanifchen Kongreß eintreten würde, „Das allgemeine Menfchheitsparlament: die Verbrüderung der Welt“ ift auf dem Anmarfch. aber feine Form wird unperfönliih fein: die Preffe ift das allgemeine Parlamentz die Führer auf diefem Forum laffen ihre „Staatsmänner" nach ihrer Pfeife tanzen. Dasfelbe Gefeh beraubt auch die Kanzel ihrer wirklichen Macht. Wer kümmert fich heute darum. was der Rev. Froth predigt. wenn er fich über Bibelerklärungen hinauswagt? Drei Seiten von Profeffor Robertfon Smith in der ..Lnez-elopueäia Zrjtannjeu‟ zerfibren mehr Theologie in einer Stunde. als alle Prediger des Landes während ihres ganzen Lebens aufbauen können. Wenn jemand wirklichen Einfluß in diefer Welt haben will. muß er die Feder in die Hand nehmen. In der Tat. die Feder ift eine edlere Waffe als das Schwert und viel vornehmer als die Zunge. beide Waffen haben fich beinahe überlebt.

Ein Artikel in „Harpers" über den Bedford Square mit feinen glühenden Schilderungen von diefer arkadifchen Kolonie. von ihren künftlerifihen Heimen. ihrer Bibliothek. ihrem Klubhaus erregten in uns den Wunfch. fie zu fehen. Um die Wahrheit zu fagen: wir waren fehr enttäufcht. aber vielleicht haben wir es uns felbft zuzufchreiben, Die Häufer waren nicht fchön. wie wir fie uns aus den Holzfihnitten und hübfchen Illufirationen vorgeftellt hatten. oft waren die Wände nur bemalt und die meifien waren billige Kopien bekannter Gebäude. Und die befonders billigen und billig ausfehenden Häufer erinnerten mich an eine Anfiedelung im wilden Weiten. Die Idee. die dem Bedford Park zugrunde liegt. mag ohne Zweifel gut fein und könnte viel Gutes wirken. es war alles nur ganz anders. als wir erwartet hatten.

Die Gegenfäße liegen nahe bei einander. Ich ging von hier nach dem Stafford-.ßaus hinüber: der Marquis Stafford empfing uns felbfi und zeigte uns feinen Palaft. Ich getraue mir kaum von feinen Schönheiten zu fprechen. auch nicht von den Schönen. die er enthält. Man fängt an zu verliehen. was ein Marquis Stafford bedeutet. Die Familie Sutherland befißt 1 200 000 Morgen Land in England. faft die ganze Graffchaft Sutherland gehört ihr. Der Marquis fißt im Unterhaus. ift ein fleißiges Auffichtsratsmitglied der ..London and North-Weitem"-Eifenbahngefellfchaft. Der Herzog von Devonfhire ifi Vorfißender der Borrow-Stahl-Aktiengefellfihaft. Lord Granville befivt felbft Stahlwerke und der Earl of Dudly ift einer der größten Eifenproduzenten von England. Es ift alfo eine ganz anfiändige Befchäftigung. meine lieben Freunde. Stahlfchienenfabrikant oder Hüttenbefißer zu fein! Ich bin jetzt beruhigt. Aber es gibt doch eine Grenzlinie in England. Wer einen offenen Laden hat. ift ausgefchloffen von der Gefellfchaftl Aber wenn man z. B. Bier braut. dann ifi man etwas und kann getrofi auf den Baronet hoffen. denn fehr viel Bier verhilft zur Peerswürde.

Es war eine freundliche Aufmerkfamkeit von unferem Gaftgeber. daß er zu Ehren der amerikanifchen Gäfte die amerikanifche Flagge aufziehen ließ. Es tat mir wohl. eine Saite in der Brufi war angefehlagen: das Glück fich fagen zu dürfen. die ruhmreiche Flagge repräfentiert mein Land] Colonel Ingerfoll. ein glänzender Redner. fagte; jedesmal. wenn er in der Fremde war und nach langem wieder einmal das Sternenbanner im Winde flattern fah. habe er immer das Gefühl gehabt. als fei die Luft von einem Wonnefchauer erfüllt. Er war es auch. der immer dem Süden gepredigt hat. daß es auf dem amerikanifchen Kontinent nicht Luft genug gäbe für zwei Flaggen. Haft recht. alter Oberfi!

Wiffen Sie. warum der Amerikaner fein Sterneubanner leidenfchaftlicher liebt als der Engländer feine Flagge? Ich will es Ihnen fagen. Sein Banner ift nicht das Zeichen einer Regierung. die Unterfchiede zwifrhen ihren Kindern macht. die nicht dem einen ein Privileg verleiht. das fie dem andern verfagt. es ifi die Fahne eines Volkes. das allen diefelben Rechte gibt. Die britannifche Fahne wurde zu zeitig geboren. um volkstümlich zu fein. fie kam vor ihrer Zeit. als das Volk wenig oder gar keine Macht hatte. Es war nicht gefragt worden. Irgend eine Verfammlung hatte fie gewählt und fie dann der Nation gegeben. Das amerikanifche Banner ruft mit jeder Fafer einem jeden zu: Wir. das im Kongreß verfammelte Volk! Es ifi ihr eigen Kind und deshalb geliebt.

Es ift bezeichnend. daß niemals bei einem Auffiande Soldaten der Ver-
einigten Staaten. dencn die Nationalflagge vorangetragen wurde. beläftigt
wurden. Auf Miliztruppen hat man wohl manchmal Steine geworfen.
auf jene aber nie: ..Wenn jemand verfucht. die Flagge herunterzureißen.
fafießt ihn nieder wie einen Spion!“ - fo fagen wir alle. So wird es
auch einmal in England fein. wenn es nicht mehr eine Regierung und
ein Volk geben wird. fondern eine Regierung des Volkes. für das Volk.
durch das Volk.
Und nun lebe wohl. London. und all ihr Gedanken. die auf einen
einfiürmen. der in deinen furchtbaren Strudel gerät. Du ungeheures
London. wir find froh. dir entrinnen zu dürfen.
K * K"
x
Auf dem Wege nach Brighton machten wir William Black einen
Befuaj. den ich fchon in Rom kennen gelernt und dem ich gefagt hatte.
ich wollte feine ..Abenteuer auf einem Phaeton“ einmal felbft erleben.
Eine Woche. bevor wir von New York abfuhren. war ich zufammen mit
dem Präfidenten Garfield beim Staatsfekretär Blaine in Wafhington
geladen gewefen. Nach dem Mahle kam das Gefpräch auf meine beab-
fichtigte Reife. und Garfield fagte: ..Das find ja die ‚Abenteuer auf einem
Phaetonl. nur in einem größeren Maßftabez übrigens hat Black niemals
wieder ein fo gutes Buch gefchrieben wie diefes." Darin waren alle
einig. Nach einer Weile fuhr er fort; ..Ich bin eigentlich böfe auf
Black: ein Dichter. der nur zur Unterhaltung fchreibt. follte feine Ge-
f>jichte nicht fo traurig enden laffen. wie er es in Mac Leod of Dare tut.
Ein Roman follte uns die fchönen Seiten des Lebens aufzeigen. das wirk-
liche Leben hat Tragödien genug.“ Wenige Wochen fpäter und Garfield
felbfi war der erfchütterndfte Beleg für die Worte. die er damals fo feier-
lich ernft ausgefprochen. Ich werde nie den traurigen kummervollen
Ausdruck auf feinem Antlis vergeffen. als er hinmurmelte:
..Heut' diefer Schlag und morgen jener.
Und am Ende fteht der Tod."
Man möchte beinahe gern fterben. wenn wie am Grabe Garfields
aus dem gemeinfamen Schmerze beider englifch fprechenden Welten die
Erkenntnis auflemhtet. daß fie beide fich als Brüder fühlen. Garfields
Leben war nicht umfonft gelebt. Seine Lebensgefchichte ift nicht alltäglich:
Diefer arme Knabe. der fich hinaufgearbeitet hat zu der ftolzeften Stellung

der Erde. erwählt von fünfzig Millionen freier Bürger. hat eine höhere Stellung eingenommen. als die eines Kaifers und Königs] Andere Nationen md'gen fich fragen: Wo find unfere Lincolns. unfere Gar-fields? Aber folche Helden wachfen nur da. wo es freie Männer gibt. Es war ein feltfamer Zufall. daß bei Beginn unferer Fahrt der Dichter meines Vorbildes uns den Segen dazu gab. wir fühlten. daß fein Geift bei uns war und bei uns blieb während unferer ganzen Fahrt.
Brighton. Freitag Morgen den 17. Iuni. Die fröhlichen Argonauten beftiegen ihren Wagen. und die lange Fahrt naäj der Nordfpiße der Infel begann. Zuvor. meine lieben Freunde. möchte ich ein Geftändnis machen: Bevor nicht jemand an feiner Tür geftanden und nicht feinen eigenen Vierfpänner vorfahren gefehen hat - vier edle ungeduldig auf den Boden flampfende Braunen. deren Gefchirre in der Sonne glißerten. ein funkelneuer Wagen. glänzend wie ein Spiegel. mit einem Kutfcher auf dem Bock und einem Diener hinten -. und wer dann nicht feinen Freunden hat zurufen dürfen: Bitte. kommt und feht. fo habe ich es mir ausgemalt - ich fage. bevor er das nicht erlebt hat. rede er mir nicht vor. er habe fchon das Schönfte in feinem Leben genoffen. ich weiß es beffer. Ich glaube. es war Ifaak Walton. der berühmte Angler vor dem Herrn. der auf die Frage. welches er für das aufregendfte Vergnügen der Welt hielte. zur Antwort gab: „Wenn man einen dreißig Pfund fchweren Lachs aus dem Waffer zieht!" Er hatte fo unrecht nicht. Ich habe fchon im Loch Leren die fchönfie Forelle des Jahres gefangen. bin auf dem Spintfee in Iowa von einem ungeheuren .Hecht eine halbe Stunde weit mit meinem Boote mitgefchleppt worden - es ift ein herrliches Vergnügen. 100 000 Dollars zu verdienen. ift nichts im Vergleich damit. Aber es gibt einen noäj aufregenderen Genuß wie den. mein alter wunderlicher Ifaak: der Genuß. Genüffe zu bereiten. ift weit fchöner als der Genuß an fich! Riemals in meinem ganzen Leben hat ein freudigeres Gefühl meine Seele erfüllt. als damals. als ich an jenem denkwürdigen Morgen in Brighton meine Freunde in meinem Wagen Plaß nehmen fah.
Das Wetter in England ift launifch und immer eine Quelle der Sorge. Um fo mehr war ich an jenem Morgen in ängfilicher Erwartung. ob fchönes Wetter fein werde. Frühzeitig wachte ich auf: gibt es Sonnenfchein oder Regen? Wenn ich einen klaren Tag hätte kaufen können. ich hätte es getan. es hätte koften können. was es wollte. Wenn ich die Fenfierladen aufgemacht hätte. hätte ich ja unfer Säjickfal genau wiffen können. aber in philofophifcher Ruhe blieb ich liegen und wartete. was der

Himmel fenden würde. Doch laffen Sie mich denen. die fo gottlos find. in England den Himmel zu bitten. er möge feine Ratfchlüffe ändern. einen guten Rat geben: Bitten Sie nie um fchönes Wetter. fo boa) dürfen Sie fich nur verfteigen. wenn Sie einen fanften Riefelregen haben wollen. Ihre Bitten werden dann viel eher erhört werden.

Nie erlebte ich einen fchöneren Morgen in England als den. der mich an jenem Tage begrüßte. als ich die Fenfterladen öffnete und auf die plätfchernde See hinausblickte. auf dem Hunderte von kleinen Segelbooten fchaukelten. Als ich in Bewunderung daftand. kamen mir die Ver-fe in den Sinn:

..Es fpielt der Bräutigam mit dem Gef'tade
als feiner Braut. Und in der Fülle feines Liebesglü>s
fchmückt er ihr Haar mit gelben Mufcheln
und tritt zurück. um ihre Schönheit zu bewundern.
dann fkürzt er rafäf auf fie in ftolzem Kuffe."

Das tat der alte Ozean an jenem glücklichen Morgen. ich fah wie er es tat - und hatte das Gefühl. wie wenn die ganze Schöpfung fich in einen einzigen Mund vereinte. um ihn küffen zu können.

Bald hatten wir es heraus. daß keine Art zu reifen fich mit einer Wagenfahrt vergleichen könne. Hoch oben vom Wagen herab fieht das Auge des Wanderers. nicht eingeengt von Hecken und Mauern. in die Weite. über wogende Felder und grüne Wiefen. über fanfte Hügel und Haine. Wir fahen das ländliche England. das ruhige. friedliche. regelmäßige Land. Wenn Englands Schönheit bloß oberflächlich wäre. würde es auch einen nur oberflächlichen Eindruck machen. Es wäre ein flüchtiger Genuß. der bald vergeffen wäre. Jn der Tat aber hinterläßt fie eine tiefere. frohe. heitere. dankbare Befriedigung. bleibt in der Seele haften als eine angenehme wohltuende Erinnerung. Jhre fiegende und bleibende Gewalt beruht nicht nur in der Liebenswürdigkeit des Ausdrucks. fondern vor allem des Charakters. Die Natur hat die britifchen Infeln reich gefegnet mit den natürlichen Vorzügen der Lage. des Klimas. der Bodenfchähe und Erzeugniffe. und der Charakter ihrer Bewohner ift ihre harmonifche Ergänzung. Die malerifche Mannigfaltigkeit und die ländliche Ruhe der englifchen Landfchaft hat ihren Grund zumeift in dem erfindungsreichen Gefchmack und in der gefälligen Freundliäfkeit des englifchen Volkes. Das Land des Engländers ifk wie er felbft. der Ausdruck feines eigenen Denkens und Fühlens. und diefer Geift erhält be-

f'tändige Nahrung und Erqui>ung von der Freundlichkeitz der Ehrlichkeiß Gediegenheit und Zähigkeit feines Charakters. So ift in der eigenarti- gen Schönheit Englands das Ideal verwirkliäft und findet in ihr feinen Ausdruck beffer. als man es mit Worten zu fagen vermöchte. Die Dinge felbft fagen mehr als ihre Namenz Miltons „Allegro'J fo fehön es ifiz ifk nicht fo fchön wie die Landfihaftx die kryftallifierte verkörpern Poefie, aus der das Gedicht erwachfen ift. All' die herrlichen poetifchen Schilderun- gen Englands find nur der Ausfluß und das überfchäumen feines eigenen dichterifchen Reichtums. Es entquillt dem Herzen feiner Dichterz wie der Duft feinen Hagedornhecken entftrömt. Bei jedem Schritt hat der durch die englifche Landfchaft Wandernde das Gefühl einer fouveränen Er- habenheit der Dinge gegenüber den Wortenz die je zu feinem Preife gefagt werden können.

Fortfeßung folgt

â€˜. "z
,
f
n). *1x* >-
.
a
I
J
4 ,K
.F-
\unâ€˜
.
'
. p
.
-w
F .
\
x

* *-u-'-'-Fq""j'-1W' „ÜF-'"-l'u -'*_'f! "Ps-..7.-
-_o-_c_-_._-._ _
z* .-.l *.4 :rührt durch Englan And-retr- ll'a. eiiie
i - -- - .-. f. und li: -ui..r.ng ren dcr Freundlichkeit. 'cc-r Ehrlichkeit.
' - 3 . - a' r Teint.; Charakters. So ift in der eigcnart.
.“. .' t e :es Ikea'. verwirklicht und findet in (bc feinen
. .t ..r mn .an :Weit-er. zi. fc-.gcn vermö-htc. Die Din-ze
-ii- - - .'."*:--'.. Milieus „Allegro“. fo fil'on es ift. ift
-- “,1- -. -, - -':.: F' 7;!, ri., krnfiatlifierrc vertiirp-*:te -P:efie. aus
- *z .- .-:--c. Z-
.'!..'* die heirl.;(-en poetiithen Schilderun-
»* - -.e 11-.- *2-* .S.uf- ti-.d dar ".tberfchamni-n i.ines eigen-:n
-: -' .tx-r.. Z titan ui dem Herzen feiner Dichter. wi.- der
- ' - -; ..3 *r;- **„tin irrlri'emt. Bei jedem S chritt hat der durch
*- . ,. .- . "It-...7! '.-rz.-.2?.rnd- das Gefühl einer feuveränen Er-
-- *-k ': -. .- z ct.. dr'. Werten. die je zu feinem Preije gefagt
:-
k* .cc-.*1- -
i-.e-l' -.i-.g folgt
“Q &WFL-"l'- -M*W“il____-k

Jean-Baptiï¬e Greuze:
Unfchuld (Parisx Louvre)
Zum AuffaÃŸ von Bernhard Ihringer
Nach einer photogta [f e11 Aufnahme von Ftanz
Hanfjiaengl, MÃ¼nch-np!) ch

* 7

Otto Bafchin:
Der Kampf um den Nordpol
Wohl felten find Gelehrte und Laien in gleicher Weife durch die Verkündigung einer geographifchen Entdeckung derartig überrafcht worden. wie am 1. September diefes Jahres durch jenes Telegramm. das die Erreichung des Nordpols durch einen amerikanifchen Arzt l): F. A. Cook meldete. Es ift ein feltfames Spiel des Zufalls. daß diefer glückliaze Forfcher den gleichen Familiennamen führt wie jener. vor hundertdreißig Jahren den Speeren der Südfee-Jnfulaner zum Opfer gefallene. große britifche Weltmufegler James Cook. der die geographifche Kenntnis von unferer Erdoberfläche in höherem Grade bereichert hat als irgend ein anderer Menfch vor ihm oder nach ihm. Mit feinem Tode verfchwand aber der Name Cook aus der Entdeckungsgefchichte. und in weiteren Kreifen dürfte es bis in diefe Tage hinein nicht bekannt gewefen fein. daß ein Forfchungsreifender diefes Namens lebte. In geographifchen Faihkreifen dagegen wußte man wohl. daß 1): Frederick Albert Cook. geboren am 10. Juni 1865 zu Callicoon im Staate New York. fchon in den Jahren 1891 bis 1892 als Arzt die Nordpolar-Erpedition feines Landsmannes R. E. Peary mitgemacht und an deffen Schlittenerpedition in Nordweftgrönland teilgenommen hatte. Als Mitglied der belgifchen Südpolar-Erpedition. die im Jahre 1898 auf dem Schiff ..Belgica“ füdlich von Amerika in hohe füdliche Breiten vordrang und zu einer unfreiwilligen Überwinterung. der erften im Südpolargebiet. gezwungen wurde. hatte er Gelegenheit. die Verhältniffe auch diefes Polargebietes kennen zu lernen. das in mehr als einer Beziehung ganz anders geartet ift als das Nordpolargebiet. Jn den Jahren 1903 und 1906 leitete er Expeditionen nach den fehneebedeckten Hochgebirgen Alaskas. und es gelang ihm dort. den gewaltigen Mac Kinley-Berg nicht nur zu befteigen. fondern auch deffen Höhe zu 6215 Metern zu meffen und nachzuweifen. daß diefer Bergriefe der höchfie Gipfel Nordamerikas ift. So vorgebildet. mit den geographifchen Verhältniffen in beiden Polargebieten wohl vertraut und in der Bezwingung des Hochgebirgs- wie des Polareifes fportlich gefchult. machte er fich mit kühnem Wagemut daran.
:2 :67

diejenige Leifiung zu vollbringen. die in weiten Kreifen unferer Zeit-
genoffen als die höchfte auf dem Gebiete der geographifchen Entdeckungs-
reifen bewertet wird. Von diefer feiner Abficht war man jedoch felbfi in
Fachkreifen nur wenig unterrichtet. obgleich er das Ziel. nach dem er firebte.
in mehreren Briefen ausdrücklich angab. So traf z. B. bereits im Ok-
tober 1907 im ..Erplorer's Club“ zu New York ein Schreiben Cooks von
der Nordwefiküfie Grönlands ein. in dem es hieß: „Ich finde. daß ich eine
gute Gelegenheit habe. den Nordpol aufzufuchen. und ich werde deshalb
in Etah ein Jahr lang bleiben. Ich hoffe. im September 1908 als Ent-
decker des Nordpols zum ..Erplorer's Club“ zurückzukehren. Meine Abficht
ifi Ellesmere-Land zu kreuzen und über die Nanfen-Straße das Polar-
meer zu erreichen. Hoffentlich können Sie einige Mitglieder des Clubs
veranlaffen. mich auf Cap York abzuholen. Hurrah für den Nordpol und
das Sternenbanner!" In weiteren Briefen an den Arctic Club fowie
an feine Gattin führte Cook feine Pläne des näheren aus. Man fcheint
in Amerika diefe Pläne. über die in geographifchen Famzeitfchriften zwar
kurze Notizen zu finden waren. nicht der Öffentlichkeit unterbreitet zu
haben. vielleicht in der richtigen Erkenntnis. daß es in mehr als einer Hinficht
praktifcher fei. nicht viel Wefens von der beabfichtigten Erpedition zu
machen. fondern lieber fpäter durch die vollendete Tatfache die Welt zu
überrafchen. Die Reife Cooks. die für immer eine der denkwürdigfien
in der Gefchichte der Entdeckungen bleiben wird. fpielte fich nach den bisher
vorliegenden Nachrichten in folgender Weife ab.

Der amerikanifche Millionär und Sportsmann John Bradley. der
die Koften der Erpedition befiritt. rüftete einen Fifchereifchoner mit einem
Motor aus. verfah ihn mit reichlich Proviant und allen erforderlichen
Ausrüfiungsgegenfiänden und übertrug Cook das Kommando über den
„Bradley“. auf welchem beide mit der nötigen Mannfchaft im Juli 1907
die Küfte der Vereinigten Staaten verließen. Während Bradley felbfi
auf feinem Schiff zurückkehrte und im Oktober 1907 wieder in der Heimat
eintraf. blieb Cook mit einem Mann der Befahung. namens Rudolf Franke.
an der nördlichen Küfie jener. am weitefien nach Wefien vorfpringenden
Halbinfel des nördlichen Grönland. die auf unferen Karten als Prudhoe-
Land bezeichnet wird. zurück. Hier liegt in 78% Grad nördlicher Breite
eine Eskimo-Anfiedelung. Etah. die allmählich ein Mittelpunkt der* im
äußerfien Norden der bewohnten Erde nomadifierenden Eskimofamilien
geworden ifi und heute als der nördlichfie. dauernd von Menfchen be- '
wohnte Punkt der Erde bezeichnet werden kann. Dort traf Cook unge-

wöhnlich günftige Verhältniffe für ein Vorbringen nach Norden an. Der Seehundsfang und die Jagd waren nämlich gerade im Sommer 1907 außerordentlich ergiebig gewefen und hatten den Wohlftand diefes. an der Grenze der arktifchen Eiswüfte angefiedelten Eskimofiammes in erfreulicher Weife gehoben. So kam es. daß die Eskimos. auf deren Mitwirkung Eook bei feiner Expedition in erfier Linie angewiefen war. fich in fehr gutem Ernährungszuftande befanden. reichliche Vorräte von Lebensmitteln angefammelt hatten und kräftige Zughunde in großer Menge befaßen. Auf einigen Jagderpeditionen wurde der vorhandene Proviant vumWWuWbmAMWwhmwWnmWmvMEmhmnNWWVmmW
haus erbaut. das als Ausgangspunkt der Expedition diente. Der Aufbruch follte möglichfi frühzeitig im Jahre erfolgen. da man bei Polarreifen ftets die Erfahrung gemacht hatte. daß im Mai das Eis bereits zu fchmelzen beginnt. fo daß es geraten ift. womöglich noch im April das fefte Land wieder zu erreichen. Aus diefem Grunde war der Ausgang des Januar als Termin für die Abreife in Ausficht genommen worden. doch erfolgte der Aufbruch erft am 19. Februar 1908. als die Sonne fich nach Ablauf der viermonatlichen Winternacht zum erf'ien Male über dem Horizont erhoben hatte. Mit Rudolf Franke als einzigem Europäer. zehn Eskimos und elf Schlitten. die von 107 Hunden gezogen wurden. fuhr Cook nach Wefien iiber den zugefrorenen Smith-Sund und erreichte die jenfeitige Küfte diefer Meeresftraße nach zweitägigem Marfche. Hier betrat man das Ellesrnere-Land. jene mehr als 200000 Quadratkilometer große. alfo an [Ausdehnung Großbritannien nahekommende Jnfel. die in ihrem Innern weite. größtenteils völlig mit Jnlandeis bedeckte Hochflächen aufweif't. Dort verließ Franke die Expedition und kehrte nach Etah zurück. um Cook hier nach feiner Rückkehr vom Pol zu erwarten. Diefer drang nun in das Innere ein. wo er unter der grimmigen Kälte. die dort herrfchte. fehr zu leiden hatte. Mehrere Hunde hielten die niedrige Temperatur. die bis zu 63 Grad Eelfius unter den Gefrierpunkt fank. nicht aus und erfroren. Der hier angegebene tiefe Thermometerfiand ift vielfach angezweifelt worden. und man hat mehrfach betont. daß es lebenden Wefen nicht möglich fein könne. eine derartige Kälte zu ertragen. Demgegenüber kann man jedoch darauf hinweifen. daß die durchfchnittliche Temperatur des ganzen Monats Januar in dem kälteften Ort der Erde. der Stadt Werchojansk im öfilichen Sibirien. 51 Grad Eelfius unter Null beträgt. und daß dort in einer geographifchen Breite von nur 67% Grad fogar fchon Temperaturen von 70 Grad unter Null gemeffen worden find. Nachdem

die Höhen des Ellesmere-Landes überfchritten waren. ftieß man in dem weftlichen Teile der Infel auf fehr ergiebige Iagdgründe. Der Weg ging jeßt den Nanfen-Sund entlang. der Ellesmere-Land von dem noch weiter weftlich gelegenen Arel Heiberg-Land trennt. bis zur Nordfpiße diefes letzteren. Die Iagdbeute während des Marfches war eine außerordentlich reiche. Nicht weniger als 101 Mofähusochfen. fieben Eisbären und 335 Hafen wurden erlegt. fo daß Depots mit reichlichen Vorräten an Proviant am Nanfen-Sund angelegt werden konnten. Hier. an der äußerfien Grenze des fefien Landes kehrten am 18. März fechs Eskimos mit ihren Schlitten um. und mit den vier übrigen und 44 Hunden drang Cook über das Eis des Polarmeeres nach Norden vor. Nach weiteren drei Tagen wurden wieder zwei Eskimos zurückgefchickt. fo daß nur die beiden tüchtigften. kräftige zwanzigjährige Männer. nebft 26 Hunden bei Cook blieben. Die beiden jetzt noch vorhandenen Schlitten trugen Lebensmittel für 80 Tage und ein zufammenlegbares Segeltuchboot. Da es an fefien Landmarken von nun ab fehlte. fo mußte die Marfchrichtung nach dem Stan d der Sonne unter Berückfichtigung der Tageszeit feftgefiellt werden. Bald jedoch wurde die Sonne mehrere Tage durch Wolken verdeckt. und der Horizont durch dichte Nebelmaffen verhüllt. Ießt bildete der Kompaß das einzige Orientierungsmittel zur Auffindung des richtigen Weges. Aber nicht nach Norden. wie in unferen Gegenden. weiß die Magnetnadel des Kompaffes in diefem Teile des Polarmeeres. fondern nach Südweften. Denn der magnetifihe Pol. der die Richtung der Magnetnadel befiimmt. liegt nicht am geographifchen Nordpol. fondern auf dem amerikanifchen Fefilande in etwa 70 Grad nördlicher Breite. im Südweften von Ellesmere-Land. Als am 30. März fich der Nebel endlich wieder lichtete. fah Cool im Wefien die Küfie eines bisher unbekannten Landes. das fchneebedeckte Berge trug. die bis zu mehreren Hundert Metern Höhe emporftiegen. Wer felbft das Glück gehabt hat. zum erfien Male feinen Fuß auf bis dahin niemals betretenen Boden zu fehen oder auch nur ein unerforfchtes Land von weitem zu erblicken. der wird ermeffen können. wie groß die Verfuchung für die Reifenden gewefen fein muß. diefes Land zu betreten. feine Lage genau zu befiimmen. die Küfienumriffe und. wenn möglich. auch fein Inneres zu erforfchen, Aber die Rückficht auf die Notwendigkeit eines fchnellen Vormarfches und auf die geringen Proviantvorräte geftattete keine Abweichung von der direkten und kürzeften Route. Die Monotonie in diefer öden Eiswüfie wirkte ftark deprimierend auf den Gemütszufiand ein. und der Mangel an jeder Abwechslung wurde faft

unerträglich. Alle Spuren organifchen Lebens hatten aufgehört. Keine Fährte eines Eisbären. kein von den Robben zum Atmen offen gehaltenes Luftloch im Eis wurde mehr gefunden. Am 7. April fiand die Sonne zum erfken Male noch um Mitternacht über dem Horizonte. genau im Norden. in der Richtung des Marfches. und fie ging von jetzt ab nicht mehr unter. Am 8. April war die Breite von 8672 Grad erreicht; es fehlte alfo immer noch 14. Grad. um der höchften. bisher von Menfchen erreichten Breite gleichzukommen. Die größten Anftrengungen beftanden darin. die von Waffer erfüllten Waken. in denen Eisfelder fchwammen. zu umgehen. Je weiter man aber nach Norden vordrang. um fo beffer wurde das Eis. ja zwei Tage lang war feine Befchaffenheit fo merkwürdig gut und die Oberfläche fo glatt und eben. daß die Reifenden den Eindruck hatten. nicht Meereis. fondern Süßwaffereis unter fich zu haben. Es war ihnen jedoch nicht möglich. fefkzuftellen. ob fie fich etwa über Land befanden. da eine fcharfe Grenzlinie zwifchen diefem fcheinbaren Landeis und dem Meereis niaht zu bemerken war. Am 14. April war man bereits bis 88% Grad vorgerückt und war alfo nur noch 182 Kilometer vom Pol entfernt. genau eben fo weit. wie Leutnant Shackleton am 9. Januar 1909 auf dem füdlichfien Punkt feiner Schlittenreife noch vom Südpol entfernt war. Aber während Shackleton damals wegen Proviantmangel und körperlicher Erfchöpfung umkehren mußte. war Eook glücklicher. Unter Anfpannung aller Kräfte ging es weiter vorwärts. und am 21. April konnte bereits eine Breite von 89 Grad. 59 Minuten und 40 Sekunden gemeffen werden. fo daß nur noch 20 Sekunden geographifcher Breite. alfo etwa 600 Meter bis zum Pol zurückzulegen waren. Dies gefchah natürlich ungefäumt. und Eook hatte jetzt das erhebende Gefühl als Erfier einen der beiden Erdpole erreicht zu haben. jene bemerkenswerten Punkte auf unferer Erdkugel. an denen es keine andere Himmelsrichtung gibt als Süden. wo jeder Wind von Süden kommt und nach Süden geht. wo es keine Tageszeit mehr gibt. und die Mittagftunde mit Mitternacht zufammenfällt. Eine unermeßliche Eiswüfie. in der nicht die geringfte Abwechslung wahrzunehmen war. breitete fich vor den Blicken der Reifenden aus. Auf Hunderte von Kilometern im Umkreis waren fie mit ihren Hunden die einzigen lebenden Wefen. und das fchauerliihe Gefühl abfoluter Einfamkeit kam ihnen erfi jetzt. wo die andauernde Nervenanfpannung etwas nachgelaffen hatte. fo recht zum Bewußtfein. Nichts muß für einen Forfcher. der nun endlich den Pol erreicht hat. betrübender fein. als hier. wo fo viele geophyfikalifche Probleme zu löfen find. aus Mangel an den not-

wendigen Infirumenten zur Tatenlofigkeit verurteilt zu fein. Hierj wo manj wegen der Abplattung der Erde„ dem Erdmittelpunkt um 21 Kilometer näher if't als am Aquatoß wo infolgedeffen auch die Schwerkraft fo viel größer ifi„ daß ein Uhrpendel in fchnellere Schwingungen verfeßt würde und eine Pendeluhr nicht weniger als 11/2 Stunde täglich vorgehen müßte7 und wo jedes Heben eines Gewichtes eine größere körperliche Kraftleifiung bedeutet als an irgend einem anderen Punkte der Erdoberfläche.
Gewiß if't es richtig„ wenn behauptet wird„ daß erft Meffungen der Schwerkraft und des Erdmagnetismuß meteorologifche Beobachtungen der verfchiedenften Art„ Tiefenlotungen und Strömungsmeffungenj Salzgehalts- und Temperatur-Befiimmungen des Meerwaffers und ähnliche Unterfuchungen am Pol feine Erreichung für die Wiffenfchaft wertvoll machen. Aber jedenfalls ift es nicht richtigj zu behauptenj wie dies leider gefchehen ifi„ daß die Erreichung des Pole für fich allein und die Konftatierung der Tatfachß daß der Nordpol im Meere gelegen if't„ keine wiffenfchaftliche Leiftung fei. Denn es gibt für die geographifche Wiffenfchaft kaum eine wichtigere Fragej als die nach der Verteilung von Land und Waffer auf der Erde. Alle anderen Unterfuchungenz fo hohen Wert für die verfchiedenften Wiffenfchaften fie auch haben mögenj können erf't dann mit Ausficht auf Erfolg in Angriff genommen werdenj wenn diefe Fundamentalfrage gelöft ift. Abgefehen davon aber wäre es höchfi unbillig zu verlangem daß Iernand„ der fo ausgedehnte Entdeckungsreifen auf Schlittenerpeditionen unternimmtj bei denen jede Gewichtserfparnis von wenigen Kilogramm für das Leben der Erpeditionsteilnehmer von ausfchlaggebender Bedeutung werden kannj noch das Gewicht der Infirumente mit fich führt. Späteren Erpeditionen muß es überlaffen bleibenz f olche Unterfuchungen auszuführen. Der Pfadfinder aber hat der Wiffenfchaft die größten Dienfie geleiftetz indem er folchen Expeditionen die Wege ebnet und fie in den Stand feßn fich feineErfahrungen zunuhe zu machen.
Eook jedenfalls tat am Nordpol alles„ was in feinen Kräften f'tand. Er begnügte fich nicht damit„ die amerikanifche Flagge aufzupflanzen und einen verfiegelten Reifebericht daneben zu deponierenj fondern er wiederholte und kontrollierte auch feine aflronomifchen Beobachtungen-maß den Luftdruck zu 757/7 Millimeterm die Lufttemperatur zu 39 Grad Eelfius unter Null und befiimmte die Richtung der Magnetnadelz die nach dem 97. Meridian wefilicher Länge hinzeigte. Nach zweitägigem Aufenthalt am Nordpol wurde mit den 12 Hundenj die von den 26 noch

lebtenh während die übrigen inzwifchen verzehrt worden waren7 die Riick-
reife angetreten. Zunächft ging diefe bei dem fchönen Wetter und; den
guten Eisverha'ltniffen flott von ftatten. Aber bald bezog fich der Himmel
rnit Wolken von tiefgrauer Farbe und fchreckliche Stürme rafien über die
öde Eiswüfie dahin„ fo daß man nur langfam vorwärts kam. Im Laufe
der folgenden Wochen- während deren die drei Männer viel unter dem
fchlechten Wetter zu leiden hattenh rückte die Gefahr des Verhungerns
und der Entkräftung immer nähen fo daß alle Kräfte zufammengenommen
werden mußten- um nicht der Kälte zu erliegen. Erft am L4. Mai klärte
fich der Himmel wieder auf- fo daß aftronomifche Beobachtungen angefiellt
werden konnten- die ergaben- daß man fich in 84 Grad Breite befand.
Jetzt machte fich auch die vorgerijckte Jahreszeit fehr fiörend bemerkbar.
Das Eis war brüchig geworden und hatte fich in einzelne Felder zerteilt-
die nach Offen trieben. Oft gelangte man an offenes Waffer- fo daß es
nicht mehr möglich wach den direkten Weg inne zu halten. Vergeblich
verfuchten die Reifenden den Nanfen-Sund zu erreichen- an dem fich ihre
Proviant-Depots befanden; offenes Waffer oder ungangbares Eis ver-
legte ihnen fiets den Weg. Nach 20 Tagen begegneten fie endlich einem
Bären- deffen Erlegung fie vom Tode des Verhungerns rettete. Eook
mußte fich nun mit dem Gedanken vertraut machem daß es ihm nicht ge-
lingen würde- die Wefikiifie Grönlands zu erreiahenX und er verfuchte
daher/ nach dem in 74% Grad nördlicher Breite gelegenen Lancafier-
Sund im Süden der Infel Nord-Devon vorzudringem wo fich im Juli
fchottifche Walfönger aufzuhalten pflegen. Er kam jedoch nicht fo weit
nach Süden- fondern mußte„ um Nahrung zu bekommen- fchon auf der
Nordfeite der Infel Nord-Devon nach Ofien in den Iohns-Sund ein-
biegenx der die genannte Infel von dem nördlich gelegenen Ellesmere-
Lande trennt. Mit Hilfe _des zufammenlegbaren Bootes gelangten die
drei Männer nach Cap Sparbo- einer eisfreien- nach Norden in den Johns-
Sund vorfpringenden HalbinfelX wo Mofchusochfen und anderes Wild
in genügender Menge vorhanden war, Hier richteten fie fich eine unter-
irdifche Höhle. von der ein Gang in Höhe eines halben Meters ins Freie
führte„ als Winterquartier ein. Der Boden wurde mit Mofchusochfen-
fellen ausgelegt- das Fett der Mofchusochfen diente in Lampen- die aus
alten Zinntellern fertiggefiellt warem als Beleuchtungsmaterial- das
Fleifch als Nahrung. Da Eook nur noch drei Patronen befaßx die er für
den äußerfien Notfall auffparen wolltex fo wurden Fangmethoden mittels
Schlingen erfonnen- die den großen Erfolg hattenh daß 38 Mofchusochfen

auf diefe Weife erbeutet wurden. Sehr häufig umkreifien Eisbären die primitive Behaufung. fogdaß ein Verlaffen des Obdachs ftets mit Lebensgefahr verknüpft war. Mit Pfeil und Bogen. Lanzen und Meffern mußte der Kampf mit Eisbären. Wölfen und Mofchusochfen ausgefochten werden. aus deren Feilen während des Winters neue Kleider angefertigt wurden. Als dann im Frühjahr die Sonne über den Horizont fiieg. verließen die Reifenden ihr Winterquartier und machten fich am 18. Februar 1909 auf den Weg nach Annootok. Da fie keine Hunde mehr hatten. fo mußten fie ihre Schlitten felbfk ziehen und kamen daher nur fehr langfam vorwärts. Wieder ging ihnen der Proviant aus. und fchließlich fah fich Eook doch gezwungen. eine der drei Patronen zu opfern und einen Eisbären zu fchießen. Am 15. April endlich wurde die Küfie Grönlands wieder erreicht. und damit war die Expedition gerettet und eine der großartigften Entdeckungsreifen aller Zeiten ohne Verlufi an Menfchenleben glücklich zu Ende geführt. Nach nur fünftägigem Aufenthalt in Etah begab fich Eook auf Hundefchlitten eiligft nach Upernivik. der nördlichfien dänifchen Kolonie Wefigrönlands. um den letzten Anfchluß nach Europa noch in diefem Sommer zu erreichen.

Inzwifchen hatte Rudolf Franke im Sommer 1908 vergeblich auf die Rückkehr der Expedition gewartet. Eook hatte ihn angewiefen. bis zum Juni in Etah zu bleiben und. falls er bis dahin keine Nachricht von ihm hätte. nach Amerika zurückzukehren. Diefe Weifung befolgte Franke; er kehrte im Herbfk 1908 nach den Vereinigten Staaten zurück und brachte die Nachricht von dem Ausbleiben Eooks dorthin. Es wurde daher von Eooks Freunden befchloffen. eine Erpedition zu feiner Auffuchung zu organifieren. die in diefem Sommer auf dem Dampfer „Ieanie“ abgegangen ift und im September zurückerwartet wird.

* * '

Zu derfelben Zeit. als Eook auf dem Rückwege vom Pol in bitterfier Not um fein Leben kämpfte. brach Amerikas berühmtefter lebender Forfchungsreifender. Commander Robert Edward Pearh. auf dem eigens für feine Zwecke gebauten Erpeditionsfchiff „Roofevelt". einem als Dreimaftfchoner getakelten Dampfer von 1500 Tous Deplacement. mit einer Mafchine von 1000 Pferdekräften. am 6. Juli 1908 von New Pork auf. lief im Auguft Etah an und drang darüber hinaus nach Norden vor bis zur Nordofiecke von Grant-Land. Eap Sheridan. das am 1. September erreicht wurde.

Hier überwinterte die „Roofevelt"„ und von diefem Punkte aus feizte Peary feine Expedition ins Werk. Er befand fich jetzt in einem Gebiet- in dem Niemand fo genau Befcheid wußte wie er allein. Ift doch Grant-Land und das angrenzende nördlichfie Grönland erfi durch feine Reifen unferer Kenntnis erfchloffen worden. Seit dem Jahre 1891 ifi Peary mit rafi-lofem Fleiß und bewundernswerter Energie hier im äußerften Norden der Erdfefie auf zahlreichen Expeditionen bemüht gewefenx die Küften-umriffe auf der Karte fefizulegen, Viermal hat er das Inlandeis Grönlands auf Hundefchlitten im äußerfien Norden durchquertx und eine fiebenmal größere Entfernung auf diefer größten Eiswüfie der Nordhalbkugel zurück-gelegt als Nanfen bei feiner erften berühmten Durchquerung im Jahre 1888. Auf feiner leßten Expedition im Jahre 1906 war es Peary gelungenz weiter nach Norden vorzudringen als alle früheren Polarforfcher und am 21. April die hohe Breite von 87 Grad 6 Minuten zu erreichen. Einige Wochen fpäter entdeckte er im Nordwefien von Grant-Land ein neues Landz das er Crocker-Land taufte. So hatte fich Peary allmählich eine Erfahrung in der Technik des Reifens in hochnordifchen Gegenden ange-eignetz in der er wohl von Niemandem mehr übertroffen wurde. Was Wunder- daß er nunmehr- wo er dem Pol bis auf 322 Kilometer nahe gekommen war- den Wunfch hegtez diefen Punkt felbfi zu erreichen- und fo feiner zwanzigjährigen arktifahen Forfchertätigkeit die Krone aufzu-fehen. Im Sommer 1907 wollte er wieder in fein altes Forfchungsfeld hinausziehem aber die Ausrüfiung wurde nicht rechtzeitig fertig. So mußte er die Reife um ein Jahr verfchieben- und als er nun Anfang Auguft 1908 in Etah anlangtex mußte er erfahrenz daß Eook„ fein Reifegenoffe auf der Expedition von 1891z bereits im Februar nau) dem Pol aufgebrochen war, Aber er war nicht„ wie er beabfichtigt hattex im Juni zurückgekehrß und man durfte daher annehmenz daß er im Polareife feinen Untergang ge-funden habe. Ießt galt es fchnell zu handeln- damit nicht noch etwa ein Anderer den Pol vorher erreichen konnte. Peary verließ daher mit Schlitten die „Roofevelt" am 15. Februar 1909 und verfolgte die Küfie von Grant-Land nach Wefien bis zum nördlichfien Punkt der Kiifte bei Cap Columbia. Von dort trat er am 1. März die Reife nach dem Pol an. Am 11. März wurde der 84. Breitengrad überfchritten und von da ab am 15.x 18. h 26, MärzX 2. und 4. April je ein weiterer Breitengrad gewonnen- der Pol felbft aber am 6. April erreicht, Bemerkenswert ifi hierbei die außerordentlich große Gefchwindigkeit des Vordringenß die in den letzten Tagen 55 Kilometer pro Tag betrug. Nach den bis zum Druck diefes Berichtes vorliegenden

fpärlichen Nachrichten wäre Peary am Pol nur in Begleitung eines Eskimos und eines Negers gewefen. Am 7. April wurde der Rückweg angetreten- und am 23, April Cap ColumbiaX am 25. April die „Roofevel “ erreicht. Welche Gefühle Peary befeeltenx als er nun auf der Rückreife in Etah die Nachricht vernahm- daß Cook am Leben feix den Pol fchon ein Jahr friiher erreicht habe und fich bereits auf der Rückreife nach Europa befinde- dürfte nach den bisherigen Ausführungen felbfi denjenigen kein Rätfel fein„ die von den Angriffen Pearys gegen Cook keine Kenntnis erhalten haben follten. Aber fo unerquicklich diefe zur Zeit tobende Fehde auch fein mag- fie ifi eine vorübergehende Erfcheinungx die hoffentlich recht bald vergeffen fein wird. Bleiben jedoch wird das Verdienfih das die beiden Söhne der großen amerikanifchen Nation fich um die Erforfchung unferes Planeten erworben haben- und der wohlverdiente Erfolg- zu dem man fie nur aufrichtig beglückwünfchen kann. Ob das weitere Zieh das fich Pearys Ehrgeiz gefieckt hat: „Das Sternenbanner muß an beiden Enden der Erdachfe flattern und die ganze Welt fich darum drehen'ß verwirklicht werden wirdx oder ob einem Angehörigen der britifchen Schwefiernationp wie es den Anfchein hatx die Eroberung des Südpols vorbehalten bleiben wirdx das muß die Zukunft lehren.

Heinrich Spiero:

Rudolf Lindau

(Zum :achtzigften Geburtstage des Dichters. am 10. Oktober)

Rudolf Lindau. ein Dichter und eine Perfönliehkeit von hohem Reiz. begeht nun. immer noch von wenigen gekannt. von wenigen recht gewürdigt. den achtzigfien Geburtstag, Er ift nicht. wie manche meinen. nur ein feiner Unterhaltungsfchriftfteller. Bis zum Ende - diefe immer wiederkehrende Formel. diefe Devife mancher feiner Gefialten fchwebt wie ein felbfterwähltes Richtwort über dem konfequenten. vornehmen und ruhigen Schaffen diefes Mannes. Er „fchenkt fich nichts". und wenn er dadurch gelegentlich etwas zu weit kommt. an innerer Wirkung verliert. fo hält dafür ein andermal diefer unerbittliche Ernft um fo fefier. Die Abgefchliffenheit des wohlbedachten und ohne Ziererei gepflegten Stils wird nicht zur Abgegriffenheit. die Welterfahrung nicht zur mondänen Kühle. Denn Welterfahrung freilich fpricht aus diefen Büchern eines. der drei Erdteile kennen lernte. nicht zu flüchtigem Genuß. fondern in ernfter und kluger Arbeit. Weltmann wurde der. den fein diplomatifcher Beruf in die Nähe Bismarcks und immer wieder an die Stelle brachte. wo die politifchen Fragen beantwortet werden. wo mit der Gelaffenheit einer langen Tradition jede Gebärde. auch in Stunden der Erregung. in Selbftbeobachtung und gewohnter Zucht gehaltener ifi als in andern Sphären. Aber die große Welt hat Lindau nicht geblendet. Als etwas Selbfiverftändliches bewahrt er die Form. die echte Gefie des Weltmanns und täufcht dadurch viele. die hinter dem glatten Gewande nichts anderes vermuten als kühle Skepfis. die fich an der Darftellung fenfationeller. gefellfchaftlicher Erinnerungen und Erfindungen bewähren würde. Davon ift diefer Erzähler weit entfernt, Er bewundert nicht einen Augenblick die glättende Form. die alles in dem Kreis erhält. wo gute Kinder-"tube eines der erften Erforderniffe gleichbürtige'r Geltung ift. Er fucht. immer hellhörig für die Töne der Tiefe. unter den Äußerlichkeiten den allein der Darftellung werten menfchlichen Gehalt. Und

fo geben feine Romane immer wieder innerhalb der Gefellfehaft menfeh-
liche Sehiekungen, die Gefchichte menfchlicher Herzen, die fich unter jedem
Gewande gerade und furihtlos zu bewähren haben; die für Untat und
Sünde Strafe dulden und Buße tun müffenz die ihr Leben durchzuhalten
haben - bis zum Ende. Nuhr den Schöpfgrund bildet für Lindaus Ro-
mane die Gefellfchaftz nicht den eigentlichen Wurzelboden der Konfliktex
doch meift den Hintergrundz von dem die Handlung fich abhebt. In den
Novellen tritt an die Stelle der großen die weite Welt* die Vorgänge
fpielen nicht mehr in Salons, in eleganten Wagenf auf den Boulevard-Z-
an Orient wo „man" fich fieht und trifftr fondern auf Dampffchiffen
zwifchen chinefifchen Vertragshäfen und Japan oder San Franziskoz in
den jungen europäifchen Niederlaffungen Yokohamas oder ShanghaisL
auf verwegenen Zügen ins Innere des Himmlifchen Reiches. Einerx der
alles das befuhr- läßt feine Erinnerungen mitfprechen.
Menfchem die viel reifenx werden entweder gefchwäßig oder wort-
karg wie Rudolf Lindau. Ihn dünkt die Lebensweife des Globetrotters
ein „harmlofesz nußlofesz ermüdendes Handwerk'- er bannt immer wie-
der- mit Fontane zu fprechenr „fein Ich in fich zurüä" und wird ftill-
ohne den Philofophen fpielen zu wollen. Japan und Ehina, Weimar
und Newportz San Franzisko und Stambul, Magdeburg und London,
Schottland und Berlin- kalifornifche Goldgräberlager und Eottages auf
der Infel Wight- Schiffe und Eifenbahnen aller möglichen Linien dreier
Erdteile - das alles zieht vorüber. Aber diefe verfchiedenen Schaupläße
werden uns ohne Präteufion gezeigt. Lindau wünfcht nicht damit zu
prunkenz wo überall hin fein Gefihick ihn trugr fondern dem Bieler-fah-
renen ift dies bunte Leben ebenfo natürlich wie Ferdinand von Saar fein
Öfierreicl» Otto Ludwig fein Thüringen, Theodor Storm fein Schleswig.
Eins freilich hat er beffer gelernt als allez fo gut wie unter feinen
Altersgenoffen nur Saar: zuhören und Gehörtes fefihalten, Man emp-
findet immer wieder, wie ruhig und klar diefer Säfriftfteller aufnahm,
den Rohftoff langfam verarbeitete„ fehlende Fäden fchlugz bis das Kunft-
werk da war. Wir befißen ja von ihm keine Bekenntniffe über fein Phan-
tafielebenL fein Erfinden im Gegenfaß zum Findenf aber der ganze Um-
kreis feiner Schöpfungen läßt immer wieder diefen Rüäfchluß auf deu
|illen Hörer zur wie eben auch Saar einer war- deffen Charakter (froh
der kurzen Ehe) diefelben Züge des vornehmen .Hageftolzen zeigt wie
der Lindaus.
Der Novellift Lindau liebt die Seelen- in denen noch irgendwo „Um-

land“ ift. wo noch nicht alles den von der Sitte. britifch gefprochen vom cant geftempelten Ausdruck findet. Er bewegt fich. wohlverftanden. nicht in billiger. tendenziöfer Oppofition gegen Herkommen und Gefeh. aber er fucht. wie jeder wirkliche Dichter. nach dem menfchlichen Gehalt und findet den kräftiger in folchen Naturen. wo noch ein unverwifchter Inftinkt zwifchen die beherrfchten Gebärden des gemeinläufigen Lebens fährt. Der japanifche Edelmann. der reifende Fremde überfüllt und mordet. ift gewiß ein Verbrecher. aber er hat fich nicht bereichern wollen. er hat in blindem. nationalem Haß gegen Eindringlinge gehandelt. hat für fein Volk zu fechten gewähnt. und fo dürfen wir nicht ohne Ergriffenheit feinem hymnifchen Abfchiedsliede laufchen. Alle jenen jungen Europäer und Nordamerikaner. die fich felbf't ..Pioniere der Zivilifation‟ an den Küfien der Malayen- und Mongolenreiche nennen. find Männer. die nie über ein Bua). ein Kunf'twerk. eine politifche Verwicklung fprechen und kaum etwas Gefcheites darüber zu fagen wüßten. Aber es reizt fie. den heilen Leib in Gefahr zu bringen beim Befuch japanifäfer Verbrecherviertel. das Leben unter chinefifchen Rebellen zu wagen. um nicht nur mit reichem Verdienft. fondern aua) mit dem ruhigen Bewußtfein männlich befkandener Gefahren heimzukehren. Keiner prahlt hernach. aber jeder rechnet fein Leben erft für voll. wenn ihm folches Erlebnis nicht fern geblieben if't. Dafür fchirmt derartige Gefinnung und Gewöhnung Frauenehre mit einer antiken Starrheit und Würde. Und eins können alle die. denen Lindau immer wieder nachgeht: fchweigen. Schweigen bis zur Selbfiverniaftung; bis zu einer Grenze. an die unfer mitfchwingendes Gefühl fie denn freilich manchesmal. zurückgeftoßen. nicht mehr geleiten mag. „Ein Weltbild von großer Weite und Tiefe tat fich auf. und der Ton. in welchem von dem Fremdeften und Befremdlichften gefprochen wurde. verlor nie jene eigentümliche Ruhe und Schlichtheit. die uns die ficherfie Bürgfchaft für die innere Wahrheit alles Gefchilderten gibt. Faft nit-gend mifcht der Erzähler feine Perfon mit leidenfchaftlichem Anteil ein. auch wenn er Ereigniffe berichtet. quorum par-8 magnet er vielleicht felbft gewefen." Das ift Paul Heyfes Urteil über diefe Kunf't. Wir werden langfam hineingezogen und dann ehrlich feftgehalten. nicht um uns an- Feuerwerk und Spiel zu ergößen. fondern um menfchliches Schickfal. Schuld und deren Sühne zu erleben. Diefer Charakter der Lindau--fehen Novelliftik erklärt zum Teil ihren Mangel an Wirkung in die Breite. Der gleich ernfte Raabe wußte wohl. welche Antwort das Publikum auf die Frage hat. die er feinem tiefften Roman vorfeßte:

Ergöhet ihr
Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
Der Torheit? Oder an dem heiteren Glück.
Womit am Schluß des drolligen Romans
Die Lieb' ein leichtgenecktes Paar belohnt? -
(Bürger)

Und wir denken vor dem hohen Bau fo ernfter Kunft gern jener Erzählung O. L. B. Wolffs. die der braunfchweiger Meifter Germaniens einem andern feiner Lebensbücher aufdruckte: „Ein Freund von mir begleitete einmal Goethen auf einem Spaziergange. Unterwegs ftießen fie auf einen armen Knaben. der am Wege faß. den Kopf in den Händen und die Arme auf die Knie ftüßend. Junge. was machft du da? Worauf wartefi du? rief Goethes Begleiter. - Worauf follte er warten. mein Freund? nahm Goethe das Wort, Er wartet auf menfäjliche Schickfale." -

Menfchliche Schickfalel Sie fcheinen vielfältig auseinanderzufirahlen. fcheinen vereinzelt zum Ziele zu gehn und. wenn die Lebenslinien fich einmal gefchnitten haben. fich rafch wieder für alle Zeit zu fondern. Der Dichter. der vieler Menfchen Städte gefehen und Sinn erfahren. weiß es anders. Rudolf Lindau ift die Welt klein geworden. Ieder hat zu jedem irgendeine Beziehung. die fich bei heiterm Trunk. vielleicht erft in fchwerer Schickfalsftunde ans Leben ringt. Und dabei ift es nicht möglich. fich in diefer kleinen Welt lange zu verftecken. Ieder hat den ihm angrwiefenen einzigen Platz in ihr einzunehmen. „Verläßt er diefen. fo ift nirgends auf der Erde. in der menfchlichen Gefellfchaft. Raum für ihn." In dem Meifierfiück „Die kleine Welt" (1880) wird diefer erfahrene. nicht erklügelte Lehrfah bewiefen. Ein Offizier hat in Irland einen Regimentskameraden ermordet und ift entflohen. Unter anderem Namen und mit künfilich veränderten Zügen taucht er in Yokohama wieder auf. ein Glied der jungen Fremdenniederlaffung von 1859. Von vornherein nimmt der waghalfige. fchwer zugängliche Mann eine gefonderte Stellung ein. Sie wird zur einfamen. als. in einer vollendet gegebenen Szene. jene Theorie von der kleinen Welt lachenden Mundes verkündet und beim vorletzten Glafe eines Gelages Mann für Mann erwiefen wird - nur Iervis weicht jeder Frage aus. Damit fieht er allein. Der Bruder eines Koloniften kommt herüber. er war dem ermordeten Leutnant befreundet und hat deffen Burfchen in feinem Dienft. Iervis. unficher geworden. tötet. als Japaner vermummt. den Lands-

mann. wird am Grabe von dem Diener erkannt und entflieht auf einem fäfier ungangbaren Wege. fcheint übers Meer entkommen. Er fällt. nach tapferfter Gegenwehr. an der Spitze einer Schar japanifcher Edelleute. die den Regenten ermordet hat. Er wird beerdigt ..auf der Begräbnis-f'telle der Verbrecher. dem Plane auf der Erde. der ihm zukommt".
Hier ift die Unerbittlichkeit. die keine Spitze umbiegtz aber auch dem Gefühl wird fein Recht. das des Verbrechers Sühne fchon darin erblickt. daß ihm nun und immer der Platz verfagt bleibt. wo er fich in Frieden bergen darf. Dichterifcher und menfchlicher Gehalt decken fich. wie bei jedem vollendeten Kunftwerk. genau. und- Paul .Heyfe wußte wohl. warum er diefe Novelle. wenige Jahre nach ihrem Erfcheinen. feinem Neuen Deut-fchen Novellenfchaß einverleibte. bezeichnenderweife neben Saars ..Mari-anne". Er nennt fie eine ..mit größter Schlichtheit vorgetragene Krimi-nalgefchichte“. Und in der Tat haben wir ja auch in ihr jenes kriminali-ftifche Intereffe. das Lindaus Romane anfangs anregte. und mit dem er in- unferer ernften Literatur nicht allein fieht. Und wieder find es nicht Verbrechen. die in der Tiefe der menfchlichen Gemeinfchaft von der „perciutta gente“ ausgeübt werden. fondern Taten. die in einer unbe-wachten Stunde einem jach entflammten Gefühl entfpringen .und ihr Schickfal hinter fich herziehen. Jn tiefem Winterfchnee Nordfrankreichs fpielt fich mit gedämpften Akkorden das Verbrechen der Novelle ..Im Park von Villers“ ab. Die heimlich angetraute Gattin des Grafenfohnes ermor-det nachts im Park einen unbequem gewordenen Liebhaber und richtet fich felbft. als die Unfchuld des verdächtigten Schwagers und ihre Schuld ans Licht kommt. Hier werden felbft polizeiliche und kriminalif'tifche De-tails nicht gefpart. aber alles bleibt doch in unfenfationeller Darftellung nur wieder menfchliche Gefchichte. Und auch in einem verwandten. weniger bedeutenden franzöfifchen Stück ..Die verjährte Schuld" (in ..Der Flirt". 1894) find die Stimmungen das Wichtigfie.
In dem lofe gebündelten Zyklus ..Die Reifegefährten“ (größtenteils 1889 zuerfi veröffentlicht) tauchen folche gewaltfamen Gefchehniffe gleich-falls immer wieder auf. Die Einleitung erzählt von Tagen auf einem Dampffchiffe zwifchen Yokohama und San Franzisko. Jm Mittelpunkt der kleinen Gefellfchaft fieht der Kapitän. recht ein Mann nach dem .Herzen Rudolf Lindaus. ..Die meiften Schiffskapitäne. die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. waren ftille zurückhaltende Menfchen: aber unter diefen viele. die keineswegs als wortkarg bezeichnet werden konn-ten. wenn fie einmal zu fprechen angefangen hatten. Das. was fie wäh-

rend langer. einfamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weife in fich auf-
gefpeichert hatten. kam dann natürlich und leicht zum Vorfchein. einem
Quell gleich. dem ein neuer Ausfluß eröffnet worden ifk.“ Unter den
andern Reifegefährten ift einer. deffen Abfchilderung einen feinen Auftakt
für die Melodie des Buches gibt. Es ift ein irifcher Ingenieur. der fich
Walter Eunningham nennt. niemals von fich und feiner Vergangenheit
fpricht und deshalb „draußen“ den Beinamen „the (lm-1c 0116“ - der
Dunkle - führt. Er taucht 1860 in Gefellfchaft des ruffifäfen Revolu-
tionärs Bakunin in Yokohama auf. verfchwindet mit ihm im Innern des
Landes. kehrt allein zurück. betreibt kein offen daliegendes Gefchäft. ver-
fchwindet wieder zeitweilig und begegnet Lindau nach Iahren in Paris.
wo die Polizei des Kaiferreichs Anteil an dem Fremdling zu nehmen
fcheint. Endlich entdeät der Erzähler in einer illufirierten Zeitfchrift.
daß Eunningham der Fenierführer Geoghegan ift. den die englifchen Ge-
richte wegen leitender Beteiligung an einem blutig verlaufeuen Fenier-
putfch fuchen. Er wird nie gefunden. und der eigentümlich ftille Mann
mit den feltenen hellen Augen kommt auch Rudolf Lindau nicht mehr in
den Weg,
Die kleine Reifegefellfchaft erzählt fich nun Gefchiäjten; ein paar
davon find echte Novellen mit dem alles andere in fich hineinziehenden
Konflikt: andere find „abort atm-lee‟ ohne Höhepunkt. mit knapper
Durchführung einfach erzählter. feltfamer Begebniffe. Die Rahmener-
zahlung felbft wird nur an einer kurzen Stelle wieder aufgenommen.
als jener Eunningham. der Schweigfame. auch eine. die leßte Gefchichte
vorbringt. In alle diefe Novellen brandet der große Ozean hinein. oder
wir vernehmen das Raufchen chinefifcher Ströme zu fchweren Gefcheh-
niffen.
Rudolf Lindau fchreibt einmal von Klöftern als Orten. aus denen
..das Menfchliche. das Wort" verbannt fei. Aber er gibt immer wieder
Menfchen. die dies menfchlichfie Ausdrucksmittel fparfam anwenden. fei*s
im Sprechen. fei*s mit der Feder. Er kennt alle Nüancen in der Aus-
fprache leidenfchaftlicher Gefühle. ..Es gibt Leute." heißt es in der No-
velle ..Hans der Träumer“. ..die kalten Blutes leidenfchaftliche Briefe
fchreiben können: andere. die tief erregt. bei der mechanifchen Arbeit des
Schreibens gewiffermaßen erkalten und fich in ihren Briefen innerhalb
enger. förmlicher Grenzen bewegen. Die meiften Menfchen find fchlech-
ter und kälter als ihre Briefe; einige befier und wärmer." Der Träu-
merhans diefer Erzählung ift wärmer und verfcherzt ein heiß erfirebtes

*»
-1
I
.*
*
Z :jp- ,'
lzmeißer
Ii.» tionalgaletie)
:Ho
ist!?
.
q
'Waldniüller
inet
Verl
grau von '
in a n t
Porträt der
d
&Neuer-werbung der
“Fer
Tex-c au_
t'
'Seite
19
8

Rudolf Lindau
.Heinrich Sviere
rend fang-xt. einfamer Stunden in ihrer nachd-:nkli-hen Weife in fich auf-
gefprichert hair-n. kam dann natürlich und leicht zum Vorfchein. einem
Quell gleich. dem ein neuer Ausfluß eröffnet worden ift." Unter den
andern Reifcg--fährten ift einer. d-Zfen Abfchilderung einen feinen Auftakt
für die Melodie des Buches gibt. Es ift ein irifcher Ingenieur. der fich
Walter Een-ringham nennt. niemals von fich und feiner Vergangenheit
fprichr und ‚deshaib ..di-außen“ den Beinamen „the (Jui-*u one“ -- der
Dunkle -- führt. Er taucht 1L60 in Gefellfch-ifc des ruffifchen Revrlu-
tionärs Bakunin in Yokohama auf. verfchwindet mit ihn», im Innern dee"
Landes. kehrt allein zurück. betreibt kein offen daliegi-ndcs Gefclijift. *irr-
fäjroinder wieder zeitweilig und .begegnet Lindau nach Jahren in Paris.
wo die Polizei dcs Kaiferreichs Anteil an dem Fremdling zu nehmen
icht-int. Endlich entdeckt der Erzähler in einer illujtrierten Zritfchrift.
dc.;- Cnnninglzam der Fenierfiihrer Geoghegan ift. den dic englifchen Ge-
richt.- wegen lei-ende: Beteiligung an einem blutig verlaufenen Ferne:-
*ua-f-h furl-en. Er wird ni.- gefuuden. und der cigentümlia'z fiille Mann
mit i*.*'.' ?ln-nei* helle.- Augc-n kommt auch Rudolf Lindau, nicht mehr in
den 'Weg
Di»,- tlein HRe-fegef.llf7heft erzählt fich nun Elefaiictnen; ein paa.-
davon find echte Novellen mit dem alles andere in fich hineinziehcnden
Konflikt* and-.re find „short stories‟ ohne Höhepunkt. mit knapp-?r
'Durchführung einfach fczählket'. feitfamer Begebniffe. Die Rahmcner-
zählung felbfk ici-“o nur an einer kurzen Stelle wieder aufgenommen.
als jener En*:- ng'zam. der Schweigfame. auch eine. die ichte Gefchichic
verbrinat. .-l.c- diefe Novellen brandet der große Ozean hinein. oder
ir*: r--rr:-*- *..a des iic-.iifhen chinefifcher Ströme zu fchwcren Gefchrh-
...-: 2.
*4. -- . *in-.au ?lb-:erbt einmal von Klöfiern-als Orten. aus dene-.1
, '. * .. 1 -i- 7-3.* Wirkt" ?erkannt fei. Aber er gibt immer wieder
r - x ri o rr". -l linz?-) edrua'smittel fparfam anwenden. fci's
ct':'rt'. i - : *---: ter -:-. Zr kennt alle Nüancen in der Ans-
-. x.- k ..Ani-.,7 : '--x-i. .c .Es gibt Leute." heißt es in der No-
--a- ..txt-rn(der * - -, 'alten Blutes ieidenfchaftliche Triefc
Z.**i.*.bcn können; Wi - .l r' ert-gt. bei der mechanifchcn Arbeit des
Schreibens are-f- .-.-'*-,1 e**.i!trn und fich in ihren Briefen inurl-halb
enger. iiik';l*'|tc* &ix-mn 'Hi-irren .L'ic reißen Menfäjen find fchlech-
ter und t, “er als ihre Bei-te: (ni-zr lie-.fer und wärmer." Der Träu-
.4!
int-_7.... - *rr-Jet Erzählung ift wär-*nr und v--rfcherzt ein heiß erftrebtes

-r **7
&lex-.ker x z
Der' l k :17"
. 1. 7 *-
kri- - 1 -
YZ' c k* *
' '* . * .
l . e
t
Â»az-:- e
N * . *9
. FZ'
: k
.7 'A j
g 84",?, i*
r i Ã„ *Fi*-
W .
'FFF' ir..
'*
M Ferdinand WaldmÃ¼llert
PortrÃ¤t der Frau von Stierle-.fyolzmeifter
(Neuerwerbung der Berliner Nationalgalerie)
"K Text auf Seite 198

EMPTY

Glück. weil er in zager Bedenklichkeit einer überempfindlichen Seele jeden Ausdruck feiner Leidenfchaft abdämpft. zurückfchluckt. Er ift doch noch kein ganzer Schweiger innerhalb diefer Kunft. die auch. wenn man das fagen darf. alle Nüancen des Schweigens kennt,
Selten. daß eine diefer fiillen Naturen ein Glück wirklich erobert. Und wenn es ihr gelingt. wie in der weimabgetönten. zarten Erzählung „Das rote Tuch". legt fich eine lange Probezeit und Wartezeit zwifchen Sehnfucht und Erfüllung. und nach kurzem. innigem Genuß reißt das Gefchick die in Liebe verbundenen auseinander. Der immer ftiller gewordene überlebende bleibt an der einfamen Stätte feines Verluftes. zwifchen Meer und Land. und lebt fein Dafein da zu Ende. wo dem Künfiler von mäßigen Gaben aus der Leidenfchaft fein beites Gemälde entftand.
In tiefem Schweigen begräbt der Frankfurter Ratsherr Wolfram Eggers (..Treu bis in den Tod") eine Jugendliebe. der die patrizifche Hausfitte das Tor verfchloß. Fremd geht er neben der ungeliebten Gattin einher. „fein deutfcheres Herz fehnte fich nach Liebe. es wollte Liebe geben und empfangen.“ Erft die Erkenntnis. daß die nie wiedergefehene Geliebte ihm bis an den Tod geblieben ift. fprengt die Verhärtung gegen den einzigen im Haufe verbliebenen Sohn der kalten Ehe und vergoldet mit einer letzten Milde des Mannes letztes Lebensjahr.
Die Erkenntnis innerer Zufammengehörigkeit zweier lange in freudlofem Nebeneinander einhergehender Gatten gibt im „Abend" (..Alte Gefchichten“) dem Lebensreft der beiden gleiche Verklärung. ohne daß viele. ja ohne daß ..befonders zärtliche“ Worte die Löfung zu bringen brauchten.. Mit knappfien Silben fagt der alte franzöfifche Bankier (..Lebensmüde"). den man einen glücklichen Mann nennt. dem Dafein auf. deffen er müde ift. und fchneidet fich mit unpathetifcher Gebärde felbft den Lebensfaden ab.
„Das Menfchliche" foll nicht mißbraucht werden. Es ift die Weisheit der Alten. die Reden Silber. Schweigen Gold nannten. Uns freilich fcheint denn doch das Schweigen Lindaufcher Menfchen in ein paar düftern Novellen. über menfchliche Maße gefieigert. nicht mehr des Goldes Feingehalt. fondern die niederziehende Schwere des Bleis zu bergen. Oft liegt für unfer Gefühl in dem mit eiferner Konfequenz waltenden Schweigen feiner Perfonen (wie etwa in der Erzählung „Liquidiert") eine nicht mehr menfchliche Härte gegen fie felbfi und andere - freilich wiffen wir.

daß Afienz wo Lindau folche Eindrücke gewannz ein Schweigen ohne Maß und Grenze kennt; wir aber fühlen uns fremd und kühl davon berührt. Was der Ruffe wagen kann in Turgenjeffs namenlofem Vaterland7 in Dofiojewskis Totenhausz bleibt uns bei dem Deutfchen leblosz kann feine Kunft nicht zwingen. Es wirkt wie ein barbarifcher Reft aus Tiefen, in die wir nicht fieigein wenn in „Schweigen‟ (1895) ein betrogener Ehemann die Frau firaft durch Schweigem Schweigem Schweigenz bis die zu Tode Geängfiigte gefieht und fierbend Verzeihung findet. Das Wort Alfreds de Vignyz das diefem Stück vorangefiellt ifi: „89111 le silence est grunä: tout 16 reste eat faidleoee“, hat gewiß einen richtigen Kern, Aber Schwäche ift oft menfihlicher und liebenswerter als Größez und die Größe der Starrheit eifernen Schweigens darf dann auch nur ein großer Menfäf behaupten und nicht ein Mann von gutem Mittelfchlag wie der Träger diefer Erzählung.

Viele von Lindaus Novellen find Ieh-Novellen. Einzelne find es im Wortfinnz bringenz wie etwa „SedfchiD in direkter Form eigene Erlebniffez andere fingieren einen Erzählen der fich Gefchehenes vom Herzen fpricht. Manches fieht in nächfter Verwandtfchaft zu Saars Art- aus dem Hintergrund der Erinnerung im Anranken an irgend ein Bild oder ein Begegnen zu fabulieren. So wird in der wundervoll eingeftimmten Einleitung zu „Flirt" erzählt, wie in einer ftillen Winternaiht vor dem Kamin eine Stunde der Rückverfenkung heraufzieht. „Es ift noch mehr Schnee in der Luftz fage ich miry und im Geifke fehe ich troftlos öde die niedriger farblofe Decke des nordifchen Winterhimmels über dem Park. - Da fällt mein Blick auf ein Bild. Es fiellt eine frifche„ helle Frühlingslandfchaft darz über die fich azurblau ein mit fehneeweißeu und rofigen Wölkafen gefleckterz fonniger Himmel fpannt. - Dort bin ich jung gewefen! Mein Geift wandert zurück nach fernen fchönen Landenz alten unvergeßlichen Tagen» und nach den Menfchenz mit denen ich zufammeu froh gewefen bin . . . Es ifi mirz als vernähme ich ihre Stimmenz als hörte ich fie fprechen . . . Ich trete wieder an das Fenfier, Der Schnee fällt jeßt in dichten Flocken und bedeckt die Landfchaft wie mit einem ungeheuren Leilach. Die Erinnerung an die alte Zeit weicht nicht von mir. Ich kann an nichts anderes denkenF und es treibt michz ihr eine fefte Form zu geben. Und fo in der ftillen Winter-nacht beginne ich diefe Aufzeichnungen aus der Frühlings- und Sommerszeit meines Lebens.“

Das ift eine der nicht eben zahlreichen lyrifch getönten Stellen bei Rudolf Lindau: Mörikefiimmung:

Mein Herz. o fage.
Was webfk du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
- Alte unnennbare Tage!

Am f'tärkften wird diefe Stimmung und die ihr entfproffene Darf'tellung freilich nicht in einer Ich-Novelle. fondern in der lebten Erzählung des Bandes ..Sihweigen“: ..Ein ganzes Leben". Heinrich Ambach. ein junger Philologe voll wiffenfäfaftlichen Ehrgeizes. kann. durch feines Vaters Tod mittellos geworden. nicht in die geplante .bochfchullaufbahn eintreten und wird Reifeerzieher eines jungen vornehmen Engländers. Er gewinnt deffen Schwefker lieb. kehrt aber nach beendeter Reife nicht als geladener Gaft in das adlige Haus zurück. fondern nimmt fein Herz in beide Hände und bleibt in Deutfchland. ein einfamer Mann. den diefe große Liebe zu der unerreichbaren jungen Lady nie verläßt. Ambach wird nun Profeffor. erntet wiffenfchaftliche Anerkennung. ja. großen Ruhm. Als die einfk Geliebte geftorben ift. folgt er der immer wiederholten Aufforderung des vormaligen Zöglings und geht nach England. Im Verkehr mit der nun erwachfenen Tochter der Toten tönen ihm wie ein Vermächtnis liebevolle Äußerungen entgegen. die aus der Mutter Mund ins Ohr der Toäfter geklungen find. Worte wehmütig freundlicher Erinnerung. die nie vergeffen hat. Und wieder vergehen Jahre. Ambach ift zum Greife geworden. da befucht er wider feine Gewohnheit eine große Gelehrtenverfammlung in Berlin. Wie zur Krönung feines wiffenfchaftlichen Strebens wird er zu ihrem Präfidenten erwählt und auf einem Hoffeft vom alten Kaifer mit Auszeichnung empfangen. ..Als er eines der entlegeneren Gemächer durchfchritt. in dem es verhältnismäßig öde war. fo daß er den ganzen Saal überblicken konnte. fah er plötzlich. daß ihm von der andern Seite des Raumes ein Kollege entgegenkam. ein Univerfitätsprofeffor. wie er felbft in Talar gekleidet. das weiße Haupt mit dem Barett bedeckt. Es war die erfte bekannte Figur. die er erblickte - wohl die eines Mitgliedes der Gelehrtenverfammlung. in der er den Vorfiß führte. Ambach fchritt dem Eintretenden entgegen. um ihn zu begrüßen. falls er ihn kennen follte. und er betrachtete ihn deshalb aufmerkfam: einen alten würdevollen Herrn. hoher. durch die Jahre etwas gebeugter Geftalt. bleich von Angefiaft. fchneeweißen Haares. deffen. durch eine fcharfe Brille noch vergrößerte. große Augen milde und ernft auf ihm ruhten. Die ganze Perfönlichkeit hatte für Ambach etwas feltfam Bekanntes. - Und plötzlich blieb er wie erfchreckt fiehen. Er hatte in der

Erfcheinung fein eigenes Spiegelbild erkannt und fich einen Augenbliä als einen anderen betrachtet. - So alfo fah er für andere aus. wie er fich foeben gefehen hatte. - Es wurde ihm klarer als je zuvor. daß er ein alter Mann geworden fei."

Der Greis. den ein Meifiergriff uns fo in indirekter Darftellung leiblich vorführt. wird auf der Rückreife von der Sehnfucht nach feiner Vaterftadt getrieben. In der Klofterfchule begrüßt ihn die Ehrfurcht der Lehrer vor dem berühmten Fachgenoffen. dem Abiturienten der alten Anftalt. Mit dem Direktor. einem jüngeren Mitfchüler. feiert er bei einem Iunggefellenabendbrot zu zweien ern|e und heitere Erinnerungen. „Mit welchem Stolz müffen Sie auf Ihr Leben zurückblicken“. ruft der Schulmann dem gefeierten Philologen zu. „Ia. mein Leben ift ein volles und erfolgreiches gewefen.“ fagt der Profeffor nachdenkliäj. - Er kehrt in den einfachen Gafthof zurück. den er in Erinnerung an befcheidene Jugendzeiten gewählt hat. Wie einft. vor der erften Abreife nach England. we>t ihn der alte friderizianifäje Marfch ausrückender Truppen. Alle alten Bilder. alle alten Stimmungen werden wach. und er erkennt das damals bewohnte Zimmer. Er findet auf der Rückfeite eines Feldherrnbildes die ftaubbedeckte Infchrift feiner eignen Hand: „Vor dem Kampfe. Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845". Wie es im Augenblick des Todes wohl gefchehen foll. fliegen hundert Gefkalten. fliegt fein eignes Bild im Wandel der Jahrzehnte an ihm vorüber. Er hat fiegreich gekämpft. Und doch! ..Die Arme gegen den Körper gelegt. bewegte er die zitternden Hände. die Handflächen in geringer Entfernung gegeneinander gekehrt. auf und nieder und fagt leife: So klein war mein Leben -- fo klein!“ . . . 7 '

„Er fühlte fich unbefchreiblich müde.

Nun. der Sandmann wird ja bald kommen. fagte er leife."

Die Welt ift klein. Das ift im Grunde aua) der Sinn diefer tiefen und tief ergreifenden- Novelle Rudolf Lindaus. der immer wieder feine Menfchen - nicht ohne daß fie geftraft würden - in demfelben Fluffe zum zweitenmal fchwimmen läßt. Es fieckt wirklich „ein ganzes Leben" in diefer Novelle. fie ift wie ..Die kleine Welt‟ und „Der Gaft" eine volle Meifierleifiung. in der kein Reit bleibt. und ihre Stimmung gibt auch jenes helldunkle Gefühl voll mit. das die Novelle gegenüber dem anderswohin ausgreifenden Roman immer wieder ausfirömt. „So fahren wir mit den Unfrigen auf diefer dünnen Eiskrufte auf Stahlfchienen hin und

wieder. des Verfinkens eines oder des anderen täglich gewärtig.“ Schmerzlich. wie aus diefem Goethewort. tönt es aus diefer Novelle und doch nicht in fruchtlofer Refignation. Wir wiffen den kalten Abgrund unter uns. aber wir fahren. wir arbeiten. wir tun unfere Pflicht - bis zum Ende. Diefe in vieler .Sinficht abfchließende Novelle bringt auch am reinften den norddeutfchen Klang mit. den Lindaus Erzählerkunft im Grunde immer bewahrt. Der gehaltenen Ausfprache eines gereiften Beobachters. der fpät zur Feder des Erzählers griff. gefellt fich diefe nordifche .Herbheit. eine Zeichnung in gedämpften Farben. in Farben. die aber nicht weich. fondern eher ftumpf find. wie fo oft unfer Winterhimmel. Und fo erweift fich Rudolf Lindau auch hier als ein Sohn jenes fpröden und tief ernften Erzählergefchlechts. das als höchften Typus Wilhelm Raabe hervorgebracht hat. zu dem auch Marie von Ebner-Efchenbach gehört. und innerhalb deffen Rudolf Lindau als nächf'ten Verwandten nach Art und Haltung Ferdinand von Saar grüßen darf. Wie diefer. ift auch er nie recht erkannt. nie genug gelefen worden; was wir an ihm haben. hat man in Deutfajland nie recht gewußt. Aber Lindaus Schöpfungen bergen in ihrer unfenfationellen Art. in ihrer fpezififchen dichterifchen Schwere die Gewißheit der Dauer in fich. ihr Tag kommt herauf und wird dauern. wenn manchem Autor der Mode die rafch entzündete. grelle Reklameleuchte längft verlöfcht ift.

Rund
Leipzig. Wien und Norderney
Freundliche Schalmeien haben an der Pleiße den Sauherdenton beinahe ganz hinweggefchmeichelt. Nur in der männermordenden Debatte gluclfie er noch hie und da auf. Auch fonft gab's Uberrafchungen. Das fozialdemokratifche Reichsgericht in Leipzig hat den Prozeß gegen Eduard Bernf'tein vertagt. Man kann fich auf die Parteipreffe verlaffen: fie wird den Delinquenten auch weiterhin aushungern. Und die Gebildeten in Deutfchland werden um das ergöizliche Schaufpiel betrogen. wie der Großinquifitor Kautsky Gedanken und Worte eines Schriftfiellers von Rang nach der Elle des Dogmas eicht. Man begnügte fich mit einer Verfchärfung des Parteifiatuts über das „Fliegen" felbf'tändiger Genoffen. Früher mußte man fich fchon die Mühe geben. eine ehrlofe Handlung zu begehen oder die Grundfäße des Parteiprogramms zu beleidigen. ehe man an die Luft gefeßt wurde. Ießt wird noch der vieldeutige Begriff der ..Schädigung der Partei“ eingeführt. und allen Inftanzen. auch den unteren. ifi ein Rügerecht über die Lumpen. die eine eigene Meinung haben und fie nicht fertig und gar aus der Küche des „Vorwärts“ beziehen. gegeben worden. Auf diefe bequeme Weife ift man einen anderen ernfien und gewiffenhaften Schriftftellerlosgeworden. Richard Ealwer.
lchau
der fo fchamlos ifi. felbft den Sohußzoll unter befiimmten Umftänden für ein Mittel der Volkswohlfahrt zu halten. und der diefe nach hartem Ringen erworbene Überzeugung nicht totlügt. hat die Annahme der neuen Ausfchlußparagraphen mit feinem Austritt beantwortet. Sonft hätte er bald genug Spießruten laufen müffen durch die Gaffe rafender Vereinsobmänner.

Doch nun zur Frage aller fozialdemokratifchen Fragen: hat die Partei fich gewandelt. fallen ihr die radikalen Federn langfam aus und wachfen die revifionifiifchen Daunen? Das Zentralorgan. der

„Vorwärts“. der in den fcharfen Klauen der Unverfälfchten bleibt. dekretiert. daß die Partei fich nicht gemaufert hat. Die Evolutionifien haben in Leipzig zum erftenmal die Offenfive gewagt. Das waren ganz andere Klänge als noch in Nürnberg und felbfi in Mannheim. Aber man foll die Bedeutung des Siegs der Bewilliger der Erbfchafts-f'teuer und den Widerruf der fa-natifchen Kriegserklärung an die Liberalen nicht überwerten. Bebel felbft entfchied die Schlacht zu-gunften der Steuergewährer. und fogar ein Mehring war mit der Anpöbelung ..diefer Sorte von Li-beralen“. die nur ..ein Befiandteil der einen reaktionären Maffe“ find. nicht einverftanden. Auch die Ra-dikalen wollen fich jetzt. wo der Kampf um das preußifche Wahl-recht von neuem losgeht. den Weg

Rundfchau
zur bürgerlichen Linken nicht durch ruppige Verhaue verfperren. Die Taktiker hatten fowohl bei den Gemäßigten (die von der Reaktion als die gefährlicheren Rattenfänger gefürchtet werden) als auch bei den Ertremen Oberwaffer. Drum hüte man fiel» der Entwicklung vorauszugaloppieren. Sonfi verliert man in der wirklichen Politik Weg und Steg. Noch hören die dichten Maffen am liebf'cen die fchrillfien Signale. Im Parterre des Leipziger Saalesx da waren ' die Fähnlein der Revifioniften/ zu denen fo viele füddeutfche Delegierte und die Vertrauensmänner der Gewerkfchaften ftehenx anfehnlich gewachfen. Die Galerie aber beherrfchte der Heerbann des roten Königreiches7 die Zöglinge der „Leipziger Volkszeitung'ß die jedem radikalen Donner ein klatfchendes Echo gaben. Ein deutfcher Millerandx den manche jetzt fchon am Horizont emporklettern fehen- ifi noch lange nicht geboren. Dennoch erfüllen fich auch hier die Gefeße der Umformung alles Lebendigen und auch aller Parteien,
i741* Selbft die härteften Krufien eines Programmes bekommen Riffe. Nicht nur Begeifierung/ auch die Hoffnung auf einen Kladderadatfch läßt fich nicht einpökeln auf viele Jahre. Bebelp der ihn genau vorausgefagt hatx ift dem Schickfal aller Weltuntergangs - Propheten verfallen. Nur feine heilige Ehrlichkeit fchirmt ihn. Nun fchrofft der Gegenwartsfiaat immer greifbarer in die Zukunftsnebel hinein„ und felbft die früher Träumer waren„ wollen fich mit ihm in irgendeiner Weife abfinden. Seit 19 Jahren gibt es kein Sozialifiengefeß mehr. Die Leidenfchaft jener- die feine Härte erfahren habenx ift bei den Späteren oft nur Gebärde. Das Leipzig von heute kann nicht mehr mit denfelben Augen angefehen werden wie das Leipzig„ aus dem der Drechslermeifter Bebeh der Vorfißende des Arbeiterbildungsvereinsnach langer Gefängnishaft ausgetrieben worden ift. Die ehemaligen Kuliffen ver-fiaubenx die Gewerkfchaften bereiten neuem Leben Schritt für Schritt den Boden.

Die Theoretiker ziehen vor ihnen her. Das ifi alles- das blickte in Leipzig überall durch/ und auch jenex die nichts davon wiff en wolltenx konnten den Kopf nicht in den fächfifchen Sand ftecken. Augufi Bebel. deffen Haarbufch noch vor wenigen Jahren im Reichstag als helle Silberflamme kriegerifch zün-gelte„ ifi ganz alt geworden. Alt und krank.

1" -k *

Der totgefchlagene Kanzler ifi noch immer lebendig. Lebendiger beinaheX als der da wandelt im rofigen Licht und die Potentaten und Journaliften befreundeter Reiche feiner guten Gefinnung verfichert. Zwar in das Unterholz des Reichs-tages läßt fich der Entamtete nicht hinabkirren, Es wäre ihm kein vergnüglicher Zeitvertreibx auf die Eftrade zu ftarrenx auf der er einft ein lächelnder Herrgott war. Er hat einen anderen Gefchmack als die erhißten Seelem die ihm rieten-in Eifenach des Herrn Schack Erbe zu umbuhlen und ungnädigen Falles das umjohlte Opfer eines fozial-demokratifchen Sieges zu werden. Aber man hört nicht auf- im Guten und Böfen fein zu gedenken. Die

Rundfchau
„Kreuzzeitung“ wechfelt vor feinem Antlitz in einer Woche mehrmals die Farbe. Vor ein paar Tagen ließ fie - ohne eigentlich zu widerfprechen -- einen Parteigenoffen plalmodieren: „Will Fiirfi Bülow [ich wieder von uns lieben laffendas heißth ift es uns möglich- den Glauben fallen zu taffenX daß die einfeitige Begünfiigung des Liberalismus fein Programm iiix fo würden die Konfervativcn fein Wiedereintreten in die Politik mit größter Freude begrüßen.“ Gleich darauf fchreitet fie wieder im Chorus der Enthüller fchwarzer November-[finden.

Genug„ fein Name fchwebt immerzu über dem Chaos der Parteikämpfe. Rache und Reue laffen ihn nicht entflattern, In Volksverfammlungen bleibt er die Parole. Sehnt man fich von dem bitteren Sorgengeficht des neuen Herrn nach der ewig heiteren Diplomatenmaske zurück? Oder fagen [ich viele: den Fürfien Bülow konnte man beruhigteren Herzens auf Reifen fchicken? Er hätte auf die neugierige Frageh ob Deutfchland jetzt Herein! jagen wird/ nachdem Herr Asquith abermals mit dem Flotten-Abrüfiungs-Vorfahlag angepocht hat- vielleicht farbigere oder doch gefchmeidigere Worte gefunden als Herr von Bethmann Hollweg mit feinem von den englifchen Aufpaffern fo befpöttelten: „Wir werden ja fehen und hörenz und es wird [ich dann zeigen". Und manches anders angepackt als diefer Neuling auf der glatten Bahn der internationalen Politikz der den guten alten Kaifer die intereffantefie Erfrheinung auf dem Throne genannt hat. Das war immerhin dem Wiener Zeitungsfiil angepaßt. Und töricht ift esx wenn manche hierzulande über die Unverfchömtheit der Wiener Offiziöfen zetern- weil diefe von dem „Vorfchuß an Vertrauen“ fprachen- den Öfierreich-Ungarn Herrn von Bethmann Hollweg gewährt habe. Man hat ihn doch kübelweiie mit Lob und Preis iibergoffenx und niemand kann daran zweifelnL daß diefe angebliche Beleidigung nur eine im Ubereifer umgekippte

Schmeichelei war. - Wien wollte
für die Hilfe in der Serbennot
herzlich danken. Eine andere Deu-
tung ift unmöglichx und es ifi nicht
klug„ den Argwohn fo zu über-
fpannen- daß er wieder Mißtrauen
weckt und Schleichpfade erfi auf-tut-
die das unbefangene Auge nie
erfpäht hätte.
K * *
Jetzt haben zu gleicher Zeit
die Konfervativen und das Zentrum
ohne Not den weltgefchichtlichen
Staub der Novembereigniffe auf-
gewirbelt und die Bülow-Debatte
noch wilder gefchürt. Man hat die
Kleinfien vorgefchiclth die klerikale
„Märkifche Volkszeitung“ und die
konfervative „Mecklenburgifche War-
te“. Dann kam die „Kreuzzeitung“
und deckte mit ihren Fittichen
das Gezwitfcher der beiden Küken.
Und das Ganze follte eine Er-
widerung auf eine Kuliffenplauderei
des Freiherrn von Zedliß-Neu-
kirch feinx der nur von der Spe-
kulation der Parteifiihrer auf das
erfchütterte kaiferliche Vertrauen zu
Bülow fprach und damit bloß Viel-
gefagtes wiederholte. Noch dürftiger
find die konfervativ-klerikalen Ent-
hüllungen. Sie plärren nach was

ein Ex-Negierungsrat fchon vor Bülows Sturz aller Welt in die Ohren gefchrien hat: Bülow wußte um jeden Gedankenh der im Daily-Telegraph-Jnterview ausge-fprochen way auf feinen Rat ifi es veröffentlicht worden. Diefem fubalternen Vorzimmer - Tratfch fieht das klareh kurze Nein des Abgedankten gegenüber. Bewiefen ifi zur Stunde nur„ wie unbequem den eifernen Rittern ihr größter Sieg geworden ifi. Er-wächfi ihnen drohend über denJHelm-batch. *x7-

Jofeph Adolf Bondy

Unter Kindern

-Viele Nachmittage in diefem Sommer verbrachte ich unter Kin-dern. - Eine fchöne gütige Dame„ die mich kannte und mein Ver-gnügen an neuen Dingem lud mich öfters auf ihre Villa einh nahe bei Prag. Die Ortfchaft heißt Kofchirfch. Dort find Obfi-pflanzungem Gärteny Refiaurants für Ausflüglerh auch ein paar Fa-brikenh die aber der Luft nicht weh tunh und vor allem ein Zug der herrlichften Anhöhenh voll von Gefirüpp- Bäumen- verfieckten Pfadem Drahtzäunen und feifien Grasbüfchelm über die man aus-rutfchen muß.

Die Dame wußte wohlx daß zehn Jahre viel Zeit find und daß ich inzwifchen viel Kindliches ver-geffen habex wenn auch nicht alles. Und diefe Dame hat zwei Kinderx ein lufiiges Mäder(und einen kühnen fchlanken Bubenx und die haben Freunde und Freundinnem da gibt es oft Gefellfchaften, Da war ich alfo auch mit eingeladen. Lärmh der zum Himmel dringtX ungeheurer Lärm„ Kreifchen noch darüber hinaus wie eine Feuer-fäule aus einem Dot-fh die Hände gefchiittelt und geriffem Gruppem die einen Schritt zwifchen Laufen und Tanzen einfchlagenh Gefpräche in drei Worten und beendet durch einen Schlag auf die Schulterm Mädchem die fich durch Ketten anderer drängenh fich paarweife faffen„ übereinander kollernh immer-währendes Lachen durch diefelben Lippen hindurchx die ebenfo immer-während auch reden. , . Anfangs

ging es mir fieif durch den Kopf-
es war mir unbegreiflich. Diefe
vielen winzigen Gefichteß und find
fie nicht alle einander ähnlich/ ja
gleich?, . . Und diefe Bewegung-
wird dir nicht der Arm müdez
wenn du zufiehfiy wie zwecklos
und außer fich diefer Knabe wie
eine Radfpeiche den feinen dreht
und dazu redet und lacht noch
obendreinh alles zugleich? Die
Luft muß dir ausgehn. . . Aber
ich gewöhnte mich daran. Bald
verfiand ich allesx ich unterfchied
diefe ähnlichen Augen und Näschenx
nannte jedes mit dem Namen.
Plötzlich war ich eingefchrumpfth
nach dem Maßfiabe kindlicher An-
gelegenheiten fand ich die kurzen
Gartenwege lang wie Landfiraßenh
und die Beete waren nur noch
da zum Dreintrampeln. Ich fchrie
mit. Jch bot meine Kenntniffe
an„ und es bildeten fich Spielex
wie ich wollte oder wie ein anderer
wollte manchmal. Sprach ich einen
Vorfchlag aus„ fo war ich ängfilich
aus Ehrgeiz und kränkte mich-
wenn er niaht angenommenx gar
intereffelos überfchrien wurde.
Bald verfiand ich alles. Alle

Rundfchau
Kinder wollten neben dem Haustöchterchen fitzem denn fie war Geburtstagskind und gab das Fefi. Sie firitten/ fie fchloffen Verträge: „Alfo du bifi jetzt bei ihr- aber auf dem Heimweg komm' ich dran'ß das war die wichtigfte Angelegenheit. Aber eine wurde vorgezogenx Bafäxa- die hübfHe Polinx die am lauteften fchrie (manchmal/ denn manchmal auch fchrien alle am lautefien) und die von der Schaukel fiundenlang nicht fortzubringen war. , . Es begann zu regnen- die Bäume im Garten bekamen fchwarzgrüne Blätter im Schatten tiefer Wolkem dunkel war es* feuchte Luft ftieg aus dem naffen Gras wie aus Höhlen. Man fahp wie in helleren Regionen des Himmels graue Wolkenzipfel fich drehtenx im Drehn auflöfienx wie fie als Regen im Fall verfchwanden. „O weh/' fagten die Erwachfenen und bedauerten die Kinderx „jeßt ift der Ausflug verregnet.“ Aber die Kinder machten fich nichts aus dem bißchen Waffer- fie lachten weiterh und eine fah ich mit erhobenem Zeigefinger im firömenden Guß durch die Allee hüpfenx mit dem Triumphruf: „Es regnet nicht mehrh es regnet nicht mehr.“ Dann habe ich mit -den Buben Raupen gefammelth eine große Heufchrecke auf die fanftefte Art getötety nachdem ihr vorher einer ein Bein ausgeriffen hatte. . . Es wurde wieder fchöm und wir erftürmten die Hügelh die Düppler Schanzen mit Hurragefchrei. Man fing eine Blindfchleichß die wie ein Stock in der Hand erftarrteh und fekierte fie- was ich auch fagen mochte. Bis ich drohte. Dann kamen die herrlichen Spiele meiner Jugend: „Nationale'Z „Räuber und Polizei‟. Die Polizifien müffen zuerft auf dem Bauch liegenx das Geficht in den Händen! und dürfen nicht fehn- wie die Räuber fich verfiecken. Dabei follen fie bis dreihundert zählen. . . O wie fielen mir in dem Lärm alle Erfahrungen und Schliche aus den Kinderjahren ein7 von der Schützeninfeh als wir noch unter den Brückenbogen fpielten. Diefe Streitigkeiten; „Sie haben gefchaut'ß „Nein"„ „Die

Räuberhöhle darf nicht bewacht werden." Dann wie man in rafender Eile zählt und immer das Zählen dem überläßtx der größter Virtuos irn Schnellzählen ifi und in neuen Srhwindeln. Doch die Räuber find fchon verfteckt. Aus einem fichern Gebüfch lächeln fie über die vergeblichen Operationen der Polizei- laufen dann weit, um fie irrezuführen. Und wie war es da Freude und Stolz- kriechend fich die Hände zu zerkraßen- die Hofen aufzufchlißen im Winkel. Und gar zu rennen über die Stoppelfelder him die hart find wie das befie Pflafier und noch überdies durch Knacken bei jedem Tritt ein lufkiges Gefühl ihrer Härte dem Laufenden mitteilen. Wie der Wind blies! Wie fich das Gelb einförmig bis an den Himmel hob und nichts mehr vor mir lag- auch in meinem Geifie nichts anderes- als diefe Fläche- die zu überlaufen war„ geradeaus! Wie wir dann überrafchend auf der anderen Seite erfchienen- wo niemand uns erwartet hattex und tollkühnx die letzten Mohikaner- den fieilen Abhang hinunter mehr fprangenh fiürzten als ranntenx durch die angedonnerte Meute hindurchl. . .

Rundfchau

Ja es war Gefundheit und voll Frohfinn. nie mehr werde ich mich fo frei fühlen. wie in diefem Augenblick des Herunterrennens. fo glanzvoll und fo mit Recht bewundert!

Nein. zehn oder fünfzehn Jahre find nicht viel. ich habe fie geftrichen . . ,

Der Sommer ift vorbei. und nun bin ich wieder allein. ein erwachfener Schriftfieller für Öfterreieh und das Deutfche Reich. Glücklicherweife ift das erfie Buch heuer im .herbft eins. das ich gern empfehle und felbft noch oft vorlefen werde. wie gefiern abend. Es heißt ..Achtjährige Schriftfieller‟. (Jin Verlag .hugo Heller & Eie.. gefammelt von Frau br Schwarzwald. der liebe Gott wird es ihr lohnen. und mit einem gefcheiten Vorwort von l): Scheu.) Alles. was über diefes Buch zu fagen ift. fieht drin. Alfo kurz und gut: man hat achtjährige Buben und Mäderl in Wien auffchreiben laffen: ..Wie ich reifen möchte“. ..Was ich am liebfien werden möchte“. ..Mein befier Freund‟. ..Telephon‟ uff. Und die Zuficheruug. fie könnten ruhig ohne Bezug auf Grammatik und Orthographie dichten. hat die Kleinen zu erftaunlichen Leifiungen befeuert. Wie gut ifi das alles gefchrieben. wie kraftvoll und neu! Das Papier verfchwindet zwifchen den Worten. f charfe Berge erfcheinen. und man 'fliegt im Luftballon. wie einer diefer kleinen Reifenden. in eine Welt. die weinen macht zugleich und luftig intereffiert. So wie Nachmittage in Kofchirfch ift diefes Buch!

Mar Brod

Finanzpolitifchcs

Auffchwung oder Uberfpekulation? DieBörfenennt es Auffchwung. die preußifche Bureaukratie. die den Bankfalz zu befiimmen hat: Überfpekulation. Dafür. daß man vorläufig nicht müde zu werden fcheint. die Kurfe hinaufzufelzen. gibt es die verfchiedenften Gründe: Die Dividenden unferer Montangefellfchaften find fchließlich weit beffer ausgefallen. als felbft die Optimiften erwarten konnten. -

Das trübe Gegenteil war gerade

aus Verwaltungsrats: und Direktionskreifen verbreitet worden. - Der Reichsbankpräfident hatte die Diskonterhöhung direkt als Warnungsfignal an die Spekulation bezeichnet. Alles das genügte völlig. um die Kaufluft im umfangreichften Maße fortzufeßen. wie mit einer Art von Manifeftation. daß. wenn man den Großen nichts glaube. man noch mehr verdienen könne. als im umgekehrten Falle. Auch ließ fich das Publikum von einem fo rebellifchen Gedankengang unfchwer überzeugen. wozu man ihm ja nur die Wochenberichte und die vertraulichen Berichte unferer Großbanken vorzulegen brauchte. Was da feit Monatsfrift Unrichtiges prophezeit wurde. wird lange unvergeffen bleiben, Freilich fragt es fich. wie lange diefe Emanzipation der Börfe von der .hochfinanz dauern kann. ob leßtere nicht etwa ihre Gründe hat. - fie find niemals ideale. - eine Aufwärtsbewegung einzudämmen. die ihr über den Kopf wachfen würde. So einfach wie Präfident v. Havenftein dürfen es fich unfere Bankdirektoren doch nicht gut machen.
l93

Rundfchau

Denn in einem Momentj wo alle Metalle fieigen und die Berichte des deutfchen Stahlverbandes ebenfalls die Befferung unferer Indufirie nachweifenj können die Berliner GroßinftitutekaummitniedrigenKurfen antworten. Alles- was die Herren vermögem ift. daß man wohl zahlreichen Engagements da ein Ende machtj wo fie bevorfchußt worden find. Indeffen neuere Käufe wieder laffen fich kaum verhinderm höchfiens in ihrer Dauer abkürzen, Das gibt ja auch den Wechfelfiuben gerade Gewinn l- Realifierenj taufchenj anfiatt auf den empfohlenen Aktien lange fiizen zu bleiben. Schon vor mehr als einem Vierteljahr ift einmal die Mode des rafchenj täglichen Handelns im Publikum glücklich eingeführt gewefen. Falls alfo Amerika weiter mit gutem Hauffebeifpiel vorangeht/ können die Verkäufer den Käufern immer mit Gründen kommen. Sogar ohne fich mit Übertreibungen bezüglich unferer eigenen Marktverhältniffe anftrengen zu müffen.

* * ek

Noch im Tode gefiegtj fo kann man nunmehr Harriman nachrühmen. Denn ein präziferes Zeugnis für das fefie Gefüge feiner Organifation als die Aufrechthaltung der amerikanifchen Kurfe läßt fich gar nicht ausdenken. Drei Umftände von erdrüclender Schwere fielen hier ins Gewichn und alle wurden fie auf der Stelle gehoben. - Die noch ziemlich jungen Syfieme innerhalb feiner Eifenbahnpolitikh- - die Hunderte von Millionen der ihm gehörendem oder durch feine Kraft kontrollierten Aktiem - das Berbergen feines fchlimmen Zuftandes fogar von feiner Frau als Univerfalerbin. - Harrimans Geldfreunde hatten alfo plötzlich für den status quo eines nichts weniger als alteingefahrenen Riefenbetriebes einzufiehen und dabei unermeßliohe Summen für fich in Rechnung zu ziehen. Das wäre aber niemals gelungem felbft bei größter Gefchicklichkeit feiner New Yorker Bankiers und der fofortigen Bereitfchaft von Morgan und Hillj feiner früheren Antipodenj ohne zugleich die gefunde Bafis jenes fo weitum-

fpannenden Syfiems. Es mag
wohl in einer Börfenpanik ge-
nügen- daß ein Syndikat fich für
Millionen bereit erklärt Effekten
aufzunehmen und folches dann nicht
nötig han weil fchon das bloße
Anerbieten das allgemeine Ver-
trauen zurückruft. Indeffen in
einem fo fiarken Momentj wo
der allererfie Eifenbahnmann der
Union für immer von feiner Bühne
fcheidet/ wiirden bloße Hilfsaktionen
auch nicht das mindefie gefruchtet
haben. Hier mußte vielmehr die
gefamte Erbfchaft ungefäumtj aber
doch voller Bedacht angetreten
werden. Und das Verdienfi für
diefe Möglichkeit gebührt zunächft
dem Erblaffer felbfi/ der alles
fiatt in einer verzweifelten- in
einer ausfichtsvollen Lage hinter-
laffen hat. Es gibt ja Optimiften
genug bezüglich des fchließlichen
Ausganges aller/ auch der ver-
wickeltfien amerikanifchen Gefihäftej
allein fo über alle Maßen glatt
hat fich drüben bisher noch kein
jäher Übergang vollziehen können.
Warum fich die Herren den Hin-
zutritt des jungen Morgan gefallen
ließen„ der doch nur die Puppe
feines Vaters bleibtj ifi noch nicht

zu überfehen. Möglicherweife handelt es fich in diefer Vereinigung um noch Wichtigeres als ziffernmäßige Aktienintereffen. Nämlich um einen Zufammenfchluß der Truftgewaltigen überhaupt gegenüber den Drohungen des Präfidenten Taft. Falls diefer nämlich auch nur einen Bruchteil von feinen kürzlichen heftigen Drohungen gegen die Ubermacht der Bahnen erfüllen kann. wozu ja auch noch ein williger Senat gehören müßte. fo würden nicht allein die leitenden Bankhäufer New Yorks tief getroffen werden. fondern auch die mit ihnen engliierten Großinftitute in Berlin. Aber follte es Herrn Taft wirklich Ernfi mit feiner Philippika gewefen fein?

-k * :|-

Politik oder Konkurrenz? Einer diefer beiden Umftände fcheint die jungtürkifche Regierung zu verleiten. fich bei ihrem neuen Anleihebedarf an der detto publique vorbeidrücken zu wollen. Alles. was in diefer Beziehung jeßt in Konfiantinopel fpielt und notabene von allergrößtem Intereffe für die europäifche Kapitalifienwelt bleibt. ifi von uns längftwarnendvorausgefagtworden. Wir haben immer das Auftreten des Sir Eaffel aus London als eine politifche Miffion und nicht als eine gefchäftliche gezeichnet. Denn ein Finanzmann diefes Rangs würde fich nur in türkifche Unternehmungen großen Stiles einlaffen können. die er ohne die Ottomanbank und die Deutfche Bank als Verbündete der dortigen internationalen Schuldenberwaltung lediglich wie ein Abenteurer zu betreiben vermöchte. Ganz anders liegt aber die Saahe. fobald der Genannte als Träger britifcher Sonderintereffen. indirekt alfo auch der Bagdadbahn erfcheint. In diefem Falle hätte er aber die bisherige Gruppe. in der die Deutfche Bank fo mächtig ift. fo fein oder grob es geht. zu bekämpfen. Diefe traurige Tatfache fieht alfo fefi. und wie hier fchon vor Monaten nachgewiefen wurde. hat unfere Diplomatie es nichts weniger als eilig gehabt. für die Unverlelzlichkeit jener Schul-

denverwaltung nachdrücklich einzu-
ftehen. Diefer Kardinalfehler dürfte
fo leicht nicht wieder gut zu machen
fein. Plötzlich hatten wir in Kon-
fiantinopel aus lauter Gefälligkeit
für Öfterreich eine Politik von
Fall zu Fall aufgetan. Wir be-
gannen die jungtürkifchen Eigen-
mächtigkeiten forgfältig zu fchönen.
bis den betreffenden Miniftern dort
das neue Nationalbewußtfein über
die bisherige Wirtfchaftsordnung
ging. Und es handelt fich dabei
keineswegs nur um die folide Finan -
gebarung. fondern um unfere fo
großen Indufirie- und Eifenbahn-
intereffen. Diefe letzteren werden
natürlich fofort gefährdet. wenn
die Zinsgarantien für den Obli-
gationendienft ihre Kontrolle ein-
büßen. Und das gefchieht indirekt.
fobald die Pforte außerhalb diefer
Kontrolle Anleihen aufnehmen
würde. Sir Erneft Eaffel. den man
wegen feiner Riefenerfolge im Nil-
land den Herrn von Ägypten nannte.
ift ein Deutfcher. Und eines Tages
könnte ihn unfere öffentliche Mei-
nung daran erinnern. ebenfo wie
fie dies f. Zt. bei Alfred Beit
tat. als der Einfall des Kapitän
Iamefon in Transvaal unter Mit-

hilfe feiner mächtigen Firma vorbereitet worden war.

'l i' *

' 'Der Kredit unferer Staatsanleihen wird feit kurzem auch von deutfchen Profefforen einer Prüfung unterzogen. Natürlich kann dabei ein Gelehrter wie z. B. Profeffor Leris nur wiffenfchaftlich vorgehen. ohne daß ihm praktifche Erfahrungen für wichtige Gefchäftsfragen zur Seite fiehen. Einerlei. ob feine Auffaffung zu peffimiftifch ifi. fo gehört doch heute ein nicht gerade häufiger Mut zu der öffentlichen Behauptung: die Lage der deutfchen Finanzen fei keineswegs in dem Maße befriedigend und vertrauenerweckend. daß die deutfchen Staatspapiere überall denfelben Kredit. finden könnten. wie die franzöfifchen und englifchen. In Wirklichkeit finden natürlich die Anlagepapiere aller guten Staaten ihren Abfatz durchaus nicht auf dem Wege einer fcharfen Unterfuchung. fondern eines Allgemeinvertrauens. Diefes kann auch bei mangelndem Abfah unverändert geblieben fein. nur vermag man mit dem Patriotismus keine Effekten zu bezahlen. Wenn alfo immer mehr Reichsanleihen und Konfols ausgegeben werden. fo muß dies derartig auf den Kurs drücken. daß eine Preisentwertung auch der älteren Gattungen eintritt. Und das wäre in der Tat für Deutfchlands Kredit. der ja nicht ausfchließlich in Barem befieht. vor der ganzen Welt gefährlich. Die entfcheidende Frage betrifft hier alfo keineswegs die regelrechte Fundierung unferer Anleihen aus Steuern. Zöllen und fiskalifchen Befihtümern. fondern die Wahrfcheinlichkeit oder Unwahrfcheinlichkeit immer weiterer Anleihen. Wir glauben leider an die Wahrfaheinlichkeit l Pluto

Zu unferen Bildern

Bildnis eines jungen Mädchens von Albrecht Dürer

Durch eine zeitweife A u s - fiellungvonZeichnungen AlbrechtDürers. denen eine Reihe von Studienblättern feiner Schüler angefchloffen ward. ifi die allgemeine Aufmerkfamkeit auf diefe

Sammlung. die zu den größten
Schätzen des Berliner Kupfer-
|ichkabinetts gehört. gelenkt
worden. An Zahl fteht die Berliner
Sammlung hinter der altberühmten
der Albertina in Wien zurück. aber
an Reichhaltigkeit dürfte die Berliner
Kollektion unübertroffen fein. Kaum
an anderer Stelle läßt fich die Ent-
wicklung Dürers von den erfien
Verfuchen des Knaben bis zu den
reiffien Meifierzeichnungen der
letzten Jahre in fo lückenlofer Weife
verfolgen. laffen fich alle Techniken
und Zeichenweifen fo gut f'tudieren
wie hier. Und reich ifi die Berliner
Sammlung auch an berühmteften
Blättern des Meifters. zählt doch
das ergreifendfte aller Porträts.
das in Kohle gezeichnete. faf't lebens-
große Bildnis der greifen Mutter
von 1514 zu feinem Befiß. In
die nächfie Nähe diefes großartigen
Kopfes gehört das in gleicher Technik
und gleicher Größe ausgeführte
anmutige Mädchenbildnis von 1515.
das dies Heft in Abbildung vorführt.
Man hat Dürers Nichte in ihr

vermutet. auf Grund einer nicht eben zwingenden Ähnlichkeit mit dem Bildnis einer Frau. das ebenfalls in der Berliner Sammlung bewahrt und als das der Schwägerin Dürers. Katharina Zinnerin. geb. Frey. ebenfalls ohne zureichenden Grund. angefprochen wird. Aber wenn wir den Namen nicht kennen. fo erfahren wir um fo mehr von der Art diefes jungen Gefchöpfes. ..Wie ift das Stumpfe und Eingehüllte diefes Kindes bei aller Frifche der Jugend zur Anfchauung gebracht". fagt Wölfflin von ihr. und in der Tat ift die Eindringlichkeit der feelifchen Eharakterifiik. die den Befchauer infiand feßt. das Innenleben des Menfchen aus den Zügen feines Antlilzes zu lefen. bezeichnend für die Bildniffe diefer Periode.
1514 ift das Jahr der Melancholie und des Hieronymus im Gehäus. Niemals hat Dürer Dinge gefchaffen. die reicher find an feelifchem Leben. tiefer empfunden als diefe zwei Meif'terfiiche. Das Bild der Frau mit den fchweren Flügeln. in tiefes Sinnen verfunken. und das Bild des gottergebenen Greifes. der im friedlichen Gemach an feinem Pulte fißend forgfältig feine Federzüge auf das Papier malt. In der Frühzeit. der die gewaltige Folge der Apokalypfe entfiammt. ift Dürer leidenfchaftlicher. in der Zeit der erften Mannesjahre. deren Werk das Marienleben ift. heiterer. erzählungsfreudiger. in höherem Alter reifer und abgeklärter. aber niemals hat er mehr von feinem .herzen in feinen Werken gegeben als in dem Jahre 1514. das das Todesjahr der Mutter gewefen.
Dürer hat nicht allzu oft die Kohle als Zeichenmaterial verwendet. Jn der .hauptfache kann man drei Serien von Porträts in diefer Technik unterfcheiden. Jn den erften. von denen zwei aus dem Jahre 1503 in der Ausftellung zu fehen find. ift die Kohle rein malerifch verwendet. um Tonflächen zu erzielen z in den zweiten. zu denen unfer Blatt zählt. fteht die weich modellierende Behandlung des Gefichtes der zeichnerifchen Art. wie ein Gewand gegeben. ein Ohr

konturiert ift. entgegen; in der
Spätzeit. den zwanziger Jahren.
wird die gefamte Modellierung in
Striche aufgelöfi. Dürer. der
Zeichner. hat auch das weiche Material der Kohle gemeifiert und
feinen Forderungen von Klarheit
dienftbar gemacht. Aber eine gewiffe Kühle zieht nun ein. eine
Diftanz zu den Dargeftellten. An
menfchlicher Wärme if't das Mädchenbildnis von 1515 auch in der fpäteren
Zeit nicht mehr übertroffen worden.
Eurt Glafer

Ferdinand Georg Waldmüller:
Bildnis der Frau von Stierle-Holzmeifter

..Und wie es fo oft ging. ergeht
e s uns wieder: Das. was anfangs
Schimpfwort war. wurde fpäter
Ehrentitel - Biedermeier". ..Die
Renaiffance" der Gründerzeit liegt
hinter uns. Wir haben uns aus
ihrer Umklammerung befreit und
kehren zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Diefer Zeit hat
ihren Stempel Goethe aufgedrückt
- daß man fie verächtlich ..Biedermeierzeit" nannte. betrachten wir
heute als Zeichen der Unkultur.

Rundfchau
in die wir nach 70 geraten waren.
Heute ifi Biedermeierk Trumpf.
Etwas f..Mode“ ift gewiß dabei.
- wie konnte fonfi die Hornbrille
wieder aufkommen - aber man foll
eine Bewegung. wie wir fie er-
leben. nicht gerade nach ihren Aus-
wüchfen beurteilen. Sie entfprang
einem gefunden Bedürfnis nach Na-
türlichkeit. Keine voraufgegangene
Zeit bot uns eine Tradition. an
die wir mit größerer Ausficht auf
Erfolg hätten anknüpfen können.
als die Zeit. der die franzöfifche
Revolution vorangegangen war.
Alle Tendenzen des Fortfchrittes
verkörpert in Wien die Kunft des
Malers. von dem wir das-*Konterfei
derFrauvonStierle-Holzmeifierbrin-
gen: Ferdinand Georg Waldmüller.
Der Künfiler erblickte 1793 das Licht
der Welt. ward Schüler der Wiener
Akademie unter Maurer und Lampi.
Zeichenlehrer bei einem Grafen
Gyulai und fchließlich Profeffor
an der Wiener Akademie; nach
einem Leben reich an Kämpfen.
Erfolgen und Enttäufchungen fiarb
er 1865 in Wien.
Es hat wenige Akademiker vom
Säjlage Waldmüllers gegeben. In
Wort und Bild fpottet er der
herrfchenden Kunftideale. Nachdem
er Jahre hindurch in den Galerien
kopiert. erklärte er das Kopieren
für eine Torheit. Es verleite nur
zur Nachahmung und Nachahmung
fei der Tod der Kunfi. Waldmüller
legte den jungen Malern ans Herz.
fich nur an die Natur zu halten.
Er ift einer der Erften. der feine
Staffelei auf dem Felde auffiellt.
Hier entfiehen feine fonnendurch-
glühten Landfchaften. die zu dem
Befien gehören. was uns die vor-
märzliche Malerei hinterlaffen hat.
Für das Bildnis ift der Abfiand
feiner Auffaffung von der feiner
Vorgänger weniger bedentfam als
für die Landfchaft. Mam darf den
Naturalifien natürlich nicht mit den
Romantikern vergleichen. ._ Anton
Graff. der älter als Waldmüller.
war ein vortrefflicher Maler. Was
den Porträts Waldmüllers ihren
befonderen Reiz. ihre Überlegenheit
felbft über die Bildniffe eines Graff
verleiht. liegt in der pfychologifchen
Eharakterif'tik. Unfer Bild der alten

Dame mit ihrem fo gutmütigen
und doch fo verfchmißten Aus-
druck zeigt den Künftler als
Menfchendarfieller auf der Höhe
feiner Kunfi. Das erfi kürzlich
von der National-Galerie erworbene
Werk beanfprucht befonderes Inter-
effe. weil Waldmüller durch den
Auftrag. der ihm zu Grunde liegt.
die entfcheidende Anregung für fein
Naturfiudium erhalten hat. Der
Künfiler felbf't berichtet darüber:
..Herr Hauptmann von Stierle
Holzmeifier beauftragte mich. das
Porträt feiner Mutter zu malen.
Aber - fo fprach er zu mir -
malen Sie mir fie genau fo. wie
fie ifil Diefem Auftrage gemäß
verfuchte ich es nun. bei diefem
Porträt die Natur mit der größten
Treue wiederzugeben - und es
gelang! Jetzt war auch mit einem
Male die Binde von meinen Augen
gefallen. Der einzige rechte Weg.
der ewige unerfchöpfliche Born aller
Kunfi: Anfchauung. Auffaffung und
Verfiändnis der Natur hatte fich
mir aufgetan.“
Iofeph Kern

Wil h l1 m B u f ch. Künftlerifcher Nachlaß. 250 Kunftdrucke auf 60 Tafeln in originalgetreuerx zum Teil mehrfarbiger Jakfimile-Reproduktion nach Skizzenx Studien/ Handzeichnungen und Ölbildern des Meifiers. Mit einleitendem Text von F r itz v o n O ftin i. Münchem Verlag von FranzHanffiaengl. (Gebundenx oder mit lofe in einen Kafien gelegten Tafeln.)

Dies kofibare Kompendium ifi ein Schatz von unvergänglichem Wert; feine Herausgabe ein buchhiindlerifches Unternehrnenh das hohen Refpekt fordert. Die deutfche Kunfiwelt fchuldet dem Hanfftaenglfchen Verlage Dank und Anerkennung fiir eine folche Gabe- die einem der geliebtefien und verehrungswürdigften Meifier unferes Volkes das fchönfie Denkmal fetzt.

Zum erfiea Male erfcheint hier ein Bufch-Band ohne Text„ und mit bewundernder Ehrfurcht fiehen wir vor den Dokumenten einer genialen Maler: und Zeichnerkrafy die wahrlich des Wortes nicht bedarfx um fich verfiändlich zu machen.

Als im vergangenen Jahre nach Wilhelm Bufchs Tode die Riefenmaffe feines künfilerifchen Nachlaffes aus dem Befitz feiner Erben zutage traty gab es ein allgemeines Staunen. Man wußte wohl fchon feit langemh daß der fatirifche Schnickfchnackerzähler- wie er als Poet und Menfchenfchilderer ein Philofoph von hohen Graben war, fo auch als Klinfiler die Sphäre der luftigen Perfon tief unter fich

'k ?kai-»7: -* 7-"-
t
.l .' * ,
7- ! 'DW-"z- “ ;7_

Aus: „Wilhelm Bulli). Künftlerifcher Nachlaß.“ München, Franz Hunfftaengl

l4

Illuï¬rierte Bibliographie
(Aug: â€žWilhelm Buick), Kilnjtleriirher
200

Zllufirierte Biblio'graph
l?
Bauernfrau
Wilhelm Bufch
Franz Hanfftaengl)
Künftlerifcher Nachlaß.“ München,
„Wilhelm Bufch.
(Au.
N e
e m mt
.Neun
a.mth
meWa
„nm-.UMn
a
WmgM
n
*wxu
6rd
i..m/..u n .
.,Udfie
n.m rfl
„ohEa
.il h
r n
ee
ptet
„W-..GL
ELW-fil'
.MyBy-W
Uno/„0.1.
fla-m/t
mIüW
e e
EW... n 6
bd U 9
j
F
oWmW
fimueg
..i-...nn
Wa E„a
pK.m„m„
mrEo
iWWV
wnam
dr' e
Wu
WflaÜ
“Rag-.l
.We-nen
fWmW
le
Wem/tier
d
MSnW
SUM
.MMM
ß.
eWme

„11... nt g
L4*
201

wohl auch» daß diefer einfiedel-
hafte Junggefelle in feinen Mappen
und Schubkäften noch allerlei Uber-
rafchungen berge- und die Berichte
der wenigen Glücklichenx die fich
mit Erfolg in feine hannöverfche
Dorfftille gewagt hatten„ unter-
ftülzten diefen Verdacht. Aber
nun kam das alles und noch viel
mehr wirklich zum Vorfcheim und
ein überwältigendes Bild tat fich
auf. Man fab„ wie Wilhelm Bufch-
der immer in fchnellem und leichtem
Siegerfchritt feine Zeichnungen hin-
geworfen zu haben fchienp mit
der Kunfi gekämpft und gerungen7
Größe in der Beherrfchung der
Licht: und Schattenmaffen. Die
einfachfien Themata dura) eine ge-
niale Behandlung zu kleinen Welt-
fhmbolen emporgehoben. Land-
fchaftszeichnungen mit Feder und
Tufche„ deren andeutender Geiß-
reichtum an Israels und Lieber-
mann erinnert. Dann wieder
Einzelftudien (etwa nach Skelett-
teilen) von Menzelfcher Gewiffen-
haftigkeit. Zwifchen erbarmungs-
lofen Karikaturen und wild daher-
faufenden Phantafien einzelne Köpfe
von einer Behutfamkeit der Linien-
führung und einer Innigkeit der

Aus: „Wilhelm B nich. Künltlerlfcher Nachlaß.“ Miinchen, Franz Hanfitqengl

wie den niit flinker Hand aufs Papier
gezauberten Typen und Verzer-
rungen langwierigqq ernfihaftefte-
gründlichfie Studien vorangegangen
waren- wie er7 ein treuer Schüler
feiner geliebten Niederländeß auf
den Pfaden Teniers' und Brouwers
mit den Problemen des farbigen
Ausdrucks Strauß auf Strauß aus-
gefochten hatte.

Das Befie und Bezeichnendfte
aus diefen kaum überfehbaren Nach-
laßmaffen bringt nun Hanffiaengls
.prachtvoller Band in vorzüglichen
Reproduktionen, Bauernftudien von
altholländifchem Helldunkel. Kohle-
zeichnungen von Rembrandtfcher
_ ifi er ein anderer; '
Empfindung- daß man fich plößliü)
einem ganz anderen Künfiler gegen-
überzufehenglaubt. Phyfiognomifcbe
Merkwürdigkeitem Tierfiudien/ bc-
wegte Gruppen und Maffen von
einer Lebendigkeit und Eindringliäi-
kein daß man des Staunens nicht
müde wird. Straßenfigurenx die

'in der Lapidarkraft der Linien an
Daumier denken laffen. Humo-
rifiika von fo urwüchfiger nieder-
deutfcher Komik. daß man zu lauten!
Auflachen gereizt wird. Immer
es gibt keine
Schabloneh weil jederVorwurf auch
eine neue Form von felbft mit
fich bringt. Und doch ifi er immer
-202

I_
derfelbe in der Wucht und Be-
fiimmtheit der Zeichnung- bei der
alles auf Anhieb fißt.
-_ Die Hanffiaenglfchen Reproduk-
tionen find mufterhaft, Die ver-
Lu.:
fchiedenfien technifchen Verfahren-
mußten mithelfen. Sie haben
ein Vierteltaufend Blätter zufiande
gebrachß die den Reiz der Originale
kaum gemindert in den Druck retten;
Bleifiift und Kohler Feder und
Tu‟ che find allenthalben deutlich
,Wilhelm Buiä). Künitlekiicber Nachlaß.“
zu erkennen; die Wirkungem die
aus dem Material refultieren/ fafi
refilos gewahrt, Der Genuß wird
erhöht durch die Form der Dar-
bietung: die meifien Blätter und
München, Franz Hanfitaengl
Blättchen find auf dickemfgrauem
Karton leicht angeklebt und laffen
fich fo auch in der Ausgabe des ge-
bundenen Buches *mit der ,Hand
liebkofen. Jede Tafel ift eine
neue Freude. .

Johannes Linnankoski:
f- Das Lied von der glut-
roten Blume. Roman.
. Einzig berechtigte Übertragung
von Helene Federn-Schwarz.
7 Frankfurt a. M./ Literarifche
Anfialt Rütten und Loening.
- --,-.:„ 7.-7.-.22-q-.7q-..z-.WW K...- „_„_, 7,
- * * , e - -_
SWF" OMX/*U4 *e
.-e_;h'-.„1-.....:...4-
[Wa-x1-
*-L
..F
Die Bauern find nichts als
Knechte.
Wie ein Forrh ein Bergfiromj
im liederreichen Finnland zwifchen
Klippen und waldigen Ufern von
Terraffe zu Terraffe„ zur Niederung
und zum Meere eiltj fo raufcht
. „15.-“..Zx4- * " “_- "'
Aue: „Wilhelm Bufch. Künftlerifcher Nachlaß.“ München, Franz Hanfftaengl
Der Bauer fchläft in der
Kammer fchwüh
Tief unter der Decke die Nafe„
Der Flößer Lager ift feucht
und kühl
Vom Abendtau auf dem Grafe.
Doch taufchen gegen die Freiheit
wir
Nicht Bäuerleins Güter und
Rechte.
Wir freien Flo'ßerjungenj wir!
auch das Leben des fiarken Owl
dahin/ des Bauernfohnsj der fich
vom väterlichen Hofe losreißh um
zürnend unter die Flößer zu gehen*
Sein Leben ifi wildj abenteuer-lich
und - fiegreich; in ungebundener
Freiheit eilt er von Liebe zu Liebe/
und jedes neue Erlebnis ift glühend
und duftig wie wild im Dickie()t
blühende Waldblumen. Ein Raufil)
von Poefie umfängt ihm die Bäume»

Aus: ‚Wilhelm Bufch. Künfrlerifcher Nachlaß.“ Miinchen, Franz Hanfltaengl

die Blumen. die Wellen fprechen zu ihm. und alle Luft zeigt ihm ihr fchönftes Geficht. So teilt er forglos dem Leben feine Schläge aus. unbekümmert und ahnungslos. daß hier kein Schlag unerwidert hingenommen wird.

Und fchließlich kommt die Stunde der Abrechnung. Der Spiegel kündigt fie an; er zählt die Linien unter den Augen. die Striche an Stirn und Wangen. Aber die Warnung bleibt vergebens: „Ich will des Lebens fchäumenden Becher

an meine Lippen führen und ihn in einem Zuge bis auf den Boden leeren!“

Und der freie Flößerburfch geht dunkle Wege in der Stadt. Ein leichtfinniges Lied klingt an feine Ohren:

..Freie Freuden findeft du
Hier und Luft und füße Ruh
Und -
Köftlich perlenden Wein dazu!!
Seidne Kiffen findefi du.
Weiche Polfier zu füßer Ruh
Und -
Liebe kleine Mädchen dazu l - “

Und dann ein Raufch - die Tür öffnet fich. und im leichten. leichtfinnigen Gewand tritt ihm die erfie Geliebte entgegen. - Das. Leben gab den erfien Schlag zurück.

Der ftarke Olof ift heimgekehrt. er hat das väterliche Erbe ver- fchmäht und fich felbft einen arbeit- verlangenden Hof gegründet; er entwäffert das Moor und rodet den Wald. aber im Klang feiner Artfchläge fchreit die Liebe nach Ruhe und Stetigkeit. Und wie einft der Flößer die Klippen und Strudel des Fors. fo befiegt auch jetzt der Landmann alle Hinderniffe. An der Seite der Gattin follte ihm
f
ein ruhiges Glück blühen. weit- ausfchauende Pläne könnten feine Tatkraft ausfüllen. aber Streich um Streich gibt ihm das Leben jeden Schlag zurück. den es dereinfi von ihm erhalten hat. Immer wieder tritt ihm die Erinnerung an frühere Abenteuer rächend ent- gegen; an der Seite der Gattin felbft ftarren ihm Gefichter ent- gegen. die einft lieb waren. und plötzlich geht ihm die Erkenntnis auf. daß er nicht mehr lieben kann. Die anfangs fo zarten. märchen- haften Schilderungen gehen in packende Dramatik über. die well das Tieffie enthält. was über dic Pfychologie der Erotik gefagt werden kann. und fchließlich doch zu einer verföhnenden und begreiflicfcn Löfung fiihrt.

Johannes Linnankoski ifi ein Dichter; fein Buch ift ein Konfr- werk voller Glut und Leidenfchaft und doch immer keufch und rein

in feiner poetifchen Wahrhaftigkeit.
Wer es einmal gelefen hat. dem
wird es zum dauernden Befißtum
werden.
Die Übertragung von Helene
Federn-Schwarz fteht über jedem
Lob.
Wilhelm Hüttemann
_-
Redaktion: 1)!: Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: l)r. Es"
Radlauer; für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in BSW-
Verlag ..Nord und Süd". G. m, b. H.. Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 39;
Zufehriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennomfl"
erbeten.- Druck: Schlefifche Buchdruckerei vorm. S. Schottlaendet. ALG--
Breslau lll. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Iohannen GÃ¶g:
Pen-njÃ¤getin
(47:31 auf S-.ite 332l

vereint mi*
nem-gen
HmtfehaYaWnmatSfehrifl
c?zer-lagNonJuni]Glih'ih.m.l>._x;3,cYerlln
?WW flit* .Jen-?Fuchhanöelr
SSOoWWöerWhMfYulWW
34.Jahrg. Bd. 131 .Heftzoz ErfiesNovemberheftreoh

ZOB
Johannes GÃ¶ÃŸ:
BÃ¤renjÃ¤gerin
(Tert auf Seite 302)

ier-?Wink mit*
:Ziamßhehalbmmmrz er fr
W*K-Mti>i»k
4m..“-o._x________n _____.__."____...*,r-
TWWorömrö SidWmirtä Wing 'fiir rie-(r YFu-:Hxrunäei ;
ÜWWMZ rr-VchfcjjUÄKrtWe-zinr
.RaQ-_._._m- .._._..,_"_,_.,___..._ .-.... --q-_>-
r-..Znhrcu i3). .id-rf'rrez *Cities NWNUÜ-kfbfÜ'lJW

.Organ FerneuenKunjtver-einigung
6er l' ext' (11g- WWW-haft
unFWefi¬ng-Hochlchufe gucYerfirr.

Adolph von Flbckher:

Die Japaner als Kolonifatoren

Die Tätigkeit der Japaner richtig zu beurteilen- ift eine fchwierige Aufgabe. Man verfällt nur zu leicht in den Fehlen zu viel zu loben oder zu viel zu tadeln. Wenn ich es troßdem unternehme- eine ira ec Ifoäjo zu fchilderm in welmer Weife die Japaner in den lebten Jahren kolonifiert haben- jo leitet mia) dabei der Gedanke- daß es dringend notwendig ift, weiteren Kreifen Deutfchlands ein richtiges Urteil über diefe neuefie Weltmacht zu verfchaffent fiecken wir doch noch immer tief in dem Erbfehler- daß wir uns faft nur um innere Politik bekümmern- die Sorge um die auswärtigen Dinge aber zu iehr anderen Nationen iiberlafien. Hierin einen Wandel zu ichaffem ift der Zweck meiner ganzen publiziftifchen Tätigkeit auf diefem Gebietex und auch die nachfiehende Studie foll hierzu ein Scherflein beitragen.

Die Japaner find trod ihrer jahrhundertelangen Abgefehlofienheit fchon in früheren Zeiten kolonifatorifch tätig gewefen. Die eriten Spuren hiervon verlieren» fich in vorgefehichtliGer Zeit. Die Zufammenhänge zwijchen der japanifchen Rafie und gewiffen Waffen in Mexiko ift jedem klar- der einmal Gelegenheit gehabt hay beide miteinander zu vergleichen. Ich war während der Zeit des rufiifeh-japanifehen Krieges Kaiferl. Gefchäftsträger in Mexiko. Der Präfident Porfirio Diaz zeigte mir eines Tages eine Sammlung von Photographien iapanilcher Generale, die der japanifehe Gefandte überreicht hattet und wies mit Erftaunen auf die Tatjache hint daß eine große Anzahl von diefen Generalen mexikanifchen Herren ähnlich waren- die auch ich kannte. Eine fo große Verfchiedenheit der Japaner von anderen Rafien- wie fie befonders früher viele Gelehrte haben konftruieren wollen- ift alfo nicht vorhanden. Jedenfalls haben auch die wechfelfeitigen Handelsbeziehungen zwifchen Oftafien und Weftamerika fchon viele Jahrhunderte hindurch befianden, ehe Kolumbus den neuen Kontinent entdeckte.

Die Japaner als Kolonifatoren Adolph v. Flöckher

Jetzt. wo die Wellenwirkungen der großen Kriegserfolge Japans in unfichtbaren Strahlen den Erdball umkreifen. können wir noch gar nicht abfehen. welchen Einfluß die Japaner dermaleinfi in der Weltpolitik und im Welthandel fich erringen werden, Dabei fioßen wir auf die fonderbare Erfcheinung. daß ein eigentlicher Landhunger bei dem japanifchen Volke nicht vorhanden ift. Es kann von einem folchen fchon deshalb nicht die Rede fein. weil große Teile des alten Japans. wie der Hokkaido noch Anfiedelungsmöglichkeiten für Millionen von Japanern bieten. die bis jest hauptfächlich wegen ihrer Neigung zu einem Leben in einem wärmeren Klima andere Gegenden aufgefucht haben.

Der den Japanern faft ebenfo wie den Deutfchen angeborene Wander-trieb ift für die japanifche Regierung der wefentliche Grund gewefen. fich nach geeigneten neuen Kolonien umzufehen, Die kolonifatorifche Tätigkeit hat fich auf die vier verfchiedenen Gebiete: Hokkaido. Formofa. Korea und Sachalin erfireckt.

Das einzige Beifpiel. an dem fich bis jest die Refultate japanifajer Kolonifation in größerem Maßftabe beobachten lafien. ifi der Hokkaido. die nördliehfte der japanifchen Jnfeln. Die Weftküfte liegt gegenüber der Nordkiifte von Korea und der Ofiküfie von Rufiifch Sibirien. während die Nordofifpiße beinahe an das Südende der Jnfel Sachalin fiößt. von der fie nur durch die fchmale Meerenge von Soya getrennt ift. Die ganze Südoftküfte liegt am pazififchen Ozean. Das zuverläffigfte Werk über den Hokkaido verdanken wir dem deutfchen Botfchaftsrat v. Erckert. einem der wenigen Diplomaten. die felbfi dort gewefen find. Naihfeinem Urteil muß anerkannt werden. daß die Japaner nach anfänglich nicht immer glücklichen und teilweife recht koftfpieligen Verfuchen es in den lehren zwanzig Jahren wohl verfianden haben. den Hoflaido in die Höhe zu bringen und etwas Ordentliches zu leiften. Der Flächeninhalt Hokkaidos beträgt rund 78 000 qkm.. entfprieht alfo ungefähr demjenigen von Bayern. Die Bevölkerung des Hokkaido ift von 190 938 im Jahre 1884 auf 843 717 im Jahre 1903 geftiegen, Die Einwanderer betrugen im Jahre 1907: 79 737. die Auswanderer 13 457. von den Einwanderern waren Ackerbauer: 46 598. Fifcher: 4832. Gewerbetreibende: 2581. Handeltreibende: 4540. Verfchiedene: 11 243. Unbekannte: 9543.

Die Zahl der Ainos. der japanifajen Ureinwohner. die nur noch auf Hokkaido. Sachalin und den Kurilen vorkommen. belief fich 1907 auf 17 715. Der Hokkaido hat befonders auf dem Gebiete der Landwirt-

fchaft große Fortfchritte gemacht; Getreide. Kartoffeln. Bohnen und Früchte werden nach anderen Teilen Iapans ausgeführt. Das erfte Stadium der Kolonifation umfaßt die Zeit des Kolonialamts. das von 1871-1882 die oberfte Behörde der Infel bildete und fich insbefondere auch mit der Befiedelung befaßte. Kurz nach Errichtung des Kolon-ialamts begann auch das Syftem der Militärkolonifation. das erft am 1. April 1904 fein Ende erreicht hat. Die Militärkolonifation hat wefentlich zur Erfchließung des Hokkaido beigetragen. Eine ftattliche Anzahl von Mufterdörfern find entftanden. in denen über 700 Familien angefiedelt wurden. Seit 1904 erfolgt die Befiedelung des Hokkaido ausfchließlich durch freie Einwanderer. Die Anfiedelung diefer Einwanderer erfolgt zum weitaus größten Teil durch die Regierung und auf Regierungsland. Trovdem finden auch jeßt noch jährlich hier Auswanderungen f'tatt. Hoch entwickelt ift auch die Forftwirtfchaft. infolge der Tätigkeit treffliäfer deutfcher forfiwirtfchaftlicher Berater und Lehrer. Die Holzausfuhr hat jeht einen Wert von ungefähr fechs Millionen Yen. Der Bergbau hat einen großen Auffchwung genommen. hauptfächlich infolge des ftarken Abbaus von Steinkohle. Die Kohlenproduktion foll im Jahre 1907 einen Wert von über fechs Millionen Pen gehabt haben. Von anderen Mine-ralien kommt namentlich Schwefel in Frage. Eine erhebliche Bedeutung für die Zukunft foll die Gewinnung von Petroleum haben.

Was die deutfchen Intereffen auf dem Hokkaido anbelangt. fo find fie z. Zt. noch nicht fehr bedeutend. Nach dem Urteil von Sachkennern dürften Jahrzehnte vergehen. ehe die Entwickelung des Landes fo fort-gefchritten fein wird. daß es für den Welthandel einigermaßen in Betracht kommt.

Wefentlich günftiger für eine japanifche Kolonifation als im Hokkaido liegen die Verhältniffe auf dem herrlichen Formofa (Taiwan). das im äußerfien Süden des Reiches liegt und daher fchon kraft feiner geographi-fchen Lage eine natürliche Anziehungskraft auf japanifche Auswande-rungsluftige ausübt. Iapan hat denn auch ungeachtet der kurzen Zeit. die feit der Befißergreifung im Jahre 1895 verftrichen ift. gerade in Formofa bedeutende koloniale Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Man darf nur nicht vergeffen. daß Formofa fchon vor der Abtretung an Japan eine gewiffe Kulturfkufe befaß und lediglich der firaffen Orga-nifation entbehrte. die jest die Japaner gefchaffen und damit die Ent-wicklung Formofas nicht unwefentlich befehleunigt haben.

Die Japaner als Kolonifatoren Adolph v. Flöckher
Die Haupterzeugnifie Formofas find: Tee und Kamphor im Norden. Kamphor und Reis in der Mitte. Zuckerrohr im Süden. außerdem werden Pflanzen. die Tertilftoffe. und folche. die Farbftoffe liefern. kultiviert. während die Kautfchuk- und Gummigewinnung eben erft begonnen hat. Befonders wertvoll ift auch die Holzproduktion. Die Wälder bilden ungefähr 60 Prozent der Gefamtfläche und werden nach den Grundfäsen deutfcher Forftwirtfchaft gepflegt. Die Bevölkerung Formofas ift von 2 925 072 im Iahre 1901 auf 3 183 417 im Iahre 1906 geftiegen. während die jährliche Einwanderung nur von 43 401 Perfonen im Iahre 1902 auf 66 793 im Iahre 1906 angewachfen ift. An der verhältnismäßig geringen Einwanderung ifi vor allem der Krieg fchuld gewefen. Dann hat aber auch die Tatfache mitgewirkt. daß der Iapaner fogar in dem fchönen Formofa fich nur fchwer einleben kann und in die Heimat zurückzukehren pflegt. fobald die Umfiände es ihm geftatten. Er ähnelt in diefer Beziehung ganz den italienifchen Auswandererm die ich in Brafilien und Argentinien kennen gelernt habe und die auch in ihrer überwältigenden Majorität. fobald fie wohlhabend genug geworden find. die heimifchen Gefiade wieder auffuchen. IG glaube daher. daß aus) in Formofa nicht alle Blütenträume der Iapaner mit der Schnelligkeit reifen werden. wie man es ihnen bei ihrer unleugbar großen Anftrengung wünfchen kann.
Frühere Früchte hat die japanifche Friedensarbeit in dem Barbarenhalbftaate Korea gezeitigt. wo der Generalrefident Fürft Ito ganz im Sinne Lord Cromers tätig und aus dem Lande ein zweites Ägypten zu fchaffen- beftrebt if't. Da aber nur das finanziell fehr fchwache Japan und nicht das britifche Gold hinter ihm fieht. kann man billigerweife nicht die gleichen Erfolge vom Fürften Ito verlangen. der allerdings in den in englifcher Sprache erfcheinenden Iahresberichten von vielen Reformen und Fortfchritten berichten kann. aber es trod aller Anftrengungen nicht fertig gebracht hat. das Budget zu balancieren und die andauernde Paffivität der Handelsbilanz Koreas zu verringern. Sehr intereffant find die dem Bericht beigegebenen Photographien. die klar erkennen laffen. daß die Iapaner tatfächlich fchon bedeutende Kulturwerke. wie Schulen. Eifenbahnen und Hafenbauten. gefchaffen haben.
Weniger Wert lege ich auf die Statiftik. da man fie niäjt kontrollieren kann und nach meinem Gefchmack allzu fehr ein Fortfchritt herausgerechnet ift. der doch eben erft beginnt. Sehr gefchickt ift die Gruppierung des Stoffs. denn in jedem Kapitel folgt auf die düfiere Befchreibung des

früheren chaotifchen Zuftandes die Schilderung der durch die japanifchen Kulturpioniere ins Leben gerufenen Reformen. die nun den Halbbarbaren-ftaat mit einem Schlage auf die lichten Höhen der Kultur führen follen.
Ich refümiere mein Urteil über Korea dahin. daß der koreanifche Handel infolge der japanifäfen Bemühungen vorausfichtlich in progref-fivem Tempo fich entwickeln. daß aber im übrigen der Auffchwung der koreanifchen Volkswirtfchaft nicht fo fchnell gehen wird. wie Fürft Jto denkt.
Zum Schluffe komme ich jeßt auf die kolonifatorifäje Tätigkeit Japans in Sachalin zu fprechen. Sachalin war im Jahre 1875 von Japan an Rußland abgetreten worden. und bereits im Jahre 1894 begannen die japanifch-ruffifchen Streitigkeiten wegen der Fifcherei in den Gewäffern von Sachalin. Jm Frieden von Portsmouth kam dann der füdlich vom 50. Breitengrade gelegene Teil von Sachalin (Karafuto) an Japan zurück.
Das Klima von Südfachalin gilt als* gut und gefund. Nur die großen Schneefälle find im Winter. weil verkehrslähmend. unangenehm. Den durch die häufigen Nebel beeinträchtigten Schiffsverkehr mit dem Hokkaido vermittelt hauptfächlich der Hafen Korfakowsk. doäf find die Japaner jest beftrebt. beffere Häfen ausfindig zu machen. Wege fehlen auf Sachalin faft gänzlich; hier werden die Japaner ebenfo wie in Korea ein fyfkematifches Straßenneß zu fchaffen haben.
Ferner follen fchmalfpurige Kleinbahnen gebaut werden. Ja-panifche Einwanderung hat bereits eingefeht. Die Bevölkerung Süd-faäfalins beträgt im ganzen nur etwa 10 000. Die Regierung befördert durch Maßnahmen aller Art die Einwanderung hauptfächlich von Fa-milien. Jede nach Sachalin einwandernde Bauernfamilie erhält ein ruffifches Haus. foweit folche noch vorhanden find. mit neunzehn Acres Land und dem Recht. gegen geringe Abgaben Holz zu fällen. Außerdem werden Ermäßigungen für die Fahrpreife auf Eifenbahnen und Dampf-fchiffen gewährt. Von privater Seite find Gefellfäfaften gegründet. um ebenfalls die Einwanderung nach Sachalin zu erleichtern. Die Ein-wanderer gehören bis jeßt im allgemeinen den unteren Volksklaffen an und fehen fich in der Hauptfache aus Kulis zufammen. ferner aus kleinen Händlern und Schankwirten. Die Lebensbedingungen in Sachalin find noch fehr teuer. da faft alles importiert werden muß und die Einwanderer hier mehr als anderswo das Befireben haben. fchnell reich zu werden.

um aus dem rauhen Norden in die grüne Heimat zurückkehren zu können.
Der Hauptreichtum der Infel befieht in den Fifchereierträgniffen. die außerordentliäj fteigerungsfähig fein follen, In dem im japan-ifchen Budget erfcheinenden Spezialetat von Sachalin werden die Einnahmen aus den Fifchereiabgaben auf 557 700 Yen veranfchlagt. Der Gefamtertrag des Fifchfangs in den Gewäffern von Sachalin hatte im Jahre 1906 einen Marktwert von 3 272 000 Yen.
Nächft der Fifcherei liefert die Forfiwirtfchaft die bedeutendfien Erträge. Die japanifche Regierung hat fofort Vorkehrungen getroffen. wodurch ein Raubbau verhindert und eine vernünftige Aufforftung gefördert wird. - Günfiige Ausfichten fell auch die Viehzucht in Sachalin haben. da das Viehfutter dort ein üppiges Wachstum zeigt.
Das Vorkommen von Mineralien if't bis jeßt noch nicht in, genügendem Umfange feftgefiellt. um darauf Hoffnungen zu gründen.
Südfaihalin befand fich nach der Abtretung zunächft unter militärifcher Verwaltung. welche indeffen bereits am 1. April 1907 durch eine Zivilverwaltung erfeßt worden ift. Sachalin ift ftaatsrechtlich jeßt ein Mittelding zwifchen Kolonie und Provinz des Mutterlandes. Sein adminifiratives Oberhaupt. der Gouverneur. hat weitere Befugniffe als die Präfekten in Iapan. ift jedoch weniger unabhängig als der Generalgouverneur von Formofa. Sachalin hat keine abgetrennte Kolonialregiernng. fondern ift tatfächlich Iapan einverleibt.
Wie fich auch immer die kolonifatorifche Tätigkeit der Japaner in Zukunft gefialten wird. fo viel fieht feft. daß die Entwicklung der Dinge nicht aufzuhalten ift. Unfere Aufgabe kann alfo nur darin beftehen. die Politik der offenen Tür fortzufeßen. durch unfere Diplomaten und Konfuln dariiber wachen zu laffen. daß unfere vertraglichen Interefien nicht tangiert werden. und im übrigen die Rolle des ruhigen Zufchauers zu fpielen. der auch anderen einen Plate an der Sonne gönnt.

Konrad Müller-Kaboth f:

Herbfl

Wenn nun mit feinen Strahlengarben
Der Herbfi hin über die Erde finkt
Und durch den Hain in taufend Farben
Ein Hymnus feines Glanzes dringt-
Ein Hymnus der Genießerfreude-
Die in den Lüften rafi und tofix
Die Kronen und das Prachtgefchmeide
Des Waldes wild zerwühlend koft - -
Wenn dann mit füßem Mutterlääyeln
Die Sonne fegnet Blatt um Blatt
Und nur ein heimlich-heilig Fächeln
Den letzten Zweig gerühret hat. - -
Mögt ihr von müdem Sterben fprechem
Den Kranz des fruchtgewordnen Schönen
Genarrtz gefchwächt nicht fehn und höhnen.
Z Ich lange jauchzend nach den Trauben-
Z Im Schwelgerglück fie frech zu brechen -
Z Und nimmer an den Tod zu glauben.

Fortfehung

Ganz anders als mit der ichönen reifen überlegenen Mutter faiien es mir mit ihren drei Töchtern zu gehen. Dein anmutig hin- und her-bewegten Mädchentrio gegenüber- das bald gemeinfam bei den Blumen-beeten auftauchte, bald in die Fernen des Parks fich zerftreute- diefem fchwachen und hilflofen Gefchlecht gegenüber-z wie es mir erfchien- er-wathte der ganze Stolz meiner achtzehn Jahre als König, Herrieher und einziger Mann im weiten einfamen Revier. Denn unfern zweihundert-jc'ihrigenz bemoofien Gartenmaulwnrf- den ich vom frühefien Morgen bis tief in die Nacht unermüdlich grabenz hacken- jäten und mähen und dabei anfcheinend immer dicker und runder werden fahr ihn betrachtete ich als außerhalb des engeren männlichen Wettbewerbes fiehend. So fpazierte ich denn gefchwellt und gehoben von Mannesftolz durch die grüne wuchernde Wildnisz die mit dem reifenden Frühling immer üppiger inein-ander wuchß und fühlte an jeder Wegbiegnng mein Herz mächtig gegen die Rippen pochen- da es doch jeden Augenblick gefchehen konntex daß mir in Geflalt eines oder zweier von den Mädchen- oder gar ihrer drei das Märchen und Abenteuer in eigener Perfon begegnete und meinen ritterlichen Heldenmut auf die Probe ftellte.

Selbit der "tolzen und tragifchen Apollonia gegeniiber empfand ich in meinem Innern etwas von diefer mitleidigen überlegenheity die es frei-lich immer nur in der Phantafie meiner Träume blieb undz wenn die Wirklichkeit herantratz entweder linkifcher Schüchternheit oder knaben-haftem Trotz oder auch überhihter Erregung Plaß machte.

Trohdem hatte ich mich gerade mit Apollonia nach kurzer Zeit herz-lich angefreundet. Ihre herbe Unnahbarkeit warz wie ich bald heraus-fühlte- nichts als die mühfam zurechtgemachte und teuer erkaufte Maske-mit der eine im Tiefften enttäufchte und verwundete Mädchenfeele fich

gegen Spott und Hohn der Welt, felb| der eigenen Mutter und Schwefterm zu fihüßen fuchte. Andeutungen bald von der einen, bald von der anderen Seite hatten mich nach und nach erraten laffenj daß fie vor einer Reihe von Jahren. noch als ganz junges Mädchenj ihr .Herz an einen meiner fiudentifchen Vorgänger hier im Reich verloren gehabt hatte, Es fchien ein apollonifch fchöner Menfch gewefen zu fein. an deffen Feueraugen fich ihre fiebzehnjährige Phantafie beraufcht hatte. Drei kurze Frühlingsmonde hatte der in Monrepos gehauft. hatte die Kaftanienwipfel vor den offenen Fenftern der dämmerigen Giebelftube von fremder Zeit raunen hören, war mit dem taumelnden Mädchen dura) ferne verfleclte Laubengänge gefchlichen und hatte ihm fiiße gärende Liebesworte wie Mohnfaft zu trinken gegeben. Dann war er gegangen wie alle vor ihm, und auch fchon wieder fo mancher nach ihm, und graue Verlaffenheit hatte gleiäj einem unendlichen Landregen das Mädchen dichter und dichter umfangen.

„Und haben Sie ihn nie wiedergefehen. Apollonia?“ (Ich konnte mich nicht entfchlicßenj fie in diefem Augenblick Käthchen zu nennen.) „Haben Sie ihn nie wiedergefehen?" fragte ich fie eines Tages. als fie in erwachendem Vertrauen mir ihr Herz geöffnet und mit verhaltener Klage von ihrer kurzen Liebesgefchichte erzählt hatte.

„Haben Sie ihn niemals wiedergefehen?“ wiederholte ich nach einem Weilchen. da fie immer noch fchweigend vor fich hinftarrte.

Sie fah mich mit ihren großem fchwarzenj tragifchen Augen an, und ein fremder Schauer fchien von ihr auszugehen.

„Ihn wiedergefehen? . . . Niemand kehrt wieder nach Monreposl Wer einmal von diefem Garten ging. dem ift der Weg verfchloffen für alle Zeit! Noch keiner i| wiedergetommen nach Monreposl“

Wie mit einem kurzen jähen Degenftoß durchzuckten mia) die Worte. Alles Blut fchien aus meinem Herzen zu weichen. und ich fühltej wie mir heiße Tränen in die Augen fchoffen.

„Nie wieder zurü>?l" rief ich und ergriff ganz außer mir ihre Hand. „Keine von Ihnen allen je wiederfehen?! Nicht Ihre holde unvergleichliche Mutter? Nicht Säjolaftika mit ihren Wunderaugen wie aus einem alten vergeifenen Lied?! Nicht Euphrofyne, die wilde Hummel. und nicht Sie felbfi. Apollonia, Sie Ernfte?! Sie Hohe?! Fort von Ihnen allen?! Und nie wieder zurück in den Frühlingsgarten?! Nie wieder nach Monrepos?!"

Apollonia fland hoch und aufrecht vor mir. Es war. als fei fie aus der Tiefe und Enge des eigenen Leids zu Höhen des Lebens gewachfen. „Nähe ift Ferne. und Ferne wird Nähe“. klang es dunkel melodifäf von ihren Lippen. „Nur wer für ewig verloren hat. der befißt. Was einft unfer war und nie mehr das Unfere fein wird. das allein bleibt in Ewigkeit unfer.“
Ich fah fie mit einer ruhigen Kopfneigung fich entfernen und die gemeffen hinfchreitende weiße Geftalt unter dem überhängenden Rankenwerk blühender Glycinen verfmwinden- während ihre Rede geheimnisvoll in mir naäftönte.
„Nähe i| Fernex und Ferne wird Nähe!“ wiederholte ich mir ratlos deutend. „und nurx was ewig verloren ift. das allein ift unfer." Seltfame Nätfelworte! Wie nahe ift mir heute euer tieffter Sinn. da ich euch aus den blaudämmernden Fernen von Monrepos zu mir heriiberklingen höre! .
Wenn ich fo in ernftem- fait feierlichem Gefpräch mit Apollonia durch die Laubengänge hinfchritt. die einft ihr erfies Liebesgeftammel belaufcht hattenf oder mit ihr auf der entlegenen efchenbefchatteten Rafenbank fuß. von wo man über den täglich bunter aufblühenden Wiefenteppieh hinweg in fernfter Verkürzung zwifchen Baumgruppen das Rokokofchlößchen wie ein Bild im umgekehrten Opernglas aufblißen fah. fo gefchah es manchmal. daß Euphrofyne-Käthäfen gleich einem Feuerwerksfrofch mitten zwifchen uns hinein platzte und mit ihrem aufreizenden Lachen die Stimmung gründlich zerriß.
„Sim ihr fchon wieder unter den Trauerweiden?" rief fie. „und begrabt die Toten zum hundertften Male?! Muß man das Leben denn durchaus zum Grabgewölbe machen?! Ifi diefer blühende Irrgarten etwa zum Friedhof gefchaffen? Kann man bei Blumen und Sonne und Wind niäfts Befferes denken- als was einmal wie Blumen und Sonne und Wind vorüberging?“
Und ob Apollonia auch die Stirne runzelte und den Kopf fchüttelte. die queckfilberne Schwefter faßte mich am Arm und zog mich mit einem kräftigen Rua' von der Bank.
„Auf mit Ihnenr Bernardo! Wollen Sie Fett anfeßen in Monrepos? Sie kennen unfere beiden Fichtenbäume hier beim Nymphenteich! Wir klettern um die Wette! Und wer zuerft ganz oben in der Spitze ift- wirft dem andern als Gruß einen Fichtenzapfen auf die Nafe. Das wird die faulen Glieder gelenkig maäfen!“

So wurde ich aus fchwermütigem Nacherlebeny Erinnern und Ge-
denken oft genug hinübergeriffen in lebendig nahes Tun und morgen-
frifches Ergreifen des Augenblickes. Iä) mußte vergefiene Kletterkünfie
wieder hervorholen- mußte mit dem eideehfenflinken Mädchen um die Wette
laufen, fpringen, fchwimmen und rudern- und brachte es nach anfänglichem
Stümpern und Schwitzen auch wirklich zum Wiederbefiß meiner Knochen
und Gelenkey die im vieljäh-rigen Schulpanzer eingezwängt und verrofiet
gewefen waren. Mit Schwimmen- Rudern und Laufen tat ich es nach
einiger Zeit auch meiner Lehrmeifierin gleich- aber in den uralten Ahnen-
künften des Kletterns und Springens blieb fie mir überlegenx und mancher
Tannenzapfen aus ragender Wipfelhöhe ift mir um die Nafenfpiße gefauft,
Aber das wilde widerhaarige Käthchen konnte zu Zeiten auch feinem
eigentlichen Namen Ehre macheni mit dem fie der würdige Kirahenrat
in der Taufe bedacht hatte- und konnte fich als eine wirkliäye Euphrofyne
manchmal re>7t klug und nachdenklich zeigen- bis fchließlich doch eine
Laune den Zwang durchbraeh. Das war7 wenn fie mich in meinem oberen
Revier unter den Nefedafeffeln beiuchte und die langen fehnigen Füllen-
beine über die wacklige Lehne des geblümten Kanapees baumeln ließ-
während ich ihr gegenüber an meinem Schreibtifch von Rofenholz thronte
und irgend ein Buch oder ein halb bekrißeltes Papier vor mir hatte.
„Willen Sie, wie Klärchen- Gretchen und ich mir vorkommen?" fagte
fie eines Vormittags- als wir wieder fo zufammen faßen und ein ver-
ftohlenes Flüflern durch die Wipfel der Kafianien vor meinen Fenftern
ging.
Ich fah von meiner Schreiberei auf und erwartend zu ihr hinüber.
„Wie das Parzentrio- das man in der grieehifchen Gefehiehte zu lernen
bekommt! Wie heißen fie doch gleich die drei würdigen Damen?"
„Klothot Lachefis und Atropos/* hafpelte ich wie am Säinürchen
herunter und ärgerte mich eigentliel» daß iäi es von der Schule her no>7
fo gut im Kopfe hatte oder mir nicht wenigftens den Anfehein gegeben
hatte- es vergeffen zu haben.
Fräulein Käththen fehlug fich mit der flachen Hand auf die Wade-
daß es klatfchte.
„Poßtaufendl" rief fie und lachte. „Das ging ja wie ein Blitz! Ob
nicht doch ein Oberlehrer an Ihnen verloren i|?l"
Ia) runzelte die Stirn und trommelte haftig auf die gemalten Blu-
mengewinde des Rofenholztifches.

..Ich Oberlehrer?! Ich?! Lieber als Nilpferd oder als Blatt-
laus meine Tage befchließen!“
..Nur niatt gleich wieder wie ein Braufepulper. mein Prinz!" ent-
gegnete das Fräulein. ..Auch Oberlehrer hat Gott gefchaffen!"
..Jn feinem Zorn!“ warf iat dazwifaten.
..Oder in feiner Langeweile!‟ verbefferte fie. ..Als er am fieben-
ten Tage. am Sonntag Nachmittag fiat zu Tode gähnte und ihm auch
gar niatts mehr einfallen wollte. Aber nun hören Sie zu!"
Jat feßte mich in Pofitur und wartete.
Sie nahm eine fehr belehrende Miene an und erhob den Finger:
..Klotho. das ift Apollonia. die fpinnt den Faden der Vergangenheit.
Erinnerung. das ift für fie alles! Sie lebt einzig von dem. was war und
nie mehr fein wird. - Satolafiika lebt von dem. was ift. Nur davon!
Was war und was fein wird. das geht fie niatts an. Darum kümmert
fie fiat niatt, Satolaftika ift Lachefis. die Gegenwart!"
..Dann find alfo Sie felbfi . . .?"
..Ja. iat bin Atropos! Jat bin. was ewig fein wird und noch nie-
mals war! Was weder Satolaftika. noch Apollonia waren. noat irgend
ein Wefen vordeml Jch bin die Zukunft! Fallen Sie nieder und beten
Sie miat an. mein Prinz!"
Sie hatte fiat gegen die Lehne des Kanapees zurückgeworfen. daß
es in feinen Fugen kraatte. Jhre langen Laufbeine baumelten und ftram-
pelten halb in der Luft und waren fpaßhaft anzufehen. Aber in ihren
wetterwendifaten Zügen zuckte es hin und wieder. wie von kurzen Wind-
ftößen. die über den Bergfee fegen. die graugrünen Augen fpielten und
fatillerten ins Dunkle. Satwärzliate. um die umwölkte Mädatenftirn
flammte ein Satcin wie Blitze um ferne Berghäupter. Es war etwas
Starkes. Verhülltcs. Drohendes um fie. was mich wirklich halb nieder-
zwang und miat vielleicht gerade dadurat erft recht zum Widerfpruat reizte.
..Jat falle vor niemandem in die Kniee!" warf ich ihr von meinem
Stuhl aus entgegen. ..Am wenigfien vor einem jungen Frauenzimmer.
das fiat wunder wie groß und erhaben dünkt! Jat bin geradefogut Zu-
kunft wie Sie. Fräulein Käthaten! Alfo Kraft gegen Kraft! Und Zu-
kunft gegen Zukunft! Wir wollen fehen. weffen Arm einmal weiter
hinauszufatleudern vermag!"
..Sie find ein veritabler Kloß. mein Prinz!" antwortete fie höatft ge-
laffen. ..und verdienen gar niatt. daß fiat Ihnen die Zukunft in ihrer
ganzen Größe und wilden Schönheit offenbart! Alfo laffen wir das!

ISIN-OG .AN-W „Zu ZU
?ZUR Z ?ÖH-…RHEaqemwu “EUR „am .ÜZJLTZS
..YZF-WG „Ü
„YZ Z: JOIN „ZZ-„ATSV

Der Friihlingsg-irtm Mat* Hall:-
'__x____'-_-_-" _,.... _____-"____.-7_- *..-
_*_-_-___,__- _ _._.._-*.._.__--. _
„Ich :bericht-ei?! 'Ja-?l Lie-'er .*.r'e' Nilpferd ode'. lie. (klar--
laus meine Tage lief-blcße-ti"
„Nu,- nkaft air-1' wird:- rrre ein Breui:pc'lv-.r. mein Ptinz'“ :ne-
gegnew dae'c Fräulein. „fta-1. ?la ße'.,rer '...l Gott gefchaffen!“
„In fein-m Zorn!“ *n* :rf *,cf.: cafmcfchen.
„Oder in ?einer La*a****-eil.-!' vero-:firm fie. „Als er am fieben.-
tcn Tage. am Sein-.tag kl'ca-iimin-,rg fich zu Tode gähnte und "dm auch
gar nichts mei..- einfrltrn wollte. Lil-er '.rn b--ren Sie zu!“
Ich feine mich in Pofitnr und wartete,
Sie nahm eine fehr lelebrende Mien- an und erhob d*n Finger;
„Kir-Ihr. das cf(Arouonia. die fpinnt der Faden 'der Vergangenheit
Erinnerung. das ift für fie alles! Sie lebt einzig ron dem.. was 'nur und
nie mehr fein wird, - Säfolaftika lebt ron dem. was ift. Nur dad-en!
Was war und was fein *-rnd. das geht fie nichts an. Darum kümmert
fie fich niht, Schale-.fickt lit Lachef'is. die Gegenwart!"
..Dann find alfo Sie felbft- . . .2"
„Ia. i-h bin Atrop-*cl Ich bin. was ewig fein wird nnd noch nie»
mals war! Was weder Scholaftika. noch Apollonia waren. noch irgend
ein Wefen vor-dem! Ich bin die Zukunft! Fallen Sie nieder und bete::
Sie mich an. nic-in Prinz!"
Sie hatte fick* gegen die Lehne des Kanapees zlcrüegrwrlfrn. daß
es in feinen Fugen krachte. Ihre langen Laufbeine baumelten und stram-
pclten halb in der Luft und waren fpaßhaft anzufehen. Alec in ihren
nritlrrrcndifchen Zügen zucfie es hin und wieder. wie so.: k.rr-- a “Zirnd-
1'rße'.. die tiber cen Per-aim fcgen. die graugrünce ".- --i *kt-'It nm
:cin-leere.. in»- Dm, fie. '.?mwi-rzliche. um die "m-"li ' "kJ-*u Z* '1077"'-
*lauter-'f ri:- 'S-rwn .xrz Rai-z.- um ferne Br. 1 . .'-er, (.70 .var :Tl-,Ms
.' km ." . ir'. Dr--l-eudes um fie. was 'nich wirklich halb nieder-
-- - ' . -e--F i'm- cn- '-.1-.cht amade dadurch erf-l kraft zum Widerfpruch rcizre.
.. i:- ..itie *.'vk niemanden“. tu die Knieei" treu-f ich ihr von meinem
:i: '- a -s ring-ger. „Ulm wenigften vor einem jungen Frauculimmkk.
-" ,-e fah wunder wie g-:ß und erhaben dimk:: Ich bin geradefogut Zu.-
trmf.- nie Sie. Fräulein *inch-hen! Alfa irc-..ft gegen .Kraftl Und Zu-
kunft gegen Zukurü' Wir wollen fehen. treffen Arm einmal weiter
i-inanszufchieudcn during!“
„Sie finr rin r--ritarler Klee. mein Prinz!‟ annoortcte fu: höchfi ge-
l-:ffc-n ..und verdienten gar ni-hr. daß fich *"hnen die Zutunft in ihre-
.Uli-'ck' (rtr-?ße und wilde-n Schönheit offenbart! Alfo lafien wir des!

Benezianifcher Meifter um 1590:
Die Schachfpieler
(Neuerwerbung des Kaifer Friedrich-Mufeums
W Text von Frida SchottmÃ¼ller
in Berlin)

Sie werden noch einft bedauern. daß Sie in Ägypten waren und die Sphinx nicht erkannten. obwohl fie mit der Nafe dicht vor ihr faßen l"
Sie lachte hell und provozierend auf. fo daß ich unwillkürlich ange- |ectt wurde und nun. wenn auch widerwillig. mitlachte. So war es dann wieder gut zwifchen uns. und der Fluß der Rede ging ruhiger weiter.
..Wiffen Sie. was mir an Ihrem Vergleich nicht gefällt. Fräulein Käthchen?“ fagte ich.
Sie richtete ihre Augen auf mich. die fich jetzt wieder entdüftert hatten und neugierig fpißbübifäf drein-blickten.
„Daß Sie gerade Scholaftika mit Lachefis vergleichen." fuhr ich fort. „Die hat doch gewiß am allerwenigften von fo einer flachen. nüchternen Gegenwartsnatur, Alles andere mag ftimmen! Aber das fiimmt n i ch t!"
Fräulein Käthchen guckte kühl mit den Achfeln.
„Es braucht ja auch nicht alles zu fiimtnen. was man fich fo zufammen- phantafiertl Die Hauptfache ift. daß ich Atropos. die Zukunft bin! Und das bleibt befiehen!‟
..Gewißl Gewißi" beeilte ich mich zu beftätigen.
Fräulein Käthchen warf fich mit einem Ruck auf die andere Seite des Kanapees. fo daß ihre Amazonenbeine von der rechten Lehne auf die linke zu liegen kamen und von dort herunterbaumelten.
..Ubrigens. was Gretchen anbetrifft". rief fie und machte mit Dau- men und Mittelfinger der rechten Hand einen Schnalzer. daß es knallte. ..was Gretchen anbetrifft. da find Sie fehr auf dem Holzwege! Gret- chen ift eine ganz kühle. ruhige. hausbaäene Natur und durchaus nicht das Märchenbild. das Sie hinter ihr fuchen. Gretchen ift der richtige Gegenwartsmenfch. wie nur einer auf Erden lebt!"
Ießt war es an mir. mit den Achfeln zu zucken. ..Gretchen haus- backen?" ftammelte ich aufgeregt, ..Wer folche Augen im Kopf hat. foll hausbacken fein?! Das tft doch , . .l Das ift doch . . .l Eifer- fucht ift das und weiter nichts! Weibliche Eiferfuchtl Da liegt der Hafe im Pfeffer!"
Mein Gegenüber war bei den leßten Worten. die ich ordentlich mit Wut undjede Silbe auskofiend herausfchleuderte. in einem Salz vom Kanapee bis in die Mitte der Stube gefchnellt und wirbelte hier auf einem Bein pirouettierend etwa ein halbes duvendmal mn feine eigene Achfe.
..Sind Sie vom Veitstanz befeffen?" fragte ich. immer noch inner- lich kochend. als fie endlich wieder ruhig auf ihren zwei Beinen fiand.

Sie fchlug die Arme übereinander. trat gemeffen auf mich zu und tippte mir mit einer großen Gebärde auf die Stirn,
„EiferfiichtigL Ich? Auf Gretchen? Und etwa Ihretwegen, mein Prinz? Hahahaha!"
Ihre Lache klang rhythmifch und bühnengerecht wie das Gelächter der Salonjaylange- die fich entlarvt fieht.
Ich lächelte überlegen mit, was fie noch mehr zu ärgern fchien. Denn fie fuhr mir mit der Hand über das Geficht und fiampfte heftig mit dem Fuß auf.
„Pluflern Sie fich nur nicht, Prinz Go>elhahnl (Dies war ihre Bezeichnung für mich- wenn fie befonders erboit über mich war.) Seit wann ift es denn Model daß die Zukunft eiferfüchtig auf die Gegenwart ift?“
„Immerl Immer!" gab ich wie aus der Piftole zurü> und machte im |illen eine Verbeugung vor meiner eigenen Erleuchtung und Schlagfertigkeit- dier wie es fchienF nicht ohne Eindruck auf das Fräulein geblieben waren.
„Hml‟ machte fie nachdenklich und trat mit ihren Stelzbeinen einen Spaziergang durch das Zimmer an.
„Ich weiß übrigens einen befferen Vergleich für Sie drei als den mit den ParzenT fagte ich. den Faden wieder aufnehmend und mit der ruhigen Sicherheit des gewonnenen Triumphes.
„Run?"
„Ich vergleiche Sie mit den Mufenl“
„Sind wir etwa neun Schwefiern und Sie unfer Apoll?‟ fragte fie höchfi fpöttifcl» aber ich ließ mich ni>7t beirren. „Apollonia das ift die klaffifche oder die Mufe des Dramas. Scholaftika ift die moderne Mufer die Mufe der Lyrik."
„Und was bin ich L“ forfchte Fräulein Käthchen mit offenbarer Spannungr als ich einen Augenblick innehielt. *
„Sie find die komifche Mufer mein Fräuleinl‟ erwiderte ich- wiihrend meine Blicke_ nicht ohne Anfpielung an ihren eckigen Gliedmaßen herunterglitten.
„Dann wirft die komifche Mufe alfo ihren ewigen Fluch über Sie- mein Prinz!‟ fchmetterte fie wie aus der Trompete und ftülpte mir mit einer ungeftümen Handbewegung das gefüllte Sandfaß- das neben dem Tintenglas fiand, über mein halb jungfräuliches Schreibpapier.
„Dal Der komifchen Mufe Fluch!‟ lachte fie und deutete mit ausge|re>tem Arm auf das Häufchen- das fich höhnifch auf dem weißen

Bogen erhob und mich anzugrinfen fchien. „Möge Ihre komiicbe Phantafie fo fruchtbar wie diefer Sandberg fein!‟
Ich griff nach der Feder und tunkte fie tief in das Tintenglas.
„Was wollen Sie?" fragte fie neugierig.
„Die komifche Mufe nach der Natur konterfeienl Neben den Sandberg hin! Vielleicht hilft mir das gegen den Fluch!"
Ich zog eilfertig die Feder aus dem Tintenglas. Ein mächtiger fchwarzer Klecks tropfte dicht neben einen fchon vorhandenem aber längft verblaßten erften Klecks auf die kirfchrote Tuchbefpannung des Rofenholztifches.
„Bravol‟ rief das Fräuleinz außer fich vor Vergnügen und klatfchte wie unfinnig in die Hände. „Ießt find Sie der Konkurrent von Karl Philipp dem Fünften von der Pfalz!"
„Wiefo?“ forfäjte ich verwundert.
„Haben Sie noch nie den alten Klecks da bemerkt?" fragte fie vorwurfsvoll.
Allerdings! Ich hatte ihn bemerktj mir aber nie Gedanken darüber gemacht.
„Nehmen Sie den Hut ab vor dem Klecks. mein Prinz!‟ fuhr fie fort. indem fie ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüftern dämpfte. „Der Klecks ifi länger als ein Jahrhundert alt und hat über ein Menfchenleben entfchieden. Er i| aus der Feder getropftj als Karl Philipp der Fünfte von der Pfalz das Todesurteil von Lifelotte von Merenberg unterfchrieb.“
Ich fuhr wie von einem Horniffenfiich in die Höhe.
„Das . . . das . . . das hatte ich ja gar nicht gewußtj daß Ihre Urahne auf dem Schafott . . .?! Erzählen Sie mir doch . . .1" Aber fie ließ mich nicht ausfprechen.
„Ein andermal. mein Prinz! . . . Aber jetzt haben wir den zweiten hifiorifchen Klecks auf dem Nofenholztifchl Der wird den Enkeln erzählenj wie die komifche Mufe ihren ewigen Fluch über den Prinzen Bernardo verhängte.“
Damit machte fie mir eine ellenlange Nafe und eine rechtwinkelige Verbeugung. faft bis an den Boden hinabz und war aus dem Zimmer verfchwunden. Ich aber trat mit erregten prickelnden Sinnen durch die offene Türe meiner gründämmernden Schlafftube vor die lebensgroßen Porträts des finfter gebietenden Kurfürfien und feiner fchönen unglück-

lichen Dame und fah den zierlichen Nacken und den weißen Hals dicht über dem rundlichen Bufenanfalz vom faufenden Henkerfchwert durchfchnitten. Obftbäume. Rot- und Weißdornhecken. Goldregen. Kaftanien und Flieder. Tulpen. Hyazinthen und Narziffen waren mit und nach einander verblüht. Himmelfahrt und Pfingften waren mit Glockengeläut und hallendem Liederklang fernwandelnder Menfchenfcharen gekommen und gegangen. Die pralll'ten Spargel. die rofigften Radieschen und die zarteften Salatköpfe aus dem Reiche Elis des Alten hatten unfern Tifch geziert und waren mit jugendlichem Appetit verfpeift worden. Schon reizten hin und wieder junge Gurken den Gaumen. und um den Fuß. der durch die grüne Wildnis des Küchengartens irrte. tändelten lieblich errötend die erften Erdbeeren und boten fich willig der nafchenden Hand. Dunkler und ernfter in ihrem Kleide. wie weltgewiegte Leute. fianden Ulmen. Buchen und Linden. Aus dem fremdartigen Blätterwerk der Akazien hingen die fchweren gelblichen Blütentrauben. umfummt von honigfuchendem Volk der Bienen. Hummeln und Wefpen. Noch ging hin und wieder die fehnfuchtstrunkene Klage eines Finkenmännthens oder eines Schwarzdroffelgefellen durch die Dämmerfiunden des frühen Morgens wie des finkenden Abends oder dura, laftende Mittagsfchwüle. doch der Vielklang jubelnder Chöre war verftummt. und ängftliches Piepfen. Flattern. Zwitfchern verrieten. daß wichtigere Sorgen das Vogelreich erfüllten. als Frühlingslieder zu fingen. Dafür waren Frofch und Unke noch eifrig am Werk. die bleichen Juninächte mit dem gellenden. hallenden Leid ihres Dafeins zu erfüllen und einander ewig unerreichbar von Weiher zu fernftem Weiher den Ruf ihrer Liebe hinüberzuquaken. Und im abgefchloffenen Quartier vornehm ariftokratifcher Blumenzirkel begann nächtens die weiße Lilie zu fehen. Zärtliche Nelken fchmachteten im Mondenlicht. und flolz und hochftiimmig entfaltete Frau Rofe ihre erfie fammetweiihe dunkelrote Knofpe.

An einem fchwülen Juninachmittag ruderte ich mit Scholaftika auf dem Nymphenteich. Der Himmel war mit einer dünnen. gleichmäßigen. fedrigen Wolkenfchicht bedeckt. aus der der Sonnenball fich als große. runde. gelbe Glocke abhob. Ein fahler bleierner Glanz lag über dem dunklen undurchfichtigen Waffer. das in diefem Augenblick faft einer Moorlache gleichfah. Unfer Kahn. defien Boden undicht war und immer ein wenig Waffer zog. glitt träge und langfam über die Flut. Ich faß auf der Mittelbank und hielt die leichten Ruder eingezogen. tat nur hie und da. wenn wir gänzlich fiillzufiehen fchienen. einen flüchtigen Schlag in

den Riemen. Dann gab es kurzes hölzernes Poltern der Bootswände. ein Aufklatfchen des Wafiers. und wieder war die fchwüle. drückende Stille des Iuninachmittags.
Scholafiika faß mir Auge in Auge gegenüber auf der Hinterbank. Ihr weißer Strohhut mit dem Kranz von roten Mohnblumen lag neben ihr. Sie hatte den feinen Kopf mit dem in der Mitte leichtgefcheitelten braunen Kraushaar ein wenig gefenkt. die fchmalen Hände im Schoß gez faltet und träumte vor fich hin. Ihre weiten Ärmel fielen bis zum Ell-bogen zuriicf' und ließen den fchlanken Unterarm frei. Zuweilen blähte ein leifer Windhauch den leichten Batiftfioff- dann fah man die eben-mäßigen Arme bis hoch hinauf. aber fchon der nächfte Augenblick de>te fie wieder zu. Ihre junge Bruft. auf die ein tiefer Ausfchnitt fpis hinunter-ging. atmete ruhig und gleichmäßig. Oder frhien es nur fo? Müßte nicht auch über ihr etwas mit der bleiernen Srhwüle liegen. die Himmel und Wafier und die graugrünen Obftbäume ringsum im Bann hielt und mir felbft den Atem verfeßte und das Herz zum Weinen fchwer machte? Wir hatten wieder. wie fchon fo manches Mal. vom Leben gefprochen. Vom Leben hier in unferm umhegten Gartenfrieden und von dem andern Leben. weit draußen. wo Märkte lärmen und Menfchen. bis an die Zähne gewaffnet. das Weiße im Auge des Gegners fuchen. Die Worte waren Tropfen für Tropfen gefallen. immer fpärlicher. bis auch der leßte Trop-fen verfiegt war. Aber noch im Schweigen war das Gefpräch unferer Seelen weitergeklungen. hatte fich vertieft. vergeiftigt. entkörpert. um fchließlich im Unnennbaren. wie Lufthauch und Lufthauch ineinander zu fließen. Eine unendlich wehe und fchmerzliche und zugleiäi über die Maßen füße Schwermut erfüllte mich gleichfam bis zum Rande und fait zum überlaufen darüber hinaus. Augenblicke lang fühlte ich mich ganz nur als hilf- und willenlofes Gefäß einer unausfprechlich-gbttlichen Drang- und Werdelufi. eines unbegreiflich abgründigen Schmerzens und Verzweifelns. Es war. als fei das ewige Chaos in mich eingezogen und müfie Leib und Seele von einander fprengen. Schon fchienen die Sehnen. Bänder und Gelenke. die mein Sterbliäies zufammenhielten. fich zu löfen. die Knoihen dahin zu fchmelzen. und ich fühlte mich in mir felbft verfinken. Mit einem letzten Ruck riß ich mich aus dem Bodenlofen zurück. das fchon über mir zufammenfchlagen wollte. und fah um mich. Der fchwanke Kahn fchaukelte heftig bei meiner plößlichen Bewegung. Ein Kuckuck rief fernher aus den Tiefen des Parks. Vielleicht war es fein lauter Weckruf. der mich dem Leben und der Wirklichkeit zurückgegeben hatte.

Vor mir faß Scholaftika immer noat leicht gefenkten Kopfes. Ihre Augenfierne waren wie im Traum verfatleiert und gingen ins Weite. Aber felbft jetzt war ihr Glanz niatt völlig verdeckt und erlofaten. Ich empfand ein geheimes Leuatten. das mich umfpielte und mir Troft gab in der furchtbaren Finfiernis und Verlafienheit des Weltraumes. Eine Seele doch. die die gleiate Bahn durch die Unendlichkeit dahinzog wie die meine! Reifekameraden konnten wir fein und eines dem anderen Mut zufpreaten wie Kinder. die fiat des Naatts im meilenweiten Wald verirrt harten und fiat nun aneinanderfatmiegten und heiße Tränen zufammen weinteu. um endliat wie in der Wiege zu entfatlummern.
Ja. fo etwas war es wohl mit dem Leben iiberhaupt! So etwas mußte es mit zwei Menfaten. die fiat gern hatten. wohl fein. Jat wollte die Probe auf meine Reatnung maaten und berührte leife ihr Knie mit der Hand.
„Fräulein Gretaten?"
Sie fah ernflhaft und unbefangen zu mir auf.
..Glauben Sie. daß man auat im Schweigen miteinander reden kann? Daß man fiat auat ohne Worte alles. alles tagen kann?"
..Gewiß!" nickte fie. ..das kann iat fehr gut verliehen. Erinnern Sie fiat. was wir fpraaten. als wir uns zum erftenmal fahen? Das Schweigen tönt. fagte iat. Man muß es nur zu deuten verftehen. Jft es niatt das?"
..Dann deuten Sie mir. was iat foeben gedacht habe! Deuter! Sie mir das. Fräulein Gretchen! Aat. könnten Sie*s doatl Dann wird ja noch alles gut!"
Meine Stimme war belegt und zitterte leife. fo daß iat. um meine Erregung zu verbergen. mich räufpern mußte.
Ich fah. wie fie naatdaatte und fiat zum Spreaten anfchickte. dann plößliat errötete und inne hielt.
„Rum Fräulein Gretaten?!“ drängte iat fiebernd und fühlte. wie ich nun felbfi über und über rot wurde.
Sie befann fiat ein paar Augenblicke. Ihr Gefiatt hatte feine gewöhnliche. etwas ätherifate Farbe wiedergewonnen.
..Sie haben an etwas ganz Großes. ganz Fernes. ganz Unerreiclt-bares gedacht". begann fie leife.
„Ebenfo wie Sie. Fräulein Gretaten!" fiel iat triumphierend ein. denn nun wußte iat ja. daß mir mein Erperiment der Seelenübertragung geglüat war.

..Sie haben an etwas gedacht. was nie fein wird!‟ fuhr fie fort.
..Was es gar nicht auf Erden gibt! Ift es nicht fo?“
..Dochl Doch!" rief ich dazwifchen. ..So etwas gibt es auf Erdenl
So etwas gibt es auf Erden! Sonft müßte man ja verzweifeln und fich lieber heute als morgen mit einer Kugel von diefem Iammerleben be-freien!"
..Und dann haben Sie noch an etwas gedacht." kam es wie ein Flüftern von ihren Lippen.
Ich bokälte hol-b auf-
..Daß Sie fich in die Welt hinausfehnenl Daß Sie nun bald von unferem Garten für immer fort müffen! Und daß dann alles vorbei ift."
..Nichts ift vorbei!“ rief ia) begeiftert und brachte durch mein Unge-|üm den Kahn abermals in ein bedenkliches Schwanken. ..Dann fängt es erft richtig an. das Leben und das Glück und die Welt!"
..Vielleicht für Sie! Für Sie fogar gewiß! Aber wir bleiben hier und hören die Bäume raufchen und die Fröfche quakenl Das ift alles!“
..Und den Kuckuck rufen. fo wie jetzt!" warf ich ein und laufchte einen Augenbli> dem fernen Rufen. das naäf einer Paufe des Schweigens von neuem eingefeßt hatte.
..Alfo haben Sie wirklich nie daran gedacht.“ fing ich wieder an.
..nie daran gedacht. Fräulein Gretchen. daß es auch da draußen ein Leben und ein Glück für Sie geben könnte?"
Sie fchüttelte ruhig und befonnen den Kopf.
..Wir würden niemals da draußen gedeihen. wir von Monrepos.
Wer im Frühlingsgarten geboren ift. fieht unter eigenem Gefes. Nur die Sehnfucht darf über die weiße Gartenmauer dort hinten fliegen. Unfer Fleifch und Blut bleibt ewig hier feftgebannt. Wir find wie unfre Mar-mornymphen im Park. die auch nicht von ihren Sockeln herunterdürfen. Nur zu träumen ift ihnen erlaubt. fie wären frei und fie könnten hinaus! Hinaus aus Monrepos! . . . So träumen wir denn!“
Sie hatte die letzten Worte nur noch geflüftert. Wie ganz weiche verklingende Geigentöne war es von ihren Lippen gefloffen. Seltfam. wie fie mich in diefem Augenblick wieder an ihre fchöne holdfelige Mutter erinnerte! War es nicht ganz der gleiche einfchmeichelnde Wohllaut der Stimme. der mich fo oft entzüät und hingenommen hatte? Aber aus dem Munde der Tochter war die Süßigkeit der Melodie mir neu und bezauberte mich doppelt.
..Ia. träumen wir. Fräulein Gretäfenl“ rief ich. wie entrückt und

beugte mich zu ihr hinüber, meine Hand in die ihre zu legen* die läffig auf dem Schoß ruhte. „Träumen wirf es wäre Rokokozeit und die Welt ein Jahrhundert jünger und Sie wären das Fräulein von Merenberg undich,..undich..."
Ich hielt inne, nach Bild und Worten fuchendt während ich mit meiner Hand die ihre drückte- die fich willenlos ergab- und die nahe Wärme ihres Schoßes in mich hinüberftrömen fühlte. Ihre tiefem glänzenden Augen waren wie fiarr auf mich gerichtet. Jetzt fchien fie ein feuchter Schimmer zu neßen. Ein fchwerer dunkler RaufGy wie von einem unbekannten noä; nie gefchlürften Saft- brodelte in mir auf.
„Und ich . . . und ich . . fprudelte ich halb außer Atem heraus-
„Ich wäre nicht der alte feifie Tyrann mit dem DoppelkinnF der fein wunderfchönes Liebchen einfach um einen Kopf kürzer machen ließ! Der Bluthund- der! . . . Nein! Ich wäre ein Page auf Befuch hier im Schloß oder ein junger Dichter aus fernen Landen- den der Ruf der verzauberten Prinzefiin herangezogen- und während der Tyrann da oben in feinem Schloß Todesurteile dußendweife unterfchriebe- fäßen wir zwei hier im Kahn auf dem Nymphenteih das Fräulein von Merenberg und ick» und der Ku>ucksruf ginge aus dem Wald fowie jeßt und wir fragten ihn anx wie lange wir noch leben . . .?"
Ich fchwieg unwillkürlich und legte die Hand ans Ohr. Auch das tief in fich verfunkene Mädäyen fchien den Atem anzuhalten. So laufchten wir beide dem unermüdlich mahnenden Rufer im Wald und begannen leife mitzuzählen. Der aber- als wolle er uns zum Narren halten, ließ noch ein paarmal fein Kuckuck! Kuckuck! durch die Gartenwildnis [challen und fchwieg dann plößlich ftill. Wir warteten noch einen Augenblick, Aber es half nichts. Der boshafte Einfiedler blieb fiumm.
„Das Kuckucksorakel verkündet frühes Ende/* fagte mein Gegenüber und lächelte mir bedeutfam zu.
„Es kommt nur darauf anf für wen?“ rief ich und fchwenkte den Hut über dem Kopf. „Ich nehm's auf mich! Ich nehm's auf mich! Und jeßt hole der Kuckuck den Kuckuck und den Tyrannen im Schloß und allesr was gegen uns ii't! Ießt bin ich mit Lifelotte von Merenberg allein auf dem Teich und jetzt . . . jetzt . . “
Ich machte einen ungeftümen Sah von meinem Mittelbrett hinüber auf die Hinterhand an die Seite des Fräuleins von Merenberg- das meine Phantafie leibhaftig dort fihen fah. Der Kahn kippte über- fchlug um,

und wir beide lagen im Waffer. Jch fchoß in meiner überrafchung wie ein Bolzen auf den Grund des Teichs. kam im nächften Augenblick wieder zu mir felbft und tauchte fchwimmend empor. In einiger Entfernung von mir fah ich Scholafiika auf dem Waffer treiben. Sie fchien nur bis etwa an die Achfeln untergetaucht. Jhr helles weites Gewand hatte fich wie ein Fallfchirm rings um fie ausgebreitet und fah mit feinem zierlichen Blumenmufter aus. als fei ein Blütenregen auf die fchwarze Flut gefallen. Auch ihre Arme lagen ausgef'treckt und unbeweglich über dem Waffer. fo daß fie eigentlich aufrecht darin zu ftehen und Grund unter den Füßen zu haben fchien. Ich hatte meinen erf'ten Schreck verwunden und weidete mich an dem wunderfamen blumenhaften Anblick des langfam treibenden Mädchens, Aber plößlich bemerkte ich. daß es feine Augen gefchloffen hatte und das Geficht todesbleich war.

Schluß im nächfien Heft

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Eine Umfrage von br. C. F. van Vleuten
Fortfesung.
Wilhelm Arminius:
Nur vom 19. bis zum 24. Iahre etwa habe ich geraucht - Zigarren nnd Zigaretten. immer mit großer Vorficht die Magenfiimmung abpaffendj denn der Tabakgenuß rief jedesmal eine ftarke Erregung meines nec-run raguo hervor. Mein diäjterifäjes Schaffen war damals gering und gar nicht in Verbindung mit einer Nikotinwirkung zu bringen. Frühzeitig habe ich dann das Rauchen als durchaus nicht genußreich für mich aufgefieckt. Beim Schaffen vermeide ich jede Reizung; die geringfie lenkt mich von der Arbeit ab. - Ein immer wirkjames (allerdings auch anderen bekanntes) Mittel. um die dichterifche Gefialtungskraft gelegentlich iiber Anfangshemmungen fortzufiihrenj ift das einfame Befieigen waldiger Hügel, Die raufchartige Erregung auf der Höhe mit der immer flärker heraufbefihworenen Fülle gefchauter Bilder, von denen man im Augenblicke die Empfindung hatj fie mit ihrer Verkettung in allem Glanz und aller Beweglichkeit einfach niederfchreiben zu können. ifi mir oft als das Köftlichfiej Lebenswertefie erfchienen. Der aktive Sauerfioff in feiner Wirkung auf das Blut und auf die Herztätigkeit wird der natürliche Erreger fein. Bewegte Luft auf der Höhe erhält den eigenartigen Zufiand; Abwärtsfieigen hebt ihn auf. - Vielleicht interefiiert an diefer Stellej daß der eben verfiorbene .ß a n s H o f fm a n n durch Zigarrengenuß die Konzeption befchleunigte. Er pflegte die Zigarre dann zu „malträtieren" und fie in rafajemj haftigem Paffen aufzurauchen. Auch beim fchriftlichen Ausarbeiten des Empfangenen mied er den Tabakgenuß nicht durchaus.

Otto Julius Bierbaum:"
Ich würde fagen: ich bin leidenfchaftlicher Nauäjer. wenn ich das Wort Leidenfchaft nicht lieber für weniger materielle Genüffe refervierte. Doch da meldet fich fogleich das Bedenken: ift Rauchen wirklich ein m a t erieller Genuß? Mit dem Genuffe von Spirituofen (die fich „geiftige" Getränke nennen. aber im Vergleiche zum Kraute Ajkofjaoa plumpe Markthelfer der Materie find) läßt fich das Rauchen nicht auf eine Stufe ftellen. Schon die Art des Genufies ift edler. da hier nichts ver-fchlungen. nichts einverleibt wird. was dann auf die bekannte fehr un-göttliche Manier wieder ausgefchieden werden muß, Es ifi ein faft ätherifcher Genuß. Er beraufcht nicht. aber er regt an. Ia. er läßt das Materielle vergeffen. Nur die Ehinefen können während des Rauchens effen, Darum lobe ich mir mit meinem Landsmann Iohann Ehriftian Günther den Tabak und nenne ihn:

Nahrung edler Geifier.
Aller Sorgen Meifter.
Du mein Element!

Hätte ihn Günther in der edlen _Form der Zigarre und nicht nur als „Knafier-Toback" gekannt. fo wäre feine Ode auf ihn noch länger und feuriger geworden. Denn die Zigarre allein vermittelt den reinen Tabakgenuß. Die Pfeife verfchmirgelt ihn. die Zigarette verbrenzelt ihn mit Papiergefchmact. Das Höchfie ifi natürlich eine eihte. in der .Havanna hergefiellte Zigarre. Schon der Geruch einer nicht angezündeten guten Importe (ich bevorzuge die Erzeugnifie von A. Fernandez Garcia) ift eine Wonne. Aber man kann leider. wenn man viel raucht. nicht bloß Import-zigarren rauchen. Das Vergnügen i| nicht allein zu teuer. fondern auch zu fiark. Ich. der ich von 11 Uhr nachts bis früh 5 zu arbeiten pflege. laffe dabei 10-12 nicht gar kleine Zigarren in Rauch aufgehen; es ift aber felten mehr als eine aus der Havanna importierte darunter. - freilich eine kleine Keule. (I. P. G. Hajenius in Amfierdam hat den Vorzug. fie mir zu liefern. denn trod Zoll und Steuer kauft man Impor-ten billiger in Holland als in Deutfchland.) Die übrigen find in Deutfch-land oder Holland r e i n n u r aus Havanna- oder r e i n nur aus Brafil-tabak hergeftellte Zigarren, Das gemifchte Zeug liebe ich fo wenig wie gemifchten Tee. Auch müfien fie fo fchwarz wie möglich fein: WWW-(L0 maäuko, (Ich efie auch kein unreifes Obfi.) Manchmal nehme ich da-zwifchen auch eine von den Wendtfchen Patentzigarren. - dann näm-

(ich. wenn ich fpüre. daß die nicht entgifteten mim zu benebeln beginnen. Denn der Tabak foll mich anregen. nicht betäuben.
Es wiirde mir. glaube ich. frhwer fallen. zu arbeiten. wenn ich nicht tauchte. Zumal über die erfte Trägheitsfäfwelle hilft das Rauchen leiäft hinweg. Komme ich aber ftark ins Feuer. dann geht die Zigarre aus. Niemals wird man mich in der fchönen und poetifchen Pofe er-blicken. die in Romanen etwa fo gefchildert zu werden pflegt: ..Er lehnte fich in den Stuhl zurück und blickte träumerifch dem entfchwebenden Rauihe feiner Zigarre nach.“ Denn die Tabakswolken intereffieren mich gar nicht. und wenn ich rauche. habe ich keine Zeit. irgend etwas anderes zu verfolgen als meine Gedanken. Ich rauche nämlich faft nur beim Arbei-ten, Oder arbeite ich etwa. um zu rauchen? Nein. fo in's doch nicht! Denn das Arbeiten liebe ich wi r k l i ch leidenfchaftlich. und das Rauchen ift nur feine angenehme Begleiterfcheinung. Es laufen da zwei Genüffe nebeneinander. Zwei. deren Zufammenhang mir keineswegs klar ift. Manchmal ift es mir fo. als ob das Rauchen. unbefchadet feiner anregen-den Wirkung. in einem gewiffen Sinne doch aua) dämpft. bremft: Kunft-paufen hervorruft. Und das ift fo heilfam. daß es. glaube ich. die Gift-wirkungen des Rikotins wettmacht.
Und nun laffen Sie mich nochmals mit Johann Ehriftian reden:

Epheu krönt Poeten.
Doch um meine Flöthen
Soll TobaW-Kraut blühn.

Martin Boelitz:

Ich rauchte bis vor kurzem tägliaf 10 bis 12 mittelkräftige Zigarren. augenblicklich befchränke in) mich auf 2. um mir zu beweifen. daß es auch damit geht. doch wird diefe Enthaltfamkeit wohl nicht allzu lange an-dauern. Zigaretten machen miäf nervösz dagegen ift mir die englifche Holzpfeife. die ich in London ausgiebig in Gebrauch nahm. an meinem Gebirgsbaaf beim Forellenfifafen ein Hochgenuß. allerdings nur dort. Während der Arbeit war mir die Zigarre nie ftörend. aber auch nie eine Notwendigkeit. Daß einen an gemütliäfen Dämmerabenden bei einer guten Zigarre zuweilen gute Gedanken heimfuchen. hat wohl mit dem
i_

Rauchen nichts zu tun. obwohl es _ bei mir wenigfiens - das Wohlbefinden zu erhöhen vermag.
In kurzen Worten: ich rauche. weil es mir fchmeckt. könnte es aber auch laffen.
Louis Corinth:
Der Genuß des Rauchens war mir von jeher Gewohnheit. Jetzt in geringerer Quantität und nur Zigarren. am liebl'ten ftarke und fafi nur abends.
Bei der Arbeit tauchte ich nie. da ich es immer fibrend bei einzelnen Proben empfand. Daher ifi für mich der Tabak auch niemals anregend für meine Befchäftigung gewefen. und er diente mir flets zu einem träumerifchen und faulenzenden Genuß.
Felix Draefeke:
Sehr geehrte Herren! Wenn ich Sie lange ohne Antwort gelafien. fo wollen Sie dies damit entfchuldigen. daß auf ärztliche Verordnung meine Rauchfreuden auf ein Minimum befchränkt worden find. was mich. da ich fehr gern rauche. fo verfiimmt hatte. daß ich auch noch fchriftfiellerifth über diefen Gegenfiand mich vernehmen zu laffen. nur fehr wenig Luft ver. fpiirte. Gleichwohl will ich mich überwinden und folgendes mitteilen.
Erft nach Vollendung des neunzehnten Iahres begann ich zu rauchen. und zwar ausfehließlich Zigarren. Eine fehr lange Zeit hindurch lebte ich des Glaubens. ohne Zigarrenrauch nicht produzieren zu können. obwohl ich. aus phyfifchen Urfachen. weder beim Schreiben noch beim Klavierfpielen zu rauchen vermochte und meine Zigarre fortwährend ausgehen ließ. Auf das künfilerifche Schaffen hat. wie ich fpäter klar erkannte. das Rauchen direkt keinen Einfluß gehabt. wenn ich auch nicht leugnen will. daß der im Zimmer fich anfammelnde Rauch gegenüber "oden und kalten Stimmungen. die uns hie und da überkommen. fich ganz wohltätig erwiefen haben mag. Auch habe ich ärztlichen Verordnungen gemäß einmal für mehrere Monate das Rauchen ganz unterlafien. ohne daß mir dies etwa f e h r fchwer geworden wäre. Viel einflußreicher erwies fich dagegen der Wein. indem bei feinem Genuß meine Gedanken oft in ungeahnten Fluß kamen und auch neue. fehr brauchbare. mir zu|römten. Im ganzen habe ich vom vollendeten 19ten Iahre an dauernd

gerauatt bis jetzt. wo momentan iat auf ein Minimum befatränkt bin. während ich in normalen Zeiten mit etwa fiinf Stüa pro Tag miat be-gnügte.

Friedrich Gernsheim:

Wenn ich auch immer gern gerauatt habe und noat rauche. fo war iat doat nie ein fiarker Rauater. Zwei bis drei Zigarren im Tage und ke i n e i m p o r t i e rt e n. Eine 8-10Pfennigzigarre vor der Steuer!) fatmeckte mir immer am beiten. - dazwifaten hin und wieder eine Zigarette. Bei der geiftigen Arbeit aber konnte iat nie rauaten. Der innere Z u g. deffen iat miat manchmal zu erfreuen hatte. ließ miat das Z i e h en vergeffen: wurde es in mir warm. fo wurde die Zigarre kalt!

Alexander von Gleichen-Rußwurm:

Ich rauate höatfiens. um Gefellfataft zu leiften. eine Zigarette. kann alfo über Nußen und Schaden des Tabaks perfönlicIt niatt urteilen. Jch fand von je her. daß Rauaten eine unnötige Angewohnheit fei. kam fpäter zur Anficltt. daß Philiftertum und Zigarre eng zufammenhängen. und glaube nicht. daß befonders unfterbliate Gedanken aus Tabaksqualm je hervorgegangen find,

Leo Greiner:

Jch rauche tägliat 20-25 Zigaretten. die fünf Refervatzigaretten. die ich vor mir felbft niatt mitzuzählen pflege. nicht mit eingereatnet. Die Satärfe des Pfeifentabaks verbietet mir defien Genuß. Zigarren befriedigen mein Rauatbedürfnis in keiner Weife. fo daß iat. fo oft ich ausnahmsweife eine Zigarre rauatte. kaum ihr Ende abwarten konnte. um fatleunigfi zu dem unentbehrlichen Genuß der Zigarette zurückzukehren. Während es mir gelungen ift. durat eine gewiffe aufmerkfame Selbfker-ziehung den Gebrauch und mit ihm das Bedürfnis nach anderen Stimu-lantien. befonders Alkohol. auf ein fehr geringes Maß zu befchränken. befinde ich miat dem Nikotin gegenüber in einem ununterbrochenen Kampfe. in dem ich bisher immer noch zum Satlufie der Befiegte war. Es mögen hereditäre Urfaaten fein. die meine Widerftandskraft gegen die

Wirkungen diefes Giftes gefchwächt haben. jedenfalls geriet ich mit der Zeit zu diefem fonft wohl recht harmlofen Genuß in ein fatales. gewiffermaßen moralifch gefärbtes Verhältnis. in dem es. lächerlich genug. nicht ohne Konflikte und Erfchütterungen abging. und dies um fo mehr. als ich Niederlage auf Niederlage erlitt, Zwar brachte ich es öfter dazu. zwei bis drei Tage lang den Tabakgenuß fo gut wie ganz zu unterbrechen. doch ftellten fich dann f'tets recht heftige Abf'tinenzerfcheinungen ein. wie Herzfchwäche. Schwindelzuftände u. f. w. Ärzte. denen ich davon erzählte. fchüttelten ungläubig die Köpfe. doch habe ich diefe Erfäfeinungen zu kräftig am eigenenLeibe verfpürt. um fie lediglich fiirHypochondrien halten zu können. Sonft von eiferner Gefundheit und den ftärkften Einwirkungen gewaaffen. reagiert mein Körper auf Nikotin mit anormaler Heftigkeit und begehrt nach Tabakgenuß auch dann noch. wenn infolge einer vorübergehenden leichten Vergiftung gleichzeitig mit dem Verlangen ein gewiffer Widerwillen fich einftellt. Auf meine geiftige Tätigkeit wirkt der Tabak faft durchaus ungünftig ein: er vermehrt die Hemmungen. befchränkt das Freiheitsgefühl. verfiuftert das Weltbild; doch fcheint es. als verfiärke er auch wieder die Sinnliäfkeit der inneren Vorftellungswelt beim Schaffen und erhöhe die notwendige Einfamkeit während der Arbeitsfkunden. indem er dazu beiträgt. die Apperzeption des Nicht-dazu-Gehörigen zu vermindern: er ift das befie Mittel gegen den Lärm. In den wenigen Fällen. in denen ich bei bedeutend verringertem Nikotingenuß arbeitete. war meine Produktion zweifellos leichter. lichter und freier. Trotzdem und obgleich ich dies fehr wohl weiß. wird meine Vernunft fich wohl auch weiterhin vergeblich anftrengen. fich durchzufeßen. Es ift mir nicht bekannt. ob die medizinifche Pathologie einen Ausdruck für Erfcheinungen kennt. die man als ..fördernde Hemmungen“ bezeichnen könnte. Denn diefe find es. die der Tabak auslöft. Wenn ich während der Arbeit fchon viel geraucht habe. komme ich mir vor. wie ein Menfch. der unter hängendem Sturmgewölk über eine leere Landftraße läuft: ein tiefer Druck liegt auf mir. aber ich bewege mich fchnell und ohne Aufenthalt.

Karl Henckell:

Dichtertobak.

Einft rollt' ich mir die koketten.
Zierlichen Zigaretten

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Zur Blutesbefänftigung -
Das war in der tollen Epoche . . ,
Denk' ich nur drauf ich koche:
Teufel- waren wir jung!
Dann fiopft' ich mit rundender Reife
Mir gern auf Reifen die Pfeifex
Kurz Pfeifihen fchmunzelnd gefchmaucht -
Mit gutem Freund beim Geplauder-
Wie man aus ftrudelndem Schauder _
Prufiend zutage getaucht. *'*
Ieht lieb* ich „nur leichte“ Zigarren *
Zum Kaffeef zum Weinef zum Spar-rent '
Im „Hofgarten“ oder 01182 110118.
Die mildhelle Marke „Dolores“ -
0 temporn, 0 more-3!
Was rauäft man ni>7t alles zur Rühl
So paffi ich zum blauen Vergnügen
(Noch nicht in den letzten Zügen)-
Zum „Dichten“ nur „fchmöke“ ich nie
Und fröne- mag fonft ich mich „hi-men"F
Verehrter Doktor van Vleuten-
Stets rauchlofer Poefie.

Georg Hirfchfeld:

Ich bin kein Rauchen denn wer nur durch die Gefellfchaft von Tabakfreunden angeregt alle drei Tage einmal eine Zigarette nimmt, kann ja kein Raucher genannt werden. Ich kann mir wohl vorftellenF daß Duft und Gefchmacksreiz des Tabaks dem Produktiven aufhelfen und ihn anregent doch habe ich felbft niemals- weder vor noch während der Arbeit- das Bedürfnis gehabt. Das rauchende und feurige Etwas in meiner Hana feine Einwirkung auf meine Gefchmacks- und Geruchsnerven würde mich am Schreibtifch nur ftören. Gern habe ich aber ein Stück nahrhafter Schokolade in der Näher ni>7t als Stimulanz- fondern als Kräftigungs-mittel- wenn das arbeitende Gehirn plößliäz einmal merkt- daß es den Körper müde gemacht hat.

Gozztoli:
Der heilige Zciiohiiis heilt eit
Benozzo
1. Karl-cn
ob*
* .
Mufeums in Berlin)
c
j
(Neuerwerbung des Kaifer Friedri
Tert von Frida SchottmÃ¼ller

EMPTY

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Richard Schaukal:'
Ich rauche feit meinem 16. Lebensjahre und hoffe. nicht bemüßigt zu fein. es einmal aufzugeben. Die tägliche Menge. die ich verbrauche. beträgt durchfchnittlich 7 Zigarren und 25 Zigaretten. Zigarren und' Zigaretten find mir gleich lieb. aber gut müßen fie fein. was nicht immer fiark bedeutet. Meine Lieblingszigarette ift: Th. Vafiadis „Odalisque". Von Zigarren bevorzuge ich leichte. lichte Mittelforten. von importierten die große fchlanke „Henry-Clay“. Die (kurze englifche) Pfeife. die ich während meiner Studienzeit - beim wochenlangen Lernen zu den Prüfungen - gepflegt hatte. habe ich falk ganz aufgegeben.
Man zählt das Rauchen zu den ..Neizmitteln". Ich meine. es .gehört. einfacher ausgedrückt. zu den Annehmlichkeiten des Dafeins. Ich fehe nicht ein. warum man fich ihrer grundfäßlich entfchlagen folie. Protefiantismus ift auch auf diefem Gebiete - fieckengebliebener Nihilismus. Warum nicht gleich die Tonne? Ich haffe jeden Nationalismus. zumal im Tatfächlichen. Wer nicht rauchen mag. foll's bleiben lafien wie das Trinken u. f. w.. aber er verfchone gefälligfi mit feinem „Standpunkt" den unbefangenen Genießer. Ohne die kleinen Behaglichkeiten- des Lebens wäre das Dafein im Grunde ja doch eine öde Sache. Wer das nicht empfindet. dem kann nicht geholfen werden. Nichts liegt mir auch ferner, Sehe jeder. wie er's treibe: ich rauaje gern. Keineswegs will ich das Gewohnheitsmäßige daran in Abrede fiellen. Eine f chle chte G e w o hn heit? Warum? Ich finde im Gegenteil: eine fehr gute.
Das Rauchen befchäftigt. lenkt ab. befriedigt. ja es ift ein Hochgenuß als Ergänzung z. B. eines vortrefflichen Diners. Auf ein Diner ohne ausgiebige Zigarre (immer nach der einleitenden Zigarette) verzichte ich. Was nun die tiefere Bedeutung anbelangt. fo fcheint fie mir. aufrichtig gefagt. fraglich. Ich glaube nicht an einen befondern Zufammenhang zwifchen Schöpfung und (n o r m a l e m) Tabakgenuß (das Ungewöhnliche. das Unmäßige hat für die allgemeinen Verhältniffe keinen Zeugniswert). Niäjt die Pfyche des Raucher-s. fondern feine Senfualität ift „tangiert".
Einige tatfächliche Bemerkungen fiatt einer Theorie: ich rauche am meiften beim Sprechen. fafi nie beim Gehen. während der Arbeit oft ununterbrochen: doch das ift Wirkung. nicht „Reiz“. die gefteigerte geiftige Betätigung verlangt nach einer „mechanifäjen“ Begleitung. Ein Behaglichkeitsmoment. Am befien fchmeckt die Zigarette in einer er-

fehnten Paufe. Auch Lücken im Gedankengang überwölkt fie liebenswürdig. Aber man kann auch - ganz vergeffen. zu rauchen: fo ..außer fich" kann man in aller Stille geraten. Und - man kommt zu fick). atmet auf und entzündet die Zigarette. Lob und Preis fei ihr und der diefer-en Schwefter ..für und fiir“!

Paul Schultze-Naumburg:

Ich bin von jeher Nichtraucher gewefen und kann daher zu Ihrer Umfrage nur fehr wenig beitragen. Der Grund. daß ich als Knabe nicht rauchte. war wohl der. daß mein Vater mir freiftellte zu rauchen oder nicht und dadurch der Reiz des Verbotenen. der wohl die meiften Jungen zum Rauchen bringt. wegfiel. Auch fpäter habe ich es vermieden. mit Rauchen zu beginnen. Ich verkenne durchaus nicht gewiffe Stimmungswerte. die es bringt. doch waren die fehr häufigen Eindrücke des Unappetitlichen. die mein äfihetifches Gewiffen in gewiffem Grade verleßten. bei mir ftets ftärker. Ich kann nicht fagen. daß ich jemals etwas durch das Niihtrauchen entbehrt hätte oder daß das Nichtrauchen meiner geifiigen Produktion hinderlich gewefen wäre. Ich habe an mir die Beobachtung gemacht. daß die Fähigkeit geiftigen Schaffens durch nichts mehr gefördert wird. als durch Mäßigkeit und kräftige Bewegung in freier Luft.

Felix Weingarcner:

Beim Arbeiten habe ich vom Tabakrauchen ftets eine angenehme Anregung empfunden,

Z. V. Widmann:

„Rauchen Sie?" fragte ich einen jungen Dichter. „Ia“. antwortete er lachend. ..in etw as muß ich mich doch von Goethe unterfiheiden." Dafür bekam er von mir ftatt der holländifchen kleinen ..Burger-wers-meisjes“. die übrigens auch eine gute Sorte find. eine von den großen echt Importierten. die ich mir felber nur an Regenfonntagen geftatte-

Mehr ein hartnäckiger. als ein ftarker Raucher bin ich. d. h. ich rauche felt

45 Iahren. aber gehe nicht leicht über drei Zigarren im Tag. Daß nun das produktive Schaffen durch Rauchen irgend welche Förderung erfahre. glaube ich nicht; eher diirfte das Gegenteil der Fall fein. Wohl gibt einem die angezündete Zigarre bei der täglichen gewohnten Arbeit die einigermaßen beruhigende Illufion. man fei nicht geheizt. da man fich zum Schreiben noch folchen Allotriagenuß geftatten könne, Aber folche behagliche Gemütsaufbefierung ift gewiß nicht das Gremium. aus dem bedeutende Werke hervorgehen. Aus dem Nachlaffe Gottfried Kellers. der bekanntlich ein ftarker Raucher war. befiße ich eine feiner Lieblingszigarren. die mir der Teftamentsvollfirecker fchenkte. Aus Pietät wollte ich fie nicht rauchen und bot fie einmal Brahms an. Der hielt fie ein paar Augenblicke wehmütig zwifchen den Fingern. dann gab er fie mir mit den Worten zurü>: ..Würde mir zu fehr nach Krematorium fchmecken."

Fritz von Wille:

Auf der Schule etc. fogar - mit Erfolg - geraucht.

Sonft feit ca. dreißig Iahren abfoluter Nichtraucher.

Der Tabak hat meine künfilerifche Tätigkeit nur infofern beeinflußt. als meine Frau die Tochter eines rheinifchen Tabakfabrikanten ift. was mir aber ganz gut bekommt.

Fedor von Zobelctiz:

Ich qualme viel -- zumal bei der Arbeit. Ich bilde mir ein. angeregter fabulieren zu können. wenn ich den Glimmftengel im Munde habe. Aber ich rauche nur leichte Zigarren: eine Import gönne ich mir höchftens nach einem guten Diner. deffen Krone fie ift.

Bisher hat mir der Toback nichts gefchadet. aber immer gemundet. Bloß in Italien nicht.

Fortfeßung im nächfien Heft

Felix Poppenberg:
Spanifche Suite
(Schluß)
Granada
Phantafiifch und romantifat war der Einzug in Granada. Fünf Pferde vor dem Wagen. fo ging es in das Naclttdunkel. durch ftiebenden Regen. durch glimmernde Laaten auffprißender Straßen der fremden Stadt. bergan . . . enge Waldwege kreuz und quer. klatfchender Zweigefatlag über Fenfier und Verdeck und Rafcheln fireifender Afte. Aufwärts im Zickzack . . . ungewifie Erfateinungen. in naffe Flöre gehüllt. erfpäht das Auge. Vorhin. dort unten war es die geballte Rundmaffe des Stierzirkus. jeßt tauatt bedeutend majeftätifat Ruinen-Mauerwerk auf. hohlweite Palazzo-Fenfier . . . Und im Moment ift's wie Vifion des Heidelberger Scltloffes nach Andalufien verfeßt.
Am näatften Morgen liegt*s im Sonnenfatein. Es ift der Palaft Karls des Fünften mit Rufiica und Säulenordnung. und vom grünen Vorplaß fieht man hügelab auf Granada mit Türmen und Däatern im Tal. Dann aber fuatt man den Weg ins maurifche Märatenreich. und die Alhambra tut fich auf. Wie Koranfeiten auf weiches Pergament gemalt. fo wirken diefe ornamentgezierten Stuckwände mit ihren Prägemuftern aus heiligen Buatftaben. Ellipfen und Karoverfchleifungen; fie bauen fiatauf über fchlanken Bogen und grazilen Säulen. und fie fatließen fiat mit Galerien und Kuppelportalen als Märatendekorationen zu verwunfatenen Höfen. Der Löwenbrunnen träumt in dem einen. im andern ziehen fiat lange Myrtenheaen um einen vierecligen Wafierfpiegel. Unbewegliat ruht er. Goldfifche fpielen. und die Myrtenhecken und die Säulen-Galerien fatwimmen als Abbild darin. ein Ewigkeitsmäraten der Taufend und einen Nacht.
Die Alhambra-Schmuafatreine umfäumen den Hügelrand. aufftei-gend und fiat abfenkend. mit Turm- und Söllergemächern. Hoatfälen. von

f'talaktitenfiarrenden. mufchelklippigen Kuppeldomen überwölbt. und tief fich eingrabenden Unterweltsgängen mit den heimlich koftbaren Gewölben der Bader. Gleich Buchfchmuck-Miniaturen find ihre Wandarabesken in Gold und Purpur ausgemalt. In den Gründen liegen dunkel eingehegt kleinere Höfe. brunnenfeucht. mit Moderduft der Waffergeifter. zypreffen-befianden.

Doch auch lebendige Märchen hegt Granada. Vom Alhambrahügel flieg ich abwärts über Brü>en und fteilan drüben wieder hinauf. Das Ienfeits. dort über dem Taleinfchnitt. das ift der Sacromonte. und hier haufen in Grottenwohnungen die Gitanos. Im fand das Eapitano-Lager. Eaftagnettenfaflag. Gitarrenklang und Händeklatfchen fihallte heraus. und drinnen im Zwielicht fpielt es von Schleiern und Schärpen gelb und blau. Mädchen drehen fich im Kreis verfchlungen. ein Tanz voll wilder Grazie. Mignon. Preciofa. Ifabella von Ägypten. Die Augen naffe Kirfchen. die Wangen dunkler Sammt. und aus den Hüften blühen fie auf wie Wunderkerzen. Nun tanzt der Eapitano felber. einen höllifchen Berferkertanz. die Kaftagnetten knattern wie Gewehr-feuer. ihr Rhythmus fegt und peitfcht die Nerven. Ein Raufch brandet durch den Raum. der große Teufel ift los. Die Mädchen trinken meinen Wein. fie neigen fich grüßend und bringen mir Blumen mit fireiafelnder Hand. und voll Ahnung und Gegenwart dämmert mir fernes Gedenken auf :

Nun weiß ichls. da ich in Granada bin.

Du haft die .Haut der Andalufierin . . .

:r o- »c

Sevilla

Der Name zwitfchert. und Giralda klingt dazu wie Silberfchellen. Giralda. fchlanke Anmut. ein Mädchenname könnte es fein. der Name einer Gitana. ein zärtlich fchmiegender Reim zu Esmaralda. Doch ift's der Glockenturm der Kathedrale. ein Minarett Mohammeds gefellt der cbriftlichen Kirche in ihrer Säulenallgewaltigkeit. Orgelwellen fluten machtvoll durch den Raum. auflöfend himmelwärts unendliches Gefühl. Vor dem Portal aber kichern taufend heitre Weltlichkeiten. Lächeln wiegt fich über der Stadt. Eine Gaffe. die Sierpe. flanierender Menfchen voll. fummt von Gefchwab wie ein Theaterfoyer. und hoch oben in den Lüften fpannen fich von Seite zur Seite windgefchwellte baufchige Sonnenfegel. Ich fuchte Carmen. in der Tabaksmanufaktur war fie nicht. nur weite Runzelweiber. doch noch mit Säuglingen zur Seite. fchichten.

drehen- rollen fingerfertigr rapide Zigaretten an niedrigen Langtifchen in riefenweiten Säulenfälen mit Stichkappendecken. Am Abend aber fah ich fieF ich fah mehrerer zu Gruppen fianden fie„ wie phantaitifehe Vögel, hinter Gittertüren im gelbroten Lampenfchleierfäfein in gelbroten Shawls - fo wie fie Lunois gemalt -r illumiert- von Flanerliän umfpielt und wie ein Feuerwerk aus Smattendnnkel tauchend . . . Lockend laihtis und zwit-fchert"s . . . Sevillm Giralda . .

-K * K

Cordoba

Jap er gibt nicht viel. diefer Metamorphofen-Zwitterdom- ein monfiröfes Stückwerk- mit feinen als Schaubuden und Ertra-Kabinetten hergerichteten Mofiheeteilen. Doch kommt eine gewiffe narkotiiche Traum-wirkung aus der unendlichen Monotonie diefes Säulenlabyrinthes mit feinen guirlandenartig durch den Raum gefchwungenen Bindebogen. Mit Taumelblicken verliert fich das Gefirht in verfchwimmende Weite und das-was doch wirkliä» erfcheint dem Sinn als Trugbild vervielfaehender Spiegelung. Und dies phantomhafte Erfühlen eines durchaus real Vor-handenen ift freilich nicht ohne Raffinement.

Draußen aber liegt Idyllen-Szenerie- alttefiamentarifche Poefie-Hirtenliedfiimmung . . . Auf grafigem Hofplaß der [keiner-ne Röhren-brunnen mit lebendigem Sprudel, Und die Mädchen kommen um die Vefperfiunder fie tragen hohe Tonkrügef wie die Frauen der Vorzeiß fie tragen fie- wie diefer fpiß in die Hüften eingefeßt mit fchön gebogenem Arm. Das Waffer rinnt und füllt fie bis zum Rand. Und langfamx leicht geneigte wandelnde Skulpturenx frhreiten die Töchter Eordobas vom Brunnen durch die Gafien ins Abendrot . . .

* ne 4-

M a d r i d

Den Hauch der alten Welt und Mittelalter-Schauer fpürt man hier nicht. Die Straßen fprerhen nichts davon. Romantifrh wirken böcbfikus die Nachtwächten die mit Stab und altmodifiher Laterne im Rundmantel patrouillierent Figurinen aus Cervantes-Novellen- und gegen Wiege") dem Nacbtwandler die Haustür öffnen, Sonfi iik Madrid lebendig. gegen-wärtigf im oberflächlichen pariferifch angefärbt, voll Vivace-Tempo und Treibe-Nhythmusauf der Werte'. (ie 80). auf der es brauft und lärmt

und durcheinanderfchreit wie auf den Stufen der Börfe . . . der 70b: ac- la rue vielftimmige Symphonie.
Hinter den Mauern muß man den Vergangenheitsgeift fuchen. In dem Rüftzeugfaal der Armeria. wo die Waffenhüllen toter Weltgefchiäfts-Tragöden gefpenftifch fiarren:

..Da ftanden fie. zu Fuß. zu Pferde.
als wären fie noch Herrn der Erde.
Sonf't waren's Ritter. König. Kaifer.
Jetzt find es nichts als leere Schneckenhäufer" . . .

Doppelgänger der Fürften- und Jnfantenbildniffe des Prado fehen uns aus eifernen Augenhöhlen an: Philipp ll.. wie ihn Tizian gemalt. in goldgeadertem fchwarzen Stahlharnifch. und Karl 7.. auf gepanzertem Streitroß anfprengend. und der zierliche junge Balthafar. den Velasquez malte. eine Ritter-Miniature.
Jm Prado fieht man ihnen dann felbft in die lebendigen Augen.
Doch intereffanter faft als die .Helden der Königsdramen erfcheinen die Shakefpearefchen Satyrfpiele und Narren ihrer Umwelt: die Gäuche und Kielkröpfe. mißgeftaltete. komifch-kummervolle Zwerge. fäuerliche Humore; Menipe und Efopo von Velasquezz das Unfal mit dem heroifchen Spitznamen Don Juan d'Auftriaz der ..Schaufpieler". tonig fchwarz auf grauem Grunde. ein Manu-Vorbild; Moros bitterer Narr mit dem Kartenfpiel in der .hand und dem vorwurfsvollen Furchenmund.
Goyafche Dämonien feffeln. Nicht fo fehr die Berühmtheitsbilder der Majas und der Auffiandsfzenen in der Repräfentationsgalerie. fondern die Eapriccio-Einfälle der Zeichnungen. deren Fülle fich im Erdgefchoß überfichtlich betrachten läßt. Nachtfiücke find es. infernalifche Grotesken: Herenzünfte. Walpurgisflüge. graufige Frauen der Ertrunkenen; geballte Maße der Köpfe. ein Symbol der Fama. ein Menfchenpolyp. ein einziger Schrei aus taufend Mündern. fchwarzgrau wifchig. daumierhaft. Gaukler dann. ein .Hof der Wunder. Gitanos. Meerkaßen. Herenküchen. alles in fle>igen Tönen. wie verwafchene Gebilde der Wetter-zeichen auf Mauern; verruchte Kreuzungen zwifchen Fledermäufen und nackten .Höllenballerinenz fchreckerfiarrter offner Menfchenmund im leeren Raum; Gehenkte; Kupplerinnen im Gaffendunkelz 1119886 notre-Phantafien; Poefche Angftgefichte. wenn der Geier der Träume den Schlafenden den Schnabel ins Herz hackt. 4
Das Aufregendfte aber bleiben die Bilder Grecos. Und fie hielten

ganz die Spannung aus. die Meier-Graefes Begeifierungen mir erweät hatten. Das find märthrrrifche Vifionen. myfiifche Entzückungen. auf dem Streäbett der Gefühle. in Folterwonnen empfangen. Diefe Glieder in ihrer Inbrunftfireckung. voll himmellangender Gebärde verrenkter Glaubens-konvulfion fprechen leidenfchaftlich den Zuftand der Ent-Ichung aus. des ..Außer-fich-Seins". Und das Format der Gemälde fchon. ihr fchma-les. langgefirecktes. firebt aufwärtsreäend. wie gotifche Architektur. So fieht St. Bernhardino zwifchen Himmel und Gebirge über Men-fchenmaß hinaus.
Und die heiligen Gruppen. Taufe. Kreuzigung. Auferftehung. find fchmalgefchloffen. himmelsdrängend wie Spißbogen. In der Refurrektion wirkt nervenaufwühlend das Stakkato der Bewegung. die Unruhen. Spas-men. Ekftafen. das erderfchiitternde Tremolo dröhnend aufgefcheuchter Leiber. Man erlebt hier die malerifchen Heftigkeiten Grecos ungeheuer fiark. fein Furiofo. feine Befeffenheiten. Doch alle Wirbel und chaotifche Strudel fänftigen fich nach eben. unendlich ruhevoll fihwebt reiner Klang um die Ehriftuserfchrinung. die mit der Siegesfahne über Wolken fich hebt.
Man vergißt das nicht. diefen eigenen fchweifigen Strich. ..wie Wolkenzüge fchlingt fich das Getreide". der den Gefialten in all ihrer fcharfen Eharakteriftik etwas Entrücktes gibt. und diefe fahl gelbblauen und grünen Töne wie von Zwifchenreiäjsvifionen im phosphorefzierenden Verwcfnngslicht. Das war die ftärkfte Erregung Madrids. und die andere war das Stiergefeän.
Mit allen Fiebern habe ich das getroffen. den Maffenraufih des Aniphitheaters. das. diäjt gefüllt. mit den konzentrifchen Kreifen der aufgemauerten Zufchauerreihen zu einer Menfchenarchitektur geworden war. ein Kolofieum von Menfchenkörpern. lüäenlos in fefte Form ge-preßt und dabei gleichzeitig. wie der federnde Bau einer Brücke. eines Tnrmes. vibrierend von inner-lichen Bebezuckungen. In Spiralen. eine zifchende Schlange. läuft glühheiße Spannungswelle von den unteren Reihen feuernd die Umkreife herauf. Wie bunter Flügelfchlag ifi das Raufchen der Fächer im unendlichen Raum. Und aus den Logen fprübl das Fuoco der über die Briiftnng wehenden Seidentücher. gelbprangen-den mit Riefenblumenhäuptern befiickt. grün. rot und lila und langen Sihimmerfranfen. Fanfaren geilen. und der Himmel fpannt fich. eine polierte fengende Stahlfcheibe.
Unten in der Arena wimmelt's von zierlichen Seidenpüppchen. Ballett-

i' '.'r _
.x- '4,-' 0|.
> r *rat-:x *- 7/

figurinen. und dazwifcheu traben feltfame Reiter auf gefpenfiifGen Schindmähren. apokalyptifchen Pferden der Not und des Siechtums. Und aus dem Zwinger tritt der Stier. machtvoll. zögernd. fchön. gewaltig. eine Tier-Gottheit einer Europa wert . . .

Todes-Turnier mit fpielenden Gebärden. Ift das Mafiacre der aufgefpießten Gäule vorbei. - mit heraushängenden Eingeweiden im Sande verrenkt verendend. fehen fie nun wirklich wie Schreclgefpenfter von Pferden aus - fo hat der gefährliche Kampf den Schein einer Tändelei. freilich der Tändelei tödlicher Grazie mit ftampfender brüllender Urgewalt. Zicrlich find alle die Mittel. das Mantelfchwingen und Pirouettieren der Eapeadores. das VW (ie (jeux der Banderilleros. die leichtfüßig behend ein Balancez mit dem Toro tanzen und ihm mit flüchtiger Anmut flitter- und blumengefiederte Pfeile in den Nacken werfen. Unter dem luftig nickcnden Schmuck riefelt aber fchon das Opferblut.

Das ift das Aufreizende. diefe Mifchung von Grazie. Gefahr und Graufamkeitsqual. Grazie hat dann auch das Finale. der leßte Gang zwifchen Stier und dem Efpada. Und ausgefochten wird er mit einem roten Tuch und einem zierlichen Galanteriedegen. Aber der fährt blißfchnell bis zum Heft in die Flanke. Und wie ein Schiff im Sturm legt fich fchwer. von Blutftrömen iiberftürzt. ein ungefüger Körper auf die Seite und briäft in fich zufammen. Rote Henkersknechte bohren ihm kurze Mefier ins Geni>z mit Säfellengeklirr und buntem Troddelbehang trabt das Maultiergefpann herein. der Riefenleib wird eingehängt. und im Galopp wird er. ein gefallener Held. ein toter Hector. durch den Sand gefchleift. Der Toreador neigt fich grüßend mit dem blutigen Degen. Sturm brauft durch die Reihen. die Männer werfen die Strohhüte. die Frauen in der Mantilla und in den Schleiertüäiern mit den Ehenillekugeln - genau fo wie es die Maya auf Goyas Bilde trägt - reißen fich die Blumen ab und [treuen fie hinunter . . . Schon aber rufen die Fanfaren zum zweiten Akt , . .

*e .- y 1'-

Toledo und Escorial

Hier muß man das alte Spanien fuchen. die Majeftät und die Askefe. den düfter dumpfen Herrftherpomp int Schatten ?des Todes, Toledo wirkt wie einer jener Stiche der felsragenden Gotteshochburg. eine Zionsfiadt auf der Bergplatte vom Flußabgrund rings umzugen. mit Brücken und Toren bewehrt.

Eng gefchart die Häufer der auf- und abkletternden Gafien. aus ihnen aufragend Kathedrale und Kirüjenzinnen.
Hier wird die Seele fiill. und zeitlos träumt fich's in der Dämmerung auf den Brücken. Tief drunten ftürzt in der Tajofchlucht lehmigfäläumen-des Wafier über Blöcke und Wehre. an Mühlen vorbei. und die Ufer-wände fteigen als graukörnig fchraffierte Halden auf.
Drüben fireckt fich über Hügeln riffige Steinwüfte mit einfam ragen-dem Kreuz und verlafienem Kafiell mit hohläugigen Fenfierbogen. fchwarzer Vogelflug fireicht darüber. Bergpfade fchlängeln fich fchrnal an fteinigen Lehnen hinan. An biblifch myfiifche Landfchaften der Wan-derjahre denkt man. und der gefchwungene Bogen über dem Umwallungs-firom wird zu einer myftifchen Lebensbrüae wie im kleinen Welttheater.
Langfam ziehen abendlich darüber die Erfrheinungen der Menfchen: fchwarze Priefter mit roten Schärpen in fchweigender Prozeffion; Herden von Ziegen mit dem Schäfer. Frauen mit den Tonkrügen in den Hüften. und in Lohe aufglühend öffnet fich der Himmel über der Gottesftadt.
Und ähnliche Stimmung weht in der Einöde auf den lautlofen Hoch-pfaden oberhalb des Escorials. Es ift der Weg des Todes. den wir treten . . . Und unten die erfiarrte verfieinte Königsftadt. Wie das Ge-bilde eines Opiumtraums fchwer laftend firecken fich die fiumpfen mafiigen Blöcke des Klofierfäjloffes. eine Eremitage voll Seelenwildnis. die .Guys-manns erträumt haben könnte. und ein finfteres Pantheon des Todes mit gähnenden Höfen. hallenden Gängen. tiefen Galerien. Marterwollufifiätte eines verfiörten Königsgeiftes. Die Tore. mit pflöckigen Stachelnägeln befchlagen. gleichen Folterbrettern der Inquifitionskammer. auf den Meß-gewändern firohen in Silberftickerei grinfende Totenfchädel. an den Wän-den hängen Pafiionen und die wjiften Sündenphantafien des Bofch und des van Reken. erfinderifch voll Henkerlaune in allen Höllenfirudeln auf- und niedertauchend.
Und dann geht's fmmale Kellerfiiegen hinab. durch Dunkel einem Flackerlicht entgegen. es führt in eine Gruftgrotte. die Füllung ihrer Wände befieht aus Särgen. Man liefi die Namen Karl 7.. Philipp ll»- und man fieht auch namenlofe. Sie warten auf den jungen König- und fie warten auch fchon auf feine Nachfolger . , . 'krj0mf0 (12119. n10rte . . .
An den Grenzen des Schattenreichs wandelt man in diefem Lande. drum ifi hier fo lockend' das Lachen und die Luft in gelbblauer Seide und mit brennenden Blumen im fchwarzen .Haan
M

Hermann Kienzl:

Das Theater der Gottfucher

Das verdammte. ach. fo geliebte Theater! Wenn wir es recht vom Herzen verdammen. dann wiffen wir. daß wir es lieben.

Es liegt in der menfchlichen Natur. Aller Fortfchritt auf Erden entfieht aus gärender Unzufriedenheit. Die Zufriedenen. die Satten. liegen in Hamfterhöhlen und fchnarchen.

Was für einen herrlichen Zorn hatte der alte Tieck über das Theater. an das fiaj doch alle Fafern feiner Seele klammerten. Er fchrieb vor achtzig und mehr Jahren: „Unfer Theater fteht feinem völligen Untergang ganz nahe." Es ift nicht untergegangen. Immer wieder hat jeder. der eine große .Hoffnung dem Theater widmete. diefes Ding gehaßt. - das er liebte. Hat jeder an ihm gezweifelt und verzweifelt. Die Kafiandrarufe der Berufenften wurden zu allen Zeiten laut.

Theater und Theater. das ift fo zweierlei. wie Shakefpeares Hamlet und dreffierte Meerkaßen. Die dreffierten Meerkaßen find in großer überzahl. aber ich ziehe fie nicht in den Bereich diefer Betrachtungen. Denn es wäre eine Arbeit für fiaj und wiirde zu weit fiihren. die innere Verwandtfchaft zu beweifen. die trodalledem zwifchen einer Erbauung an Shakefpeares 'Hamlet und einem Vergnügen an dreffierten Meerkaven befieht. Die primitive Schauluft ift das urfprüngliche Element bei beiden Unterhaltungen. Die ungeheure Mehrheit von Menfchen denkt bei dem Worte Theater zunächft an rote Öufaren. blaue Mäufe. Walzerträume und lufiige Witwen. Ich lafie diefe Mehrheit und ihr Theater beifeite.

Es ift fchwer. fich in einem gegenwärtigen Zuftand zurechtzufinden. Leichter: in einem vergangenen. Die Imprefiionifien. denen der Gott des Augenblicks alles ift und denen die gelehrten Argumente der Vergangenheit wenig gelten. haben es im Vergleich mit den Kritikern von der hiftorifchen Methode gerade um fo viel fchwerer. als es fchwieriger ift. mit dem Leben fertig zu werden. denn mit dem Tode. So vielerlei lenkt uns Lebende ab und verwirrt uns. Vorfchnelle Gläubigkeit hebt empfängliche .Herzen empor. und man fiiirzr dann hinab in Deprefiion und Kleinmut.

Diefes übermäßige Hoffen und Verzagen. diefes Wollen und Wün-
fchen nach fo mannigfachen Zielen - gerade das ift aber K u n ft k u lt u r
in flü f f i g e r W a l l u n g. Gibt es denn überhaupt eine krifiallifierte
Kuni'tkultur? Sie wäre der Zuitand des Erreichthabens. der Zuftand
der Wunfchlofigkeit. Wäre jener chriftliche Himmel. in welchem die Seli-
gen einen Tag wie den andern und eine ganze Ewigkeit lang im Anfchauen
Gottes verharren . . . Wunfehlofigkeit ift Erfchlaffung. Das ..dritte
Reich". der Himmel auf Erden. bleibt ewig das gelobte Land. von dem
wir auf den Höhen geweihter Stunden träumen. das wir aber nie be-
treten. Ehe fie den Gipfel ihres hohen Berges. die Wunfchlofigkeit ihres
Glücks erreicht haben. fterbrn Rubek und Irene (..Wenn wir Toten er-
wachen“) unter der Lawine. Was hätte ihrer oben gewartet? Entweder
ein Erftarren oder die Notwendigkeit. wieder hinab zu fteigen in die Täler.
Wir. die wir fühlen. daß der Kampf Leben ift. daß er allein neue
Werte fchafft und daß nutzlos wird. wer nian weiterfchreitet. - wir
fagen: nur der Gottfucher hat Gott . . .
Ich ziehe das religiöfe Empfinden hier nicht etwa bloß zum Ver-
gleiche heran. Es hat diefelbe Mutterquelle wie das Kunfiempfinden --
und es ift das gleiche heilige Waffer. Man kann Kunft oder Religion
oder Wahrheit einfehen für das Wort „Freiheit“. von dem Ibfen fpricht
in den denkwürdigen Sätzen: ..Ich muß jedenfalls fagen. das einzige. was
ich an der Freiheit liebe. ift der Kampf für fie; um den Befiß kümmere ich
mich nicht , . . Der Kampf für Freiheit ift ja nichts anderes als die
befiändige. lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit
anders befitzt als wie etwas. wonach er firebt. der befiet fie tot und feelen-
los; denn der Begriff der Freiheit hat ja gerade das an fich. daß er.
während wir fnchen. fie uns anzueignen. fich mehr und mehr erweitert.
Wenn daher jemand während des Kampfes fiehen bleibt und ruft: ‚JLU
hab' ich fie!‟ - fo beweift er eben dadurch. daß er fie verloren hat!‟
Wir kä mpfen heute wieder um die Kunft. Auf taufend Arten»
mit -taufend Wünfchen. den Blick nach fo viel Zielen gerichtet! Wit find
wieder Gottfueherl
Aber Friedrich Niehfihe meint in feiner Schrift iiber David
Strauß. in Deutfchland fei der reine Begriff der Kultur verloren ge-
gangen. Denn: ..Kultur ift vor allem Einheit des künftlerifihen Stils in
allen Lebensäußerungen eines Volkes." Gerade zu Nietzfches Zeiten (ab
die Kunf't und lag befonders das Theater in Dentfchland fo tief dami'-

der. wie nie zuvor und nie nachher. Große fchöpferifche Geifier gab es in jenen Jahrzehnten nicht. Der letzte. deffen Odem noch aus frifcher Vergangenheit hätte wehen können - Friedrich Hebbel -. war nicht erkannt. und ebenfowenig der andere. der fchon an der Schwelle der nahen Zukunft fiand: Henrik Ibfen. Das deutfche Theater verfirl ganz dem Epigonentum. der Nachahmung des hohlen franzöfifchen Salon-gaukelfpiels und der Philifterei. Nießfche d urfte über den jämmer-lichen künftlerifchen Ausdruck der vielgepriefenen deutfchen Kultur fpotten. Aber der große Individualift würde ni>7t minder. wie über gewiffe grimaffierende Herren- und Ubermenfchen. auch über die dreifien Schul-meifierfeelen lächeln. die die Einheit des künfilerifchen Stils einer Nation. einer Kultur. für ihren engen privaten Gefchmack einfordern. Nießfches „Einheit" konnte natürlich nur die Vielheit (innerhalb der charakteri-ftifihen Grenzen eines Volkes) fein. Diefe Grenzen feßt aber nicht die Theorie. fie ergeben fich von felbft aus dem Wefen der künfilerifchen Taten eines Volkes. Was der philofophifche Tadler eines unfrurbt-baren Zeitalters verurteilte. war ja die liberfülle des gelehrten Ge-fchwäßes der Bildungsphilifter und der damals herrfchende böfe Mangel an Taten. an echter Produktionskraft.

Das fäföpferifche Müffen entfcheidet. Mißlungene Werke. aus einer Vollkraft. aus innerem Zwange. aus einem großen Wollen entftanden. find viel wertvoller und fiihren höher hinan. als kleine Gerechtigkeiten. Eine tadellofe Kultur ifi keine. Ein Stil. und wäre er noch fo national zurecht-gelegt. der nicht unwillkürlich und unbewußt aus neuen T a t e n blüht. ift Phrafe und Schwindel. Alle Kunfi ift eine Tochter der Not -- man kann dann das Wort erweitern und fagen: der Notwendigkeit. Von einem laftenden Drucke befreit fich der Künftler. wenn er fchafft! Er gehorcht feiner inneren Not. Und auch die Empfänger. Zufchauer und Zuhörer macht nur aufrichtiges Bediirfen zu Empfänglichen. W e n n das Bedürfnis wieder erwarhe. fagt Zarathuflra der Gott. kehre er wie der . . . ..An die Not". die Gebärerin alles Großen. hat Richard Wagner im dunklen Vorgefühl der tiefften Erkenntnis. feinen mächtigen Hymnus gerichtet.

Diefe Not ift der felige Verdruß. das unglückliche Glück der Zeugen-den. Ifi ein innerer Zuftand. -- den jeder zu teilen fähig fcheint. der eine kiinfilerifche Seele hat. gleichviel. ob ibm ein Gott gegeben oder ver-wehrt hat. zu fagen. was er in einfamen Wonnen leidet . . . Wir können diefes Drängen ohne weiteres die künftle'rifohe 11 n z u f r i e d e n h e i t

nennen. die nur in feltenen Augenblicken der Erlöftheit fatweigt und einem Frieden der Vollendung weicht.
Die Not Riatard Wagners ift ein pfyatifater. kein ökonomifater Zu-fiand. Denn von der m ater i e l l en Not läßt fiat fogar fagen. daß fie im allgemeinen die Keime des Talentes zu erdrücken pflegt. Nur das Genie ringt fiat unbedingt durat. Satlimmer freiliat als das Darben ift das Satwelgen. Der holländifate Diatter van Eeden hat in einem feiner mutigen Vorträge. die er vor den Milliardären Nordameri-kas hielt. die Fäulnis der überfättigten. der mit Macltt und Reichtum (Iberladenen. als den Kern alles fozialen Ubels der Menfchheit bezeichnet. Das Drohnentum ift der Erbfeind auat des geiftigen Staates. Und es läßt fiat in der Tat ein gewiffer Zufammenhang zwifaten den ökonomi-faten und politifaten Verhältniffen eines Volkes auf der einen Seite und feiner geiftigen und künftlerifaten- Kultur auf der anderen feftfiellen., Wo die Bühne - um wieder von der mäattigften aller künftlerifchen Äußerun-gen. der dramatifaten. zu fprechen - zum Vergnügungsetabliffement der Auftern-Effer entartete. war ihr der geiftige Tod fiater. Der finanzielle l'lbermut in den Gründerjahren hatte fiat auat das Theater und die Theaterdichter erobert. Und noat etwas war die Urfaate jenes Tiefftandes des deutfaten Dramas in der überwundenen Periode; dem Wefen des deutfaten Volkes vor jedem andern ift die Sorge die Mutter feiner Taten. Die plötzliche politifate Wandlung. das Entfiehen des mäattigen National-reiches fand ein kleines künftlerifches Gefchleatt. Jn der furattbarften Zerriffenheit und Erniedrigung Deutfchlands blühte das geifiige Deutfch-land der Klaffiker. Das Jahr 1870 zeitigte unmittelbar nur - Herrn von Wildenbruat.
Neuer Kampf. neue Not mußte kommen. den Boden umzupflügen. Sie kamen uns nicht von außen. fie ftiegen empor aus den Tiefen unferes verworrenen fozialen Lebens. aus der taftenden Sehnfucht der Geweaten. die die alten Träume und die alten Ideale verloren hatten. Eine fo vie(-geftaltige Gottfuater-Sehnfuatt regte fiat. wie in der voratriftliaten Zeit. Es erfüllt fiat immer. was in eatter Sehnfuatt gerufen wird. So braufte gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts der Sturm und Drang herein und warf die morfchen äfihetifaten Altäre in Trümmer. Gerade ein Jahr-hundert nach der großen politifaten Revolution erlebte Deutfatland feine - Theaterrevolution.
Die Revolution des jungen Geiftes war gegen den hohlen Satein. gegen die tote Form und gegen die toten Götter geriattet. Denn alle

diefe Toten waren damals auf dem fogenannten Kunfitheater mächtiger als das verachtete Leben. Wie ein Prophetenwort. das die fatten Philifter traf und nach dem Umftürzer. nach Ibfen. rief. klingt uns heute der Sah Ri ch a r d W a g n e r s : ..Alles hören und fehen diefe Gemütlichen gern. nur nicht den wirklichen. unentfiellten Menfchen. der mahnend am Ausgang ihrer Träume fieht. Gerade diefen miiffen wir nun aber in den Vordergrund ftellen."

Jede große und echte Bewegung fchwillt im Frühling über die Ufer. fiürzt hinaus über die Ziele. N i e hf ch e s Antichrifi und Immoralift. der Born aller. die im heiligen Zorn gegen die engherzige Heuchel- und Doppelmoral der Legitimiften entbrannten. richtete in Feuerköpfen Verwirrung an. von denen etwa 'Hermann Bahrs Jugendefelei ..Die Mutter" Zeugnis ablegt. Der Kampf gegen den lähmenden Zwang der Konvention förderte in feinen Auswüchfen die Auflöfung aller Form. obwohl jeder charakteriftifche Inhalt feine ihm angemeffene Form braucht. Die faure Milch abgeftandener Moralrührftücre wurde vielfach vom Spiritus der Petroleure erfeßt. Und die Zertrümmerung des Monopols der Aufkerneffer und Komteffen. die aus dem Leben einen Maulaffenfalon und aus dem Theater ein Vergnügen der fogenannten guten Gefellfchaft gemacht hatten. verführten zu dem gegenteiligen Extrem. daß man eine Zeitlang nur mehr die Lumpen und Lappen des körperlichen Elends und der hageren Armut ausbreitete.

Heute fiehen wir von diefer Zeit des Fanatismus fchon fo weit ab. daß wir die Zufammenhänge - und nicht etwa bloß die ..literarifchen" -- erkennen. Sie liegen vor uns klar auf dem fozialen und auf dem ethifchen Gebiete. Der määftige Zug der Geifter. die u n b l u t i g e f o- z i a l e R e v o l u t i o n zwang die Befihenden. die Sorglofen. die Selbftfüchtigen wenigfiens zu ihrer äfthetif chen Unterwerfung vor den Forderungen der Enterbten.

Die Dichter find keine Propagandiftenz nur in einem leßten Ziele und an den erften Ausgängen begegnen fie den weltlichen Kämpfern, Wer aber kann leugnen. daß der Freiheitskrieg unferer Jahrzehnte mehr als der irgend eines Zeitalters in der Dichtung und befonders auf der Bühne geführt wird? Der Kampf um das Recht der Perfönlichkeit. die Erziehung zum Adel der Höhenmenfchen paart fich in den Dichtungen der Zeit mit dem fozialen Geifie. Das Merkwürdige gefchieht: Nießfche und Marx. unverföhnliche Gegner in ihren Programmen. find Dioskuren geworden. find verföhnt. Niederbrechen die alten Vorurteile der Moral.

Die Befreiung des Weibe's aus der Knechtfchafy in die fie die chriftliche Weltordnung gewiefen hat, beginnt mit Ibfens Nora und hallt in Wedekinds tragifcher Groteske „Mufik" in eine fchaurige Wirkliäykeit, die noch immer an der Frau verfluchy was fie dem Manne geftattet. Mit allem Hohn gegen die nicht bloß doppelfeitige- fondern auch unfittliche Sittliaykeit - unfittlicl» weil fie fich an den Naturtrieben und an dem Selbftbeftimmungsrechte des Individuums vergreift - Hand in Hand mit diefer Moralentfumpfung geht die frhonungslofe Enthüllung des verheerenden fexualen Dämonismus. Strindbergs Tragödien und Wedekinds Tragikomödien find grelle Blutlichter auf dem Blachfelde des Mörders Eros.
Alle diefe und ungeziihlte andere ethifäye Strömungen find ausgegangen von den Iahren- in denen nach langem maraftifchen Stillleben die Ilmwertung überkommener Werte begann. Daß damals Frühlingstolle in alte heilige Tempel (Sihillerl) Feuerbrände fchleudern wollten - was hat es eigentlich gefchadet? Solche Tempel konnten nicht verbrennen. Wohl aber wurde das Land frei. Der a u f r i ch t i g e Menfch fchritt wieder über-die Erde. ErF den eine After-Theatralik verbannt und eingefperrt hatte.
Den deutfchen Naturalismus pflegte man zuerfi Ibfen in die Sihuhe zu fchieben. Heute gefchieht das kaum mehr. Es ift ja auch im Prinzip falfcl» einen Bahnbrecher für alle Folgen feiner Ideen verantwortlich zu machen. Gewiffermaßen Folgeerfcheinungen ihrer Meifier find auch die mißverfiehenden Nießfiheaner und die mißverfiehenden Wagnerianer. Mit den Lehrenf die vor kaum zwanzig Iahren - (und heute fchon längfi vergeffen) Schlaf und Holz in ihrer Dogmatik des naturali|ifchen Dramas aufgefiellt habenx hatte Ibfen nur geringe Berührung. Sie und mit ihnen eine Reihe von reinen Zuftandsfchilderern in den Bühnenwerken jener Tage fordertent daß das Kunfiobjekt gar keine innere Beziehung zum Dichter haben dürfe. Kalt- ohne Parteinahme- habe er lediglich zu beobachten und wiederzugeben. Das innerlich unwahre Tendenzftück der Franzofen hatte eine gefunde Gegnerfchaft bis zu diefem Extrem verführt, Wohl aua) der mangelnde Wirklichkeitsfinn in der idealiftifchen Srhiller-Dramatih die zum großen Teil eine geniale und theatralifch wirkfame Paraphrafe abftrakter Ideen war. In Schil l e r s Stücken werden die großen Wirkungen von der dramatifchen Situation7 dem Temperament und einer fozufagen politifchen Triebfeder gefchaffen. Seine Bühnenmenfchen find - mit wenigen Ausnahmen -- nicht gleichmäßig im Innern durchhellte Organismenz ein einziger fcharfer

.
„..ZZC ?HÄW =2 2;”.
»xt-:3J76TÄ- .;..„..„.Y.„
„Bw-.MRNQYQ 090%,.»
.» ¢...3==.;,~..r?.fl
‘0’»-
"_...v- ~0- .I-w-fl
F... "I .

Das Theater der Gerrit-.cher
Hermann Kir-nz::
..--
Die Befreiung des "LL-.res aus der .Krcöiti-imft. in die fie die ihr-ffiliche Weltordnung gewicfin bar. beginnt n it :ibiens Nora und hallt i1- Wedekinds tragiiiher Greteske ..Mnfik" in ci'.- f-.ranrige Wirklichkeit. die noch immer an der Fran verflucht. was iii dem Manne geftattet Mit alle-.n Hohn gegen die nicht bie-ß doppclfeitigc, *ende-rn auch nnfirtliche Sinne*: keit -- unfittliäj. weil fie fich an dcn Nate-:trieben und an dern Selbftbeftimmungsrecht: des Individuen-r? *.-crgi'eift - Hand in Hand nit dir-ick Moral--ntiumpfung gibt di.- ieijornnpelrfe Enthüllung des verheerenden ferxtalcn Dänxonismu-L. Stkii'ki'ergs Biggi-dien und Wedekinds Tragikoncödier. find grelle Bl-tiliwter auf t-.-m Blachfelde des Mördeis Eics, '.'c'le diefe und ungeziibtte andere cthifcre Strömungen iind ausgegangev--n den Jahrin. in *.-cnen nach lang-.m n-.iraft-'fihen Stillleben die 'i'm-rrertnng iibeckomt-tencr 'LL-:rtr begann, L-iß dem-:ils Friihlingswlie in arte heilige Trim-ei (Sibilleria Fenerbr-'inde f-hieud.1n worlten -- was bat es e-aentiicb zeicbaket? *solch-.- Tempel krnnten nicht verbrennen. (FL-*lil aber nurde das cant* frei. Der a u f r i äf t i ge Menich fchritt wieder über die Erde. Er, '.cr, -L-*x After-Thearralik verbannt und eingefperrt hatte.

Ten dent-:nun i.-'.:r-iralisnus r-_ilcgx man Hurt-fl Ibfcn i'.
die San-ie zi. Miet-n. .Hent- :fricl-ielt das kaum mehr. Es tft ja auch in. Prinzip faißh. einen A-ahnbxecher fiir alle Folgen feiner Ideen ner-ir;-irtrrjich zu umher. Eenifitrrtaßm Fclgeerfäfeinnngen ihre* ?linie-r fit-o auch die mißv-*rf'rehcnden N *Yyhianer unt die mißverfrtherben ?lil-'g-i-eriai*.r. Mit den Leki-en. :ie vr! kannt zwanzig Jahr-n - (und bei-t. :ot-ut [är-git v1 rgefie i) 3 *Olaf und .Holz ir. ihrer Dogmatik des natur 7.1i-*"- ?>i-*r Dramas .trifft-*reite haben. hatt*: *Il-fen nur geringe Berührung -.-. -e .-.d :du ir-.- 1 in." Reihe von rein-n Znftardsfchilderern in dcn ""4" „pur-*yu- Z ne' ?age forderten. daß dad" Knnfirbz'ekt ger keine inn-*re ::.. :wi-ter haben dürfe. Kalt. rhne Parteinabme. b;-be er *-1 -.- n-..n iii-d triedw'xuprltrn. Des innerlich unwahre ?zn-rät-"ne *"ei Frauenfo- lin-te e-.in- gefunde Gegncrfchaft bis, zu diritt-
*-
d rie-,eben ?li'eil zur'; :nr mangelnde Wirkliäjkeit-..finn ii. d-'t "ki .Nur-en SuM-r Neutrik :ie zum großen Teil eine geniale -*! c" *;. .-..rlifch wird-:ue kan-brake abiiraktrr Ideen war. "J" S .1- -'
. * r Z' Stücken *.erdc' 2.2 (zi-ofen Wirkungen von der drama-,Ziel rn ; "---
.- i". dem Trap-"WWW, ind eine! friiifagen politifiben Trim-.*-
-i-aiien. T- -.-e Bnkmenmeriäqen find - mit wenigen Ati-nern *1. --
nid. :letter-..um in* :inn-:n d1 *.*chhcffie Organismen(ein einzie- Kim-:fer
-'--":.-.* -. :r ,
.
["1" _ak-J*
4....- _..-;. -__..
**_4 ...c-4....* p._-.___
"_fi" ,

Jean-Francois Millet:
Novemberabend
(Berlin. Nationalgalerie)
Tert _von Walter Genfel

Lichtfirahl fällt in fie hinein und beleuchtet fie genau nur fo weit. als für ihre befiimmte Aktion im Drama von unmittelbarem Belang ifi. Goethe dagegen hat keinen Menfchen ins Leben feiner Dichtungen gefeßt. den er nicht vollkommen überfehen. durchfchaut und in den perfönlichen Bedingungen feiner Handlungen erkannt hätte. Das gleiche gilt - mit einigem Vorbehalt. weil feine grüblerifche Pfychologie fich gerne in Winkeln und Schluchten der Seele verlor - von Hebbel und im hohen Maße von Ibfen. Noch deutlicher als bei Hebbel. der in „Herodes und Mariamne" das erfte große Freiheitslied des Weibes. den erfien dichterifch' gültigen Anfpruch für die vollen Menfchenrechte gefchaffen hat. - noch deutlicher wuchfen bei Ibfen aus den Menfchen die Ideen. ..Dichten heißt Schauen" _ fagt Ibfen. Das Prinzip der unbeirrbaren Beobachtung. der Wirklichkeitstreue hat Ibfen mit den Naturaliften gemeinfam. Aber f e in Schauen glitt nicht an der Oberfläche der Erfcheinungen hin. es war ein Er-Schauen und Er-Gründen.

Erft allmählich erkennt die Welt. daß Ibfen die Grundlage einer neuen künfilerifchen Kultur im Drama ift. Ich fehe hier von feiner Bedeutung als Nevolutionift der modernen Gefellfchaft ab. Ich fafie ins Auge. wie alles Wachstum. das heute in verfchiedenen Farben und Formen empordringt. aus feinen Wurzeln ftammt. Ihm weit abgewandt fcheinen z. B. die myftifchen Neuromantiker. Der Stil Maeterlincks. d'Annunzios. Hofmannsthals i| tranfzendental. verleugnet den äußeren Naturalismus Ibfens. Aber wer - wie Ibfen in „Baumeifier Solneß". ..Klein Eyolf“ und ..Wenn wir Toten erwachen" - wer hat das Unausfprechbare fo fühlbar. fo greifbar gemacht?! Wer wie er hat das Schickfal aus dem dunklen Blute des Menfchen gerufen?

Und die Gipfelgeftalt der Menfchendichtung; die Tragikom ö die. Sie. die der Weisheit und der Dichtung Schluß ift. weil fie das ga n z e Leben und nicht die täufchende Ekfiafe eines Augenblicks erfaßt . . . Sie. die erfchütternde und erlöfende. die alle Potenzen des Tragifäjen und des Komifchen unendlich erhöht: Sie ift in der ..Wildente“ und in „Hedda Gabler“ gefchaffen und gekrönt worden. Weiter hinan ift auch der lautefte tragifche Laäjer. ift auch Bernard Shaw nicht gedrungen. Shaw fpricht nur bewußter. in Pointen und Parador-en aus. was Ibfen. ohne dariiber zu reden. zum Inhalt feines Werkes machte: es könne nichts im Menfchenleben fo luftig fein. daß es nicht auch tieftraurig wäre - und es ift das Tragifche des Traurigen. daß das Tragifche am Ende auch - komifch fein muß . . .

Die Formen Jbfens find an die Endlichkeit gebunden. Die fie als fklavifche Epigonen naihahmen. find die fchleehtefien Hüter feines Erbes.
Man fchilt unfere künftlerifche Kultur ein Chaos. weil fie gärt. weil ihre Äußerungen einander oft widerfprechen. Aber fie hat einen gemeinfamen Nährboden; der ift die E r d e. die Ibfen umgepflügt und die unfere Naturalif'ten mit dem Dünger ihrer unduldfamen Wahrheitstreue gepflegt haben.
Und dann ift noch etwas. was über Ibfen und Shaw und Gerhart Hauptmann und Artur Schnißler und Strindberg und Oskar Wilde und Wedekind hinausgreift und die Einzelnen weit überfpannt. Ia. was fie insgefamt in das Verhältnis feet von Wirkungen gegenüber größeren Urfachen. So groß ift nämliüj keiner. weder ein Goethe. noch ein Schopenhauer. noch ein Bismarck. noch ein Wagner. noch ein Ibfen. daß er etwas anderes fein konnte als ein Erfüller. Immer wieder in anderen Forrnen - wiederholt fin) die Antizedenz der Propheten vor dem Meffias. die Antizedenz des Bedürfens vor dem Genie; und das Genie felbfk ift nur das vollkommenfie Produkt der Forderungen. der Notwendigkeiten feiner Zeit.
Das Theater. fo fchlimm auch feine Urgeftalt von Spekulationen und Mode. von Torheit und Banalität verdunkelt und verhüllt wird. das Theater ift einer Wachstafel zu vergleichen. in die die Menfchheit ihre geifiige. ihre philofophifche und religiöfe Entwicklung eingeprägt hat. Es hatte zu allen Zeiten einen rituellen Charakter -- und der war wandelbar. Deutlich ausgefprochen war die gottesdienfiliche .Handlung der Tragiker im alten Hellas. Froher. leichtfinniger gab fich der Fatalismus in den Stegreiffpielen der Sizilianer. Die Forfchung hat dort auf Sizilien die Urheimat des Theaters entdeckt und nennt den Mimus als erften der Vorväter. Das Fatum der Griechen weht uns aus weiter Ferne an. wenn eine Tragödie des Euripides oder Sophokles erfchütterte Gemüter zu fremden Göttern trägt. Völlig erreichen wir ihre Nähe nie wieder.
Die Weltanfchauung fcheidet uns. Man kann geradezu von einem Stoffwechfel der Probleme fprechen. wenn wir etwa die „Elektra" und den „Ödipus" des Hofmannsthal den beiden Tragödien des Sophokles gegenüberhalten. Je forgfamer der neue Dichter mit feinen zitternden Nerven. feinen leifen Hauchen. feinem Schwelgen in Farben und Tönen fein Gebäude dem alten Bau der .Handlung einfügte. um fo

erfiaunter werden wir des Wandelbaren im Unwandelbar-Menfchlichen inne. Die Taten. die im „Ödipus" des Sophokles vom Schickfal und vom Orakel. alfo vom religiöfen Dogma abhängen. fie werden aus dem Blut des Hofmannsthalfchen Ödipus geboren. Der neue Ödipus handelt nach feiner ererbten Veranlagung. Die Naturwiffenfchaft hat den Glauben verdrängt.

Und wir können fagen. daß die philofophifche Entwicklung der Menfchheit durchaus Schritt hält mit der Entwicklung des Dramas. Der kirchliche Myftizismus auf den Myfterienbühnen deutfcher Vorzeit und bei den fpanifäfen und deutfchen Romantikern. der theiftifche Freifinn Leffings unter dem Einfluffe Spinozas; der kategorifche Imperativ Kants in Friedrich Schiller. der die Pflicht. das abftrakte Ideal hoch über die Innerliihkeit ringender Menfchenfeelen ftellte; und heute das Zeitalter Darwins. Mit Hebbel ift Stirner dämonsverwandt. der den ..Einzigen und fein Eigentum" gefchrieben hat. Der Anarchismus Stirners lebt jetzt. ein halbes Säkulum fpäter. wieder auf in Shaws fchallender und täufehender Lufiigkeit. Schopenhauer und Richard Wagner find Brüder. die unendliche Ahnliehkeiten und unendliche Gegenfäße haben. Im gleichen Verhältnis zu einander fiehen. ohne daß fie fich kannten. Friedriäi Nießfche. der den Einzelnen zum übermenfchen. zum Herrn und Gott werden fieht. und Henrik Ibfen. der mit Grimm und Haß und Liebe das allgemeine Reich der adeligen Menfäfen. das dritte Reich. auf unerreichtem hohem Berge gründet. Der Materialismus Büchners. diefe Frucht Voltairefcher und Darwinfafer Götterzertrümmerung. rief die fireng naturaliftifche Dichtung hervor. Aber horchl Märchenklänge in Hauptmanns „Hanneke“ und ..Verfunkener Glocke". Hegelfche Gefühlserkenntniffe erhellen die Maeterlinckfchen Dämmergeftalten und Vifionen. Und unbewußt ringt. mit Ibfen und Nietzfche im Bunde. unfere ganze junge Dichtung empor zu der neuen Religion des Monismus. die den Gott nicht mehr außerhalb und oberhalb unferes Seins fuchtz die kein Diesfeits kennt. weil fie den Traum vom Ienfeits ausgeträumt hat; jene moniftifche Religion. die fchon Goethe hatte. als er fchrieb:

„Was wär' ein Gott. der nur von außen fiieße.
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's. die Welt im Innern zu bewegen.
Natur in Sith. Sich in Natur zu hegen.
So daß. was in Ihm lebt und webt und ift.
Nie Seine Kraft. nie Seinen Geifi vermißt."

Ju diefem unabweisliaten Zufammenhaug betraattet. ift die Bühne auat heute. ihrer taufendfaat verleugneten und doat niatt vertilgteu Befiimmung nackt - das. was fie fchon in den uralten Tagen des Mimus gewefen: die Stätte des freudigen Gottesdienftes. Die Probleme der Diatter. ihre dramatifaten Stile haben fiat fo zu fagen mit den - Göttern verändert . . .
Laßt uns Gottfuater fein. laßt uns unzufrieden fein! Aber iat rufe uur die ewige Unzufriedenheit der Fortfatreitenden. Niatt die alten Hemmfatuhe. Nicht die Jmpotenten. die niatt leiden mögen. daß ihnen die Welt mit jedem Tage mehr davon-wäatft. Niatt die Peffimiften und Quietifteu. und niatt die - Kunflfatulmeifter. Auat felbft vor folchen. die glauben maaten. es treibe fie die heiße Sehnfuatt naat der höheren Zukunft. i| mitunter Vorfiatt geboten. Es gibt eine M o d e d e s Ü b e r win d e r - t u m s, Es gibt Leute. bei denen jeder Tag fozufagen das Geftern auslöfcht. - Leute. die im Radieren ihrer Meinungen eine fabelhafte Virtuofität befißen. Und auf dem anderen Ufer fiehen die Unentwegten. die niatts belehrt. niatts überzeugt. Goethe nannte fie ..unbegabte Menfaten“. und Bismarck urteilte ähnliat über die heilige Prinzipientreue der politifaten Parteien. Ich meine. ein e h r l i at e r überwindet feines alten Glaubens kann doat nur d e r fein. der von diefem Glauben w irkliat erfüllt war. Nur folate Uberwinder. Selbfiüberwinder. die unter dem ernfien Gefeß ihrer |etigen inneren Entwicklung ftehen. kommen im Kampf der Geifter in Betraatt. Die anderen. die Derwifate. die naat jedem Taktfiock tanzen. verwirren bloß.
Ein Ziel. wie es die Stil-Theoretiker feßen möatten. hat unfere dramatifche Kunft allerdings niatt. Das moderne Theater i| weder die ..moralifate Anfialt" im Sinne Schillers. noch will es eine Hilfe für den »- übrigens immer etwas dubiofen - Gefatichtsunterriatt fein; noch fatreibt es den Diattern irgend eine andere beftimmte Tendenz vor. Doat tragen die ftärkften künftlerifaten Dramatiker der Gegenwart ihr ethifates und religiöfes Glaubensbekenntnis in die gefatauten Gefialten. Spaunt fiat über fie der Horizont einer ziemlich einheitliaten (der moniftifaten) Weltanfatauung. fo möchte ich d ar i n noat nicht den Beweis eines aus gemeinfamem Grunde waatfenden Kunftflils erblicken. obwohl fiat immerhin iu einem tieferen Sinne das Wort Grillparzers zu erfüllen fateint: ..Seit man nicht mehr in die Kirate geht. ifi das Theater der einzige öffentliche Gottesdieuft.“
Für die Kunft im allgemeinen. für das Theater im befonderen ift

etwas anderes von entfcheidender Bedeutung geworden. Etwas. das fich nicht aus grauer Theorie ergeben hat. vielmehr unleugbar am Lebensbaum gewachfen ift. Etwas. das wir nicht erfonnen haben. das wir alle ganz einfach fühlen:,Wir fu äfen in den alten Kunf'twerken und in der neuen Kunfk nicht Konfiruktion und Dogmen. wir fuchen keine Haupt. und Staatsaktionen - wir fuchen : den Menfchen.

Den Menfchen. unverhüllt und wahr. wie ihn die Natur als ihr Meif'terbild gefafaffen hat. gleichviel. ob feine Brüder ihn böfe oder gut nennen. Wir entkleiden den Menfchen feines Purpurs und feines Bettlermantels. Der König. trop feiner Krone. hat Zutritt nur mehr. wenn er als Menfäf uns erfchüttert. intereffiert oder erheitert, Die Zeit der .Serben und Riefen ift vorbei.

..In altergrauer Zeit
Stieg oft ein Gott zu fellgen Menfchen nieder.
Zu Leda kam. zum fürfllichen Admet.
Zur ftreng verwahrten Danae ein Gott.“

fagt Grillparzers Hero. Aber auch fie weiß es fchon:

..Nicht Götter fieigen mehr zu wüfien Türmen."

Das Niederfteigen von irgend einem fernen Himmel ift vorbei. Das Wunder fchwebt nicht mehr ü b e r uns. es lebt in uns. Das Göttliche fenkt fich nicht von fernen Idealgefiirnen herab. es ringt fich aus unferen Tiefen. aus dem Innern der Menfchenbruft. durch alle Nacht und Not empor. Die Dichter kennen nicht mehr den Gott. ..der von außen |ieße. im Kreis das All am Finger laufen ließe" . , .

Eigentlich war der Gegenfaß zwifchen der Menfchen- und Hero-Zndichtung fchon durchaus virulent. als Goethe und Schiller die Freundfchaft des Erdenfohnes und des Himmelsträumers fehloffen; als Schiller an den uns über alles teuren ..Menfchlichkeiten“ des legitimierten Helden Egmont bitter Ärgernis nahm und Goethe dagegen fagte: ..Das Drama ift die künftlerifche Ausdrucksform eines feelifchen Problems und feiner Löfung. die fich ohne Rüäficht auf das Sittengefes vollzieht.‟

* Unferer Dichter. unferer darfiellenden Künftler heißerfehntes Ziel ift: der wahr dargeftellte Menfch. ..Der Menfch“ - das ift die Unendlichkeit. Das ift die nie erfchöpfte Fülle neuer Wefenswahrheiten und ifi zugleich die Einheit und das allein Ewige in der Kunfi,

Wir lernen das auch begreifen. wenn wir dabei find- das Ewig-menfchliche aus den zeitlichen Formen uralter Dichtungen zu retten.
So verwirrend mannigfaltig die Stilgattungen der neuen Dramatiker find, fo gegenfäßlich fie auch fcheinen: alle Dichtung hat doch, ohne daß man es wollte7 ein einheitliches Ziel gefunden.
Die Zeit der Götter und der Helden ift vorbei . . . Wirklich? Ana) die der Helden? Aber gebührt denn der Heldenname dem Schwert-fchwinger allein? Dem Feldberrn oder dem Fürfien? . . .
Ich fehe Helden . . . arme. nackte Menfchenfeelen . . . Ich fehr Helden, - ringend um ihre eingeborenen Rechte . . . gegen Macht und Gewalt . . . ringend mit furchtbaren Drachen. mit zerfleifchenden Leidenfchaften . . . kämpfend und blutend . . . und hie und da ein Lachender. . . . Ich fehe die Götter. Riefen und Helden in armfeligen Menfchenleibern das immer neue Schaufpiel des Lebens fpielen. Und das Herz des Dichters erfchauert und erbebt. Und im Spiegel feines immer noch göttlichen Auges empfängt er. der Dichter, fein Teil von der ewigen T r a g i-k o m ö d i e.

Marie Schuette:
Schiller-Bildniffe
Jede Zeit macht fich ein anderes Bild von Charakter und Wefen des großen Mannes- je nachdem fie den Nachdruck auf die verfchiedenen Lebensalter mit ihren befonderen Eigenfchaften legt. Im Verein damit ändert fich die Vorfiellung von der körperlichen Erfcheinung des Heroen, der die moderne Zeit ein befonderes Interefie entgegenbringt, Man erinnert fich hierbei der jüngfien Unterfuchungen des Bachfchen Schädels und der fich anfchließenden Rekonfiruktion des KopfesF die in der Auffindung (1827) und Unterfuchung (Weläer- 1882) von Schillers Schädel einen Vorläufer hat. Derartige Rekonfiruktionen find wifienfehaftlieh von Bedeutung und als Vorftudien zu den nun einmal üblichen plafiifchen Denkmälern vielleicht von Nußen; gerne möchte man jedoch die modernen- mit felbfta'ndigen künfilerifchen Prätentionen auftretenden Rekonfiruktionszeiäynungen von Diäfier- und Philofophenköpfen mifien, da fie bei aller guten Abfieht doch nur den Weg zum Geifie der Dargeftellten verfperren.
Die weehfelnde Vorliebe fiir ein befiimmtes Porträt eines Dichters kennzeichnet den Gefchmacf einer Zeit, So waren den Zeitgenofien Goethes die den heutigen Beichauer abfchreckendem leeren Porträtzeiehnungen von Bury künfilerifch hothbedeutende Bildnifie des Dichters, eine andere Generation fah in dem konventionellen Meyfchen Bildet und wieder eine andere in der von Goethe felbft - bis auf den gefpannten Gefichtsausdruck - hochgefchäßten Rauchichen Altersbüfie die vollwertige Goethedarfiellung. Gewiffe äußere Umftände bedingen ficherlich die geringere oder ftärkere Vorliebe für ein Bildnis- aber fonderbar muß es immerhin erfrheinent daß die Goethebildnifi'ex die dem mit dem Material Vertrauten als die bedeutendften erfrheinen- am wenigfien bekannt und gefchäßt find. Man denkt dabei an die ehemals im Tiefurter Schlößchem erft feit Anfang diefes Jahres im Goethehaus aufbewahrte Jugendbüfte von Klauer- an die fchöne Krausfche Zeichnung aus den erfien Weimarer

Jahren. an das herrliche Bruchftück einer ebenfalls von Klauer. unter dem fichtlichen Einfluß der großaufgefaßten Trippelfchen Darftellcung. modellierten Terrakottabüfte. an das Sebbersfche Porträt auf der Taffe _ um das Wichtigfte zu nennen.
So f'tark wie bei den Goethebildniffen hat wohl felten die Auffafiung gefchwankt. Sie bewährt fich bei den Schillerbildniffen als eine weit fietigere. Der Grund liegt in ihnen felbft: fie zeigten bei weitem niäjt die künf'tlerifchen und - als eine Folge von Goethes langer Lebens- dauer _ tatfächlichen Unterfchiede wie die des Freundes. Vor allem haben fich auch kongenialere Künftler an Säfillers Kopf gewagt. der durch die fiark ausgeprägte Form der unregelmäßigen Züge leichter darzuftellen war. Schiller war hoch und fchlank gewachfen. während Goethe unter- feßt war (eine Eigenfchaft. die fich gerade während der Zeit der Freund- fchaft mit Schiller durch zunehmende Korpulenz fteigerte)z feine Erfchei- nung muß man fich dabei in Wirklichkeit von imponierenderer Wirkung denken als auf den Bildern. Eine gute Vorftellung von feiner auf- rechten Haltung in gefunden Tagen gibt die gefchnittene Silhouette des mit dem Degen einherfchreitenden Herrn Profeffors und Hofrates. Sein Kopf war den Porträtifien eine dankbare Aufgabe. Dem Bildhauer durch feine charakterifiifch kraftvollen Formen. dem Maler durch feine feltene Farbigkeit: das fchimmernde Rotbraun der Haare. das zarte durchfichrige Weiß und Rot der Haut. das Blau der Augen. Die früher nicht felten aufgeworfene Frage. ob Schiller fchön war. ift müßig. Das große Ge- ficht mit der fiark vorfpringenden. mächtigen Nafe war von einer folchen eigenfinnigen fchwäbifäfen Bildung - fie erinnert unverkennbar an die Zeitblomfchen Säjwaben des fechzehnten Jahrhunderts -. daß es formal den Kopf mit dem verhältnismäßig kleinen Hinterhaupt aus dem Gleich- gewicht bringt und man bei ganz ernfthaft gemeinten Bildniffen von Karikatur gefprochen hat. Der Ausdruck muß allerdings von überwälti- gender Hoheit und Kraft gewefen fein. nach dem. wie ihn Frau von Stein ihrem Söhne fchildert - in erregten Augenblicken etwa fo. wie ihn Dannecker in feiner (meifi zu niedrig aufgeftellten und dadurch um ihre fchöne Wirkung gebrachten) Büfte feftgehalten hat. Dannecker hat hier das meif'terhafte. typifche Porträt des über alles Kleine und Klein- liche ringsum hinwegfcbauenden. rafilos firebenden und denkenden drama- tifchen Dichters gefchaffen. Bei feiner Betrachtung mag uns wol)l das fchmerzliche Bedauern kommen. daß Goethes Geiftigkeit von keinem der vielen Künfiler. denen er in feinem langen Leben begegnet ift. fo

überwältigend erlebt und verkörpert worden ift. - Dannecker fchuf das Modell 1793 bei Schillers Befuch in feiner fälwäbifchen Heimat. der auch Ludovica Simanovicz. der langjährigen Freundin feiner Schwe- fter Ehrifiophine. die willkommene Gelegenheit zu einem Porträt brachte. Es follte das befie der gemalten Schillerbildniffe werden; denn auch das fieben Iahre früher entftandene. fchöne Grafffche Bild fteht dahinter zurück in Erfafiung und Wiedergabe des For-malen der Schillerphyfiogno- mie. - In der Verfchiedenheit der Auffaffung ergänzen fich die gleich- zeitig entftandenen Porträts auf das vollkommenfte, Ludovica hat als eine Vollendung des Danne>erfchen Ausdruckskopfes die ruhige Erfchei. nung des vom Leid geklärten. milden. beinahe müden Menfchen feftge- halten. wie er fich wohl im vertrauten Kreife geben mochte.
Von den Ölbildniffen i| vor allen anderen noch das des jugendlichen Stürmer-s zu nennen. das vermutlich Anton Wilhelm Tifchbein während der Mannheimer Iahre ausführte. Es zeigt in allen Formen des heftig umgewandten Kopfes. mit den fcharf fpähenden Augen. der kraftvoll ge- fchwungenen Nafe und dem troßig feft gefchlofienen Mund die charak- terifiifchen Eigen-heiten des Schillerfchen Gefichtes. Es fieckt voll müh- fam erhaltener Erregung. - Merkwürdigerweife ftimmt die Anficht des Kopfes vollkommen überein mit dem der Simanovicz. wenn auch im Gegenfinn. und ein Vergleich der beiden. der nahe liegt. zeigt. wie er- barmungslos die neun Iahre. die zwifchen ihnen liegen. Ausdruä und Züge umgemodelt haben. Krankheit und Entbehrung hat der junge Stür- mer erdulden müff en. nicht ohne ihre Spuren von fich abwehren zu können; mehr noch als die Iahre haben fie den Ausdruck gemildert und herabge- ftimmt.
Das lehre. vor Schillers Tod von Friedrich Auguft Tifchbein gemalte Porträt mit dem roten Mantel läßt fich mit jenen nicht vergleichen. In den geglätteten. verkleinlichten Zügen fucht man vergeblich das Eigen- artige. Männlich-Kraftvolle der Schillerphyfiognomie.
Als Ganzes find die plaftifchen Porträts den bei weitem zahlreiche- ren gemalten in der Eharakteriftik überlegen. und merkwürdigerweife find alle kurz nach einander. in den letzten zwölf Lebensjahren Schillers entfianden. Franck porträtierte Schiller auf der fchwäbifchen Reife und fchuf das Modell zu feinem Bronzemedaillon. das die größte Verwandt- fchaft mit der Profilanficht der lebensgroßen Marmorbüftc Dan- neckers aufweifk. Wir wiffen von einem anderen Medaillon. das Klauer 1796 geformt. von einer Büfte. die Friedrich Tieck bei feinem Aufenthalt

in Weimar zur Ausführung der dekorativen Arbeiten beim Schloßbau 1802 modelliert hat; fie haben fich bisher mit Sicherheit noch nicht fefi-fiellen laffen. Indeffen ift. als eine der wichtigfken jüngften Bereicherungen der Schillerbildniffe. die weiteren Kreifen bisher völlig unbekannte Terra-kottabüfte aus der Klauerfchen Fabrik als eine Schenkung der Nachkom-men Bertuchs an das Großherzogliche Mufeum zu Weimar übergegangen. Mit einer kühlen Sachlichkeit hat fich der Bildhauer an das Modell ge-halten; nichts hinzufügend. nichts wegnehmend. und hat fo eine fehr ge-treue Darftellung Schillers gefchaffen. Mit Dannecker in Kopfhaltung und Blickrichtung vielfach übereinfiimmend. weicht fie in der Profillinie merklich ab. die der von Säfadow 1804 fchnell erfaßten merkwürdigen Skizze am nächfien kommt. Vor diefem Profil hat man von Karikatur gefprochen. und doch werden zweifellos Schadows Skizze und die foeben genannte Büfie aus Klauers Werkftatt der Wirklichkeit am nächfien kommen. Von diefer Büfie fei hier die Vermutung ausgefprochen. daß fie eine Kopie der verfchollenen Tieckfchen Arbeit ift. Es find ftiliftifche Gründe. die diefe Annahme nahelegen. vor allem die Draperie. die von dem 1801 verfiorbenen Martin Klauer felbft niemals in diefer Weife behandelt wird. dagegen durchaus Tieckifch ift und von ihm auf feine Nachfolger übergeht.

Weißer. fein Gehilfe. der nach Klauers Fortgang als Hofbildhauer in Weimar blieb und ein verkümmertes Dafein führte. bis er durch Selbft-mord endigte. hat die letzte Schillerbüfie nach dem Leben modelliert. Der Abguß des. allem Anfchein nach unbeendeten Modells nähert fich Dan-neäer. bekndet jedoch feine Selbftändigkeit in einem engeren Anfchluß an die Natur. Was dem Bildnis Wert und Sympathie verleiht. ift der vereinte Ausdruck von Strenge und Leiden, Der Künfiler hat das Werk nach Schillers Tod 1806 vollendet; ein Abguß diefer Faffung fieht im Goethehaus. an alter Stelle auf dem Regal im Büftenzimmer.

Bildhauer und Maler haben die Züge des toten Schiller noch einmal fefigehalten. Iagemann in jener fchönen milden Pafiellzeichnung der Weimarer Bibliothek. die durch den Müllerfchen Stich bekannt geworden ifi. Klauer. der Sohn. in einer nur in drei vollftändigen Exemplaren bekannten Abformung des ganzen Kopfes. Zwei Gipsabgüffe find von alters her auf der Weimarer Bibliothek; den Terrakottakopf aus dem Befiß des um die Rettung der Schillerfchen Gebeine verdienten Bürger-meifters Schwabe hat vor kurzem das Marbacher Schillermufeum erwor-ben. Die Tatfache. daß die Totenmaske des beliebteften deutfchen Dichters

der Allgemeinheit völlig unbekannt bleiben konnte. erfcheint außerordentlich merkwürdig und ifi vor allem eine Folge ihrer bisherigen Aufbewahrung an unzugänglicher Stelle. Der Kopf wirkt in feiner Abmagerung und Kahlköpfigkeit mumienhaft trocken und tot. und es ifi nicht zu wünfchen. daß er. etwa durch Abgüffe. zu einem alltäglichen Anblick verallgemeinert werde. - Nun gibt es neben diefer Maske einige ohne den Hinterkopf. Und im Goethehaufe fieht feit dem Befiehen des Mufeums. den Blicken aller zugänglich. in einem Glasfchrank eine Totenmaske Schillers (unfer Bild zwifchen Seite 286 und 287 bringt zu m e r ft e n M a l e eine Aufnahme darnach). ohne daß je Bedenken gegen die Benennung geäußert worden wären. Wie es die Regel bei den Goethefchen Sammlungsgegenfiänden ift. findet fich nirgends ein Vermerk. wann. wie der Abguß in feinen Befitz gekommen ift. doch muß Ruland. der erftc Leiter des Goethehaufes und befke Kenner der Goethefammlungen. wohl einen Grund für diefe Benennung gehabt haben. Indeffen haben gegen die allgemeine Ähnlichkeit diefer Maske mit der Schillerfchen Phyfiognomie Mefiungen und Vergleiche mit dem Schädelabguß und der authentifchen Totenmaske der Bibliothek zur Gewißheit ergeben. daß fie nicht echt ift. fo daß man fie aus den Schillerbildniffen wird ftreichen müffen. Ein über dem Leben geformter Abguß. wie man zunächft wohl meinen möchte. um die in Wirklichkeit recht lebens- und ausdrucksvoll wirkende Maske Schillern zu laffen. ift durch die Art des - völlig unberührten - Abgufies der Augenpartien ausgefchloffen.
Zwei Schillerbildniffe hatte Goethe in feinen Zimmern. den Blicken ftändig fichtbar. dargeboten: die fchon erwähnte Weißer-fare Büfie von 1806 und Müllers Stich naäj Graff. Die übrigen Porträts aus feinem Befiß. wie der erfie prachtvolle Bronzeabguß des Franckfchen Reliefs. find Medaillons. und von ihnen ift das in diefem Hefte (zwifchen Seite 270 und 271. in geringer Verkleinerung) wiedergegebene nur in den beiden (Bronze- und Gips-) Abgüffen des Goethehaufes bekannt, Iede Bezeichnung fehlt. doch wird man es dem Alter des Dargeftellten nach unbedenklich in die neunziger Iahre fehen. Ungefucht fiellt fich die Erinnerung an die Franckfche Medaille ein. und die Behandlung ift hier und dort fo ähnlich. daß man auf die gleiche .Hand fchließen und in dem kleineren Relief eine Vorarbeit Francks zu dem größeren fehen muß. Den mageren. unfertig wirkenden Kopf hat er durch den Lorbeer-kram. die mehr ins Breite gehende Anordnung der Haare und die Verbreiterung des .Halsabfchnittes zu der gewünfchten Wirkung

innerhalb des Kreisumriffes zu bringen gewußt. Die weiteren Schiller-medaillons. die Goethe befaß. find erft nach Schillers Tod entftanden. Ein höchft merkwürdiges. leider fehr verdorbenes Wachsmodell zu einem zweifeitigen Gedächtnismedaillon geht auf Goethes Anregung zurüä. für den Meyer den forgfam getufchten Entwurf (jeßt im Großh. Kupferftich-kabinett zu Weimar) hat anfertigen müffen. Mittelbar ift auch das geniale Schillermedaillon feines Verehrers David d'Angers (fiehe die Bildtafel zwifchen Seite 270 und 271). der fich hier als ein über-rafchend verf'tändnisvoller Schillerkenner kundgibt. auf Goethe zurückzu-führen. Die Zeit der Entftehung ift nicht bekannt. auch Davids Bio-graph Youin hat fie nicht ermitteln können. Sie ift erfichtlich als Gegen-|ü> zu der fehr feltenen bronzenen Davidfihen Goethemedaille entf'tanden. alfo nach 1828. und Goethe wird fie im März 1830 mit der großen Me-daillenfammlung vom Künftler erhalten haben. Merkwürdigerweife äußert er nirgends ein Urteil darüber. ja fie ift nicht einmal von Schu-chardt in den großen Katalog der Sammlung Goethe mit den übrigen Porträtmedaillons aufgenommen worden. Soll man daraus fchließen. daß diefe Phantafie des Franzofen David über den Schillerkopf. die dem modernen Menfchen wohlgefällt. dem alten Goethe und feinen Zeitge-noffen nichts zu fagen hatte. oder gar mißfiel?

Sondern wir aus den fchnell gefehenen Bildniffen Schillers die wert-vollfien aus. fo bleiben Tifchbein. Graff. Ludovica Simanovicz. Dan-necker. Franck. Tieck-Klauer und Weißer als die Namen der Künftler be|ehen. die Schillers äußere Gefialt durch ihre Kunfi unfterblich gemacht haben. Man mag mit dem Zeitgefchmack dem einen oder dem anderen Werk den Vorzug geben. man muß fich geliehen. an ihrem tatfächlichen Wert vermag weder die Generation noch der einzelne durch fein von Temperament. Alter und Stimmung bedingtes Urteil zu rütteln.

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England
Fortfebung

Denen. die noch nie in England gewefen find. find die Landftraßen ein Gegenftand fteter Bewunderung. Sie gleichen unferen New Yorker Parkwegen. wenn fie fiä) in ihrem fchönften Kleide zeigen. find weder fchmußig noch ftaubig. Wir gleiten über fie hin. wie die Kugel auf dem Billard. ohne jede Erfchütterung, Man könnte im Wagen ebenfogut lefen und fchreiben wie daheim. wenn man nicht fürchten müßte. ein fchönes Landfchaftsbild zu überfehen. das jahrelang in der Erinnerung bleibt. . . .

Ich möchte Ihnen jeßt ganz allgemein erzählen. wie wir uns auf unferer Fahrt einrichteten. Wagen. Pferde und Diener waren um eine beftimmte Summe auf eine Woche gemietet. ihr Unterhalt war darin einbegriffen. Wir waren fiir keinen Verluft und keine Befchädigung ver-antwortlich. Jeder von unferer Gefellfchaft nahm eine kleine Handtafche mit den notwendigften täglichen Gebrauchsgegenftänden und einen Plaid-riemen mit. der Regenmantel. Tücher. Schuhe etc. enthielt. Jeder hatte fich für eine Woche verfehen. Die Koffer wurden dorthin vorausgefchirkt. wo wir den nächften Sonntag verbringen wollten. Jeden Samstag konn-ten wir uns alfo umziehen und Sonntags erfäiienen wir zum Dinner in Gefellfchaftsanzug - fo hob fich der Sonntag vom Alltag ab.

Zu den vielen angenehmen Erinnerungen. die in mir haften geblieben. gehören vor allem die kleinen abgelegenen Gafthöfe. Die Wirtshausfchilder rufen alte Zeiten wieder wach; ..Zum Lamm und der Lerche". ..Zur Weizenähre". ..Zum Gerfienkorn". Diefe ländlichen Wirt-fäfaften duften nach grünen Feldern. und'gern ruhen wir uns dort aus. Wirt. Wirtin und Gefinde fiehen an der Tür zum Willkommen-gruß und zum Abfchied. Wie fie für uns und unfere Habfeligkeiten forgten. verdient befondere Anerkennung. Keins von den fünfzig großen und kleinen Paketen kam abhanden. ja es war nicht einmal ratfam. alte

Handfatuhe. abgebrauatte Bürfien. die wir los werden wollten. in einer Satublade zurückzulaffen - unfere abgetragenen Saaten kehrten wie Tcufelsgrofaten zu ihrem Befißer immer wieder zurück. Zu dem fatönfien Eharakterzug der Engländer: feiner Liebe zur Wahrheit. kommt noch feine Grundehrlichkeit hinzu. Aber obgleiat der eatte Engländer die Wahrheit fagt. wenn er überhaupt reden will. hält er im öffentliaten Leben feine ehrliate Meinung über politifate und foziale Fragen in einem Maße zurück. daß er einem fait wie ein Heuatler vorkommt. wenn man daneben hält. was er offen und frei im Privatleben fagt. Ein Parlamentsmitglied im Rauatzimmer des Unterhaufes und derfelbe auf feiner Rednerbühne fateinen zwei völlig verfatiedene Perfönliatkeiten zu fein. Es vet-fieht fiat von felbft. daß das dort Gefagte hier als nie gefprochen gilt. Es hat miat oft gewundert. wie fiat die beiden Seelen wieder in Einklang bringen. wenn fie vor dem Einfatlafen ihr Denken und Tun überblicken. Der ganze Unterfatied zwifchen einem Radikalen und einem Liberalen in England ift. daß jener im öffentliaten und privaten Leben nur eine Meinung hat. diefer eine zum Privatgebrauat und eine andere fürs öffentliate Leben. Die Aufreatterhaltung der alten Formen. in denen kein Leben mehr pulfiert. ift ohne Zweifel der wirkliche Grund diefes Zuges im politifaten Leben Englands. der fateint zu der angelfäatfifaten Wahrheitsliebe fo wenig zu pafienz aber eine Unwahrheit hat wohl einen Rattenkönig von Unwahrheiten nötig. um fiat zu ftüßen.

Jn Horsham bekamen wir Luft. auf Abenteuer auszugehen. In einer alten. abfeits vom Wege gelegenen Lohgerberei. wo man auf altmodifate Weife grobes Leder gerbte - Pferde fiatt Dampf als Triebkraft -- unterhielten wir uns mit einem ländliaten Arbeiter; fein Woatenverdienft betrug niatt mehr als 14 Mark. Der Ort lag kaum fünfzig Kilometer von London und kaum dreißig Kilometer vom Meere entfernt. und doat hatte der ältefte Mann des Dorfes nie das Meer erblickt. und fein Bruder. der ein paar Kilometer weiter weg wohnte. hatte noch nie eine Eifenbahn gefehen. Jhr alter Meifter war vor kurzem geftorben und hatte jedem Arbeiter. der eine gewiffe Anzahl Jahre bei ihm gearbeitet hatte. zwanzig Mark hinterlaffen. Guter alter Meifier! ..Die Erben haben aber fehr neumodifate Jdeen.“ fagte der Mann. ..und haben viel Geld ausgegeben. um eine neue Dampfmafatine zu bauen.“ Sie war noch niatt fertig. und er lud uns zu ihrer Befiattigung ein. ..Sie lol(die Arbeit viel fatneller machen. aber“ - und dabei fatüttelte er den Kopf - ..ich habe mir fagen laffen. von folaten. die es genau wiffen müßen.

f
(11W, rs
T
“(1971
F
'
_ 01'11'i*;;-:1.d
cimau Gcethcbms)
(_ „
..3.,
.;'-
(.-
NK
m
c»
.cx
*ö
c.-
Q
F,
&.2
c7
j.)
g
_'..- *
0x
4.
'IWW-x C-*Mllcro
0.-*ekämn
0.
f
'If-*fnahme
Held, *7' .imat)
*don A,
pho'ogtapbifchen
2;". 7
1e Schuette
N.
Zum Aummz von M a r
IWW' (2'):

EiiL-fxbaaenfcihrt dura) England Andrew Carnegie
_W-
..Jandfti'ubg .*.bge'c-:auciz-te Bürfien, 'die :rir (oe werden wollten. in einr-
Schnblade zurückzulaflen -- uniere abgetragenen Sachen kehrten u
Teufelsgrofchen zu ihrem Befitzer immer wieder zurück., Zu dem ichönfir-x
Eharakrerzug der Engländer: ‚einer 'Li-:be zur Wahrheit. kommt noch "un-
Grundrhrlichkeit hinzu. Aber obgleich der :eine Engländer die Wahrheit
jagt, wenn er überhaupt teren willf hälr er im 'off-:ntlichen Leben feine
ehr-.ine Meinung über politifihe und foziale Fragen in einem Mbi-
:urüm daß er einem fait wie ein .Genauer oorkommt, wenn man daneben
hält. was er offen und frei im Privatleben fagt. Ein Parlamente-nit-
glied im Rauchzimmer des Unterbaufes und derjelbe auf feiner *Redner-
hühne fcbeiren zwei obt'ig verfeinern-e Perjönkichkeiten zu fein. Ed verfreh.
fiuf von felbl'f- daß das dert Geiagte hier als nie gefpro-*hi-n gilt. Es hat
mich oft gewundert. wie an, die beiden Serien nieder in Einklang
ringen. wenn fie vor dem Cinfchiafen ihr Denken und Tun überblicken.
Der ganze ?imn'lcbjrd *zwiichen einem Radikalen und einem Liberalen ie
England tft. dar'. jener im öffentlichen und ptevaten ?eben nur ein(
Meinung hat, diefer eine _mm Privat-gebrauch .ir-"c eine andi-re fürs öffent-
liche Leben. Die A--fierbqrhaltung der alte!: For-nem ir, denen kein
Leben :nei-r p:.lfic*t. iii ohne Zweifel der wirfliihe Grund diefes Zuges
im petit-Mimi Leben Englands. der fcheint zu der angelfächfifcl-.en Wahr.
heitsl'iebe it- werig zu pafie-tz alu-r eine Unrr-ahrh-*it hat wohl einen Rat.
tex-.könig von Unw-,ihrheiten nötig. um fiä- zu frühen.
In .tx-oxsham bekamen wir Luft'. auf Abenteuer auszugehen. In, eit-1
alten, abfeits vom Wege gelegenen Lohgerberei. wo man auf altmodiip
Reife grobes Led-.*1- gubte -- Pferde 'init Dampf als Tricokraf-
muenchen wir uns mit einem ländlichen Arbeiter', fein Wort-eur*:
di-nfi rftrug nicht mehr als 14 Miri De,- Lrt lag kann! fünfzig Fi!:-
-..eter von Andorf und kaum dreißig .Wien-?rer vor-.i Meere entfernt). 3.-!
:2": "tre ter auge.. Mann des Dorfes nie das Meer erbiir-'tf und* in.-
*Yr -d-r. der ein paar *kel-mem- weiter weg wcbnte. hatte noch nic "--
*izin-nr-ijin gel-:ZM ,'..le .mer Meific-r war vor kurzem giytorb--r - '
backe. "exe-u Aktie *-r. *.*r eine getoiife Anzahl Jahre bei ihm gen-c.- .-
bme. Mumie, O" .m rmtrr'aficn. Guter alter Meifierl „Die i*"'
haben aber lei.; -ieumtdifhe Ideen." fagte der Mann. „und hab-.-
Geld alt-:gcg'i-.m um e-ne neue Dampfmafchme :,u bauen.“ *' 0*-
noch kritik! fertig. und er (rd un:- zu ihrer Befihttgueig ein .-
di* 'Il-r *it vi.*lf>)1.elcer machen aber“ -- und dabei NWZ-elte- *i Le* - 1“*
.er i.. b- mir "ag-:n laffen. von folchen, die es gun-»n u*ii'-.*k >-

D a vid d ' A n g ers: PortrÃ¤tmedaillon Schillers
Beide aus Goethes .BefiÃŸ (Weimarx Goethehaus)
(Naeh einer photographllrhen Aufnahme von A. Held, Weimar)
Zum AuffaÃŸ vonMarie Schuette
DOI

daß das Leder nicht fo gut fein folk." Ifi es möglich: kaum eine Stunde von der Hauptfiadt der Welt entfernt. und doch mitten drin in einem folchen ..Tale des Schlafes". Diefes Erlebnis zeigt wieder. wie zäh der Engländer an dem fefthält. was feine Väter vor ihm taten. Der Vater diefes Mannes hätte freilich London und das Meer nicht fehen können. wenn er nicht einen ganzen Wochenlohn dafür ausgeben wollte. Sein Sohn aber lebt in derfelben Weife weiter. wie fein Vater: was für den Vater gut genug war. ift ebenfo gut für ihn. Wie mit Ketten an die Scholle gefeffelt. fuchen fie dort ihren Unterhalt. zeugen Kinder und faulen in derfelben Erde. Aber das nächfie Gefchlecht wird wohl ganz anders feinz denn auch Südengland hat jest die allgemeine Schulpflicht eingeführt. und auch diefe Landbevölkerung wird wohl einmal politifch felbfiändig werden und im Graffchaftsrat auch ein Wort mitreden.

Ich habe vergeffen. daß wir durch die Wälder von Suffer kamen. bevor wir in Horsham anlangten. Der Wolkenhimmel. durch den die Sonnenftrahlen brachen. warf tiefe Schatten über die dunkle waldige Lan-dfchaft. und Elifabeth Brownings Verfe kamen mir in den Sinn;

Meine Wälder in Suffer glühen in purpurnen Schatten im Zwielicht.
wie eines Königs Prachtgewand. wie eines Dichters Jugend.
O. heilige Wälder von Suffer. ich höre euch um mich raufchen
und eure grünen Blätter im Winde geheimnisvoll flüftern.

Elifabeth Browning foll die ..Lady Geraldine" in wenigen Stunden auf dem Sofa liegen-d gefchrieben haben, Man will das als Beweis dafür anführen. daß das Genie nach feiner Eingebung und ohne fiäf an-zufirengen. arbeitet. Unfinnl Die amerikanifche Agave blüht auch in einem Tage auf. aber hundert Iahre unaufhörlichen Waäfstums. eine Tag und Nacht nie rafiende Arbeit ift nötig. um diefes Wunderwerk hervorzubringen. Hundert Iahre lang hat fie Sonnenfchein und Tau einfangen müffen. Scott fchrieb eine feiner befien Dichtungen in wenigen Wochen. aber ein Leben lang hat er dafür gefammelt. Burns warf „Ein Mann foll ein Mann fein allen zum Troß“ auf einen Zug hin. aber fein Leben lag in diefem Lied.

In Guildford bekamen wir zum erfien Male einen richtigen englifchen Hausgarten zu fehen. klein und von Heckenrofen eingefchloffen, Im Weißen Löwen machten wir Halt; es war ein kleines niedriges Gafthaus. der Boden aus Ziegeln und mit Sand beftreut. die Möbel ganz einfach. in der Wirtsftube keine Stühle. nur Bänke um den Tifch. wo am

Abend die Knechte fisen. ihr hausgebrautes Bier trinken und aus ihren Tonpfeifen rauchen. Sie reden nicht über große nationale und politifche Fragen. fondern von ihrer kleinen Welt. die von der großen Gutshalle an dem einen Ende des Dorfes bis zum Pfarrhaus am andern Ende reicht. von den Vorzügen der grauen Kühe. wie fich die heuer geborenen Lämmer auf dem Gute entwickeln. *oder über den neumodifchen Pflug. den der .Herr Baron angefchafft hat. Die Wirtin erzählte uns. daß fie erfi vor kurzem aus der Stadt hierher gezogen fei. damit ihre Kinder eine beffere Luft hätten. Das ältefte Mädchen konnte kaum fechs oder fieben Jahre alt fein; aber als ich ihr ein paar Pfennige gab. lief fie in das andere Zimmer und brachte einen Bogen Papier herbei. auf dem ein paar Marken aufgeklebt waren. Sie wollte fogleich zur Pofi. um für die gefchenkten Pfennige wieder Sparmarken zu holen, Die Poft nimmt nämlich Spareinlagen von einem Schilling an in Briefmarken an und gibt 21/2 Prozent Zinfen. Der Gutsherr - Gott fegne ihn -- hatte allen Kindern auf feinen Gütern verfprochen - ich hoffe. es waren ihrer viele -. daß er ihnen immer die letzte Briefmarke geben wollte. um den Schilling voll zu machen. Die Engländer find allerdings fonfi nicht ein forglofes Gefchlecht. fie verzichten nicht gerne heute auf etwas. um morgen dafür einen Fefitag zu haben, ,.Verfchiebe nicht auf morgen. was du heute tun kannft.“ hat gewöhnlich die Bedeutung: ..Iß deinen Kuchen fofort.“ Als wir wieder auf unferem Wagen waren. bedanerte ich. daß wir den Kindern nicht einen Schilling gegeben hatten. nur zu dem Zwecke. daß fie fich einmal recht fatt effen könnten an Bonbons und Pfefferkuchen und keinen Pfennig davon auffparen follten. Ein ordentliäfer Schmaus ohne Rückficht auf die Folgen. ..Sie würden krank geworden fein.“ fagte einer. Gut. mag fein. aber die Erinnerung wäre ein jahrelanger Traum für fie gewefen. daß fie einmal Bonbons haben effen dürfen. bis fie nicht mehr konnten. Die Zunge hätte noch füß gefchmeckt in ihrem kleinen Mündchen bei diefem Gedanken. bis fie zu Frauen erblüht wären.

K "e tt-

Wir kamen wieder in die Nähe des Ungeheuers London. und die Straßen und Wege gehen kreuz und quer. Ieder Weg führt überall hin. Wir machten einen Umweg um London herum und kamen fo durch manchen lieben Ort. an dem wir fonfi vorüber gegangen wären. Am fpäten Abend fiiegen die Türme von Windfor in der Ferne auf.

Von der Ferne gefehen ift Windfor das Schloß par excellence. eine wirklich königliche Refidenz. aber in der Nähe verliert es von feiner Großartigkeit. und man kann es nur hübfch nennen. Es imponiert niäjt mehr. es ift unbedeutend im Vergleiche mit den wirklichen Schlöfiern im Norden. deren Umgebungen Feftungen gleichen. und die einen in die Zeiten der Ritter und ihrer bewaffneten Scharen zurüctverfeßen, Davon fpürt man nichts in Windforz der Glanz verfchwindet. wenn man an- fängt. die Einzelheiten zu betrachten. wie das Königtum überhaupt: aus einer ficheren Entfernung. Die Königin war nicht anwefend. nur der Prinz of Wales und ein noch größerer als diefer - Gladfione. der dem nebligen London entflohen war. um feine abgefpannten Nerven in dem innigen Zufammenfein mit der Natur wieder aufzufrifchen. Er bringt jeden Samstag und Sonntag auf dem Lande zu und kehrt am Montag gefiärkt wieder nach London zurück. Wir befuchten die St. Georgs-Kapelle. In einem Ehorftuhl fahen wir das traurig blickende Löwenantlitz - nie- mand würde Gladftone verkennen - verfunken in tiefe Betraäjtungen. fehr bleich. mager und dummer-voll. beladen mit den Sorgen des Reiches. Den Gottesdienfi in der St. Georgskapelle werden wir nie vergefien. Die Ehorfkühle der Ritter des Hofenbandordens. dariiber die Baldachine mit Schwert und Mantel. überragt von Helm und Wappen. erfcheinen uns wie ein Traum aus den fernen Tagen der Ritterzeit. Ein Stuhl erregte befonders meine Aufmerkfamkeit und hielt mich gefeffelt: der des Earls of Beaconsfield. Wenn ich nicht Gladftones Antlitz anfah. mußte ich immer an den lehren Ritter des Hofenbandordens denken. deffen Farben über dem Ehorftuhl wehten. Disraeli gewann das blaue Band fo wie die meifien - er fchmeichelte der Herrfcherin. aber das eine muß man fäjon fagen: er hatte etwas mehr Hirn als die andern. er hat fich felbft zum Ritter gemacht. Welch ein Kommentar zum Geburtsftolzl Die Farben eines armen literarifchen Abenteuerers neben denen eines Her- zogsl Aber das gefällt mir. Wie muß jener innerlich gelacht haben. als er fich durch diefe Gimpel hindurchwand. vom Thron bis zu Salisbury. und das radikale allgemeine Stimmrecht durchfeßte. das die erbliäjenen Privilegien rafch befeitigte. Doäj was ift das? Eine königliche Loge? Sind wir in einer Oper? Unfer Präfident und feine Familie haben ihren Plan wie alle anderen. Unfere englifäjen Freunde waren fehr überrafcht. daß die Amerikaner etwas dabei fanden; fie fagten wenig. aber fie fchienen felt überzeugt zu fein. daß auch im Himmel befondere Bequem- lichkeiten für die Könige referviert fein werden. vielleicht fogar eine be-

k'. -2 ..e-WT,.-.F_....:. .-..x„:..-....:-
U„MU>U;3;M. _-- :xi ,-
-.. p..
fondere Aufgangstreppe! Nein. die Königin follte zum Gottesdienfte kommen wie andere Sünder auch. wir alle find gleich in Gottes Augen.

Am Montag hatten wir einen richtigen englifchen Tag. Die filberne Themfe glißerte in der Sonne. belebt von zahllofen ftattlichen Schwänen. Das Schloß ftand da in feiner ganzen Majeftät. und die Meteorflagge flatterte luftig im Winde. Die Rufen vor Etoni) wimmelten von prächtigen englifchen Jungen. die Sonne war wie ein Glas Wein. das fröhlich. aber nicht trunken macht. fie fengte nicht. Die Schwäne von Windfor find fo alt wie das Schloß felbft. mehr als fünfhundert Jahre. und ohne befondere Erlaubnis der Krone darf fich kein Untertan diefen königlichen Vogel in einem öffentlichen Waffer halten. nur die Stadt Windfor befißt eine Schwanenherde in der Themfe feit faf't undenklichen Zeiten.

Stoke Pogis ift nur wenige Meilen von Windfor entfernt. und Grays Grab war der erfte Altar. vor dem wir niederknieten. um zu beten. Die Schönheit. die Stille. der Friede jener niedrigen. alten. efeuumrankten Kirche und fein romantifcher Friedhof fenkte fich tief hinein in unfer Herz. Niemand könnte in uns fchönere. füßere und englifchere Erinnerungen wachrufen. als der. der die ..Elegie" fchrieb. Einige Vet-fe. einige Strophen werden dauern. fo lange die englifche Sprache lebt. Wir fanden einen folthen Kirchhof. wie feine Ode ihn befchrieb. Gray hatte Glück mit feiner lebten Ruheftätte. Die Erde hatte keinen fchöneren. ruhigeren Pfad für ihr Kind. als diefen; er ift der ideale Gottesacker,

Wie wunderbar ift Grays Jnfchrift auf dem Grabe feiner Mutter!

..Dorothea Gray.
Die Mutter vieler Kinder.
Von denen eines das Unglück hatte
Sie zu überleben.“

Diefe Jnfchrift auf feiner Mutter Grab erinnert mich an Earlyles Worte auf dem Grabe feiner Mutter: ..Und er fühlte. daß das Licht feines Lebens erlofch.“ Diefe beiden Männer klagten um Frauen. Ich glaube. es gibt auch fehr viele Frauen. die es vorziehen würden. ihren Männern in den Tod nachzufolgen. die es als eine Gnade betrachten würden. wenn der Ewige nicht ein Gefeß gegen den Selbftmord gegeben hätte. Das indifche Weib begreift diefes Gebot nicht. befteigt den Scheiterhaufen und glaubt. es fei Gottes Wille,

Auf Grays Grabftein ftehen die folgenden Zeilen:

1) Berühmte englifche Erziehungsanfialt.

..Eines Morgens faß er nicht mehr auf dem gewohnten Hügel.
Nicht mehr auf der Heide. oder gelehnt an feinen Lieblingsbaum.
Ein anderer war gekommen. doch ihn fanden wir nicht am Bach.
Und fahen ihn nicht unter Blumen und Zweigen.“
Die Welt hat unter all ihren Schäden keine zweite Gray-Elegie mehr und wird fie wahrfcheinlich auch nie haben.
Eine Bootfahrt die filberne Themfe hinauf brachte uns nach Reading mit feinem fchönen Park. feinen malerifchen Ruinen. den wenigen überbleibfeln des einftmals berühmten Klofters. das Heinrich l. im zwölften Jahrhundert gegründet hatte. In feiner Blütezeit fütterte es mehr als zweihundert Mönche. und fein Abt faß als Peer im Parlament. Es war ein Zentrum der Bildung. aber die luftigen Brüder müffen arg herunter gekommen fein zur Zeit Heinrichs lllll.: ..Hugh Eook. der letzte Abt. wurde aufgehängt und gevierteilt. weil er ein eigenfinniger. ganz roher Mönch war." Aber er war der rechte Mann am rechten Plaße. das beweifen die Reliquien. die er fammelte: zwei Partikeln des hl. Kreuzes. eine Hand des hl. Jakob. einen Knochen der Maria Magdalena. ein Stück vom Arme des hl. Pankraz und einen Armknochen des hl. Martyrers Eduard! Vielleicht war er kein Gelehrter. aber er hatte doch das rechte Verftändnis für die Grundlagen des Glaubens, Der alte Abt kannte fein Gefchäft beffer als die Höflinge Heinrichs. Es gibt nichts. was man als Gnadenmittel mit einer Reliquie vergleichen könnte!
Noch bevor die Sonne unterging. kamen wir in Oxford an. Meilenweit fieht man feine Türme: Magdalen. Balliol. Ehrifi Church und andere bekannten Namens. Wir befuchten die Colleges. guckten in die Höfe hinein. fchritten durch die Gänge und kamen in romantifrhe malerifche Winkel, Wir fliegen auf den Turm des Sheldonian-Theaters. und unter uns lag die Stadt der Paläfte. Ein Student braucht jährlich nicht mehr als 4000 Mark hier. das fcheint mir fehr billig. Wir fuhren auch nach den Martyrergräbern von Latimer und Ridley. Ein folcher Befuäj hat immer fein Gutes. er fcheint denen. die am Fortfchritt der Menfchheit verzweifeln. zu fagen: ..Seht auf fie und wofür diefe Männer fich verbrennen ließen!‟ Ift es denkbar. daß heute in England ein Mann für feine Überzeugung fierben muß? Jch behaupte. daß die Welt in diefer Beziehung einen Fortfchritt gemacht hat. den wir im Kreislauf der Entwicklung auch nie wieder zurücktun werden.
Auf unferem Wege nach Banbury Groß lag das herrliche Blenheim. das Befißtum. das der Staat dem Herzog von Malborough gefchenkt hat.

Eine Wagenfahrt durch England Andrew Carnegie

Wie die Nationen doch erfolgreiate Maffenmörder befatenken! Nur im heidnifaten China fieht der Staatsmann. der Gelehrte. obenan - in zivilifierten Ländern werden Menfatenfatläattern die höatften Ehren verliehen! Blenheim hat eine herrliate Bibliothek. Als wir durat fie hindurch gingen. fühlten wir uns wie überwältigt von den Göttern der Vergangenheit. denn eine würdige Sammlung von bedeutenden Büatern atmet immer den Gei| der dahin gegangenen und doat ewig lebenden Könige des Geiftes. Und diefe Bibliothek. in deren Satäßen wir fatwelgten. ift feitdem verfkeigert worden. Vielleicht hatte der edle [este Befißer keine Verwendung mehr für feine Büater. ebenfo wenig wie jener Lord. der Burns einmal in feine Bibliothek führte. die keine Spuren eines Gebrauates zeigte. Und der Sänger fatrieb in einen Shakefpeareband:

..Durch die Worte des Genius bohren fiat Motten einen gewundenen Pfad. aber iat bitte euch. achtet feiner Lordfataft Gefatmack und fatont feine goldenen Einbände!“

Banbury war früher berühmt als Hauptburg der Puritaner. bekannt durat ..Eifer. Käfe und Kuaten". wie Fuller fagte. Eifer und Käfe verbreiten keinen fo ftarken Duft mehr wie früher. aber der Kuaten hat noat immer feinen guten Ruf.

In Banbury find auat die Eifenwerke meines Freundes Samuelfon.

Wir vergliaten eines Abends unfere Werke als Kollegen. Wenn England und Amerika politifat einander näher treten. fo befchäftigen felbftverfiändliat auat die Jnduftriellen beider Länder diefelben Probleme.

Jat erzählte Samuelfon von unferen Zielen. unferen Erfolgen und unferen Mißerfolgen. er kannte fie alle gut. Die englifaten Fabrikanteu haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen. von denen wir nichts ahnen. Amerikanifates Getreide wird von Liverpool nach London gebraatt um die Hälfte der Fraattfäße wie englifates Getreide. Die Eifenbahngefellfatcft entfatatldigt fiat damit. daß fonft das fremde Getreide zu Satiff naat London gebraatt werden würde. falls man den amerikanifaten Produzenten niatt entgegenkäme. Jch konnte aus meinen Erfahrungen etwas ätnliates beriatten! Die Penfylvania-Eifenbahngefellfataft braatte die Waren aus dem Often. New-York und Philadelphia. durat Pittsburg mat dem Weiten billiger. als iat fie aus Pittsburg nach Weften verfchicken konnte. obgleiat die Entfernung doppelt fo groß ift. Solcher Anomalien gibt es noat viele hier in England.

Fortfehung folgt

L. Brook:

Weshalb?

Wie fchwül ifl's hier im Zimmer! Und mein Atem geht fo fchwer! Diefe Glut in meinem Kopf! Es iii. als umfpanne ihn ein fefies Band. Und doch ift mein Haar fo kurz wie das eines Knaben. Meine dicken, langen Flechten! Man fchnitt fie ja ab. damalsz als ich mit dem Tode rang. - - Immer fiiller wird's umher. Nur ein leifes Surren in der Luft! Und dunkel ift'sz - der Tag fchwand. Aber dort auf dem Fuß-boden glänzt es weiß. Ob es ein Mondfirahl ifi? Wie müde ift mein Kopf. wie müde! Die Lider fchließen fich. - - -

-- - - Horch! eine ferne. leife. leife Melodie! *- Jeet klarer. - Horch! Ein Walzer ifi's! Dein Lieblingswalzer. Egbert. und meiner: Webers traute Klänge, die zum Tanz auffordern. - Weich und fäufelnd dringen fie durch die Dunkelheit zu mir. Vernimmt es nur mein Geift? Erträume ich es? Oder kommen fie wirklich herüber? Und von wo? - Wiegend. voll von Wohlklang ift die Weife. -- Und mein Herz. das feit meiner Krankheit oft fo wild fchlägy dann wieder kraftlosz ausfeßend, es klopft gleichmäßig. "till und friedlich. Die Mufik beruhigt es. -* -

Ich fehe mich aufrecht und laufche. Nein, kein Wahn ifi's. Näher. innigerz klarer erklingt der Walzer. _ Und die Fenfier des Gartenfaales erhellten fich. Coufine .Vela wird den Walzer fpielen. Daß ich es nicht gleich begriff. Aber mein Denken ift oft fo fchwer, fo wirr - feitdem! - feitdem! Doch nein! Nicht zurückdenken! Nur laufchen. - - Ia. ,die Töne erlöfen- befreien mich. - - Ich fiehe auf. öffne die Veranda-tür. trete ins Freie. Mitten über den Rafen fchreite ich. Rechts und links glänzen die Kieswege im Mondfchein. Ich trete in den Garten-faal. Ia. Hela fißt vor dem Flügel. Und wer lehnt dort am Rahmen der gegenüberliegenden Tür? Egbert! Mein Geliebter! Mein Glück! Mein Alles! Warum zuckt es in mir vor Uberrafchung? Er ifl doch fo oft hier. Warum eile ich nicht zu ihmz fchmiege mich an ihn? Ich kann es mir felbfi nicht erklären. Mein Kopf ifi fo müde. - -

Weshalb? L. Brook
Langfam. ganz langfam gehe ich auf ihn zu. Aber mit einem unfag-
baren Glücksgefühl im Herzen. Unfere Hände faffen fich. Er beugt feine
hohe. kraftvolle Geftalt zu mir nieder und küßt mich. Er legt den Arm
]' um mich. Wir bleiben umfchlungen ftehen und horchen auf He'las Spiel.
auf Webers „Aufforderung zum Tanz“. Wir reden nichts. Als Hela
endet. bitte ich:
„Nicht aufhören. Hela! Nein! Nein! Immer diefen Walzer fpielen.
O. nicht enden!" Weshalb faßte mich der Gedanke: die Töne würden
fchweigen. wie Entfeßen? Weshalb? Weshalb? - -
Sie fpielt weiter. Und meine und Egberts Augen laffen fich nicht,
Er ftreicht über mein kraufes. kurzes Haar und fagt:
„Wie gut dir das fieht. Liebling. gar fo gut!‟
„Meine di>en Zöpfe lobteft du aber noch mehr. Fandeft du fie
nicht fchöner. Egbert?"
..Reim Karla. ich finde dich fo fchöner. und - meinetwegen ver-
lorft du ja auch deine langen Flechten.“
„Ia. Geliebter. Aber - nicht denken -- denken! - -- Hör. den
lieben Walzer! - Warum lachft du heute gar nicht. Egbert? Du
lachft doch fonfi fo hell. Ich hör' es fo gern!"
..Heute ift mir's unmöglich zu lachen. Warum denn auch? Wir
find ja zufammen. Das ifi genug des Glücks. Zu großes Glück macht
nicht lachen!"
..Ia. Egbert. unfagbares. grenzenlofes Glück. das mir zur Stunde
aber faft weh tut. Kein jubelndes Glück ifiis wie fonft. fondern ein
fchmerzvolles. Wie kommt das Egbert? Wie kommt das?“
..Nicht denken. Karla. nicht denken!"
Wie fie locken die Töne. wie fie fich wiegen!
Ich fehe in Egberts große. leuchtende Augen und bitte: „Komm.
ß ; Lieber. laß uns tanzen! Noch einmal . . . noch einmal.“ Wie kommt mir
i das Wort: noch einmal! auf die Lippen? Wir wollen und werden doch
x noch oft zufammen tanzen. Wir find jung. glücklich! . . . Und als
wir nun. fchon zum Tanz uns umfaffend. neben Hela hergehen. fpricht
Mi mein Mund wieder wie mechanifch: ..Hela. fieh! Wir tanzen noch ein-
mal zufammen! Einmal noch!“ Und Hela blickt uns an. ohne im Spiel
B!"
_?!W;':"ZW.. * _
L2“.-
..
._- 2- ..- x z -4 .- .r :Neu-FD*- - 1S*
4-. 'Zee-e 2,42217.:
_3K 'es'
.'__"."__
,7,-
c .
* _
q.. ,
i)öa;_-.M-WD_V'_-Z“x ->k. ,. ..e
- _* Ä aufzuhören. ftarr. lange. traurig . . . Und plößlich fchwimmen ihre
' Augen in Tränen . . . Der Grund dafür ift mir ein Rätfel , . . ja . . .
Ä* ein Rätfel.
:i
2 7
W: _W
.7"- -. y.-,-.a.. . A.,
- :Zr:
... .,1 .-
...j

Egbert und ich treten in den großen Speifefaal. Kein Licht brennt
hier. Aber die vier hohen. nach Süden gehenden Fenfter laffcn den Mond-
fchein voll hereinfluten. Auf die linke Seite des Parkettbodens malt
er längliche. weiße Vierecke. in denen es liegt wie große. fchwarze Kreuze.
Wir beginnen zu tanzen. langfam7 fchleifend, Mein Kopf lehnt
fefi an Egberts Bruft. an der die Uniformknöpfe blißen.
„Egberh habe Geduld mit mir. Ich kann nur mehr langfam
tanzen - feit da - - - da - - In meiner Bruft. in meiner
Kehle i| etwas zerfprungen damals *- nach all dem Jammern und
Schreien. Tag und Nacht. dem Jammern um dich. nach dir, Singen kann
ich feitdem auch nicht mehr. Tonlos ift meine Stimme."
„Still, Karla, fiill! Nicht zurückdenken . . , Tanzen!"
Plövlich feufzt Egbert fchwer. wie in Schmerz. Den Kopf von feiner
Bruft hebendX forfche ich: ..Schmerzt die alte Wunde. weil ich den Kopf
darauf legte?"
„Neim Karla. bleibe fo ruhen!" antwortet er zärtlich, Dennoch
fchiebe ich meinen Kopf mehr feitwärts. Da berührt etwas Kaltes meine
Wange. Egberts Uniformknopf ifi's! Qual zittert in mir. Ich flüftere:
„Von diefen Knöpfen wär' das Blut leichter zu entfernen gewefen wie
von den Hornknöpfen an deiner Jagdjoppe. Von denen wollt' es nicht
weg. rieb ich mir auch die Finger wund. Und von dem einen hatte die
Kugel ein Stück abgefchlagen. das in deine Bruft gedrungen war, -
O. den bewahrte ich auf . . . für Olfen. den Schurken! . . . Denn
er. er fchoß auf dich . . . Jch weiß es! So. wie der Herrgott es weiß,
Du weißt es auch. Egbert!"
,.Ia. Karla, ja. Ich ftand da. auf den Rehbock niederbliaend. den
ich aufgebrochen. Da zwingt's mich jäh, den Kopf zu heben. Ich fehe
Olfen. der nach mir zielt. Und irn felben Moment kracht der Schuß! -*
Ja. er hatte feine Zeit gut gewählt . , . Treiber und Jagdgenoffen waren
fern."
„Und du wollteft mir's nicht glauben. Egbert, daß er dich haßte.
feit er um unfere Liebe wußte. feit er uns in der Laube belaufchte.
Glühend haßt er dich, wußte er doch nun, daß ich deinetwegen feinen
Heiratsantrag zurückgewiefen hatte . . . Als er dann. ich war kaum
genefen. nochmals um meine Liebef meine Hand bat . , . da . . . ja . . .
da: - Ich legte den durchfchlagenen Knopf vor ihn hin. Ich fprach:
Dies ift der Knopf aus Egberts Jagdjoppe. die er an dem unfeligen Tage
trug! Die Kugel des Schurken. der auf ihn fchoß. zerfehlug den Knopf.

Wagen - Sie! - Sie! - jest noch wie vorhin zu mir zu reden? -
Totenblaß. taumelnd. wortlos verließ er mich.“
..Grüble nicht. Karla. nicht denken . . . denken . .
,.Egbert. ja. du haft recht! Warum das Heraufbefchwören der
alten Qual? Das Reden darüber? Du weißt ja alles. alles! Die
Erinnerung kam mir willenlos. Sie ift Gift fiir mich . . . O. komme.
Vergeffenheit. komme du! - Und wir find ja nun voll Glück - Auge
in Auge. Bruft an Brufi - - die traute Melodie erklingt.‟
Leifer werden die Töne. leifer. Von fo fern hallen fie. o. fo fern.
Länger firecken fiä) die Kreuze am Boden. Der Abendwind weht kalt.
..Helm nicht enden. ach. nicht enden!‟ Mufiki Töne weiter. weiter!
Schweige nicht! Damit er bei mir bleibt. mein Geliebter. nicht von mir
geht - fo fern - fo fern. - ,.Wirfi du mich wieder verlaffen. wenn
die Klänge verhallen?“
Er fieht mich voll Leid an. Er antwortet nichts,
..O. Mufik. fchweige nicht. fchweige nicht! Töne weiter - weiter -
damit ich weiter -- t r ä u m e. . . . nicht erwache. ach! nicht erwachenl“
Erwachen! - O. Entfeßen! Das Wort ifi von meinem Geifi
erfaßt. Es hat die Bande des Säjlafes. des Traumes gefprengt.
Mit einem Wehefchrei fahre ich vom Lager empor. preffe die Hände
auf das kranke. wildpochende Herz.
Und des Mondes Strahlen leuchten weiß neben mir auf den Kiffen.
Draußen fäufelt der Nachtwind. Doch in meinen Ohren - jeßt mit
fcharfem Rhythmus - tönt immerzu die wiegende. klangvolle Walzer-
melodie. » '
Und ich bin allein. wie feit Iahren. hoffnungslos. freudlos. mit
langfam fich verzehrenden Kräften.
Und mein Geliebter ruht unter dem Marmorkreuz. auf dem jest
auch die Mondfirahlen liegen und auf dem gefchrieben fieht:
..Er ftarb in bliihender Manneskraft durch einen Unglücksfall auf
der Iagd!“

Rund

Die Richtlinien dcs Hanfabundes

Am 12. Iuni haben die Sechstaufend im Berliner Zirkus Schumann gegen die Ubermacht des Agrariertums in Deutfchland und gegen die alljährliche große Bufchiade laut proteftiert. Ein ungewohnter. feltfamer Anblick war's. die entfremdeten. oft feindlichen Brüder um einen Tifch gereiht zu fehen: Die felbftbewußten Großen und die eiferfüchtigen kleinen Männer; Induftrie. Handel und Kleingewerbe. Prinzipale und Handlungsgehilfen (..die Prinzipale der Zukunft". wie fie von den Leitern der Hanfa fchmeichelnd genannt werden) alle einträchtig verfammelt zu löblichem Tun. Die ungleichen Gefellen find auch fpäter vereint geblieben und haben für den großen Feldzug. den fie planen. gemeinfam einen vielköpfigen Generalftab gewählt. Diefer hat am 4. Oktober die Parole ausgegeben. An diefem Tage haben das Präfidium. in dem auch ein Obermeifier des Handwerks neben einem Geheimen Iuftizrat und einem Landrat a. D. fißt. und das Direktorium des Hanfabundes die ..Richtlinien für die nächfie Tätigkeit" gezogen. Zwifchen der Gründung der neuen. fiolz benamften Organifation und der Feftfeßung des Programms liegen nur drei Monate. Die Sommermonate. des Jahres fiillfie und trägfie Zeit. Und was ift

fchau

mittlerweile gefchehen? Die Mitgliedfchaft des Bundes ift lawinenartig angefchwollen. Schon heute hat er in aller Ruhe faft foviel Anhänger gewonnen. als der Bund der Landwirte nach jahrelanger. zäher. leidenfchaftlicher Agitation an feine angriffsluftigen Fahnen zu feffeln vermochte. Die Stationen der neuen Hanfa erftrecken fich fchon bis in die entlegenfien Zipfel des Reiches. i 250 Agitationsherde hat fie fchon gegründet. Täglich erftehen neue Ortsverbände.

Diefe rapide Ausbreitung beweifi. wie vorbereitet der Boden war. wie aufnahmefähig er zumal durch die Fermente der Unzufriedenheit über die neuen Steuergefehe

geworden ift. Sie beweift. daß die Leiter des Hanfabundes die ficheren Wege und Saumpfade kennen und die Stimmung klug ausgenützt haben. Aber es ift doch etwas Unheimliches in diefem Schnelligkeits-Effekt. Kann ein fo fchnell zufammengetrommeltes Heer nicht ebenfo hurtig wieder auseinanderftieben? Der Bund der Landwirte hat feine Mitglieder Mann fiir Mann angeworben. er hat fie immer wieder aufgeftachelt und mit der laut knallenden Intereffenpeitfche beifammengehalten. Er konnte ihrer Gefolgfchaft ficher fein und hat fich diefes Bewußtfeins oft genug gerühmt. daß er Defertionen nicht zu fürchten brauche. Und auch er muß jeßt nach dem zweifchneidigen Erbfteuer-Sieg die hellen Haufen davonziehen fehen.
28x

Aber die klugen. diplomatifchen und bisher nur allzu diplomatifchen Organifatoren des Hanfabundes wiffen felbft. daß die langen Liften fchnell wieder zufammenfchrumpfen würden. wenn fie den Mitgliedern nichts als fchöne Worte zu bieten hätten. Ihrer Gefchicklichkeit. ihrer Arbeitsluft und Energie zu miß- trauen hat man keinen Grund. wenn man ihre bisherigen Erfolge bedenkt und fie etwa mit den kläglichen Mißerfolgen der öfkerreichifchen Hanfa-Bewegung vergleicht. die in- folge der Unfähigkeit ihrer Urheber. kaum entfacht. fchon wieder ver- flackern mußte. Herr Rießer. der Präfident des Bundes. hat fchon dadurch Refpektables geleifiet. daß er die widerfireitenden Kräfte mit fachter und doch fefter Hand dahin geleitet hat. wo fie jetzt gemeinfam wirken. Er weiß. die vielen Zweifler kann nur der pofitive Erfolg ent- waffnen. ebenfo weiß er. daß er um fo mehr Getreue zu behalten hoffen kann. je größer in der Zeit där erfien Begeifterung der Zulauf

1

Den Saumfeligen. die überall Gefahren wittern und etwa von einem allzuzahlreichen Beitritt der Mitglieder des Zentralverbandes deutfcher Induftrieller eine ein- feitige Feftlegung auf die bisherige Zollpolitik und eine große Ab- hängigkeit von diefem Verbande befürchten. antwortet Herr Rießer in einem Flugblatt: Tretet doch felber bei uns ein! ..Nur dann kann eine jede Gruppe darüber wachen. daß der Bund nicht die Sonderforderungen und Sonder- intereffen einer einzelnen Erwerbs- gruppe in die Hand nehme und daß nicht etwa im Bunde nur eine Richtung. ein Standpunkt oder eine Erwerbsgruppe allein den Ausfchlag gebe. Wer ab- wartet oder fern bleibt. hat kein Recht fich zu befchweren. wenn etwa fein Standpunkt in einem Einzelfalle nicht ausreichend zum Ausdruck gelangt ift.“

Das ift klar und ebenfo klar ift das Grundmotiv der ..Richt- linien“. Wir wollen die Gleich- berechtigung aller Erwerbsftände in der Gefetzgebung. Verwaltung und

Leitung des Staates, Zu diefem Zwecke muß die einfeitige agrar-demagogifche Richtung gebrochen werden. (Wir werden dabei nicht immer wie der liebe Herrgott gerecht fein können. denn auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Das fieht zwar nicht in den ..Richtlinien". aber man kann es füglich zwifchen den Zeilen lefen.) Wir haben Gruppen. die recht verfchiedene Wünfche zu uns geführt haben. unter einen Hut gebracht. Aber wir werden nur dann eine Sonderforderung zu einer Bundesforderung machen. wenn wir überzeugt worden find. daß fie eine Etappe auf dem gemeinfamen Wege bedeutet. Alles andere mögt ihr in euren Sonderverbänden auskämpfen. Wir find auf keine Parteiprogramme eingefchworen. Alles andere muß fich folgerichtig aus diefen Grundfäßen ergeben. Der Verfuch. fchon jetzt ein ausführliches Aktionsprogramm zu entwickeln. kann heute noch nicht gelingen. ift auch troß aller Schläue nicht gelungen. Die Unklarheiten im fozialpolitifchen Kapitel find gewiß gefährlich. aber fie waren zur Stunde kaum zu meiden. Wer ein Abgleiten in

Rundfchau

Bahnen. die er fcheut. hindern will. befolge Rießers Rat und forge felbß für eine Stärkung der Reihen der Gleichgefinnten im Bunde. Was alles noch werden wird. wer will es prophezeien. Der Anfang ifi gut. Und wie es auch immer kommen möge. die Kräfte. die zur Gründung des Hanfabundes gedrängt haben. fie laffen fich nicht mehr erfiicken. fie werden rüfiig weiterbauen an der Verjüngung des Reiches. Sie werden fchon die natürlichen „Richtlinien“ auffpüren. Und der tröfilichfie Gedanke ift: Der Hanfabund wird fchon dadurch Gutes fchaffen. daß er erifiiert.

* * *

Denkmäler

Es denkmälert wieder arg in deutfchen Landen. Jm kleinen Lauchfiädt wird die Werbetrommel für ein Goethe-Schiller-Denkmal gerührt. Mögen alle neun Mufen die Urheber diefes fchrecklichen Gedankens erleuchten. daß fie ablaffen von ihrer ebenfo wohlmeinenden wie fchiefen Begeifterung! Mein Gott. die Herren find noch imfiande und fehen eine Rietfchel-Kopie der Dioskuren vom Weimarer Theaterplaß in die holde Stille des lieben Badepläßchens bei Merfeburg. Warum? Run: weil Goethe und Schiller dort Brunnen tranken. frifche Luft fchöpften und vor allem Komödie fpielten. fo daß das fächfifche Zopf- und Rokoko-Kiffingen „wie Bethlehem in Juda klein und groß“ wurde. Die Herren fehen nicht. daß fie den genjue 100i umbringen würden. wenn fie zwei Bronze- oder Marmormännchen mit Kniehofen und Spißenjabot in die zauberhafte Verlaffenheit und das beredte Schweigen des heiligen Refies hineinfiapfen ließen. Aber das ift eine Marotte unferer Barbarei: wenn irgendwo in uns Gedanken und Empfindungen die Erinnerung an einen verehrten und geliebten Namen befchwören. daß feine Geifier neben uns fchweben. - bums! wird uns der Mann felbfi brutal vor die Nafe gefeßt. und alle Träume zerrinnen. Im Weimarer Goethehaufe. wo das Herz zittert und klopft. hing eine Zeit

lang (bis Karl Kötfchau den Greuel in die von ihm eingerichtete Schreckenskammer verfelzte) ein Riefenfchinken mit dem Marktfchrei-Titel „Mehr Lichtl“. der uns zu Zeugen vom Tode des Gewaltigen machen wollte. daß man einen Wutanfall bekam. Jm Sterbezimmer zu Sansfouci. wo zwifchen zierlichem Schnörkel- und Tändelwerk fritzifche Schauer den Befucher umwittern und zur Andacht zwingen - ha. da fitzt er felbfi. leibhaftig. fierbend. in Marmor gehauen: ..Friedrichs des Großen letzte Tage“ (von dem armen Harte Magnuffen. der fich durch diefen Senfationsgewaltfireich Beachtung und Mäzenatentum erzwang). Vorbei. vorbei! Jagen auf fchwarzen Roffen vorüber . . .

In Hamburg ifi Heine-Aufregung. Herr Eampe junior hat den obdachlofen Dichter-Marmor vom Achilleion auf Korfu erfianden und den Gefirengen vom Rat des Stadt-|aates zur öffentlichen Verwertung angeboten. Wahrfcheinlich um Buße zu tun für die befcheidenenHonorare. mit denen fein Ahnherr den lebendigen .heine ehrte; denn mit

Denkmälern nach dem Tode fucht die Menfchheit ihre Gewiffensqualen zu beruhigen. wenn fie einen großen Mann zeitlebens. wie Fontane fagte. nicht aus der Bredouille kommen ließ. Die Geflrengen aberiblieben fo kühl. wie man nur in Hamburg bleiben kann. und lehnten mit ..gediegener" Kürze ab. Darob große Entrüfiung der Öffentlichkeit. Dankbarkeit wäre mehr am Platze gewefen. Denn der fchmerzliche Melancholikus von Korfu. den ein mittelmäßiger Bildner modelliert hat. wäre Atta Trolls nicht würdig gewefen. Auf folche Erwägungen hat fich der Hamburger Senat vielleicht gar nicht eingelaffenz gleichviel. ae fact() fchulden wir ihm Dank. Nun aber hat das große Berlin - Hamburger Heinekomitee. das die Maßnahmen des privaten Konkurrenten mit einigem Schrecken verfolgt haben mag. die Zeitfiimmung genutzt und feine Agitation aufs neue angefacht. Kein Zweifel. daß es bald zum Ziel kommt. Darüber wird es fich gewiß freuen. aber doch auch traurig fein. Denn im Kampfe um ein Denkmal ift eben der Kampf alles. das Ziel wenig oder nichts. So hoch ich den fchönen Enthufiasmus einfchäße. mit dem wahrhaftig nicht nur leicht entflammte Begeifterungsmeier. fondern Spötter und Skeptiker von hohen Graben für das Heinemonument werben. - ich weiß nicht. ob man dem Dichter wünfchen foll. daß fie Erfolg haben. Heine hat ein Recht darauf. gehaßt und gefürchtet zu werden. Ich habe Angfi. daß der Widerfpruch gegen fein Standbild verfiummen könnte. Auch Schiller hat das deutfche Geifiesleben nachhaltig nur fo lange befruchtet. als er noch gleichfam der Haus- und Gefinnungsdichter aller Erbofien. Oppofitionellen. Freiheitsdurfiigen. Niihtfürftendiener war. Damals firebte man auch mit Leidenfchaft. ihm Denkmäler zu errichten. Heute ift Schiller der bedenklichfien allgemeinen Anerkennung verfallen. Man darf fich nicht nur für ihn begeiftern. man ift fogar obrigkeitlich dazu verpflichtet. und damit ift der Dichter der Räuber. des Fiesko.

der Luife Millerin. des Tell eines feiner größten Reize beraubt. Das hat gewiß vielfache Gründe; aber ich laffe mir nicht ausreden. daß die Denkmäler mitfchuldig daran find. Der Gott des alten und des neuen Bundes fchiitze Heine vor folchem Schickfal. Die Herren des Denkmalskomitees haben darum doppelte Pflicht. nicht nur für ein Monument fchlechthin. fondern für eins von höchfter künfilerifcher Qualität zu forgen. Denn das wird abermals die Majorität gegen fich haben. und der Name Heine bleibt dann wenigftens auch weiterhin in der Oppofition. Es muß ein Denkmal von links her fein. Und fie werden ferner dafür zu forgen haben (wenn fie können). daß nicht etwa rings in Deutfchland eine Heinedenkmalsepidemie fich ausbreitet. Daß der Haß gegen ihren Heros ja nicht abflaue. auf daß es ihm nicht ergehe wie Schillern . . , ig

In Köln will man Wilhelm Leibl ein Standbild fehen. Nachdem der größte deutfche Farbenmeifier des neunzehnten Jahrhunderts. fo lange er lebte. in feiner Vaterftadt gleich Null galt. Spotten ihrer felbfi und wiffen nicht wie.

Dabei könnten die Rheinländer weit finnvollere Buße tun. wenn fie endlich in ihr Wallraff-Richarh-Mufeum einen anfiändigen Leibl-Saal einordneten. Jeder Kenner wird ihnen fagen. wo das Material dafür zu haben wäre.
In Berlin hat man die Samm-lung banaler Skulpturen. die den fchönen Vorhof des alten Uni-verfitätsgebäudes um feine architek-tonifche Wirkung betrügt. um ein miferables Treitfchke-Denkmal ver-mehrt. um Siemerings mißlungenes Nachlaßwerk (von Toten foll man nur Wahres fagen). Wie oft hat man gebeten: Meine Herren Pro-fefforen. laffen Sie doch ab von diefem ganzfigurigen Ehrgeiz! Stellen Sie doch lieber etwa eine Reihe von Hermen. von Büfien Ihrer größten Kollegen auf fchönen . Pofiamenten auf. Damit die Jünger der Wiffenfchaft fich am Anblick der herrlichen Köpfe meiden. die der Geifi diefer Männer fich baute -. während er am Bau ihrer Rümpfe und Beine meift wenig Anteil hatte. Half alles nichts. Seitdem einmal die Brüder Humboldt am Außengitter als mo-numentale Verherrlichungen der .,fißenden Lebensweife" des Ge-lehrtentums thronen und allerlei Gedanken über die Zufammenhänge diefer Lebensweife mit der menfch-lichen Phyfis anregen. feitdem die wohlhabenden Chemiker. um einen Rotfchrei des Volkes zu befriedigen. ihren Mitfcherlich überlebensgroß ins Kafianienwäldchen gefeßt haben. ift kein Halten mehr. Herters öder Helmholß verfiellte den Hauptein-gang (man berechne. um wie vieles eindringlicher eine monumentale Reugeftaltung von Adolf Hilde-brands Büfte an befcheidenerem Plage gewirkt hätte). Ießt kam der Treitfchke. halb Grabdenkmal. halb bramarbafierendes Bühnenbild. Ach. diefe bildhauerifch undiskutierbare Pofe der geballten Fauft. die auf den Gefchmack der Armfien im Geifte fpekuliert. foll uns etwas von dem heiligen Sturm und Ge-witter fagen. die in Heinrich von Treitfchkes flammender Seele ru-morten! Und nächfiens kommt noch der Mommfen hinzu. Diesmal

ein Kunftwerk von ungewöhnlicher Schönheit (Adolf Brütt hat es gefchaffen); aber das Monumentengedränge vor dem einfiigen Hotel des Prinzen Heinrich wird nun bald lebensgefährlich.

In Frankfurt a. O. aber fchlägt man fich um das Denkmal Heinrichs von Kleifi. den man mit einer Banalität abfpeifen will.

O. warum hat der Ewige kein Gebot gerichtet gegen den neudeutfch-preußifchen Monumentenunfug?

Mar Osborn

Ein Nachwort zu den diesjährigen franzöfifchen Manövern

Mit einem tief zu beklagenden Unglück haben die großen franzöfifchen_Manöver ihren Abfchluß genommen. das gewiß gerade in Deutfchland allgemeinen Wider-hall gefunden hat. Wenn man aber diefes neuerliche und diesmal fo verhängnisvolle Verfagen des Lenkballons bei den Folgerungen mit in Rechnung fiellt. die aus den Herbftübungen zu ziehen find. fo muß fefigeftellt werden. daß die Republik mit diefem neuefien Kriegsmittel noch bei weitem nicht auf der

A Rundfcltau
Höhe der Zeit fieht. Nicht nur wurde der Marfch des Dirigeable nach dem Manövergelände durch einen. in feinen nächfien Folgen nur fehr mühevoll zu befeitigenden Unfall betroffen. nicht nur hat die dann wohl übereilte Reparatur fehr wefentlich fchuld an der vollfiändigen Vernichtung des Fahrzeuges. fonderu diefes felbft hat während der eigentlichen Übungen niemals feine kriegsmäßige Verwendbarkeit vollkommen beweifen können. Der neue franzöfifche Kriegsminifier hat in einer nach der Verunglückung des Luftfchiffes gehaltenen Rede überhaupt die Möglichkeit einer kriegsmäßigen Verwendung des Lenkballons bezweifelt und die Zukunft für die Aeroplane in Anfpruch genommen. Bon dem Standpunkt. den augenblicklich die Konfiruktion und der Gebrauch von Lenkballons in Frankreich einnimmt. mag er recht haben. feine Rede wird aber kein Grund fein dürfen. nunmehr in der weiteren Entwicklung jener Fahrzeuge fiehen zu bleiben. Denn fchon beginnt man fich in Frankreich in weitefien Kreifen zu regen! „ba parte (i'm-sent, la per-te ae ['engin milituire set-ont laeilement reputatie“, fo fagt man und erwartet. daß „une saurerjptjon nationale“, ähnlich wie feiner Zeit in Deutfchland. die Mittel bringen werde. das Verlorengegangene. wiedereinzuholen. klo attenaant, salat a n03 mortal Der Appell wird Erfolg haben! -
Wie bei den Manövern des Vorjahres - und zwar namentlich durch den General Pedoya in fafi reklamehafter Weife - für die Behauptung eingetreten wurde. daß die Difziplin der Armee eine vortreffliche fei. fo fucht man fich jeßt auf die Meinung eines früheren deutfaten Offiziers zu fiützen. der den Manövern beiwohnte. Gewiß wird niemand. der die Manöver gefehen hat. leugnen wollen. daß die an ihnen beteiligten Truppen einen recht guten Eindruck gemacht haben. namentlich beziiglich ihrer Difziplin. Man darf aber aus den Übungen eines verhältnismäßig nur kleinen Teils der franzöfifchen Armee nicht auf die

Zuftände im ganzen Heerwefen fchließen. Wenn man berückfichtigt. daß in diefem die Manneszucht noch vor einem Jahre fehr viel zu wünfchen übrig ließ. und wenn man in Erwägung zieht. daß gerade ein derartiger Fehler eine zeit-raubende Korrektur gebraucht. fo muß man zu der Überzeugung gelangen. daß dem franzöfifchen Heere die Homogenität fehlt. die allein Gewißheit für den Erfolg geben kann. Das 14. Armeekorps entnimmt feinen Erfah hauptfächlich der Dauphine und Savoy-en. und die guten. militärifchen Eigenarten der diefe Departements bewohnen-den Volksftämme mögen in der Hauptfache bewirkt haben. daß jene Truppen einen ungleich befferen Eindruck als jene machen. die dem indufiriereichen Flachlande oder den übervölkerten Großftädteu ent-ftammen! Es darf nicht vergeffen werden. daß etwa in terfelben Zeit. in der die menden-*res au Bourbonnajs fiattfanden. Refer-viften des 134. Infanteiie-Regi-mentes verantwortlich gemacht worden find. daß die bei diefem Regiment aufbewahrte Fa .'tne des 334. Referve-Jnfanterie-Ret imentes geraubt. vom Schaft getre mt und

'3 SÖÄMWV
(the
von 21.5w), “braved
Uma-Zi
'c3'
E
hat.
*.*o
I
101‘
(WSW
B
i
9‘ei
L
j
Ixle t: c
e xv
mu
h..€
a
'l
,WF
AU
n).
,MN
Ww.
.L
RV
1L
.m
ban»
pa..
f
f
H U
*mA
e
kw mm
.m U
MMO.

.-
.Run "Ö-'ln
.Dil-e de. 'Zeit felt. Nicht an!
wurde der Marfch des Dirigealile
nach dem uliai-Zioerg-ninde einer.
einen. in i*ir,eu nücvfie'. Folgen
mr fehr niiircooll git driving-*erden
Unfall be-.offen. nicht nur hat
die dann wohl iibercilte :lief-.anime
febe wefcntli-.e- fchuld an der voll-
fia'ndigeu Vernicotuna der) Fair-
zeuges. font-ern diefe:- felbft hat
wiihrend der Marmi-(ben llbut'qcu
niemals fciue k*.eae*-.ax':iz*.(* VFr-
wendbark-.n 'edition-.urn veweifen
können. Der u*.-ie i-aniöfif'chc
"Zeugs-mania hat in einer nach *rer
"Ortung-Fanny] des *Zunft-»ÖAW _ac-
dit-.emo Rede iiberhaupt du* Mog-
lichkeit --mer leiegsmaßigeu Ver-
wenc-,nig des Imkea'nons bezweifelt
uno die (Trillian f1*- die *Lleroylane
1-1 Ani-,much genommen. Ben dem
Stat-[punkt. der. augenbl-..ilnb die
Konfiruiion und der Gebrauch von
Lenfbailot-e in "Frankreich einnint-nt.
ma.; er richt kauen. feine *Zi-.7).-
ilvrd aber kein iii-ind i-,in Wife-1,
nun-mdr in der sui-.teren (int-
wicinma jener .Xu-Kung.- fteben
zu bleiben. Deu-.t imon beginnt
'ii-n fich in Kranker-c'. in weitefien
.*i* lien _zu reg-cn! .in parte
--*! [re-1'- |!. pci.- q-e [Lug-:i mil:-
'-.. -- . -- “ - |1'.i.*l'lel'i könnnen“,
' im'. *ci-d erwartet. daß
.- -- nationale“, rbb-
-1.- -.- . “--: an :Le-.t in Dentir-lnud.
ci; *Zimt-L dringen werde. das iOer-
Loren-u:-zangene u-ietercitì,.u-.len.
l:: ..etc-neben'. saint t. mn. [metal
Der *Lippe-l! [vn-d Erfolg "n-..ml - -
*eiiie bei Z'." Man-.wem ers
L'o-frb*-*-J --- uw. *cc-a.- '-i-nißntliF'Ö
e. *2h den, (set-era(:ll-*dena in fufi
t-.' 11.*l fter *Wi-47*, -- fur die
W.- .--*-*.t-ia einge'.c?.'*. -1:.»r7e. daß
. 4 .:.:'it cet *2*:1- eine vor-
.l*.' Z 'l '
t:efi!icn.* ici. fo [recht mar 7'.
jetz* auf kit* Mol-lung eines* früb.-: .
deutfcum (fxiziero zu ftüßcu. d*-
dcn Maur-oem beiwchicte. Pick!:
wird tio-nativ. der die Man-.ro
gefehen. hat. [eignen wollen. in'
die .in ihnen beteiligten Linzer-.n
einen und* guten Lindt-ua' gem-*a-
dult-sn. *kalten-litt- betiiglicit j.*-*'.
Difztpliu Man darf abe* ..*-
den Übungen eines rei-balan-

man-_g nur kleinen Teils der -'-. »-
greife-ren Armee nicht au. .-
f-K-.f'i-'inde im ganzen Heer-*1:4*-
frhiicßeo„ Wenn man bcriiciliytt-x.
daß in diefem die Manni-'zu-
noch vor einem Jahre fehr ei-
_zu wiinichen übrig ließ. und loc-.*-
man in Erwägung zieht. daß* gern' >
ein derartiger Fehler eine *_-e-O
raubcnde Korrektur gebraucrf
muß man zu der Uber-zen...
geingen. daß der.. franzöfii-»e-
.TJ-era die Homogenität fehlt. *-
allein Gelrifiheit fiir den Sri*
geben kann. Das l4. Armee*.*-:*.-
entnimmt feinen Erfaiz bauvtf-Wy..
rer Daupb-ue und Save-hen. :*7.
die guten. tnilitarifchen Eigen-4.*-
der dicie Departements beim-k.: 1.-
deu Beilsfiamnm mögen .n Hauptiaaxe bewirkt haben, rau
True-pen einen ungleich bl Eindruck als jene machen. du* 1.*-
indufirie-.eieben Flachland: oo:-
überoe-i: rien Großfiäd en
fie-*unkcui E9 darf nicht eetge
werde.. daß, etwa in den*
Zell. in der die manu uit-*2;
'Zaum-.innere fiattfande . "Ki":-
r-itZ-.i ;es 134. Infan eck-Rx*-
n--,-:-t>,a oerantwertlich z,c----*.-
:oi-*din find. daf. die ei 2-1.. u
:Legi-mut aiifbckoabrte i-:--.. r.-
3." '. :fix-cir-e-*Znfanterie-f' ca.»- .*-
geraul-c. :ro-.i Schaft ao *-- - -
4 - _P*“*Ö-]

Die angebliche Totenmaske Schillers
aus Goethes Befiiz (Weimar; Goethehaus)
(Nach einer photographifchen Aufnahme von A. Held, Weimar)
Zum AuffaÃŸ von M a_r i e S (hu e tt e

dadurch befudelt worden war. daß man das Fahnentuch in eine Latrine warf. Es muß berückfichtigt werden. daß zu dem bekannten „geraubten Mafchinengewehr“ von Chalons f. M. noch zwei andere hinzutraten. die dem 13. Jägerbataillon in Ehambsry gefiohlen worden find. es darf nicht vergeffen werden. daß in Angers ein Lebelgewehr abhanden gekommen ift. Viele folcher Fälle follte man nicht der Tätigkeit der Spionage zufchieben. fondern man follte fie auf das Konto der Indifziplin felgen. Wenn ein Oberft wie der des 134. Infanterie-Regiments. den Vorfchriften entgegen die Fahnen nicht in feiner Wohnung. fondern ln dem fchlecht verwahrten 88118 cl'booneur unterbringt. wenn ein General. wie dies der Fall gewefen. bei der Manöverfchlußkritik darauf aufmerkfam gemacht werden muß. daß der Ausfpruch des Schiedsrichters unanfechtbar ift. daß „les erbitten sont saurer-nine“, fo liegen offenbar Fehler gegen die Difziplin vor und zwar folche feitens hoher Offiziere. Und diefe Verfehlungen machen es fchließlich ganz erklärlich. daß die Soldaten fich wenig um dienftliche Anordnungen kümmern. daß fie fich felbft vernachläffigen. Aber man will nicht eingeftehen. daß die fo oft verfpöttelte ..eiferne Difziplin der deutfchen Armee“ eben nicht nachgemacht werden kann. und man fucht an Stelle der Manneszucht ..Antimilitariften und Spione“ verantwortlich zu machen. Die Spionenfurcht hat gerade während der diesjährigen franzöfifchen Manöver ein köfiliches Ereignis gezeitigt. indem fie mehrere Gendarmen. die die Manöver des 20. Armeekorps überwachten. veranlaßte. den Berichterftatter des „Let republiesjn“ zu verhaften.

Immerhin haben die franzöfifchen Manöver von neuem bewiefen. daß man emfig befirebt ifi. es dem ehemaligen Gegner gleichzutun. - fie haben aber auä) in manchen Beziehungen erkennen laffen. daß doch das Streben allein nicht ausreicht.

Oberfileutnant z. D. Hübner

Gefälfchte Kunftwerke
(Stephan Beiffel: ..Ge-
fälfchte Kunftwerke.“ Freiburg.
Herders Verlagsbuchhandlung.)
Diefes Buch gehört zu den
allzu vielen. die aus Büchern ge-
macht find. Eine Sammlung von
Daten und Anekdoten über Fäl-
fchungen und Betrügereien auf dem
Kunfimarkt. entnommen Eudels be-
kannten fchwaßhaften Schriften
„l..e 'leur-age“ und „'l'ruee“ und
Zeitungsnotizen. Die Gefchichten
find nicht von heut und entbehren
des Reizes der Aktualität. Der
alte Spitzer figuriert noch als „der
raffinierte Händler“ und ..die
Herren von Rothfchild“ als die
größten Käufer. Im Zeitalter
Pierpont Morgans gibt es ganz
andere Gefchichten zu erzählen und
andere Namen zu nennen.
Zuerfi wird bewiefen. daß alte
Kunfiwerke in unferen Tagen fo
hoch bezahlt werden. daß fich
das Fälfchen verlohnt. Braucht
dies wirklich erft bewiefen zu werden ?
Die Preife für Kunfifachen aller
Arten. mit denen Beiffel feine
Lefer in Staunen zu verfehen
20

wünfcht. werden bei den Kunfthändlern von heute ein mitleidiges Lächeln erregen. Die wirklichen Rekordpreife fehen ganz anders aus.
*Das eigentliche Thema des Buches konnte mit Ausficht auf nützliche und lehrreiche Ergebniffe auf fehr verfäjiedene Art behandelt werden. Ein wirklicher Kunftkenner. ein Mann der Praris. der mit dem Kunftmarkt vertraut wäre. könnte wohl aus eigenen Beobachtungen den Sammlern und Mufeumsleuten wertvolle Winke und Ratfchläge geben. indem er die Merkmale der gefälfchten Stücke fefifiellte. Freilich könnten das nur Spezialifien. jeder auf eng begrenztem Felde tun. Univerfell find nur die Pfeudokenner. Beiffel bietet für keine Klaffe von Kunfiwerken eigene Beobachtungen. Seine Mitteilungen find für die Praris wertlos und erreichen nichts als die Verbreitung von Mißtrauen. Uber Fälfchungen ließe fich auch fprechen vom Standpunkte des Inrifien und vom Standpunkte des Afthetikers. des Stilhiftorikers. Der Verfaffer ordnet fein wahllos gehäuftes Notizenmaterial weder in diefes noch in jenes Syfkem.'
Der Fälfcher zwingt fich zu unnatürlichem Tun. indem er. eine Leiche galvanifierend. im Stil einer vergangenen Periode zu arbeiten fich bemüht. Das Kunfkwerk entfieht. Fälfchung wird hergefkellt. Der Fälfcher kann feiner Begabung nach talentvoll fein z fobald er aber fälfcht. kann er nicht etwas im eigentlichen Sinne Künfilerifches hervorbringen. Dies der letzte Grund dafür. daß es auf dem Felde der freien Kunft keine täufchenden Fälfchungen gibt. höchfiens täufchende Kopien. Und was die Kopien betrifft. fchützt nicht nur die Kenntnis der Originale. fondern auch. von dem Technifchen abgefehen. die Beobachtung jener Züge. die der Kopie als folcher eigentümlich find. Jede Fälfchung ift mittelmäßig und fubaltern. Diefe Sätze gelten in geringerem Grade für das Gebiet der Skulpturen (die mechanifche Abformung kommt hier dem Fälfcher zugute) und in noch geringerem Grade für das weite Gebiet des

Kunfkgewerblichen. fie gelten aber bis zu einem gewiffen Grade überall. Wenn troß alledem auch der Kenner oft getäufcht worden ift und getäufcht werden wird. fo liegt die Schuld in dem leider nur allzu häufigen Ausfetzen der fcharfen Beobachtung.

Fälfchungen täufchen. wenn überhaupt. nur kurze Zeit und werden rafch enthüllt. Der Fälfcher führt höchfiens feine Zeitgenoffen irre. Die nächfie Generation lächelt über feine Anfirengung. da ihr das Nachzuahmende anders erfcheint als der vorigen Generation,

Das Studium der Fälfchungen ift nützlich und bewahrt vor Schaden. darüber hinaus kann es zu den tieffien Geheimniffen des Kunf't-fchaffens führen. In dem. was der Fälfchung fehlt. kann das Befondere der Kunfifchöpfung erfaßt werden.

Es ließe fich ein nüßliches und ein tiefes Buch über den Gegenfiand verfaffen. Weder das eine noch das andere würde Beiffels Buch ähnlich fehen.

Ich habe über Mangel an Aktualität geklagt. In einem Punkte aber bringt der Verfaffer das Aller-

Rundfchau

neuefie. Er bucht nämlich kaltblütig die Tatfache. daß „die Madonna mit der Wickenblüte“ als Fälfchung erkannt fei. Schließlich liegt kein Grund vor. alle Kunßwerke für falfch und alle Zeitungsnachrichten für echt zu halten. Was die Madonna mit der Wicke im Mufeum zu Köln angeht. fo ift fie als Repräfentant des zweiten kölnifchen Stils der Tafelmalerei. des Stiles von 1400 etwa. hoch berühmt (es gibt nichts Schöneres in diefem Stile) und feit 1820 etwa bekannt! Mit diefem Werke würden viele andere fallen. Vor einiger Zeit äußerte ein Reitaurator in Köln. übrigens eine ernfte und vertrauenswürdige Perfönlichkeit. Zweifel vor dem Bilde. Die Sprungbildung der Farbe an einer Stelle erfchien ihm auffällig und mit der angenommenen Entftehungszeit unvereinbar. Drei Kunfiforfcher fanden fich. die den vorfichtig geäußerten Zweifel des Technikers leichtherzig ins Publikum riefen. Obgleich Wilhelm Bode feine Autorität zugunfien der Madonna in die Wage warf. wurde die abfurde Meinung. daß diefes Werk eine Fälfchung vom Anfänge des 19. Jahrhunderts wäre. in rafender Eile weiter getragen. Jn der „Zukunft“ fpricht Meier-Graefe vergnügt von dem Schlage. der die Zunft der Kuni'ihifioriker getroffen habe. in den „Süddeutfchen Monatsheften“ entfchuldigt Boll die Kunfihifioriker. daß fie an diefes Machwerk fo 'lange glauben konnten. und plädiert für mildernde Umfiände. Und Beiffels Buch ift das erfte. hoffentlich auch das legte. in dem die Ge-fchichte von diefer ..Fälfchung'l zu 'lefen iii. Mar J. Friedländer

Die griechifche Gärung

Die Gefie war gut. war die in allen Lebenslagen imponierende Gefie des Gentlemans. mit der Georg. König der Hellenen. die Meuterei feiner Offiziere und deren Forderung. alle Mitglieder des Königshaufes von ihren militärifchen Stellen zu entfernen. beantwortete: er fei bereit. mit der ganzen Dynafiie das Land zu verlaffen. Vorläufig blieb es bei der Gefie. Und wenn fich auch das Gerücht immer mehr

verdichtet. daß der König krönen-
müde fei. fpricht fich in Athen
doch die Verfion herum. die Thron-
entfagung folle zugunfien des
Erftfohnes des Kronprinzen erfolgen
und der gänzliche Erodus einer
Königsfamilie vermieden werden.
Die Gegnerfchaft der Armee gegen
den Kronprinzen. der fein Ober-
kommando nicht zur Reformierung
der rückfiändigen griechifchen Wehr-
kräfte benützte. hätte fo ihr Opfer
erhalten. Eine Generation. die
noch als mitfchuldig an der mili-
tärifäjen Schwäche Griechenlands
betrachtet wird. wäre ausgefchaltet.
Man kann es billigerweife den
griechifchen Offizieren. die fiäj an
dem türkifchen Beifpiel begeifterten.
nicht allzu fehr verargen. wenn
fie eine reelle Unterlage für die
Politik ihres Landes an Stelle
der fchwanken Garantien fchaffen
wollen. die die dynafiifchen Be-
ziehungen und die auf dem Fa-
milienweg ergatterten Rückfichten
auf das Königshaus boten. Diefes
Fundament für die hellenifche Frage
kann nur eine wohlorganifierte.
fchlagfähige Armee fein. Wenn fich
aua) die notleidenden Finanzen
des Landes bleifchwer an jede

20*

.--..»-.F-'- .7, *'- *J' ?7;
. K4*
q . g
4 4 : _ _- 1 ... ..7....
x.. ...x-..W MMA..."-
--
*.
e ,-3.-
.
..x-9....»
, . ge...?-
Reform hängen. ift es doch an-
gefichts der erfolgreichen Erfiarkung
der türkifchen Kraft und wohl auch
der Tatfache. daß alle Balkan-
ftaaten ihr Befies und Letztes opfern.
urn tüchtig gefchulte und wehr-
fähige Streitkräfte zu befitzen. ge-
radezu'vernichtend für die helle-
nifchen Ideen und politifchen Ziele
des Landes. über eine Armee zu
verfügen. wie fie fich im leßten
Kriege dem Feinde entgegenftellen
mußte. Und es ift - wie ich
Führung. Schulung. Organifation
und Ausrüftung der Kämpfer von
Lariffa damals aus nächfier Nähe
fah und nun mit den Zuftänden
von heute gleichfalls durch Augen-
fchein vergleichen konnte. gar nichts
Wefentliches zur Befferung der Zu-
fiände gefchehen.
Daß fich diefe Verlotterung.
Augendienerei. Protektionswirt-
fchaft. Berufsuntätigkeit und Ver-
waltungskorruption in der grie-
chifchen Armee nach den bitteren
Erfahrungen des Krieges zu er-
halten vermochten - ift eine Schuld.
von welcher der Thronfolger nicht
ganz freigefprochen werden kann.
Er hätte - wenn die Mittel durch-
ausZnicht zu befchaffen waren *-
auch feinerfeits die Gefie des Gent-
lemans haben müffen. ein folches
Oberkommando fofort niederzu-
legen. Bei dem Umftande. daß
die beruflich wenig tätigen Offiziere
der griechifchen Armee fich vielfach
mit nationaler Politik befaffen und
auch die heißblütigen Politiker von
Hellas fiäz hinter die Militärs fiecken.
ift fehr zu befürchten. daß - im
Falle nicht fofort mit durchgreifenden
Armeereformen vorgegangen wird.
was nach den Äußerungen der
gegenwärtigen Athener Regierung

nicht- wahrfcheinlich ift - die ur-

fprünglich auf ganz legitimer Bafis und richtiger Einficht entftandene Bewegung fich zu einer regelrechten Militärrevolution aus: wachfen werde. die die Gewalt an fich reißen und Gutes wie Schlechtes brutal umwerfen könnte. Die Folgewirkungen wären weit bedenklicher als in der Türkei. Denn in diefer fieckt ein bedeutendes Quantum an r- konfervativer Kraft und urfprünglicher gefunder Volksenergie. die der Anarchie entgegenwirken. In Griechenland aber find diefe Eigenfchaften längfi aufgebraucht.

Die griechifche Frage bedeutet demnach heute eine neu-aufgetauchte große Balkanforge. In der Türkei find noch gewaltige innere Kämpfe abzutun. in Serbien droht gleichfalls eine Militärbewegung auszubrechen. und nunmehr tritt auch Griechenland hinzu. Der Balkan kommt aus den Gärungen nicht heraus.

v. Stetten

Liliencrons Nachlaß

Bei der Lektüre der beiden Liliencronfchen Nachlaßbände. die Richard Dehm-el kürzlich. die Gedichte ..Gute Nacht“. die Novellen ..Levte Ernte“ betitelnd. in Schufter und Loefflers Verlag erfiheinen ließ. wurde mir die perfönlichfie Freude durch ein Paar Anführungszeichen bereitet; in ihnen glaube ich nämlich eine Art Beftätigung der etwas keherifchen Anficht zu finden. die ich in einer größeren Liliencronfludie (Preußifche Jahrbücher. Mai 1908) ausführlich

dargelegt habe. Das Gedichtbuch enthält diefes ..Lebewohl an meinen verftorbenen Freund. Herrn Naturalismus" :

Widerliches Wort: Gekofe.
Leider reimt es fich auf Rofe.
Immer auch die Herzen-
fchmerzen.
Sanft beglänzt von Unfchlitt-
kerzenz
Und die lieben Sonnenwonnen.
Eingefargt in Pökeltonnen,
Nimm die Mufe bei der Hand.
Drück fie fefte an die Wand.
Küffe ihr den weißen Nacken.
Küife ihr die frifchen Backen,
Lachen wird ihr roter Mund.
Und befiegelt ift der Bund.
Leben Sie wohl! Ach. es war
doch io fäiön.
als wir damals ..zu fa m -
m e n" gingen.
Sie und Jhr alter Freund
Detlev Liliencron

Ifi es wohl allzu fpitzfindig. wenn ich aus den Anführungsfirichen des Wortes ..zufammen" fo etwas wie eine nachträgliche Skepfis. ein freundliches Lächeln über Jugendirrtümer herauslefe?

Es ift begreiflich. daß fich ..damals" die jungen Stürmer und Dränger und der reife einfame Mann zufammenfanden: ähnliche Kämpfe und Leiden verbanden fie. Ein wifienfchaftlich gefchulter kritifcher Kopf. der fich über die wefentlichen Unterfchiede der einzelnen Literaturfirömungen klar ift. war Liliencron zeitlebens nicht. Er fühlte nur. daß er anders dichtete als feine gleiäfaltrigen Zeitgenoffen. männlicher. fchroffer. wilder zupackend als die Poeten der ..Herzenfchmerzen". Und daß er auf Verftändnis und Anerkennung bei den Anhängern des Gefchniegelten und Zärtlichen nie und nimmer rechnen durfte. Aber die Jungen. die gleichfalls kein Blatt vor den Mund nahmen - fie jubelten ihm zu. nannten ihn ihren Führer. Man verbündete fich. weil man den gleichen Feind bekämpfte. und weil man die gleiche Rüftung trug. Die gleiche äußere Rüftung des Stils. Aber wie anders fah es im Innern diefes Führers und diefes Heerhaufens aus! Göß von Berlichin-

gen und die Bauern. Die foziale Frage. das demokratifche Politifieren faß den Modernen tief im Blut; Detlev Liliencron. ihr ..Führer". war adlig und kaifertreu und weiter nichts. war niemals von fozialen Gedanken geplagt. Die Modernen verfenkten fich tief und tiefer in Seelenkunde und Philofophie; ihr „Führer" verftand von diefen beiden Disziplinen fo viel oder wenig wie ein ritterlicher Haudegen früherer Jahrhunderte. wie ein Landsknechtshauptmann. Um feiner modernen Führerfchaft willen fühlte er fpäter mehrfach die Verpflichtung. gleichfalls fozial. pfychologifch und philofophifch zu dichten. Iedesma(bekam es ihm fchlecht. fo wie dem Ritter mit der eifernen Hand feine Führung der Bauern übel bekam. Die verfchwommene Philofophie beeinträchtigte manche Szene des oft fo herrlichen Poggfred-Epos. die Novellen und Romane des Dichters werden immer da ungenießbar. wo er fich ins fremde Gebiet des Seelifchen und Sozialen begibt.

Das kann ohne alle Lieblofig-

20'(

keit gefagt werden. Denn die frem-
dem Boden abgerungenen fchwä-
ateren Satöpfungen Liliencrons
mögen ruhig in wenigen Jahren
verfinken: fo wird das über-
fatwänglich Wundervolle. das
feinem eigenen Acker entfproß. um
fo firahlender daftehen.
Aus einem einzigen Punkt ift
dies ganze eigene Sataffen in
feiner Satönheit und feiner fatar-
fen Umgrenzung zu verftehen: der
Dichter hatte eben die Seele eines
Landskneatts. Nach immer rück-
erfehmteu kriegerifchen Jahren ge-
rät er ins Bürgerliat-Enge. ins
Friedlich-Kleine. Die innere Not.
die Unbefriedigung lehrt ihn nun
erft diatten - denn wozu die Feder
führen. wenn man noat Pferd und
Degen hätte? Erinnerungen des
duratkofteten Kriegsglückes find
feine erfcen Satöpfungen. wobei
Vers und Profa unterfatiedlos
weatfeln und die fogenannten
Kriegsnovellen gerade fo gut Ge-
dichte find. wie ihre rhythmifaten
und gereimten Gefatwifier. Hand
in Hand mit folatem Erinnern geht
die Sehnfuatt naat neuem Erleben.
das Rütteln an den Philifterfeffeln.
Das ift der Inhalt feiner niattkrie-
gerifchen Lyrik. Endlich findet fiat
eine neue Ausfüllung. Von großen
Kriegs- und Mannestaten der Ver-
gangenheit lefen und das beleben
mit dem eigenen Sehnen und Erin-
nern; fo wird Liliencron zum
lyrifaten Epiker. und niatt nur
feine fchönften Verfe. auat feine
fatönften - fogenannten --
Novellen find Balladen. alfo
ftürmende. von der Leiden-
fataft des Erzählers getränkte
Handlungen. in denen für feelifates
und gedankliates Entwickeln kein
kleinfter Platz bleibt. Als balla-
desker Kriegsmann erfaßt er auat
die Dinge der Liebe. Mit der
Frauenfeele weiß er im Grunde gar
niatts anzufangen. Das ift nur im-
mer fekundenlange Leidenfchaft. die
er fatildert. abenteuerliat wildes
Erleben. ein Augenblick des Glücks.
der Kataftrophe. ein Anfichraffen.
ein Fortwerfen - Balladenliebe.
Dies Wenige aber dargeftellt mit
überwältigender Kraft und Far-
benpracht . . . .

Auf engem Raum enthüllen die Naatlaßbände noch einmal in knapper Zufammenfaffung dies Wefen des Dichters. Zwar das Gediattbuch ..Gute Naatt“ konnte zu folater Totalität nur dadurch erhoben werden. daß man ihm eine Auswahl bereits früher erfchieneuer Stücke einfügte. Und gerade diefe nur neu gedruckten Verfe. vor allem die Balladen. bi(-den den wertvollfken Inhalt des Buates; das Neue fateint mir nicht immer auf der freien Höhe Liliencronfaten Könnens zu fiehen (von welatem allgemeinen Urteil aber das „Begräbnis“ als eines der kraftvollften und edelften Gediatte Liliencrons überhaupt ausdrücklich ausgenommen fei). Jm ganzen ift wohl das Werk eher als ein Gedenk- und Auswahlband anzufpreaten und niatt eigentlich als neue Produktion. Anders ftcht es um die Novellenfammlung ..Lehre Ernte“. Hier werden alle Gaben und Grenzen Detlev Liliencrons an einer Reihe neuer Arbeiten offenbar, Seats Stücke der Sammlung find lehre Schöpfungen des Mannes. das fiebente (das erfte im Reigen des Buates) ift die bisher ungedruckte. überhaupt erfte

Geiehichte des Dichters. Die „Soldatenphantafier gefchrieben in der Verbannung Kellinghujen 1872“ zeigt Liliencron genau auf dem Punkte- da er vom Erleben zum Dichten übergeht. Er berichtet- fchon in feinem markanten Stil, aber noch mit großer Verfäiwendung des Stofflichenx was er in wirrer Folge von feinen Kriegserlebnifien geträumt hat, Es ift eine höch| lehrreiche Beichäftigung- die Wege aufzufuchenzdie von der erften Skizze mit ihren Keimen fait aller ipäteren Kriegs-Novellen und -Gedichte zu diefen felbft hinüberführem und fich klar zu machen, wodurch die reifen Dichtungen über die erfte Darftellung des Tatfächlichen hinausgehoben wurden. Am Schluß des Bandes fieht dann wieder eine Kriegsgeiäiichte, diefe aber mit reiffter Balladenkunfl zum einheitlich Ganzen gei'taltetj und deutlicher betonend, was ihren Dinner zutiefft und zumeifi bewegte: Liebe zum farbigen und bewegten Leben- Liebe zur kriegerifchen Tatt zum Heldifrhen. Scheinbar auf friedlicherem Gebiet fpielen drei andere Gefchichten des Bandesr aber, wie gefagty es ift nur ein fcheinbarer Frieden; von anderen Ausgangspunktent doch mit gleicher Haft und toller Leidenichaft ftürzt alles balladifchen Liebeskataflrophen zu. Ein wehmütigert halb ungewollter Humor diirfte dem Lefer endlich aus zwei unkriegerifchen, unverliebten und gar nicht lyrifthen NovellenL dem „Gelben Kaiken“ und dem „Ehepaar Quint'h entgegen lena)ten. Von den Leiden eines Saiuldenmachers, dem die Natur die Fähigkeit des ioliden Rethnens verfagt hatt erzählt die einer von der Sinnlofigkeit und Schäudlichkeit grotesken Geizes die andere. Zwiichen den Zeilen diefer objektiven Geichichten lieft man- was ihren Dichter im bürgerlichen Leben wohl oftmals gepeinigt hatt und welches Laiter ihm das unverftändlichfle und verhaßtefie geweien. Und io entiprangen auch dieie unleideniihaftlichen Darfiellungen dem Landsknechtsweien Detlev Liliencrons,

Victor Klempcrer

Schule und Politik
Man wird fich an den Kopf greifen und fragen: was haben die denn miteinander zu ichaffen? Bis auf etliche unierer eifrigfien Politiker aller Parteigattungem die. [ich [ehr wohl der Wahrheit des „Wer die Jugend hat„ hat auch die Zukunft" bewußt find. Und nun realifieren wollen: kommt zu uns/ ieid uniere Jugendgarde, Burnx bum. . . kommt alle herz immer her! Folgt unferer Fahne! Ihr dürft auch ein Abzeichen tragen. Immer herz her) her. , .
So rufen ichon (oder in aller Kürze) ziemlich alle Parteien. Zum Teil vielleicht aufgereizt durch die iozialdemokratifchen Jugendorganifationem durch die „junge Garde". Und uniere Erzieher? Wenn fie ielbfi politifche Parteiführer find- kann man's ihrer Liebe zur Partei ja nicht verdenken. Aber als fireng denkende Pädagogen müfien wir doch jagen: Politik hat mit der Schule nichts zu tun, Rein gar nichts, . . Daß die Jugend im nationalen Sinn erzogen werden folk, ifi jelbfiverfiändlich. Aber läßt iich dieie nationale Erziehung

nur durch Byzantinismuß Hurra-patriotismus (und andere über-flüffige -ismen) verwirklichen!? Und muß dazu nun noch gar die Partei-politik kommen mit ihren zuge-fpißten Gegenfäßem die oft noch dem Primaner unverftändlich bleiben? Es ift wahrhaftig gerade genug- daß der konfeffionelle Zwifi in unfere Klaffenräume getragen ift. Und nun follen die Gegenfäße innerhalb der deutfchen Jugend weiter oerfchärft werden ? Vielleicht bringen wir's noch dahin- daß zum religiöfen Bekenntnis uns auch gleich das politifche angeboren wird. So daß die ganze Politik dann nur noch ein Faktor) der durch die Geburtsquote befiimmt wird„ wäre! In mancherlei Hinficht möchte das ja wünfchenswerte Folgen haben. Aber es wäre der Untergang des letzten Reftes/ den wir noch an Selbftändigkeits-Bewußtfein haben. Ich möchte das Volk nicht auf-kommen fehen- das alles ererbt - Geld„ Wiffen- religiöfe und politifche Konfeffion. Aber alles deutet auf fein Kommenx alles. . . Auch diefes Befireben- Politik unter der Schuljugend zu treiben. Noch einmal: wir Pädagogen lehnen das ab. Wir wollen eine an Körper und Geift fiarke Jugend heran-bildenx die imfiande ift„ fich fpäter felbfiändig eine politifche Meinung zu bilden. Das ift na-tionale Erziehung.

Karl Wilker.

Die Meifter des Märchen-Z

Die Freie Lehrer-Ver-einigung für Kunfi-pflege in Berlin ift dem Märchen tief in feinen dunklen wunderreichen Heimatwali nachge-gangen. Auf oermoofien Pfadem im dichten Geftrüpp- wo die Ver-geffenheit fchon ihre Spinnweben zu ziehen beganm hat fi(es ein-geholt. Uralte liebe Kund ex die es längft verftorbenen Meifieru erzähltx hat fie feinem Plaudermnnd aufs neue abgerungen.

Und nun gehn die alten Mären der toten Meifier in fehlichtem-fchönem Gewande aufs neue in die Welt. Über unfere klugen Kinder wird eine feltfame Ver-zauberung„ die kein moderner Er-

zähler mehr hervorzurufen ver-fieht-
kommen- wenn fie fich in diefe
Bände verfenken.
Friedrich Fouquexz „Un-
dineE Ernfl Moritz Arndts
„Witt DüwekenE feinen
„Starken HansC fein Schnee-
flöckchen und mehr von der Art-
zu einem Bande vereint-Wilhelm
Hauffs Mär-en inzweiVänden-
Clemens Brentano!! und des
Altmeifters Ludwig Tieck
Märchen hat die Lehrervereinigung
mit gefchmackvollen Einführungenx
mit Buch- und Bildfchmuck moderner
Meifier in einfach-vornehmer Aus-
ftattung herausgegeben.
Sechs Meifiermärchenbücher!
Jah fie waren alle fechs wirklich
Meifter von der Zunft! Mit
ftarkem Webefchifß mit kräftigem
Faden haben fie geweby Muffe..-
von phantafiifchem Reichtum und
Reiz- ftarkey tolle„ graufige Mufier
zuweilen- wie man fie heut nicht
mehr fchafft. Sie haben ihre
Kunfi verfianden- fie waren ganz
bei der Sache. Das Volksmärchen
war ihnen nicht umfonft vor den
erftaunten Blicken barfuß im roten
Rörkchen mit den Haaren aus

Sonnengold eben iiber den Weg gelaufen; Goethe hatte nicht umfonfi mit den ruhevollen Götteraugen in ihre ftiirmifchej drängende Jugend hineingeblickt.
Eine wundervolle Ruhej Schönheit und Zügelung der Sprache ift allen eigen.
Das feltfame- bis ins Herz greifende Grauenp das durch Tiecks „Blonden _Eckbert'h durch feinen „Runenberg“ und die „Elfen“ gehtj die dreij die hier zu einem Bande zufammengefiellt findj bekommt durch die maßvollej beherrfchte Sprache unerhörte Gewalt, Die Überrafchungy die Jakob Grimm als das wefentlichfie Moment des Märchens bezeichnetj übt ihre ganze Macht. Das Geheimnisvolle in diefen fiark und groß erfundenen Mären wird nie ganz durchleuchtetX die dunkle Traurigkeit niemals fonnenhell gelöfi.
Und doch wird unfre heranwachfende Jugend ein tiefes Entzücken an den düfier-phantafiifchen Gebilden haben. Und wir Alten verftehn esz daß Goethe hingeriffen war-j daß er Zeit und Stunde vergaß über einem Märchenvortrag des jungen Ludwig Tieck.
Welch ein geheimnisvollesj liebesj tiefpoetifches Märchen ifi auch Friedrich Fouques Undinel Zwei von den Liedern des ritterlichen Sängers leben noch ganz frifch im deutfchen Volk. Das begeifterte „Wohlauf zum fröhlichen Jagen" und „Wenn alles eben käme“, Seine anziehende Jugendgefialt entreißt der Herausgeber der Undine2 Gerhard Krügelj mit warmen Worten der Vergeffenheitj indem er feine fchöne Nite der Jugend wiederum zur Gefährtin gibt.
Ganz überrafchend anmutigh kindlich traut und heimelnd wirken die bisher faft unbekannten Märchen des alten eifernen Ernfi Moriß Arndt. Das Witt-Diiweken vergißt man nicht wiederj wenn der geharnifchte Alte auch naiver erzählt hat als die in Literaturluft aufgewaazfenenj feinen Romantiker.
Clemens Brentanos „Halb Menfchenz halb Tiermärchen" „Gockelj Hinkel und Gackeleia'h er-

fcheint daneben allzu arg verziert
und verzerrt und will nicht mehr fo
ganz fchmecken.
Wilhelm Hauff ift im
„Zwerg Nafe“ und im „Kalif
Storch“ noch immer jung und
köfilich. Diefe beiden Märchen find
und bleiben von klaffifchem Wert.
In den anderen Märchem fo er-
fiaunlich ficherj ftraff und gewandt
fie erzählt find und fo toll die Er-
findung in ihnen fprudeltj ift der
literarifche Feingehalt geringer.
Jedenfalls haben fich die Ber-
liner Lehrer durch die Herausgabe
diefer alten Meifier ein literarifches
Verdienfi erworben; ob ein pä-
dagogifches„ das werden fie felbfi
wohl nach allen Seiten reiflich
erwogen haben und beffer beur-
teilen können als ich. Weit über
die jugendlichen Leferkreife hinaus
wird dieie Märchen-Bibliothek
Freunde gewinnen. .7.4.
'K * * »
tl
Paul Heyfes „Neue
M ä r ch e n“- die fchon im Jahre
1904 erfchienen find (I. G. C o t t az
Stuttgart und Verlinxmir
aber jeßt erft zu Geficht kamem
haben mit dem alten Kinder- und

Rundfchau

Volksmärchen keinen Zug mehr gemeinfam. Sie find finnig und fein. überlegen geifivoll. für Kinder nicht entfernt gedacht. Allen Hehfe-Verehrern werden fie durch Erfindung und .. Erzählerkunfi - echtefie Paul Heyfe-Sprache - lieb und teuer fein.

Eine junge Märchenmeifterin möchte ich zum Schluß noch nennen: Sophie Reinheimer. die einen lieben. feinen Märchenband imBuchverlagder..Hilfe". Berlin-Schöneberg. herausgegeben hat. Wenn ihre Märchen nach einem Vorbild fchmecken. fo ift's Anderfen. Aber jedes Märchen ift doch eigenartig. und jedes ifi wieder - wie ein Beerenzweig voll Beeren - reich an reifen. liebenswürdigen eigenen Gedanken, Das Buch heißt: ..V o n S o n n e. Regen. Schnee und Wind u-_nd anderen guten F r e u n d e n." Von großen Taten und Zufällen ift nichts darin; aber den Kindern werden alle die kleinen Dinge. die Sophie Reinheimer erzählt. groß und wichtig fein.

Frida Schanz.

Finanzpolitifches

Börfe oder Indufirie?

Die Reichsbank hat ihren Diskont in einem Zuge von 4 auf 5 Proz. gefeßt. Sie will auf diefe Weife den Anfprüchen der Effektenfpekulation entgegentreten. die ja in der Tat mit ihren Kurserhöhungen einen fiärkereu Geldbedarf hervorruft. Indeffen fo ungeheuer können die fraglichen Summen kaum fein. da erfahrungsgemäß für die Ultimoliquidation relativ nicht allzu-
-k
viele Millionen in Betrac t kommen. Was haben denn jet e ruffifehen Guthaben überhaupt betragen. die lange Jahre hindu *ih eine fo große Rolle fpielen k unten? Und mehr Verkehr als frü fer. wo es noch eine ftattliche Reihe außerordentlicher Spekulanten gab. wird fich auch heute nicht en wickeln können. troßdem die milder. Handhabung in Sachen des Diffe :enzeinwandes das ganze Kommifionsgefchäft wieder mit Vertrauen erfüllt. Nun haben Leute. die fich lötatifii-

ker nennen. aber nicht wiffin. was fie tun. die Zunahme des Kurswertes unferer Aktien von Ende Auguft. bis Ende September auf Mk. 483.38 Millionen berechnet. Sie ziehen nämlich einfach den nominalen Betrag unferer Dividendenwerte zufammen. gleieh Mk, 11 240 991. nehmen die Durchfchnittserhöhung der Kurfe mit 7.14 Proz. des Nominalkapitales hinzu. um fodann auf eine Monatszunahme des Kurswertes von Mk. 483.38 Millionen zu kommen. Man fielle fich die Verwüftungen vor. welche derartige Ziffern in den- Köpfen von Hintz und Kunz anrichten. die doch nun nicht anders glauben. als daß jene Mk. 483.38 Millionen wirklich mehr bezahlt werden und fortan den Markt belaften. Als ob man das Recht hätte. irgend ein Kursniveau für das gefamte Aktienkapital. anftatt nur für einen Bruchteil desfelben anzunehmen! Ein wirklicher Preis befieht doch nur für das Verkäufliche. und an dem Börfentage. wo z. B. auch nur der zehnte Teil von Diskontokommandit zur Abgabe gelangen würde. gäbe es fofort wahre- Kursftürze. Herr Präfident Haven-

fiein läßt fich natürlich von derartigem Blendwerk nicht beeinfluffen. nur will er fein Infiitut gegen die Notenfteuer fchüden. und deshalb hält er fich keineswegs erft noch bei einem Save von 47, Proz. auf. Freilich feine Tröftung. dann aber auch bis Ende des Iahres nicht weiter zu erhöhen. gilt als recht fchwach. Denn unfere Indufirie. die gerade anfängt. ihr Haupt wieder zu erheben. kann einen Zinsfuß von 5 Proz. für Wechfel und 6 Proz. für Lombard nur fehr fchwer vertragen.Auf diefe dochwichtigfien Stände fcheint diesmal wenig Rückficht genommen zu fein. Oder kann fich die Reichsbank gegen die amerikanifchen Darlehensverfuche auch in Deutfchland. auch feitens Morgans und der National-City-Bank nur durch verteuertes Geld wehren? Sie wäre ja in der Lage. wie fie dies fchon fo oft getan hat. amerikanifche Wechfel - abzulehnen. Statt deffen wurde aber fehr rafch gerade unfere Fabrikation zum Opferlamm erkoren.

* 1|' 'k

Uberflüffige Sola-

w e ch f el fcheinen feit den vermehrten Steuergelüften unferes Fiskus befeitigt zu werden. Voran gehen jeßt in diefer Beziehung einige Verficherungsgefellfchaften. welche feit ihrer Gründung für die Refieinzahlung auf ihre Aktien Solawechfel liegen hatten. Die genannten Aktionäre. welche Beteiligungen bei Affekuranzgründungen als befondere Le>erbiffen betrachteten. da derartige Unternehmen. fo bald nur die erften Jahre frei von Unglück verlaufen waren. unfehlbar glänzend rentierten. fcheuten auch vor einem Solawechfel nicht zurück. Mit ihren Erben und Rechtsnachfolgern wurde es gewöhnlich fchon anders. da diefe in fo altmodifcheVerpflichtungsformen nicht gerne eintraten. Das pflegte dann wohl auch zu einem Befitzwechfel der betreffenden Aktien zu führen. der wiederum den Auffichtsräten- unangenehm wurde. Troß alledem hat merkwürdigerweife erft die jüngfte Anderung des Wechfelftempelgefeßes auch die Verficherungsgefellfchaften auf andere

Gedanken gebracht. Noch gar nicht davon zu reden. daß bayrifche Behörden fiäz fogar foweit verfteigen konnten. jene Solawechfel als Betriebskapital mit verfieuern lafien zu wollen. Eigenwechfel bilden ja übrigens auch eine beliebte Waffe der Syndikate. Wenigftens mußten bci Entftehung des erfien Kohlenfyn-dikates. deffen Hauptgegner die Zechendirektoren felbft waren. alle Mitglieder große Solawcäzfel hinterlegen. Und diefe waren im Kontraventionsfalle natürlich fo. fort zahlbar. Eine Gerichtsentfcheidung darüber. ob nicht eine folche Verpflichtung etwa einen unfittlichen Vertrag darftelle. ifi leider niemals nachträglich herbeigeführt worden.

Die amerikanifche
Reichsbank ift in Sicht!

Sie wird von der Bankreform-Kommiffion. in der ein deutfcher Gefchäftsmann eine befondere Rolle fpielt. mit einem Aktienkapital von 100 Millionen D. empfohlen. Höchft bezeichnend will man aber dabei den Verkehr mit dem Publikum ganz ausfchalten. D. h. das

Rundfchau
Protektionsfyftem drüben bleibt noch fo gefürchtet. daß eine direkte Wechfeldiskontierung feitens der einzelnen Firmen fchon von vornherein als keineswegs durchgängig folide gelten könnte. Wenn man das rapide Wachstum aller Unternehmen in der Union bedenkt. in deffen Folge auch die Kapitalsanfprüthe fich noch bis ins Ungemeffene fieigern werden. fo ift die Gefahr einer laren Gefchäftsführung feitens einer folchen Reichsnebenbank fchon einigermaßen zu überfehen. Andererfeits braucht man aber auch kein blindes Vertrauen zu dem anfcheinend fo firengen Vorfchlage zu faffen. daß jener Verkehr lediglich mit den Banken ftattfinden folie. Das dürfte unter Umftänden fogar zu einem neuen Stützpunkt fiir die Macht der Eifenbahnmänner fowie der Trufigewaltigen führen. an welcher Machtzunahme kein ehrlicher amerikanifcher Bürger irgend ein Intereffe hat. Sonft aber wäre der Weg nirgends geebneter. als gerade drüben. wo die Barbedeäung der Noten durch die Goldkonzentrationen beim Schatzamt im Weißen Haufe zu Wafhington von vornherein gegeben ift.
Alle die Goldzölle fließen in jenes Schatzamt. das für feine Schätze bekanntlich bisher keine Fruktifizierung findet,
Die Briten haben gef i e gt. Das hatte Sir Erneft Eaffel berechnet. als er auch die Mögliäfkeit vorausfah. daß ihn die Gruppe: Ottomanbank - Deutfche Bank überbieten könnte. Diefer Kölner Herr. jest neben Lord Rothfchild der einflußreichfte Finanzberater der englifchen Kr -ne. erreichte: 1) durch feinen Wettbewerb ein befferes Anleiheangebot von der alten Anleihegruppe. 2) fute Gefchäftskonzeffionen als Entfäzädigung für das Ablehnen fei 1er eigenen Offerte. 3) die erfie Niederlage der bette publique die bei der neuen Anleihe von nicht weniger als 7 Millionen Pfund übergangen wurde. Das find die äußerlichen Erfolge! Noch größer find gewiß die ftillen. die politifchen Erfolge. die bei dem Haffe Englands gegen Deutfchland alle wirrfchaft-

lichen Erwägungen tranrigerweife zurückdrängen. Dem König Ednard kommt es wegen der Bagdadbahn unbedingt auf das Vertrauen und die Sympathieen der Iungtürken an, Diefe konnten nur dadurch gewonnen werden. daß man ihrer nationalen Eitelkeit fchmeichelte. Das ift gefchehen. indem die internationale Finanzkontrolle mit Hilfe desfelben Englands beifeite gefäfoben wurde. das in Ägypten eine noch weit gefchloffenere Auffícht führt. Wären die neuen Machthaber fo überlegt. als fie unüberlegt find. fo würden fie diefe viel zu frühe Unabhängigkeit hinfichtliäf ihrer Schuldenverwaltung verfluchen. aber nicht fegnen. Statt deffen find fie auf den Anbruch diefer angeblichen Morgenröte noch fehr ftolz und bleiben gegen ihre Helfer im Kampfe natürlich mit Dank erfüllt. Unterlegen hierbei ift aber eigentlich nur Deutfchland. - d. h. deffen Diplomatie. die dort unten fchon feit Iahresfrifi Gewehr bei Fuß ftand. ferner deffen Banken und deffen Indufirie. Die Folgen. fo wenig man fich hierüber zuvörderfi auch

Rechenfchaft geben möchte. können ganz unabfehbar werden. In diefem Sinne follten doch unfere Offiziöfen einmal den Mund öffnen. anfiatt zu all jenen Alarmdepefchen forglos zu fchweigen. Das Schlimme ift noch. daß wir weiter gezwungen fein werden. bei der hohen Pforte die Gefchäfte Öfterreichs gründlich genug zu beforgen. um unfere eigenen zu vernachläffigen und zu gefährden. Das wäre unter Bismar> nicht paffiert! Er hätte einer Politik von Fall zu Fall rafch ein Ende gemacht. die unverfehens deutfthe Arbeit von Jahrzehnten her in Frage ftellt. Die alte Anleihegruppe ift im Befiß fo vieler Türkenwerte. daß fie völlig imftande war. jede Anleihe zu verhindern. die ohne Vereinbarung mit der derte vollzogen werden follte. Es gehörte nur etwas Mut dazu!

Pluto

Zu unferen Bildern

Zwei Neuerwerbungen des Berliner Kaifer Friedrich-Mufeums

„Mufeum“. das bedeutete früher eine Ruheftätte für überkommene Kunftwerke und allerlei Kuriofitätenz fein unveränderter Beftand. fein unveränderliches Ausfehen atmeten oftmals eine Kirchhofsftille. die eher erfchreckte als zu ruhigem Genuß einlud. Ießt hat man die Gefahren. die jedes Stehenbleiben mit fich bringt. auch für die Sammlungen erkannt. und felbfi die kleineren Mufeen der Provinz bemühen fich. ihre Befiände zu vergrößern oder durch wechfelnde Ausftellungen ihre Räume mit frifchem Leben zu erfüllen.

Die großen Kunfiftätten. wie das jugendlich ftarke Kaifer Friedrich-Mufeum in Berlin. huldigen folchem Prinzip nicht minder. Neben den eignen Schäden umfchließt es als geliehene Güter die Sammlungen von Wefendonck. von Earftanjen und Friedrich Sat-ce; dazu bringt beinahe jeder Monat ein Bild von Wert oder eine Skulptur. die künfilerifch oder hiftorifch wichtig. dem feften Befiß hinzu. Man hat fie bis vor kurzem meift fofort der Sammlung eingereiht; nun aber ward durch die Riick-

gabe eines Teils der Wefendonck-
fehen Bilder eine Schauwand in
der Gemäldegalerie frei. Sie foll
wechfelnden Ausftellungen. den je-
weilig neueften Erwerbungen die-
nen,

Die Ernte diefes Herbftes ift
ziemlich groß und fehr verfchieden-
artig. Sie umfaßt wertvolle Er-
gänzungen zu der Gefchichte des
malerifchen Sehens. freilich keinen
Schlager von allererfter Bedeu-
tung. wie ihn die Abteilung der
Skulpturen mit Lionardos Ideal-
bildnis. der Halbfigur einer lä-
chelnden jungen Frau. erworben
hat.

Zunächfi die Italiener: zwei
Predellenftücke der florentinifchen
Frührenaifiance. ein venezianifches
Doppelbildnis vom fpäteften Ein-
quecento und endlich eine Land-
fchaft mit .Hirten und weiden-
dem Vieh. von Zuccherelli. eine
glückliche Illuftration der italieni-
fchen Hirtenpoefie vom achtzehnten
Jahrhundert. und zugleich ein in-
terefiantes Gegen|ü> zu Berchem

und anderen holländifchen Malern ..italienifcher Obfervanz“.
Die beiden Quattrocentobilder der Beweinung des heiligen Franziskus und des Zenobiuswunders find von Lehrer und Schüler. dem Dominikanerbruder Giovanni Angelico und von Benozzo Gozzoli gemalt. Kein Menfchenalter trennt fie von einander. und doch charakterifieren fie zwei Welten: Die Totenklage ift nach Auffaffung und Farbe von großer Anmut und zarteftem Gefchmack; die Wunderfzene hingegen von ftarkem. beinahe buntem Kolorit und unbekümmertem Realismus. Benozzo war ja der erfie wirkliche Erzähler in Florenz. und wie der jüngere Ghirlandajo hat er die Zeitgenofien ohne hiftorifche Verkleidung mitten in die heiligen Gefchichten hineingef'tellt. Die Mediceer und der griechifche König. der damals (1463) in Florenz. begegnen uns in dem Dreikönigszug der Riccardi-Kapelle. und ebenfo porträthaft muten uns die Traäften und die Typen wie das Straßenbild unferes Zenobius-Wunders an. Freilich dies Thema gerade konnte zu folchem Realismus verführen: die Legende vom frommen Bifchof der Stadt Florenz. Er ruft den Sohn einer franzöfifchen Rompilgerin vor S. Piero Maggiore ins Leben zurück. Die Kirche ift längfi abgeriffen worden. aber eine Gedächtnistafel an dem benachbarten Palazzo Altoviti erinnert den Vorübereilenden noch heute an diefe wunderbare Tat. Und wie das Thema. ifi die Gefchichte des Bildes felbft bekannt. Es gehörte mit anderen Tafeln - heute in Buckingham Palace und in der Brera - zum Madonnenaltar einer Bruderfchaft (der Eompagnia della Purifieazione della Vergine. nahe S. Marco); das Hauptbild ift heute in der Nationalgalerie in London; 1461/62 wurde der Altar gemalt.
Ein anderes Jahrhundert und eine andere Provinz der italienifchen Kultur wird durch das venezianifche Porträt >7arakterifiert: zwei fchachfpielende Männer in vornehmem

Gemach. Die brä-unliche Ledertapete mit blaugemufterten Streifen und der kleinafiatifche Teppich in kühlem Rot und Gelb find mit den fchwarzen Gewändern zu einem goldigen Gefamtton abgefiimmt. die lichte Note für den Vordergrund ergibt ein kleiner Hund. und weiße Kragen betonen die befchatteten Gefichter. befonders das Profil des Älteren. das ganz als dunkle Einheit gegeben ift. während der Kopf des Jüngeren ihm gegenüber in energifchen Kontraften modelliert ward. Man kennt den Schöpfer des fchönen Bildes nicht. aber Zeit und Ort feiner Entfiehung. Eine Generation vor Tiepolo ohne defien hellfarbiges Kolorit. hat es doch fchon die malerifche Gefchloffenheit feiner Gemälde und ragt hierin über die nur wenig älteren Bilder der Veronefe. Tintoretto. Lorenzo Lotto und Moroni hinaus. Das Motiv erinnert an Bordones Bildnis. das dem Mufeum fchon feit Jahrzehnten angehört. Auch hier zwei Schachfpieler am teppichüberhangenen Tifch. doch ftatt des intimen Interieurs offene Landfchaft mit einer Säulenhalle. fchmaufenden Leuten und Dienerfäjaft. Säfachfpiel und

Rundfihau
*-
Hintergrund find hier nicht fo wirklich. wie in dem fpäteren Gemälde. vielmehr Symbole für die Lebenshaltung und vornehme Muße der beiden Männer. fie blicken den Befchauer an. am Spiel vorbei. - In unferem Bilde aber find die beiden Spieler ganz vertieft in die Partie. und der gefpannte Ausdruck fieigert das Eharakteriftifche ihrer Perfönlichkeit. Auch Rembrandt hat ja fünfzig Jahre fpäter das Porträt zum Hifiorienbild ausgeftaltet. oft fo vollkommen. daß man das Bildnis in ihm ganz vergaß.
Hier liegt der ftärkfie Gegenfatz zwifchen der primitiven Quattrocentokunfi und der großartigen Spätrenaiffance-Kultur : Hier wurde das Bildnis zur Hiftorie erhoben. dort die Hiftorie mit zeitgenöififchen Porträts belebt.
Frida Schottmiiller
Miilets Nodemberabend
Millet der große Bauernmaler - damit ift der Künfiler gewiffermaßen etikettiert. als folcher erfcheint er in allen Büchern und Katalogen. Aber haben nicht Andere die Freuden und Leiden der Bauern. feine Arbeit und feine Erholung ebenfo wahr. ja - vom Standpunkt photographifcher Raturtreue - noch wahrer gefchildert? Ich laffe die Bilder des Meifiers an mir vorüberziehen und prüfe mich. was wohl das Wichtigfie ift. Haben die Eindrücke. die am fiärkften wirken und am längfien nachklingen. überhaupt unmittelbar mit den Bauern als folchen etwas zu tun? Jft es nicht vielmehr das Einsfein von Lebewefen und Natur. das Jneinandergekettetfein. das untrennbar Verfchlungenfein. die Notwendigkeit aller Dinge. die der Meifier darfiellen wollte. und wofür ihm der Bauer nur ein Anlaß und ein Mittel war? Ein feierliches pantheifiifches Gefühl firömt uns aus feinen Bildern entgegen. Aber der Pantheismus äußert fich bei Millet nicht in einem jauchzenden ..'s kann dir nir g'fchehn“. fondern in einer fiillen. großen Melancholie. ..Im Schweiße deines Angefichts follfi du dein Brot effen. bis daß

du wieder zu Erde werdeft. davon
du genommen bifk." Warum hat
Millet fafi nie ftrohende Acker und
blühende Wiefen gemalt. nie die
fröhliche Heimkehr der Schnitter
oder Erntefefie? Faft immer ift
es die braune Scholle. die wir auf
feinen Bildern finden. mit Vorliebe
malt er den grauen Himmel trüber
Novembertage. Aber eben weil
das Naturgefühl die Hauptfache ifi.
darum reden die Bilder. auf denen
wir den Menfchen gar nicht finden.
fondern nur Spuren feiner Tätigkeit.
eine nicht minder eindringliche
Sprache. Auf unferm Bilde war
urfprünglich ein Bauer zu fehen.
Millet hat ihn felbfi entfernt, Wir
würden auch den Jäger oben unterm
Baum leicht entbehren können. Das
verlaffene Ackergerät. die aufftei-
genden Vogelfchwärme fagen uns
genug. ..O du Feld und Wald
in eurer Traurigkeit". heißt es
in einem Briefe Millets. ..zuviel
verlöre ich. wenn ich euch nicht
mehr fähei".

Walter Genfel

4- e)) k

Johannes Göß gehört zu
den wenigen deutfchen Bildhauern

30:

von heute. die vom Strudel der modernen Denkmalsgier erfaßt wurden und trotzdem die Frifate und Urfprüngliatkeit ihres Talents niatt einbüßten. Die künftlerifchen und moralifaten Verheerungen. welate die Statuomanie feit einem Vierteljahrhundert angeriattet hat. bilden in der zeitgenöffifchen Kunftgefatichte ein Kapitel für fiat; fchlimmer als die Trivialitäten. die fie hervorgebraatt. ift ihr übler Einfluß auf zahllofe gefunde Begabungen gewefen. Göß bewahrte fiat feine Tüchtigkeit und Unbefangenheit. Wie er im Porträt feine Kunft eindringlicher. doat phrafenlofer Eharakteriftik immer kräftiger entwickelte. beweift fein Meifierfküa: die Mommfenbüfie an der Saalburg. Daß er feine Luft an den anmutigen dekorativen Figuren. denen er feine erften Erfolge dankte. niatt verlor. zeigt unfere ..Bärenjägerin". die einen barocken Kontraft-Effekt fo liebenswürdig und diskret verwertet. Die ganze Wirkung ifi hier auf das Spiel augenfälliger Gegenfäße gefiellt: die pußige Plumpheit der kleinen Sprößlinge von Meifier Petz verftärkt die Satönheit des gefatmeidigen jungen Frauenkörpers. ihre Schwere und llngefchicklichkeit hebt die elaftifate Bewegtheit der kräftigen Glieder. die dumpfe Ergebung ihrer drolligen Tiergefiatter kommt dem Eindruck der Energie und überlegenen Intelligenz zu gute. die fiat in der Geftalt der tatenluftigen Jägerin verkörpern. die bezwungenen kleinen Befiien erhöhen unfer Vergnügen an dem fiegreiaten Abenteuer einer unerfchrockenen Amazone. Aber das alles ift mit gutem Takt von äußerlich lauten Effekten rein gehalten. und die Gefatloffenheit der Kompofition. die Sorgfamkeit und Reife der Formbehandlung. die Klarheit und Einfaatheit der beftimmenden Linien heben auf der andern Seite das reizende Werk über die wißige Kleinliatkeit des Genremäßigen weit empor.

M. O.

Redaktion: l)r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: l)r. Eurt Radlauer; für den Infernteteil: Walter Fliege!,

Verlag „Nord und Süd“. G. m. b. H.. Berlin lil?, 9. Linkfiraße
Sämtlich in Berlin.
17.
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruaerei vorm. S. Schottlaender. *Ib-G..
Breslau lil. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Mufik-Beigabe
Guitar Brecher-
l. Kapellmeifier des Stadt-Theaters in Hamburg.
„Nord und Süd". 34. Jahrgang. Heft 3.

“"Wunäeeeeß diuelrtlieä
** (Gould-*VK * -F- _ . -
- ., *4.. *“ * *
7. 1-; i - .f _Ö . .' 'F 7 e ki' W X
:1 - _ 4g» f * f _ .. . .- - _n
7 -__ g d ve.,- , a_ . Z“ _4.
7 _. . _er * _ ..r
* 3,_ Fr_ t , a - "' .' 7'.. “ l - * 7!* 61181.. brechen 0p.7 ke? C
N“ * „, z 4 :,7
*Adagio 808(6l1l1f0.
Gesang.
Manier.
..N C.' .
i* „ W *7
. ..2. .
f r - „f,
_ .,5 .
y Were-'FM “* - /R-
i-lim-melvj8'„ , - , (ein unrj Zf*iiiiii*i*-Z(-11 Niki-?51,
lena i5'..
nen. '6er .top-peu
mii Lk - quik - icons ful- lese-
' c
5*- ; -ÄR.>
._- ,*-
ii; [Fr ,
„Wit Bewilligung (tea Verlages lui. klein!: Zimmermann, helprlg.“
ZL

ich bio >68 'frei - benz " was 5011 al) cler Zehnter-Zaun
W
F
Serum-kr.
..F ' .ee/ir- WW'WFGN
5U. . ae, komm... act]
Fre-r?, i* *
W Ferkerxï¬kk rer/Z
rtr/lex, were/a
'com-n _ in mei-ne
mut/o ler-to
?cu
(>
ren

k l.
ZStrmiecl Schmerz
(0lio .luliuß Uierdauni)
b). bl. u. Rennjoek.
Zebr- m'r'iZZig, keine ern-718 Schleppe-ick.
Zingntimms.
[ler ZciimerZ ist ein Zeid
4 K
Klavier.
ron flie-g-en-äen Warn-nen
..
i'
keine sein kit-rtl; dei- nen - 8.: - bulg- blüht. ein l- Zen. .1er
., .,
..
.. K
ii' ..cken 6c* - Wut - ten
[lg-entni- eier "rlcrx-Z." o.. [7'] W Servo. 0. N. eit-iu.- 9 01.'
Wii Bereinigung cleß Perla-_res (7. a. Cnalüer sr ("0., Lei-lin.

r dÃ¼mmerdciie .er-ren um] sobmewtsie mit. 8c: nie-ren uncl klar-ten lite-den eu fen-dem Ee-
K *X- a. -x
S " *'
"
e_ 4..
Kreeeencia sempre near-rettete matte
.Opt- ik a. er]
Mumie-riet. .1er Zeitmerr.
K
K
N* miami.
Zturm 2er-8tÃ¶rt, [frost. rer-friZZt.,
K
menue-mia
ner-reiner, was cler Zenmerr - schritte
" k
(7. S CI 3382 821cm uns druck 'an 0.6.QÃ¶aefÃ¼maii, cocprig,

_Zu den Mufikbeigaben

Guftav Brecher

Unter den Mufikern unferer Tage. die in überzeugender Be- geifierung fiets für das bedeutende Neue. das keimkräftige Werdende eingetreten find. ihm durch Wort und Tat den Boden bereitet haben. zählt Guftav Brecher als einer der hervorragendfien mit. Sein Name. fein künfilerifcher Charakter fteht im engften Zufammenhang mit dem erfolgreichften Führer der lebenden Komponiftengeneration: Richard Strauß. Wenn auch die Iahre die in der Jugend beider Männer einft innige perfönliche Verbindung in äußerer Beziehung gelockert haben mögen. wenn auch die zunehmende Reife der Indi- vidualitäten manche Unterfchiede zwifchen beide Künftler gepflanzt hat: es fpricht nur für die Eigen- art von Brechers Wefen. daß er fich aus dem Banne einer iiber- ragenden. fafzinierenden Erfchei- nung wie Strauß heraus zur felb- ftändigen Perfönlichkeit zu entfalten vermochte. Seinen künftlerifchen Überzeugungen aber ift er trotzdem treu geblieben. So begrüßen wir auch in ihm eine jener Perfönlich- keiten. deren Werk uns modernen Geifi in der Tonkunfi vermittelt. Brechers äußerer Entwicklungs- gang weift durchaus einfache Linien auf. bleibt frei von fenfationellen. aufregenden Zwifchenfällen. Als Sohn eines Arztes am 5. Fehr. 1879 zu Eichwald bei Teplitz in Böhmen geboren. kommt er als Zehnjähriger nach Leipzig. um dort das Nikolai- gymnafium zu befuchen, Der Trieb zur Kunft regt fich früh. empfängt in der mufikdurchtränkten Leipziger Atmofphäre reichlich Anregung und Nahrung. Eifrige Studien bei Schlemüller. Iadasfohn. Richard Hofmann helfen dem jungen Brecher in die Geheimniffe des ficheren technifchen Könnens einzudringen.

Der Drang zu eigenem Schaffen meldet fich. zeitigt die erfien Werke. bringt die erften Erfolge: 1896 fiihrt Richard Strauß im Lifzt-Verein eine finfonifche Dichtung des Sieb- zehnjährigen: ..Rosmersholm“ auf. Doch nicht als Schaffender. auch als Ausübender verdient fich Brecher

hier die erfien Sporen. An der-
felben Stelle. wo ein Iahr zuvor
feine Kompofition erklungen ift.
erprobt er fich 1897 als Dirigent.
Nun herrfcht über die Berufswahl
kein Zweifel mehr: der Taktfiock
lockt. und Wagners Wunfch beim
Anblicke des dirigierenden Weber:
..fo dafiehen und dirigieren“ wird
auch das Leitmotiv von Brechers
Zukunftsträumen. Seine Laufbahn
ift die typifche Karriere des modernen
Kapellmeifiers: vom Ehorrep'etitor
zum Ehordirektor (der ab und
zu einmal eine kleine Oper leiten
darf). Von diefen Vorftufen führt
dann ein kühner Sprung auf den
Platz des wirklichen erfien Kapell-
meifiers. Nicht jedem glückt diefer
Schritt - Brecher durfte ihn fchon
nach überrafchend kurzer Vorbe-
reitungszeit tun. Sein Weg führte
von Leipzig nach Wien. von Wien
nach Olmüh. von Olmütz nach
Hamburg. Hier. wo er feit 1903
tätig ift. hat er feine eigentliche
künftlerifche Heimat gefunden. Hier
öffnete fich ihm ein großer. um-
faffender Wirkungskreis. Hier er-
kannte er die Möglichkeit. als be-
lebender Mittelpunkt bedeutender
künfilerifcher Kräfte den Kunfiide-
alen. für die er von Jugend an
geftritten. Geltung zu vet-fchaffen
und auf dem Boden einer an
ehrenvollen Erinnerungen reichen.
traditionsfiolzen Vergangenheit eine
ebenfo wertvolle Kunfi der Ge-
genwart aufzubauen.

Brechers Bedeutung als aus-
übender Künfkler wurzelt natur-
gemäß in den Bedingungen. die
ihm fein Wirkungskreis gab. Dort.

.–
.-
an der Stätte feiner andauernden Tätigkeit. muß man ihn auch auffuchen. um den richtigen. zutreffenden Eindruck von der Eigenart feiner Perfönlichkeit zu empfangen. Zu Gafifpiel-Erperimenten eignet fich niemand weniger als Brecher. Er ift kein Blender. alles Virtuofenhafte liegt ihm fern. Effekte. die nicht aus der Sache hervorwachfen. kennt er nicht. Eine tüchtige. ernfie. ehrliche Natur. maßvoll felbfi in heftigen Affekten. überlegen. klug abwägend. kein jäh aufloderndes“ Strohfeuer. fondern eine latente Energie. Er ifi das. was der Dirigent eigentlich fein foll: das geifiige Centrum all der tätigen Kräfte - aber nicht der leuchtende Mittelpunkt. in dem allein fich alle Strahlen fammeln. Kein felbftgefälliger Pultvirtuofe. fondern auch als Dirigent der fachliche Mufiker. der wohl alle Fäden in der Hand hält und mit ficherer Hand'über das Ganze disponiert. aber der perfönlichen Eitelkeit keine Zugefiändniffe macht.

Als Schaffender ifi er in feinen Orchefierwerken und Liedernl) fiill und zielbewußt feine eigene Straße gegangen - kein glänzender Meteor. aber-doch ein eigenes Licht. eine finnige. empfindungsreiche Poetennatur. mit einem leifen Hang zum Grüblerifchen. wie die Beigabe. ..Wanderers Nachtlied“. erkennen läßt. Sein ftarker Intellekt ließ ihn auch zu vielen mufikalifchen Tagesfragen öffentlich kritifch Stellung nehmen - feine Strauß-Brofchüreä) gilt heute noch als einer der wertvollfien Beiträge zu der allmählich üppig aufgeblühten Strauß-Literatur. Die Hamburger Bühne darf fiolz fein. einen folrhen Künftler ihr eigen zu nennen. der Taktfiock und Feder im Wappen führt und mit beiden noch viele Siege erfechten wird. Paul Bekker

1) Erfchienen bei Jui. Heinrich Zimmermann. Leipzig.

2) Harmonie-Verlag.

Zu den Mufitbeigaben

Emil Nikolaus von Reznicek

Der in der Mufikgefchichte gar nicht feltene Fall. daß ein Werk einen bis dahin unbekannten Kom-

ponifien plötzlich in die Höhe hebt. ohne daß infolgedeffen dem früheren und weiteren Schaffen desfelben Tondichters größere Beachtung zuteil wird. trifft auch bei Emil Nikolaus von Reznicek zu. Seine Lufifpieloper ..Donna Diana". zu der er felbfi den Text nach dem bekannten alten Theaterfiück des Spaniers Moreto gedichtet hat. fand bei ihrer Uraufführung in Prag (1894) und fodann im Karlsruher Hoftheater unter Felix Mottls Leitung (1895) eine geradezu jubelnde Aufnahme und ging darauf erfolgreich noch über mehr als vierzig andere Bühnen. Leider aber fand fodann die erfie Aufführung der umgearbeiteten ..Donna Diana" im Berliner Königl. Opernhaufe am 30. April 1908. alfo zu einer Zeit fiatt. in der die Saifonmüdigkeit fich fchon überaus bemerkbar macht.

Da aber nur widrige Unifiände den Komponifien fo gefchädigt haben. möchte ich hier noch einmal aufs wärmfie für feine ..Donna Diana" eintreten. Für das. was der Dichter Reznicek im Textbuch uns fchuldig geblieben ift. wird man durch den Komponifien aufs reichlichfie entfchädigt. Über Witz und Humor verfügt er in hohem Grade. vor allem in feiner Orchefierbehandlung. Seine Melodien. die fich in prächtiger Abwechflung. in reichfier Fülle durch feine ganze ..Donna Diana" hinziehen. prägen fich auch leicht ein. Für das fpanifche Lokalkolorit hat Reznicek durch Verwertung von Bolksmelodien geforgt. fo im Borfpiel zum dritten und namentlich im Ballett zum zweiten Akt.

Trägt Reznicek mitunter auch etwas dick auf. fo darf man ihm dies kaum verübeln. Jedenfalls fucht er fich feinen eigenen Stil.

Zu den Mufitbeigaben

..Donna Diana" war übrigens nicht feine erfie Oper. Ihr gingen voran ..Die Jungfrau von Orleans" (1887). ..Satanella" (1888) und ..Emmerich Fortunat" (1889). Diefe drei Opern wurden zwar im Deutfchen Landestheater zu Prag aufgeführt. find jedoch bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Den großen Bühnenerfolg der ..Donna Diana“ erreichte die einzige Oper. die Reznicek darnach gedichtet und komponiert hat. bei weitem nicht. Es war dies „Till Eulenfpiegel". Volksoper in zwei Teilen und einem Nachfpiel naah Johann Fifcharts bekanntem Gedicht. Diefes Werk ift bisher nur in Karlsruhe (1901). Mannheim und Berlin (1902) zur Aufführung gelangt. Die Schönheit und Reichhaltigkeit der melodifchen Erfindung fteht auch in diefem Werke Rezniceks über jedem Zweifel. Verwendung haben darin auch altdeutfche Volkslieder gefunden. deren Stil der Komponift in feiner eigenen Mufik aufs glücklichfie nachgeahmt hat, Auf eine Wiederbelebung diefes ..Eulenfpiegels" darf er ficherlich rechnen. Dem Vernehmen nach arbeitet er jetzt an einer Operette; fie fpielt im Münchener Fafching und bringt die köftlichen Typen auf die Bühne. die fein als Zeichner des ..Simpliziffimusi' fo bekannt gewordener. kürzlich verfiorbener Bruder fo meifterhaft mit dem Stift fefizuhalten verfianden hat. Er hat fich übrigens auch durch zwei Streichquartette in E-Moll und Eis-Moll. fowie durch eine Reihe größerer Orchefkerwerke (zwei Sinfonien. zwei Suiten. mehrere Ouvertüren). durch ein Requiem auf den bekannten deutfch-böhmifchen Politiker Schmeykal (1894). fowie durch eine Meffe zum Iubiläum des Kaifers Franz Iofeph (1898) bekannt gemaaht. Erfchienen ift von ihm auch eine Anzahl fiimmungsvoller und anfprechender Lieder. denen zum Teil ein fiark' dramatifcher Zug anhaftet. Das gilt auch von ..Schmied Schmerz". welches Lied unfere Mufikbeigabe bildet. Brillant veranfchaulicht die Klavierbegleitung das Hämmern des Schmerzes. vortrefflich ift die

Stimmung des kleinen Bierbaum-fehen Gedichtes getroffen. die Diffo-nanzen find durchaus am Platz. Angenehm empfindet man in diefem Lied die Sorgfältigkeit der Dekla-mation. Nicht alltägliche Einfälle. befonders auch in der Orchefier-behandlung. finden fich in den drei Dichtungen aus ..Des Knaben Wun-derhorn" (..Der traurige Garten". ..Gedankenfiille". ..Schwimm hin. Ringeleinii). die Reznicek für eine Singftimme mit Begleitung von kleinem Orchefier vertont hat.

Er ifi trotz feines tfchechifchen Namens durchaus als deutfcher Kom-ponift einzufchäßen. Als Sohn eines öfierreichifchen Feldmarfchall-Leutnants ift er am 4. Mai 1861 in Wien geboren. In Graz. wo er Iurisprudenz findierte. vollzog er feinen Ubergang zur Mufik. Auf dem Leipziger Konfervatorium brachte er feine mufikalifche Aus-bildung zum Abfchluß. Nachdem er in Zürich. Stettin. Iena und Bochum die Leiden und Freuden eines Theaterkapellmeifters kennen gelernt hatte. lebte er längere Zeit in Prag. wo er auch zweiundein-halbes Iahr als Militärkapellmeifier wirkte. Er übernahm dann in Weimar am Hoftheater einen Kapell-meifierpofien. ebenfo auch in Mann-heim (1896-99). Von hier aus zog er nach Wiesbaden. das er aber bald mit Berlin vertaufchte. Hier trat er mehrfach als Konzertdirigent an die Öffentlichkeit und hat kürzlich eine Kapellmeifterfielle an der ..Ko-mifchen Oper" übernommen. nach-dem er unterdeffen. ohne feinen Berliner Wohnfilz aufzugeben. meh-rere Winter die philharmonifchen Konzerte und die Oper in Warfchau geleitet hatte.

iWilhelm Altmann

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegel. Berlin. Linkfiraße 17.

ii
Z

H a n n s F e ch n e r:
PortrÃ¤t Theodor Fontanes
(Tert auf Seite 398)

[
*' it). * :9
nee-keins mit*
. , WN
"iii z
?eiiie-e:
Ã–MUMWÃ–WMNOpenView-iii
,ez-ene- -z- PIM'
-...-___-
YariagNorÃ¶unWiiWm hh. 'iii-*Ffxykmxg r Zimt (ZZ :1 ch _iz .1 1*. Tir- .i -.
:e QM (TUNING-Pi? :in ii? 7"; iii???
..ii-87'737. BONN .Heft 394 Zweites November-hei*: ihr-â€ž7*
1

4‘ xl!!
...pw
K.. _ _
n.“
...m .
..¢t -
an.“
..NN-„K

WSW
MYFW
DWfehshallnvonatsfehe-ifl
?Jet-lagNol'ö ttnöGüh*Gm.bHwYc-rlin
ÖWtung [jeu Yuchhanöel:
SSMümMöerYchlefYalWfmn
e

34.Jahrg. Bd.131 Heft 394 Zweites Novemberheft 1909

.Organ Ferne enKunj'tvet-einigung
561* j'cFï¬,ng- eFefNhaFt
U117? Z'eFï¬neg-Hoch [chufe Yu (Ye-Mm

H. Graf Schlieffen:
Deutfche Wirtfchaftsinterefien in Süd-
amerika

Seit nahezu fünfzig Jahren haben Albions Söhne es verftanden. fich den füdamerikanifchen Kontinent tributpflichtig zu machen. und noch für künftige lange Iahre werden ihnen die Früchte früherer Saaten mühelos in den Schoß fallen. ehe die deutfchen Vettern ernftlich mit ihnen rivalifieren können.

Zwar ift - nach langem Zögern - in den lehren Jahren erfreulicher-weife deutfcherfeits bereits der Anfang zu erfprießlicher wirtfchaftlicher Erpanfion im lateinifchen Amerika gemacht worden. indes fehlt es uns - mit wenigen Ausnahmen - vorläufig noch an großzügigen Unter-nehmungen. die fich würdig den anglo-amerikanifchen zur Seite fiellen laffen. Diefe bedauerliche Tatfache follte unferen Kapitaliften ein An-fporn fein. energifch den Wettbewerb aufzunehmen. um fo mehr als unfere heimifche Induftrie einer dauernden Alimentation bedarf. die keinen heftigen Schwankungen unterworfen ift. Denn hierauf beruht einzig und allein die fo oft angeftaunte Elaftizität des englifchen und amerikanifchen Wirtfchaftskörpers!

Das erfie größere indufirielle deutfche Unternehmen in Argentinien - von den Brauereien abgefehen - bilden die Werke der „Uberfeeifchen Elektrizitäts-Gefellfchaft“. einer Gründung der A. E.-G. Diefe Gefell-fahaft erwarb gleichzeitig von englifchen Konzeffionären einige Tramway-linien. welche die 5/4 Millionen Einwohner zählende Metropole Buenos-Aires nach allen Richtungen durchqueren. Die Elektrizitätswerke. die vorzüglich profperieren. wurden u. a. mit den Lieferungen mafchineller Einrichtungen für die von den Föderativftaaten angelegten Stauwerke in Mendoza. San Juan und Neuquen betraut und erfiellten weiter Licht- und Kraftfiationen für Rechnung mehrerer Provinzialhauptftädte. Dagegen befinden fich fämtliche Eifenbahnen in englifchem Befitz.

Zu beiden Seiten des Laplata find nicht weniger als 24800 lern doppel-

g'leifige Vollbahnen im Betrieb. weitere 8000 lem im Bau begriffen und 10000 1cm neue Linien projektiert. Sämtliche Gasanfialten. ftädtifche Riefenwafferwerke. die meifien Straßenbahnen. enorme Fleifchgefrier-häufer.Markthallen-Kühlanlagen. Telegraphen- und Telephongefellfchaften find ebenfalls in englifchen Händen. Erik feit zwei Jahren verfucht ein franco-belgifches Syndikat. fowie ein nordamerikanifches Konfortium den Briten Konkurrenz zu machen durch Erbauung neuer Eifenbahn-firecken.
Unfer Stahlwerksverband. der fich damit begnügt. ausländifche Auf-träge durch Preisfchleuderei zu erlangen. die oft nur einen ganz mini-malen Nußen laffen. follte fich gleichfalls hier Eifenbahnkonzeffionen fichern. die ihm hohen Gewinn und feinen Fabrikaten dauernden Abfatz garantieren würden.
Amerikanifche Ingenieure haben lehthin eingehend die grandiofen Wafferfälle des Iguazü fiudiert. die in den Subtrope-n am Schnitt-punkte der Grenzen von Argentinien. Brafilien und Paraguay liegen und zum Stromgebiete des Laplata gehören. Diefe Katarakte find bei weitem großartiger als die Niagarafälle. In einer Ausdehnung von 21/2 Meilen. durch eine Infel geteilt. fkürzen die Waffermaffen 230 Fuß tief hinab. mit einem Getöfe. das auf 30 1cm Entfernung hörbar ifi. Nach oberflächlichen Berechnungen fchäßt man ihre Energie auf 14 Mil-lionen Ak'. Obgleich nur 1200 Meilen von Buenos-Aires entfernt. wird diefes ganz einzige Naturfchaufpiel inmitten herrlichfier fubtropifcher Vegetation nur von wenigen Reifenden befucht. Bedauerlicherweife ifk in Deutfchland dies unerfchöpfliche Refervoir weißer Kohle. das vor-ausfichtlich von Amerikanern in naher Zeit nutzbar gemacht wird. fafi unbekannt und felbfi in der Fachliteratur kaum erwähnt. Im Hinblick auf die „Internationale landwirtfchaftliche Ausfiellung" in Buenos-Aires. mit welcher die Republik Argentinien 1910 die Eentenarfeier der Befreiung vom fpanifchen Joch begehen will. werden wohl auch die Iguazüfälle der Verborgenheit entriffen und fchnell zu einer An-ziehung erften Ranges werden. -
In deutfchem Befiß befinden fich ausgedehnte Quebracho-Wal-dungen zur Gewinnung des Gerbfioffes. deffen Einfuhr in Deutfchland inzwifchen mit hohem Zoll belegt wurde. wodurch leider diefer junge. lukrative Erwerbszweig wieder lahmgelegt ift. - Vielfach wurde auch von deutfchen Landwirten der Verfuch gemacht. für Ackerbau und Vieh-zucht große. fruchtbare Landkomplere zu erwerben. deren Wertzuwachs

in den letzten Jahren enorme Steigerungen erfahren hat. Doch nur wenige von ihnen fanden in der Heimat Verftändnis und klingendes Entgegenkommen.
So war es englifchen Züchtern ein leichter-If den argentinifchen Markt zu monopolifieren und auf den Auktionen und Ausftellungen für englifches Zuchtvieh die märchenhaftefien Preife zu erzielen. Noch heute würden fich für deutfche Züchter ergiebige Erwerbsquellen er- fchließenh befonders in Bahia Blanca und füdlich davon an der pata- gonifchen Küfte.
Neuerdings hat fich in Buenos-Aires eine deutfch-argentinifche Kolonifationsgefellfchaft gebildet„ welche fich von der Regierung eine Option auf große Ländereien in Patagonien an Hand geben ließx um dafelbfi deutfche Kleinbauern anzufiedeln- die für den minimalen Preis von drei Mark proHektar - bei zehnjähriger Ratenzahlung - 1000 Land- lofe :*1 2500 Hektar erwerben können. Die baldige Entftehung deutfcher Kolonien wäre in diefem gefunden Klima nur mit Freude zu begrüßen- da die Vegetation des Ofiabhanges der Kordillerem die durchaus den fruchtbaren Tälern der füdlichen Alpen entfprichth eine gewinnbringende Viehzucht gewährleifiet. Die großen anglo-argentinifchen Schafziich- tereien Patagoniensz die vor fechs Jahren das gleiche Land noch für den zehnten Teil und weniger erwerben konntenh profperieren vorzüglich.
Die Regierung der Republik Uruguay hat gleichfalls unter libe- ralen Bedingungen 500000 Hektar gutes Ackerland europäifchen Ein- wanderern zur Kolonifation zur Verfügung geftellt. Profeffor Backhausz Direktor der landwirtfchaftlichen Hochfchule in Montebideox ift nach Mitteilung von „Süd- und Mittelamerika“ eifrig bemühß diefen Kompler möglichfi deutfchen Landwirten zu fichern.
In den füdbrafilianifchen Staaten Rio Grande- Santa Catharina und Parana finden fich einige reindeutfche Kolonienz die indes nicht profperieren können„ da die Kolonifien im Urwald mit großen Schwierig- keiten zu kämpfen haben und das Klima an der Küfie fehr fchädlich ifi.
Reiche deutfche Handelsniederlaffungen- die in regem Güteraustaufch mit der Heimat fiehenz erifiieren in Bahiah Rio de Janeiroz Sao Paolo und Santos, Hier arbeiten deutfche Brauereienh Webereienz Zigarren-- Papier- und Zündholzfabriken mit gutem Erfolge.
Um Kolonifien für die Staatsländereien in den Kaffee- und Gummi- difirikten zu werben - deren ungefundes Klima jedoch eine große Gefahr für Nordeuropäer birgt - verausgabt die brafilianifche Regierung all-

jährlich fünf bis fechs Millionen Mark für eine ausgebreitete Propaganda mit wiffenfchaftlichem Anfirich in deutfchen und fkandinavifchen Ländern. Gegen diefen modernen Sklavenhandel hat die italienifche Regierung feinerzeit durch Erlaß eines Auswanderungsverbotes:nach Nordbrafilien proteftiert. und es ift fehr zu bedauern. daß unfere maßgebenden Kreife noch immer keine Stellung hierzu genommen haben. obgleich erfk kürzlich die ..Grenzboteni' erfchütternd von dem harten Los der Germanen zu berichten wußten. für deren Befchaffung den profefforalen Schleppern Kopfgelder gezahlt werden! Nicht dringend genug kann vor der Auswanderung nach den nordbrafilianifchen Gummi-.ki Baumwoll- und Kaffeedifirikten gewarnt werden. in denen das gelbe Fieber felbfi unter den Eingeborenen alljährlich zu Taufenden feine Opfer fordert!
Dagegen bietet fich unferer Indufirie in den vielen Städten und Ortfchaften Brafiliens ein reiches Feld für gewinnbringende. langfrifiige Betätigung durch Erwerb von Konzeffionen für Anlage und Betrieb von Gas- und Wafferwerken. elektrifchen Licht- und Kraftfiationen. fowie für Eifenbahn- und Tramwaylinien. Telephon- und Telegraphenanlagen. Alle diefe Unternehmungen genießen hier wie in den übrigen Staaten große Vorteile wie: zollfreie Einfuhr aller Materialien auf die Dauer von 30 Jahren. fiaatliche 'Zinsgarantie ufw. Genügend Arbeitskräfte ftehen in der lufobrafilianifchen Bevölkerung zur Verfügung. -- Diefer Tage erfi hat eine britifche Gefellfchaft die Kanalifation von Para und Belem in die Hand genommen und dafür ein Kapital von 14 Millionen Mark aufgebracht. Deutfchen Konzeffionären gelang es bisher nur in den feltenften Fällen ihre Optionen vor dem Verfall zu fchüßen. da fie bei deutfchen Großbanken für die wirtfchaftliche Bedeutung derfelben wenig Verfiändnis fanden.
In den tropifchen Ländern Venezuela. Kolumbia und Ecuador haben fich nur einige Hundert Deutfche als Kaufleute und Plantagenbefißer niedergelaffen. weil diefe Republiken gar zu dünn bevölkert find. Die mit deutfchem Kapital erbaute venezolanifche Eifenbahn rentiert nicht. fie erbrachte in den letzten Jahren nicht mehr als 11/2 % Dividende. Auch die in den genannten Schwefierrepubliken in hanfeatifchem Befitz befindlichen Kaffeeplantagen haben unter der Uberproduktion und fiat-ken Depreffion des Marktes fchwer zu leiden. - Dagegen florieren unfere Kakaopflanzungen in Ecuador ausgezeichnet. Im vergangenen Jahre wurden 9000 Tons Kakao nach Hamburg verfchifft im Werte von zirka 20 Millionen Mark. Außerdem kamen Baumwolle. Tabak

und Rohgummi in großen Quantitäten zum Verfand nach deutfchen Plätzen.

Sehr gewinnbringend wäre auch die Erfchließung der erzreichen Bodenfchähe diefer fchwer zugänglichen Hochländer. die allerdings ein erhöhtes Rifiko bedingt. weil die Gefehe betreffend den Erwerb von Gerechtfamen fehr lückenhaft find und nur zu leicht Handhaben für langwierige Prozeffe bieten. fobald eine Gefellfchaft nach großen Aufwendungen die erfien Erfolge zu verzeichnen hat. Diefe Politik der Eingeborenen. die Fremden für fich arbeiten zu laffen. hat mehrfach zu Konflikten gefiihrt. die indes im Sande verliefen. da die Hochebene (5000 Fuß ü. d. M.) europäifche Juvafionen nicht zu fürchten hat. - Neuerdings find amerikanifche Unternehmer an der Arbeit. die wenigen Schmalfpurbahnen Kolumbiens durch ein ausgedehntes Vollbahnnetz mit Standard-Spurweite zu erfeßen. um fpäter nach Fertigfiellung der mittelamerikanifchen Linien den Durchgangsverkehr aus den Vereinigten Staaten zu ermöglichen.

Peru mit feinen bereits aus der Inka-Zeit bekannten Mineralreichtümern wurde leider von deutfchen Unternehmern fo gut wie übergangen. fo daß das Land heute tatfächlich von der anglo-amerikanifchen Peruvian-Eompany und deren Untergründungen beherrftht wird. Auf Grund eines mit der Republik im Jahre 1900 abgefchloffenen Vertrages erhebt diefe Gefellfchaft gegen eine jährliche Vergütung von 60000 Lfir. fämtliche Zölle. fowie alle Abgaben auf Alkohol. Opium. Zucker und Tabak und erhält außerdem 6% der an die Regierung abgelieferten Brutto-Einnahme. Der derzeitige Präfident der Republik A. Leguia. der feine kaufmännifche Ausbildung in Deutfchland. England und der Union erhielt. fucht jetzt durch befondere Berückfichtigung deutfcher Jntereffenten ein Gegengewicht gegen Albions Einfluß herzufiellen.

In Bolivien bedarf es nur konfequenter Arbeit. um aus dem mineralreichen Lande ein zweites Transvaal erftehen zu laffen, Doch kann an die fhfiematifche Erfchließung der Bodenfchähe erft nach Herfiellung der von dem New Yorker Haufe Speyer zu erbauenden Bahnlinien herangegangen werden. deren Fertigftellung für das Jahr 1911 vorgefehen ift. Gleich den anderen Republiken hat auch die bolivianifche Regierung große Ländereien zur Kolonifation bereitgefiellt. Ein englifcher Farmer erwarb u. a. 150 Leguas für billiges Geld und betreibt dort lukrative Schafzucht mit aus Patagonien importierten Tieren. die ausgezeichnete Kreuzungsrefultate ergeben. -

Zr:

Deutfche WirtfmaWerefien in Südaxerika

In Puerto Pando. 2300 lern oberhalb Manaos im Quellgebiet
des Amazonas gelegen. wird von einer englifchen Gefellfchaft ein Hafen erbaut. welcher eine direkte Berfrachtung der Kaffee-. Gummi: und Erzprodukte auf großen Transatlantikfieamern ermöglichen wird und daher von größter wirtfchaftlicher Bedeutung ift. -

Im Norden Ehiles haben mehrere deutfche Gefellfchaften große Salpeterfelder erworben. um fich vom Syndikat. das willkürlich die Produktion einfchränkte. zu emanzipieren. Hier möchte ich nicht unerwähnt laffen. daß im anglo-chilenifchen Privatbefiß fich fechs bis acht Millionen Hektar unerfatloffenes Salpeterland befinden; außerdem gehören der Regierung weitere 2 Millionen Hektar. die allein genügen würden. den Weltkonfum auf 130 Jahre hinaus zu decken. Demgegenüber erfcheint die von der europäifchen Preffe verbreitete Mär von dem baldigen Verfiegen der chilenifchen Salpeterwerke geradezu abfurd.). z*

In Südchile bei Valdivia haben fich zahlreiate deutfche Kolonifien angefiedelt. welche außer der Landwirtfchaft große Sägewerke in den ausgedehnten Eichenwaldungen betreiben. Daneben finden fich auch Fabriken aller Art und mehrere Eifengießereien. Kürzlich haben deutfche Ingenieure den Auftrag zum Bau einer elektrifchen Bahn erhalten. die über die Hochpäffe der Kordilleren nackt dem argentinifchen Reuquen-Territorium führt. wo fie Anfchluß an das englifche füdargentinifche Bahnneß findet. das fortgefeht werden foll bis nach Punta Arenas an der Magellanftraße.

In Chile wie in den anderen füdamerikanifchen Freifiaaten ift deutfaten friedlichen kolonifatorifchen und induftriellen Beftrebungen ein weites Feld gewinnbringender Tätigkeit gegeben. das wir mit allen verfügbaren Kräften nach dem Borbilde der Engländer und Amerikaner ohne langes Zögern fyfiematifch bearbeiten follten. bevor uns die wirtfchaftliche Erpanfion durch eine. von der Iingopreffe gegen Deutfchland bereits propagierte Schußzollpolitik erfchwert wird.

Robert Roß:
Oscar Wildes [este Tage
(Bericht an einen Freund in London)

Bis jetzt hatten wir nur die Aufzeichnungen zweier Franzofen über die letzten Tage Oscar Wildes; aber fowohl Andre? Gide wie Erneft La Ieuneffe waren bemühtz den Ausgang diefes Künfilerlebens ein wenig zu fiilifierenf es ihren effayiftifchen Zwecken unterzuordnen. Zum größe-ren Ruhme der Kunft oder ihrer Kunft wichen fie wohl bewußt von dem nüchternen Tatbeftand abr weil es ihnen darum zu tun war, nach den Jahren des Londoner Glanzes die Kontrafiwirkung des Parifer Elends hervorzubringen; weil fie den friiheren „König des Lebens" wie einen armen Bettler fierben (affen wollten.

Viele ihrer Angaben werden durch den hier zu m e r ft e n M a l e mitgeteiltenF auch in England noch unveröffent-
licht e n Bericht von Robert Roß. dem „Treueften der Treuen“ Oscar Wildes- widerlegt. Er ifi bald nach Wildes Tode niedergefchrieben. ohne alle literarifchen Prätenfionenr lediglich von dem Zwecke erfiilltr einen Londoner Freund (es ift More Adey- der erfte englifche Ibfen-Uber-feder) zu informieren. Daraus geht deutlich hervorf daß alles. was für den Kranken gefchehen konntef wirkliaf gefchehen ift; daß er nicht fo ver-laffen war, wie man es fich vorzuftellen liebt; daß er nicht fo arm wart wie es gefchildert worden ifcz daß er an dem Hotelbefißer Dupoirier einen herzensguten Menfchen, an dem Nomanfchriftfteller Reginald Tur-ner einen aufopfernden Pfleger hatte; und daß auch fein Begräbnis in durchaus würdigen Formen verlief. Daraus geht weiter hervor. welcher Krankheit Wilde erlegen if't (die Ärzte nennen fie Meningitis ZUWWWQ) - eine Krankheitr die er fich als Orforder Student zuge-zogen hatter und die durch das turbulente Leben feiner letzten Parifer Zeit wieder zum Ausbruch kam; übermäßiger Alkoholgenuß half dann auch die Katafirophe befrhleunigen. Endlich ifi mit der Legende aufge-räumtf daß Wilde freiwillig zum Katholizismus iibergetreten fei. obwohl man ein fo effektvolles Ende diefes romantifchen Dafeins nur ungern ver-mißt, Der Dichter lag. wie wir jest erfahrenr fchon in der Agoniez als der Priefter an fein Bett trat. Aber Robert Noß hat gewiß im Sinne feines Freundes gehandeltz als er ihn in den Schoß der allein felig machenden Kirche aufnehmen ließ; denn fchon wiihrend feiner Univerfitätsjahre be-kundete Wilde feine fiat-ke Hinneigung zum katholifchen Glauben. die fich bei ihmz wie bei Lord Byron. gegen den Schluß feines Lebens fieigerte.

In diefem Monat foll- nachdem unlängft die Gebeine des Dichters in Bagneur ausgegraben worden find. auf dem Psre Lachaife ein Monu-ment Oscar Wildes enthüllt werden„ das auf Wunfch eines anonymen Spenders der ruffifche Bildhauer Jacob Epf'tein gefchaffen hat.

Mar Meyerfeld

ZAM., (ß
3l3 z

Dienstagz den 9. Oktober 1900- fchrieb ich Oscart von dem ich fchon feit einiger Zeit nichts mehr gehört hattet daß ich Donnerstagz den 18. Oktober; auf einige Tage nach Paris kommen werde und ihn dann zu fehen hoffe, Donnerstag den 11. Oktober- erhielt ich folgendes Telegramm von ihm: „Gefiern operiert worden - komme fo bald wie möglich." Ich telegraphiertez daß ich es mir angelegen fein laffen wollte. Als Antwort kam die Depefche: „Schrecklich fchwach - bitte komme.“ Ich reifte Dienstag abendt den 16. Oktobert ab. Mittwoch morgen gegen halb elf uhr ging ich zu ihm. Er war fehr guter Laune- verfirherte mir zwar, feine Leiden feien fäfrecklicf» la>)te aber zur felben Zeit ganz unbändig und erzählte manche Gefchichten mit einer Spiße gegen feine Ärzte oder gegen fich felbfi, Ich blieb bis halb eins und kam gegen halb fiinf zurüclh als Oscar wieder von feinem Kummer über Frank Harris' Stück anfing.
Oscar hatte felbftverfländlicl» foweit ie) mich in der Gefchichte zurechtfinden konnte- Harris in der ganzen Sache hinters Licht geführt. Harris fchrieb das Stück unter dem Eindruckt daß Sedger allein mit hundert Pfund abgefunden werden müfiet die Oscar als Anzahlung für den Auftrag empfangen hattet während Kyrle Bellewt Louis Netherfolet Ada Rehau und auch Smithers fämtlich Oscar zu verfchiedenen Gelegenheiten hundert Pfund gegeben hattenf und alle drohten Harris jeßtf gerichtliäf gegen ihn vorzugehen; .Harris gab daher Oscar nur fünfzig Pfund als Abfchlags-zahlungF weil er erfi diefe Leute befriedigen mußte. Daher Oscars Klagen. Als ich ihm auseinanderfeßtet daß feine Lage doch viel befier fei als früherz weil Harris fchließlich doch die Leutet die Geld vorgeftreckt hattent abfinden wiirde- und daß letzten Endes für ihn felbft noch etwas heransfprängez antwortete er auf feine charakteriftifche Art: „Frank hat mich meiner einzigen Einnahmequelle beraubtt indem er ein Stück genommen hat, auf das hin ich jederzeit hundert Pfund hätte abheben können."
Ich befuchte Oscar jeden Tag bis zu meiner Abreife von Paris.
Neggie und ich aßen manchmal in feinem Säflafzimmer zu Mittag oder zu Abend; dabei war er immer fehr gefprächigt wenn er auch fehr krank ausfah. Am 25. Oktober kam mein Bruder Aleck zu ihmt und Oscar hatte einen befonders guten Tag; feine Schwägerim die Frau feines Bruders Williet und ihr Mann Teireira befanden fich damals gerade auf der Hochzeitsreife in Paris und waren zur felben Zeit bei ihm, Bei diefer Gelegenheit fagte erz er „iterbe über feine Verhältniffe'*z er werde nie das Jahrhundert überleben; die Engländer wollten nichts von ihm wifien; er fei verantwortlich für den Mißerfolg der Weltausfiellung, die Eng-

länder feien vor ihm ausgeriickt. als fie ihn dort fo g-ut angezogen und fo glücklich getroffen hätten; die Franzofen wüßten dies und wollten auch nichts mehr von ihm wiffen.
Am 29. Oktober |and Oscar zum erftenmal um Mittag auf. und nach dem Abendeffen beftand er darauf. auszugehen; er verficherte mir. der Arzt hätte es ihm erlaubt. und wollte es fich nicht ausreden laffen. Ich hatte ihn fchon einige Tage vorher gedrängt. aufzuftehen. da der Arzt fagte. er könne es ruhig tun. aber er hatte fich bis dahin immer geweigert. Wir gingen in ein kleines Cafe im Quartier latin. wo er durchaus Abfinth trinken wollte. Er ging hin und zurü> zu Fuß. mit einiger Mühe. fehlen aber recht wohl. Nur kam es mir fo vor. als fei er plöhlich im Geficht gealtert. und »ich bemerkte am nächften Tag zu Reggie. wie verändert er a-usfehe. wenn er auf fei und angezogen. Im Bett fah er verhältnismäßig wohl aus. (Mir fiel zum erftenmal auf. daß fein Haar fich grau zu färben begann. Ich hatte immer bemerkt. daß fein Haar in der Farbe nie anders geworden war; während er in Reading war. behielt es feinen weichen. braunen Glanz. Du mußt Dich doch an die Scherze erinnern. die er darüber zu machen pflegte; er amüfierte feine Wärter immer damit. daß er fagte. fein Haar fei ganz und gar weiß.) Am nächfien Tag überrafchte es miaf nicht. als ich hörte. er habe fich eine Erkältung zugezogen und habe heftige Schmerzen im Ohr;))1'. Tucker fagte jedoch. er könne wieder ausgehen. und am folgenden Nachmittag - es war ein fehr milder Tag - fuhren wir ins Bois. Oscar ging es viel beffer. er klagte aber über Schwindel. Um halb fiinf kehrten wir zurück. Am Sonnabend morgen traf ich den Panfeur Hennion (Reggie nannte ihn immer den Libre Penfeur); er kam jeden Tag. um Oscars Wunden zu verbinden. Er fragte mich. ob ich mit Oscar eng befreundet fei oder ob ich feine Verwandten kenne. Er verficherte mir. Oscars allgemeiner Zuftand fei fehr ernft. er könne nur noch drei bis vier Jahre leben. wenn er nicht feine Lebensweife ändere; ich folle mit l)l*. Tucker fprechen. der keine Ahnung von Oscars ernfiem Zuftand habe; die Ohrenfchmerzen feien an fich nicht von großer Bedeutung. aber ein folgenfchweres Symptom. Sonntag morgen fah ich Dr. Tucker. Er ift ein einfältiger. lieber. ausgezeichneter Menfch. Gr meinte. Oscar folie mehr fchreiben. es gehe ihm viel beffer. fein Zuftand werde nur ernft. wenn er aufftehe und in feiner gewöhnlichen Art herumlaufe. Ich bat ihn. mir nichts zu verfchweigen. Er verfprach. Oscar zu fragen. ob er offen über feine Gefundheit mit mir reden dürfe. Wir vereinbarten eine Zufammenkunft für den folgen-den

Dienstag; er war fehr unbefiimmt in feinen Angabenl beftätigte zwar
Hennions Meinung bis zu einem gewiffen Grad- fagte aber- Oscar fei
jest auf dem Wege zur Genefung- obwohl er nicht lange leben könnef wenn
er nicht das Trinken aufgebe, Als ich fpäter am Tag zu Oscar hinging,
fand ich ihn fehr aufgeregt. Er fagte, er wolle niäft wiffen- was mir der
Arzt gefagt habe; es fei ihm einerleiy wenn er nur noch eine kurze Zeit
zu leben hätte- und ging dann dazu über, von feinen Säfulden zu fprechen-
die- wie ia) annehmel fie, auf etwas mehr als vierhundert Pfund belaufen.
Er bat micht dafür Sorge zu tragenf daß ein Teil von ihnen auf jeden
Fall bezahlt würdex wenn ich in der Lage fei- es nach feinem Tode zu tun;
einige feiner Gläubiger verurfachten ihm Gewifiensbiffe. Kurz darauf
kam Reggie herein- wie zu meiner Erlöfung. Oscar erzählte uns- er
hätte vorige Nacht einen fäfrecklichen Traum gehabt- er hätte mit den
Toten gefchtnauft. Reggie gab ihm eine treffende Antwort: „Mein lieber
Oscar, du wirft fchon Leben in die Gefellfchaft gebracht habenz" dies
entzückte ihn- er wurde wieder frohgemutf beinahe hyfterifch. Ich verließ
ihn mit recht forgenvollen Gefühlen. An diefem Abend fchrieb ich
Douglas- ich müffe Paris unbedingt verlaffen- der Arzt halte Oscar für
fehr kranh ein Teil feiner Rechnungen folie von . . . bezahlt werden, da
ihm das fehr viel Gedanken mache und feine Genefung verzögere -- ein
Punktl auf den Dt'. Tucker befonderes Gewicht gelegt hatte. Am 2. No-
vemberf dem Allerfeelentagf war ich auf den PÖre Lachaife gegangen;
Oscar nahm großes Intereffe daran und fragte micl» ob ich ihm eine
Grabftätte ausgefucht habe; er unterhielt fich mit mir ganz leichten
Herzens über Grabinfchriften- und ich ließ es mir nie träumen- daß er
dem Tode fo nahe fei.
Montag, den 12. November- ging ich mit Reggie ins Hotel d'Alfacef
um mich von ihm zu verabfchiedem da ich am nächflen Tag an die Riviera
reifen wollte. Es war fpät abends nach dem Effen. Oscar ließ fich über
feine Geldverlegenheiten aus. Er hatte eben einen Brief von Harris er-
halten über Smithers' Anfprüche und war fehr aufgeregt, Es fchien
mirl als ob er ein bißchen fchwer fpräche- aber er hatte in der letzten Nacht
Morphium bekommen- und er trank während des Tages immer zu viel
Champagner. Er wußtef daß ich ihm Lebewohl fagen wolltef ließ aber
wenig merken, als ich ins Zimmer tratf was mich damals etwas feltfam
berührtez er richtete alle feine Bemerkungen an Reggie. Während wir
plaudertem traf die Poft ein mit einem fehr netten Schreiben von Alfred
Douglas- das einen Scheck enthielt. Wohl zum Teil eine Folge meines

Briefes. Oscar weinte ein wenig. faßte fich aber bald. Dann unterhielten wir uns alle freundfchaftlith; Oscar ging während der Zeit im Zimmer herum und deklamierte ziemlich aufgeregt. Gegen halb elf ftand ich auf. um zu gehen. Plößlich bat Oscar den Wärter und Reggie. fie möchten auf einen Augenblick das Zimmer verlaffen. da er fich von mir verabfchieden wolle. Er fchweifte zuerft ab und fprach von feinen Schulden in Paris. dann befchwor er mich. nicht fortzugehen. weil er fühle. daß in den letzten paar Tagen eine große Veränderung mit ihm vorgegangen fei. Ich nahm eine etwas ftrenge Haltung an. da ich wirklich dachte. Oscar fei einfach hyfierifch. wiewohl ich vermutete. daß ihm meine Abreife tatfächlich nahe gehe. Plötzlich brach er in heftiges Schluchzen aus und fagte. er werde mich nie wiederfehen. denn er fühle. daß alles aus fei, Diefcr fchmerzliche Zwifchenfall dauerte dreiviertel Stunden. Er fprach über verfchiedene Dinge. die ich hier kaum wiederholen kann. Wenn es auch herzzerreißend war. fo legte ich meinem Abfchied wirklich keine Bedeutung bei. und ich ging auf die Erregung des armen Oscar nicht ein. wie ich es hätte tun follen. befonders als er mir. da ich eben das Zimmer verlafien wollte. fagte: ..Sieh dich nach einer kleinen Mulde in den Anhöhen bei Nizza um. wo ich hingehen kann. wenn es mir beffer geht. und wo du mich oft befuchen kannft.‟ Dies waren die lehren verfiändlichen Worte. die er an mich richtete. Am folgenden Abend (13. November) reifie ich nach Nizza ab.

Während meiner Abwefenheit ging Reggie jeden Tag zu Oscar hin und fchrieb mir jeden zweiten Tag kurze Berichte. Oscar fuhr verfchiedene Male mit ihm aus. und es fchien ihm viel beffer zu gehen. Dienstag. den L7. November. erhielt ich den erften Brief von Reggie. den ich beilege (die andern kamen erft nach meiner Abreife an); ich fchicke fie Dir. weil fie Dir ein fehr gutes Bild vom Stand der Dinge geben werden.

[Hier folgen die Briefe Reginald Turners an Robert Roß in Nizza.)

I.

*' 3 Rue Eambon. Paris.
Montag (26. Nov. 1900)

Mein lieber Robbie.

ich hatte heute eine lange Unte-rredung mit dem Befißer des Hotel d'Alface. Die Ärzte haben geftern bei der Konfultation fehr wenig Hoffnung auf Oscars Genefung gegeben. und Tucker verlangte ausdrücklich.

man folie Dich rufen laffenz er weiß wohl nicht. daß Du nicht in Paris bift. Ich habe dem Wirt gefagt. ich wolle mit Tuäer fprechen und mich mit Dir in Verbindung fehen. und der Wirt wünfcht. daß Du an ihn wie an alle andern. deren Kommen erwünfcht ift. fchreibfl. im Falle fich Oscars Befinden verfchlimmert. Er wollte auch wiffen. ob denn nicht an feine Kinder gefchrieben wiirde. aber ich habe ihm gefagt. ich würde an Dich fchreiben. Wenn Oscar in den lehren Zügen liegen oder gar fierben follte. weiß ich wahrhaftig nicht. wen ia) kommen laffen foll. Es müßte jemand da fein. der feine Angelegenheiten regelt. abgefehen von den ge- fchäftlichen Fragen. die fich möglicherweife erheben. Morgen oder iiber- morgen werde ich Tucker vermutlich fprechen.
Was Oscar betrifft. fo weiß er natürlich nichts von dem. was über ihn gefprochen wird. Er nimmt von nichts mehr Notiz. phantafiert und fchläft. Teilweife ift das wohl die Folge des Morphiums. das ihm einge- fprißt wird; aber er foll es jest nicht mehr haben. und fie tun nur fo. als ob fie ihm Einfpritzungen geben. Er hat mich heute herzlich begrüßt und fich über mein Kommen gefreut. In einem feiner lichten Artgen- blicke hatten wir eine Unterredung; dann fiel er wieder in den Dämmer- zuftand zurück. und als er fprach. fchien er zu phantafieren. Natürlich ift das vielleicht die Folge der Arzneien. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren; vielleicht lebt er doch noäf lange genug. um Frank Harris eine andere Fabel zu liefern. aber wer weiß. ob ich nicht völlig auf dem Holzweg bin. Man fürchtet wohl. daß die Krankheit das Gehirn angreift. Oscar hat nichts nötig. da er nicht genügend bei Verfiand ift. um einen Wunfch auszufprechen. Er ift fehr fäfwer zu behandeln und grob. aber zu mir war er nett. Der Wirt hat mich gewarnt. ich folie es niäjt übel nehmen. wenn er grob werde. Der Wirt ift fchrecklich gut zu ihm. aber ein bißchen ein langweiliger Peter. Du follteft. meiner Anficht nach. an Bofie') fchreiben. ich würde es tun. kenne aber feine Adreffe nicht genau. Ich werde wohl auch an Frank Harris eine Zeile fchicken und ihm mit- teilen. wie ernft Oscars Zufiand ift, Tatfächlich fpricht Oscar nicht von Frank Harris. augenblicklich ift er darüber hinaus; aber wir werden feinen Zuftand wohl beffer beurteilen können. wenn er ohne Morphium ift, Oscar hat gefragt. ob Du etwas Näheres über Dein Leben in Nizza ge- fchrieben haft.
Stets Dein Reg.

1) Lord Alfred Douglas.

Leone Viï¬oifm
Denkmal fÃ¼r Giovanni Segautini in St, Mori-Z
, , (Text von Lothar. BÃ¼rger. 2- Waffervrgel)

Oscar Wildes (ee-,e T 5e ,Reben “Rc-e:
M-Ö-:":F ..L- . *L* ..47i- -KWM:-MZW V
man [olle D1(.k "L-Zu' ?Wenz e: nu") web; mäec- da9 Dx' nääot Ln Poni-
d-fi. Ic!) babe 'dem Wii-i Ming?, im :ookc mit Tun-ex fprecbcn und nn*-
:nit Die in Were-1ndm.:g ice-?m und der Wert wnnfchc, daß Du an im.
wie an nu.- andern, det-*.1 teen-nen erwunjcht (ftx fchreibfl- im :Falle "i-'-
Oscnrv Befinden »Wifi-,'ännncc-k. Er wollte aucZ) wifjem ob denn nio'ze
an *fe-'ne Kinder Women". win-de. niet "cb babe ibm gejagt, ie» würde .en
Dia) fchreiven. Menu Ozea- kx den 'eßtm Zügen liegen oder gar fie-:(411
wüte, weiß ich maßädaf'jg ment. wen Ich kommen (afien Zoll.. Es mußt:
jemand da fee-.3 [7er fee-.nc Auge-Legenyeiten regelt- abgejeiz-.n vc.: den ge-
fcHäftlicHen ?Jeux->79 die fich 1nög!j>yer.vcjfe erheben. Morgen :der üben-
morgen weede ich Tun-*e vera-.WW fprechen.
Wes Oscar [ntriffK fo weiß er natürlich niäuf- von dem wm- zbet
ihn geforonen wied. Er nimmt von ni-.Hts mehr Not-LZ! ?bag-»aßen [md
7-lylxife. Tenwrife ifi des won(die* Felge des Morphin-ns- das 72:5- einge-
fpfifzt md; :Mer e: fofl es jeZt ment mehr haben- und fie tun nm Fof
als o!- fie ikxm Cjnjprißnngcn gehen. Er hat mia") heme herzlich Lege-W.-
nn!) fin; übe: mem Kommen gefrenc. In einem im!" Lichte'. Ungen-
blxcke hatten 7-01,! eine [Innere-dung; dann fiel er wieder in ren .Wümme--
znficnd nun-:H :1.119 als e: jpcaey- fchien cc zu phantafiereu. Nacürlielz
ifi das »Zen-.mt dn Folge der Arzneien. Ich kann :nick des (Vedaniens
nicht :mein-en: via-Ueiciyt lebt er wei) noä) lange gen-ug- 11:.- Fcank Harte;
eine: and-Fre Fabel zu liefern- aber wer weiß ob ich ni-.ne vol-'ig auf dem
Holzweg din. Man für-:7te: weh!, daß die Krankheit dae) (Sc-bi*“n angrexfi,
Oscar hat nichw nötig„ da er nicht genügend bei Vexfianc ifi- nn.
einen Wnnfä» ausznfprenxen, (Er in fehr ?cl-zwei* zu behandeln und geob,
uber xu m1: war er nett. Der Wut bat mi'az gewarnt, ich Felle cs: nine
uZef nen-.nem wenn er geek* werde. Der Wirt .'fl Zckzrecklieq gn' zu i271!!y
aket ein [IPS-Zen ein langweilig-:r Peter. Du follfefi- meine: Anfiefu nach,
an Bmw" ..in-einem 5.13 n-x'xck-e -Z mn- kenne aber feine Lvl-eff*: niet): gene..
Jah- week-e wen(auch an ?kn-.nf Harris eme Zeile Mücken und ihm mit-
t-nlen, wie mn!? (cx-.3e Inf-and ifi, Taijäeblieh fprimc Oscar nich: vcn
Frank .15mm, :.7 .:.e--d'ia(1>) ift er darüber vinansz abe: wir nerxen
feinen Inf-'and --cc-l dene-.- beurteilen können, wenn ex* ohne Moephiun; Zi?,
Isa-,e hat gejmgc, 3-'.- L-u *kwas Näheres üÖer Dein Lebe-e in Nizxg ge-
jaH-icden haft.
Stets 'Dein Reg.
1 Torf* Affe'. 'Don-5ms.
7 .q

G Leone Bifiolfi:
Denkmal fÃ¼r Giovanni Segantini in St. MoriÃŸ
W (Text von Lothar Brieger - Waffervogel)

EMPTY

1),
3 Rue Eambon
Dienstag nacht (27. Nov.)
Mein lieber Robbie.
ich will noch einige weitere Einzelheiten meinem Briefe beifügen. der eben abgegangen ift. Oscar fcheint es fo viel beffer zu gehen. daß ich allen Ernftes glaube. er wird noch eine Zeitlang am Leben bleiben. Tucker erzählte mir. Oscar habe kaum verfianden. was er gefagt habe. worauf ich Luft hatte zu erwidern. ich fei in derfelben Lage, Ein weiteres fehr ernftes Symptom war. daß Tucker von Oscar verlangte. er folie pfeifen. was Oscar nicht konnte. aber das hat er ja nie gekonnt. und er if't kaum in der richtigen Verfaffung. eine neue Kunft zu erlernen. Als ich fort ging. um zu Mittag zu effen. bat mich Oscar. ich möchte die Drofchke warten laffen. und er war fehr ärgerlich. weil ich in einem Bouillon ge-fpeift hatte. IG fürchte. es ift nur der Reflex feiner Unterhaltung. er phantafiert viel. Heute hat er Paraffin verlangt. und wir fanden fchließ-[ich heraus. daß er eine „Patric“ meinte, Und als er die Zeitung bekam. freute er fich fehr. ein Bild von Krüger im Pelzrock zu fehen. Einige Worte fpricht er nicht mehr richtig aus. Er if't fehr fchwer zu behandeln und will fich den Anordungen des Arztes nicht fügen. Er fagte. ich hätte Arzt werden follen. weil ich immer von den Menfchen das wolle. was fie nicht wollten. Ich hatte ihn nämlich gebeten. Nahrung zu fich zu nehmen und das Rauchen zu nnterlaffen. das ihm verboten worden ift. Da fagte er. ganz aus der Luft gegriffen: ..Die Juden haben keine tiefe Lebens-philofophie. aber fie find fympathifch.‟ Vielleicht dachte er dabei an mich oder an Strangman.
Ich fchlafe heute nacht im Hotel. damit ich um vier oder fünf Uhr morgens da bin und ihn veranlaffen kann. die nötigen Medikamente einzu-nehmen. weil das fein fchlimmfier Augenblick ifk.
Habe ich Dir fchon gefagt. daß er an ..Gehirnhautentzündung“ leidet? Der Wirt bekommt es mit der Angfi und weiß nicht. was gefchehen wird. - wenn er |irbt. Aber er ifk wunderbar gut zu ihm gewefen und ift es noäf. Maurice wird morgen fafi den ganzen Tag bei mir fein. Wahrfchein-lich wird morgen noch eine Konfultation fiattfinden. Der arme Oscar macht fich über nichts mehr Gedanken. außer über Tucker. Ich fürchte. es ift fehr wenig Hoffnung vorhanden. aber ich wünfchte. Harris würde ihm

die Laft vom Herzen nehmenj obwohl er fich vermutlick» wenn er glaubt-
daß er fterben mußt aus Geld nichts mehr macht. Ich möchte fo get-net daß
man ihn durch eine frohe Botfchaft aufheitert in dem Augenblickx wo er
imfiande ift. fie als folche zu empfinden.

lll.

Z Rue Cambon
(Mittwoch, 28. Nov.)

Lieber Robbie-

bittet ordne fofort ant wer benachrichtigt werden follj wenn Oscar ftirbtz
mache Dich auch darauf gefaßtz Telegramme zu verfchicken. Ich bin nicht
mehr recht bei Sinnen. Tucker hat mir telegraphiertj ich möchte Oscars Fa-
milie in Kenntnis feßen, und als ich ihn (Tucker) auffuchte, fagte er mir-
Oscar könne jede Minute flerbenj er fci nicht mehr bei Verfiand. Als ich
hierher kamj fand ich Oscar befferj bei klarem Verfiand und auch imftande
zu fprechenz aber er fpricht flhwerj und fein Blick ift unheimlich. Tucker
glaubt jeßtj daß es vielleicht wieder befier wirdj hält die Ausficht aber nur
für gering. Ich fchlafe heute nacht im Hotel d'Alface und werde es tunt
folange der Zuftand gefährlich ift. Tucker hat erklärtz ohne Geld könne er
fich nicht mehr konfultieren laffen, daraufhin habe ich ihm gefagtj ich würde
für alle nötigen Ausgaben aufkommen. Fiir den Fallt daß Oscar ftirbtt
muß ich einen Nat und Verhaltnngsmaßregeln haben. Wer nimmt die
Verantwortung auf fich? Du follteft an den Vormund feiner Kinder
fchreiben- wenn Du feine Adreffe weißt. Die Ärzte find fehr nervösf da
fie fürchten, fie könnten von jemand zur Rechenfchaft gezogen werden. Hier
in diefem Lande haben fie eine große Verantwortung aber ich habe Tucker
gefagtj er brauche keine Angft zu haben. Er will einen Bericht über die
Konfultation fchreibent ihn verfiegelu und Dir übergeben.

Ift jemand in Londonz den man in Kenntnis feßen fell? Ich kenne
Bofies Adreffe nichtt habe aber geftern aufs Geratewohl nach Duke
Street gefchrieben. Ich habe auch an Harris gefchriebent wenn er Oscar
irgend etwas Beruhigendes mitzuteilen habet folle er es fofort tunt da er
jeden Augenblick fterben oder auch wieder befier werden könnet und in
diefem Falle wäre ein geifiiger Troft von allergrößtem Wert.

Tucker wollte Dir heute telegraphieren, aber da er ihn beffer findet-
fagte ert ein Brief täte diefelben Dienf'te.

Wenn Oscar ftirbt. muß Harris das Geld Dir einhändigen oder einer verantwortlichen Perfon. die den Leuten. die fo gut zu Oscar gewefen find. die Schulden zurückzahlt. Er ift fehr fchwer zu behandeln. macht Szenen und will fich die Senfpflafter nicht auf die Beine legen laffen. Sein Kopf liegt beftändig in Eis. Er nimmt kaum Nahrung zu fich. Trotzdem bin ich der Meinung. daß er nicht fterben wird. wenigftens nicht im Augenblick. obgleiä) ich das natürlich rein inftinktmäßig fage. Es wäre beffer. Du fchriebeft oder telegraphierteft an mich nach dem Hotel Eambon. falls Du nichts Gegenteiliges von mir hörft. Die Telegrammadreffe ift Hotel Eambon. Paris.
Oscar hat nach keinem Menfchen verlangt und ahnt. glaube ich. die Gefahr nicht; er ift zu krank und fein Kopf zu fchwach. wenn fich -auch fchwer fagen läßt. wie fchwach. da er zeitweife über Bücher fpricht. Soll er einen Priefter oder einen proteftantifchen Geifilichen haben. wenn es ihm fchlechter geht? Tucker will es durchaus. ich meine: nein. wenn er keinen verlangt. Aber dariiber möäfte ich lieber von Dir Befcheid erhalten.
Ich möchte wiffen:
1. die nötigen Adreffen;
2. ob er einen Priefter haben foll. wenn er fiirbtz
3. im Falle feines Todes allgemeine Verhaltungsmaßregeln.
Ich fchicke. wenn nötig. ein Telegramm. Würdeft Du. wenn es zu Ende geht. nach Paris kommen?
Reg.
L7'.
Hotel d'Alface
(zweiter Brief vom 28. Nov.)
Mein lieber Robbie.
ich fürchte. es ift mit Oscar vorbei. Seit zwei oder drei Tagen deliriert er. und es wird fchlimmer. .Heute morgen eine Beratung der Ärzte. nach der ich Dir telegraphiert habe. Morgen wieder eine Beratung. Wenn es ihm in drei oder vier Tagen nicht beffer geht. wird er tot fein, Ich habe heute morgen bis halb fechs bei ihm gefeffen. Er redet die ganze Zeit dummes Zeug. bald englifch. bald franzöfifaj. Er erkennt mich »mehr oder weniger.
Maurice ift heute morgen gekommen. ift aber nicht gerne im Zimmer.

Ich will für heute nacht einen befonderen Wär-ter nehmen. wenn es auch nichts nüßen folltez felbfiverftändlich werden wir ihn fortfthicken. wenn ihm ein fremdes Geficht unangenehm ifi.
Ich meine- allesf was gefchehen kann- foll gefchehen- aber offenbar kann nicht mehr viel gefchehen. Eine Operation ifi ausgefchloffen- wie aus dem Bericht des Arztes hervorgeht. Oscar nimmt keine Nahrung oder kaum welche. Dadurch. daß ich das Licht ausdrehte und ihm Milch fiatt Waffer gab. habe ich ihn heute nacht dahin gebracht. drei Glas zu trinken.
Ich weiß nicht. ob irgend jemand hierher kommt. Wenn er ftir-bt. muß er natürlich in Paris begraben werden und wohl vom englifchen Geiftlichen. Geld hat er keins. aber felb| wenn er ftirbt. wird Frank Harris hoffentlich die Rechnungen und dergleichen bezahlen.
Es i| furchtbar. Oscar beftändig fprechen zu hören und nichts tun zu können.
Ich habe hier allein gewacht. während ieh dies fchreibef und habe eine peinliche Szene erlebt. eine von vielen: Oscar verfuchtß aufzufiehen. und mir gelang es. die.Klingel zu erreiäfen. während ich ihn fefthielt. Er ifi ganz wirr im Kopf. hat mich aber wiedererkannt und fragte mich. ob ich ihm ein Meerwunder beforgen könne. das für ihn koche. und fügte hinzu, ein Dampfer fehe dem andern aufs Haar ähnlich.
Der Krankenwärter hätte fchon früher hier fein follen. aber Tucker i| nicht fehr flink.
Ich will jest nicht mehr fäfreiben.
Reg.
Ich fürchte, er hat fchre>li>7 auszuftehen. hat aber wohl kein Be-wußtfein davon. Er muß fürchterliche Schmerzen gehabt habenf ehe das Gehirn in Mitleidenfchaft gezogen wurde.
7.
Mittwoch 1/76 Uhr abends
(dritter Brief vom 28. Nov.)
Lieber Robbie.
habe eben Dein Telegramm beantwortet. Du wirft aus meinem erften Telegramm erfehen„ daß. wenn_ Du nach Paris kommen kannfh Du keine Zeit zu verlieren haft. Gerade jetzt fcheint fich Oscar ein wenig erleichtert

zu fühlen. Nachdem ich ihm dreiviertel Stunden lang einen Eisbeutel auf den Kopf gehalten hatte, fagte er zu mir: „Du lieber- kleiner Jude- meinft Du nichß daß es jeßt genug fei?“ Er hat fich heute mit Dir über fein Stück unterhalten und fagtey es fei fünfzig Centimes wert,
Ich habe Dir wohl fchon gefagt- daß morgen noch eine Konfultation ftattfindet; danach will ich Dir ein Telegramm fchi>en. Ich brauche Dir nicht zu fagen, daß ieh Tucker fagte- ich würde für alle Ausgaben aufkommen; aber bis jetzt noch kein Wort von Frank Harris. Ich babe an Wallis gefchrieben, er folle Bofie über Oscars Zuftand telegraphieren. Tucker hält Dich für feinen Bevollmächtigten und macht fich beftändig Sorge um die Kinder. Ich weiß- Du wirft an alle telegraphieren- an die es nötig ift.
Ießt eben fcheint er freier-t man möchte fagenx er fchläft. Wenn das der Fall ift- ift wohl noch Hoffnung. Du weißt- ich habe zu viele überrafchungen bei Oscar erlebt und möchte nicht- daß Du mich bei Deiner Ankunft- wenn Du ihn beffer findeftx verwünfchfh aber fchlechter könnte es ihm wohl kaum gehen. Selbfiverfiändlich weißt Du- wie gern ich Dich hier haben möchtel aber ich weißt daß es für Dich nicht leicht ift. Soweit es fich um feine Pflege handeln kannft Du nicht mehr tung als für ihn gefchiehß und er i| zu krank- um nach irgend jemand Beftimmtem zu verlangen. Immerhin könnte es jeden Augenblick eintreten. Er hat kein einzigesmal eine Anfpielung gemachh daß er in Gefahr zu fein glaubt- auch nicht- ehe das Delirium anfing, Sein einziger Wunfeh war, die Schmerzen los zu fein. Ich fürchte- an dem Tag- als er mit mir ausging und ich ihn auf dem Boulevard verließ, hat er einen Abfinth getrunken- aber viel hat es wohl nicht gefrhadet.
Er kannte Maurice- aber nur dem Namen nach und hat feinem Kommen keine Bedeutung beigelegt.
Dies i| wohl ein dummer Brieft aber wirklich die Umftände entfchuldigen ihn,
Reg.
Gib mir Deine Wünfche bekannt- ich habe More niäfts gefagt.
6 Uhr.
1)!: Tucker i| eben hier gewefen, Er fagt- es hat keinen Zweik- daß er Dir fchreibt- da ich es getan habe. Oscar ein wenig beffer, aber Tucker kann nicht fagen- daß es etwas zu bedeuten hat. Wir wollen Oscar das Haar fchneiden laffen, wenn er es zugibt. Seine Temperatur noch immer

fehr hoch. aber er verfieht den Arzt mehr oder weniger. Es kann nur richtig fein. daß Du nach Paris kommfi. fonft ift es vielleicht zu fpät. aber hoffentlich findefi Du ihn beffer. Ich fchreibe nicht mehr. telegraphiere nur noch. Aber fchicke mir Verhaltungsmaßregeln oder Ratfchläge, Tucker und der Spezialift haben mich und den Wirt ein Schriftftü> unterzeichnen laffen. das einen Bericht über die Konfultation gibt. damit feine Söhne. wenn fie wollen. in Zukunft jederzeit fehen können. daß alles Mögliche für ihn gefchehen ift. Tucker hat wieder nach der Adreffe des Vormunds der Kinder gefragt.

Oscar hat eben gefragt. ob Briefe oder Telegramme da feien.

[Fortfeßung des Berichts von Robert Roß.]

Ich hatte befchloffen. meine Mutter nächften Freitag nach Mentone zu bringen und dann Sonnabend nach Paris zu fahren; aber Mittwoch Abend (28. November) um halb fechs erhielt ich ein Telegramm von Reggie: ..Falk hoffnungslos.“ Ich erreichte eben noch den Expreßzug und kam in Paris am Morgen des 29. November um 10 *0 Uhr an.))l*. Tucker und br. Kleiß (ein Spezialifi. den Reggie zugezogen hatte) waren da. Sie teilten mir mit. Oscar könne nur noch zwei Tage leben. Sein Anbliä war fehr peinlich. er war völlig abgemagert. das Fleifch fahl. der Atem ging fchwer. Er verfuchte zu fpreäfen. Er hatte das Bewußtfein. daß Menfchen im Zimmer waren. und hob die Hand hoch. als ich ihn fragte. ob er mich verfiehe. Er drü>te uns die Hand. Ich ging dann auf die Suche nach einem Priefter. und nach vieler Mühe fand ich Vater Euthbert Dunn vom englifchen Paffioniftenorden. Er kam fogleich mit und vollzog die Taufe und die teste Olung - das Abendmahl konnte Oscar nicht nehmen. Du weißt. ich hatte ihm immer verfprochen. einen Priefter zu holen. wenn es zu Ende ginge. und ich fühlte mich ein wenig fchuldig. daß ich ihm ftets abgeraten hatte. zum Katholizismus überzutreten; aber Du kennft meine Gründe dafür. Ich fchickte dann Telegramme an Frank Harris. an Holman (damit er fich mit Adrian Hope in Verbindung feße) und an Douglas.))1*, Tu>er kam fpäter noch einmal und fagte. es könne noch ein paar Tage mit Oscar dauern, Ein Eat-(Iernalacie wurde geholt. da der Wärter überanftrengt war. Schreckliche Verrichtungen mußten ausgefiihrt werden. auf die ich nicht einzugehen brauche. Reggie war vollkommen fertig. Er und ich fchliefen diefe Nacht (29. November) oben in einem Zimmer des Hotel d'Alface. Wir wurden zweimal von dem Wärter gerufen. der glaubte. Oscar liege tatfächlich im

Sterben. Gegen halb fechs Uhr morgens trat eine völlige Veränderung bei ihm ein: die Gefithtszüge nahmen einen andern Ausdruck an. und das. was man wohl das Todesröcheln nennt. feßte ein. Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört. Es klang wie die griißlichen Umdrehungen einer Kurbel. und es hörte nicht mehr auf bis ganz zuleßt. Seine Augen reagierten nicht mehr auf die Lichtprobe. Schaum und Blut kamen ihm aus dem Munde und mußten von einem. der die ganze Zeit bei ihm ftand. abgewifcht werden. Um zwölf Uhr ging ich fort. um etwas zu effen; Reggie lö|e mich fo lange ab. Um halb eins ging er weg. Von ein Uhr an verließen wir das Zimmer nicht mehr. Das fchreekliche Geräufch aus dem Halfe wurde immer lauter. Reggie und ich vernichteten Briefe. weil wir fürchteten. fonft zufammenzubrechen. Die beiden Wärter waren fort; der Hotelbefißer war um dreiviertel zwei heraufgekommen. um ihre Stelle einzunehmen. Das Tempo feines Atems änderte fich. ich trat an fein Bett und ergriff feine Hand; der Puls fing fchon an auszufeßen. Er fiieß einen tiefen Seufzer aus. den einzigen natürlichen. den ich fett meiner Ankunft gehört hatte. Die Glieder fchienen fich unfreiwillig zu ftrecken. der Atem wurde fchwächer. genau zehn Minuten vor zwei Uhr am Nachmittag des 30. November verfchied er.
Nachdem der Leichnam gewafchen und in das Totenhemd gehüllt war und nachdem wir die gräßlichen Uberbleibfel. die verbrannt werden mußten. bei Seite gefchafft hatten. gingen Reggie. der Wirt und ich zur Mair-ie. um die offizielle Erklärung abzugeben. Es hat keinen Zwe>. die langweiligen Erfahrungen aufzuzählen. die wir da machten; fchon bei dem Gedanken daran werde ich ärgerlich. Der ausgezeichnete Dupoirier verlor die Geduld; er komplizierte die Sache noch dadurch. daß er aus Oscars Namen ein Geheimnis machte; allerdings eine Schwierigkeit beftand. denn Oscar war unter dem Namen Melmoth im Hotel eingetragen. und es verfiößt gegen das franzöfifthe Gefeß. unter angenommenem Namen im Hotel zu wohnen. Von halb vier Uhr an trieben wir uns auf der Mairie und beim Polizeikommiffar herum. Da wurde ich ärgerlich und beftand darauf. zu Gesling zu gehen. dem Begräbnisbeforger für die englifche Botfehaft. dem mich Vater Euthbert empfohlen hatte. Nachdem alles mit ihm geregelt war. ging ich fort. um einige Nonnen zu futhen. die bei dem Leichnam wachen follten. Ich dachte. in Paris fei dies ganz leicht. leichter als anderswo. aber erft nach unglaublichen Schwierigkeiten fand ich zwei Franziskanerinnen.
Gesling war fehr verftändig und verfprach. am nächften Morgen

- 1. Dezember - um acht Uhr ins Hotel d'Alface zu kommen. Während Reggie im Hotel bliebz um die Journaliften und die drängenden Gläubiger abzufertigenz brach ich mit Gesling auf, um mit Beamten zu verhandeln. Wir hatten bis halb zwei zu tun; Du kannft Dir alfo denkenz welche Formalitäten, Flüchez Verwünfchungen und Unterfchriften vorausgingen. In Paris zu fterben ift für einen Ausländer wirklich eine fehr fchwierige und koftfpielige Sache.
Am Nachmittag kam der Arzt des Arrondiffements und fragte, ob Oscar Selbfimord begangen habe oder ermordet worden fei. Den von Kleiß und Tucker unterzeichneten Totenfchein wollte er nicht anfehen. Gesling hatte mich am vorhergehenden Abend darauf aufmerkfam gemacht- daß infolge des angenommenen Namens und der nun feftgeftellten Identität die Behörden vielleicht darauf beftehen würdenz daß Oscars Leichnam in die Morgue gefchafft wiirde. Ich war natürlich entfeßt über das„ was uns bevorfiandz es fchien wirkliäf der Gipfel des Grauenvollen.
Nachdem der Arzt den Leichnam unterfucht und jeden einzelnen im Hotel verhört hatte und nach einer Reihe von Getränken7 unzeitgemäßen Späßen und einem anf'tändigen Trinkgeld ließ er fich herbeif die Erlaubnis zur Beerdigung zu unterzeichnen. Alsdann trafen einige andere empörende Beamte einz die fich erkundigten- wieviele Kragen Oscar gehabt haber und nach dem Wert feines Regenfchirms fragten (das ift durchaus wahr und keine bloße Übertreibung von mir). Dann gaben verfchiedene Dichter und Literaten ihre Karte ab: Raymond de la Tailhadez Tardieuf Charles Sibleighz Iehan Rictusz Robert d'HumiÖr-esz Georges Sinclair und verfchiedene Engländer, die falfche Namen angaben; auch zwei verfchleierte Damen. Sie alle durften den Leichnam fehenf wenn fie ihre Namen einfchrieben. Gesling fagte mirz im Intereffe des Hotelbefißers dürfe kein Geheimnis daraus gemacht und nicht der Anfchein erweckt werden- als ob etwas vertufcht werden folle. Ich freue mich, fagen zu könnenf der liebe Oscar fah ruhig und würdevoll ausf ganz fo wie damalsz als er aus dem Gefängnis kamz und der Leichnam hattez nachdem er gewafchen warz durchaus nichts Schrecklithes mehr. Um feinen Hals hing der heilige Rofenkranz, den Du mir gegeben hatteflf und auf der Bruft eine Denkmünzef die mir eine der Franziskanerinnen gefchenkt. Auch ein paar Blumen lagen da, die ich hingelegt hatte- und ein anonymer Freund- der fie im Namen der Kinder gebrachn obgleich die Kinder wohl noch nicht wiffenz daß ihr Vater tot ift. Selbftverftändlich fehlten das übliäfe Kruzifiri die Kerzen und das Weihwaffer nicht. Gesling hatte mir ge-

raten. den Leichnam fofort in den Sarg legen zu laffen. da die Verwefung fehr fchnell beginnen werde. Um halb acht Uhr abends kamen die Männer. um den Sarg zuzufchrauben. Auf meine Bitten hin nahm Maurice Gilbert eine Photographie von Oscar auf. die nicht recht gelang. weil das Blitzlicht verfagte. Henri Davray kam gerade. ehe fie den Deckel darauf legten. er war fehr nett und freundlich. Am nächflen Tag. einem Sonntag. traf Alfred Douglas ein. und verfäfiedene Menfchen. die ich nicht kenne. fprachen vor; vermutlich waren es meiftens Journaliften. Montag. den 3. Dezember. um neun Uhr morgens brach der Lei>fenzug vom Hotel auf. Wir alle gingen hinter dem Sarg zu Fuß nach der Kirche St. Germain-des-Pres: Alfred Douglas. Reggie Turner. ich. Dupoirier (der Hotelbefitzer). Henri (der Wärter) und Jules (der Hausknecht). Hennion und Maurice Gilbert mit zwei Fremden. die ich nicht kenne. Nachdem einer der Vikare am Hochaltar eine ftille Meffe gelefen hatte. wurde ein Teil der Beerdigungszeremonie von Vater Euthbert Dunn vollzogen. Der Schweizer fagte mir. es feien fechsundfünfzig Menfchen zugegen gewefen. darunter fünf Damen in tiefer Trauer: Madame Stuart Merrill. Edmteffe de Bremont. eine Zofe der Eomteffe. ein altes Dienftmädchen von Oscar Wildes Frau. def'fen Namen ich nicht kenne. Ich hatte nur drei Wagen beftellt. da ich keine offiziellen Anzeigen verfandt hatte und mir daran gelegen war. das Begräbnis geheim zu halten. Jm erften Wagen faßen Vater Euthbert und der Meßknabez im zweiten Alfred Douglas. Turner. der Hotelwirt Dupoirier und ich. im dritten Madame Stuart Merrill. Paul Fort. Henri Davray und Sar Luis. Es folgte noch eine Drofchke. in der mir Unbekannte faßen. Die Fahrt dauerte anderthalb Stunden. Das Grab liegt in Bagneur. wo i>7 auf meinen Namen eine Grabftätte auf Zeit genommen habe. Wenn ich dazu imftande bin. werde ich irgendwo anders. auf dem Pere Lachaife. eine Stelle ankaufen. Ich habe noch keinen Entfchluß gefaßt. was ich tun werde und welcher Art der Grabfiein fein foll. Vierundzwanzig Kränze lagen insgefamt da. einige waren anonym gefchickt worden. Der Hotelbefißer ftiftete eine pathetifche Glasperlentrophäe mit der Jnfchrift „n n10n located-e“, eine zweite derfelben Art kam von ..be Zerriee 6e 1'1Zlbtel“. die übrigen zweiundzwanzig waren natürlich aus lebenden Blumen. Es trafen Kränze ein von folgenden Perfonen oder auf ihre Veranlaffung: Alfred Douglas. More Adey. Reginald Turner. Miß Schufter. Arthur Elifton. dem Mercure de France. Louis Wilkinfon. Harold Mellor. Teireira de Mattos und Frau. Maurice Gilbert und D1'. Tucker. Zu Häupten des Sarges legte

iat einen Lorbeerkranz mit der Jnfchrift „x1 trjbute t0 die liter-tr)-
uebjeremento ana ajatjnetion“. In den Kranz band ich die folgen-
den Namen derer. die Wilde während feiner Gefängniszeit und naather
Freundfataft bewiefen hatten: Arthur Humphreys. Mar Beerbohm.
Arthur Elifton. Ricketts. Shannon. Eonder. Rothenftein. Dal Young.
Mrs. Leverfon. More Adey. Alfred Douglas. Reginald Turner. Frank
Harris. Louis Wilkinfon. Mellor. Miß Satufter. Roland Strong und
auf befonderen Wunfch den Namen eines Freundes. der als E. B, ange-
führt fein wollte. l

Ich kann die Hoatherzigkeit. Menfatenfreundliatkeit und Mildtätig-
keit Jean Dupoiriers. des Befißers des Hotel diAlface. kaum genug
preifen. Ehe ich zum erftenmal von Paris abreifie. teilte mir Oscar mit.
daß er ihm über hundertneunzig Pfund fatuldig fei. Von dem Tage an.
wo Oscar* das Bett hüten mußte. fpraat er nie ein Wort darüber. Er
erwähnte es mit keiner Silbe bis naat Oscars Tode. und da fing iat von
der Saate an. Er war bei Oscars Operation zugegen und bediente ihn
perfönlich jeden Morgen. Er zahlte das überflüffige und das Notwendige.
das der Arzt oder Oscar haben wollte. aus feiner Tafate. Auat))r. Tucker
hat eine große Summe zu bekommen. Er war fehr gütig und aufmerkfam.
wenn er auat. meiner Anficht nach. Oscars Krankheit vollfiändig ver-
kannte.

Reggie Turner hatte von allen die fatlimmfie Zeit in vieler Beziehung.
Er mußte die gräßliate Ungewißheit und die fatauderhafte Verantwortung
duratmaaten. deren Umfang er niatt kannte. Denen. die Oscar gern
hatten. wird es ftets ein beruhigender Gedanke fein. daß er jemand wie
Reggie während feiner letzten Tage um fiat hatte. folange er noch bei Be-
wußtfein und für Güte und Aufmerkfamkeiten empfängliat war.

Paul Wertheimer:

Das Tefiament

„Hier in des Berges grüner Finfternis.
In diefes Gletfchers aufgeriff'nem Mund.
Von Froft durchfchnitten und vom Hunger fo.
Daß ich ihn faft als Sättigung verfpüre.
Verkrallt im Schnee die Finger. nur gewärmt
Vom Blute. das mir aus den Säyläfen fickert.
Und dennoch klaren Sinus. ingrimmig-froh.
Form' ich zum leßtenmal ein Teftament.
Und meines Sahmerzes Siegel preß' ich drauf.
Nun flattern meines Lebens Bilder mir
Borüber noch einmal. betörend nah
Ein Anwalt war ich. Nur des Guten? Nein!
Mit doppelzüngig fchiefgefpißter Rede
Hab' ich. wie oft. verwirrt des Rechtes Richtfcheit.
Der angenomm'nen Miene Redlichkeit .
Drückt' ich auf die beweglich fchwankende.
Dunkel verhang'ne Wage des Gerichts.
Z
Z
Und dennoch war ich wohl im Kerne gut Z
Z
Z
Z
Z
Z
'.'
'
'
'
'
'
Und war nicht böfer. hoff' ich. denn die vielen.
Die jeßt im blauen Duft des Sommertags.
Umfchwirrt von Bienen und von Schmetterlingen.
Und lind geleitet von geliebten Armen.
Hin über iefen. über älder zieh'n;
Derweil ich hier. Gott und dem Tage feind.
ie ein verwundet Tier. ins Herz gefioßen
Von eines tollen Schickfals glüh'ndem Pfeil
In die gläferne Gruft des Eixs fiarre
Und die Sekunden nach den ropfen meffe.
Die gleichen Maßes von den Wänden fallen.
L

'f""""""""""""""""*"""""""""".""""""""""0"""""*"""""
Drei Schritte grade hing zwei in der Breite-
Mauern von Eis: dies ift mein Sarkophag.
Von oben finkt ein Strich des blauen Lichtes
Wie ein verirrter Stern in diefe Höhle-
Gebrochen im opalnen Widerfcheinz
Und mahnt michj daß auch ich im Licht geirrt;
Und hatte Herd und Weib und war ein Menfchz
Einft vor Unendlichkeiten -- vor zwei Tagen;
So zählen wohlj die nicht nach Seufzern meffen
Der Zeit hinfchleifend graufam trägen Tritt.
Haft' ich ein Weib? Ich breihe das Erinnern
Sehnfücht'ger Arme und fehnfücht'gen Worts.
Mit diefer Faufi zerbrech' ich meinen Traum;
Denn fie allein war meines Schickfals Schüße.
Warum hat fie michz da ich Frieden dort
Im Tal gefunden von des Jahres Keuchen-
Gelockt mit weichemy dennoch lift'gen Wort?
„Bezwing die Zinkej die unnahbar droht!
Ich wandre dir entgegen mit dem Freundj
Der uns auch hier die Zeit mit Scherzen kürzty
Am Abend auf dem Gletfcher. Doppelt fiolz
Wink' ich dir zuj kehr-ft du mir fröhlich heim.“ ,
So fchritt ich morgens zu den Zinken hinj
Geführt von diefem Mannz deff' Leichnam hier-
Gekrampft an meinen Fußz die Enge engt.
Wie war der Morgen hell! Die Wiefen fchwirrten.
Im Nebel ftand der Wald. Der Fels ergriff
Die wehende Wolke mit den Zackenfingern.
Ein grauer Dampf. Der Nebel flog. Die Sonne
Schwung über weiße Felder fich und Hügel
Des körn'gen Schnee's. .hier Glockenj Türmez Tore
Des grünen Eifes; dort ein See wie Glas.
Wir zogen fchweigend. Da - ein Schrei die Brücke
Des Schnee's wich unter mir. Ein Schrei. Ich fank Ich fiel ins Unermeffene. Ich fiel Und fiand -
barmherz'ger Gott - ich fiand! Die Schwere
Von diefem totgefiiirzten Mann am Seil -
In diefes Gletfchers grüner Finfiernis.
Frei zerrt' ich mich und betete und dachte
Der fchimmernd nahen Welt und meines Weibes.
Und fäyon erzählt' ich ihry die Lippen bald
Von wirrem Kuß verfchloffem die Gefahr.

Z Hinauf hob mich der Mut. Und mit dem Pickel
Z Schlug ich die Stufen in die Wand und klomm
Z Und klomm. im Elfe hangend. Breiter wölbte
x Das Blau fich über mir. Mit zuckender Hand
x Faßt' ich bereits die Decke leichten Schnees.
Z Schon hob fich aus dem Trichter frei mein Haupt.
Z Da - hat mir diefer Fall den Sinn zerbrochen?
g Dort über diefem Schneefeld fchreiten zwei
Z In diefer weißen. ungeheuern Stille.
Z Verfchlung'nen Armes. wie nur Liebe fchreitet.
g Er fireichelt zärtlich ihre Wange - da - -
Z Da flattert Sonne jäh ob dem Geficht
x Der Beiden. Raf' ich? Dort - mein Weib. mein Freund -!
Z Ießt fah ich alles wie im Fackellicht:
Z Warum fie mich hinausgedrängt! Ich fah
7 In meines Lebens leßtes Dunkel. fah
Z Den rafchen Blick der oft getaufchten Zwiefprach'.
Z Ihr Lachen. das mich höhnte. fah den Freund.
g Dem ich der Seele Atem anvertraut. - -
Z Ich Tor! IH Tor! Nirgends ein Halt . .. Ia) fchwanke . . .
Z
'
'
'
'
Z
Z
Z
Ein ungeheures Weh und Wut. als fiele Z
Das Herz mir aus der Bruft. reckt mir die Fauft Z
Den Zwei'n entgegen. und ich fireck' die Faufi Z
Noch einmal aus dem Grab fiarr auf. Der Schnee -- 7
Die Welt verfinkt der Schnee finkt ein . .. Ich fiürze g
Im Wirbel tief. Will fchrei'n. Der Pickel bohrt Z
Sich in mein Fleifch. Ich hange. Stürze wieder Z
Ins Schwarze. Liege hier. Zerfchellt. zerriffen. g
Vom Blut umriefelt. dennoch klaren Blicks Z
Sie aber fchritten bis zum Rande hin Z
Z
Z Des Spalt's. darin ich fiöhnte. Sah's genau.
Z Ich fchrie um Mitleid. und fie hörten's nicht
Z Und fprangen lachend über diefen Spalt.
Z Und andre kamen. hielten vor dem Rand.
Z Den Sprung ermeffend. wagend dann den Sprung.
Z Ich aber fchrie in meiner tieffien Not
Z Und fchrie zu Gott. von dem ich lang' mich fchied.
Z Und zu den Menfchen. die ich oft gefchmäht.
7 Doch an den Wänden fplitterte mein Ruf
Z Und fiel gebroch'nen Klangs zurück. Da wußt' ich.
Z Daß ich jetzt fierben foll. Und meine Rechnung
Z Schließ' ich mit diefer Welt und fchreib' fie auf
Z
33x

Mit froftverzerrtem Finger in der Dämm'rung.
Dies aber ift mein reiflich überlegter-
Von mir gefeßter ille: meine Seufzer-
Sie follen diefes Weib die Näahte lang
Umkriechen wie Gewürml . . . '
Ein plötzliches Erbleichen in den-Luft-
Und ein Erfchrecken jäh - verworr'ne Stimmen
Hervor aus diefem Grab . ..
So wird fie meine Seele„ die fich jetzt
In diefer Dämm'rung windet- von Genuß
Zum Ekel zerren. Aus des Freundes Arm's
Gefügten Klammern foll dich mein Geficht
Anflarren wie ein Fluch . . .
Dich aber- Goth der mich in diefe Not
Mit feiner Lichter trügerifahem Glanzx
Der Wiefen Hauck» des Berges Duft gelockt-
Dich löfch' ich aus wie jeden Kindertraum Hinaufzieh'n foll die Finfternis- die jeßtf
Mit fchweren Flügeln an dem Eife klettert-
Hin über diefe lichtgewiegte Welt
Allein das ird'fahe Gut- das ich erwarb„
Gebt es den Armenf daß fie von der Luft
Auch kofien- fatt und müde werden- wie
Ich fatt und müde ward„ und daß fie auch
Zu Höhen klimmen und ins Finft're fiürzen Der Griffel fiarrt in meiner Hand. Genug!
Nun werd' ich wieder Stein und Schnee und Nacht.
Die Finfternis bedeckt mich wie ein Tuch.
Noch einmal hör' ich meinen Atem -- fern„
Und fehe fiat-r durch diefes fchwarze Schweigen
Und fchaue meinem eig'nen Sterben zu. - - --

Max Halbe:
Der Frühlingsgarten
Schluß

Ich fchwamm ängftlich und haftig näher.

„Gretchenl" rief ich erfchrocken. „Gretchenl"

In diefem Moment fchienen ihre Kleider fich voll Waffel* gefogen zu haben. denn fie verfank plötzlich vor meinen Augen und mit einem kleinen Strudel fchloß fich die Tiefe über ihrem Kopf. Der Mohnblütenhut fäfwamm daneben wie ein letzter Blumengruß, den eine liebe Hand ihr aufs Grab gelegt hatte. Einen Augenblick“ glaubte iäf mein Herz ftill ftehen. Die Ringe des Strudels erweiterten fich zufehends nach den Ufern des Weihers. Mein Herz feßte mit ftarken Schlägen wieder ein. Volle Klarheit war in mir und um mich. Ich fchnellte mich in einem Salz an die Stelle. wo mir der Mohnhut ihr Verfinken angezeigt. tauchte unter. erfaßte mit einem ftarken Griff den halb leblofen Körper und ruderte mich mit den Beinen und dem linken Arm wieder in die Höhe und ans leuchtende Tageslicht. In wenigen Stößen war ich mit meiner fchwellen-den triefenden Bürde am Ufer und bettete fie auf die fanft anfieigende Grashalde unter die dicht verzweigten Apfelbäume. Ia. fie lebtef fie atmete! Ihr zarter Bufen hob und fenkte fich in fanftem. regelmäßigem Takt. Ihre braunen Haare hatten fi>) aus ihrem Band gelöft und ringelten fich feucht um Stirn und Wangen. und eine lange dunkle Strähne fiel quer über den weißen Hals, über den fpitzen und tiefen Bufenausfchnitt riefelten blanke Waffertropfen. In weicher Rundung fah ich die jugendlichen Brüfte und jede Linie. jede Schwellung der Glieder unter dem dünnen naffen Gewand deutlich abgezeichnet und modelliertf und fo fehr ich mich felbft als die Urfache des Unfalls fchalt, fo fehr mußte ich zugleich meine Ungefchicklichkeit fegnen, durch die ich das Glück genoß. diefen holden Mädchenleib in feiner unverhüllten Schönheit meinen trunkenen Augen als willenlofe Beute hingegeben zu fehen.

Ich lag auf den Knien. halb über fie gebeugt. und wußte felbfi nicht. ob ich kniete. um fie um Verzeihung zu bitten oder um mich an all ihrem atmenden Reiz nah und näher fatt zu trinken. Mir war. als fei es feit dem verhängnisvollen Sprung an ihre Seite eine kleine Ewigkeit her. und doch mochten erfi ein. paar kurze Minuten verfloffen fein.
Plößlich fiel mir ein. daß fie fich in ihrem triefenden Batiftkleidchen. das fich knapp und verräterifch an ihren Körper fchmiegte. erkälten könne. und ich fuchte fie durch Säfütteln und Rütteln und zärtliche Worte. ins Ohr geflüfiert. zu erwecken. Endlich fchlug fie die Augen auf und fah mich groß und fremd an.
..Gretchenl" rief ich entzückt und zerknirfcht. „Gretchenl“ und bedeckte ihre Hände und Arme. Hals und Bufen. Stirn und Wangen und auch den leicht geöffneten Mund mit fchnellen. wilden. inbrünfiigen Küffen. Sie ließ es ein paar Augenblicke gefchehen. regte fich kaum. als hielte noch die Ohnmacht fie feft. Dann richtete fie unter meinen Armen den Kopf ein wenig empor. fah mit einem ernfien. aufdämmernden Blick mir ins Geficht. mit einem andern an fich hinunter. fchien fich zu befinnen und fich zu fchämen.
„Nichtl Nicht! . . . Bitte! Bitte! . . . Nicht!“
Nur als ein Hauch. als ein Seufzer glitt es von ihren Lippen. Mit dem rechten Arm hatte fie ihr Geficht verde>t. Mit dem linken fuchte fie mich fchwach von fich abzuwehren. So lag fie. ein Bild hilflofer Ergebenheit. während mein Blut fich immer heißer entzündete und es mir vor den Augen wirbelte.
..Gretchenl“ fiammelte ich wie von Sinnen und umfing fie von neuem. ..Mein füßes. einziges Gretchenl Wenn .ich dich verloren hätte! Mein Gott! Wie kam das nur? Wenn du ertrunken wärft und ich wäre fchuld gewefen! Ich Unmenfch ich! Dich vor meinen Augen ertrinken zu fehen-l Ach du . ... du . . . du unvergleichliches Menfchenbild!"
Ich hatte mich über fie geworfen und firich mit der Hand liebkofend über ihre Augenlider. die fich wieder gefchloffen hatten.
..Nicht fterben!“ fchrie ich ganz außer mir und ohne mehr recht zu wiffen. was ich tat. ..Nicht fierbenl Oder wir beide zufammenl“
..Zum Sterben ift noch ein.- Weilchen Zeit. junger Herr!“ hörte ich auf einmal eine tiefe gleichmiitige Stimme dicht neben mir klingen. die mir bekannt fchien. Ich raffte meinen Kopf auf. der fich in den feuchten kühlen Bufen des unter mir liegenden Mädchens gewühlt hatte. und er-

_-._Ã¤_._
_ _-_ 4. ‒-- . . ---_- -
.----.--'*.- _
Leone Biï¬olfi:
Garibatdi - Monument in San Remo
(Tert von Lothar Vrieger-Waffervogel)

‘

. I Yin

l "p ..'x" "K

1. 1| llul > 1‘ 'C

I!“ [..ll-'*- i t-»

'3‘

HEP“- -,4- ..3

l k! 4 Q ' "

bliäte Eli den Alten mit feinen braunen verwetterten Zügen gleich alter zerfurchter Eichenrinde. dem Sammetkäppchen auf dem eisgrauen Schopf und dem Tonnenbauch.
Ich war fo verdußt von feinem urplötzlich-:n Erfcheinen. daß ich kein Wort herausbringen konnte. ihn nur mit offenem Munde. immer noch auf den Knien liegend. anfiarrte.
Der Alte fchien es zu bemerken und fich fäfmunzelnd an meiner Be-ftürzung zu weiden.
..Es ift nichts Befonderes dabei." ni>te er endlich und paffte da-zwifchen. ..Wir haben fchon fo manches Menfchenkind aus dem Nymphen-weiher gezogen. Die da unten im Moorwaffer haufen. die bangen fich nämlich von Zeit zu Zeit nach etwas wie Menfchenwärme und Fleifch und Bein. Da heißt es hübfch auf dem Pof'ten fein. junger Herr! Sonft geben fie einen nicht wieder heraus."
Er fchwieg nachdenklich. ftrich fich das borftige verrunzelte Kinn und blies verfchwebende Dampfwolken vor fich her. wie von fernen Erinne-rungen umwittert.
„Die fchöne Dame.“ fuhr er fort. ..die oben in Ihrer Schlaffiube hängt. die hat auch einmal fo in dem Waffer gelegen. und Eli der Alte hat fie auf feinen Armen ins Schlößchen getragen. 's ift fchon ein Weil-chen her. junger Herr! Das zierliche Köpfchen da und Ihr Köpfchen auch. junger Herr. die haben beide noch tief unter der Erde gefchlafen. Aber was ein alter Gärtnersmann ifi. wenn fein Schädel auch noch fo vertrackt auf den Schultern fißt. weiß fich an folrhe Gefchichten noch gut zu erinnern. Und jetzt. denke ich. wollen wir das arme kranke Kind zu ihrer fchönen Frau Mutter bringen."
Damit beugte er fich breitbeinig in die Kniee. ohne daß ihm fein vorfpringender Doppelbauch im geringften im Wege war. und hob forg-fam und zärtlich. als gälte es. ein zartes Pflänzchen mitfamt feinem Wur-zelwerk aus dem Erdboden herauszunehmen. das immer noch-entrückte Mädchen in feine ftarken Gärtnersarme und trug es durch den Kaftanien-dom. über den Dianahügel und durch den Efeugang dem fe'rngn Haufe entgegen, Ich aber trottete wortlos und jämmerliä). wie ein ganz -zu'fam-mengebrochener Leidtragender hinter dem Totengräber. meinem rüf'tig voranfchreitenden Wurzelmännchen mit feiner füßen quellenden Bürde nach. und merkte jetzt erft. daß auch ich. gleich einem foeben ans Land ge-fiiegenen Seehund. von Kopf bis zu Fuße von Feuchtigkeit troff.
War es unfere gute und junge Natur. war es das Klima von Mon-

repos - trotz Schreck. Erregung und Näffe hatten wir beide. Scholaftika und ich. nichts als einen kleinen unfchuldigen Schnupfen davongetragen. der fchnell verging, Auch Frau Amalias drohende Strafpredigt. der ich in Demut und Zerknirfchung entgegengefehen hatte. war recht milde und glimpflich ausgefallen.
„Eigentlich follte ich euch törichten Kindern gründlich den Kopf wafthen.“ fagte fie. als Scholaftika glücklich ins Bett gepackt war und ich. mit einem dicken Hauskaftan angetan. vor einem heißen Weinpunfch ihr gegenüber faß. ..aber was könnte ich Ihnen fagen. was Sie fich nicht auch fchon gefagt hätten! Die Vorwürfe. die wir uns felbft über irgend eine Unklugheit im Leben machen. gehen ja doch tiefer und wirken länger nach. als die fchärfften Worte. die wir von anderen zu hören bekommen. Selbfterziehung. das ift der befte Erfolg der Dummheiten. die wir begehen. Tadel von Fremden reizt höchftens zum Widerfpruch und zur Befchönigung der eigenen Fehler. Für diesmal hat das Schi>fal nur ein bißchen mit euch gefpielt. oder ihr mit ihm. Ein andermal könnten Sie härter angepackt werden! Alfo nehmen Sie fich eine Lehre daran. Bernardo. und fpringen Sie niemals in Kähnen herum. aua, wenn Ihnen die fchönfte Rokokodame gegenüberfilztl“
Sie hatte die letzten Worte lachenden Mundes gefprochen und drohte mir mit dem Finger.
..Man darf keine Trauben im Juni pflü>en und foll keine Sprünge machen. ehe man nicht feften Boden unter den Füßen hat] Drum Haltung. mein Freund! Und Selbftbeherrfchungl Und warten können! Verfprechen Sie mir das?“
Sie hatte mir ihre weiche. leife vibrierende Hand hinübergereicht. Ich fchlug dankbar und reuig ein. löffelte eifrig meinen Punfch zu Ende. und die Sache war abgetan.
Und doch fchien es. als fei es feit diefem Tage anders geworden in Monrepos. Etwas Fremdes hatte fich eingefchlichen zwifäjen Scholafiika und mich. Voreilig und unerfahren. wie ich war. hatte ich mir ausgemalt. wie das wäfferige Abenteuer mit feiner überftandenen Gefahr und dem enggefäjmiegten Beieinander unter den Apfelbäumen nun in der Seele des Mädchens weiterwirken und es mir. feinem Lebensretter. der es allerdings auch hineingeworfen hatte. ganz zu eigen machen müffe. Aber das Gegenteil gefchah. Noch fühlte ich die brennenden Küffe. mit denen ich meine Leidenfchaft über fie ausgefirömt hatte. und fpürte das weiche Rund ihrer gelöften Glieder in meinen umfangenden Armen und

in den taftenden Händen. Und nun fchien niäfts von dem allen in ihrer Erinnerung geblieben. oder wenn ihs mir recht überlegte. fo war es vielleicht gerade diefe Erinnerung. die fie befchämte und verwirrte und durch den Drang. dariiber hinwegzukommen. fie fremd und kühl gegen mich machte. Die Unbefangenheit des Zufammenfeins war von uns genommen. und zum erftenmal im Leben dämmerte mir eine Ahnung. was es wohl mit dem Baum der Erkenntnis auf fich habe und wie dem geweckten Begehren des Mannes die erwachte Scham des Weibes als ein Widerftrebendes und fchier Unbefiegliches entgegentrete.

So wurde ich unruhig. gereizt und kopfhängerifch und entfernte das unficher gewordene Mädchen dadurch nur weiter von mir. Nur einmal. am Tage nach dem Begebnis. hatte ich zaghaft darauf angefpielt und fie gefragt. was denn geftern im Waffer fo plötzlich über fie gekommen. da iäz fie doch als eine gute Schwimmerin gleich ihren beiden Schweftern und gleich der Mutter kannte. Vielleicht der Schreck oder eine kleine Schwäche oder irgend etwas fonft. fie wiffe felbft nicht. was. hatte fie kurz zur Antwort gegeben und fich über ein Levkoienbeet gebeugt. das gerade am Wege ftand. Alfo hatte fie der Erinnerung ausweichen wollen. und ich hatte mir auf die Lippen gebiffen und mich in die Büfche gefchlagen.

Was war es denn. was mich noch in Monrepos hielt. fragte ich mich ärgerlich und verdrießlich. und öfter und öfter begannen meine Gedanken und Wünfche über die weiße Parkmauer hinauszufliegen. wie Gretchen es an jenem unvergeßlichen Nachmittag genannt hatte. Ach! Aus dem zärtlich hingegebenen Gretchen. wie ich es in der Erinnerung fah. war eine kühle und abweifende Scholafiika geworden. und Käthchens Worte unter den Refedafeffeln fielen mir ein: Gretchen ift hausbackenl Gretchen denkt an niemand als an fich felbftl Mit einer Art von felbfiquälerifchem Vergnügen wiederholte ich mir: Gretchen ift hausbackenl Gretchen denkt nur an fich felbfil Und empfand es als Wonne. die Worte hart und gewichtig wie Felsblöcke auf das Grab zu wälzen. in dem ich meine früh verfiorbene Liebe zu ihr beigefeßt hatte. Da ruhte fie nun bis zum jüngften Tag. Jch aber wollte dem kindifchen Schmerz. der beim Anblick des frifchen Grabes doch fiets neu und fchluehzend in mir auffikieg. als fiarker Uberwinder die Kehle zudrücken und wollte als ein Held von taufend ungeborenen Taten. deren Kunde aus der Welt da draußen über die Mauer des Frühlingsgartens bis zu Scholafiikas Ohren dringen follte. fie noch dereinft falzige Tränen weinen laffen. daß fie einen folchen Helden

hätte den ihren nennen können und ihn durch eigene Schuld verloren
hatte. Wie wollte ich den Triumph auskoften. wenn ich. angetan mit der
Siegeskrone des Lebens. vor die Parkpforte von Monrepos geritten käme
und Eli der Alte machte mir auf und Scholaftika ftünde da. reuig und
gebrochen. und reichte mir gefenkten Kopfes die Hand aufs Roß und ich
drü>te fie mild und herablaffend in der meinen. Und vielleiäft - viel-
leicht würde dann aus der hartgeftraften Scholaftika doch noch das einftige
(lebende Gretchen und fie ftürzte mir an die Bruf't . . . Aber nein! Keine
Vereinigung! Kein dauerndes Glück! Das hatte fie fich verfcherzt für
immer! Ein Kuß! Ein letzter Gruß! Mein Noß fcharrte den Sand
und wir fchieden in Freundfchaft und Refignation.

Mir fchwindelte vor der Weite der Perfpektive wie vor der unend-
lichen Vielheit meiner Gefühle. und fiolz erhobenen Hauptes - um fo
ftolzer. je näher ich Scholaftika irgendwo wußte - wandelte ich zwifchen
Salatbeeten und Bohnenftangen und fpann den Faden meines Leidens
zu einem vielverfchlungenen. taufendfiiltigen Gewebe. das es an Buntfar-
bigkeit getroft mit den üppig überblijhten Parkwiefen von Monrepos auf-
nehmen konnte.

In diefen Tagen grüblerifcher Selbfianklage. grollenden Unmuts.
fchneidenden Schmerzes. fchweifenden Lebensdranges und einer dunkeln
quälerifchen Ahnung. als fei meinem Bleiben in Montepos ein nahes
Ende gefest. in diefen umwölkten Tagen von wilder Zertiffenheit. die
mir Erinnerung mit Rofenglanz und Morgenfchöne jibergießt. gab einzig
Frau Amalias warme finnenfreudige Nähe mir Troft und Linderung in
meinem Jugendfieber. Es war. als wüchfe mir ihre reife und frauliche
Sympathie in dem gleichen Maße entgegen. wie fich das Gefühl des Mad-
chens von mir entfernte. und als follte ich dem Verlufi der Tochter erft
den vollen Gewinn der Mutter verdanken. Und doch hatte fie. deffen er-
innerte ich mich wohl. das erfie Keimen und Werden unferer Neigung.
all die hundert kleinen Anzeichen beginnender Annäherung. wachfender
Anziehung. die fich ihrem fcharfen Frauenauge unmöglich verbergen konn-
ten. freundliäf gehegt. verftehend belächelt. fchweigend zugedeckt. ohne
eine Wallung kleinlicher Eiferfucht zu zeigen. wie es Frauen geringerer
Art natürlich gewefen wäre. da ihr Herz doch fchon bei der erften Be-
gegnung für mich gefprochen hatte. Aber vielleicht - fo fagte ich mir -
hatte fie diefes ganze übertriebene und doch fo füße. immer gleich unver-
nünftige Kinderfpiel von allem Anfang an in feinem Verlauf überbliFt
und fein natürliches Ende vorausgefehen. denn ihrem Scharfblick in allen

Herzensdingen traute ich das Unmögliche zu und hätte mich nicht gewun-
dert. die leifeften Regungen meiner Seele. die mir felbft ganz unbewußt.
von ihr gedeutet zu fehen. als feien es die Linien meiner 'Hand und fie eine
Wahrfagerin. die daraus mein Schickfal zu lefen verfiünde,
Öfter als früher begegnete ich ihr auf meinen einfamen Streifereien
durch ferne. vordem noch kaum gekannte Partieen des Parks. Dann
gingen wir neben einander her und verfpannen uns in immer neuen.
wechfelnd hin- und herfpringenden Gefprächen über taufend Dinge des
Lebens und der Welt. fowie des eigenen Ichs. Obwohl fie Kindheit und
Jugend -- ihre Wiege hatte in meiner Oberftube unter den Refedafefieln
geftanden -. Mädchenjahre und Ehezeit und nun auch ihr frühes Wit-
wentum in der Gartenftille von Monrepos verbracht und die Welt außer-
halb der Parkmauer nur felten zu Geficht bekommen hatte. war es ihr
doch wie durch eine angeborene Sehergabe verliehen. alles Menfchentum
mitfühlend zu begreifen und die verfchlungenfien Pfade fremden Dafeins
verfiehend nachzuwandeln.
„Sie werden ein fchweres und kämpferifches Leben zu führen haben.
Bernardo!" fagte fie auf einem folchen Spaziergang zu mir - einem
der letzten. deren ich mich entfinne - als ich ihr wieder einmal alles
Brodeln. Gären und Uberfcha'umen meines Herzens ausgefchüttet hatte,
„Denn Sie werden nicht nur mit der Welt ringen müffen. was ja keinem
da draußen erfpart bleibt, Sie werden noch mehr unter fich felbft und
unter der Vielheit Ihres Wollens. Ihrer Anfprüche und Bedürfniffe zu
leiden haben. Zerfplitterung der Kräfte. das ift die größte Gefahr. die
Sie bedroht. Sie werden fich felbft überfliegen wollen! Dabei über-
fchlägt man fich allzu leicht. Hüten Sie fich vor dem Überfchlagen. mein
Freund!"
„Aber was ift der wert. der nie über fich felbft hinaus will!" rief
ich aufgeregt und durchfägte mit dem Arm die Luft nach alter Weife. ..Ich
behaupte. der Menfch kann alles. was er will. er muß es nur auch mit
Leidenfchaft wollen! Und nur. wer von vornherein mehr will. als er
vielleicht kann. der wird am Ende überhaupt etwas können! Anf die
Leidenfchaft des_Wollens allein kommt es an!"
Frau Amalia wehrte lächelnd ab.
„O jugendlicher Braufekopf! Auf die Sicherheit des Könnens
kommt es an, Wer die kleinfte Tat vollbringt. fieht größer da. als wer
das .ßöchfie will und nicht kann."
..Niemalsl Niemals!" fchrie ich mit einer Stimme. die fich felbft

Ix-P-a4e5. ..xx-...px-“No-o *o -Ü- -
..i-
"kk
i
t
überfchiug. ..Was bedeutet vor dem Auge des Weitgeiftes irgend fo ein kleiner Könner. irgend fo Einer. der Mafche für Mafche abzählt und Schritt für Schritt geht. gegen den Menfchen. der nach den Sternen gegriffen hat und vielleicht dabei in den Abgrund fiürzt! Nein! Taufendmal nein! Leidenfchaft ift alles in diefer Welt! Und felt wann tritt Frau Amalia von Mitnacht gegen die Leidenfchaft auf?"

Ich hatte die letzten Worte wie aus einer Schleuder gegen meine graziöfe Begleiterin gefchnellt und wartete nun fiegesbewußt. mit blitzenden Augen und vorgefiemmtem Bein. auf den glorreichen Moment des Einfchlagens.

Frau Amalia war fiehen geblieben und hatte ein verfchieiertes Lächeln auf den feinen wunderfam jugendreinen Zügen.

..Leidenfchaft ift fchön und mir nicht fremd.“ klang es von ihren Lippen. ..Und auch nach den Sternen greifen ift fchön. wenn auch mehr Männer- als Frauenart. Aber wie nennen wir den. der nach vier Sternen gleichzeitig greift. mein Freund? Und glauben Sie. wer nach vier Sternen greift. wird fich auch nur einen einzigen vom Himmel holen?"

..Vier Sterne zugleich?!" wiederholte ich kopffchüttelnd und unfchuldig. ohne den Spott zu merken. der in ihren Worten lag.

..Wer tut denn das?“ _wollte ich hinzufeßen. als mir plößlich Apollonia. Scholaftika und Euphrofyne. das Dreigeftirn. einfielen und als vierter der Stern. der. im Augenbli> fie alle überftrahlend. an meinem Himmel ftand: Frau Amalia feibfi.

Ich wurde dunkelrot und fühlte den Boden unter meinen Füßen weichen.

„Nein. kein anderer Stern!" ftammelte ich und giitt halb an ihrem duftigen Kleid nieder, ..Kein anderer Stern! Nur Sie. Frau Amalia! Nur Sie allein!"

Ich heftete meine brennenden Lippen auf das weich-e kühle Fieifch ihrer iäffig herunterhängenden Hände und drückte Stirn und Haar tief in das fchmeiäfelnde Seidengefpinfi ihres Kleides. unter dem ich ihr fchön geformtes Knie deutlich fich abzeichnen fühlte.

Sie ließ es ruhig gefchehen. beugte fich leicht zu mir herab. fo daß auch das Heben und Senken ihres atmenden Bufens mir nah und näher kam und mich wonnevoll durchrann.

So verharrten wir ein Weilchen fchweigend. auskoftend. dem Augenblick ergeben. Dann erhob im mich aus meiner halb kauernden Stellung.

wiihrend fie meinen Kopf in ihre Hände nahm und ihn wie ein Kind an ihre Bruft bettete.
..Werden Sie des Sterns gedenken. der über Ihrem Leben ftand. ehe Sie von Monrepos gingen?" fragte fie mit einer leifen. verklingenden Melodie in der Stimme.
..Immerl Immer! Immer!“ fchluchzte ich aus tieffter Seele. Aber dann mit einem Ru> mich aufraffend:
„Ift es denn wirklich fo weit? Sie fprechen. als fei der Tag fihon da. wo ich fort muß von Monrepos.“
Sie frreckte den Arm aus und deutete auf die hohen Kronen der runzligen Eichen. die in malerifchen Gruppen auf dem fanft geneigten Wiefenplan ftanden.
„Wo ift das helle Frühlingsgrün der Eichenwipfel. mein Freund? Die Bäume ftehen dunkel und ernft und mahnen zum Säfeiden. Der Hochfommer ift vor der Tür. und Ihre Stunde ift nah. Bernardo."
Sie feufzte leife und fchwieg. Ein fremdes wie zeitlofes Raufihen ging durch die dunklen Kronen. und meine Seele war traurig bis zum Grund.
Einige Tage zogen in Wangen und Schweben vorbei. und Johannistag kam. Am Morgen diefes Tages. deffen ich immer gedenken werde. fah ich Frau Amalia beim Baden im Nymphenweiher. Ich war ihr und ihren Töchtern wohl fo manches Mal hier im Weiher begegnet. aber war es Zufall oder Abficht. noch nie war mir ihr voller Anblick zuteil geworden. Stets hatte es fich gefügt. daß fie. in einen weiten Mantel gehiillt. aus dem Waffer fehlüpfte. wenn ich kam. oder im Waffer blieb. bis ich ging. Vielleicht hatten auch die Reize der Töchter meine Augen von der fchönen Mutter abgelenkt und mia) undankbar dafür gemacht. In diefen Tagen nun fchien es. als habe Scholaftikas fichtliche Entfremdung von mir fie langfam auch von der Mutter entfernt. ja als teilten in einem unausgefprochenen Einverfiändnis die beiden anderen Schweftern das Gefühl der dritten gegen ihre Mutter wie gegen mich und gingen gemeinfam ihre abgefonderten Wege. uns beide hinwiederum den unfern überlaffend,
So mochte es kommen. daß ich am tauigen Morgen diefes Johannistages Frau Amalia zum erfien Male allein und unverhüllt am Nymphenweiher traf. Ich hatte gerade hinter den Büfchen meine Kleider abgeworfen und wollte nichtsahnend ins Waffer fchnellen. als ich fie plötzlich in ihren weißen Mantel gefchmiegt unter den Apfelbäumen in kurzer Ent-

-W- * F -.-- ..W-*M- 71..“
* e.
"1.-"-
1.- ..„,.-.*-> "4.-, -. ,*F-
' 7*" 7???? .
.,r.. ,. i..
„m, 3-,-.- i.
fcrnung mir fchräg gegeniiber auftauchen und ruhig zum nahen Uferrand hinabfchreiten fah.

Ob der Mantel nicht endlichz endlich doch einmal fällt? dachte ich mir und hielt in bangem Erwarten den Atem an. Sie aberf als trüge mein Wunfch die Kraft fofortiger Erfüllung in fich- löfte mit der Linken die Mantelfpange iiber der Bufenwölbung während die Rechte das rötlich kaftanienbraune Haar feiner Haft entband. Der Mantel fank rings an ihr herab- fo daß es ausfahf als fteige ihr weißer Leib auf einem Poftament emporz und im gleichen Augenblick ftrömte die Flut des gelöften Haares ihr über Schultern und Brüfie hinabf meinen Augen einen Teil ihres Raubes wieder entreißend, Aber nicht auf lange! Eine jähe Bewegung des Kopfes nach rückwärts fchleudert die rötlich flimmernde Fülle des Haares über die Schultern auf ihren gebührenden Plath und die meifterhaft modellierteFülle desWuchfes entfchleiert fich mir ganz. Die befreiten Glieder atmen tief auf und dehnen fich in feligem Entzijii-kn dem jungen Morgen entgegenf der fie mit rofigem Hauch übermalt. Die fchlanken Arme breiten fich wie in feffello'fer Luft über den zurückgewcrfenen Kopf. Straff und voll fpannen fich die jugendfrifchen Brijfie über dem zierlich geformten Leibz zwei fchwebende Monde über dem Erdenrnnd. Auf kräftigen ebenmäßigen Beinen fonnt fich im Frührot Eva„ das erfie Weib.

Ich abet-i ein blöderz tatlofer Adamz noch diesfeits des Baumes der Erkenntnisz hielt mich zitternd hinter den Büfchen verfteckt und hörte die Ströme meines Blutes durch die Adern braufenz während meine Augen den Rhythmus ihres nackten Leibes tranken und tranken.

Jetzt ein Vogelruf durch die tiefe Stille. Das nie gefchaute Bild da drüben löft fich aus feinem wachen Traum- die weißen Arme ftrecken fich vor, fpifzen fich zu, Kopf und Oberkörper beugen fich weit hinaus. Ein Sprung! Ein Schlag! Und Eva ift kopfüber in ihrem eigenen Spiegelbild verfunken.

Im nächften Augenblick war ich mit einem Satz tiefer in die Büfche zurücki warf michx fo fchnell ich konntei wieder in meine Kleider und rannte fpornfireichs- wie ein ertappter und verfolgter Verbrecherf immer kreuz nnd quer fpringend- durch die grüne Wildnis» bis ich angefiihts des Schlößchens Ruhe und Atem wiederfand und meine Schritte verlangfamtei um fchließlich unbefnngem als fei niäfts gefchehem an den drei frühfiiickenden Mädchen vorbeif die Treppe und meine Oberf'tube zu gewinnen. Stunden waren vergangen. Im Haufe hcrrfchte ein feltfames

und drückendes Schweigen. während ich immer noch ruhelos durch mein Zimmer wanderte und mühfam gegen die Brandung ankämpfte. die das Erlebnis des Morgens in mir aufgewühlt hatte. Da hörte ich einen fchweren polternden Tritt langfam Stufe fiir Stufe zu mir herauffteigen und iiber die Vordiele wu>ften. Es klopfte. und die Tür öffnete fich. Eli der Alte ftand auf der Schwelle und lüftete das Sammetkäppchen.
..Junger Herr. es ift ein Brief für Sie da."
Obwohl dies nichts Seltenes war und das Hausfaktotum mir fchon manchen Brief heraufgetragen hatte. fo krampfte fich mir doch das Herz vor Bangigkeit zufammen. und ich griff. fchwerer Ahnung voll. nach dem verfiegelten Schreiben. Es kam von meinem Vormund und kündigte mir mit langatmigen Gründen an. daß in, zur Ordnung dringender Familien-angelegenheiten meinen Aufenthalt in Monrepos abbrechen und fo fchnell wie möglich nach Haufe zurückkehren müffe. An eine Rückkehr fei vorder-hand nicht zu denken. weshalb ich am befien täte. alle meine Sachen zu packen und definitiven Abfchied zu nehmen.
Ich ließ die *Hand mit dem Schickfalsbrief finken und murmelte ganz zerknirfcht:
..Alfo fort! Fort! Fort für immer!"
..Ia. ja. junger Herr!" nickte der Alte vor fich hin. ..Es ift Johan-nistag heut'! Wir haben den letzten Spargel geftochen und die Kirfchen find rot und prall. Machen Sie fich fertig. junger Herr! Ihre Zeit ifi um!" . .
Iohannisabend war da. Ich llatte meinen leichten Kram zufammen-gepackt. Koffer und Tafche ftanden reifefertig im Flur. Noch ein letztes Beieinanderfein follte mich mit den Damen des Haufes vereinigen. Ein kurzer fröhlicher Abfchied follte gefeiert werden. fo war es Frau Amalias Wunfch, Dann in der nächften Morgenfrühe. wenn alles noch fchlief. wollte ich weg.
Ein lauer lichter Sommerabend träumte über Wiefe und Hain. über Garten und Haus. Wir faßen: zu ebener Erde unter dem Verandafäulen-bau rings um den runden Familientifch. Die Windlichter brannten ruhig und gleichmäßig. In den Gläfern blinkte die Erdbeerbowle. Aber wie leicht und flüffig der Wein auch perlte. über uns allen lag die Dumpf-heit der Stunde und machte uns einfilbig. wortkarg. verfonnen. Ein jedes fchien feinen eigenen einfamen Gedanken nachzuhängen. Die un-fichtbaren Drähte. die uns fonft verbunden hatten. fchienen zerfchnitten. zerriffen. Wie einzelne fchwere Regentropfen in laftender Gewitter-

,ÖJZÖV .JFK-?ZWN- »jk ..7“
' ' *3 ., i :4
z q „.S* *'.WW-Gaöc-MWl 3-..-
7.,
- 7". -4-
* - Tri; *dk* .
_-..KW
fchwüler fo fielen die Wortez hörten aufz tropften von neuem. Aber fiatt Erleichterung zu bringenz ließen fie die Atmofphärer die uns umgab- nur um fo drückender erfcheinen.

Eine Krifiallfchale mit dunkelroten heiß duftenden Rofen- ftand auf dem Tifch. Aus der nächtlichen Dämmerung des Gartens fandte der blühende Holunder feinen fiarken würzigen Atem. Lindendüfte mifehten fich drein. Ein jedes der Mädchen hatte fich mit Blumen gefchmüät. Apollonia trug roten Mohn in dem blaufchwarzen Haarx Scholafiika einen Strauß von weißen Rofen im Gürtel ihres mattlila Kleides. Euphro- fyne hatte einen bunten Feldblnmenkranz auf das wirre Haar gedrückt. Frau Amalia felbft- mit dem weißen fließenden Gewand und den bluten- den Feuernelken auf der fanft atmenden Bruft- war in reifer fommerlicher Schöne anzufehen, Meine Augen fireiften zu ihr hinüberz hingen fich an den Wurf der Falten ihres Kleides und zogen darunter den ach! fo nnvergeßlichen Linienfluß ihrer Glieder nach. Wenn Bli>e fprechen- ftammelnx jubeln- liebkofen- bis zur letzten Hülle entkleiden und befin- nungslos taumelnd umfangen konntenz fo taten meine Blicke dies alles jetzt und fiürmten über die Regenbogenbrücke der Phantafie in Frau Amalias entrückten Liebesgarten. Mir war- als fei ich an diefem einen Tage zwifchen Morgen und Abend um Jahre gereift und als müffe ich mit zufammengebiffenen Zähnen durch die gefammelte Kraft meines Willens mir zurückerzwingenz was ich des Morgens am Weiher faft fchon in Atemsnähe gehabt und als ein blöder Tor mir hatte entfchlüpfen laffen, Wie ein heißer brodelnder Sprudel flieg es aus mächtiger Tiefe in mir auf und wollte mir fait die Bruft zerfprengen. Ich mußte mir Luft machen- mußte mich aufbüumen gegen das Unausfprechlichez das uns allen die Zunge band- mußte irgend etwas hinausfchreien in die zwingende Stille„ und wenn es das Unpafiendfie und Ungereimtefte von der Welt war.

„Hier geht es ja wie bei einem Leichenbegängnis zu!“ rief ich und fah mich herausfordernd um.

„Vielleicht i| es auch fm" meinte Apollonia mit ihrer tiefen klagen- den Altftimme. „Vielleicht wird auch jemand begraben!“

„Meine Jugend wird begraben!“ rief ich mit einer großen Gebärde und fühlte mich in diefem Augenblick fo jahrhundertalt, daß mir ob meiner eigenen Tragik das helle Waffer aus den Augen rann.

„Meine Jugend wird begraben!" wiederholte img während mich ein

kalter Schauer überlief. und ftürzte ein großes Glas Erdbeerbowle hinunter.

Frau Amalia. die mir gerade gegenüber in ihrem rofa Seidenfefiel lehnte. hatte ein fchalkhaft mokantes Lächeln um die Mundwinkel.

,.Unfer törichter Freund ift jung wie Adam im Paradies und bildet fich ein. feine Jugend zu begraben! Was foll dann eine alte Dame wie unfereins fagen?!"

Ihre Worte fchienen nur fo leicht hingeworfen und klangen mir doch merkwürdig anfpielungsreich und bedeutungsvoll. Die Szene von heute früh trat mir mit Blißesfchnelle wieder vor die Seele. Ich errötete zu meinem Ärger bis hinter die Ohren und feßte. um es zu verbergen. das Bowlenglas an den Mund,

..Ach Sie. Frau Amalia. Sie!" rief ich hinter meinem Glafe und fuhr mir mit der Hand duräfs Haar. ..Sie find ja die Jugend felbft! Wie können Sie jemals altern?!"

„Wiffen Sie das fo genau. mein Freund?"

Unter ihren Augenwimpern hatte es heiß und verräterifch aufgeleuchtet. In dem Strahl. der mich traf. war etwas. was mir die Sinne benebelte. Oder war es der Wein. der feine Wirkung tat?!

..Ia. iäf weiß es!“ beteuerte ich aus tiefftem Grund. ..Ich weiß es. fo wahr heute morgen die Sonne fchien und die Vögel fangen!“

Meine Augen flammten triumphierend zu ihr hinüber und getroffen die Wonne. fie nun ihrerfeits an Stirn und Wangen. wenn auch nur mit einem leifen Hauch. erröten zu fehen.

Sie warf mir abermals einen fchnellen. fragenden. gleichfam kundfchaftenden Blick zu und fächelte fich dabei die heißen Wangen mit dem Spißentafchentueh. Ich antwortete mit Blicken. die wie Reiterfcharen gegen fie anftürmten und wie fchmetternde Fanfaren dahergingen. Sie fchien alles zu erraten. fenkte anmutig hilflos den Kopf und zog fich in ihren Seffel wie in eine uneinnehmbare Feftung zurück.

,.Ach. was wollen wir von. fo traurigen Dingen wie Alter und Tod reden!‟ fragte fie nach einem Augenblick mit einer nachläffigen Gefie. ..Das Einzige. was wir heute vielleicht begraben. das ift der Frühling! Und der kehrt ja wieder!"

..Aber ich kehre nie wieder!" fagte ich mit einem troßigen Auf|ampfen des Fußes. ..Was nüßt es mir. daß andere den Frühling hier fehen werden! Was nützt es dem. der fierben foll. zu wifien. daß andere noch n ach ihm leben werden! Das macht das Sterben und Abfchied-

nehmen nicht leichter! Die Welt und der Frühling und diefer Garten. das ifc alles nur einmal für den. der es gerade hat!“
..Die Welt und der Frühling und diefer Garten find im m e r für den. der fie einmal hatte!" fagte Apollonia und zog die fchwarzen Brauen auf der fchön gebildeten klafiifchen Stirn zufammen.
..Reini Nein! Nein!" wehrte ich heftig ab und fchlug mit der Hand auf den Tifch. daß die Gläfer klirrten. ..Was vordem war und was nachher kommt. das ift alles Rauch und eitel Dunfi! Nur diefer Augenblick ift unfer! Alles andere ift keinen Grofchen wert! Alfo trinken wir auf den Augenblick. der unfer ift! Auf diefen letzten im Frühlingsgarten von Monrepos!"
Ich wollte mein neu gefülltes Glas erheben. aber Euphrofyne. die bisher gefchwiegen hatte. nur durch das hin- und herhufäfende Lächeln auf den nervöfen Zügen ihre Anteilnahme verraten hatte. packte mit einem Griff meinen Arm,
,.Halt! Halt! Sagen Sie mir nichts gegen das. was kommt! Sonft könnten Sie fin) die Rache von Atropos auf den Hals ziehen. Und Sie wiffen. wer die zum Feinde hat . .
Sie hielt wie drohend inne und blitzte mich mit ihren Meeresaugen an. Ich aber fah wehmutsvoll den fonnenfchönen Frühlingsvormittag. wo fie mich mit dem Fluch der komifchen Mufe bedacht und das Sandfaß auf mein- Verfegekritzel geftülpt hatte.
Plötzlich. wie Erinnerung fo ihre Flügel breitete. fiel mein Blick auf die immer noch |umm dafilzende Scholaftika. Ein tiefer nagender brennender Schmerz ftieg in mir auf. daß dies zauberhafte Menfchenbild mit dem Märchenfchein um die Stirne einmal mir gehört hatte und mir nun für immer verloren fein follte. Durch eigne Schuld! Durch meine eigne Schuld! Ein unendliches Mitleid mit dem verlaffenen Mädchen und mit mir felbft. der es verließ. erfüllte mich ganz. Aber was mir über die Lippen trat. war ein fremder feindlicher Ton. aus Trotz und Erbitterung gcmifcht.
..Und was fagt Fräulein Scholafiika zu dem allen?!"
..Scholaftika träumt und fnjweigt.“ antwortete Euphrofyne ftatt der 'Llngeredeten und lachte fchnippifch auf.
„Und wovon träumt Fräulein Scholaftika“. fragte ich mechanifch weiter. halb zu diefer. halb zu Euphrofyne gewendet.
..Vielleicht von unferer Urahne. die's beffer hatte als ein armes verratenes Erdenkind von heute!"

Wieder hatte Euphrofyne für Scholaftika geantwortet und ihr an-
zügliches Lachen dazu angefiimmt.
Ich fah. wie die großen dunklen Augen des fchweigenden Mädchens
fich mit Tränen füllten. All das himmelfchreiende Unrecht. das ich ihr
angetan. trat vor mich hin und klagte mich an. Ich hätte ihr zu Füßen
fallen und fie um Verzeihung bitten mögen. Aber da begegnete ich dem
lächelnden. wiffenden Blick Frau Amalias. und fofort trieb ein boshafter
Dämon. über den ich keine Gewalt hatte. mich an. nun erfi recht mich in
Pofitur zu werfen und vor mir felbft und noch mehr vor den Frauen
Komödie zu fpielen.
..Wir find alle arme verratene Erdenkinder!" rief ich mit einer
wegwerfenden Gebärde. ..Der eine verrät. und der andere wird verraten.
und dann verrät wieder der andere den einen! Es ift immer das alte
Spiel! Geben Sie mir die Hand. Fräulein Gretchen. und trinken Sie
mit mir auf das Gedächtnis Lifelottes von Merenberg und ihres Kur-
fürften mit dem Deppelkinn. der ihr zuguterleßt den Kopf abfchlagen ließ."
Ich wollte mit Scholaftika über Euphrofyne weg. die neben mir faß.
anfioßen. aber Frau Amalia fiel mir verwundert in die Rede.
..Was ift das für eine blutige Gefchichte vom Kopfabfchlagen?"
..Ja. ift es denn nicht wahr. daß das Fräulein von Merenberg zuletzt
aufs Schafott gemußt hat?" fragte ich ganz verdußt und wandte mich
geärgert zu Euphrofyne. in deren Geficht es fpitzbübifch verwegen wetter-
leuchtete.
..Frefien Sie mich nur nicht. Prinz Gockelhahn!" fagte fie lachend.
..Ich habe Sie ein bißchen grufelig maafen wollen!"
..Alfo. es ift nicht wahr?! Sie haben mich angelogen?"
..Ich habe Sie angelogen! Gewiß. mein Prinz! Aber wäre es
nicht viel fchöner. wenn es wahr wäre und unfere pikante Urgroßmutter
hätte wirklich auf dem Schafott geendet fiatt in ihrem feidenen Himmel-
bett?!"
Jch wandte mich gereizt von ihr ab und grollte vor mich hin.
..übrigens hat es mit dem Klecks feine Richtigkeit!" fuhr fie fort.
..Nur bezieht er fich nicht auf Lifelotte von Merenberg. fondern auf ihre
Vorgängerin. die hat der verrückte Kurfürft hinrichten laffen. als er unfere
Urgroßmama nahm. Alfo Blut iii auf alle Fälle im Spiel!"
Ich fah fie ungläubig an und dann fragend zu Frau Amalia hin-
über. Aber die hatte wieder ihr fchalkhaftes verfchleiertes Lächeln. und

es war nicht zu erkunden. ob man mich mit dem Klecks zum beften hatte oder nicht.
..Ich werde nächfiens überhaupt nichts mehr glauben!" murrte ich und fchüttete zur Tröftung ein neues Glas der immer beffer fchmeckenden Bowle in mich hinein. *
..Bravo!" lachte Fräulein Euphrofyne und klatfchte in die Hände,
..Nehmen Sie fich das als Lehre ins Leben mit! Wir werden es in Monrepos ebenfo machen und auäf keinem Menfchen Glauben fchenken! Ich werde es jedenfalls anders halten. als Klotho und Lachefis! Ich werde über niemand weinen. mein Prinz! Ich will. daß andere über mich weinen follen!"
Unfer alter feifter Gartenmaulwurf fchnauftie heran und flüfterte Frau Amalia ins Ohr. Sie nickte mit dem Kopf. erhob fich und folgte ihm ins Haus,
Sonderbar. wie mir die Sinne zu wirbeln begannen! Mir war. als trage der Alte einen fcharlachroten Mantel um die flämmigen Schultern. und aus der Gartenfenfe. vor der ich Blumen und Gräfer in Schwaden hatte hinfinken fehen. fchien mir ein Nichtfchwert geworden! Und war das noch Frau Amalia von Mitnacht. die da fchwebenden Schrittes hinter ihm ging? War es nicht vielmehr das Fräulein von Merenberg. wie ich es von dem Porträt über meiner Lagerflatt fo gut in Erinnerung hatte? So manchesmal hatte ich finnend davor geftanden. wenn es draußen in den Kaftanien und Ulmen raufchte. und hatte mich in die lächelnden Augen. die mich zu beobachten. zu verfolgen fchienen. in die verlangenden Lippen. in den halb entblößten gefälligen Bufen verfenkt. als vermöchte mein inbrünftiger Wunfch dies alles noch einmal zum Leben zu erwecken. Und nun fah ich mein längft verftorbenes. zu Afche verfallenes Traumliebchen leibhaftig in Fleifch und Blut erftauden. aber nur auf einen einzigen flüchtigen Augenblick. und ehe meine Hände den Augenblick faßten. ihn halten konnten. war fie hinter ihrem voranwatfchelnden Henkersknecht durch die Falltüre des Hochgerichts verfchwunden. um noch einmal ihren zierlichen Hals auf den Block zu legen und das Nichtfchwert durch die Luft faufen zu hören.
Eine urgewaltige und weltengroße Rührung über die graufame Blindheit und Unvernunft des Lebens brandete in mir gleich einer dunkeln See und flieg höher und höher gegen mich an. den einfamen Mann. der am Ufer ftand und diefe ganze fchaurige und unbegreifliche Tragödie über fich kommen fah.

Ich blickte zu Gretchen hinüber. die mit gekreuzten Armen und er-
fiarrten wie toten Augenfternen noch immer der Ferne zu gehören fchien.
Vielleicht ftand auch fie am Ufer einer ebenfo dunkel brandenden See und
durchlebte die gleiche Tragödie wie ia) und wir waren Leidensgenoffen
und konnten uns zum letzten Male die Hände drücken. ehe wir für ewig
auseinandergingen.
..Haben Sie über mich geweint. Gretchen?“ ftammelte ich und
wifchte mir über die feuchten Augen. ..Ia. weinen Sie. Gretäfenl Weinen
Sie nur! Weinen Sie über mich und über fich und über unfer Leben!
Es ifi ja doch alles ein einziger Brei!‟
Ich hörte eine fchrille Lache dicht neben meinen Ohren und erkannte
Euphrofynes fchmetternden Ton. Aber als ich mich zu ihr wandte. um
ihr die Handknöchel zu preffen. daß fie fchreien follte. erblickte ich fiatt
ihrer die ernfte dunkle Apollonia an meiner Seite. und Euphrofyne fchien
irgendwo im Nebel zu verfchwimmen.
Scholafiika hatte fich erhoben und trat auf mich zu. Ich richtete
mich unficher in meinem Seffel empor und reichte ihr die Hand. Einen
kurzen Moment. vor dem Scheiben auf immer. ruhten unfere Blicke inein-
ander. als müffe ein Iedes das Bild des andern für die Ewigkeit felt-
zuhalten fuchen,
..Leben Sie wohl!“
..Leben Sie wohl!"
Uns beiden ftanden die Augen voll Waffer. Sie neigte den Kopf
und ging von dannen. Ich fah die zarte fchlanke Geftalt über den er-
leuäfteten Hausflur verfchwinden.
Es war zu Ende.- Ich warf mich in den Seffel zurück. griff nach
dem Glafe und fühlte dicke Tränen in meine Bowle kullern.
Frau Amalia kam wieder. Eli. der Alte. der feinen Scharlachmantel
und das Richtfchwert abgelegt hatte und wieder als uralt zeitlofes
Hausfaktotum einherging. trug ihr eine verftaubte. weinlaubbekränzte
Flafche und zwei Gläfer auf einem Tablett nach.
Frau Amalia hatte eine heitere Majeftät -auf den lichten Zügen.
während der Alte die Flafche entkorkte und. aus breiten Nüftern fchno-
bernd. die Gläfer vollfchenkte. Ein lieblicher. unendlich zarter und feiner
Blumenduft fchwebte über den Tifch und durch die Veranda hin. ganz
ähnlich dem. den ich in meiner Oberftube. unter den Refedafeffeln. ge-
atmet hatte.

Der Hüblingen-.arten
Ich ner :in wer-..a l2*-a>"liv att-'gxftanl'em Meine feier-r l»oidfel.7-
Freundin e-brk in! ._"ikn'k' zu dem meinen.
„Der Wein iii ..ler e-n *_-abrhundert alt! Meine Ural-nc hat .;.
gti-au- unc g.“ Nr.: 'cart tcinrr aon Mont-(pcs für-:lden der 'Mi'-
:On ihn ,x-.loficc ert! air i [L :ci-.gend und Glück bringen. wir ma;- iag*
So tri. c't-n :cim Zuge-oe uno &iii-*ch mein Freund Berrardo! M*'_.-
'chr Leica :rie dir .i-.Zhliuxgartcn von Meili-erde fein! . . , '.-Jui dat
Sonntagskini !'*
(ir-.."2 ,'*icj'cn urrcre (-(iiiifer zufarireen. Es gab einen ier-*c fiioer- .-
i-"ieckeexklanp Ich iat* nell.. wi.- nicine Freund-(r iib.r dcn ("nc-.1!?
ncg ihr Auge .*-t-dkriund über mich gleiten ließ. ehe fie trank. Lärm :Zuge
begegnet.- rau-.ci-lnd dem ihren und umfing fie von Kopf l*is zu Fuß, Jo';
teste dm Krit* .u dic tipps!! und trank ihn. Aug-r* in Auge. Zug um '3- g
mit ihr leer. Ein Glas zrrf-.liellte auf der Porphprfiiefe neben .ns .1*:
Boden War es das :nc-'net' War es das ihre? Die Wider 'ee-.*- iii-*ne
zctranncn in Tunfi! Meine Sinne fchtranden.
Es war -icf in dcr Name. als ich zu erwachcn glaub-i. _7.11 *1** -t-.
daß ict- in u-.einem breiten ptunkhafteu Kurfürficnbett Lag. Aber i...-t*.*
etwas feinen n-ich ini Bann zu halten, fo laß ici; mich nich: rinnen. t--k-
regen konnte. Nur meine Hände tail-*ten dunkel über die. 'Dem uni
meine Auge-n öffnet-»u fich halt und fiarrtcn um fich. Ein flirt-iger Strack
der feinen Mondeo blinzcite durch den Fenfieriadcn din-iiber zu ver-
fihiofiencn Tür meines 'is-.*hnzinimers. in dcr-cn Schatten ict;- c-c dunklen
Umrific einer Gehalt zr; erblicken glaubte. Ich fircnate meine Augcn ir
rrcit ici! konnte an. nur deutlicher zu fehen. Ich wei-'te meinen ?rec-
förper erhebt-n. aber der Bann drückte mich in, die Kiffen mode.. So
lag ich m't fehenden Augen und gcläiuntc-n Gliedern und iauimte :cx-f
das. was kommen wurde.
Der Mond trat weitergcgcmgcn und iugtc über meinen Bettpfoi-i'
weg. Gleichzeitig löfte fich die Gcüait aus dem Dunkel der Türiüijana
und fit-wette näher zu meinem Lager hin.
..Wer ifi da?" Köhn-e ich wie unter einem fchwmzen Alp.
..Ich i-in's. :nein Freund!"
Die Stimme klang füß und melodifcii, und ich erkannte fie *.1 c-lz'.. :s
war die Stimme des Fräuleins von Merenberg. wie ich fie fo :1.12. "-..k
mal u- meinen Träumen vernominen hatte.
.,Krmmfi du zu niir?‟ fragte ich. und alle Bangigkcit war von :uit
."--“'i“".l.

ZOO
Fritz von Uhde:
Mar Liebermann
(Paftell; Berlin. PrivatbefiÃŸ)
TertvonGeorg Hermann

Ich war ein wenig wackelig aufgeftanden. Meine fchöne holdfelige Freundin erhob ihr Glas zu dem meinen.
„Der Wein ift über ein Jahrhundert alt! Meine Urahne hat ihn gebaut und gekeltert. Es darf keiner von Monrepos Weiden. der nicht von ihm gekofiet hat! Er foll Jugend und Glück bringen- wie man fagt. So trinken Sie fich Jugend und Glück. mein Freund Bernardo! Möge Ihr Leben wie der Frjihlingsgarten von Monrepos fein! . . . Auf das Sonntagskind!"
Wir fließen unfere Gläjer zufammen. Es gab einen hellen filbernen Glockenklang. Ich fah noch. wie meine Freundin über den Glasrand weg ihr Auge liebkofend über mich gleiten ließ. ehe fie trank, Mein Auge begegnete taumelnd dem ihren und umfing fie von Kopf bis zu Fuß. Ich feßte den Kelch an die Lippen und trank ihn. Auge in Auge. Zug um Zug mit ihr leer. Ein Glas zerfchellte auf der Porphyrfliele neben uns am Boden. War es das meine? War es das ihre? Die Bilder des Lebens zerrannen in Dunfi! Meine Sinne fihwanden.
Es war tief in der Nacht- als ich zu erwachen glaubte. Ich fühlte, daß ich in meinem breiten prunkhaften Kurfürftenbett lag. Aber irgend etwas fchien mich im Bann zu halten. fo daß ich mich nicht rühren. noch regen konnte. Nur meine Hände tafieten dunkel über die Decke, und meine Augen öffneten fich halb und ftarrten um fich. Ein fchräger Strahl des fpäten Mondes blinzelte durch den Feni'terladen hinüber zur ver- fihlofienen Tür meines Wohnzimmers. in deren Schatten ich die dunklen Umrifie einer Geftalt zu erblicken glaubte, Iäl firengte meine Augen fo weit im konnte an, um deutlicher zu fehen. Ich wollte meinen Ober- körper erheben. aber der Bann drückte mich in, die Kiffen nieder. So lag ich mit fehenden Augen und gelähmten Gliedern und laufehte auf das„ was kommen wiirde,
Der Mond war weitergegangen und lugte über meinen Bettpfofien weg. Gleichzeitig löfie fich die Gefialt aus dem Dunkel der Türfüllung und fchwebte näher zu meinem Lager hin,
„Wer ift da?" fiöhnte ich wie unter einem fchweren Alp,
„Ich bin's- mein Freund!“
Die Stimme klang füß und melodifch, und ich erkannte fie wohl. Es war die Stimme des Fräuleins von Merenberg, wie ich fie fo manches- mal in meinen Träumen vernommen hatte.
„Kommfl du zu mir?" fragte ich, und alle Bangigkeit war von mir gewiehen.

:fritz aon 'Uhre:
*i391- Jedermann
iP-.ib-'iij Berlin. [i.-
,-7Â»
TertronG-:org Her-.1.11 --

EMPTY
ml xmlns="http://www.w3.org/1999/xhtml" xmlns:dc="http://purl.org/dc/elements/1.1/" xmlns:cc="http://creativecommons.org/ns#" xmlns:foaf="http://xmlns.com/foaf/0.1" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Nord und Süd. 1909:4. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

„Ich komme zu dir." klang es weich und verlangend zurück.
Mich durchfchütterte es. und ich raffte mich mit einem gcwaltfamen Ruck .in die Höhe. Da ftand im Mondlicht. wie von einer Blendlaterne beleuchtet. die wonnevolle Geftalt. die ich heute früh am Weiher gefehen. Der weiße Mantel fchmiegte fich eng und verräterifch um die blühenden Glieder. Die linke Hand neftelte an der goldenen Spange. die das durchfichtige Gewebe über der Bufenwölbung zufammenhielt. Die Rechte. hoch über dem Kopf erhoben. löfte die Haft des Haares. Die rotbraune Flut fank rücklings über die weißen Schultern hinab. und aus dem niedergleitenden Mantel wie aus Erdfalten empor ftieg na>ten fchimmernden Leibes im Mondenlicht Eva. das erfte Weib.
,.Bift du's? Bift du's?" jubelte ich ihr entgegen und richtete mich hoch empor, *
..Ich bin's. mein Freund! Ich bin die Jugend! Ich bin das Glück!"
Ich dehnte meine Arme in einer nie gekannten. unendlichen Luft und all die weiße quellende Weibespracht fank mir mit einem lebten verhauchenden Seufzer an die Bruft.
„Ich bin die Liebe! . . . Ich bin das Glück!"
Kühle. umfangende Arme zogen mich nieder. Seidenweiches. duftiges Haar riefelte um mich und fie. und das Mondlicht deckte uns zu.
Als ich erwachte. leuaftete heller. klarer Frühfchein ins Zimmer.
Eli der Alte ftand an meinem Bett und rüttelte mich an der Schulter.
„Stehen Sie auf. junger Herr! Der Wagen wartet! 's ift an der Zeit!"
Ich rieb mir die Augen und fah zu meiner Seite. Das Lager war leer, Hatte ich gewacht oder geträumt? Ich erfuhr es nie. Ich sog mich an. während der Alte mit feinem Tonnenbauäf gefchäftig hin und herwatfchelte und mir behilflich war.
Ich warf einen letzten Bli> nach dem Bild meiner Dame aus dem Rokoko. Es lächelte. verfchleiert und wiffend zugleich. von der Wand auf mich hernider. Wer diefes Lächeln hätte ergründen können! Vielleicht war ihm der finfter gebietende Mann an ihrer Seite auf die Spur gekommen und hatte an meinem Rofenholztifch mit einem kurzen Federftriaf das Urteil darüber vollzogen. Vielleicht . . . aber wer wollte die

Rätfel löfen. die fich aus diefen Monden und Tagen und aus der in allen meinen Sinnen nachfchwingenden Nacht um meine Seele fchlichen. Vielleicht ifi alles nur Traum und holdfeliger Jugendwahn gewefen. dünn wie Spinnenfäden. in der Sommernacht gewoben. zart wie der Mondftrahl. der um die nackten Glieder meiner fchönen Frau Eva fpann. Ich habe es niemals ergründet und erfahren.
Ich habe auch niemanden von ihnen allen wiedergefehen. Nicht die hohe Apollonia. Nicht Euphrofyne. die wilde. Nicht Scholaftika mit den Wunderaugen. Nicht Frau Amalia. die Unvergeßliche felbfi, Sie alle find wie vom Erdboden verfchwunden mitfamt Eli dem Alten und ihrem Frühlingsgarten. Denn als ich nach zwanzig Jahren wieder an die Stätte kam. wo ich nach vier Sternen auf einmal gegriffen und um vier fchöne Frauen zugleich geworben hatte. um endlich in der Iohannisnacht der fchönften von ihnen allen in den. Snfoß zu finken. da fchiittelten die klugen Leute. die ich nach Monrepos fragte. bedenklich den Kopf und fagten. ich müffe den Frühlingsgarten wohl anderswo fuchen gehen. denn hierzulande habe es niemals fo etwas gegeben.
Mir aber klingen zeitlebens die letzten Worte im Ohr. mit denen das Traumbild fich zu mir neigte:
..Ich bin die Jugend! Ich bin die Liebe! Ich bin das Glück!“

Spartas beraufchende Vegetationsbilder. durch die man »überall die fanftgefchwungenen Höhen des Parnon und die wilde zackige Mauer des felsfiarrenden. formenfchönen Taygetos anfragen fieht. lagen hinter mir. Auf idyllifchen Pfaden ging es unter Oliven- und anderen Südfruchthainen hin. geradenwegs auf die im Vorblick gigantifch fich türmenden Taygetosberge zu. Unter den Bäumen lagerte hin und wieder eine Schafherde. die Glo>en der Tiere tönten fanft und melodifäf wie das Murmeln von Quellen. Dann. nach einem kurzweiligen Stündchen. war das hart am Fuß der Berge gelegene Dorf Miftrü erreicht. das ganz unter mächtigen Platanen geborgen war. In ihrem Schatten. auf marmornen Bänken faßen. die Stunden befchaulich verbringend. die Männer des Dorfes. während die Jugend heute am Sonntag mit Gefang und Guitarrefpiel in den vom Plätfchern der Quellen und Raufchen eines munteren Baches durchklungenen Gaffen auf und ab fchlenderte. Doch fo romantifch die Gaffen und Gärten des Dorfes und fo freundlich deffen Bewohner waren. es hielt mich hier nicht lange; das nahe Mifirä. die eigenartige tote Stadt des Mittelalters lockte mit noch ftärkeren Reizen. Steil geht es im Zickzack eine Berglehne hinauf. und plötzlich fieht das Wunder übermächtig vor uns: eine Stadt voller Ruinen. breit gelagert an einem jähen Kegelbcrge. auf deffen luftiger Höhe eine langgeftreckte Burg thront. Miftru,

Vergegenwärtigen wir uns. ehe wir die Stadt felbft betreten. kurz ihre Gefchichte. Die alte Kriegerfiadt Sparta war in der römifchen Zeit. nachdem fchon vorher durch die unerhört graufame. nur aus Verrat und Meuchelmord beftehende Herrfchaft des Tyrannen Nabis das alte fpartanifche Heldengefchlecht bis auf geringe Uberbleibfel ausgemerzt worden war. zu einer bedeutungslofen Landfiadt und Lakonien zu einer ebenfo unwichtigen Provinz des römifchen Reiches herabgefunken. Spartas Bewohner hatten die kriegerifchen Tugenden ihrer Vorfahren ganz vergeffen und kannten nur noch das Bitten und Sichdemiitigen.

Kein Wunder. daß die Stadt trois ihrer berühmten Vergangenheit
und trotzdem Nabis fie mit ftarken Mauern umgeben hatte. von
den anftürmenden Slaven und Goten im dritten Jahrhundert n. Ehr.
bezwungen und verwüftet wurde. Roth viel fchlimmer als diefe haufte
Alarith. der. von einer beinahe unbegreiflichen Wut gepackt. Lafonien
und Sparta bis auf den Grund vernichtete und die Bewohner ermordete.
Nach Alarichs Abzug wurde Sparta. das nun in der byzantinifchen
Epoche Neu-Lakedämon hieß. wieder bebaut und blieb. obwohl fchwach
und bedeutungslos. immer noch der Hauptort Lakoniens. Auch zur
Zeit der Eroberung durch fränkifche (franzöfifche) Ritter blieb Sparta
Refidenz. Als aber im Jahre 1248 der fränkifche Fürft von Morea.
Guillaume (Wilhelm) ll, de Villehardouin gelegentlich eines Feld-
zuges gegen die Byzantiner in Neu-Lakedämon Winterquartier bezog
und das Eurotastal des näheren befichtigte. fand er eine Stunde weft-
lich von Neu-Lakedämon den Berg. auf welchem heut die Ruinenftadt
Mifträ liegt. und der. weil er fehr fchroff und nur auf einer Seite zu-
gänglich war und oben genügend Raum zur Aufnahme einer feften
Burg befaß. ihn fofort zur Erbauung einer Weite reizte. Das Ge-
birge in der Nachbarfchaft. fowie das bereits hier befiehende Dorf und
der Bach. der am Fuße des 640 Meter hohen Kegelberges fließt.
wurden damals fchon Mifithras genannt. und Wilhelm. von der präch-
tigen Lage des Berges begeifiert. befchloß feiner Burg denfelben Namen
zu geben.

Nicht lange aber blieb Miftru im Befiß der Franken. Wilhelm
fiel in die Gefangenfchaft der Byzantiner. mit denen er in Fehde lag.
und mußte in die Abtretung Miftrirs einwilligen. das nun die byzanti-
nifche Hauptfiadt Lakoniens wurde. während Neu-Lakeda'mon völlig
verödete. Als byzantinifche Hauptftadt blühte Miftril auch als Zentrum
des Handels und Gewerbes auf Morea. insbefondere wurde es Sitz einer
lebhaften Seideninduftrie. Selbft die griechifche Gelehrfamkeit entfaltete
fich hier noch einmal in der Philofophenfchule des Plethron. Jm Jahre
1460 fah Mifträ die Türken in feine Mauern einziehen. blieb aber
auch jest der bevorzugte Hauptort der türkifchen Provinz Morea
und der Sitz des türkifchen Pafchas.

Während der griechifchen Freiheitskämpfe wurde Miftrel völlig
zerftört und nach der Wiederherftellung des Friedens follte fein Schitkfal
bald endgültig befiegelt werden; denn der neugewählte Griechenkönig
Otto befchloß. das alte. im Lauf der Jahrhunderte gänzlich verfchwundene

Sparta wieder neu zu begründen. Infolgedeffen wurde das nach den Kriegszeiten kaum wiedererftandene Miftrü. deffen Lage fo wie fo als ungefund betrachtet wurde. von den Bewohnern verlaffen und das kleine Städtchen Sparta gegründet. das fich leider nicht. wie es vielleicht des Königs Geifi vorfchwebte. zu einer des alten Sparta würdigen Größe entwickelt hat. fondern das befcheidene. unbedeutende Landfiädtchen geblieben ifi. das es im Mittelalter unter dem Namen Neu-Lakedämon war. Diejenigen Bewohner Mifirss. welche nicht in die Ebene ziehen wollten. fiedelten fich am Fuß des Berges. in dem Dorfe Miftrit an. das heute ungefähr 650 Bewohner zählt; Miftrüs zweitaufend Häufer aber. von denen noch ein Teil feit der Zerftörung der Stadt in Ruinen lag. verwahrloften jeßt gänzlich.

Möge nun das Bild Mifirüs. wie es mir auf meinem Ritt durch defien Gaffen erfchien. an uns vorüberziehen.

Die Hänge des Berges find ringsum bedeckt mit ganzen Gruppen und Gaffen von dachlofen Häufern. deren zerftörte und vom Pub ent-. kleidete Wände gefpenfiifch in die Lüfte ragen. fo daß das Ganze den Eindruck einer durch Feuersbrunft vernichteten Stadt erhält. Mehrere dicke Torbauten führen uns auf befchwerlichen Reitpfaden in die Gaffen der Ruinenftadt. Die Tore. rund- und fpißbogig. gut erhalten und von prächtigen Baumgruppen und Gefträuch umftanden. bieten wunderfchöne Durchblicke einerfeits auf die malerifchen Gaffenanfichten der Stadt. andererfeits hinaus auf die im Sonnenglanze daliegende. von Südobfthainen bedeckte wellige Ebene des Eurotas.

Wie märchenhaft fchön muß die Stadt gewefen fein. als fie noch lebte! Diefe weißgetünchten Bauten mit den malerifchen Erkern. Bogenfenftern und Portalen. mit den fchwarzen Zyprefien und dem Blumenfchmuck. das intereffante byzantinifche Volk in feinem altertümlichen Trachten. das die engen. holprigen Gaffen füllte. welch zaubervolle Anblicke müffen fie geboten haben! Man fieht fie förmlich vor fiäj. diefe packend fchönen Bilder. Und dann das Mifirü in türkifrher Zeit. Man vergleicht oft die orientalifchen Städte mit Märchenbildern aus ..Taufend und eine Nacht"; Miftrüs enge gewundene Gaffen mit den vielfach vorfpringenden Bauten und den wunderfamen Ausblicken auf die Berge müffen ein wahres Dorado von orientalifchen Märchenbildern gewefen fein.

Heute tönt in den Gafien. deren Grund blanker Fels ift. nur das Geklapper der Hufe des Maultiers. das den Reiter trägt. Sonft herrfcht

Todesfiille. Zu beiden Seiten des Felsweges recken fich hohe Wändey
oft dicht von Efeu bewachq'en und von pinfelartig fchlankent fchwarzen
Zyprefien überragt. Greller Sonnenfchein liegt auf den bröckligen
Mauernz und fcharf zeiihnen fich die Schatten anderer auf den beleuchteten
ab. Die Fenfierhöhlen find noch von Skulpturenfragmenten umrahmtt
hier und da zieren noch Neffe alter Freskomalereien die Innenwändet
und die mannigfachen Torbögen bezeugen in ihren Formen die wechfel-
volle Gefchichte der Stadt; denn neben den byzantinifch geftalteten Torent
welche die Mehrzahl der vorhandenen bildent fällt der Blick hin und
wieder auch auf typifch venezianifäze und maurifche, Ganz obent über
dem dunklen Gefelst thront breit und über die Abhänge hinunterreichend
die vielzinnige- mit fiarken Türmen gefeftigte Burg des Frankenfürfien
Wilhelmt des Gründers von Mifirä.

Einige arme Leute haben Miftrüs Reichtum an nur halb zer-
|örten Bauten wahrgenommen und fich hier eingeniftet. Es kann über-
haupt nur die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung Lakoniens der Grund
dafür feint daß diefer prääztige Ort, defien Fülle an Bauten doit)
geradezu zu ihrer Wiedervoflendung und Benutzung einlädt, nicht wieder
bewohnt wird. Die armen Leutet von denen ich fpracl» haben aber
kein Bedürfnist die geräumigen Bauten völlig auszunußen- und ziehen
es vort lieber ein paar kleine Mauern in den Winkeln oder gar auf den
Dächern diefes oder jenes Baues zu errichten und zu überdachen. Ihnen
ifl in den kleinen Steinhütten wohler als in den großen hohen Räumen
aus alter Zeit. Eine diefer Steinhütten ift quer über zwei Firfimauern
der Ruinen eines großen Haufes errichtet und fchaut von hier über die
in fchwindelnder Tiefe gelegene Ebene von Sparta und die Höhen des
Par-non wie ein Adlerhorft von dem Firfi eines Felfen (vgl, unfer Bild
neben Seite 366).

An einem verlafienen byzantinifchen Klöfierchen vorbeit in defien
malerifchem Glockenturm noch eine längft verftummte Glocke hängt,
kommt der Wanderer auf einen größerem unebenen Plaßt auf dem
fich in rechtem Winkel ein mächtiger Palafibau erhebt- der fog. Palafi
der Prinzeffint ein Bau aus byzantinifcher Zeit. Die fehr großent regel-
mäßig geliederten Fronten des zweifiöckigen Baues find von prächtigen
hohen Fenfleröffnungen und zahlreichen Portalen durchbroäzen, unter
denen auch fpißbogige fich befinden. Die Größe und Schönheit des
Palafies lafien ahnent welche Pracht und welcher Glanz höfifchen Lebens
zur Zeit der byzantinifchen Epoche hier geherrfcht haben mögen. Wahr-

haft großartig ift von hier der Blick in den hinter dem Berge von Mifirü gelegenen Bergkeffel von Melingo und auf deffen gewaltige Bergumrahmung.
Weiter aufwärts gelangt man zu dem fchönften (und auch jetzt noä) bewohnten) byzantinifchen Klofter Mifirils. dem Nonnenklofter Pantanaffa. Prächtig ift die Anfiiht der Schmalfront des Klofiers. die den Zugang enthält. Hart an dem fich faft fenkreäft neigenden Hang des Berges zieht fich das niedrige und unfcheinbare Gebäude hin. welches die Zellen der Bewohnerinnen birgt. daneben ragen Ruinen eines alten Baues auf und dahinter der fehr fchön gegliederte Glockenturm der Ekkliffia (Kirche). neben dem fich die großen und kleinen Kuppeln der Kirche wölben. Hohe fchlanke Zypreffen. alte Oliven und die prachtvoll umriffene Geftalt des dem Berge von Miftrii benachbarten Bergkoloffes der Vorgebirgsfront des Taygetos vervollftändigen das reizende Bild. Der Hof enthält ein Portal mit Neffen fchöner Skulpturen. Das Schönfte aber ift der Anblick des prachtvollen Turmes neben der hoch iiber dem Hofe befindlichen fünfbogigen Vorhalle der Kirche. Das dreifchiffige. mit Tonnengewölben überdeckte Innere zeigt alte. zum Teil wertvolle Fresken aus byzantinifcher Zeit,
Ein fehr fteiler. fchlecht erkennbarer Saumpfad zieht fiä) zur Burg hinauf. welche das langgezogene Gipfelplateau vollftändig bedeckt (vgl. unfere Abbildung neben Seite 382). Gegen Weiten hin fällt die Burghöhe fait fenkrecht ab und ift fehr fchwer zu erklimmen. Die Mauern und die noch vielfach überwölbten Räume. in deren Inneres man durch ein kleines. an der Nordfeite gelegenes. ver|e>tes Tor gelangt. find noch gut erhalten und die Zwingmauern mit Bruftwehren und Schießfcharten verfehen. Die Nundfi>zt von hier oben. befonders des Morgens und Abends. ift überwältigend fchön und umfaffend. und man glaubt es. wenn der Chronifi fagt. daß Fiirft Wilhelm hier auf feiner Burg. deren Befeftigung und Ausfchmückung fein Lieblingswerk war. gern weilte und den größten Teil feines Lebens zubrachte.

Tabakgenuß und geiftige Arbeit
Eine Umfrage von br. C. F. van Vleuten
Fortfeßung
Conrad Alberti-Sittenfeld:
Geehrte Redaktion! Erft heute von einer mehrwöchentlichen Reife zurückgekehrt finde ich Ihre liebenswiirdige Anfrage vor und beeile mich, fie zu beantworten, Meine Meinung über d a s R a u ch e n ift fehr kurz und bündig, Ich finde es ekelerregend- pöbelhaft und fchweinifch. Tabaksduft. namentlich kalter- ift mir einer der abfioßendften Gerüchß die ich kenne. Wie das Rauchen. das wir von den Indianern übernommen haben- die künftlerifche Produktion zu fördern imftande fein foll, ift mir durchaus unerfindliäf. Ich habe mit Mantegazza überhaupt ein Mißtrauen gegen die angeblich geififördernde Wirkung der Narkotika; ich finde/ daß fie den Geift nicht konzentrieren- fondern zerftreuen. und ich habe immer den Standpunkt Diltheys geteilt: daß künftlerifches Schaffen Emanation der höchften geiftigen Gefundheit fei, Ein Künftler. der bei der Arbeit Stimulantien brauchh ift mir von vornherein verdächtig. Immerhin hat wenigftens der Alkohol neben feinen vielen fchlechten auch ein paar gute Seitenf und wegen feiner zur geifiigen Zerftreuung anregenden Eigenfehaft mag er für die Pflege des gefelligen Lebens einigen Wert befißen. Das Nikotin hat. nach meinen Beobachtungen an mir felbft und an anderen. nur den Wert eines mittelmäßigen Desinfektionsmittels für die Mundhöhle. deren Nerven gelegentlich nach einer trockenen Desinfektion verlangen. Nur zu diefem Zwecke rannte ich ab und zu einmal eine Zigarettex könnte fie aber nötigenfalls auch ganz entbehren. Ich rauche immer nur in freier Luft. nie in gefchloffenen Räumen- wenigfiens nicht in meiner eigenen Wohnung. Befuäft mich ein Bekannter. fo biete ich ihm anfiandshalber eine Zigarette an. warte aber "ters mit lauernder Beforgnisf ob er fie anzündet.

Franz Adam Beyerlein:
Ich rauche täglich nach den Mahlzeiten eine leichte Zigarre; nach gewichtigeren Sihungen darf es auch eine fmwerere fein. Das Rauchen ift meines Erachtens eine recht angenehme Befchäftigung; in Gefellfchaft regt es zur Ausfprache an. allein betrieben hat es etwas Befchauliches. das Nachdenken Förderndes. Ich meine. oft dabei Gedanken gehabt zu haben. die fich hernach als brauchbar erwiefen. Befonders nützlich erfchien es mir. wenn fich nicht ohne weiteres der Ubergang aus den Forderungen des Alltagslebens zu der Ruhe der Produktion finden laffen wollte. Diefe Grenze wird viel leichter überfchritten. wenn man fich dazu feine Zigarre anzündet. und in diefem Sinne. - der leichteren Befeitigung von Hemmungen -. möchte ich an eine Beziehung zwifchen Nikotin und Produktion glauben. Vielleicht liegt fie darin. daß man gezwungen ift. von einer Hauptfache fich auf etwas Nebenfächliches bis zu einem gewiffen Grad zu konzentrieren. und danach und davon zu der neuen. erwünfchten Hauptfache übergehen kann.

Adolf Brück*:
Ich rauche Zigarette und Zigarre. letztere nur abends und zwar gute leichte.
Zigaretten etwa zehn bis zwölf und zwei bis drei Zigarren regelmäßig. jedoch an Trinkabenden bedeutend mehr.
Hin und wieder eine Zigarette bei der Arbeit reizt meine Nerven. jedoch eine Zigarre bei der Arbeit lähmt meine Energie völlig. Als Mittel der Infpiration habe ich das Rauchen nie empfunden. es erregt meine Nerven. jedoch nur beim Genuß der Zigarette.
Da ich gerne rauche. es aber eigentlich nicht gut vertrage. wird es mir manchmal unangenehm. fo daß ich zwei bis drei Monate ausfehen kann. Zu Anfang diefer Enthaltfamkeit verfpüre im etwas wie Hunger und Durft. das mich quält. aber die unterbrochene Gewohnheit ift fchwerer zu überwinden.
Auf meine Phantafie hat der Tabak nur in Gemeinfchaft mit Alkohol Einfluß. Letzterer fehr |ark. aber nur bis zu einem gewiffen Quan-tum getroffen.
Das ift doch alles fehr uninterefiant! Die beften Dienfte leiftet mir der Tabak auf der Jagd gegen die Mücken.

Max Burckhard:
Ich habe er| fpät (ungefähr mit fechsundzwanzig Jahren) zu rauchen angefangen. da es fchon dem Knaben geftattet worden war. u. z. diente mir das Raumen zunächft als *Hilfe bei literarifchen Arbeiten. wie auch feine Angewöhnung mit dem Beginn diefer Tätigkeit zufammenfällt. Lange erfchien mir das Rauchen (Zigarren) als eine große Erleichterung hierbei. und als ich vor mehr als einem Dezennium mit energifchem Entfchluffe das Rauchen ganz aufgab. empfand ich diefe Entfagung anfangs beim Arbeiten als Hindernis der Gedankenkonzentration und als Mangel einer gewohnten Anregung. Als ich aber den läftigen Antrieb. alle Augenblicke in die Seitentafche nach einer Zigarre zu greifen. einmal überwunden hatte. [ah ich. daß ich ohne Rauchen viel freier. leichter und gleichmäßiger arbeitete. Einen wefentlichen Einfluß auf die erleichterte Gedankenkonzentration jener früheren Periode hatte. wie ich mich dann durch wiederholte Verfuche überzeugte. die rein mechanifche Bewegung des „Anziehens". wie fie auch beim ..kalt rauchen“ geübt wird. durch die offenbar der Blutandrang gegen das Gehirn in negativer Weife beeinflußt wurde. Als Entbehrung erfchien mir das Nichtrauchen bald nur mehr bei der Raft auf Bergesgipfeln. auf denen ich fiets außerordentliche Sehnfucht nach meiner Holzknechtpfeife bekam. Wie viel hieran Ideenafioziationen. wie viel etwa die geänderten Luftdruckverhältniffe Anteil hatten. wage ich nicht zu entfcheiden.
Michael Georg Conrad:
Fort damit! Nicht mehr riechen mag ich den Tabak. gefchweige rauchen. Ein edles Kraut? Diefe Giftqualmerei? Diefe hyfierifche Verweibfung der Zigarettenfchleckerei? In keiner Form findet der Tabakgenuß Gnade bei mir. weder als plebejifche Pfeifenraucherei. noch als ariftokratifche Giftnudelei. Naumen ift unvornehm. Daß es auch ungefund. kommt erlt in zweiter Linie. Unfere Kultur heißt uns fo vieles treiben. was ungefund ift. ohne vornehm z-u fein. Aber das Rauchenzumal das gewohnheitsmäßige. leidenfchaftliche Rauäzen ift unvornehm und ungefund. Das Stummelrauchen. auch bei den teuerften Zigarrenforten. iit einfach ekelhaft, Ein folcher Stummelraucher ift mir als kulturmenfchliche und falonfähige Erfoheinung fo zuwider. daß ich keine

parlamentarifche Bezeichnung dafür finde. Nashorn -- auch das wäre unzulänglich und ungerecht. das Tier Nashorn hütet fich. an Selbftvergiftung durch Stinkkraut fich zu ergöben. Rauchen halte ich nur für erlaubt und anftändig. wenn man den Teufel durch Beelzebub austreiben. d. h. ausräuchern muß. in Ländern. wo die Menfchen fcheußliche Lüfte fabrizieren und Tabaksqualm als deckender Duft wirkt. In Italien. Frankreich. Spanien u. f, w. habe ich während eines vierzehnjährigen Auslands-Aufenthalts auch geraucht. den Umftänden entfprechend. ftark fogar. Pfeifen und Zigarren. in Ofterreich mit Vorliebe die famofen Verginias. Eine Zeitlang habe ich dann auch in Deutfchland noch geraucht. aus fchlechter Gewohnheit zum Teil. zitm Teil auch. weil felbft in unferem hygienifch dreffierten Deutfchland in Gaftftuben. Verfammlungsräumen u. f. w. zuweilen eine infam fchlechte Luft herrfcht, Troß aller deutfchen Hygiene habe ich mir eines Tages mit deutfcher Politik Gelbfucht und Gallenfteine angeärgert. die auch durch Raucherei nicht zu befchwören waren. Als ich das fünftemal nach Karlsbad zur Kur mußte. fand ich. daß fich Tabak und Sprudel nicht vertrugen. und ich gab das Rauchen auf. plößlich. ohne Ubergang. Das ift nun acht Iahre her. Und ich habe entfchieden am Nichtrauchen feftgehalten. troß Verfuchung und Zureden (fogar von ärztlicher Seite!) - ohne Zwang. aus purem Vergnügen an dem äfthetifchen Feingefühl meines Riechorgans! In einem Blumengarten. im Walde. auf einer duftenden Wiefe zu rauchen. ift mir zu allen Zeiten als Frevel erfchienen. Zur geiftigen Arbeit ift mir Tabakgenuß nie ein Bedürfnis gewefen. Meine Schreibftube ift zu allen Jahreszeiten voll Blumen und Sträuchern,

Georg Engel:

Ich war ein dummer Bube.
..Stand feft kaum auf dem Bein."
Da fog ich fchon die erften
Verbotinen Wolken ein.
Seitdem blies ich das Feuer
Stets mit gefchäft'gem Mund.
Hab' mich nicht drum gekümmert.
Ob fchädlich. ob gefund.

's ifi mir ein flüchtig Spielen.
Ein Sinnbild unfrer Zeit.
Wie Weib. wie Ruhm. wie Tugend.
Rauch und Vergänglichkeit.

Martin Greif:

Das Rauchen halte ich für eine kofifpielige Gewohnheit. die fehr wohl entbehrt werden kann. der aber zu entfagen. große Überwindung koftet. Wir empfinden die Betäubung durch das eingefogene Gift des Nikotinfioffes als Genuß. dem wir auch gern eine wohltätige Wirkung zufchreiben. Geiftige Arbeit. die folcher Reizmittel bedarf. wird auch die Spuren davon an fi>7 tragen. wenn ich diefem auch eine anregende Wirkung. von eigener Erfahrung ausgehend. nicht abfprechen möchte.

Curt Herrmann:

Mag fein. da ich kein eigentlicher Raucher bin. daß ich die Wirkung des Tabaks auf die geifiige Arbeit unterfchäße. aber ich perfönlich kann von einem eigentlichen Einfluß des Rauchens auf meine künftlerifche Tätigkeit kaum reden. Die beiden Zigaretten. die ich jeden Morgen beim Betreten _meines Ateliers und während der Vorbereitung zur Arbeit rauche. (felbftverfiändlich Manoli) haben neben dem Genuß an fich die angenehme Wirkung. meinem großen Arbeitsraum etwas atmofphärifches Leben und eine gewiffe Stimmung zu geben. die mir fehr angenehm. aber nicht gerade unentbehrlich ifi. Während der Arbeit rauche in) nie. es würde mich direkt fiören. Ich betrachte alfo das Rauchen lediglich als eine angenehme Gewohnheit. und wenn es auch zweifellos ri>ftig ift. daß Stimmung zur künftlerifchen Arbeit gehört. und daß man durch allerlei Mittel. alfo auch durch das Rauchen. derfelben naäjhelfen kann. fo wäre es doch allzu bequem. immer darauf zu warten. oder fie künfilich zu erzeugen. Sie kommt am ficherften bei der Arbeit felbft. wie der Appetit beim Effen. Ich weiß nicht. ob Goethe je geraucht hat. aber ob ja oder nein. er beantwortet wie fo unzählige Lebensfragen. fo auch die vorliegende in einfachfier klafiifcher Form. diesmal durch den Mund des Theaterdirektors im Faufivorfpiel: ..Was hilft es. viel von Stimmung reden. dem Zaudernden erfcheint fie nie. gebt ihr euch einmal für Poeten. fo

kommandiert die Poefie." Schiller brauchte bekanntlich die berühmten faulen Äpfel während der Arbeit. fo mancher andere Poet erhält fie un-freiwillig fü r feine Arbeit. Die Werke der alten Meifter bergen noch fo manches Geheimnis für uns. follten fie etwa ein Stimulans befeffen haben. das mit diefen Geheimniffen verloren gegangen iii? Der Tabak war es jedenfalls nicht. na alfo!

Ludwig von Hofmann:

Kann als Nichtraucher zu den Fragen nichts beifteuern.

Ernft Liebermann:

Die Zigarre verfchönt mir die verhältnismäßig knappen Stunden der Ruhe; die Zigarre hilft mir über Perioden der Langeweile freundlich hinweg; die Zigarre ift mir ein wertvolles Mittel. die Phantafie lebhafter. das Erfinden leichter werden zu laffen.

Vielleicht täufche ich mich in bezug auf den lebten Punkt. aber - was tut's? Der Glaube macht felig.

Friedrich Lienhard:

Ich rauche nicht. kann alfo in diefen Fragen nicht mitreden.

Benno Rüttenauer:

Ich habe bis zu meinem 35. Jahre nicht geraucht und rauche heute mehr als vielleicht gut ift - wenn ich auch nur rauche. was gut ifk. Wie ich dazu kam? So fpät. ue] luenno (191 Gammju (ij uoatra rim? Wo der Menfch. wenigftens möchten wir es uns gern einreden. doch mit Bewußtfein und aus erwogenen Gründen handelt?

Ich faß eines Abends einfam im Kaffeehaus. müde von der Arbeit. ein wenig krippelig in den Nerven. ohne Luft nach Zeitungsgewäfchz eine Schale Zigaretten fiand vor mir. ich zündete mir eine an. ohne viel zu

denken. Die Wirkung überrafchte mich. Meine Erfchlaffung war - das
Bild mag hier befonders angebracht fein -- wie weggeblafen. natürlich
allmählich. Zug für Zug. Kein Wunder. daß ich an einem andern Abend
das Experiment wiederholte. Und bald tauchte ich eine Zigarette auch
nach dem Mittagstifch. endlich fogar nach dem Frühfiück.
Bei diefen dreien blieb's lange. Aber 011173 piano, ra - l0utan0,
Des Lafters Pfad ift anfangs zwar . . . dos) nein. die Fortfeßung paßt
hier nicht. ..Nacht und Grauen" ift freilich das Ende - aller Dinge.
Und ich habe mich feither. nachdem mir die Zigarre. und meiftens mehr als
drei im Tag. fozufagen zur Unentbehrlichkeit geworden ift. oft ernftlich
geprüft und gefragt. ob es nicht doch beffer gewefen wäre. die langbe-
wahrte Keufchheit und Enthaltfamkeit mit ins Grab zu nehmenc Aber da
hätte ich auch was Reäftes mitgenommen!
Jm Ernft. ich glaube nicht an eine infpirative Kraft des Tabaks.
Ich halte fo etwas direkt für Humbug. Aber . . . die Zigarre hilft über
vieles hinweg. Und. wie gefagt: in Momenten der Ermüdung und Abge-
fpanntheit kann fie eine wahre Labfal bedeuten. Und das wäre zu ver-
achten? Und morgens. zwifchen dem Frühftück und der Arbeit. bis die
Arbeit fo recht in Gang kommt; gewiß die Zigarre infpiriert nicht. fie
hilft nur auch hier. fehr angenehm. ..darüber hinweg".
Nachteile mögen auch dabei fein. Aber folange wir fie nicht fpüren.
folange fie uns nicht zum Bewußdfein kommen. glauben wir einfach nicht
daran. Hier wird ein Arzt. der nicht raucht. die Stirne runzeln. Aber
eben nur einer. der nicht raucht.
Und das Allerwichtigfte. die religiöfe Seite der Sache. Denn die
darf in einem deutfchen Feuilleton oder fonftigen noch fo geringfügigen
deutfchen Äußerung doch nicht unberührt bleiben. Alfo erinnere ich
daran. daß der alte Bamberger felig die Zigarre des Effens befferes
Jenfeits genannt hat. Demnach gehören wir Raucher notwendig zu den
Frommen. zu den Nicht-Materialiften. zu den Menfchen mit metaphyfi-
fchem Bedürfnis. kurz zu den allein guten und moralifchen Menfchen; wir
glauben. und zwar ni>yt nur mit heuchlerifihen Worten. fondern bis in
unfer innerftes Eingeweide hinein. an das beffere Jenfeits.
Wilhelm Schmidtbonn:
Ich rauche wenig. Mein Genuß an Tabak befchränkt fich auf ein bis zwei
Zigarren oder drei bis fechs Zigaretten an einem Tage; jedoch rauche ich

g
:KKS ,OW .p ?ec-..m :ZM ISS .L „STZ-„w »ZL
_
„
:ZZ-m :Z ?u 8:7..»
"-4-

denken. 'Die Wirkung überreichte mich, Meine Erfchlaöfung war -- .-
Bild mag hier befonders angebracht fein - wie wrgacdlclem nam*:-
allmahlich Zug für Zug. Kein Wunder- daß ici, cn c-ir- :m andern Ac
das Experiment wiederholte, Und bald ranehte ich ein. Zigarette -i--Z
nach dem Mittagstifcl» endliih fogar naa- den. [c't-?.hfiiikt.
Bei diefen dreien bliebe lange. Abi'.- cin i9. (link.) ea Tee iaylers Pfad ift anfangs zwar . . . doch nein-
die Fortjcnun* lim nicht. „Nacht und Grauen" ift freilich dar Ende - quer I .
[lui-1 Sei; babe miä) "eiche-:*7 naibdem mit die Zigarre- *ltd ine-item m-k- x *'
"lei im Tag: iezuiagen zur Linentbeiyrlichi-it giwordyn in, eit ecm.. .
geprüft und gefragt7 ob es nicht doch befier gen-?fen wäre, die lange-
wahrte .."eufchoeit und Enthalcjamkeit mit ins “Grab zu rie-daten. Ac -- .-
hätte ich auch was Rechtes mitgenommen! '
J'n Ernfix ich glaube nicht an eine in1>*i7a;:*.-e „iixaft dee- c‟ 1.,.
Ia) halte fo etwas direkt für .txumbug Abi-r . . . die _Rigor-re eilt: viele-e hinweg. lindt wie goingt: in Momenten m Winiidnng und .k
inani::ncii kann fir eine wahre Lai-fa(bedeuten, Und dae wir» :.1: r
alu-n? ?Lkd morgens, zwif-hen dem Frühfiiia' vr.: der Arbeit- l*
Arbeit 5-.- recht in Gang kommt; gewiß die ZignFke infpirie-i kick-.tt
hilf! nur aua. hier; fehr angenehmt „dariiber hinkt-ig“.
Nachteile mögen auch dabei fein. Aber i'olauge wir fie nicht ipi':..*.
lolrrng.- fie uns nicht zum Bewußtz'eiu kommeu- glanben wir einfach n .' -
daran. .lb-'er wird iin ?li-_m der nicht rauchtf die Etirue runzeln, 'Ic
:ben nur UWE!)- der nicht rancht.
Und das Allerwichtigfiez die religio'fe Seite die Sathe. Denn .'2-
durf in einem deutfchen Feuilleton oder fonfiigen *noch 7o geringfügig..-
keutjaöen Äußerung doch nicht unberührt blrilen, 'Alfo erinnere iii
dai-ant daß der alte Bamberger ielig die Zigarre des Earn-3 befiu -
Ienieics genannt hat. Demnach gehören wir 'Raucher notwendig zu r*:-
ßroenm-n. zu den Nimt-Mamialifient zu *den Menichen mit metacd- -*
fetten' *7.'-i*ciir"n-.8k kurz. zu den allein guten und moral-lichen Mer-Zehen; n -
glaube-nt um rear "j-hi 'ur mit heunzlerifciien Worteut fondern *>2- :
unter inne-,1ms Ülfei-LUÜZE nine-Zn- an das beüere Jenfeits.
'tl' Z'.
Wilhelm SWV-.k 'be-.711;
."--ti rau-ne nunig. .'i'ii in-.Ö-i Mr an I&bak beiehränkt fich au? ein rie *--
Z.» :ert-e:- od.- .ii-i 9:. .-.i'e Z;g.1re:;en an einer.. Tage-z jedoch rauche im
ii.“

MQ
WW.
MM
n
ne...
e
.d
.s
e
'1
fu
ua
UH:
e
UW
â€žUxm
He
Zum Auffatz v. Fr. Mielert

bei weitem nicht an jedem Tage. manchmal wochen- und monatelang überhaupt nicht. Ich rauche nur fehr leiäjte Tabake. da ich nach fchweren wie auch nach dem Genuß eines größeren Quantums deutlich eine Benommenheit des Gehirns fpüre. Ich rauche ftets nur dann. wenn das Verlangen dazu fich von felber meldet. Ich habe beobachtet. daß dies gefchieht: immer in Gefellfchaft. im Eafs. im Refiaurant. häufig in heiter erregter Stimmung oder bei kleinen Sorgen oder beim Ausruhen von geiftiger Anfirengung; nie bei ftark niedergefchlagener Stimmung oder frohen Erregungen höchften Grades. nie auäj bei Wanderungen oder irgendwie erregten Gefprächen. die tiefere Anteilnahme beanfpruchen. Eine Wirkung auf die Produktion erkenne ich nicht, Für das entfcheidende Moment im Tabakgenuß halte ich das Gefühl. daß man. rauchend. gewiffermaßen noch jemand bei fich hat. einen Freund. einen Gefellfchafter. der zu feiner Zeit willkommen ift und Dank verdient. aber auch entbehrt werden kann.

Guitar Schüler:

Wenn es gilt. dem Tabak ein Lied zu fingen. fo bin ich dabei! Den Göttern Dank für diefe koftbare Gabe. die die Sorgen hinwegfchwemmt. wie eine leichte Welle fchaukelnde Korkkähnlein. Meine Liebe für den Tabak ift alt. Schon als ganz knirpfiger Hütejunge tauchte ich. Das war dann eine köftliche Heldentat. Wir. d. h. vier oder fünf verwegene ftumpfnafige Bauernbuben. fchnibten uns aus Kälberrohr Pfeifenköpfe. ein StielRohr hinein und als Füllung trockenes Kartoffelkraut und. wenn's herrfchaftlich herging. eine kleine Gabe trockener Rofenblätter. Je mehr Rofenblätter. um fo gewitterfchwüler war die Wirkung. weil die aromatifche Süße der Rofenblätter den fcheußlichen Gefiank des Kartoffelkrautes mit etwas Höflichkeit übertünchte und uns mächtige Paffs machen ließ. Hölle und Teufel. waren das Säjwelgereien! Dann. als ia) älter und weifer wurde. tauchte ich kein Kartoffelkraut mehr. aber fonft Kräuter. die Gott im Zorn erfchaffen hat. Meine Heimat ift der ftark tabakbauende Oderbruch. und was von den ftolzen-.Pflanzen verftohlenerweife für den „Haushalt" übrigbleibt. das find die Sandblätter. an denen meiftenteils der Sand das befte ift. Als ich dann noch viel weifer wurde. übertrug ich meine große Liebe für Tabak auf die nagelförmigen Gebilde. die man auf dem Dorfe ..Ziehjarren" nennt. Man kann lange Fäden Elend aus folchen Enden zerren. ganze Trauerhemden kann man

fich daraus weben. Die Hand unferes zu allen Zeiten auffällig fauchenden alten Krugwirtes. die aus einer einzigen blauen Riefendüte 2. 3. 4. 5. 6 und fogar 7 Pfennig-,.3iehjarren" het-verzauberte. war mir mehr Schickfalshand. als die Hand der lofemengenden Parze. Denn fo etwas bekommt die troß ihrer refpektablen fonftigen Qualitäten denn doch nicht zuwege, Ich habe öfters ftämmige. höllifch robufte Bauernknechte. fogen. Schwerenöter. an den ..letzten Gaben" der blauen Düte zerren fehen. daß mir Angft um diefe Menfchenbilder wurde. An Wänden und Zäunen ftanden fie und zogen und zogen. hatten qualvolle Mienen und mit Schatten iiberladene Seelen. Genug. -- Wann ich rauche? Immer. wenn ich ..Ziehjarren" habe. d. h. fo oft mir die launenhaften Gepflogenheiten meiner nicht immer vorurteilslofen Mufe das Rauchen erlauben, Oft erlaubt-s meine Mufe auch nicht. Sie läßt dann die Lyrik meiner Tage und Nächte vorbeidefilieren und tut fiillfchweigend mein gehorfamfies Rauchgefuch beifeite. Doch nächftens dichte ich - das Maß meines Zorns ift voll! - ein Loblied auf den Tabak. den man nicht zu rauchen braucht. - Ich könnte ja. weil ich in Zukunft nur noch ..Kummerfchornfteine" (ein beziehungsreiches. eben gebackenes Wort) werde rauchen können. mir das ,.ftiften" angewöhnen. aber Apoll will nicht. daß man ihm auf die weißfeidenen Tanzfchuhe fpuckt. Wenn ich genau wüßte. er erführe es nicht. dann wiirde ich ..|iften".

(Fortfeßung folgt)

Andrew Carnegie:
Eine Wagenfahrt durch England
Fortfebung

Stratford on Avon! Man kann kaum fagen: wir kommen* in Shakefpeares Land; denn man ift immer in feinem Machtbereich. fo tief und fo weit ift fein Einfluß. Aber als wir in die kleine. ruhige Ortfchaft kamen. wo er geboren wurde. konnten wir doch nicht umhin. über die Urfachen naäfzudenken. die ein folches Wunder hervorbrachten. Wir erwarteten. daß die 'Natur felbft durch ihr verändertes Ausfehen die Erhabenheit eines Wefens über alle anderen gewiffermaßen erklären würde. Aber dem war nicht fo: wir fahen nur die ruhige Schönheit. die für jeden Teil Englands fo charakteriftifch ift, Shakefpeares liebliche Naturfchilderungen fcheinen das Erzeugnis der Landfchaft zu fein. Bekannte Gefeße gelten da nicht. er war ein Gefetz für fich. Man wird Monotheift. wenn man nach Stratford wallfahrtet. Ill' babe es oft befucht. immer aber verfank ich in tiefes Schweigen. wenn ich in die Kirche tratz und wenn ich an Shakefpeares Grabe ftand. konnte ich ernfte. düftere Gedanken nicht unterdrücken und fragte immer. warum eine folche Naturgewalt jetzt nur noch ein wenig Staub ift, Die unerklärliche Verfchwendung der Natur. die Millionen geboren werden läßt. damit einer leben kann. ift im Vergleich damit nichts, Das Gehirn eines Gottes. und am nächften Tage die Speife der Würmer. Kein Wunder. George Eliot. daß diefer Gedanke immer auf deinem Herzen lag wie ein fchwerer Alp. Eine luftige Stimme erfäfoll plötzlich hinter mir: ..Was ift denn los. Sie fchen ja aus. als ob Sie auf der ganzen weiten Welt keinen einzigen Freund mehr hätten ?" Danke für die freundliche Erinnerung! wir find wirklich nicht da. um uns zu vergeffen und zu philofophieren. Man muß oft lachen. nm nicht zu weinen. Ein Grabftein auf dem Kirchhof war fehr drollig. Ein ehrfamer Tuchmacher hatte kürzlich am Grabe feiner Frau einen Gedenkftein errichten laffen. darauf ftand das Geburts- und Sterbedatum und darunter der Bibelfpruch: ..Denn unfer Herr hat

Großes getan und unfer Herz quillt über vor Freude." Einige Damen unferer Gefellfchaft meinten. der Manu diefer Frau werde auch finden. daß der Herr Großes an ihm tut. wenn er ihm in zwei Jahren eine neue Lebensgefährtin geben wird.
Am Abend befuchten wir unfere Freunde in der Stadt. Aueh der Geiftliche kam hin und fah im Empfangszimmer einen Shakefpearebaud liegen. Vielleicht vermutete er. daß wir uns damit befchäftigt hatten. den Damen etwas daraus vorzulefeu. Es war Sonntag. und er fühlte fich berechtigt zu fageu. daß Shakefpeare nur die Bibel der Weltleute fei. die er nicht fehr hoäj eiufchäße und allgemein nie empfehlen würde; denn Shakefpeare fei das Hauptbollwerk des ..Theaters"! ..Das ifi den) fehr feltfam." bemerkte jemand von unfereu Freunden. ..wir fagteu eben. daß der fihönfte Teil Jhrer Predigt ein Gedanke aus Shakefpeare gewefen war. und wir haben den Damen nur die ganze Stelle im Zufammenhang vorlefen wollen, Da ift fie." Man kann fich die Gefühle des Mannes vorftellen. der wirklich glaubte. von Gott berufen zu fein. die Mcnfchheit zu belehren. Aber er konnte fich eben nicht helfen: man kann dem Einflufie Shakefpeares nicht eutriuneu. wie man feiner Umgebung nicht entgehen kann; denn Shakefpeare ift die Umgebung aller Menfchen. Jemand erzählte darauf eine Gefäzichte von einem Amerikaner. der ..in Öl" Glück gehabt hatte. Er hatte von einem Haufierer ein Exemplar von „Was ihr wollt" gekauft und war davon fo eutziickt. daß er an den Haufierer fchrieb: ..Wenn der Kerl. der Shakefpeare. wieder etwas fchreibt. fchi>en Sie mir ganz ficher fofort eins von deu erfien Exemplaren; ich will es haben. der Teufel hole. was es koftetl“ . . ,
K * *l-
Wir kommen jetzt an das ..fchwarze Land": Reihen von kleinen fchmulzigeu Häufem. hohe rauchende Schornfteiue. Walzwerke und Fabriken überall. Kohleulager und Hochöfeu. ein Bild wie aus der Hölle. Schmuhige. welk ausfehende Kinder. abgearbeitete Männer und unfaubere Frauen. Wie kommt das Volk dazu. ein fo fchre>liches Leben zu führen. warum laufen fie nicht zurück in die grünen Felder? Am Morgen die hübfche Landfchaft bei Coventry und mittags diefes Birmingham! Licht und Schatten des meufchlichen Lebens können fich kaum in größeren Gegeufäßen gegenüberfiehen. Aber wir wollen nicht vergeffen. daß Birmingham nur ein Seiteuftück zu Pittsburg ifi. nein.

Pittsburg ift nicht ganz fo fchlimm. Birmingham gebührt die Palme des Schmußes. Und doch befieht die Tatfache. daß das Leben in folchen Orten etwas Anziehendes hat für Leute. die auf dem Lande geboren find. und daß die großen. rauchigen Städte die Landbevölkerung auffangen. Die Arbeiter in England arbeiten nicht fo fchwer und nicht fo lange wie ihre Kameraden. fie haben zehn Feiertage gegen einen in Amerika, Auch ihr Klima greift nicht fo an wie das unfrige. Als ich von meiner Welt-reife heimkehrte und durch die Straßen von Pittsburg ging. fand ich. daß die Amerikaner am traurigften ausfahen von allen Menfchen. die ich gefehen. Das Leben ift fo fchrecklich ernft bei uns. Der Ehrgeiz treibt uns alle. von dem. der den Spaten in der .Hand hält. angefangen. bis zu dem. der Taufende unter fich hat. Wir kennen keine Ruhe. Es ift anders in den alten Ländern. wo die Männer fich öfter ausruhen und mehr ge-nießen. was das Leben bietet. Die junge Republik kann ihre Mutter-länder manches lehren. aber die älteren haben auch eine wichtige Lehre für ihr Tochterland: Wir müffen in diefer Welt lernen. unfere Schäße nicht aufzufpeichern. fondern fie jeden Augenblick zu genießen. fo lange wir in diefer Welt leben. Tun wir das nicht. dann werden wir in den Tagen. wo wir mäßig fein müffen. finden. daß wir Gefchmack und Fähig-keit zum Genießen verloren haben. Es gibt zahlreiche Unglückliche. die fich fo viel zu ihrem Fluche zufammengefcharrt haben. daß fie fiä) zurüF-ziehen könnten. aber nicht wiffen. wofür. Eine tiefe Weisheit bewies jener Schuljunge. der feinen Kuchen nicht auf morgen aufheben wollte. den er bekam! Morgen könnte er vielleicht nicht mehr frifch fein. oder die Kase könnte ihn gefreffen haben! Und die Kane ftiehlt manäfen auf morgen aufgefpeicherten Leckerbiffen der Amerikaner. Ein trauriger An-blick ifi es. einen alten Mann zu fehen. der feine leisten Tage immer noch damit zubringt. Dollar auf Dollar zu häufen. Der reichfte Mann Ame-rikas fährt jest plößlich einmal nach Europa. um die Sorgen feines Ge-fihäftes zu vergeffen! Merken Sie fich dies. meine lieben Freunde; und diefe Lehre habe ich fchon befiätigt. noch ehe mein Freund .Herbert Spencer das Evangelium von der Erholung predigte.

Man hat immer geglaubt. Schmutz und Rauch feien notwendige übel der Fabrikfiädte. aber die nächfie Generation wird fich wahrfchein-lich wundern. wie Menfchen unter fo elenden Zuftänden hatten leben können. Viele unter uns werden es wohl noch erleben. daß Kohle. die jetzt fo verfchwendet wird. in reines Gas verwandelt wird. bevor fie unfere Öfen fpeifi. ohne die Luft mit ihrem Rauch zu vergiften - gleich-

zeitig ein ungeheurer Kohlenverluft. Birmingham und Pittsburg werden fich noch eines Tages eines klaren Himmels erfreuen. und auch London wird einmal eine lichte Stadt werden.

Die Gegend zwifchen Wolverhampton und Birmingham i| nur ein einziges großes Eifenwerk mit den dazu gehörigen Kohlengruben, Kaum ein Grashalm ift fichtbar oder ein frifches Blatt. Es war Samstag nachmittag. die Werke ftanden ftill. und die Dörfer. durch die wir fuhren. wimmelten von Arbeitern. O ihr Walzwerke und Hochöfen und Kohlengruben. ihr mögt notwendig fein auf diefer Welt. aber fchön feid ihr nicht! Obwohl wir Pittsburger an Rauch und Ruß gewöhnt find. empfanden wir doch fchmerzlich das Fehlen der freundlichen Hecken. der grünen Wiefen und Feldblumen und der hübfchen fauberen Häuschen. Die Türme von Wolverhampton kamen jetzt in Siän. und ich fah fchon im Geifte die lieben freundlichen Gefichter. die uns da erwarten und begrüßen würden. und unfer Herz wurde wieder froh trod Schmutz und Rauch. -

Die öffentliche Bibliothek in Wolverhampton erregte mein höchftes Jntereffe. Ich weiß keine beffere Gelegenheit. die Vorteile einer folchen Einrichtung zu zeigen. Sie hat ganz klein angefangen mit einem Anfangskapital von etwa 15 000 Dollars. jest find fchon einige vierzigtaufend darauf verwendet worden. Jm vergangenen Jahre wurden 86 000 Bücher ausgeliehen. ich zählte einmal mittags im Lefefaale dreiundfechzig. und ein andermal faft zweihundert Lefer. Samstag zwifchen zwei und zehn Uhr nachmittags ift die Durchfchnittsziffer faft Taufend. Daneben befteht eine Handbibliothek. ein Mufeum. Vorlefungskurfe werden abgehalten in den verfchiedenen Fächern. Ein Bleiarbeiter. der diefe Kurfe befuchte. erhielt Preife in Chemie und Elektrizitätslehre und ift jetzt Sekretär an den Wafierwerken in Ehepftow! Es werden keine Zeitungen fpezififch konfeffioneller Richtung gehalten. aber alle beachtenswerten Publikationen werden aufgelegt. wenn man fie fchickt. Auf diefe Weife können fich alle kirchlichen Bekenntniffe von ihrer beiten Seite zeigen. ein fehr richtiger Weg. Irrtum kann geduldet werden. aber die Wahrheit muß die Freiheit haben. ihn zu bekämpfen. laßt alfo Jrrtum und Wahrheit den Kampf allein ausfechtenl Die Stadt erhebt einen Penny von jedem Pfund Steuer für Bibliothekszwecke. das macht fafc viertaufend Dollars im Jahre. Welch' eine mächtige Wirkfamkeit für die Bildung des Volkes kann entfaltet werden mit einer ganz unbedeutenden Summe! Diefe wie alle anderen Bibliotheken in England machen das

Volk nicht arm. Sie ifi keine private Bibliothek. Sie gehört dem ganzen Volke. erhalten durch öffentliche Ausgaben. die von allen zufammenge- |euert werden.
Wolverhampton ift eine fehr fortfchrittliche Stadt. hat einen herrlichen Park. der erft kürzlich mit viel Gefchmack und unter Berückfichtigung der natürlichen Schönheiten angelegt ift. Ein früherer Bürgermeifier hat einen hervorragenden Anteil an diefer Schöpfung. er darf den Park fein eigen nennen. Als ich durch ihn hindurchfchritt. mußte ich daran denken. daß die Taufende von Mitgenießenden den Befitz eigentlich noäj fchöner machen. als wenn der Eigentümer ihn nur um Geld verpachtet hätte. Die Frage des ..Mein und Dein" ift alfo noch nicht abgefajloffen. Wenn Burns als Pächter an feinem Pfluge auf den Bergen nicht weniger fah und fühlte als der Befilzer des Landes. dann kann ich die ganze Frage nicht faffen. Über Befißtumsverhältniffe befinden wir uns in einem traurigen Irrtum. Wer befißt die Schätze der Sutherland- und Hamilton-Bibliothek?? Wer würde die Tränen vergießen. wenn fie verfieigert würde? Wer würde über den fchweren Verluft am meiften trauern? Der Bibliothekar. Nur er befißt fie zu eigen und hat die Stiefkinder des Befißers in fein Heim aufgenommen. Man kann nicht der wirkliche Befiver einer Galerie oder einer Bibliothek fein ohne einen viel höheren Befißtitel. als ihn das Gefeß verleiht, Man befißt ni>ft einmal fein Pferd. Dem Stallknecht gehört es. Ich rufe meinen ..Habeeb" oder ..Wobei-ich": langfam geben fie Antwort. und doch kennen und lieben fie mich. Aber fehen Sie. wie fie auf ein einziges Wort meines Stallknechtes die Ohren fpiden und wiehern und fiampfen. wie fie ihre herrlichen Köpfe an ihn legen und deutlich fagen: Das ift unfer Mann. Ich bin nur ein ftiller Teilhaber meines Johann. Und fo i| es überall. Es gibt keinen wirklichen Kauf dura) Geld. man» muß Fremndfchaft und Befiß durch Freundlichkeit. Kameradfchaft und Liebe gewinnen. Die Landesmünze ift kein gefeßliches Zahlungsmittel für meinen ..Habeeb" oder meine Braune.
?'- 'le etc
Beftrebungen gehen jetzt durch ganz England. Kaffeehäufer anftatt der zahlreichen Branntweinkneipen einzurichten. Die Kaffeehausgefellfchaft arbeitet fehr erfolgreich. und zu meinem großen Erftaunen und meiner großen Befriedigung höre ich. daß fie 71/, Prozent Dividenden verteilt und ebenfoviel als Refervefond zurücklegtz in Birmingham

kommen fogar 10 Prozent zur Ausfchüttung. Auch wenn das Unternehmen im allgemeinen nur halb fo viel abwerfen würdet fo wäre das doeh ein großer Fortfchritt im Kampfe gegen den Alkoholismus. Ich befuchte eins diefer Häufer und fand, daß durch diefes Lokal mehr für die Sache getan wirdt als durch Taufende großmäuliger Redner-t die nur auf das übel hinweifent das wir alle fchon kennent aber keinen Weg zeigen, wie man ihm begegnen foll. Es ift fo leicht zu verdammen und herunterzureißent aber verfuche 'mal einer aufzubauent und man wird fehen- wie langwierig und entmutigend das oft ifi. Es gibt da gut ausgeftattete Lefezimmer mit Zeitungen- behagliche Gefellfchaftsräume- Damenzimmer, Wafchräumet Zigarrem Tabakt alle alkoholfreien Getränke. Die Herren kommen abends hin und lefen die Zeitungen. Wir fahen folihe Häufer in den meifien Städten und wünfchen ihnen einen guten Erfolg. Der Vorfißende einer folchen Gefellfchaft tut mehr Gutes für die Mafien, als wenn er feine Zeit im Parlament zubringen würde. Aber die Engländer |ellen die Politik viel zu hoch und verfchwenden ihr Leben an Debatten über Problemet die die weit fortgefchrittenere Republik längfi gelöft und aus dem Wege .geräumt hat. Nach und nach werden fie es fchon lernen. Wir dürften nicht ungeduldig fein, fie find ein langfames Gefihlecht und begnügen fich im politifchen Leben gern mit Notbehelfen.
Sa'luß folgt

Erich Wulffen:
Cefare Lombrofos Lehre vom Verbrecher

Am 19. Oktober ifi in Turin im Alter von dreiundfiebzig Jahren der italienifche Mediziner und Anthropologe Eefare Lombrofo gefiorbe.. an deffen Namen fich zwei Jahrzehnte lang ein heftiger Streit innerhalb der beteiligten Wiffenfihaften und das populärwiffenfchaftliche Intereffe von ganz Europa geknüpft haben. Er wurde 1836 von jüdifchen Eltern in Verona geboren und wuchs in einer politifch bewegten Zeit. in welche die erfie Losreißung Venedigs und Mailands von Öfterreich fällt. in feiner Vaterfiadt heran. die an der Bewegung gegen die Fremdherrfchaft lebhaften Anteil nahm. Nachdem er urfprünglich zum philologifchen Studium geneigt hatte. widmete er fich an inländifchen und auswärtigen Univerfitäten. zuleßt in Wien. der Medizin. Bereits im Alter von dreiundzwanzig Jahren trat er mit feiner erfien Schrift ..Uber den weißen und fchwarzen Menfchen" (1859) hervor. in der er. faft gleichzeitig mit Darwin. zu der Schlußfolgerung gelangte. daß die menfchlichen Raffen im Wege der Entwickelung den gleichen Urfprung genommen haben. Seine praktifäze Laufbahn begann er als Irrenarzt; fpäter wurde er Direktor der Irrenanfialt zu Pefaro. verhalf der damals in Italien darniederliegenden Pfychiatrie zu einer; wiffenfchaftlichen Blüte und betrat auch felbft den akademifchen Lehrfiuhl. zuerfi in Padua. von wo er 1878 als Profeffor der gerichtlichen Medizin nach Turin berufen wurde.

Auf demfelben Wege. wie das Neuland der jungen kriminalpfychologifchen Wiffenfchaft vom Gebiete der Pfychiatrie aus betreten worden ift. gelangte Lombrofo von feiner irrenärztlichen Tätigkeit zu feinen kriminalifiifchen Forfehungen. Diefer Schritt. den er als Erfter getan hat. ift alfo vorbildlich fiir die ganze Forfchungsmethode geblieben. Lombrofo führte in die Pfychiatrie das anthropometrifche Erperiment ein, Mit Zirkel und Wage ging er daran. menfchliche Proportionen. vor allem die Schädelmaffen zu meffen und zu vergleichen. Hierdurch gelangte er zu neuen Unterfcheidungen zwifchen Norm und Abnormität. Als Direktor der Irrenanfialt zu 'Pefaro hatte er Gelegenheit. auch die Infaffen der benachbarten Strafanfialten nach feiner neuen

Methode zu unterfuchen. So kam er zur Auffiellung einer Anthropologie der Irren und der Verbrecher: er wurde zum Begründer der Kriminal-anthropologie.
Lombrofo ging von dem zweifellos richtigen Gedanken ans- daß die Eigenart eines befiimmten Menfchen nur aus der Erforfchung der Menfchenart im allgemeinen erkannt werden kann- und daß die Kenntnis der letzteren auch für die weitere- ganz befiimmt wichtige Frage die Unter-lage gibt- ob etwa die Verbrecher oder beftimmte Arten von Verbrechern innerhalb des Menfchengefchlechtes eine abgefonderte- fchon anthropo-logifch in körperlicher und pfychifcher Beziehung erkennbare Klaffe von Menfchen bilden. Daß bei einer intenfiven Betrachtung der Verbrecher und der Verbrechen diefe Frage aufgeworfen werden mußte- erfäzeint uns heute felbftverfiändlich. Daß fie aber in Wirkliäykeit aufgeworfen wurdex und zwar mit einer folchen Zähigkeitf die auch die kritifche Forfchung herausfordern mußtex bleibt das untilgbare Verdienfi Lombrofos, Eine neue Idee pflegt den Menfchen häufig zu Übertreibungen anzuregen. Gerade diefex über welche Spötter lachen und fchelten- find fo fehr nützlich weil fie die fchwer zu feffelnde Aufmerkfamkeit der heutigen Mitwelr zum Teil fuggefiiv gefangen nehmen und den neuen Gedanken in einer Vergrößerung zeigen- in der fein innerfier wahrer Gehalt leichter erkannt wird. Ähnlich ift es mit dem Syfiem des Turiner: Pfychiaters gefchehen. Nur die Wahrheiten und auch die Irrtümer Lombrofos durchlaufendx konnte die Kriminalanthropologie die Ergebniffe zeitigen- auf denen wir heute fußen.
Soviel früher und zum Teil heute noch von den Theorien Lombrofos die Rede ifi- fo wenig find die umfangreichen Werke diefes Mannes ge-lefen worden. Nur vom Hörenfagen trägt jeder die Meinung weiter-der Mann fei mit feinen ganzen Ideen ein „überwundener Standpunkt“. Ich darf auch verfichern- daß unfere praktifchen Kriminalifien Lombrofos Bücher nur vereinzelt in der Hand gehabt haben und feine Gedanken-entwicklung ebenfalls nur vom Hörenfagenx alfo natürlich in unvoll-. fiiindigerX wenn nicht mißverfiandener Weife kennen.
Lombrofos Hypothefe vom „äelinquente onto", vom geborenen Verbrecher-p wie er fie in feinen Hauptwerken: „Der Verbrecher in an-thropologifcherx medizinifcher und jurifiifcher Beziehung“ und „Das Weib als Verbrecherin und Profiituierte‟ aufgefiellt hatx will folgendes behaupten. Alle echten Verbrecher befißen eine befiimmte7 in fich kaufal zufammenhängende Reihe von körperlichen- anthropologifch nachweis-

baren und von feelifchen. pfychophyfiologifch nachweisbaren Merkmalen. die fie als eine befondere Varietät. einen eigenen anthropologifchen Typus des Menfchengefchlechtes charakterifieren. Die Träger diefer Merkmale müffen. ganz unabhängig von allen fozialen und individuellen Lebensbedingungen. mit unentrinnbarer Notwendigkeit zum Verbrecher. wenn auch vielleicht zum unentdeckten werden. Wohl können erworbene Eigenfchaften oder foziale Einfliiffe. wie Erziehung. Gewohnheit. Verführung. Lebensfchickfale. das Individuum zum Verbrechen beftimmen. wohl find Leidenfchafts-. Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher zu unterfcheiden. Das Wefen der echten Verbrechernatur aber ift die angeborene Dispofition. die im Gefühlsleben und in der Charakterentwickelung haftet.
So erklärt Lombrofo das Verbrechen für einen Atavismus. für eine Rückbildung. Bei den Verbrechern finden fich die körperlichen und geifiigen Eigenfchaften der Wilden wieder. Ja. im Tierreiche und in der Pflanzenwelt fucht er die Handlungen. die wir als verbrecherifche bezeichnen. Die infektenfreffenden Pflanzen ..verüben an den Infekten wahre Morde". Im Tierreiche find Tötungen zur Befchaffung der Nahrung. Tötungen aus Ehrgeiz. aus Eiferfucht und Habfucht etwas Alltägliches.
Von den anatomifchen Varietäten am Verbrecher unterfuchte Lombrofo vor allem den Verbrecherfchädel. Von der äußeren Geftalt des Schädels. der in feinen beftimmten Teilen gemeffen wird (Kraniometrie). fchließt er auf die pfhchifche und moralifche Befchaffenheit eines Individuums. Die Größen- und Maßverhältniffe der Schädelkapfel geben einen nahezu ficheren Auffchluß über das Volumen feines Inhalts. des Gehirns. Unter den Schädelanomalien beim Verbrecher hebt er vor allem die ..fliehende Stirn" und die fiarke Entwicklung der Unterkiefer. der Kauapparate. als Zeichen minderwertiger Gehirntätigkeit hervor. Unter den ..Varietäten rudimentärer Organe" nehmen diejenigen der Ohren die erfie Stelle ein. Hierher gehören die fogen. Henkelohren. die henkelartig vom Kopf abfiehen. fowie die an die Wangenhaut angehefteten ..foffilen" Ohrläppchen. die fchon zu den Degenerationszeichen. auch zu den Anzeichen der Entartung hinüberführen. Die Verbrecher befißen nach Lombrofo weiter eine befondere. auf eine organifche Unempfindlichkeit zurückzuführende Organifation. Ihre Sorglofigkeit bewahrt fie vor den atrophierenden Einflüffen des Kummers und der Angft. Ihre ganze Senfibilität ift herabgefeßt, Eine Verringerung

der Seh- und Hörfchärfe. eine Verminderung des Gefchmackes und Stumpfheit des Geruchs. gröbere Taftempfindungen und geringere Schmerzempfindlichkeit der Haut. endlich eine Abfchwächung der Gefühle-reflere find ihnen eigen. So zeigt fich ihr ganzes inneres Gefühlsleben herabgefelzt. während die unfympathifchen Affekte. wie Zorn. Rache. Haß und Graufamkeit. nach Lombrofos Unterfuchungen mit dem Plethysmographen bei dem Verbrecher im gefieigerten Maße auftreten. Aller befferen Gefühle find fie aber nicht bar; bekannt ifi ihr Mitgefühl für Tiere. Groß ifi ihr Leichtfinn und ihre Genußfucht. ihre Unbeftändigkeit und Eitelkeit. ja ihr Stolz auf das Verbremen. während der „geborene“ Verbrecher Reue und Gewiffensbiffe nicht kennt. Die Intelligenz der Verbrecher ift im allgemeinen geringer als bei dem normalen Menfchen. Ihre angeborene Energielofigkeit bei der ehrlichen Arbeit. ihre Faulheit verhindert fchon von der Schule an die Ausbildung ihres Verfiandes. Aus derfelben Quelle fließt ihre bekannte Unvorfichtigkeit. die fo oft das falfche X in ihre Berechnung bringt.

Über das Weib als Verbrecherin hat Lombrofo ebenfalls eingehende Unterfuchungen angef'tellt. Entgegen der bisherigen Annahme fiellte er die Behauptung auf. die Senfibilität des Weibes. alfo auch des verbrecherifchen. fei im allgemeinen eine fiumpfere als beim Manne. Die Schmerzerregbarkeit. aber auch die Widerfiandsfähigkeit gegen den Schmerz ifi beim Weihe größer als beim Manne. Die moralifche Senfibilität des Weibes fieht hinter der des Mannes zurück. Es hat geringere Willenskraft in großen Dingen. Die höchfie Stufe der Intelligenz. das Genie. fehlt dem weiblichen Gefchlechte. Die Inferiorität der weiblichen Intelligenz ifi biologifch begründet. Der Verbrechertypus mit vier oder mehr Degenerationszeichen ift beim weiblichen Verbrecher feltener als beim Manne. Die „geborene“ Verbrecherin vereinigt die unfympathifchen Eigenfchaften des Mannes und des:Weibes.

Wenn wir diefem kurzen Abriß der Lombrofofchen Theorien folgen. fo erkennen wir. daß er bei feinen Forfchungen zwar von Außeriichkeiten .usging. aber auf diefem Wege tief in das Innenleben des Verbrechers vordrang. Soweit er feine Anfichten auf die Außerlichkeiten ftiitzte. haben wir Späteren fie in der Hauptfache fallen laffen. Auch Beethoven hatte eine fliehende Stirn _z die fogen. Verbrecherphyfiognomie. die Lombrofo ganz eingehend befehrieben hat. findet fich auch bei edlen und genialen Männern. Die Ergebniffe aber. die er für die Gefühlsfphäre des-_Verbrechers fand. find im allgemeinen auch heute noch unbeftritten. wenn

wir auch zu einem geringen Teile eine andere Kaufalität annehmen.
So war Lombrofo der erfie. der mit Nachdruck auf die Beobachtung und Ergründung des Innenlebens der Verbrecher hinwies und damit die Grundlage für die ganze moderne Kriminalpfychologie fchuf. deren Vater er mit Recht genannt werden darf. Das fundamentale Problem aller Kriminalpfychologie. die Erforfchung der individuellen Affekt-dispofition des Verbrechers. hatfchon Lombrofo für alle Zeiten gefiellt. Auch feine viel angefochtene Lehre vom „geborenen" Verbrecher ift keineswegs. wie viele glauben. ac! nbsurclum geführt. fie ift vielmehr in einer gewiffen Einfchränkung anerkannt worden.
Gerade unfere deutfche kriminalpfychologifche Schule fteht fo fehr auf den Grundlagen. die Lombrofo gelegt hat. daß kein Anlaß für uns war. ihn. wie leider gefäyehen ift. zu belächeln und zu verfpotten. Ähnlich ift es mit feinen übrigen Theorien der Fall. Seine Behaup-tungen bezüglich der Pfychologie des Weibes find nach den neueften Forfchungen der Biologie im allgemeinen noch in Geltung. Wenn freiliäy der verftorbene Neurologe I. P. Möbius. von Lombrofo ausgehend foweit ging. von einem ..phyfiologifchen Schwachfinn“ des Weibes zu reden. fo hat der Turiner Gelehrte felbft fich mit Recht gegen eine folche Übertreibung verwahrt.
Auch in feinem berühmten Buche ..Genie und Irrfinn“ finden fich in den Ausgangspunkten und Schlußfolgerungen mancherlei Fehler und Irrtümer. Aber das Endergebnis. die aus gemeinfchaftlicher Urquelle fließende Verwandtfchaft diefer beiden geiftigen Erfcheinungsformen. wird ebenfalls im großen und ganzen von der neueren Biologie gedeckt. Weniger bekannt find Lombrofos Bücher über den politifchen Ver-brecher und über die Anarchifien. Und doch hat er auch in diefen bahn-brechenden Arbeiten als Erfter die Pfychologie des politifchen Berbrechers in einer Weife behandelt. daß wir aus ihr die Ereigniffe der großen Re-volutionen. insbefondere auch der letzten. der ruffifchen Aufftände. ver-ftehen lernen und kein anderer Schriftfteller auf diefem Gebiete ihm nahegekommen ift. gefchweige ihn übertroffen hat.
Wie fo mancher geniale Mann ift auch Lombrofo von einer ge-wiffen Kritiklofigkeit und Hartnäckigkeit nicht freizufprechen. Aber auch bei ihm war das inftinktive Gefühl der Pionier der Erkenntnis. Nun er gefiorben ift. wird es die Zukunft noch deutlicher erweifen.

Rund
ichau
Racconigi
Wunderliche Aufpizien. Und die Zeichendeuter hatten wieder einmal viel zu tun. Jm Grunde genommen aber hat fich nichts Neues begeben. Racconigi hat nur bekräftigt. was wir feit der Zufammenkunft Jswolskis und Tittonis in Defio fchon wußten. Schon im Dezember 1908. alfo gerade im fchwiilften Augenblick der Aunerions-Krife. hat Tittoui in der italienifchen Kammer eine anmutige Verfchlingung von „Allianzen“ und ..Freuudfchaften" gepriefeu und die Annäherung zwifchen Rußland und Italien als eine vollzogeue Tatfache verkündet. die noch bedeutende Folgen haben werde.
Sollen wir jest unfere Faffung verlieren. weil Iswolskis Rachfueht die Zarenreife zu einer fehr umftändlichen Demonftration gegen Öfierreich-Ungarn mißbraucht hat? Weltbewegende Taten pflegen nicht von fo komödiantenhaften Gebärden begleitet zu fein. Es ift immer verdächtig. wenn fich das Beiwerk eines politifchen Ereigniffes aufdringlicher fpreizt. als das Ereignis felbfi. Unmöglich kann uns eine Reife feriöfer erfcheinen. weil der Weg mehr fagen will. als das Ziel. Anftatt "tracks über Wien und Budapefi. ging's in weitem Bogen über Pofen. Frankfurt. Befaneon. Der in Hermeliu eingewickelte Angftmeier mußte. nur um die fehwarzgelben Pfähle zu meiden. über taufend Kilometer länger als nötig durch die fäföne Welt. die ihm eine Wüfte anarnfiftifcher Schrecken ift. fahren,
Das war fo recht ein Plänchen nach Jswolskis Herzen. So viele Triumphe hatten fich ihm fchon in Blamageu verwandelt: die _Öffnung der Dardanellen. der Konferenzplan. die Kompeufationen für die Balkanflaven. Perfien fogar. Nun aber follte der auf feine Koften erhöhte Aehreuthal einmal auch feine Überlegenheit zu fühlen bekommen. Seine gräflichen Ohren follten ihm vom Jubelgefchrei der ganzen Jrredenta und aller Pauflawifien gellen. Jswolski. dem die über feine vielen negativen Er-

folge mißvergnügten Parteien und
ein zäher. von Stolypin gefiachel-
ter Rivale daheim das Leben fauer
machen. hoffte fich fo einen guten
Abgang zu verfchaffen. Die De-
miffion. die er fchon im Frühjahr
erbeten und damals nicht erhalten
hat. könnte fich dann in Ehren voll-
ziehen.
Der liftige Streich gelang über
alles Erwarten. Ann) der Zar pro-
fitierte davon. Selbft bei den ita-
lienifchen Sozialiften ifk der Öfter-
reiiherhaß ftärker als die Liebe für
die rnffifcheu Märtyrer. Die Eon-
federazione del Lavoro in Turin be-
ftellte fchnell die große Kaßenmufik
ab. und von den Lippen. die fich
fäfon zum Pfiff fpißen wollten.
klang ein einziges. jauchzendes
Eviva! Als Zar Nikolaus auf der
Heimreife zwifchen Modane und
Ehambery mit Herrn Pichon in
feinem Salonwagen faß. erzählte
er ihm noch ganz begliickt von diefem

Rundfchau

herrlichen. lang'entbehrten Ausbruch der Volksbegeifterung (wobei auf je drei Einwohner zwei Poliziften kamen).

Der Groll gegen den ..Teuto-nismus" ift jenfeits der Alpen lebendiger als je. Alle deutfchen und öfterreichifchen Liebenswürdig-keiten haben ihn nicht zu dämpfen vermocht. Noch jiingft bei dem Wiener Befuch des Herrn von Bethmann Hollweg in diefem Iu-biläumsherbft des ?dentfch-öfkerrei-mifchen Bündniffes erklärten die Leiter der auswärtigen Politik der beiden Zentralmäihte. das Bundes-verhältnis zwifchen Deutfchland. Ofterreich und Italien |elle. wie bisher. die unverrückbare Grund-lage ihrer europäifchen Politik dar. und zuvorkommend fügten fie noch hinzu. fie wüßten die Gründe zu würdigen. die Italien zu einer grö-ßeren Aktivität in der Kretafrage veranlaffen. König Victor Ema-nuel gedachte in Racconigi des Dreibunds mit keinem Wort. Ibm fiel es nicht ein. Bismaräs Beifpiel zu folgen. der feinem Vater Hum-bert bedeutet hat. der Weg nach Deutfchland gehe über Ofierreich, Erft nach dem offiziellen Akt beeil-ten fich Tittoni und der Minifier-präfident zu erklären. daß Italien den Dreibund wieder erneuern werde. Bis dahin aber find es noch über vier Jahre. Eine patheti-ithe Aufkündigung des Bundes von-feiten Deutfchlands und Öfterreich-Ungarns in diefem Augenbliae wäre eine Lächerlichkeit; das wäre gleichbedeutend mit einer Kriegser-klärung Öfierreichs an Italien. Aber weder in Wien noch in Berlin kann man fich nach Defio und Rac-conigi. felbfi* wenn fich an dem äußeren Bilde nichts ändern follte. einer vertrauensvollen Stimmung hingehen.

Auäf wenn man die Loyalität des italienifchen Kabinetts troß allem. was vorgefallen ift. gelten laffen will. fo erwägt man doäf. zumal an der Donau. daß kein Land auf die Dauer gegen den klaren Willen der Mehrheit des Volkes re-giert werden kann. Wohl erkennt man gerne an. daß Tittoni im vori-gen Iahr im entfcheidenden Augen-

blick einer Katai'trophe entgegen-
gearbeitet und. befonders in Monte-
negro. befchwichtigend gewirkt hat.
aber man weiß ebenfo gut. daß die
Kanonen. die auf den fchwarzen
Bergen aufgepflanzt wurden und
die Bucht von Eattaro bedrohen.
ein Gefchenk des Schwiegerfohnes
Nikitas find. Ofierreich-Ungarn
wird nichts anderes übrig bleiben.
als die Friedensworte von Racco-
nigi mit neuen Rüfiungen zu be-
antworten. Die neue Entente kann
nur den Zweck haben. Öfterreichs
Einfluß auf dem Balkan einzu-
engen. Nachdem Ofterreich-Un-
garn freiwillig auf feine Rechte im
Sandfchak Novibazar verzichtet hat.
kann ihm heute niemand die Abficht
unterfäjieben. daß es bald auf
Saloniki losmarfchieren will. Ach-
renthal felbfk nennt Racconigi ein
italienifches Mürzfteg. und maliziös
bemerkt er dazu. die neue Türkei
laffe dergleichen Vereinbarungen.
die auf das alte Türkenregiment
zugefchnitten waren. iiberhaupt
nicht zu. _

Wie kurz doch das Gedächtnis
der Völker ifk! Rußland läßt fich
von demfelben England. dem es
den ruffifch-japanifchen Krieg und
den Verluft feiner Vormachtfiellung
38k

im fernen Offen dankt. das ihm die Doggerbank-Affäre angezettelt hat. jest gängeln und auf den Balkan heizen und brüskiert dasfelbe _Öfter-reich. deffen neben Deutfchland wohlwollend gewahrte Neutralität ihm die Entblößung der Weftgrenze erlaubte, Und Italien. das einem Waffengang mit Ofterreich nur mit Zittern und Zagen entgegen fieht. fliegt demfelben Rußland zu. das ihm durch Unterftüßung Meneliks zu einer feiner furchtbarften Schlappen verholfen hat. Die erfte Staatsvifite Viktor Emanuels nach feiner Thronbefteigung galt dem Zaren. Am 10. Juli 1902. unmittelbar nach der Erneuerung des Dreibunds reifte er nach Peterhof. (Schon damals ftrebte Zanardelli eine ..neue Orientierung" Italiens an.) Und bis zum heutigen Tage hat er auf die Erwiderung des Befuches warten müffen. Ein ruffifcher Botfchafter mußte Rom verlaffen. fo erbofi war Italiens Königin über die fchnöde Behandlung. die ihm Nikolaus ll. zuteil werden ließ.

Die jeßige Begegnung. die Abtragung der Schuld nach fieben langen Jahren. wäre etwas Selbfiverfiändlithes und jeder Verdächtigung entrütkt. wären die verfchiedenen Zweideutigkeiten unterblieben und hätte der Zar fich nicht zum Werkzeug der Ranküne Jswolskis hergegeben. Lebte nicht plötzlich der Plan eines Balkanbundes mit ruffifcher Spitze wieder auf. und entfaltete nicht Zar Ferdinand. der feit dem Jahre 1905. feit dem Ver. rat der änaftlith geheim gehaltenen ferbifch-bulgarifchen Zollunion der beftgehaßte Mann in Serbien war. im Anblick des Amfelfeldes plößlich auf ferbifchem Boden eine unheimliche Rührigkeit und Zärtlichkeit. , Und Nikita ift wohl auch niäjt fern. Wozu das alles. wenn man nur die unvermeidliche Status-qu0-Phrafe noch einmal kröuen wollte? Auch wenn Rußland. bedrückten Gewiffens und gefäfreckt dura) das Gefpenft eines zweiten japanifchen Krieges.fich eine italienifcheRückendeckung fichcrn möchte. fo hätte es befferen Takt bewähren können. Aber warum unterflreicht Italien.

das doch zu einem entfäfeidenden Schlag heute ebenfo ungeriiftet ift. wie der nordifche Freund. fo aufdringlith die Balkanrechte der ..flawifchen Vormacht"? Und was foll das Augenzwinkern bei der Erörterung der Donau-Adria-Bahn. die man wieder einmal fo herausfordernd die flawifch-lateinifche Bahn nennt. daß alle Abenteurer in Belgrad. Sophia und Eettinje aufhorchen? Die Ernüchterung wird ihnen nicht erfpart bleiben. Aber es ift ein Memento. und
wüßte man nicht. daß Frankreich. Rußland und Italien allen Grund haben. die Erhaltung des Friedens zu wünfchen. und daß England mit feinen inneren Schmerzen befchäftigt ift. man könnte glauben. die wilde Balkanjagd werde bald von neuem beginnen.

Iofef Adolf Bondy

Volitif che Todesurteile

Das Befiehen fo vieler gemeinfamer Intereffen im modernen Staatenverkehr. die Fefiigung der Schiedsgeriajtsbewegung. für welche ein Verzicht auf fouveräne Sonder-rechte der Staatsgewalt in gewiffen Fällen eine

l
i
.LIS LS.. .p ?YZ :ZM . Â»xx B
?SS c2.- .YZJ-Y i

R li
ndfchaii
:.__ _"W_ *_-- _*-
iin fernen Oft-:n dankt, d-is ihm die
DeggiroauI-Llffnre angezettklt hi" t
2-38. gang-li: und auf der. Balkan
heiten und br'u-skiert danietbe Öfter-
rri'ch, benen neben Okkfififiqllk
wohlwollend gem-ibm.: Neutral-*tat
ihn, die Entblißung der Wefig'enze
eriaubu: Und Italien, das einen
Waffe-igcng mit Öfterreictt nur
mit Zit..rn i-nd Jagen entgegen
fiehtt flieg." denifelben Rußland zu_
das ihm durch llrterftußung Mei-.e-
likc- zu :iu-r feine'.- furchtbarfien
Sihlawcn rei-*wifen hat. Die. e.*|e
Starter-*LFU ?*t-Zknr Emanuele nein
feiner T:-rocß3fi--igi:ng galt oem
Zaren, *ti-i! il'. Juli' 1902, unmit-
ir'ibor nach dr*: Erneuerung des
Reiki-*nds teilte ir nach Petri-hof.
(Swen *amals firebte Zanarcelli
ein; „nei-e Orientierung“ (Italiens
an.) Und rie zum heutigen Tage
hat er auf :je Eiwidiiung des
Befuches n arten müM-n. ELn rul-
iiich*.r Botfcliaiier muß;e Rom nei-
lan-:nt io erbofi wm- It-.liens Kö-
nigin über die fein-.öde Behandlung
die ih-ii Nikolaus ll. zuteil 11-er-
deti ließ.
Lie jeiiige Begegnung die Ab..
traguig der* Schuld naeh fit-'den
lan-.fen Jahren, wäi'- etwas Erlbfi.-
»er'täroliiliw und jerei Verdünn-
-gung enttiintt wären die verfihie-
dei-en Zweibectigkeircn iinterbdeber
rad k'.ite ter ?cr fich nick(zur.-
)Letizkng '.-er Rank-'Fire Jswolßkis
hicgegiirii. Leite nicht plökliih
der Plan .kim-9 X-alirnbundes niir
rufiifihei- Trike trier-r auf- und
entfaline inco- Kar Ferdinand, der
[eit dem Jet-rc 1995, icit dem Ver.
rat der iiii...?lirh geh-.im gehaltenen
ir-oiiclx-buigrri:.hi-n Jollunior der
b-:Znob-:ßfe Mann in Serbien war,
.-:i .Zub-'ick des Ymfelxolde-l plölZZi-F)
auf ierbiichem Boden eine meh-.im
iiihe Riihrigkcit i-.iid Zätfii-dkci
'iind Nikita ift wohl anti, nieht fr-
Woni dar* aller', wer-n ma;- nm ;inver:n-idli.-l_1; dtoind-qu--.PZ7:.-.x-
rio-F; einmal keinen malt-.*9 Anti*
*.i-enn Rußland. teceiickte.. G» eff.
ic-.is urd gel-(treFt durch die *3 Winx', cireo zweite. iaparifch-,x
Kriege-*l fi.h ein.: italieniiiheRiiFcn-
denkt-ng fiihrt'. mZ-azw, f.- hät-e
es beheren Takt *Leinöl-*eu kenne::
Ader warum "merkt-mia,.- Trial-en.

das doch zu einem entliheidendeii
Schlag heut: ebenfo ungerüilet ifi
wie der 'iurdifihe Freunf, fo auf-
drii.glich die ?Dallara-htc *der eiii-
wifcheii Bora-achfiix lind was ioi'.
das Augenzwinkrrn bei der Erinne-
rung der Donau-Adria-Vabnf die
man wird-r einmal fo herausfo-
dei-nd di: fiawiicq-i'ateinifche Bann
nei-n'- daft alle Aber-?eurer in Bel-
grad„ i? oem ind Ectririje eufhor-
chen? Die Ernüchterung wird
ihnen nicht er'oart bleib-iq, "Ubi-i-
es ifi ein Memento, und
wüßte man nicht, daßFran*1*cim
Rußland und Italien alien Grund
haben, die Vitali-ung des Jriwe. e
zu wünlihent und daß England i'.
feinen inneren Schmerzen befilif-
tigt it'tf mai: könnte al-.iurei-t r-i
wilde Balkanjag'o werde bald ri:
neuer-i beginnen.
Zof-,f Adolf Rei-'*1
Want-:file Todesurteil.-
Das Vettel-en i; nie-nr
nie-'nfani-xr Inter-[fen iin .no
deriikn Staaicnverkchr. die Rift-L
gung der E (biedi'qeriwisben :qui-.i
fiir wein-e eiii Verzicht an.c zi..-
vera'nc Sonderrei-hie dit Sig...?
gewaii in gewi'efen Fällixi co*-
7S e

3385 Sam .p mac-é Lam
.Kp-:Im =3 _wm-AZR
z, u„.p„..-„..„. ...Nm-..-
1 . v ..
...- .

Vorbedingung ifk. läßt auch eine Idee diskutierbar erfcheinen. die jüngft im Zufammenhang mit der Hinrichtung des fpanifchen Freidenkers und Republikaners Fetter von einem Abgeordneten des ungarifchen Reichstages in der Form eines parlamentarifchen Antrages angeregt wurde.

Diefer Antrag ging dahin. die Regierung aufzufordern. fich für die Errichtung eines in t e r n a - tionalen Begnadigungs- fe n a t e s einzufehen. der bei Todesurteilen gegen p o l i t i f ch e Angeklagte in der Lage wäre. wenn deren objektive Schuld nach international geltenden Moralbegriffen nicht zureichend erwiefen fcheint oder allgemeine Kultur- und Menfchlichkeitsgründe als mildernde Umftände mitfprechen. die Todesftrafe in eine den Gefeßen der betreffenden Länder entfprechende Freiheitsftrafe umzuwandeln.

Diefer Vorfchlag. der aus der überall in Volkskundgebungen aufgeloderten Entrüftung über die Hinrichtung Ferrers emporwuchs. könnte als Vorläufer der latent in allen Kulturftaaten befiehenden Tendenz zur Abfchaffung der Todesftrafe gelten. Er fordert allerdings. daß fich die Staatsgewalten eines Teiles ihrer fouveränen Rechtfprechung gegen politifche Gegner begeben. Die Warte. auf die fich der Antrag ftellt. wäre eine ethifch fehr hohe. Vielleicht eine zu hohe - für die Praris. Doch die Erwägung. daß in mehreren Großfiaaten die Abficht der Ausmerzung der Todesfirafe- greifbare Form annimmt und daß keinem Kulturfiaat deshalb bange wird. das Gefüge der fozialen Ordnung oder die Autorität feiner Iuftiz und Verwaltung einzubüßen. wenn kein politifcher Delinquent mehr geköpft. erfchoffen oder gehenkt werden kann. läßt den idealifiifchen Gedanken des magyarifchen Deputierten nicht u priori abweifen.

Der Bezug auf den Fall Fetter mag der Idee nicht gerade nützlich fein: denn abgefehen davon. daß Regierungen katholifcher Länder einen Tadel gegen das heutige

Spanien als gleichbedeutend mit einer Verurteilung des ultraklerikalen Regiments erachten könnten. kommt für die übrigen Staatsgewalten vor allem in Betracht. daß das bemängelte Todesurteil einen Anarchifien. alfo einen Gegner Aller. betrifft. Und fo wie die römifche Kirche allezeit zwar große Worte der Menfchlichkeit. Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gebrauchte. dabei aber gegen ihre Feinde unerbittlich graufam war. hat auch die politifche Macht ein doppeltes Maß in der Rechtfprechung für ihre Gegner. Die Stimmen aller Völker haben fich gegen das fpanifche Urteil erhoben. Die Staaten aber - fchweigen.

Ich kenne den Fall Ferrer nicht erfchöpfend genug. um mir ein eigenes Urteil über feine Schuld zu bilden. Aber ich glaube. man müßte von Ferrer ganz abfehen und den großzügigen Gedanken. die Hinrichtung eines politifchen Gegners zu hindern. gegen den die Gefeßgebung aller Staaten genügende andere Mittel der Unfchädlichmachung befißt. nicht mit dem Ereigniffe in Spanien verquicken.

Die Fef'ilegung einer inter-

nationalen Moral gegen politifche Delikte. die doch innerhalb jeder Landesgrenze fo verfchieden beurteilt werden. wäre ein großer Fortfchritt. Man komme mir nicht mit der Unmöglichkeit folcher Eingriffe in fremde Souveränität. Wenn die Politik es opportun erfcheinen läßt. hat noch keine Großmacht gezögert. z. B. in die fouveränen Rechte der Türkei einfchneidend einzugreifen. fobald dort grobe Verletzungen gegen Kultur- und Menfchlichkeits - Forderungen vorkamen. Daß es um diefe internationale Moral nicht gerade hochfieht. beweifl allerdings die Tatfache. daß fie nur gegenüber notorifch Schwächeren ausgeübt wird.

In der jeht angeregten Form mag ja der Gedanke einer internationalen Begnadigungsinfianz für politifche Verbrecher noch unbrauchbar erfcheinen. Aber er verdient ein näheres Eingehn - ohne Rückficht darauf. ob die Anwürfe gegen das klerikale. rückfiändige Regiment in Spanien im Fall Fetter zutreffen oder nicht.

o. S.

Die Racowiha

Wer ift das? - Sie kennen die Racowißa nicht? - Helene v. Dönniges. beinahe .Helene Laffalle. ftatt deffen Fürftin Racowißa (fünf Monate lang). dann - .ßelene Friedmann. Gattin Siegwart Friedmanns. und jeßt feit mehr denn dreißig Jahren: Frau v. Schewitfch.

Was find Namen? Ich hoffe.
p
x
daß fich die geiftig bedeutendften Frauenrechtlerinnen darüber klar find: ein fekundärer Gefchlechtsunterfchied. Das heißt: fobald fiäf zwei Menfchen verheiraten. Es will mir nicht in den Kopf. daß die Selbfiverfiändlichkeit. mit der alle Frauen den Namen des Mannes annehmen. ihnen fo felten zum Problem wird. Holde. füße Gewohnheit. fagen die Guten; - aber die. die die Gleichftellung der Frau mit dem Mann fordern - welch ein armfeliges Verlangen -. wes-

halb revoltieren fie nicht gegen diefe Ungerechtigkeit? Gegen diefe Barbarei der Sitten?

Helene v. Dönniges berührt in ihren dreihundert Seiten ftarken Memoirenl) diefe Frage nie. Sie fchaut auf ihr fchickfalreiches Leben zurück; fie erzählt von den Männern. die fie erfehnten. und denen fie Frau wurde; ja fie entfinnt fich fogar des Tages. wo - wie fie fagt - der Keim für ihre ganze fpätere Lebensanfchauung gelegt wurde.

Ich war ein Kind von fünfzehn
Jahren.
Ein reines. unfchuldsvolles
Kind.
Als ich zum erf'tenmal erfahren.
Wie füß der Liebe Freuden
find.

Helene v, Dönniges war noch nicht fünfzehn Jahre. fondern erft zehn. als eine neunzehnjährige Freundin. eine Gräfin K.. alle Vorgänge ihrer Hochzeitsnacht dem Kinde erzählte, ..Das gefchah an

1) Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Art von Helene von Racowiha. Gebrüder Paetel.

Yundfchau
einem hellen Sommerabend im Garten.“
Die neunzehnjährige Gräfin fing - fo erzählt Helene v. Racowida - plötzlich zu weinen an und fagte traurig: ..Aber fiehft du. fo fchlecht find die Männer - nach alledem habe ia, erfahren. daß ich gar nicht feine erfte Liebe war; er hat fchon eine Menge Frauen ebenfo geliebt und mit ihnen dasfelbe getan wie mit mir!“
Die zehnjährige Helene gibt ihr Befcheid: ..Ia. warum ruft du es denn nicht auch? Was er tut. kannft du doch auch!"
..Und damals." fo berichtet mit fchlichter Naivität die jest faft fiebzigjährige Dame. ..damals. an jenem hellen Sommerabend begründete fich in mir dieIdee der ..Mann-Wichheit" im Liebesrecht des eibes; entftanden aus einem durch nichts zu unterdrückenden Hang nach Wahrheit. Offenheit. - ja faft Öffentlichkeit meines Tuns und Laffens. um nur nicht in irgend jemandem den Glauben hervorzurufen. ich wolle über mich und mein wahres Wefen täufchen!"
Eine Epifode. deren triviale Fribolität kaum verlocken würde weiterzulefen. wüßte man nicht. daß die Geliebte Laffalles fpricht.
Laffalles Liebe umftrahlte die Zwanzigjährige. gab ihr die fingu-läre Bedeutung. ihren Wert. und was das Buch von den Wirkungen diefer Liebe erzählt. reizt die Nerven. fpannt unfere Sinne.
Ein Mädchen tritt uns entgegen. verheißungsvoll in ihrer jungen. dunklen Sinnlichkeit. von einer feltenen. verlockenden Schönheit. mit goldblondem Haar und mit Augen. deren Farbe nicht zu definieren war. die den fanfteften Farbenausdruck annehmen konnten. um in der nächften Minute - wenn die fchweren Augenlider wie ermüdet herabfanken. die lauernden Flammen eines Raubtiers zu zeigen. Wedekinds Lulu, Mit einigen unterfchiedlichen Merkmalen. Sie kommt nicht von unten. ihr Vater ift kein fragwürdiges Individuum. fondern bayrifcherMinifter. und ihr Gefpiele ift der Kronprinz Ludwig

-- der fpätere König von Bayern. Laffalle begegnet ihr nicht im erften. fondern etwa im dritten Akt.

Sie war fchon in Nizza gewefen. hatte als Vierzehnjäbrige die Genüffe der mondänen Gefellfchaft. ihre Ausfchweifungen und Abenteuer erlebt. - und war dann nach Berlin gekommen. wo fie mit Laffalle zufammentraf.

Die zwanzigjährige verführerifche Ariftokratin mit dem faft vierzigjährigen. auf der Höhe feines Ruhmes ftehenden Revolutionär: ein Liebespaar aus einem Senfationsroman. Aber aua) ein großer Dichter. George Meredith. hat es gezeichnet.

* * -Il

Die erften beiden Akte. die in München. Berlin und Nizza fpielen. haben etwas ungemein Reizvolles durch ihr elegantes Kolorit - felbft noäf in der oberflächlichen Darftellung. die die Memoiren der Baronin Schewitfch bieten.

Das Elternhaus in München. der elegante Salon des Minifters von Dönniges fah berühmte und vielgefeierte Gäfte,

Hier empfing man Dingelftedt. Hebbel. Anderfen. Rubinftein. Julius von Liebig. Wilhelm von Kaulbach. den jungen Paul Heyfe. - kurz: es war eine kultivierte. geiftreiche Gefellfchaft. Die achtjährige Helene durfte immer dabei fein. und fie befchreibt fehr luftig. wie fie auf Anderfens Schoß faß und er ihr Märchen erzählte. und wie Kaulbach fie als Modell benutzte und fie ihm beim Malen zufeheu durfte.
Aber die Memoirenfchreiberin faßt ihre Eindrücke - am Schluß des Kapitels - in die Worte zufammeu: ..Das Milieu. in dem ich aufwuäfs. war das denkbar fchönfte für Intellekt. Schönheitsfinn. künftlerifche Phantafie und gelellfchaftliche Bildung -. das denkbar ungünfiigfie für alles. was man unter dem landläufigen Begriff von Moral verfieht."
Sie fagt dann von fich. daß fie ein ungemein temperamentvolles Gefchöpf gewefen fei. und daß fie alles Gebotene mit allen Sinnen genoffen habe. bereits in einem Alter. wo andere der Puppe noch mit Leib und Seele ergeben find; diefe erfeßten ihr kleine Liebeleien mit den Brüdern ihrer Freundinnen. ..eigentlich feit dem fechften Jahre".
Und fie fügt - den Flirt iu dem Salon ihrer Eltern verurteileud - hinzu: ..Manch allzu feurigen Blick. manch verfieäten Häudedruck oder Kuß - fing mein fchnell verftehendes Auge auf - neben all den fchönen Worten. die da gewechfelt und gierig von meinem Ohr getrunken wurden."
Sie will das Verderbliche ihrer Erziehung aufzeigen. um die Vorausfeßungen für das Drama ihres Lebens zu fixieren.
Das Milieu des erfien Aktes alfo: ein äfthetifnjer. aber höchfi unmoralifcher. irreligiöfer Kreis von kultivierten Europäern.
Zweiter Akt: Sie wird mit einem alten italieuifchen Oberfien verlobt. Man trifft fich in Turin.
Ein Diner mit Eavour und ihrem Ekel von Verlobten. der fie befchimpft und das vierzehnjährige Kind eine Kokotte nennt. Szenen-

werhfel: Nizza. Fafching. Fefte. Bälle. Internationale Gefellfchaft. in der Bulwer. Meyerbeer. Dickens. der alte. abgefeßte König Ludwig hervorrageu. Korrumpierte ruffifche Ariftokratie. ein lururiöfes Gemälde - etwa von Sudermann gefehen -. fo fiellt fich dem Zufäjauer die Nizzaer Gefellfchaft dar.

Hier: -- ..in diefen intereffauten. aber oft reiht internationalen. mit weiten Anfichten über Moral und Sitte ausgeftatteten Kreifen erlebte ich mein fünfzehntes Jahr. gefeiert und umfcljmeichelt wie eine junge Königin." Es lebe das Leben! Und ..in diefem intereffanten. aber oft recht internationalen" Stil ift das ganze Buch gefchrieben.

Es folgt in Nizza ein Kapitel: ..Liebesraufch. Unbarmherziges Eingreifen der Eltern in diefe erfte Liebe." - O. die unmoralifchen Eltern! - Helene v. Racowißa erzählt ihre eri'te Liebesnacht. ja fie felzt ihr ein Denkmal durch Gedankenftriche.

'ic die 'k

Der dritte Akt fpielt vier oder fünf Jahre fpäter. Lafialle tritt in ihr Leben. Und nun fieigert fiäl ihre Liebesfähigkeit und ihre Lei-

denfchaft -. obfchon ein Störenfried da ift. dem fie fich bereits früher verpflichtet hat: ..ihrem Mohrenpagen". wie fie ihn nennt. dem jungen rumänifcheu Fürften Yanko v. Racowißa.
Laffalle aber domiert. Laffalle. ..der Eäfarengleiche" ..mit dem Adlerbli>". Sie fagen einander: wir find unfer Schickfal. Und hier entfieht das einzige Problem im Leben diefer Frau. Die Liebe Laffalles macht fie unfkerblich. Und wenn fie heute ihre Erlebniffe trivialifiert. - die Katafirophe. die das Säfickfal durch fie herbeiführte. umgibt fie mit einem unvergänglichen Reiz.
Eines der großartigfien Menfchenleben vernichtet -: durch die irrfinnige Konftellation der Verhältniffe. Man hat vorfchnell die Heldin diefes Dramas verurteilt und gefchmäht. Und fie hat recht. fich noch heute - nach fünfundvierzig Jahren - zu rechtfertigen. und ihr Ton erhält eine leidenfchaftliche Färbung. da fie ihre böswilligen Gegner zu widerlegen fucht; fie bezichtigt fich felbft. fie empfindet den Schmerz. daß ein folcher Menfch. ein folcher Geift. der alle anderen anzog und beherrfäfte. an einer fo jämmerlichen Kleinigkeit - ..an der Schwäche und Feigheit eines jungen Weibes" zerfchellen konnte. Wie blödfinnig neutral ift das Leben. Das Wikingerblut. von dem Helene v. Dönniges allzu häufig in ihren Memoiren fpricht. verfagte. war verdorrt. da es die Probe befiehen follte. Die Zwanzigjährige. die fich der fuggefiiven Kraft eines harten Willens nicht entziehen konnte. ließ fich einfperren und gefangen halten. und weder ihr Haß gegen die gewaltfamen Eltern noch ihre leidenfchaftliche Liebe für Laffalle kam zu einem fichtbaren Ausdruck.
Ihr Wikinger-Temperament war eingetrocknet. Sie fügte fich. fie ließ fich Briefe diktieren. ihre Leidenfchaft war verpufft. Es folgt das Duell zwifchen Laffalle und Racowißa. Sie hofft. Racowißa werde daraus nicht zurückkehren. Er kommt als Sieger. und da er

der Einzige ifi. der fie verfteht. der fie aus diefem Kreife feindfeliger Verwandten befreien kann. - heiratet fie ihn. die Eltern begleiten fie auf fein Schloß in der Walachei. Nach fiinf Monaten ftirbt er. Die verwitwete Fürftin Racowisa bringt feine Leiche nach Nizza.
Und fie beginnt einen neuen Abfchnitt ihres Lebens mit dem verheißungsvollen Kapitel: ..Wie mich die Welt büßen ließ."
* * Ü
Die Geliebte Laffalles durfte unfer Jntereffe fordern - auch fiir ihr fpäteres Alter. und felbft wenn fie ihre Erlebniffe. die fie fich gezwungen fieht. einer breiten Offentlichkeit mitzuteilen. in einem noch fchlechteren Deutfch wiedergäbe. Aber ihr Stil ift phrafenhaft. rührfelig. fudermännifch. er entfchleiert ihre Oberflächen-Natur fchonungslofer. als ihr Wahrheitsmut es könnte.
Sie behauptet: ..Furcht ift eine Eigenfchaft. die ich abfolut nicht kenne - vielleicht wirkt hier das alte Wikingerblut mitz" fie fpricht von ..dem göttlichen Stillen Ozean". ..er ift einfach be-

Yundfchau
rückend"; und fie fchwärmt von ..der verehrten herrlichen Carmen Sylva"; fie hat für Olshaufen. den Chirurgen. wie für Björnfon nur das eine Adjektiv: ..genial“.

„Wir waren zwei Enthufia-1ten". fagt fie von fich und Björnfon. - Die beiden Enthufiaften fprechen einmal auch über Jbfen. Und etwas Groteskes kommt zuftande.

Gleichviel. Die Geliebte Laffalles brauchte - altgeworden - weder über Jbfen. noch über irgend einen Geift eine eigene Meinung zu haben. fie könnte fchweigen. fie aber tritt anfpruchsvoll Banalitäten breit. fie verlängert ihr dreiaktiges - für die Öffentlichkeit intereffantes - Leben auf fünf Akte. das ift zuviel.

Die beiden leßten bringen die Erinnerungen einer ..Salondame". die inzwifchen Frau Siegwart Friedmann geworden ift. in Wien auftritt. im Cafs Walch mit Theaterleuten und Malern abendlich zufammenkommt. die noch immer fchön ift und die Makart deshalb malt. Sie foupiert mit Lenbach. Lifzt und der Charlotte Wolter. Schön. Das find Privatfachen. Ihre Eitelkeit aber läßt fie drucken.

Und es ift gleichgültig. ob die Fürfiin Racowißa. die Geliebte Laffalles. noch einmal heiratet und jest Baronin v. Schewitfch heißt. ob fie in Amerika war und dort Paul Lindaus ..Maria und Magdalena" fpielte. ob fich ihr ..die nordifche Sphinx“. die Blawaßki enthüllt. ob fie des Glaubens ift. fich mit indifäjer Philofophie zu befchäftigen. und ob fie Theofophin
7-
wird - o wie gleichgültig operettenhaft ift das alles.

Es ift eine Bloßftellung privater. intimer Beziehungen. Und man verzeiht es der Verfafferin fchwer. daß fie einen zwingt. indiskret zu fein durch die perfönliche. fubaltern aufrichtige Art ihrer Autobiographie.

Was mich jedoch am tiefften fchmerzt. ifi das Nicht-fchweigenkönnen. ift die Empfindung. die

fo bitter getäufcht ward: hier
hatte ein Menfch ein Schickfal. -
und er verfpielt es. .sm01- fan.
Sie hat fie unterdrückt. um ein red-
feliges Buch zu fchreiben.
Wilhelm Herzog

Der lehte echte Mandarin

Jbfen. der in der „Komödie
der Liebe“ das „himmlifche Reich“
der Ehe mit dem „himmlifchen
Reich“ der Ehinefen vergleicht.
läßt dabei den „letzten echten Man-
darin" gehenkt werden. Im wirk-
lichen China ift der leßte echte
Mandarin kürzlich geftorben: der
Großfekretiir Tfchang Tfchitung.
Im Guten wie im Schlimmen
war er ganz ein Kind der chine-
fifchen Klaffiker und als folches
eine pofihume Geftalt. die den
Forderungen einer neuen Zeit
innerlich fremd gegenüberftand. Er
ftand als Menfch zu hoch. um fich
wie die meificn andern Vertreter
des Klaffizismus für den Abfall
weitefter Kreife des Volkes von
den alten Heiligen dadurch zu
rächen. daß er feine amtliche Macht
zu perfönlicher Bereicherung miß-
brauchte; vielmehr wurde er nicht
müde. fie für fruchtlofe Bemü-
hungen zu verfchwenden. dem Ver-
fall der alten Sitten und Tugen-

den entgegenzuwirken. Von der Schmulzflut der Korruption. die fich in den letzten Jahrzehnten im chinefifchen Verwaltungswefen ausbreitete. wurde der vizekönigliche Yamen in Wutfchang in der Zeit von 1889 bis Iuni 1907. wo Tfchang Tfchitung dort die Gefchicke der beiden .hu-Provinzen leitete. rein erhalten; da fanden wohl fiets arme und ehrliche. aber keine reiche und unehrliche Hilfefuchende offene Türen und Ohren. Tfchang Tfchitung. der 1837 in Tfchifu geboren wurde. widmete fich mit fo rafchem und glänzendem Erfolge der Literatenlaufbahn. daß er bereits 1864. 27 Jahre alt. als Erfier die Prüfung der Hanli-Akademie beftand. - Doch gerade die allzu gründliche und umfangreiche Gelehrfamkeit über die Weisheit längft entfchwundener Zeiten verdarb ihn für daspraktifche Leben. WaserauchalsVeamterunternahm. zeugte von verblüffender Weltfremdheit. fo daß man ihn fchließlich in der eigenen Umgebung heimlich einen „gelehrten Stümper“ fchalt. Für die militärifchen. technifchen und wiffenfchaftlichen Kenntniffe und Fähigkeiten der Fremden hatte er ein offenes Auge und war auch durchaus dafür. daß die Ehinefen mit den Europäern auf allen Gebieten in Wettbewerb treten follten. aber er war zu fehr in koufutfianifchen Vorurteilen befangen. um in der Regel mit europäifchen Zwecken auch europäifche Mittel zu wollen. Sein Buch „Lerntl“. womit er fich als Reformfreund einen Namen zu machen gedachte. wurde von der modernen findierenden Jugend Chinas auf das entfchiedenfte abgelehnt. weil darin wohl allerhand Günfiiges über europäifche Wiffenfchaften ausgefagt. aber alle freiheitlichen weftländifchen Ideen auf das fchärffie verurteilt wurden. Von der Einführung parlamentarifcher Einrichtungen wollte Tfchang Tfchitung nichts wiffen. ebenfowenig von individueller Freiheit auf Koften des alten Familienkultus. und für die im

Volke verhaßte Mandfchu-Dynafiie
war er fo eingenommen. daß er
felbft den unter ihr aufgekommenen
Amterfchacher mit der angeblichen
Scheu der Regierung. dem Volke
neue Steuern aufzubürden. zu
rechtfertigen fuchte. Politifch war
Tfchang Tfchitung alfo ein Re-
aktionär. Darum bekämpfte er
auch immer fanatifch alle Beftre-
bungen für eine gründliche Reform
der chinefifchen Geld- und Wäh-
rungsverhältniffe. ohne die China
gar nicht hoffen kann. ein modernes
Staatswefen zu werden. Darum
auch fiieß Sir Robert Hart bei
ihm auf den hartnäckigfien Wider-
fiand. als er die chinefifche Re-
gierung zu einer Reform der Land-
fieuer bewegen wollte. die ihr
mit einem Schlage aus ihrer Fi-
nanznot heraushelfen könnte.
Die Kaiferin Witwe Tfufi ließ
Tfchang Tfchitung gleichzeitig mit
Yuan Schikai einige Iahre vor
ihrem Tode nach Peking berufen.
aber die Gegenfätze zwifchen jenem
Reformtheoretiker und diefem Re-
formpraktiker erwiefen fich als zu
ftark. um ein erfprießliches Zu-
fammenwirken zu gefiatten. Die
Beiden mußten in der Hofluft not-
wendig zu unverföhnlichen Neben-
buhlern werden. Nach dem Tode
der Kaiferin Witwe gelang es

Tfchang Tfchitung rafchp feinen Nebenbuhler aus der Sonne der Hofgunfi zu vertreibenx und er hat feitdeni eine kurze Spanne Zeit als bevorzugter Ratgeber des Prinz-regenten einen maßgebenden Ein-fluß auf die Leitung der chinefifcheii Staatsgefchäfte ausüben können. Sein Lebensabend wäre aber viel-lei>>t angenehmer verlaufem wenn Yuan Schikai geblieben wäre und feine Machtfiellung behauptet hätte. Jene kurze Spanne Zeit hat ge-nügtx um China von der Höhm zu der es Yuan Schikai emporgeführt hattet wieder fafi zu dem Tiefftand zurückgleiten zu laffenh den es nach den Borerunruhen innehielt. Ießt foll es den Pekinger Hof wieder nach Yuan Sahilai ver-langem diefer aber einftweilen keine Neigung zeigenx dem angeblich fchon an ihn ergangenen Ruf Folge zu leiften. Dem fei„ wie ihm wolle; jedenfalls bedeutet das Fi-asko Tfchang Tfchitungs als Rat-geber des Throns ein Fiasko der ganzen alten Mandarinengelehr-famkeit. Der große Tfchang Tfchi-tung ift tot; die kleinen Tfchang Tfchitungs werden fich den Forde-rungen des neuem durch die Öff-nung Ehinas für den Weltverkehr bedingten Zeitalters anbequemen müffen oder fich bald von den die Gegenwart beftimmenden Kräften ausgefchaltet und auf den Ausfterbeetat gefeßt fehen.

Otto Eorbach

Baudelaires Nachlaß

Mit diefer Ausgabe!) ift endlich eine Zufammenfiellung deffen ge-lungeng was aus dem reichen und von mehreren forgfältigen Bear-beitern einzeln vorgelegten Nachlaß Baudelaires auf uns zu kommen verdient. Und wenn zu der Zeity da Baudelaires Freunde die ge-famnielteit Werke des Verfemten herausgabem die Furcht vor dem Spießertum fie zurückhieltx Intimes und „Anfiößiges“ mitzugebenz die Leute vom Mercure ile [france fanden es an der Zeitt gegen den ehrlichen Bahnbrecher verlegerifch auch ganz ehrlich zu fein.

l) Charles Lauclolajro, 0oueroa pastdurnoa. you-i8, Zac-ists clu [tler-cura (le braune,

Neue Einblicke in die Seele
Baudelaires geben fchon die meifi
noch ungedruclten Vorworte zu den
klein-3 an Wal. Diefe Prsfaees
waren befiiinmy vollfi'andige Auf-
klärungen über alle feine Wünfche
und Vifionen zu geben; aber fein
intellektueller Stolz hielt ihn davor
zurück- vor die Menge entfchuldigend
und erläuternd hinzutreten. So
blieb diefer Schaß bis heute der
größeren Öffentlichkeit vorenthalten.
Und es war fchade darum. In
einer reinem wie gegoffen da-
liegenden Profa enthüllt er die
Befirebungen und Beforgniffe feiner
Künftlerfeelex gibt er das erfie ge-
fchloffene Artiftenevangelium.
Die fechs Gedichtß die Banda-
laire in die k'leurß an nlal nicht
aufnahmt haben wir hier ganz
und mit den Varianten. Es ift
nicht anzunehmenp daß ein voll-
fiändiger Verlufi diefer Gedichte
eine Einbuße für die franzöfifche
Lyrik bedeutet hätte; aber eines
jedenfallst die „beruf-198 Damnsea“,
ift geeignet- auf Vaudelaires Evan-
gelium der Liebe ein neues Licht
zu werfen. Alle Perverfitäten
erfchienen ihm als_der Drang nach

dem Unendlichen- der in jedem Gefchlechtsverkehr lebendig ifi; daraus refultiert auch ihre TragikX die leuchtend in den leßten Verfen diefes Gedichtes gefaßt ift.
Und noch etwas: Baudelaires literarhifiorifche Bedeutung liegt in der Bereicherung an Stoffen nud in der gleichzeitigen Beherrfchung diefer neuen Stoffe in einer durch intime Anpaffung an die neuen pfychifchen Eigentümlichkeiten veränderten und gewonnenen Form. Jedes Dokument ifk für die erneute Konfiatierung diefer Tatfache wichtig. Von dem Standpunkte aus muß man die Herausgeber beglückwünfchenx daß fie uns fowohl die unter Epe-793 gefammelten nachgelaffenen Verfe- wie auch alle fonftwo publizierten Gedichte bis herab auf die Gelegenheitsgedichte vorfeßen. Baudelaire- ein nie ausfeßender Arbeiter und ein fanatifcher Künfiler- wirkt nirgends banah und er darf das Recht beanfpruchenx mit den unfcheinbarften feiner Schöpfungen und mit den verpönteften feiner Verfe auf die Nachwelt zu kommen.
Für die Erkenntnis von Baudelaires Revolte-Natur gibt es nichts Intereffanteres als die .lain-oem: intimeZ. Wir haben fie heute in ihrer ganzen Fülle. Sie enthüllen uns feine von allen Furien geheßte Sinnlichkeit und feinen Scharfbli> für Dinge- die fich unter einer Krufie von Vorurteilen und Moralnriasmen der Schaukunfi der Pfychologen entziehen wollen. Niemals entbehren feine Äußerungen der Bildhaftigkeitx und er bleibt uns in der zufälligfien Notierung feiner Gedanken und Beforgniffe als Künfiler gar nichts fchuldig.
" Baudelaire ift ein Fanatiker des Stolzes und der geiftigen Einfamkeitz er ifi einer jener Dandies- die eher vor dem eigenen Spiegel als vor den korrumpierten Augen ihrer Zeitgenoffen fchön fein wollen. Mit dem eigenwilligen Humor eines moralifchen Mafochifien quält er fich dann in der Einfamkeitx um feinen Sinnen abenteuerliche Vifionen zu entlocken.
Viel weniger intereffant- ja von ganz untergeordnetem Intereffe find

feine barocken Dramenentwiirfe.
Wir werden aber gleich entfchädigt
durch die mitgeteilten kritifchen Frag-
mente. Außerordentlich perfönlich
find vor allem feine abgeriffenen
Notizen zu den [ani-zone (lange-
reuaee des Choderlos de Laclos
und feine Ausführungen über
Edgar Poe.
So gibt diefes Buck» das endlich
den gefamten Nachlaß Baudelaires
in die weitefie Öffentlichkeit bringtz
des Guten und Intereffanten genug.
Nur muß man von einem ziemlich
amoralifiifchen Standpunkt an diefe
Offenbarungen herantreten. Kein
anderes Wort Baudelaires beftimmt
beffer das Verhältnis das wir
zu ihm haben follen- als das nach-
folgende! das er Philorene Royer
ins Stammbuch fchrieb: „Unter
den Rechtenz von denen man in
der letzten Zeit gefprochen hat-
ifi eines- das man vergeffen hat-
und an deffen Nachweis jedermann
intereffiert ifi - das Rechtx fich
zu widerfprechen.“
Franz Clement
Finanzpolitifches
Herr von Havenftein
hat fich geirrt! Seine Dis-
konterhöhungx angefichts der Maß-

Rundfchau
nahmen der Bank von England ohnehin unabwendbar- konnte die Börfe nur wenig bedrucken. Denn diefe Börfe bewegt augenblicklich garnicht den Kurszetteh das Publikum tut es. Und das ift ein Faktor- der entweder feine Käufe bar bezahltx oder zu den erforderlichen Vorfchüffen fein Geld keineswegs im offenen Markte fuchen kann. Indeffen auch mit feinen Warnungen an unfere Hochfinanz hat der Reichsbankpräfident diesmal kein Glück gehabt, Die großen Eifenbahntransaktionen zwifchen New York/ Berlin und Frankfurt nehmen ihren Fortgangp da man ja in der Mitte plötzlich nicht aufhören kann. Ia noch mehrp fogar direkte Golderforderniffe wie die Übernahme ruffifcher Prioritäten erfiillen unfere Großbanken fo gernex wie jedes andere umfangreiche Gefchäfth an dem Erkleckliches zu verdienen ifi. Woher freilich nnfere fo außerordentlichen Barmittel fließenp bleibt noch immer nicht recht zu erfehenp und diejenigenh die es wiffen könnten„ fagen es nicht. Der Auffchwung der Kurfe hängt mit zwei Umftänden zufammen - mit der unleugbaren Erholung der deutfchen Indufirie- fowie den verhältnismäßig guten Erträgniffen der Banken. Dazu kommt die Stärke des New Yorker Platzes„ der felbfi an den Tagen- wo der Diskonto in London auf 5 Prozent fiiegp die Shares gut zu halten verfiand. Mit Gefchicklichkeit allein war es da nicht getan/ man mußte auch von heute auf morgen auf eigenen Füßen fiehen.

* pi er

Kaufmann oder Pro-
d u z e n t? Ein intereffantes Streiflicht auf die vollfiändige Vermengung zweier fonft ganz verfchiedener Gebiete warf kürzlich eine New Yorker Depefche. Darnach follte der Direktor der Metallgefellfchaft in Frankfurt a. Main nach Amerika gereift fein- umx wie es dort ganz unkritifch hieß. wegen eines „Kupfertruft“ zu unterhandeln. Natürlich könnte aber ein folcher nur die Outfiders zufarnmenfaffenx alfo fern von der

Amalgamated Company erfiehen. Nur zu begreiflich ift es daher auchp daß Rockefeller als Hauptkontrolleur der wichtigften Kupferaktien dabei gemieden wird. Vielmehr unterhandelte man mit deffen Antipoden Morgam der trotz aller Befchönigungen ein natürliches Gegengewicht zu Rockefeller bilden muß und im Erzwingen (l) von Vereinigungen (f, den Dampfertruft) fchon eine befondere Gefchicklichkeit befißt. Indeffen das Bedeutfame wiirde hier keineswegs in einem der vielen Kämpfe amerikanifcher Großer liegenx bei denen ja auch eine Art von Kriegsluft mitzufprechen pflegt. Es ift vielmehr der neue Verfuck» den hier ein Kaufmannsgefchäft angeblich anbahnt„ eines ihrer großen Bezugsgebiete fogar in einen Truft zu verwandeln. Die Metallgefellfchaft ift in Metallen aller Art ficher die bedeutendfte Handelsfirma- wozu noch kommtx daß das ihr fehr nahe fiehende Londoner Haus Merton für Kupfer maßgebend auf dem Weltmarkte bleibt. Aus diefer f-Zweiteilungx nämlich der amerikanifchen Produktionsmacht und den europäifchen Mächten des

Zwifchenhandels. haben unfere Verbraucher fchon ihren Ruhen gezogen - einerlei. ob fie riefengroß wie z. B. die Kabelwerke find oder nur mittelgroß wie z. B. die vielen Unterfabriken. Run find aber'? jene großen Händler immer reicher. refp. aktienkapitalkräftiger geworden. fo daß fie an ihren bisherigen Gefchäften nicht genug hatten. befonders. da die Konkurrenz immer fchärfer auftritt. Sie verfuchten alfo die Rohmetalle z. T. auch aufzubereiten. anfiatt wie früher nur mit der Fertigware zu handeln. und mußten dann zur Erwerbung oder gar Gründung von fchwierigen Bergwerksbetrieben übergehen. Bezüglich des Kupfers fiellte fich aber allmählich heraus. daß uns nicht nur die Preife von den amerikanifchen Großbefihern unbedingt diktiert werden. fondern daß auch über die Marktlage diefes für die gefamte Induftrie bei weitem wichtigften Metalles felbfi feitens unferer größten Händler gar keine Klarheit zu erhalten ift. Für den bloßen Kaufmann nun könnte diefer Umfiand kaum erfchwerend in Betracht kommen. da ja eine Spekulation nicht nötig wäre. Allein angefichts der neuen Gefchäftsmethode. wie fie vorhin gefchildert wurde. ift es keineswegs gleichgültig. ob man bezüglich der Preife vollfiändig im Dunkel tappt. Und daher könnte immerhin jetzt angef'irebt werden. die Metallgefellfchaft mittelfi Ankaufs großer Aktienpofien zum Mitkontrolleur von bedeutendeng Kupfer-Kompagnien zu machen. Leider würden aber durch eine folche unnatürliche Verbrüderung die Preife nicht vor Erhöhung gefchützt werden. fondern die bisherigen Zwifchenhändler und Verkäufer hätten dann felbft auch noch an den erzeffiven Gewinnen eines neuen Truft teilzunehmen. der einfiweilen fogar fchon mit einer Produktionseinfchränkung dem Allgemeinbedarf unbequem genug werden könnte. Das ift eben die Folge der gewaltig angefchwollenen Barmittel unferer Aktiengefellfchaften. die fiatt in ihrem Wirkungs- und Pflichtkreife

zu verharren. auf immer weitere Gebiete übergreifen. Den Per- fonen hierbei einen Vorwurf zu machen wäre ungerecht. fie handeln einfach als Kinder ihrer Zeit. während fie fich womöglich noch für Bahnbrecher halten.

-kl * *

Der englifche Konfu- latswechfel hat weniger in Berlin. als in London zu weit- fchweifigen Befprechungen Anreiz gegeben. Bei uns wußte man längfi. daß die Zeit folcher Re- präfentationen und Titularpoften vorüber fei. nachdem Großbritan- nien feinen auswärtigen Handel nicht mehr hauptfächlich dem alten Ruhme feiner Waren verdanken kann. Die Franzofen. welche uns in teuren Faaonartikeln friiher noch ganz anders thrannifierten. und zwar mit größtem Erfolge. verlaffen fich fchon feit vielen Jahren nur noch auf ihre konfu- larifchen Beamten. Indeffen ver- fiehen diefe bekanntlich noch immer äußerft wenig Deutfch. würden auch fonft ihrer Fabrikation durch neue technifche Mitteilungen kaum zu nützen vermögen. Nur in den Jahren. als Frankreichs Weinbau

Rundfchau
durch die ?bylloxern in einer ungeheuren Gefahr gefchwebt hat. haben wohl auch die bei uns eingeholten Informationen große Dienfte getan. Indeffen gegenüber der fonfi mehr gefellfchaftlichen Form jener franzöfifchen Tätigkeit dürfte fich das neue englifche Konfulatswefen doch weit gefchäftsmäßiger und nüchterner aufbauen. Heute haben unfere Vettern jenfeits des Kanals genau wie die in andern Ländern recht fpürhaften Amerikaner. das vielfeitigfie Intereffe an Einblicken in unfere Werke und Fabriken. Und derartige Wünfche. an einen Konful wie den früheren Teilhaber von Bleichröder gerichtet. mußten den lehteren unwillkiirlich auch an feine privaten Pflichten als Auffichtsrat derartiger Unternehmen erinnern. Nur wirtfchaftliche und weniger politifche Urfachen dürften alfo die Umwandlung des britifchen Konfulats zu Berlin in eine wirkliche Staatsgefchäftsfielle veranlaßt haben. Im übrigen find angefehene Bürger eines fremden Landes gerade mit der Konfulatswürde fchon feit mehr als einem Jahrhundert betraut worden. Dem Bankier Herrn v. Bethmann in Frankfurt-:als Ruffifchem Staatsrat wurde feine Würde 1813 unbequem. da Napoleon nach der Schlacht bei Hanau bei ihm abfiieg. Herrn von Rothfchild wieder wurde fie bequem. als diefer beim Einzug der Preußen 1866 feine englifche Flagge an Wohnung und Gefchäftshaus anbringen konnte.

* 1'(*

Von Aachen nach Berlin.

Über den Sprung. den die Rheinifche Diskontogefellfchaft zu Aachen durch Erwerbung der Firma Hardy in Berlin macht. ift noch immer zu wenig gefchrieben worden. Denn hier handelt es fich nicht allein um den Fünfzehn-Millionen-Erwerb eines bisher gerade mit der Deutfchen Bank liierten Bankgefchäftes. fondern vor allem um eine ganz neue Art von Emanzipation. Ienes Aachener Infiitut war unter der Agide der Berliner Diskontogefellfchaft groß und weit verzweigt geworden. wie unter

der der Deutfchen Bank die Bergifch Märkifche Bank zu Elberfeld. Und erfi jetzt will man uns von Aachen aus erzählen. daß fie mit Berlin bisher nur lofe verbunden gewefen fei. Wahrfcheinlich foll damit fiatt einer wirklichen Losreißung. denn etwas anders ift es doch nicht. - ein folgerichtiges Vorwärtsftreben zum öffentlichen Ausdruck gebracht werden. Indeffen gerade über die legte Methode läßt fich ftteiten. weil die Teilung der Arbeit zwifchen Provinz und hauptfiädti-fcher Konzentration eine zwei-fchneidige Veränderung erleidet. Denn da. wo Direktion und Auf-fichtsrat fich jetzt vor die Ent-fcheidung wagen müffen. ob fie beffer: den alten Anfprüchen ihrer Rheinifchen Indufiriekunden ge-nügen. oder den lockenden (l) Beteiligungen ihres neuen Berliner Gefchäftes. dürfte wohl in den meiften Fällen der Zug nach der Hauptftadt fiegen. Das wird eine Nachahmung des Schaaffhaufen-fchen Bankvereins. der aber von vornherein weit ftärker war und vor allem auch weit früher in den Kreis unferer Großbanken eintrat. Das deutfche Bankwefen fcheint

fich :noch immer in einem Gärungsprozeß zu befinden. troßdem es doch eigentlich bereits mächtig genug geworden ift. Beweis deffen ift u, a. die neue Filiale der Deutfchen Bank in Brüffel. die zwar keine jungen Aktien koftet (das fehlte auch nochl). aber doch eine höchft bedeutende Steigerung der Verantwortlichkeit bedeutet.

Pluto

Zu unferen Bildern

Ffw von UhdeS Liebermannporträt

Diefes Paftellbildchen ift ein Impromptu. ift eine Impreffion. ein Kind der Stunde. des Augenblicks. und es ift eines der ausdruckvollfien Bildniffe des Künfilers bei der Arbeit. Aber mehr: es ift ein Zeitdokument. eine wichtige Erinnerung an jene Epoche. da der Naturalismus - das heißt die moderne Malerei - ihre erften Kämpfe focht. ihre allererften Siege errang. Aus jener Zeit ftammt es. da in München Uhde. Liebermann und manch ein anderer fich von der Tradition des Atelierbildes losfagten und das Freilicht. die neue Welt lichter Farben. gehalten durch das Fluidum eines hellen luftigen Tons. in ihren Werken fefizuhalten verfuchten. Eine Reihe von Künfilern hatten fich da zufammengefchloffen. gleichfam zu gemeinfamem Schaffen. - hatten fich zufammengetan zu einem neuen kühnen Zug in das unbefiegte Leben hinein. und Kriege werden nicht von einzelnen geführt. Wohl aber find es einzelne. die fich in diefen Kämpfen. in diefen Revolutionen zu Fiihrern aufwerfenz und zwei diefer Führer. zwei diefer am weitefien vorgerückten Pioniere vereint diefes Bild. Uhde und Liebermann. Der weichere. verträumtere Uhde. hier gibt er ein Bild des herben. vordrängenden. zähen andern. eben diefes Liebermann. Der eine ift das Gefühl. der andere der Gedanke der neuen Kunft. die Energie. die Triebkraft. Und diefe Vereinigung macht einem das Bild fo lieb.

Wer Liebermann einmal bei der Arbeit fah. der weiß. daß fie in zwei weit verfchiedene Phafen

zerfällt. die fich ganz auf dem
Geficht diefes nervöfen. empfind-
famen und doch fo nervenftarken
Meifters ausprägen. Die erfte
Phafe ift die Phafe des Sehens.
des Umklammerns des Objekts.
des Einfaugens mit dem Blick.
Er wird gleichfam ganz Auge.
die Muskeln ruhen. aber Nerven
und Gehirn arbeiten fichtlich. be-
leben das Geficht. fchärfen den
Ausdruck diefes geiftig bedeutfamen
Menfchen. Es gibtPhotographien.
Momentbilder von Liebermann.
die diefe Phafe intereffant feftge-
halten haben. Und die zweite
Phafe mit ihrer neuen großen
Veränderung tritt in Liebermanns
Geficht hervor. wenn er den Kohlen-
ftift in der Hand hält oder den
Pinfel. wenn er die Sinnlichkeit
des Schaffens verfpürt. wenn die
Muskelgruppen in Arm und Geficht
mit unerh'orter Feinmechanik ar-
beiten müffen. um das eben mit
dem Auge Erfaßte wieder-zugeben.
um das eingeprägte Gedächtnisbild
fefizuhalten. um die lineare und
farbige Hieroglhphe dafür zu finden.
Dann ift er ganz Konzentration.

gleiahfam verkrampft in feine innere Vorfiellung. ift unerhört ange-fpannt. daß er auch jede Laune des fchwankenden Lebens banne und fefihalte. daß er das Unmög-liche ermögliche. nämlich: in totem Material mit Strichen und Farben uns die ganze veränderliche Schön-heit des Lebens vorzutäufchen.
Und diefe zweite Phafe Lieber-mannfchen Schaffens erfchöpft Uhdes Bild; wäre es ein großes Gemälde. nie hätte es das ver-mocht - aber diefem Augenblicks-kind. diefer Impreffion glüclte es.
Ach Gott. wie anders ifi doch folche Künfilerarbeit. als fie fich der Laie vorfkellt. Nichts von genialen Bewegungen. Augenrollen in fchönem Wahnfinn. nichts von breiten und achtunggebietenden Gefien - fondern Arbeit. harte. einfache. fchweranftrengende Ar-beit; Arbeit. zu der man die Stimulanz einer Zigarette oder irgend eines Rauchkrauts benötigt. daß auch jene latente Spannkraft ausgelöfi wird. die wir fonfi nicht angreifen. Ia. und das hat Uhde gegeben. fchlicht. unverkünfielt. un-pofiert. Die Schönheit liegt hier in keinen Außer-lichkeiten. . .liegt in dem Aneinanderreihen von ein paar Farben...in der Verteilung des Weiß. in der Sicherheit. mit der fo eine Hand hingefeßt ift. die den Zeichenblock hält. . .in der Ein-fachheit. mit der fo ein zerfaferter Schnurrbart wiedergegeben ifi. .. in dem Feingefühl. das auch eine ganz geringe Verkürzung. eine ganz leichte Drehung der Achfe als cha-rakterifiifch empfindet... ja. das felbfi einen minimalen Größen-unterfchied der beiden Augen nicht überfieht - und das nun mit
j
_.
all diefen kleinen Mitteln - ohne doch Details zu geben - ein Bildnis fchafft. ficherlich von foleher Ähnlich-keit und von fo viel Leben. wie nur je ein Porträt enthalten hat.
Ich fagte. daß Liebermann der Gedanke des Naturalismus war und Uhde das Gefühl des Natu-ralismus - ich fpreche damit kein Werturteil aus. und noch weniger fchlage ich mich damit auf die Seite

jener blinden Heffen. die Lieber-
mann und feiner Kunfi das Gefühl
abfprechen -* und fo möchte ich
auch hier von diefem Pafiellbildchen
zum Schluß fageu. daß in ihm
fich Gedanken und Gefühl geeint
haben. vereint haben zu der
Schöpfung eines Kunfiwerkes.
Georg Hermann

Biftolfi

Die künfilerifchen Kreife von
Deutfchland fiehen allem. was an
neuerer Kunfi aus Italien kommt.
mit gutem Grunde mißtrauifch
gegenüber. Wir haben da unfere
üblen Erfahrungen. Wer ifi je
über die in den Reifehandbüchern
fo wohlwollend erwähnten ita-
lienifchen Friedhöfe gefchritten.
ohne hinterher grimmigften Katzen-
jammer zu empfinden über die
in diefen Grabdenkmälern began-
genen Sünden gegen den heiligen
Geifi des guten Gefchmacks und
ihre bizarren Verfehlungen gegen
die Grundgefehe folider Plafiik?
Und wer. wenn ihm dann daheim
die guten. von der Jialienreife
zurückgekehrten Bürger eben diefe
Grabdenkmäler als Krone und
Gipfel aller Schönheit priefen.
hat dann nicht ingrimmig ge-
fchworen. alles. was den Stempel

„Italien" trägt. von vornherein zu verwerfen?

Das ift fo ungefähr der begreifliche Standpunkt. den die moderne Kunfthifiorie deutfcher Nation gegenüber der zeitgenöffifchen Kunft der Apenninenhalbinfel einnimmt. und diefer Standpunkt ifk - genau fo ungerecht wie die Meinung der Italiener. daß die deutfche Kunft gänzlich auf dem Hund fei und nur einen einzigen Könner aufweife: Franz Stuck. Wer mit dem ernfien Willen. gerecht zu fein. italienifche Plafiik betrachtet. wird vor allem die ganz außerordentliche. fabelhafte Beherrfchung des Technifchen bewundern müffen. die immerhin noch heute diefer Nation Allgemeingut zu fein fcheint. Stümperhaftes im technifchen Sinne fieht man höchft felten. und fchon das ift eine Wohltat für den Deutfchen. der fich dabei wehmütig des traulichen Dilettantismus daheim erinnert. Freilich foll damit keineswegs die alberne Manieriertheit und Gefchmacklofigkeit. das Kitfchige im böfeften Sinne diefer romanifchen Kunfiübung etwa gar als recht und gerecht hingefiellt werden; es ifk eine entartete und überwucherte Kunfi. Aber doch immerhin eine Kunfi. der nur der Reiniger fehlt.

Als diefen Meffias hat man fich in den lehren Jahren in Italien immer mehr gewöhnt. den Turiner Bildhauer Leon e Biftolfi anzufehen. einen Namen. den man in Deutfchland ebenfowenig kennt wie die feiner Kollegen - nur Eanonica hat bei uns eine kleine Gemeinde -. der aber in feiner Heimat von fkärkftem Klang ifi. Bifiolfi ift erfk fehr fpät. erft als alternder Mann zur Anerkennung gelangt. und heute hageln auf ihn die Denkmalsaufträge. die feiner Zeit der begierigen Tatkraft des Anfängers fo fchmerzlich fehlten. Auch er ifi aus den Kreifen der italienifchenGrabbiidhauerhervorgegangen - auf den Friedhöfen von Turin. Mailand. Genua findet man zahlreiche feiner Skulpturen -. und

die Werke jener Frühperiode find richtige Eampofanto-Arbeit. mit all ihren künftlerifchen Gebrechen. Mit der Vollendung der bildhauerifchen Technik gehen indeffen bei Bifiolfi eine Erfiarkung des Perfönlich-Schöpferifchen und eine Gefchmacks-läuterung Hand in Hand. die unter italienifchen Bildhauern ganz eigen-tütnlich wirken. Sein Auge erkennt das Überflüffige. und - o Wunder! - dieäHand betont es nicht in geifireich fpielender Weife. fondern fcheidet es aus. Man betrachte daraufhin die beiden reiffien feiner Werke: das Garibaldi-Monument in San Remo und das Segantini-Denkmal in St. Moritz. Wer das barocke. unfreiwillig Lächeln er-regende Pathos der modernen ita-lienifchen öffentlichen Denkmäler - barock übertriebenes Barock! - kennt. wird fühlen. daß diefes Garibaldi-Denkmal einen f'tärkeren Bruch mit der offiziellen ita-lienifchen Kunfi bedeutet als der träumerifche Realismus Eanonicas. Und die Frauengeftalt auf dem Segantinimonument. die fo un-verkennbar aus der Tradition der Kirchhofskunfi fiammt. hat alle Gefchmacklofigkeit und Süßlichkeit von fich geftreift; fie fieht vor

uns wie die Perfonifikation einer geläuterten italienifchen Kunft. Der alternde Meifter hat es mit anfehen müffen. wie eins der offiziellen Denkmäler nach dem anderen vergeben wurde. während er. der eigentliche Monumentalbildhauer Italiens. abfeits ftand. Es foll ja in anderen Ländern genau fo gehen . . . . Und wenn fich jetzt endlich Italien vor ihm beugt. fo liegt dariniauch am Ende ein Troft für uns.

Lothar Brieger-Waffervogel

* 1.- *

Hanns Fechners Fontane-Porträt.dasderTitelfeite diefes Heftes gegenüber in einer trefflich gelungenen Gravüre erfcheint. darf als ein Gegenftück zu Uhdes Liebermann-Bildnis gelten. Ganz in dem Sinne. wie oben Georg Hermann die beiden Möglichkeiten des Künftlerporträts angedeutet hat. Hier ift nicht der Augenblick der fchöpferifchen Tätigkeit. des ..werklichen“ Arbeitens gefaßt (um ein hübfahes Wort des alten Schadow zu gebrauchen). fondern der der Intuition.

Es ift. als würden wir zu Zeugen des Prozeffes gemacht. wie aus dem Beobachten eines Vorgangs oder dem Durchdenken einer Erinnerung bliizartig fchnell ein dichterifcher Plan geboren wird. Die Schwarzweiß- Reproduktion. die von der tüchtigen und foliden Malerei des Bildes nicht viel mitteilen kann. rückt dafür feine prachtvolle Eharakteriftik um fo nachdrücklicher in den Vordergrund. und wir bewundern die pfychologifche Sicherheit und Klarheit. mit der hier die Doppelfeele Theodor Fontanes fichtbar gemacht ift: feine Mifchung aus preußifah-märkifcher Fefiigkeit und fabulierendem Gascognertum. aus moderner Realif'ten-Freude an Tag und Umwelt und heimlicher Sehnfucht nach ferner Schönheit. aus berlinifchem Skeptizismus und tiefem Gefühl für die gültigen Wahrheiten der letzten Dinge. Der Kopf. der hier vor uns auftaucht. könnte faft

einem alten Oberften zu eigen
fein - wenn uns nicht der leuch-
tende Blick des Auges. in dem
fich die drängende Fülle innerer
Gefichte fpicgelt. kündete. daß er
einem Dichter gehört. M. O.

Karl Heinemann: Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. ' Achte . verbefferte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann.

Silhouette der Frau Rat
(Aus W. H ein em ann: „Goethes Mutter“. Achte Auflage. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann)

Die Zahl der neuen Auflage beweift die allgemeine Beliebtheit. die Heinemanns fchönes Buch fich in den zwanzig Jahren feit feinem erfien Erfcheinen beim deutfchen Lefepublikum erobert hat, Es ift ein Hausbuch geworden. das heute zum feften Beftand der Familienbibliotheken gehört. und es verdient diefen großen Erfolg vollauf. Die vornehme. ruhige und gefchmackvolle Darfiellung des Verfaffers. der auf dem Fundament gründlichfter Studien fein Bild der lieben Frau Aja aufbaut. und das forgfaru gewählte Bildermaterial. das uns über das engere Thema hinaus ein ganzes Stück deutfcher Kultur veranfchaulicht. ergänzen fich vorzüglich. Frau Rat gehört zu den Menfchen. deren Anblick uns beglückt. tröftet und aufrichtet. deren Perfönlichkeit fo viel Glanz und Reichtum befißt. daß auf jeden ein Strahl fällt. der fich mit ihr befchäftigt, Daß diefe helle. erwärmende Sonnigkeit. diefe Leuchtkraft auch von dem Buche ausgeht. das ihr Leben und Wefen. ihr Wirken und ihre Beziehungen zu den großen Menfchen ihrer Zeit fchildert. ift das dankenswerte Verdienft des Verfaffers.

* »c *

KarlSudhoff: Ausdem antiken Badewefen. Medizinifch - kulturgefchichtliche Studien an Vafenbildern. Mit 61 Abbildungen. Berlin. Allgemeine medizinifche Verlagsanftalt G. m. b. H. 1910.

Dies ift ein fehr hübfches kleines Buch. das auf knappem Raum ein klug abgegrenztes Stück antiker Kulturgefchichte hell beleuchtet und fich zugleich durch felbfiändige For-

fchungen neben den zahlreichen älteren Publikationen über das Badewefen des Altertums„ die wir befißen/ feinen Platz wahrt. Um nicht bei der Fülle des Materials ins Uferlofe zu geratem hält fich Sudhoff fit-eng an fein Thema: an die Bafenmalerei auf griechi-fchem und italifchem Boden. Was fie in der Zeitfpanne ihrer befien Blüte/ vom ausgehenden fechften zum beginnenden vierten Jahrhundert vor Ehr, für dies Gebiet griechifchen Lebens zu bieten hay wird überfichtlich„ fach- x lich und klarx aber auch- wie es fich bei folchem Stoff gebührt- nicht ohne Anmut dargefiellt; nur gelegentlich ift zur Ergänzung oder Vergleichung auch auf eine Bronzex eine Terrakotte/ ein Steinrelief hingewiefen worden. Das Bild-material/ niit dem der Verfaffer feine Ausführungen illufiriert und belegt„ bringt zum größten Teil Unveröffentlichteß und wo der Standort der einzelnen Stücke noch ausfindig zu machen warx find ftets die Originalphotographien zur Re-produktion verwendet worden. So gewinnt das Material urkundlich und wiffenfchaftlich an Bedeutung. Sudhoff hat feinen Stoff fo geordnetx daß fich drei Abfchnitte ergeben: „Das FußbadC „Am Wafchtifch“ und „Im öffentlichen Bade".. Die Fußbaddarftellungen in den Neffen antiker Kunf't fiihren weit zurück. Schon aus dem kyprifchen KulturkreifeF der dem nihkenifchen und altkretifchen ver-wandt ift/ kennen wir eine kleine Terrakotte„ die ein hockendes Frauen-figiirchen neben einem flachen Ton- oder Metallgefäße zeigt. Mit Remt erfelzt der Verfaffer das friiher bei diefem „fchmutzige "Füße". Die kleine Wanner die hier im Gebrauch iftx der „Pode'nipter'*„ taucht dann allenthalben für die Zwecke des Fußbades auf. Namentlich zwei Szenen aus dem griechifchen Sagen-kreife gaben Anlaß zu folchen Dar-fiellungen: die Wiedererkennung des heimgelehrten Odyffeus durch feine Amine Eurykleim die bei der Fußwafchung am Knie ihres Herrn die Narbe entdecktx und die

Tötung des Skiron durch Thefeuß der den Räuber beim Fußbade ins Meer ftiirzt oder ihn gar mit der bronzenen Wanne felbf't erfchlägt. Intereffant ift es- wie diefe antiken Schilderungen in altchrifilicher Zeit die Bilder der Fußwafchung Jefu beeinflußt hat. Als Wafchtifch für eine ausgedehntere körperliche Reinigung dienen dann der Lutsrf eine Schale auf höherem Fußx und die „Arytania"„ eine Waffer- oder Gießkannß die über Kopf und Haare ausgegoffen wird, Die Abbildungen zeigen uns- wie diefe Gefäße benutzt werdenx wie andere Utenfiliem Schwamnn Bademiilge/ Badetuch- hinzukonimen. Ihre Summe ergibt einen überaus reizvollen Einblick in das private und öffentliche Leben der Alten. Es find Vafenbildchen von außerordentlicher Anmut dabeif und deutlich fieht man- wie fich die Maler (es find Stücke von allerhöchfier Qualität der Zeichnung dabei) immer wieder mit Entzücken diefen intimen Szenen zuwandtem weil fie ihnen die fchönfte Gelegenheit boten- das korpulenten
Dämchen angenommene „gynäkologifche Leiden" durch 'die trivialerex aber harmlofere Krankheit
-..._
n-» __

q ./1
. .....CFL ..
,.147 , ,2
. „7 Ü,..-
. l...uu.>.c.m-.,..i„ ..
' ,1. ..e..,
.14.. .'
'
. u ....4Fi. .X | _ ,...... ...'.x . , Ü.. .XM 2M
c »l-
*. e... -Fk 7, _p K... k._..le . .2. K.X,'..-'YK. ..' . . , . .
km... .(...Ä ..I-77,7.-. -, e ame*: .- „ .. . .
r . ARMY. 1 ..NZ-..U x*:- W-...jrpaxq .. :WF: . . . . . .e
, . .. y.. . ...o- 'Ukd".'...... 1 .x 1 . 1
. x r . XFX. . rc. e r
0G ..LN-X.
n....,. i
Ö
bliographie
i
erte' B
1*(
Leipzig, Verlag von E. A, Seemann
.4
"
Achte Auflage.
(luft
Z
Grabftiitte von Goethes Eltern
*
„Goethes Mutter“.
S
(Aus K. Heinemann

nachzubilden/ was ihnen als höchfie
Aufgabe der Kunfi vor Augen
fiand: die nackten Körper fchöner
Frauem fchlanker Jünglinge und
kraftvoller Männer. Nicht nur
der Medizinerx Hygieniker und
Kulturhifiorikerx auch der Kunfi-
hiftoriker und der kunfifreundliche
Laie verdanken der Studie Sud-
hoffs Genuß und Belehrung.
Wolffs „Shakefpeare“ zeigt in
feiner zweiten Hälfte nichts von der
Erniattungx die er im Wirken des
Dichters nachzuweifen hat. Diefelbe
Ruhe/ Klarheitx Umfjchy die fchon
den erfien Band kennzeichneten-
machen auch diefen erfreulich. Er
wird mit einer Würdigung der Kunfi
Shakefpeares glücklich eröffnen die
zwar natiirlich in deffen Menfchen-
Fnßbad des Odhfieus. Chiujinifches Valenvild
(Anz K. Sudhoff: „Anz dem antiken Badewelen", Berlin, Allgemeine medizinilche Verlagsanjtalt)
Mar Wolff: Shakefpeare
2. Band. Miinchen- E. H. Beck.
Karl Berger: Schiller
2. Band. Ebendort.
Der Beckfche Verlag hat mit
feinen Kindern Glück/ aber verdientes
Glück. Eine ganze Bibliothek treff-
licher Dichterbiographien find von
hier ausgegangenx un'ter denen aber
doch die der beiden großen Draina-
tiker den Vorrang beanfpruchen.
darfiellung ihr Hauptthema fieht/
aber doch auch iiber feine Stoffwahl-
die Vorliebe für feltfame Motive/
die fpezififchen Anwendungsformen
von Monolog„ Kontrafi/ tragifcher
Ironie Feines zu bemerken weiß.
Ganz vortrefflich fand ich die Be-
merkung über das Gleichnis: daß
es diefer Zeit noch ganz anders rund
und voll vor Augen fiehß fo daß die
Zeitgenoffen Shakefpeares wie um
eine Rundplafiik um das Gegenbild

Tm..."
herumwandeln. immer neue Punkte auffuchend.
Jn der „Entfeffelung der Natur“ fieht Wolff die Eigenart des. Shake-fpearefchen Dramas; und für fie mußte der Dichter fich den eigenen auf der Höhe; nun folgen die drei größten Tragödien: „Othello“. „Lear“. „Macbeth“. Geiftreich hebt Wolff dieEigenart der Eiferfucht bei Shakefpeare hervor. nur daß er diefe Anfchauung zu fehr verallgemeinert:
Mädchen nach dem Fußbade. Uriechlfche Bufenmalerel
(Aus K. Sudhoff: „Aus dem antiken Badewefen“.
Stil erft fchaffen. Um diefen Stil ringt er noch in dem großen Be-kenntnisdrama „Hamlet“. das bei Wolff noch mehr aus den Bezie-hungen zum „Julius Eäfar“ Licht empfängt als aus der direkten Be-fprechung. Dann ift Shakefpeare
Berlin. Allgemeine medizinlfche Verlagsanftalt)
neben der durch den Ehrbegriff ver-mittelten Eiferfucht gibt es doch (gerade auch bei Hebbel) die rein finnliche! Ebenfo zeichnet er in dem angeblich mitleidslofen Dichter den Sänger des Mitleids im „Lear“. - Weshalb mehrere Römerdramen

folgen. bleibt unerklärtz wirkten
Montaigne und Plutarch mit ver-
mehrter Kraft? zog es den Dichter
zu einem Wettkampf mit den alten
Meifiern. wohin der. durchaus fati-
rifch aufzufaffende. „Troilus" deuten
könnte?
Dem düftern Peffimismus folgt
__
denweltfhinwegheben. bisderMagier
im „Sturm“ feinen Zauberftab be-
gräbt.umnurnoch in „Heinrich 711].“
fein großer Epigone zu fein.
Diefe Entwicklung bedarf kaum
äußerer Anftöße. Vielleiaht gebt
auah Wolff. obwohl in der ..biogra-
phifchen Methode“ mäßig. in der
*dar-[teilung der Kopfwäfche in einem griechifchen Vafengemälde .E
(Aug K. Sudhoff: ..Aue dem antiken Badewefen."
eine mildere Stimmung. mehr wohl
durch Entfchluß als durch Erlebnis
herbeigeführt; ihre Werke bezeichnet
der Verfaffer als „Romanzen". Eine
poetifche Idealwelt. zum Teil durch
das ländliche Behagen des von der
Großftadt ermüdeten Schaufpielers.
zum Teil durch Zauberdichtung ver-
mitteltmußihn von der traurigen Er-
Berlin, *Ill[gemelne medizinifche Bettag Ucftal)
Verwertung politifcher Umfiände und
Stimmungen zu weit. wogegen oft
wiederkehrende Motive wie Eifer-
fucht. Verletzung durch Undank.
Schlaflofigkeit gewiß mit Recht aus
der Erfahrung des Dichters abge-
leitet find. Polemik wird durchweg
vermieden. eine fachliche Kritik auch
auf die berühmtefien Streitobjekte:

W
Tefiament und Porträts gewandt.
Die Fülle neuer Gedanken- die te n
B ri n ck ausfanittetx die fichere Be-
herrfchung des Stoffes bei B r a n d l-
die geifireichen Kombinationen von
B r a n d e s find forgfältig erwogen
und für den Berfaffer niemals um-
fonfi ausgefprochen worden.
Auch der zweite Teil von K a rl
B e r g e r s „Schiller“ hält/ was der
Vier Jünglinge am Badenfch.
idealen Sinn fiegreichen Kampfes
mit der im realen Sinn fiegenden
Wirklichkeit. So find auch die hifio-
rifchen Werke Urkunden feiner per-
fönlichen Entwicklung; fo ift auch
fein Philofophieren ein Mittel eben
diefer Entwicklung. Diefer beficindige
Kampfx diefe unaufhörliche „Emp-
findung fchwerer Hemmungen eines
hochgerichteten Strebens" bildet fich
Griechifche Vafenmalerei
(AusfK. S u dhoff: „Aus dem antiken Badewefen". Berlin, Allgemeine medizinlfche Verlagsanftalt)
erfie verfprach. Klar und fefi nimmt
Berger feinen Standpunkt: Schiller
„quillt feine befie Schaffenskraft
aus dem herben„ leidvollen Wider-
fpruch zwifchen Ideal und Wirklich-
keit“. All feine Werke find in diefem
Sinn tragifch„ wie es fein Leben ift:
tragifch imSinn des hohen erhabenen
Schickfals- welches den Menfchen er-
hebth wenn es den Menfchen zer-
malmt; tragifch im Sinn des im
am reinfien in feiner „Reflerions-
lyrik" abF deren Bedeutung gegen-
über einer den Maßfiab lhrifcher
Bewertung fälfchlich nur vom fing-
baren Lied nehmenden Afihetik Ber-
ger trefflich nachzuweifen verfieht.
Aber auch die großartige Arbeit an
den Stoffen feiner Dramen ift nichts
anderes als eben folche Bewältigung
der Wirklichkeih wie der Berfaffer
vor allem am „Wallenfiein“ darlegt.

Jeannette Bibliographie
. ___ -.__,- x_
.Freilich ifi der Sieg doch nicht
ininier völlig gelungen; und auch
Berger fchcitit. wie dis dein Bio-
grapbcn fo leicht geht. die Zibfictit
des .nünf'tlers zu mich init feinei
*lieintiertigi-,ng gleiche-:jenem iii-enn
ex die Licbrscpifudc iin ..Wallen-
ftein" als nötig oder gar 'die „Bt-iii::
von J'lciiiiia" als „modern" z-i er-
iveifen fin-lit, iiberhaupt if* rtes die
einzige bedei.!tiibei*e Sei-:inan [es
ausgezeichneten Werte: die Neigung.
ctioa in .lin-io Fiiciiers Weife alles
gar zu reinlini .iii' *den zu taff-:nz
fo *retin er alle [Pz-:lichkeiten der
Etitiraitcrici-*-'-* --a *ir in fein aiif
2-1.. iiioilit- .it ."-i , .xiiiziiiitlfi oder
' :**iii*ilt Wei' -i'bn-
..-*cn den etliifclien
i**'.'i*.- ,- a. 7-- r-eijftnndig :l-liefi. Da
1b:: 1-- ..Cielll trainieren-in Leben
:i-ie ii grandiofe Bctaiigiina des
bbctii'i-n Woliens iii ki; Erfchciiin'ig
tritt. ioniiiit dort» anti* diefe Tendenz
USV-.ifaffcrs feiner Schilderung der
?eiii-tik. etwa in den Xenicn. in der
„ki-little Sinai-t“. feiner Dirftcilniig
der Lebendinnft Schillers zugute.
Wohl iontraftiert auch Berger
Schiller zu ftark init Goethe. bei bei!:
"ki" _e
F' i .v .
ll'. ..'12 7*..-
dciin der.» dae Wären undNeifen ivahr.-
lich nicht nur „ungcfeiZ-:n in. Innern"
vor fich ging -- iind denn „Geiz“
und ..Werth-n". „Haufe“. „Kaffe“
und noch „Pandora" keine ..gewin-
tigen Eniladiit:gcii"7 Don) des
bleibt wahr: Schillers *Lichtung ift
der ,Kain-pf felii't. Goethes Dichtung
das Rcfuliat des fiiiiiipfesz (Zafi7lirr l
koiiinit durch daii Kunftwerk zu:
Ruhe. Goethe fchon durch den Pro-
zeß des Schaffens; und dcs-halb "it
auch das Drama Goethes lyrifih und
die Lyrik Schiller-s drainetifch. *lt-ie
eben nur Tiefe innerffe Veifchieteii-
heit die beiden Großen einander
nahe brachte. ift cn- Sihaiifrie! ori!
äfilnnifch ii:icrfci.övflichc1n Reiz; zii:
gleich aber lag hierin auch begründet
daß Schiller Goethe-i noch tiefer ve- , i
Ziehen konnte. nl: Goethe dcn ben- m
Wenden und reibt-Werten Frei.
lind untrililiirlicb "tagt man
i'n wie vie'i Drau-*ii Shaieii--*
hätte man Sander a l"-*t".'“*i . i

wie viel Dick-tungen (fiir-ct'
kcfpeai-e. wat-ci. diefe i:--* unter einander v:1*biii..: i
freundcr gewefen?
:killt-12d M Nici . -
i. _fkkki *.-
"_.*.
1_
Redaktion: l)i-.* Max Ocboi-ii. - Verantwortlich fiir den Inhalt: l)i-. Eur)
Radlauer; fiir den *_inferatenieil: Walter Fliege'.
Verlag ..Nord iind Zieh". G, m. '0. H..
Sai-ttlich in Berlin.
Berlin N. 9. Linkficaße 17.
:".iiclirifcen uiid Einiendi-,ngen werden ohne Angabe eines Perfcnennaineiis
erbeten. - Druck: Schlefifcbc Buchdruclerei vorm. S. Säiottlaender. A.-E-.
'-'ret'lau lil. Siebenhiifenerf'iraße 11-15.

a *K z er? .Ji' es"
x M
x * - ir; * *WFL-?ii
'Were-?irri- mit*
Mam-en
DWWSHaWwx-nmöfWr-ifl
.-w-W_-
VerlogNoÜunWühiGmWcYrn-m
Vertretung ftir (ic-n _Yuchhanöc-l':
SScholtlaenöerISchlelWWW-W
34.Jahrg. Bd.131 Heft 393 Erfies Dezemöerhei't 190.9

(Ulrik-rexrie Biiülc-Jrqybie
-.-.-___-..
-_...-_...-. -_-. __.--_-,
B "
,crenich in [er Sie-.f dem nick-*r
inner-:r vom g-imu“.--11; und (wird
:Lienzer fmeiui. nie das 'ec-.n Bio.:
nierten f0 ic'iliti Mill. die" *kli'flllit
("es .*.llinftlers ,in rafch nur feiner
Jir-utfartignng gieicttzufeßxn .nenn
e* die Lieb-keepif-.ee 1*-1 .Mai-:n-
i'iein" .711- nein; oder gar die ..B-au!
von ",'ixi'iineM .ilf- „mr-dern' :,17 er:
ll*c'f**kk fuenf, iiberhaupt **lt Dirks ki.-
einiige. receni'innerc Schw-alu- des
aus-.c :calm-eien Weitz: die --',c uli-11 i.
etwa in .lind-..- Färber-5 Wein* aber.
gar iu reiuiich aufgeben zu inffcnz
fl" wenn (7' alle I.]lö-ezllllll."ile'll VCL*
L't*araltcizejclmuna gar zu frui auf
'-*- :ii-ollen in der „,7.»i*-.;,*r!-i" oder
„LI" 'ici I'lläk'l" ii'* - '. :ict ("litu-
ili"'l "c". i302! '7.*-r)..:*- ."iil .rbifchen
(Zaire-'t alle-.k Jo'ZFc.“ x. -*.',icfk. La
..[37 in L.-*fcu! 1-. *r* ..ri-.Fu Leben
eine fo c1*l'il".*',l.*i-* .*'--ra;,.inng des."
hei-.tifien *Klimt-nr* .. die* ifrfrbcinui'g
ritt. kommt der" ana* deli' *Leni :nz
esNerfnffers fein-*i F* ..ul-:erntet 'der
Technik. eur-r. in ici' .tem-*21. .n der
..Ma-ia ("inn-t". feiner Orf'teliung
der (,*cdetwiuuft Schiller*: zugute.
*LZ-»bl :onnaftiert am» Berg-*1
Sic-'killer zi. fmrk .nit ("ice-be. bei rem
.
I
c.
l.
-..T . .
- _-_-_u__*____.---* .. . . .-
denkt de ..i dasb-*äreu und R. ifen '.l'llc
lich niht nur .,ungefcbeti im Innere
ver fich ging -- fine .Zen-i „Gib -
und „Werth-F1“. „Kauft“. „Kaffe
un: noch „Pandora" Mm' .ger-oa'
tigen (Zntlcidiiii_;fc'i*'7 Ö
bleibt wibr: Schritte-.i ?Achtet-:rf -.
“der Kampf “fc-lift. (sen-idee Dichte..-
las fiiefultai des .*iai-:ux'ee: Zr.; i.-
foxumt durch das .t*imi**.wc**k 51-.
Murr. Goethe "man Durch den *7,-*-
z-:fi des Schaffens; und deshalb auch das Draum (steril es lnrifa'i ** -.
die .Limit Turniers dramafifcb. *'41*-
eben nur dic-fc innerfte 'Werfen-..k
beit die? beiden Werfen eine*
natur brachte. ift cin S-*Zmuftxw . ': .
iifihetifih lle".l"1*fci"-delflili ein NR.; -
glei-:h rie-:1* lag 'uerin aua* begin *k
daß Schiller (Meilen nell; tief-.r '.1'
fir-lien kannte. ale Goethe den bc *- .

dernire-iu und verminderten Fi.. .Ö
Und ninrillk'urlich fiir..." mat'. fi
in wie bir. Dramen S|**.7i'-fpee:i '-
halte man Schiller aiä-.t--fuWt. *.
:ri-e. viel Tierfutter-.n (Zi-*libre Sr.: f
K
Olli * -l
kcfpcare. .ix-.urn 'diefe .u-i :bm 77.:*: unter einander vcrb-'in .*t 2nd er M
freund-et getrennt? '

Redaktidn: [MyNfüt DIZ-born. *- Verantwortlich für den :inhalt: 1)]- 7:'.
Walter Fliegel.
Nadiaurr; für den "_tnferatenteii:
Vena:: „Ii-dri? :ini: Süd". G. in.
_Znftwifren 1- r'd Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfcnenncu---. ..-
ereet.-n. - Druck; Schiefifebe d.Zu-:hdruckcrei vorm. S. SÖottiae-nder. *21 -.
Breslau lil. Siebenbufenecfiraße ll-lb.
c) ' » . .
ll.ll*.*"l: Lu.. Mi'
Seil-:tlicb in Bern*
H.. Berlin N'. 9. Linkfixaf'ke
--A -._ .-
. .__e-_ .

WSW
vereint. mit*
Morgen
Deutf'eheYalbm .mals f'chrift
W
?erlagNolö unüGühiGmbbcYc-rlm
ertrekung MruMYuchhanöel: „
SScholllaetmeriscblelYnlug-mnfinn
ZGIqbrs. BWJL Heft 393 Erfies Dezemberheft 1909

.Or an cferneuenKun kbereim' un'
Ã¶eYfelling-Gelelllehafe g g
111W FK-
[effing-Hoehlehufe guYerï¬lp.

Heinrich von Pofchinger:
Neue Bismarck-Briefe

Wenn von unferen Geifteshetoen neue Briefe zutage treten. fo hetrfcht in der betreffenden Gemeinde fiets Freude. Das erfüllte fich auch. als ein ganzes Paket lange Zeit verloren geglaubter Briefe des erfien Kanzlers an feine Gemahlin aus dem Feldzug von 1870/71 aufgefunden und dem Drucke übergeben werden konnte. Gehören doch Briefe nach dem Ausfpruche Goethes zu den wichtigfien Denkmälern. die der einzelne Menfch hinterlaffen kann. Dies trifft natürlich befonders dann zu. wenn die Briefe Bekenntniffe über den Seelenzufiand des Schreibers und Blicke in die künftlerifche oder literarifche Werkfiatt geben, Nicht ganz in demfelben Maße können Briefe eines Staatsmannes intereffieren. die durch an ihn gerichtete gefchäftliche Eingaben veranlaßt find. infolgedeffen immer einen amtlichen Beigefchmack haben. und. um mich bildlich auszudrücken. nicht auf Brief-. fondern Kanzleipapier gefchrieben find. Bei einer Perfönlichkeit wie Bismarck haben indeffen auch derartige Kundgebungen ein hohes Jntereffe. Jm Nachfiehenden folgt der Wortlaut einiger bisher unveröffentlichter Bismarckbriefe. gerichtet an Staatsmänner. Profefforen und Gelehrte. Offiziere. Landwirte. Abgeordnete und Verwandte. eingefchloffen ein Jubelpaar. das die goldene Hochzeit feierte.

11- -t- -e

An den Großherzoglich oldenburgifchen Staatsminif'ter v. Röffing in Oldenburg.

Berlin. 9. März 1863.

Eurer Ereellenz Schreiben vom 27. Januar d. J. in betreff der gegenwärtigen Lage und der zukünftigen Geftaltung der Zollvereins-Verhältniffe habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und kann es mir nicht verfagen. Ihnen zuvörderft meinen Dank für den Beweis des Vertrauens auszufprechen. welchen Sie mir damit gegeben haben.

So fehr die Königliche Regierung auch ihrerfeits die eingetretenen Verwickelungen bedauern gibt fie doch die Hoffnung nicht auf- daß es annorh gelingen werbeÄ die Schwierigkeiten zu löfen. Was indeß die in diefer Beziehung von Eurer Ereellenz mir mitgetheilten Andeutungen wegen des Präzipuums betriffy fo i| dasfelbez wie Sie mit vollem Rechte bemerkenz im Iahre 1851 aus dem Grunde gefordert und zugefianden wordem weil man damals von der Unterftellung ansgingx daß Oldenburg und Hannover einem mit dem Verbrauche ihrer Bevölkerungen an zollpflichtigen Waaren in offenbarem und erheblichem Mißverhältniß fiehenden Antheil an den Zollrevenüen erhalten würden- wenn die Theilung derfelben nach dem einfachen Bevölkerungs-Maßfiab erfolgte. Wie lebhaft indeffen die Richtigkeit diefer Unterfiellung auf Grund der feitdem gemachten Erfahrungen beftritten wird- darf ich als bekannt toorausfeßenF und in wie hohem Grade überdies die Elemente jeder* aus der Vergangenheit auf die Zukunft fchließenden Berechnung von dem künftigen Umfange des Zollvereins abhängig findz glaube ich an diefer Stelle nicht näher ausführen zn dürfen,

Indem ich nicht bezweiflez daß Eure Ereellenz den vorfiehenden Erwägungen Ihre Anerkennung nicht verfagen werdenz benuße ich pp.

v. Bismarck.

'c

An die Lachmannfchen Eheleute in Berlinx Bergftraße 28.

Berlinx den 26. Dezember 1864.

Aus Ihrer Eingabe vom 30. v. M. habe ich mit Theilnahme erfehen„ daß Sie am heutigen Tage Ihre goldene Hochzeit feiern. Indem ich Ihnen meinen Glückwunfch zu diefer feltenen Feier ausfprechez laffe ich Ihnen zu einiger Erleichterung Ihrer Lage die beikommenden Fünf Thaler zugehen.

v. Bismarck.

Anfangs März 1865 iiberfandte der Oberfileutnant und Kommandeur des Thüringifchen Hufarenregiments Nr. 12 Frh. von Varnekow* in Merfeburg dem Fürfien Bismarck das nachfiehende Begrüßungstelegramm:

..Beim Jubelfeft in Schneidemühl trinken die alten Jugendgenoffen auf die Gefundheit des Bedeutendften unter ihnen. Raven. Offen. Kleift. Schwerin. Nahmer. Schmied-Hirfchfeld-Bonin. Woedtke. Meilenthin. Wedell.“

Darauf antwortete Bismarck:

Berlin. 11. März 1865.

Für den mir mittelft Telegramm zugefandten freundlichen Gruß unterlaffe ich nicht. meinen herzlichfien Dank auszufprechen. Ich habe lebhaft bedauert. daß es mir nicht vergönnt war. dem Fefie beizuwohnen und mich mit alten Freunden in der Erinnerung an harmlofere Zeiten zu vergnügen. Ich würde mich herzlich freuen. wenn Sie mich bei gelegentlicher Anwefenheit in Berlin befuchen wollten.

Der Jhrige

v. Bismarck.

*

An den Nationalrat S. Bavieri) in Chur.

Berlin. 13. Februar* 1866.

Eurer Hoahwohlgeboren beehre ich mich auf das Schreiben vom 8. d. Mts. zu erwidern. wie ich. fo fehr es mich freuen würde. Jhre perfönliche Bekanntfchaft zu machen. nach meiner Auffaffung der Verhältniffe zur Zeit doch Anfiand nehmen muß. Ihnen zur Förderung des von Ihnen verfolgten Zweckes eine Reife hierher zu empfehlen, Für die Herfiellung einer direkten Schienenverbindung zwifchen der Schweiz und Italien fcheint es mir vor Allem darauf anzukommen. welchem der bezüglichen Projekte die Unterfküßung der J t a l i e n ifch e n Regierung gefichert werden wird. Da im Falle uuferer Betheiligung unfere Beitragsquote immer eine verhöltnißmäffig geringere Bedeutung haben wiirde. fo glauben wir die Befkimmung der zu wählenden Linie den vorwiegend betheiligten Staaten. der Schweiz und Italien ausfchließlich überlaffen zu müffen.

v, Bismarck.

1) S. Bavier wollte in Berlin für das Lukmanier - Projekt wirken.

An den Landwirt E. Kirchner in Breslau.
Berlin. 21. Mai 1866,
Der mir von Eurer Wohlgeboren und *mehreren Gefinnungs-genoffen unter dem 11. d. M. vorgelegte Plan wegen Bildung von Komites zur Unterftüßung der zurückgelaffenen Angehörigen mittel-lofer zur Armee einberufener Wehrmänner begegnet meiner leb-haften Zufiimmung und habe ih denfelben fogleih befürwortend dem Herrn Minifter deszInnern zur weiteren reffortmäßigen Ver-fügung übergeben.
Die freundliche Abficht. dem Unternehmen den Namen ..Bismarck-Stiftung“ zu verleihen anerkenne ih mit Dank. doh wäre esÄntir ec-' wünfcht. wenn davon abgefehen würde. _
v. Bismarck.
An den Rektor und Senat der vereinigten Friedrihs-Univerfität Halle-Wittenberg zu Halle.
Berlin. l1. Mai 1867.
Eurer Magnificenz und dem Senat unterlaffe ih niht für die freundliche Einladung vom 3. d. M. meinen ebenfo verbindlihen als aufrichtigen Dank auszufprehen.
Indem ih die hohen Verdienfie in vollem Maße zu würdigen weiß. welche fich die Friedrihs-Univerfität um die wiffenfhaftlihe Ausbildung der Nation erworben hat. würde ih es mir zur ganz be-fonderen Ehre fhätzen. der bevorfiehenden Inbelfeier der mit den Gefhicken unferes Vaterlandes fo eng verbundenen Hochfchule bei-zuwohnen. '
Ih würde auh in meiner Zugehörigkeit zur Provinz Sahfen noch ein näheres perfönlihes Motiv zur Theilnahme finden.
** Um fo mehr werde ih mih daher freuen. wenn die Umftände es mir gefkatten. der Einladung Folge zu geben.
v. Bismarck.

An den General-Landfchaftsrat von Böhn in Stolp.
Berlinf 10, Fehr. 1868.
Eurer Hochwohlgeboren danke ich für die in dem Schreiben vom 17. Dezember v. I, mir gemachten Mittheilungen Betreffs der Tate von Varzin pp.
Was den von Eurer .hochwohlgeboren geäußerten Wunfch betriffth in Betreff der Richtung der Chauffee Warfchow-Zuckers mich für die Richtung Wendifch-Tychow-Ziegniß und gegen die Linie Thchow-Mühlenvorwerk-Zollbrück auszufprechenh fo fielle ich anheimh eine Petition der für die gewünfchte Richtung fich intereffierenden Perfonenx fowohl Gutsbefißer wie Gemeinden an das Staatsminifterium„ richten zu wollen. Eine von mir felbfi ausgehende Initiative wiirdex obfchon ich an der einen Richtung kein fiärkeres Intereffe habe als an der anderenx in entfernteren Kreifen doch die Vermuthung weckenh daß ich durch Rückfichten auf meinen Grundbefiß mich befiimmen ließe.
v. Bismarck.

Guflav Falke:

Das Mädchen finnt

Was es nur fein mag.
Das mich am wachen Tag
Wie im Traum bewegt.
Still in den Schoß mir die Hände legt?
Was es nur fein mag.
Daß ich die Nacht durch lag
Und konnte den Schlaf nicht greifen?
' Wie verirrte Lämmer fchweifen
Meine Gedanken. wie Wolken im Wind.
Mutter fchilt mich ein unnüß Kind.
- Was es nur fein mag?

'*"""".""""""""""""""""""""""*"*""""""""""""""""".
""""""""""""""""""""""""""""""b""""""""""""""""""""

Paul Heyf e:

Scelforger

Die kleine Stehuhr auf dem Schreibtifch des alten Arztes tat acht Schläge und kündigte damit das Ende der abendlichen Sprechftunde an. in der der Sanitätsrat feiner Armenpraris oblag. da die Arbeiterbevölkerung. die feinen Rat fuchte. nach Feierabend am beften Zeit dazu hatte. Für feine Patienten aus den höheren Kreifen war er am Vormittag zu fprechen und konnte fiäf auch dann des Zulaufs nicht erwehren. obwohl er neben der hohen Meinung von feiner ärztlichen Einficht im Rufe ftand. verwöhnte und anfpruchsvolle Herrfchaften nicht eben fanft zu behandeln. Gegen das geringe Volk kehrte er nie das Rauhe heraus und genoß deshalb bei den kleineren Leuten einer unbegrenzten Liebe und Verehrung.

Er hatte ein Rezept gefchrieben und reichte das Blatt jest der alten Frau. die wartend neben feinem Seffel ftand. ..Nehmen Sie das." fagte er. ..und laffen's gleich in der Apotheke machen, Es kof'tet nichts. Morgen feh" ich felber nach. Gute Nacht!"

Die Frau blickte fich. feine Hand zu kiiffen. er zog fie rafch zurück und klopfte ihr auf die Schulter. Als fie fich dann mit vielen linkifäfen Verbeugungen entfernt hatte. ftand er auf. fuhr fiäf über die Stirn mit einem Seufzer der Erleichterung und drückte auf einen elektrifchen Knopf.

Gleich darauf trat fein alter Diener ein mit fragender Gebärde.

..Bringen Sie mir meinen Gefellfchaftsrock. Friedrich.“ fagte der Alte. ..und holen Sie mir dann eine Drofchke. Ich muß zu meiner Schwefter."

„is ift noch jemand im Wartezimmer. Herr Sanitätsrat.“

..Schicken Sie ihn fort, Er foll morgen wiederkommen. die Sprechftunde ift vorüber. Oder fieht er fehr leidend aus?‟

..Nein. Herr Sanitätsrat. *s ift ein ganz adretter junger Mann. fagt. er habe Herrn Sanitätsrat bloß eine kurze Frage zu tun.“

..Nun. fo laffen Sie ihn 'rein!"

Der Diener verfchwand. gleich darauf öffnete er die Tür und ließ einen hochgewachfenen jungen Mann im einfachen. aber fauberen Anzug eines Arbeiters. der eben aus der Werkftatt kommt. eintreten. eine kraftvolle Geftalt. auf den breiten Schultern ein runder Kopf mit bufchigem Haar. in dem hübfchen Geficht ein Ausdruck von Trübfinn. der der gefunden Nöte der Wangen widerfprach.
Er blieb nahe bei der Tür fiehen. offenbar in einiger Verlegenheit. und verneigte fich fchweigend.
..Sie find's. Emmerich!‟ rief der Arzt. ..Was führt Sie einmal wieder zu mir und zu fo fpäter Zeit? Doch nichts Unliebfames?"
..Verzeihen der Herr Sanitätsrat." fagte der junge Mann. ..ich komm' immer erft fo fpät von der Arbeit weg. ich bin Verarbeiter geworden. da ift nau) Feierabend immer noch fo viel vorzurichten für morgen. Der Meifter will das Gefchäft noch vergrößern. es foll eine ordentliche Möbelfabrik werden. da werd' ich als Werkmeifter angefiellt."
..Das ift ja fchön. Emmerich. da kann man Ihnen gratulieren.“
..Ia. Herr Sanitätsrat. wenn die Karline das noch erlebt hätte. dann würd's mich auch freuen. Aber fo! Es kommt ja auch mal dem Jungen zu gut. dem Karlchen. aber das Befte fehlt denn doch. Es hilft freilich nichts. man muß es nehmen. wie's einem gegeben wird."
Eine kleine Paufe entftand. Der junge Arbeiter fah düfter zu Boden.
..Rum an dem Karlchen werden Sie doch Freude haben.“ fagte der alte Arzt. ..Er hat fich doch gefund entwickelt?"
..Freilich Herr Sanitätsrat. es fehlt ihm nichts. mit feinen vier Jahren halten ihn alle für fünfjährig. Und doch - 's ift eben feinetwegen. daß ich mir erlaubt habe -“
..Erklären Sie fich. lieber Emmerich. Setzen Sie fich doch! Ich habe zwar nicht viel Zeit -"
..'s ifi gleich abgetan. Herr Sanitätsrat. Ich muß nämlich ausziehn. zu Michael. und es ift mir eine Wohnung angeboten worden. an der Gartenftraße. fo weit ganz wie ich fie brauch'. auch die Miete nicht viel höher. als meine jehige. aber ein Bekannter hat mir 'nen Floh ins Ohr gefeßt. es wär' keine gefunde Gegend. bei .Hochwaffen wenn der Fluß austräte. käm's bis in die Keller. das bliebe dann in den Mauern fißen. Da wollt' ich fragen. ob's dem Karlchen nicht etwa fchaden könnte. Der Herr Sanitätsrat kennen ja wohl die Gegend. und wenn Sie abraten -"
..Die Sach* ift nicht fo gefährlich. Emmerich. Bloß ein paar Häufer.

die befonders tief ftehen und fehr alt find. möchten verdächtig fein. Welche Nummer ift's denn?"
..Nummer 14. Herr Sanitätsrat."
..Ich will mir das Haus einmal anfehn. wenn ich vorbeifahre. und Ihnen dann Befcheid fagen. Aber warum müffen Sie denn ausziehn? Es war ja eine fo fchöne Wohnung und nahe bei Ihrer Werkftatt."
Der junge Tifchler zauderte eine Weile. ehe er mit der Antwort herauskam.
..Ia. fehen Sie. Herr Sanitätsrat. 's ift *ne eigne Gefchichte. Die Wohnung ift mir ja auch befonders lieb. fchon weil ich mit meiner armen Frau drin erft fo glücklich war. die zwei Jahre. und dann haben die Stuben ihr ganzes Leiden mit angefehen. und wie tapfer fie's ertragen hat. und nur an das Kind und ihren Mann gedacht. daß denen nichts abgehen follte. Und der kleine Garten hinterm Haus ift gerade wie für den Jungen gemacht. er kann da mit den Nachbarskindern fpielen. und wenn die Ehriftel. feine Wärterin. mal was in der Wohnung zu tun hat. kann ihm da draußen nichts paffieren. Und doch -"
..Ich muß es nur gerade 'raus fagen: 's ift wegen der alten Dame. der Hauptmannswitwe. die auf demfelben Flur mit uns wohnt. oder eigentlich nicht wegen ihr. fondern wegen Fräulein Lisbeth. ihrer Tochter. Sie haben fie wohl mal gefehen. Herr Sanitätsrat. während der Krankheit meiner Frau. der hat fie alles Liebe und Gute angetan und ihr auch das Kind abgenommen. wenn die Mutter fein lautes Spielen nicht ertragen konnte. Sie hatte ja nicht immer Zeit. Fräulein Lisbeth nämlich. fie ift Lehrerin an der Töchterfchule. wo fie Handarbeiten lehrt und auch Singftunden gibt. denn fie hat eine fchöne Stimme und hat fich zur Sängerin ausbilden wollen. bis ihr Vater ftarb. und da konnt' fie nicht mehr dran denken. weil die Hauptmannspenfion nicht dazu ausreichte. Wenn fie aber aus der Schule nach Haufe kam. hat fie fich gleich nach der Kranken umgefehn und den Jungen zu fich hinübergenommen. und er war immer befonders artig bei ihr. obwohl fie ihn nicht verzog. Nun. das ift auch fo fortgegangen. die anderthalb Jahre. jest erft recht. da die Ehriftel nach dem Tode der Frau alles allein beforgen mußte. Zimmer und Küche und dem Karlchen feine Kleider. ich aber bin den ganzen Tag in der Werkftatt. Nun aber geht es fo nicht länger. fo leid mir's tut'."
Der alte Arzt fah ihn fragend an. ..Warum nicht. Emmerich? Haben Sie fich mit dem Fräulein verzürnt?"
Eine dunkle Röte ftieg dem jungen Manne ins Geficht. Er drehte

die Mütze zwifchen den Händen und hob den Blick nicht vom Boden auf.
Endlich fagte er [lockend:
„Im Gegenteil- Herr Sanitätsrati Das Fräulein ift fich immer
gleich gebliebenz gegen den Jungen und gegen mich. Aber eben des-
halb - - es find ia erft anderthalb Jahre vergangen, feit mein gutes
Weib unterm Rafen liegt -- ich felbft hab' mir's erft nicht glauben wollenX
daß ich fo fchlecht und ungetreu fein könnte- aber hab's endlich mir
nicht verhehlen können- ich hab' mich in das liebe Mädchen vcrliebti und
wenn ich fie länger jeden Tag fehen follte und es ihr nicht fagen, werd'
ich der unglücklichfte Menfch von der Welt. lind darum muß ich aus dem
Haufe fort, je eher- ie lieber.“
Eine Paufe entfiand. Dann fagte der Alte ruhig;
„Warum aber wollen Sie es ihr nicht fagem Emmerich? Wäns
nicht das Befte für Sie und den Kleinen- wenn Sie wieder eine gute
Frau und er eine treue Mutter bekäme?"
Das Geficht des jungen Mannes verdüfterte fich noch mehr- die
Brauen zogen [ich zufammen- und an dem kraftvollen Munde erfchien eine
tiefe Falte.
„Es wäre wohl fchöu7" brach es endlich dumpf zwifchen den Zähnen
von „aber es foll nicht fein. Wenn Sie wüßten- Herr Sanitätsrat - aber
ich muß es Ihnen ja wohl fagen. Eine Stunde vor ihrem lehren Atem-
zug - ich dachte fchon- es fei alles vorbei - da hat mein armes Weib-
das noch immer bei Bewußtfein gewefen war - ich faß neben ihrem
Bette und hielt ihre Hand - auf einmal fagte fie mit ganz klarer Stimme:
Verfprich mir- Heinrich wenn du mich wirklich liebft und willftf daß ich
ruhig fterben foll - nie willft du unferm Kinde eine zweite Mutter geben.
- Und das -- das hab' ich ihr verfprochenf und fie hat mir noch mit
einem Blick gedankt- und dann ift fie fanft eingefchlafen.“
Die Erinnerung an diefe Stunde hatte den Witwer fo überwältigt-
daß er ieht zu dem Stuhle trati den der Arzt ihm angeboten hatte, und fich
wie erfchöpft darauf niederließ.
So fahen die beiden Männer fich itumm gegenüber- wohl fiinf Minn.
ten lang. Dann fagte der alte Arzt:
„Und dies Verfprechen denken Sie zu halteni Emmerich?“
Der Andere fuhr in die Höhe und betrachtete den Alten- wie wenn
er etwas Unverfiändliches gefagt hätte. Mühfam brachte er endlich
hervor:
„Muß ich nicht- Herr Sanitätsrat? Muß man nicht fein Wort

halten. um fo mehr ein fo feierliches. das man einer Sterbenden gegeben hat?“
Der Alte wiegte den grauen Kopf naäzdenklich hin und her.
..Muß man wirklich. lieber Freund? Immer und unter allen Umftänden? Auch wenn Unglück daraus entfiehen follte. oder gar Verbrechen? Werden Si-e niäjt fogar den Bruch eines Eides billigen. wenn z. B. ein unbefonnener junger Menfch. der fich in eine Verfchwörung eingelaffen. einen Schwur getan hat. unbedingt den Rädelsführern zu gehorchen. und nun einen Fürften oder fonft verhaßten Menfchen töten foll. aber fein Gefühl firäubt fich dagegen. fo daß er feinem Eide untreu wird? Ich dächte. die unbedingte Heiligkeit des Wortes fei eines der vielen mißverftandenen fittlichen Gebote. die in einzelnen Fällen zu den unfittlichfien Handlungen führen. Das find nun freilich Gewiffensfragen. und jeder Menfch hat fein eigenes Gewiffen. oft ein fehr anderes als fein Nachbar. Die Antwort kann jeder fich nur felbft geben. und wie Ihre ausfallen wird. muß ich Ihnen felbft überlaffen.“
Noch immer blickte der Junge ihn ratlos an,
„Ich meine nämlich.“ fuhr der Alte fort. ..wenn ein Gewiffen fo zart befchaffen ifk. daß es fich über eine vermeintliche Pflichtverleßung nie beruhigen kann. fo daß der Menfch nie wieder fein Gleichgewicht findet. dann wird er gut tun. der inneren Stimme zu parieren. fo hart es ihn ankommt. Sie müffen fich eben prüfen. lieber Freund. ob Sie es verantworten können. die Pflicht gegen eine Tote höher zu fchäßen. als die gegen die Lebenden: gegen Ihr Kind. Ihr eigenes Lebensglück und wohl auch das Glück des Mädchens. das Ihnen ja. wie es fcheint. fehr geneigt ift. Das werden Sie wohl fchon bei fich felbf't erwogen haben."
..O Herr Sanitätsrat.“ rief der junge Mann jetzt mit einem verzweifelten Ton. ..wenn Sie wüßten. in wie viel fchlaflofen Nächten ich mir darüber den Kopf zerbrochen habe und bin zu keinem klaren Entfchluß gekommen! Ia' babe mir hundertmal vorgeworfen. es fei bloß. weil ich das Mädchen fo liebe. daß ich den Wortbruch begehen wollte und die Sünde nicht achtete. und wenn ich der Verfuchung erläge. würde ich mich felbft all mein Lebenlang verachten müffen. Und ich war fchon drauf und dran. meine Gewiffensfkrupel dem Paftor anzuvertrauen. der uns getraut und mein armes Weib dann begraben hatte. Das aber hab' in) doch bleiben laffen. Denn mit dem geiftlichen Herrn hab' ich eine zu fchlimme Erfahrung gemacht,
..Wie ich nämliäz zu ihm komme. das Begräbnis zu beftellen. emp-

fängt er mich ganz freundliäf und fragt nach der Verftorbenen und wie fie gewefen und ob fie auch als fromme Ehriftin gefiorben fei. Und iaz erzählte ihm von meiner Karlinez und was für ein gutes Weib ich an ihr gehabt und wie ich's nimmer wiirde verwinden können, daß ich fie fo früh verloren hätte„ und daß es graufam vom Schickfal feiz daß fie jehtz wo fie's leichter hätte haben könnenz nun hätte fierben müffen. Da feste er ein fehr firenges Geficht auf und verbot mir, vom Schickfal zu fprechen- das nur ein heidnlfcher Begriff fei. da alles auf Erden von einer gütigen Vorfehung gelenkt werdez der wir für alles, was wir erlebtenz dankbar fein müßten. Und wen Gott liebez den züchtige er, und meine Frau hätte er in feinen Himmel aufgenommenz gerade weil fie ein fo tugendhaftes Leben geführt hätte. und dagegen mich troßig aufzubäumen, fei Sündez und fo fchöne Reden mehr.“

„Ich hab' miiffen die Zähne zufammenbeißenz um nicht herauszuplaßen: das verfiünde ich niäftz daß ich die Hand noch küffen folltez die mir eine Wunde gefchlagenz und wenn's einer getanz der mächtiger ift. als ich, ihm noch für gnädige Straf* danken. So bin ich weggegangenz aber in der Grabrede habf ich wohl merken müfienz daß er verfianden hattez wie mir zumute warz denn fiatt davon zu reden, welch ein braves Weib hier von Mann und Kind habe fort müffenz hat er bloß gegen den Unglauben und die Gottlofigkeit der Menfchen gewettertz die mit ihrem himmlifchen Vater hadertenz weil er nicht alles nach ihrem Wunfch und Willen gefchehen laffe. Er ift dann freilich zum Schluß auf mich zugetreten und hat mir die Hand hingehalten, Ich hab* aber getan, als fäh" ich's nicht, hab' den Spaten ergriffen und drei Schaufeln Erde auf den Sarg gefchüttet. Da ifi er zornig weggegangen. O Herr Sanitätsrat, und folch ein unbarmherziger Herr wird ein S e e l f o r g e r genannt!“

Er hatte fich fo in Aufregung und Erbitterung hiueingeredetz daß er nicht fißen bleiben konnte- fondern auffiand und ein paar Schritte nach dem alten Arzt hin tatz der in fich zufammengebücktf leife mit dem Kopf nickend- am Schreibtifch faß.

„Verzeihen Siez Herr Sanitätsrat.“ fagte er„ „daß ich fo heftig geworden bin und Sie mit meinen Erlebnifien langweile. Aber ich weiß jaz wie anders Sie denkenz und daß Siez obwohl Sie nicht Theologie findiert habenz für mich ein rechter und r i ch t i g e r Seelforger gewefen find. Denn wie Sie am Tag nach dem Begräbnis zu mir gekommen find- nach dem Kleinen zu fehenz der ein bißchen gehufiet hatte. und fanden mich da noch in der tiefften Verzweiflung. daß ich kaum ein paar Worte reden

konnte - Sie haben da gleich gemerkt. wie's um meine arme Seele ftand. und haben darin gelefen. mit was für fündhaften und wahnfiunigen Gedanken ich mich herumfchlug. Wie Sie das Morphiumfläfchchen vom Nachttifch wegnahmen und fagten. das brauchen Sie nun nicht mehr. Emmerich. merkt' ich. ohne daß Sie mir's vorhielten. was Sie meinten. Ia. .Herr Sanitätsrat. Sie hatten*s *rausgekriegt. als ob Sie meiner Seele den Puls gefühlt hätten. daß ich drauf und dran war. ein Ende zu machen. mit mir und dem Kinde. um drüben vor dem Herrgott hinzutreten und ihn zu fragen. wozu er drei Menfchen. die keine Schuld auf fich geladen. fo hart habe ftrafen wollen. Aber Sie haben mir keine Predigt gehalten über meinen gottlofen Trotz. fondern mir ganz fanft zugeredet. wir alle fkänden unter dem Gefeß einer Notwendigkeit. die niemand begreife. und könnten den ungeheuren Druck und das Grauen nur aushalten. wenn wir unfere Pflicht täten und für unfere Nebenmenfchen lebten. Das hat mich aus meiner jämmerlichen Trofklofigkeit und Schwäche aufgerichtet. wie eine ftarke Arznei. die Sie mir eingegeben. jedes Wort hat mir wohlgetan. und ich weiß noch alles. was Sie mir weiter gefagt haben. daß es eine Torheit fei. von dem Geifk. der die Welt regiert und den niemand begreift. zu verlangen. daß er an Leid und Freud jedes geringfien Gefchöpfes Anteil nehmen folle. da er felbft an die ewigen Gefeße der Natur gebunden fei. Darüber hätt" ich nie fo nachgedacht. da ich keine höhere Schule befuchen konnte und früh in die Lehre kam. Nun aber fiel mir's wie Schuppen von den Augen. und ich fchämte mich gar nicht. daß ich in Tränen ausbrach und Ihnen die Hand küßte."

Nun hielt er inne. von feinem langen Reden erfchöpft. trocknete fich die Stirn und ftammelte nur noch: ..Das - das werde ich Ihnen nie vergeffen -- und nie genug danken können!“

Der Alte fah ihn mit einer ftillen Rührung an.

..Ia. lieber Freund." fagte er. ..Sie haben ganz Recht. Zu einem ordentlichen Doktor gehört auch. daß er ein bißchen Seelforger ift. Leib und Seele find fo innig verbunden. wenn Eins krankt. leidet auch das Andere mit. Freilich. wenn einer ein- Bein gebrochen hat. bricht ihm nicht gleich auch das Herz. Aber auch dafür muß ein Arzt zuweilen Rat wiffen. wenn auch die Diagnofe fchwieriger ift als bei einem leiblichen Gebrechen. In Ihrem jetzigen Fall werden Sie aber fchon allein die richtige Heilmethode finden. ohne daß ich Ihnen ein Rezept verfchreibe."

Er machte eine Bewegung. als ob er feinen Patienten verabfchieden wolle. Der aber blieb regungslos fiehen.

..Ich hab' Sie fchon fo lang beläftigt. Herr Sanitätsrat." fagte er fchüchtern. ..aber wenn Sie die große Güte haben wollen - ich hätte nur noch eine Frage: was würden Sie felber vor Ihrem Gewifien verantworten können. wenn Sie in meiner Lage wären?"
Der Alte wiegte mit einem kaum merkbaren Lääjeln den Kopf.
..Ja. lieber Emmerich. wie foll ich das wiffen?“ fagte er. „Ich babe nie eine Frau befeffen. der ich im Leben und Sterben alles hätte zuliebe tun mögen. Vielleicht wäre ich fo fchwaäj gewefen. ein übereiltes Verfprechen. das ich ihr gegeben. felbfi gegen meine beffere Vernunft zu halten. Denn unvernünftig wär*s gewefen. Ein Sterbender ift ja gewöhnlich unzurechnungsfähig. Er weiß nicht mehr klar. was er will und darf. Doch wenn es menfchlich ift. daß feine Nächfien ihm das Sterben zu erleichtern fuchen. indem fie auch auf unvernünftige lebte Wünfche ein. gehen. fo ift es doch unmenfchlich. hernach fich an ein Gelübde gegen den Toten zu binden. das für die Überlebenden ein Quell des Unfegens und Verderbens fein würde. Ifi man nicht den Lebenden mehr fmuldig. als den Toten? Und darf man diefen. wenn fie wirklich in einem Ienfeits noch Gedächtnis für das Irdifche haben follten. was fehr zweifelhaft ift. nicht zutrauen. daß fie zur Erkenntnis kommen müßten. ihr lehter Wunfch fei töricht und für ihre hinterlaffenen Lieben unheilvoll gewefen? Trauen Sie Ihrer lieben Frau. wenn fie ..von drüben“ herunterfchauen könnte. zu. fie würde fo herzlos eiferfüchtig empfinden. daß fie es Ihnen nicht gönnte. noch einmal mit einer lieben Perfon glücklich zu werden. die ihrem Kinde eine verfiändigere und herzlichere Hüterin und Erzieherin wäre als eine Dienftmagd!"
Der junge Witwer fah ernfi vor fich hin. Dann. nach einer kurzen Paufe:
..Iawohll Das hab' ich mir auch fchon gefagt. Aber wenns auch fo wäre - da if't noch etwas. was mich wieder irre macht. Gewiß. das Mädchen. das ich liebe und das mich fehen läßt. fie habe mich auch gern - jest freilich ift fie fehr um den Kleinen beforgt. wie man's nur von einer leiblichen Mutter wünfäjen kann. Aber wer fieht mir dafür. daß es fo bleiben wird. wenn fie meine Frau geworden ifi und hat eigene Kinder bekommen? Und am Ende - ob fie wirklich eine fo rechte Liebe zu mir hat. wie meine Selige - ob ihr nicht doch die V er f o r g u n g mehr am Herzen liegt. als der Mann. zumal Einer. der nicht fo gebildet ift. wie fie und ihre Mutter - und meine Fehler hab' ich ja auch“ -
Dann. als der alte Herr nicht fogleich antwortete. fuhr er etwas

zögernd fort. wie wenn er nur widerftrebend fich zu diefer Mitteilung entfchließen könnte:
..Ich hab's nämlich felbft erlebt. was es heißt. die rechte Mutterliebe entbehren zu müffen. Ja) war erft fieben Jahre alt. als meine Mutter ftarb. Dann kam eine Ku-fine meines Vaters zu uns ins Haus. fchon etwas ältlich. aber noch fo weit ganz fauber. und tat erfchrecklich betrübt über den frühen Tod der Verwandten und voll Mitleid mit dem Witwer. der noch fo ein ftattlicher Mann war. und weil er fein Gefchäft hatte - er war anch Kunfttifchler - könnte er fich um fein Söhnchen nicht viel annehmen. Das aber dauerte fie ganz befonders. und fie tat mir fo fchön. daß es ein Wunder war. wie fie mir dadurch nicht lieber werden konnte. Aber fo jung ich war. ich hatt' ein dunkles Gefühl. als komme ihr's nicht vom Herzen. und alles. was fie mir an guten Worten und hübfchen Spielfachen fchenkte. machte fie mir nicht lieber. Der Vater merkte nichts. fondern ließ fich einreden. kein Menfch meine es fo gut mit mir und ihm wie fie - na. da erreichte fie endlich ihren Zweck. und er heiratete fie."
Er fchwieg einen Augenblick. Es war. als durchlebe er dies fchwere Schickfal von neuem. Dann fchloß er: ..Ich will fie nicht anklagen. Sie war nicht eigentlich feindfelig zu mir. nicht. was man fo eine böfe Stief-mutter heißt. aber ganz kalt war die frühere geheuchelte Liebe geworden. und auch den Mann machte fie nicht fo glücklich. wie fie ihm vorgefpiegelt hatte. Man foll die Toten ruhen laffen. ich hab's nur vorgebracht. damit Sie fehen. Herr Sanitätsrat. warum ich jeßt fo in. Zweifel bin wegen des Fräulein Lisbeth und meines Jungen. obwohl ich ihr nicht von fern eine Falfchheit zutraue. Jetzt meint fie's gewiß ehrlich. aber wie gefagt. wer fteht dafür. daß ihr Herz fich nicht ändert. und dann -- dann würde ich mir ewige Vorwürfe machen. daß ich meinem armen Weibe das Gelübde nicht gehalten habe."
Der alte Arzt ftand auf und bot dem jungen Witwer die Hand. ..Es macht Ihnen Ehre. lieber Freund." fagte er. ...daß Sie vor allem beforgt find um das Wohl Ihres Kindes. obwohl Sie das Mädchen fo fchäßen und lieben. Was ich aber auf Ihren Zweifel antworten foll. weiß ich nicht, Ich kenne das Fräulein nicht. bis auf das flüchtige Sehen. wo fie mir allerdings einen feinen und liebenswürdigen Eindruck gemacht hat. Alfo fchlage ich Ihnen vor. Sie bitten fie zu mir zu kommen - morgen ift Sonntag. den Nachmittag bin ich frei - fie mag mir das Karlchen brin-gen. unter dem Vorwand. ich möchte gern einmal nachfehen. wie der

Kleine fich entwickelt hat. Dann kann ich ihrj wie Sie gefagt habenj moralifch den Puls fühlenj ohne daß fie's merktj und ihr Herz auskultieren. und fage Ihnen dann ehrlich Befcheid über den Befund. Ganz zuverläffig kann er freilich nicht feim aber fo ein alter Leib- und Seelforger hat immerhin fcha'rfere Augenj als ein verliebter junger Träumer. Gehen Sie nun nach Haufe und fchlafen Sie ruhig, Ich hoffe- den Umzug in die Gartenfiraße kann ich Ihnen erfparen."

.c -e -i-

Am nächfien Nachmittag faß der Sanitätsrat in feinem Zimmer. rauchend und in die Lektüre einer medizinifchen Zeitfchrift vertieft. Er hielt fich diefe Sonntagsftunden immer freij um hinter den Fortfchritten der Wiffenfchaft nicht zurückzubleiben. und feine Tür war für Patienten verfchloffen. Heut' aber erwartete er Befuch. Neben der Kaffeetaffe auf dem runden Tifchäjen am Sofa fiand ein Teller mit Früchten und kleinen Kuchen. das Fenfier war offene und eine mild durchfonnte Herbfiluft ftrömte herein.

Die Tür öffnete fich. Fried-rich brachte eine Karte. darauf fiand in zierlicher Säjrift „Lisbeth Jung. Karlchen Emmerich."

Der alte Arzt lächeltej daß auch der Kleine mit angemeldet wurde, „Ich laffe bitten."

Gleiäj darauf erfchienen die Befncher. das fchlanke. einfachj aber mit fonntäglicher Zierlichkeit gekleidete Mädchenj den Knaben an der Hand führendj der in feinem blauen Habit mit dem weiß übergefchlagenen Matrofenkragen fehr hübfch und munter ausfah.

„Der Herr Sanitätsrat haben erlaubt" - fagte das Mädäfen und verneigte fich anmutig - „da kommt Karlchen. Nun. Karlchen, fag. was der Papa dir aufgetragen hat.“

„Einen fchönen Gruß von meinem Papa an den guten Herrn Tätsrat!" fagte das Knäbchen unverlegen und fah mit feinen hellen Augen zu den großen runden Brillengläfern des alten Herrn treuherzig auf, „So. Karlchen." fagte diefer und fiir-ich ihm über den blonden Lo>enkopf. „es ifi fchon. daß du mich einmal befuchfi. Aber du mußt mich nicht Tätsrat nennenr fondern Onkel. Seitdem wir uns zuletzt gefehen habenj bift du fehr gewachfen und haft rötere Backen bekommen.“

„Ich halte darauf.“ fagte das Fräuleinj „daß er viel in die Luft kommtj und geh' täglich mit ihm fpazieren. Ana) fchläft er im Sommer

bei offenem Fenf'ter. was feine Ehriftel erft für gefährliäf gehalten hat. Nun fieht fie. wie gut es ihm bekommt.‟
..Sie forgen fo liebevoll für ihn. liebes Fräuleinl"
..Es ift ja meine ganze Freude. Herr Emmerich hat ihm ein Kindermädchen geben wollen. ich habe gebeten. ihn mir zu über-laffen. weil keine Fremde ihn fo lieb haben könnte. Vormittags. wenn ich in der Schule bin und die Ehrif'tel fonft zu tun hat. ift er bei meiner Mutter. Sie ift fchon alt und hat Gicht in den Füßen. fo daß fie nicht ausgehen kann. aber fonft ganz rüf'tig und dabei fo heiter. daß ein Kind nicht beffer als bei ihr aufgehoben fein könnte. Nachmittags hab' ich nur eine Singftunde zu geben. dann bin ich frei für den Kleinen. Er macht wenig Mühe. da er fehr brav ift. Er hat ganz die zarte und feine Natur feiner Mutter. der er aua) im Gefichte gleicht. nur die Augen hat er vom Vater."
Der Alte hatte mit ftiller Rührung zugehört. Die weiche Stimme des Fräuleins ftimmte fo gut zu dem fanften Blick ihrer braunen Augen.
..Kommen Sie. liebes Fräulein." fagte er. ..wir wollen uns auf das Sofa fehen und den jungen Herrn zwifchen uns. Möchteft du wohl einen von den fchönen Kuchen effen und eine Aprikofe?"
Das Kind nickte rafch. fah dann aber zu feiner Begleiterin auf.
..Er nimmt nichts. wenn ich es ihm nicht erlaube." fagte das Fräu-lein. ..Du darff't aber. Karlchen. alles. was der gute Onkel dir gibt."
Nun faßen die drei behaglich auf dem großen Sofa. und es war hübfch anzufehen. wie der Kleine mit den weißen Zähnchen in die reife Frucht einbiß und dann. ohne daß feine Begleiterin es ihn geheißen. ein winziges Tafchentuäf hervorzog und fich die feuchtgewordenen Fingerchen abpußte.
..Sie haben ihn gut erzogen." fagte der Alte. ..fein Papa erkennt es aber auch an. Sie glauben nicht. wie dankbar er Ihnen ift."
Sie errötete leicht. ..Herr Emmerich überfchäßt mich, Ich kann fo wenig tun. die Natur hat ja fchon das gute Bef'te an ihm getan. und mir ift es die größte Freude. miäf um ihn bekiimmern zu dürfen. Er ift ja man ganzes Herzblatt.“
..Jft in Ihrem Herzen nicht auch noch ein wenig Raum für feinen Vater?"
Sie antwortete nicht fo gleich. beugte fich zu dem Kleinen herab und nahm ihm ein Krümchen von dem Kuchen. den er aß. vom Kleide.

..Der .Herr Emmerich ift immer fo gut gegen uns. er denkt nur. wie
er meiner Mutter eine Freude machen kann. ich weiß. daß er fie fehr
fchätzt. dafiir bin ich ihm fo dankbar."
„Aber wenn er nun etwas mehr von Ihnen haben möchte. als Dank-
barkeit?" fagte der Arzt ruhig. mit einem feinen Lächeln. das ihr aber
entging. „Sehen Sie. liebes Fräulein. es ift ihm nicht reän. daß Sie
den ganzen Vormittag nicht bei Karlchen fein können. Er möchte. Sie
follten immer zu Haufe bleiben."
Sie verfland nicht gleich.
„Es ift doch mein Beruf." fagte fie verwundert. ..Wir müßen doch
davon leben."
„O dafür würde er ia forgen. wenn Sie fich entfchließen könnten.
ihn ein wenig mehr zu lieben. als bisher, Ich muß es Ihnen nun gerade
heraus jagen. er hat mich beauftragt. bei Ihnen auf den Bufch zu klopfen.
um zu erfahren. ob Sie nichts dagegen hätten. - feine Frau zu werden."
Nun wurde fie dunkelrot.
„O Herr Sanitätsrat.“ fiammelte fie kaum hörbar. ..das ift nicht
Ihr Ernftl"
„Mein und fein voller Ernfi. Er glaubt nur nicht. daß Sie ihn
fo recht ernfilich gern haben. fo wie er Sie. er findet fi>7 nicht liebens-
wiirdig genug -"
Sie hob lebhaft den Kopf. „Q" fagte fie. ..ich hätte ihn fchon lieb
haben müffen um alles. was er für feine arme Frau getan. wie er fie auf
Händen getragen hat. und. obwohl er manchmal heftig fein kann. nie war
er's gegen fie und auch nicht gegen den Kleinen. Aber eben deshalb -
wie kann ich glauben. daß er je mit einer Ändern glücklich werden könnte!
Nein. es ift nur fo eine Laune von ihm. und er würde bald einfehen. daß
er fich getäufcht hat."
„Cs fieht fo feft in feinem Herzen." liebes Fräulein. ..und er weiß
fich vor jeder fpäteren Neue fo ficher. daß er fogar ein großes Opfer bringen
will. um wieder durch den Befitz einer lieben Frau ein glücklicher Menfch
zu werden. Er hat nämlich feiner guten Frau verfprechen müffen. dem
Kind nie eine Stiefmutter zu geben. Nun wiirden Sie freilich nie das
werden. was man mit dem Namen an Böfem und Hartherzigem verbindet.
fo oft mit Unrecht. Aber er kann fich nicht entfchließen. fein Wort zu
brechen. und darum foll Karlchen zu feiner Säfwefter gebracht werden.
die mit einem Landwirt verheiratet ift. und da foll er aufwachfen. und
wenn der Vater ihn manchmal draußen befucht -"

Zweites Stadium
Adolf Vrütt: „Opus 100“
Zum Auffaß „Wie ein Marmor-
W Bildwerl entfieht‟

- .7
* *CS* r* *r “- ,FINE-?MUM
.*7 k* _W “*-
.'_,
- .- ' ' .*- - ,x ,EU _ |4
z- _i _.
'-
-'
Drittes Stadium
» 0._ ..p- .» *. -- *f-
iertes Stadiur
Adolf Brütt: „ÖpuslW“
Zum Auffaß „Wie ein Marmor-
Bildwerk enrfieht‟
_--__-___._
.._-

Drittes Stadium
Viertes Stadium
Adolf Brütt: „Opus 100“
Zum Auffaß ..Wie ein Marmor-
Bildwerk entfteht“
Z

Zeil' iii.i
.|- ' ..L-'lb

q.,
. e
. . „ ..NÖU.....
, .fc 1... i 'K . '
dt " V llkt'll)
tief',
a)
ffung nach Lidl
'tz .1
e.
iadium (die endgültige
S
fies
'Ft'tn
.k 00“
us
HK
tt* p
(f Briitt
Lido
..
r
o
1
1
M.
W..
:.b
1c-.
JF.
1."
e
q'.
L -
1X s
,
rz. ..m7
m C
.8e l-
q.. n
..'k e
..'l. k
"l r.
Q
x c
..U .8
'
l
1. „w
...U D
..U ..c
1)
*-- 'F
lx! ,i

-'

Fünftes Stadium (die endgültige Faffung nach Abfchluß der Arbeit)
Adolf Brütt: „Opus 100"
Zum Auffaß ..Wie ein Marmor-
Bildwerk entfteht“
ZW

Das Mädchen hatte mit glühenden Wangen zugehört und ihre waehfende Erregung kaum zu bemeifiern vermocht. Jetzt fiand fie plötzlich aufx zog den Kleinen vom Sofa und fagte: „Wir müfien fort- Karlehen. Sag dem Herrn Sanitätsrat adieu und fihönen Dank, Wir find ichon zu lange --"
Auch der Alte fiand auf. „Im begreife nichß liebes Fräulein -- was hat Sie fo aufgeregt? Der Vorfchlagf den ich Ihnen machen mußtef ift etwas feltfamf aber da es ni>)t anders fein kann und der Kleine auch bei der Tante gut aufgehoben wäre -"
Sie fah ihm gerade ins Gefichh ihre Augen hatten einen Ausdruck von Schmerz und Empörung den er ihnen kaum zugetraut hätte, fie war ganz blaß gewordenf und ihr feiner junger Mund zitterte. _
„Können Sie mir's verdenkem Herr Sanitätsriatf" fiieß fie hervor- „daß ich mich im Innerfien gekränkt und beleidigt fühle- wenn man mir zum-utetf das Kind in die Fremde fäncken zu laffen, um die Frau feines Vaters zu werden? Ich habe Herrn Emmerich fiets für einen warmherzigen- gewifienhaften Mann gehalten und darum hoehgeachtet. Wenn ihm aber d a s in den Sinn kommen konnte -t es tut weht mia) fo in ihm getäufiht zu haben!"
Sie nahm den Knaben bei der Hand und fchi>te fich an zu gehen.
Der Alte blieb ganz ruhig. „Was alfo foll ich Herrn Emmeriäf als Ihre Antwort beriäften?"
„Daß iä) einem Manne der um meinetwillen fich von feinem Kinde trennen könntet nie angehören würde.“
„Jfi das Ihr letztes Wort?"
„Gewiß“
„So haben Sie die Gütet es mir fchriftlich zu geben.“
Er nahm fein Nezeptbuih vom Schreibtiicb- öffnete es und hielt es ihr hin- zugleiäf mit einer eingetauchten Feder.
Sie fah ihn groß an.
„Warum verlangen Sie das?"
„Weil er mir's fonft vielleicht nicht glauben würdef daß meine Mifiion als Freiwerber einen fo fchlechten Erfolg gehabt hat.“
Ohne fich zu befinnenf nahm fie die Feder und fihrieb ein paar Zeilen auf das oberftc Blatt. Dann fchob fie den Knaben zu dem Alten hin- damit er ihm die Hand rei>)te„ verneigte fich mit einer fehr kühlen Haltung und verließ mit dem Kinde das Zimmer.
* 3|- 'k

Niht zehn Minuten waren vergangen. da klopfte es haftig an der Tür des alten Herrn. und auf deffen Hereinl trat der Vater des Knäbhens. das eben hinausgegangen war. ins Zimmer.
Der Sanitätsrat. der wieder in feinem Arbeitsftuhl faß und eine neue Zigarre angezündet hatte. fah ihm mit einer belufiigten Miene entgegen.
..So eilig. lieber Emmerih?" fagte er. ..Ihre Leute find ja eben erfc gegangen. Sie müffen ihnen auf der Treppe begegnet fein.“
..Ich fah fie aus dem Haufe kommen.‟ antwortete der junge Mann. deffen Gefiht erhitzt und aufgeregt war. ..Ich hatte drüben auf der Straße im Shatten eines Türvorfprungs gewartet. wo fie mih nicht fehen konnten, Es ließ mir keine Ruhe. Aber wie fie nun kam - ihr Gefiht hatte einen fo finfteren. zornigen Ausdruck. wie ih ihn nie gefehen hatte. O Herr Sanitätsrat. was haben Sie ihr gefagt? Was hat fie Ihnen geantwortet?"
„Html‟ mahte der Alte. ..alles. was fie gefagt hat. hatte Hand und Fuß. überhaupt muß ich gefiehen. daß ih Ihre Neigung vollkommen begreife. Wäre ih dreißig Jahre jünger und dies liebenswürdige Mädchen wäre mir begegnet. -- ih fiehe niht dafür. daß ih mih niht auh in fie verliebt und bemüht hätte. fie Ihnen abzugewinnen. Freilih wäre auh meine Liebesmüh umfonft gewefen.“
..Umfonft?"
..Denn ih kann es Ihnen niht verhehlen. lieber Freund. fo betrübend es iii: ihr .Herz ift niht mehr frei, Sie hat einen Gelieben. den fie niht aufgeben würde. auh wenn ein Prinz um fie anhalten möhte.‟
..Einen Geliebten? Das ift ja unmöglich. Das wüßte ih doh längfi. da ih täglih bei ihr aus- und eingehe.‟
..Und doh i|*s fo. und fie hat diefe Liebfhaft fogar vor ihrer Mutter niht geheim gehalten. und die hat nihs dagegen gehabt."
..Und - auh er meint es ernfi - und fie wollen fich heiraten?"
..Das. lieber Freund. wird fie fih wohl vergehen laffen. der Altersunterfhied ifi zu groß. und noh mindeftens zwanzig Iahre zu warten. kann er ihr nicht zumuten. Ih habe ihr aber gefagt. daß fie fih von ihm trennen müßte. um Sie zu heiraten. und das hat fie fo in .Harnifh gebraht. daß fie nihts mehr von Ihnen wiffen will.
..Aber es ift Zeit. dem fhlehten Spaß ein Ende zu mahen. damit Sie niht ernftlih böfe werden."

Und er berichtete in zwei Worten feine Kriegslifi und hielt dem völlig Verfiörten und Entgeifierten das Blatt hin. auf dem das geliebte Mäd- >jen ihre Abfage niedergefchrieben hatte: „Einem Mann. der um meinet- willen fich von feinem Kinde trennen könnte. würde ich nie angehören. Lisbeth Jung.“ *
„Hm fchändlich!" rief der junge Mann und warf das Blatt zu Boden! „So mich zu verleumden. mir etwas fo Abfcheuliches nachzu- fagen. und ich hatte mein volles Vertrauen auf Sie gefeßt! Was foll fie von mir denken. wie konnte fie ahnen. daß Sie einen fo graufamen Scherz fich mit ihr und mir machen konnten ?‟
Der Alte bückte fich und hob das Blatt auf. ..Bewahren Sie forgfam dies Rezept. lieber Freund." fagte er mit einem gütigen Lächeln. ..Es wird Sie zu allen Zeiten von dem Argwohn kurieten. als ob Ihr Karlchen an diefer Frau eine Stiefmutter haben könnte, Und nehmen Sie es einem alten Praktikus nicht übel. daß er fich einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat. Ein fichreres Mittel hatte ich in meiner Apotheke nicht vorrätig. Nun aber gehen Sie eilig nach Haufe und wafchen Sie fich in den Augen Ihrer Liebften von dem häßlichen Flecken rein. den ich Ihnen angefprißt habe. Ich denke. auch fie wird mit verzeihen. und Sie beide werden darum nicht fchlecher von mir denken. weil der alte Seelforger einmal die alte Iefuitenmoral befolgt hat. daß der Zweck das Mittel heilige."

Adolf Brütt:
Wie ein Marmor-Bildwerk entfieht
Ein Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter *Herr Doktor!

Sie möchten einige Aufnahmen veröffentlichen. die verfchiedene Stadien iu der Entwickelung meiner letzten Marmorarbeit darftellen. und ich foll den Text dazu fchreiben.

Das liegt mir gar nicht. aber weil immer wieder die Frage an mich geri>7tet wird: ..Wie macht man denn fo etwas in Marmor". nehme ich an. daß eine Antwort hierauf von allgemeinem Interefie fein wird. und will verfuchen. fie zu geben.

Es gibt verfchiedene Methoden. eine in Ton modellierte und in Gips abgegofiene Plaflik in Marmor zu übertragen. und die bequemfie und von den meiften Bildhauer-n angewendete ift: die Marmorarbeit an einen gefchickten Marmorbildhauer zu verweifen. Diefer vertraut neuerdings die ganze Arbeit einer M afchin e an. die. auf dem Syfiem des Storchfchnabels beruhend. ihre Arbeit fo vorzüglich verfteht. daß der Bildhauer den einen Millimeter ftarken Überfchuß an Marmor. den die Mafchine an der Oberfläche fiehen läßt. ohne Mühe mit R a f p el und S a n d p a p i e r entfernen und fo die Arbeit rollenden kann.

Mühfamer war die ältere Methode. die darin befiand. daß der Marmorarbeiter mit d r ei Z i rkeln. durch Kreuzfchlag von zwei Punkten aus und Tiefenbeftimmung duräz den dritten Zirkel. nach und nach Punkte in dem Marmor durch Fortarbeiten des Bofiens fixierte. die den auf dem Gipsmodcll mit Bleiitift angegebenen genau entfprachen. Eine mühfame und forgfältige Arbeit. wenn man bedenkt. daß die Punkte. über das Ganze verteilt. in Zwifchenräumen von ein bis drei Zentimetern genommen werden miiffen. Cine Sklavenarbeit! Nachdem die Punkte fiehen und der Bofien mit dem Zahneifen von einem zum andern entfernt ift.

beginnt die Ausführung. die wiederum meif'tens dem gefchickten Marmor-
arbeiter iiberlafien wird. der fich genau an das Modell hält.
Diefe beiden Methoden wende ich bei Denkmälern anz denn die
eigenhändige Ausführung der großen Figuren würde hier zu viel Zeit
und Kraft erfordern. Aber Köpfe und Hände mache ich felber,
Nun zur dritten. älteften und fchwierigften Methode: dem fr e i e n
Au s h a u e n ohne Mafäfine und ohne Punkte. meift auch ohne Hilfs-
modell. frei nach der Natur. Das kann der Künftler nur felbf't und wird
es nur an feinen freien. idealen Werken ausüben. - wenn er's kann.
Diefe Arbeitsweife. die von den Griechen und fpäter von Michel-
angelo und anderen Renaiffancemeiftern mit höchfter Meifterfchaft ge-
übt wurde. macht den Künftler erfi zum wirkliäjen Bildhauer. ..Die
anderen find Modelleure". fagt Adolf Hildebrand mit Recht.
Beherrfcht man den Marmor endlich durch lange Übung. dann be-
ginnt erf't das Schweigen und die höchf'te Luft in der Formgebung. zugleich
eine aufregende und fehr anfirengende Tätigkeit. Denn der Marmor
braucht fchwere Hiebe. und nur eine fefie Fauft kann ihn zwingen. fein
Befies herzugeben. und doch ift es. als freue er fiäf der Erlöfung.
Wenn man es foweit gebracht hat. dann erfi verfteht man die Größe
Michelangelos ganz und beugt fich vor ihm in tieffter Verehrung. Weläze
Muskelkraft. welche Formvollendung und dabei welche bis ins tieffie
Innere dringende Stimmung in feinen Werken! Es ift meiner Anficht
nach Spielerei. nach jetzt beliebter dekadenter Weife mit verfchwomme-
ner. ungefchickter Formgebung Stimmung zu erzielen. Das kann jeder
mit Empfindung und Stimmung begabte Dilettaut. Aber wie Michel-
angelo trotz vollendeter Form zur Seele Dringendes zu fchaffen. das ift
Meifterfchaft. und das ift unfierblich.
Nun zur Sache.
Die ältefte Methode. feine Gedanken. oder befier Empfindungen.
in Marmor zu übertragen. wurde fo gehandhabt. daß man fiat bei
komplizierten Entwürfen ein kleines oder großes Hilfsmodell aus Wachs
oder Ton maäzte. um mit wenig Zirkelmeffungen über den Marmorblock
richtig disponieren zu können. Denn der Block hat meift fehr unregel-
mäßige Form. und man hat der Kofien wegen Urfache. vorfichtig zu prüfen.
ob das. was man fäzaffen will. auch in ihm enthalten ift. Beim groben
Behauen mit dem Spißeif en und ca. vierpfündigem Hammer muß
man natürlich am meifien aufpaffenz denn eine Unrichtigkeit der Meißel-

führung. die fich fehr nach der Lagerung des Materials richten muß- kann die ganze Sache verderben. Gerade im Anfang ift die Gefahr des Verhauens am größtem weil man unwillkürlich fait in Wut gerät über die Zähigkeit und Widerfpenftigkeit des Marmors. Wenn dann die allgemeinen Formen mit dem Spißeifen angedeutet find. legt man das Ganze mit demZ a h n e i f c n an. und erft- wenn das gefchehen. nimmt man möglichft fchöne Natur zum Modell. Vorher kann es niemand in der näthflen Umgebung des Arbeitenden aushalten, weil die losgefprengten Marmorfchrotten mit folcher Vehemenz durch den Raum faufenf daß fie mitunter Fenfierfcheiben durchfchlagen.

Jetzt beginnt die Vollendung mit dem fcharfen- fäfmalen F lach - eifen- mit Rafpelund Sandpapier, und dabei kann es einem wohl begegnen- daß man fich in feine felbftgefchaffene Gefialt verliebt. Ich kann den armen Pygmalion durchaus verfiehen.

Wenn ich nun meine leßte Marmor-arbeit. eine lebensgroße Figur. in nebenftehenden Abbildungen veröffentliche. fo liegt es mit abfolut fern. mich auch nur fiir einen kleinen Michelangelo zu halten. Die Veröffentlichung gefchieht aus Gründen. die ich anfangs angab. und ich füge nur hinzu, daß diefe letzte oder jüngfte Arbeit ohne .Hilfsmodell entftanden ifi. Sie war verhältnismäßig leicht; denn fie hat nur eine Anfiehh die ich mit Kohle auf den Block zeichnete und dann freihändig nach der Natur vollendete, fo daß der Marmor bis aufs Äußerfte ausgenußt wurde.

Ich wollte nur eine Stimmung geben und Formvollendung genießen. Darum gebe ich dem Werk auch keinen Namen. fondern mache es wie die Mufiker- nenne es „Opus 100"- und wenn ich das Glück haben follte. daß meine Arbeit. wenn auch nur auf wenige Befehauer. ähnliche Empfindungen auslöft- wie fie mich im Schaffen erfüllten. dann bin iäf zufrieden und brauche weder eine gute- noch - eine fchlechte Kritik.

Mit befiem Gruße

Ihr

A d o lf B “r ü t t.

Clara Viebig:
Pittchen
Scenen aus einer neuen Komödie.

Aus ihrem Meifterroman „Das Weiberdorf" hat Clara Viedig die köfilithe Figur des Pittchen Miffert- des fchlauen dörflichen Lebenskünfilers- zum Helden einer Komödie entboten, die des pfiffigen Frauenjägersf Arbeitsfeindesf Münzfälfchers Glück und Ende mit kräftigem WirkliG-keitsfinn von der behaglichen epifchen Schilderung in flraff gefügte- luftige dramatifche Szenen übern-Sign ohne den Ausblick auf den weiten menfäy-lichen- ethifchen und fozialen Hintergrund des Romans felbfi zu verlieren. Die Umfchmelzung des älteren Stoffes in eine andere Kunftform ward mit fo ficherer Hand vorgenommen und durchgeführh daß das Stück alle Zweifel fchweigen heißt- denen Umformungen foleher Art in der Theorie begegnem und durchaus zur felbftändigen Geltung eines neuen Werkes auffieigt. Die Dichterin hat uns den Abdruck einiger Partien der Ko-mödie2 die ihres Erwachens zum Bühnenleben noch harry freundlichft zur Verfügung gefiellt. Wir bringen im Folgenden die Hauptfzenen des zweiten Attest der Pittchen auf der Höhe feiner Erfolge im männerver-lafienen rheinifchen Weiberdorfe zeigt- und feßen in dem Augenblick ein-da die angejahrte, doeh noeh nicht abgedankte Kathrein Densborn- des fernen Niklas Densborn züchtige Hausfrau- eine Auseinanderfeßung zwi-fchen dem vielbegehrten Helden und dem Dorfwirt Schneider unterbricht.
Die Redaktion.

..- -e -ie

Verwahrlofies Gärtcheu hinter Pittchens Haus. Links vom Zufchauer die Rüäfeite des niedrigen Haufes rnit Hintertür und einem kleinen, ganz fpinnen-verwedten Kammerfenfierchen hoch an der Wand. Neben der Tür Bank ohne Lehne. Der Garten mit verwilderten Beeren zieht fich nach hinten bergau-eine Hecke fchließt ihn ab. .Kahle Berge irn Hintergrund mit winzigen Acker-n. Sonnenblumenfiauden im Garten; auf einem Bufch trocknen zerfeßte Windeln. Auf der-"reehten Seite niedrige Mauer mit Pforte- an der entlang ein Süß-Heu hinan zu den Liefern fiihrt. Innerhalb des Gartensf in der Mauer dicht bei der Pforte -- fo daß die durch diefe Eintretenden daran vorüber müffen - in einer kleinen Nifche eine Muttergottesfigurf ein Drahtgitter ijk davor. Es fieeken Blumen am Drahtgitter, Mauer und Pförtchen iind umbufchß

aber nicht fo dichtf daß man nicht die durchs Gäßchen bergan Sehenden fiellen-
weife fehen könnte, wenigfiens Kopf und Schultern.
Keine der durch die Pforte eintretenden Frauen vergißt- beim Worüber-
gehen fich flüchtig vor der Muttergottes in der Nifche zu bekreuzen.
Praller Sonnenfcheiu, - Zur Seite fieht ein Kinderwagen.
K a t hr ein D e n s b o 1- n (erfcheint an der Gattenmauer reehts).
(fcharf): Tag zufammen!
S ch n e i d e r
(zufammenfahrend): Die Schneiderfch?!
P i t t ch e n
(der fie [ic-ht): Wat gefällig? Nur näher/ Frau Densbokn.
Kathrein Densborn
(mit einem Rei-hen über der Schulter-7 fich erf'i vorfichtig nach rechts und links
umfehend): Mer weiß doch nit - bei jetziger Zeit - mer is gleich übler
Nachred' ausgefeßt. (Gejchmeichelt.) Aber dat Ihr meine Stimm fo
kennt?
S ch n e i d e r
(brummend): En Stimm wie en Trompet.
P i t t ch e n
(galant): Aber wie eine aus Silber. (Zur Densborn.) Eure Stimm'
kenn ich aus taufend heraus.
K a t h r e i n:
Ich bin auf'm Weg nach'm Acker zu gehn, Ich mußt hier vorbei. Da
wollt ich doch fragen/ ob Ihr mein Herrgöttchen fertig habt? Et fehlt
mir fo in der Stub. (Zu Schneider.) Die Bein waren ihm abgebrochen.
S ch n e i d e r
(ärgerlich): Oil» der tut ja nix. Der liegt auf der Bank und denkt fich
Gefchichten aus. (Zu Pittchent der aus vollem Halfe naht.) Lacht nit!
Euer dreckig Lachen.
K a t h r e i n:
Et fieht ihm aber ganz gut. Seid Ihr doch nit fo verdrießlich.
S ch n e i d e r: .
So en Lauskerh fo en FaulenzerN Anffchneider/ Lügenmaul! Von
en paar Monat her is er uns noch Bier und Appelwein fchuldig.
P i t t ch e n
(die zerriffenen Tafehen nach außen kehrend): Ich hab keinen Pfennig.

K a t h r ein
(zu Schneider): Geht. geht nur. fchimpft nit fo. Ich bring' die Sach
in Ordnung. Geht. grüßt Eure Frau. Geht doch. (Schicht ihn zur Tür.)
S ch n e i d e r
(im Abgeben): Zwei Taler und zwei gute Grofchen. Erzlügener! Aber
wart. wenn die Schneiderfch kömmt! (Ab durchs Haus.)
P i t t ch e n
(lachend hinter ihm drein): Vor dem Teufel im Unterrock bin ich nit bang.
K a t h r e i n
(am Kinderwagen): En fchön Kind. En wunderfchön Kind. Euch wie
aus'm Gesicht gefchnitten, (Kißelt das Kind.) Kß. kß - lach doch emal
- kß. kß,
P i t t ch e n _
(fie zurüäzerrend): Seid Ihr toll? Meine Arm find mir noch lahm.
Nu fehl'aft et endlich. Zwei Stunden hat et diefen Morgen in eins
fort gefchrien.
K a t h r ei n:
War Eure Frau denn nit da?
P i t t ch e n
(die Frage abfichtlich überhörend): Euer Herrgöttchen is noch nit fertig.
Frau Densborn.
K a t h r ein:
Ich komm morgen wieder. *
P i t t ch e n:
Na. nö. tnorgen bin ich auch noch nit fo weit.
K a t h r e i n.-
Dann komm ich übermorgen.
P i t t ch e n:
Ihr kommt umfonfi. Ich hab zu viel zu tun. Ich will et Euch wiffen
laffen. wenn et fo weit is.
K a th r ein:
Nä. Ihr laßt mich zu lang warten.
P i t t ch e n:
Auf wat mer lang warten muß. dat geföllt einem nachher doppelt
gut. (Blinzelt fie an.) Nik wahr. Frau Densborn?

K a t h r e i n
(fchmunzelnd): Ihr feid einer! Aber hört. Pittcheu. wat habt Ihr denn mit dem Schneider? Die Frau is en Drachen. Ihr dürft dem Volk nir fchuldig bleiben. Zwei Taler und zwei gute Grofchen * ieh ftreck fe Euch vor. Kommt diefen Abend. holt fe Euah ab,
P i t t ch e n:
Merci. Ihr feid fehr freundliay. aber *-
K a t h r e i n:
Dat wär ja noch fchöner. wenn die Euch täten verklagen. Die Lumpen-bagafch! Ihr mußt fe bezahlen. gleich.
P i t t ch e n
(fich zierend): Nä. ich kann dat nit annehmen. Et geht mir wider die Ehe. Geld bergen? Nä. Et würd' mich ewig befchämen.
K a t h r e i n:
Ihr feid fehr ehrenwert. Aber borgen is doch nit unrecht getan. Ich fag et auch niemand. Ob et nu bei mir im Strumpf zu unterft im Bett fieckt. oder ob Ihr et Euch da holt. dat weiß doch keiner. Ihr könnt mir dafür ja manchmal wat zu Gefallen tun. Et is fo fchwer fiir en einfame Frau. Wenn ich et recht bedenk. mer hat 'nen Mann und hat doch keinen. Kommt Ihr diefen Abend?
P i t t ch e n:
Hm. Ich will Euch wat fagen. diefen Abend - hm ich weiß et nit genau. ob ich grad diefen Abend abkommen kann. Aber wenn Ihr fo freundlich fein wollt und fchickt mir vorerft dat Geld her. dann -
(leifer): laß ich Euch Befcheid fagen. wann Ihr mich erwarten könnt.
K a t h r e i n
(auch leifer): Laßt et mir nur gleich retour fagen. (Lehnt fich an ihn.)
(Räufpern vom Mauerpförtchen her.)
K a t h r e i n
(erfchrocken): Wer is da?
(Trautchen Steffes. mit Rechen über der Schulter. tritt auf.)
T r a u t ch e n.
Entfchuldigt! Ich fiör' wohl bei der Unterhaltung? Mein Gott. I hr feid et. Frau Densborn? Ich denk. hinterm Bufch fieckt ein Liebes-paar. (Lacht.) En Unterfchied!

K a t h r e i n
(giftig): Ihr tät' auch helfen vor Euer Tür kehren, Ich komm nur wegen meinem Herrgöttchenf die Bein waren ihm abgebrochen. Aber Ihr_ war't Ihr et nit„ die gefiern abend hier am Mauer-chen längs gefirirhen is? Wie en Katzf die im Mondfchein nach'm Kater mauzt. Schämt Ihr Euch nit- Ihr mit Euren Fünfen?!
T r a u t ch e n:
Ihr habt ihrer Sieben.
K a t h r e i n:
In Zucht und Ehr. Wer weiß- ob jede dat lagen kan-1- wenn fe lieben hat.
T r a u t ch e n:
Mer kennt Euch fchom Ihr wißt ja nir Befferesf als andren die Ehe abfrhneidenj Ihr fcheinheilige Frauensperion.
K a t h r e i n
(höhnifch): Ihr fchleekrige Katz! Ich will Eurem Mann en Briefchen frhreibem dat der [ich nit hinter den Spiegel fieckt.
T r a u t ch e n
(in Wuttriinen ausbrechend): Ihr Läfiermauh Ihr Verleumderin!
K a t h r e i n:
Krick einer anf wie der kleine Dreikiiiehorh fich bofen kann!
T r a u t ch e n:
Ihr Hopfenfiang, (Nafft ihren Rechen auf, geht mit ihm gegen die Densborn an. .Kathrein Densborn hebt den ihren aueh.)
P i tt ch e n
(der inzwifrhenf die Hände in den Hofentafehenf pfeifend auf und ab ge-[chritten ift! fich dazwifehen fiellend): No gemach! Seid nit zu lebhaft bei dem Diskurs.
Trautmen
(ihren Nechen fallen [affend): Gebt et ihrh gebt et ihr tüchtig. Ach„ ich arm fchuhlof' Frauensperfon. Ich bitt' Euchx PittehenX nehmt Euch meiner an. - - - - - - - - - - - - - - - - *- -
P i t t ch e n
(zu Kathrein): Hört! Wurdet Ihr da nit gerufen? Ganz deutlich: Frau Densborn! Von der Straß' her. Wer weiß dennf dat Ihr hier bei mir leid?

T r a u t ch e n:
Ich hört fchon einmal rufen.
K a t h r e i n:
Ieffes ja/ dat is doch unleidlichj kein Minut hat mer Ruh! (Zu Pittchen.) Alfo et bleibt bei der Übereinkunft: ich fchicl et Euch noch her diefen Nachmittag und ich krieg dann Befcheid. (Hehe den Finger.)
P i t t ch e n
(Hand aufs Herz legend): Ganz zu Dienfienj Frau Densborn,
K a t h r e i n
(mit einem wütenden Blick auf die Steffes ab): Nehmt Euch in acht!
(Pittchen gibt ihr das Geleit bis ins Haus.)
Trautmen
(als er zurückkehrt): Is fe nu weg„ die alte Schatehk?
P i t t ch e n:
Hui» mich friert et.
(Beide lachen aus vollem Halfe.)
T r a u t ch e n:
Wenn fo en Alte Feuer fängt- die knackt wie dürr Holz.
P i t t ch e n
(ihre Wange tätfchelnd): Et kann ja nit jede fo muggelig fein.
T r a u t ch e n:
Ich bin fo freij ich feh mich en bißchen.
P i t t ch e n
(feßt fich neben fie auf die Bank. umfaßt ihre runde Taille); Und hier herum feid Ihr doch fo fchlank wie en Weidengert.
T r a u t ch e n:
Wir hatten diefen Mittag Kabbes mit Spech fonfi wär' ich noch fchlanker.
P i t t ch e n:
Ha!
T r a u t ch e n:
Euch läuft ja dat Waffel* im Mund zufammen.
P i t t ch e n:
Wenn ich Euch anfeh.
T r a u t ch e n:
Och Ihr! Ihr verfieht etj für't Herz wat zu fageu. Achj mer fehnt fich nach Anfprach.

P i t t ch e n
(ihren Hals .anche-lud): Kabbes mit Speck is mein Leibgericht.
T r a n t ch e n
([chmollend): Ihr denkt immer an't Effen.
P i t t ch e n:
Meine Augen können fich nit fait an Euch fehn, Ich hab noch nir gegeffen.
T r a u t ch e n:
Ihr habt noch kein Mittag gekriegt? O fo en Perfon! Sie läuft weg. Warth ich will Euch wat kochen. (Will ins Hans.)
P i t t ih e n
(fie zurückhaltend): Et is nir im Schrank; kein Salz und kein Schmalz. Wir find Kirchenmäns.
T r a u t ch e n:
En Sünd und en Schand„ fe läßt ihn hungern! Nä- da bin ich doch anders. Kommt bei mich effen diefen Abend„ et is noch genug da. Die Kinder fchlafem (fich an ihn lehnend) ich wörm Euch wat auf- wir trinken des Bitthurgcr Bier dann -
P i t t ch e n
(fie unterbrechend): Hört anf/ ich halt mich nit länger. (Drücke ihr einen ichallenden Kuß auf die Wange.) Kabbes mit Speck?!
T r a u t ch e n
(ihn auf den Mund |üffend): Alles- wat Ihr wollt, (Sie umarmen fich.)
(Im Gäßchen Stimmen, Frauen und Mädchen ziehen wieder zu den Ackern hinauf. Beide prallen auseinander.)
TrautGen
(am .Kinderwagem abfichtlich laut): Dat Kind is zu fchön. Ich hab mein Lebtag noch kein fo fchön Kind geiehn.
P i t t ch e n:
Und ganz wie der Pappa. (Schiebt den .Kinderwagen ins Haus.) Ihr fchreit et fonfi auf.
T r a u t ch e n
(laut): Dann adjex grüßt Eure Frau, Et is mir arg leidx dat ich fe nit angetroffen hab. (Leife.) Bis nachher.
(Ab. Schließt [ich vorüberkomrnenden Weibern an.)
(Die Szene bleibt einige Augenblicke leer. Man hört drinnen das Kind

fibreien. Pittchen ftilrzt heraus- reißt eine Windel vom Bnfch, fiiirxt damit wieder herein, Das Kind fchweigt.)
(Nettchen Lamprecht tritt atemlos durch die Mailerpforte anf.)
N c t t ch e n:
Ob [ic noch drin bei ihm js? (Verfucht in das Fenfterchen zu gucken. Alc- [ie in die Tür [iehth kommt Pittcben herauß)
P i t t ch e n
(nicht angenehm überrafcht): Ach/ Ihr feid et/ Nettchen? (Wirft fich auf die Baut.) Ich bin ganz kaputt.
N e t t ch e n
(eiferfiichtig): Wer war denn eben dn drin bci Euch?
P i t t ch e n:
Ich war allein mit dem Inköbchen.
N e t t ch e n: .
Die Densborn fagte dochzu mir: „Lautth laufth wat Ihr könnt- dann erwifcht Ihr fie noch bei ihm." Die Steffes war hier. .Ich dat ich doch fo dumm war und hab Euch je geglaubt!
P i t t ch e n;
Wenn mer glauby hat mer immer en Dummheit gemacht. (Mit Seufzer.) Mer follte nit glauben.
N e t t ch e n
(weinerlich): Hab ich dat wohl um dich verdient? .hafte denn alles vergefien? Ark» ich unglückliche Kreatur! Mein Man-n der quält mich mit EiferfuchtX er fchlägt mich noch kurz und klein - die Weibsleut fiicheln und werfen [ich Blick' zu - die Densbornh die iiberfiändige Zwetfchh die fieht mich noch kein Minut und fie verzieht ihr faliches Maul freundlich und fragt mich [o icheinheilig naeh dem Toni. -- Und du„ du tufi mit andern ichön!
P i t t ch e n
(bleibt ruhig liegen, gahnt nur ein paar Mal laut.)
N e t t ch e n:
„Faulpelzx Lurupy Ziluh Halunk" - wie haben fe all auf dich gefchimpft! Jetzt heißt et anders: Pittchen hierx Pittchen da - überall Pittchen, O die falfchen Weibsbildeß fe find all lecker nach dir. (Sich vor die Van' kauerndh ihn umfchlingend.) Aber mir gehörfieh mir!
P i t t ch e n:
Ei freilich.

N e t t ch e n:
Ich hab immer zu dir gehalten. nir auf dich kommen laffen.
P i t t ch e n:
Ich weiß. ich weiß.
R e t t ch e n:
Hafte mich auch noch lieb?
P i t t ch e n
(ihr über die Wange fireichend): Du bifi en lieb Nettchen.
N e t t ch e n:
Kommfie bald bei mich?
P i t t ch e n:
Et is fo riskiert. Wenn mich jemand tät fehen! Da hättfte dann noch viel mehr auszuftehn.
N e t t ch e n:
O ich bin nit bang, Ich komm auch bei dich.
P i f f ch e n:
Ieffes nä. denk an meine Frau.
N e t t ch e n:
Och die! Denkt die denn an dich? Die hält et doch mit dem Schandarm.
P i t t ch e n
(auffpringend. Fünfte ballend): Wenn ich fe antreff! Ich fchlag beide tot. (Nennt hin und her.) Nä. dat lügfi du. Et is nit wahr. es kann nit wahr fein. (Rüttelt fie.)
N e t t ch e n
(weinend): Ieffes. wat bin ich erfchrocken. Hub. mach doch nit fo Augen! Ich fürcht mich. (Verbirgt ihr Gef icht.)
P i t t ch e n:
Du kannfi ja nir dafiir. Nä. nä. fei nit bang. Komm. Rettchen. fag. dat et nit wahr is.
N e t t ch e n
(eingefchüchtert): Se fagen et aber doch all,
P i t t ch e n
(zu lachen verfuchend): Pah. fe find ihr all neidifch.
N e t t ch e n:
Du mußt dich nit grämen. Kuck. ich bin dir treu, Sag. wann kommfi du bei mich? Diefen Abend?

(Pittchen fchüttelt verneinend.)
Morgen abend?
(Pittchen niclt fiumm bejaht-nd.)
Ach jaj morgen abend! Wat ich mich freu! Dann zeig ich dir auch den Toni. En hübfcher Jungj en goldiger Jung. (Verfchämt.) Er is dir wie aus'm Gefjcht gefchnitten.

P i t t ch e n:
Dat dacht ich mir fchon.

N e t t ch e n:
Et is zu abfchenlich vom Lamprecht; den andren Kindern bringt er immer wat mit/ er fchickt ihnen als auch - der Toni kriegt nie wat. Und er hätt doch en neu Kittelchen fo arg nötig. Und en Paar Schuhcher. (Sieht Pittchen von der Seite an; als er nichts fagt:) würd ihm fo gern auf dcr Herbfikirmeß zu Oberkail wat kaufen. Er muß barfuß gehn. Haft du nit fiir den Jung?

P i t t ch e n:
Et is ja noch ein Weil bis zur Kirmeß hin.

N e t t ch e n
(bittend): Pittchen! Dat arme Kind!

P i t t ch e n:
Iaj jaj ich verfprech dir - jaj en Kittelchen - en paar Schuh - quäl mich nur jetzt nit. Ich hab Kopfweh. Am wat rumort mir dat im Schädel.

N e t t ch e n:
Du fiehft auch ganz blaß aus. Ochj wat freu ich mich„ wenn du morgen abend bei mich kömmfi. Dann wollen wir et uns aber gemütliah machen. Wir fchwäigen von alter Zeit.

P i t t ch e n
(fich losniathend): Nu geh aber/ Nettchenj gehj et könnt jemand kommen.

N e t t ch e n:
Du erwartefi wohl en andre?

P i t t ch e n:
Da fei Gott vor.

N e t t ch e n:
Noch einen Kuß! (Er küßt fie.)

N e t t ch e n:
Noch einen! (Er lüßt fie wieder. drängt fie aber zugleich iu den Hauseingang.)
Pi t t ch e n:
Geh. geh. ich hör Stimmen im Gäßchen. (Man hört Mädchenlacheu.)
N e t t ch e n
(zärtlich): Bis morgen denn! (Ab durchs Haus.)
P i t t ch e n
(wifcht fich den Schweiß): Donnerwetter. en Hih! (Wirft fich der Länge nach auf die Bank.)
Tin a
(mit Lachen hereinhüpfend): Ausgefchlafen. Pittchen? Bei Euch geht et wie im Taubenfchlag. Die Densborn. die Steffes. die Lamprecht - (Naferiimpfend.) Puh! (Setzt fich ihm auf den Schoß.) Ich mach kein lange Ausred. ich fag: da bin ich. *
P i t t ch e n:
Wo hafte denn deine zwei Freundinnen gelaffen - (beforgt) die kommen doch nit?
T i n a
(ausgelaffen): Ausgeritfcht bin ich denen. heidi! Freundinnen?! Weibsleut find keine Freundinnen mehr. wenn et um en Mannsbild geht.
P i t t ch e n:
Klug bifie,
Tin a:
Ihr feid auch nit dumm. Dumme Leut find auch langweilig. Den Schafskopf. den Laufeld. den heb ich mir auf für fpäter emal. Euch mag ich leiden.
P i t t ch e n:
Feuer hafte im Leib. aber - aber - (kraßt fich den Kopf) ich bin fo jung nit mehr.
T i n a:
Sechzehn bin ich. Ich wett. Ihr feid doppelt fo alt. Aber ich wär mit Euch noch en beffer Gefpann wie Ihr und die fchöne Zeih.
P i t t ch e n:
Schön hifi du auch.

T. i n a;
Wat nutzt mir dat? Wir haben keine Burfchen hierx die dat fehen. (Kolett.) Gefall ich Euch?
P i t t ch e n:
Wenn eine fechzehn is und hat folche Augen im Kopp- die foll wohl gefallen.
T in a:
Näx Euch mein' ich. Ob ich Euch gefall?
P i t t ch e n
(gefchmeichelt): Dat hätt ich nie gedacht. dat noch fo 'ne ganz Junge nach mir klicken tät.
Tina
(drängend): Gefall ich dir?
P i t t ch e n
(fich erwärmend): Ob dll mit* gefällft!
T i n a
(ihn kijffend): Da hafte 'n Kuß. (Küßt ihn rechts und links.) Küß mich wieden fonfi küß ich dich.
P i t t ch e n:
.Hax nur Luft laß mich kriegen/ du kijßt mich ja tot.
T i n a:
Gelt- ich kann gut? O* ich kann noch befferx wenn du mit mir tanzen gehf't. Führfie mich zur Kirmeß nach Oberkail?
P i t t ch e n:
Ich weiß noch nit- ob ich hingeh.
T i n a: *
Du weißt noch nit? Ich fag dir: du weißt. In deinen Augen fieht mer et ja- da fitzt heimlich die Luft drin. Du gehfi mit mir. Hei- du haft emal 'nen jungen Schatz. Deine Augen funkeln. Pittchen- wie alt bif'te? Du bifi noch jung - jung - heix wat wollen wir lufiig feinÄ du bift zwanzig Jahr.
P i t t ch e n
(fie nur noch fchwach abwehrend): Hör auf mit dem Unfinn.
T i n a:
Schenk mir en Kenx für um den Hals zu tun. Schöne blaue Perlen.

Ich muß mich doch fein machen. wenn ich mit dir geh. Oder hafte kein Geld?
P i t t ch e n
(lacht): Geld _*?i (Führt in die Tafche. laßt einen Taler fehen. den er rafch wieder einfieckt.)
Tina
(drauf losfahtend): Den fchenkfie mir. Pittchen. ich mach mich auch fchön - ach. fchenk ihn mir doch - mir. mir!
P i t t ch e n:
Da hafte ihn. Brauchfi mich gar nit fo drum zu bettelen. Wenn mer hat. fchenkt mer gern. Et macht Pläfier.
Tina: *
Und du kauffi mir doch auch noch wat andres. gelt? En Schütz. en Paar Ohrring. ich fahr Karuffell?
P i t t ch e n
(der breitbeinig dafieht. die .Hände in den Hofentafchen): En Schütz. en Paar Ohrring. du fährfi Karuffell.
Z i n a:
Ich hab dich freßlieb! (Springt ihm an den Hals.)
P i t t ch e n
(zurückfahrend): Au. wilde Katz. du beißt. wenn du küßt. Vor dir kriegt mer ja Angfi. (Läuft ins Haus.)
T i n a
(ihm nachlaufend): Ich freß dich auf mit Haut und mit Haar.
(Die Szene einige Augenblicke leer.)
(Gendarm und Zeil). Pittchens Frau. treten im Gäßchen auf.)
.Z e i h
(vorfichtig die Pforte öffnend): Nu geht aber. geht zurück. Wenn mein Pittchen Euch fieht!
G e n d a r m:
Ich werde mich doch vor dem nich genieren. Pah._Euer Mann! Ein Schlapjeh ifi der.
Z e i h:
Wenn Ihr mich lieb habt. geht. fonfi krieg ich et arg. Ihr glaubt nit. wie der fein kann! Mich tät er prügeln. Euch bracht er um.

G e n d a r m
(fich ängfilich umfehent): Nah Euch zuliebe. (Man hört ein Geröufäz. Zufammenfahrend.) geh fchom geh fchon. (Im Abgehn- mattialifch.) Wer bei Spichern und Weißenburg mit hat gefochtenh der fürchtet fich nicht. Auf Wiederfehn. fchöne Frau! (Wirft ihr eine Kußhand zu. rafch ab.)
Z e i h
(hinter ihm drein rufend): Vergeßt nitx nachften Sonntag. Ich fagh ich geh in die Kirch, Und Sonntag über acht Tag - Kirmeß - ich find fchon en Ausred. Ihr trefft mich doch da? Herr Schandarm! Er is fchon weg. (Wirft unmutig die Pforte frachend hinter fich zu.)
P i t t ch e n
(den Kopf aus der Tiir fieckend): Koßdonneu wer kommt denn fchon wieder gerannt - (Verwirrt.) Ahh du bifi et„ Zeih!
Z e ih
(mit fchlechtem Gewiffen): Sei nit bös- dat ich fo fpät komm. ich -
P i tt ch e n
(auch mit fchlechtem Gewiffen): Ochh dat macht ja nir.
Z e i h:
Ich will dir auch gleich Kartoffeln kochen.
P i t t ch e n:
Nä/ niih ich bin fatt.
Z e i h:
Und dem Kind wat geben.
P i t t ch e n:
Laß dat nur fchlafen, (Will fie verhindern, ins Haus zu gehen.)
Z e i h:
Warum läßte mich denn nit herein?
P i t t ch e n
(immer verwirrter): O doch -- gleich - warum nit.
T i n a
(erfcheint lachend): Darum nit.
P i t t ch e n:
Verflirter Racket!

T i n a:
Ihr folltet nit merken. Frau Miffert. dat ich ihn befucht hab. Ihr
feid Eurer Weg gegangen. ich hab ihn getröftet derweil.
P i t t ch e n
(verlegen): Glaub doch nit den Unfinn. Wat zum Flicken hat fe gebracht,
Z E ib
(ihr freundlich die Hand reichend): Tag. Tina,
T i n a:
Wie geht et. Frau Miffert? Gut amefiert? (Droht ihr mit dem Finger.)
Geht Ihr auch auf die Kirmeß Sonntag acht Tag? Euer Mann führt
mich hin.
P i t t ch e n
(oerdrießlich): Ich denk gar nit dran.
T i n a:
Ihr habt et verfprochen.
P i t t a) e n
(zu Zeih. fchnell): Glaubt et doch nit.
T i n a:
Atfch. wat er en Angft hat! Ich lach mich halb tot. (Ihn faffend.) Ihr
geht mit mir hin.
Z e i h:
Dann geh ich auch hin,
P i t t ch e n
(auffahrend): Mit mir gehfie hin.
Z e i h:
Du haft ja en andre. ich denk gar nit dran.
P i t t ch e n:
Aha. hab ich dich: Mit dem Schandarm willfte gehn. O ia) weiß et.
Mit dem Laff. mit dem (Aufftampfend.) leid et nit.
Tina: .
Und Perlen will er mir kaufen - en fchöne blaue Kett'! Ha. und
noch fo viel!
Z ei h
(ftußend): Wat. Perlen?! Und mir kauffte nit? Mir. deiner Frau?
Ach. ich hätt' auch fo gern en fchöne Halskett'! En Kleid hafie mir

verfprochenj fchon lang. „Allesj wat du willfi" hafie gefagt auf Peter
*und Paul - nu is et Herbfi und ich hab noch nir. Und kein Pläfier
foll ich haben; nit emal aus'm Haus gehn. Auf den Schandarm
fchimpffie - nir gönnfte mir - und der is doch fo artig.
P i tt ch e n:
Red mir nit von dem Kerl. Dat macht mich ganz toll.
Z e i h:
Geh du mit der Tina„ ich geh mit dem. Ich feh et ni ein„ dat ich zu
Haus fihen foll.
P i t t ch e n
(wütend): Du gehfi nit mit ihm.
Z e i h:
Einer andren kauffie en blaue Halskett'j ich muß in Lampen gehn.
Kuck herj is dat wohl en anfiändig Kleid? Armfelig Kattun. Fiir
andre hafte Geld„ ich krieg keinen Pfenning. (Weint.)
Tina
(zu Pittchen): Kauft ihr doch auch wat. Ich bin nit neidifah.
P i t t ch e n
(zu Zeih): Wein nitj ich - ich - du haft recht„ jaF du bifi die erfte dazu.
Zeih„ natiirlich du kriegfi wat Schönesj wat Wunderfchönes. * Keine
andre hat fo wat Schönes wie du. Wat willfie? Du brauchft et nur
zu fagen. (Schlägt an feine Tafchen:) Ich kauf et dir. (Sich fieigernd.)
.Kleider von Seide„ von Sammeh mit Perlen befiickt - en Schloß
auf'm-:Berg mit Springbrunnen drumj die Betten von Damafh die
Möbel vergoldet - du fährft in der Kutfch/ fechs Rappen voran -
et is mir en Kleines. Meine fchöne Zeih! (Reißt fie an fich. klißt fie
wild ab. Wie im Raufch.) Willfie die Sonn' vom Himmel? Ich kauf
fe dem Herr-gott abj du kannfi fe kriegen.
Z e i h:
Kauffie mir wirklich en fchön wollen Kleid? En blaue Halskett'? Und
auch fonft noch wat? (Er nickt jedesmal fiumm. Zeih fich an ihn fchmiegend.)
Mein Pittchem dann geh ich auch mit d i r hin.
Leis und Brun
(vom Gäßchen hineinfillrmend): Tinm Tina!
L e i s:
Du falfche Schlang!

' K
chriebene
f
F l o r a
-Mufenm
zugei
rie-dri cb
der
F
j
mcx
V
r
*X
'X
hifi*
lj
K
O.
.u
d
,0
v1.
NM
n
o
.1..
0W
e
,M
W a ih s b
im Berliner
(Zum Aufiaiz von Zr
l
da

EMPTY

Vrum
Watt) dat tränken wir dir noch ein.
Tina
(lachend): Haltet euch dran) haltet euch dran) dann kommt ihr auch noch mit, Jede nimmt) wat fe kriegen kann.
(Tina faßtPittchens linken Arm) Zeih [einen rechten. Lei. den einen Rockfchoß, Brun den andern. Alle lachen.)
Titia:
Unfer Pittchen foll leben.
Alle:
Hoch- hoäl- hoch-
(Ianchzen.)
Ein Kitid
(aus dem Hausflur treten d): Mit Verlaub) is der .herr Pittchen zu Haus?
Pittmen:
Ruh doch) ihr Weiber! 'nen Augenblick. (Sich losmachend.) In) hier is dat Pittchen.
KinN
Mein Mutter fchickt mich: en fchönen Gruß und hier wär dat Geld. Und Ihr follt mir auch fagen) wann Ihr heute kommt.
Pittmen
(das Geld in der Hand) fich einen Augenblick befinnend) dann mit Laune): Kind) geh heim bei dein Mutter. En fchönen Gruß. et wär mir heut abend nit möglich -- leider! (Gibt das Geld zurück.) Merci für dat Geld - ich hab et jetzt nit mehr nötig. Ich - - (Zögern fieht wie [nchend umher7 dann rafch und fich dabei in die Vrufi werfend wie ein Sieger.)
Im habgeerbfi
D i e W e i b e r
(kreifchen erfiaunt auf, dann jubeln fie): Pittchen) unfer Pittchen!
(Er umfängt die [ich dicht um ihn Dritngenden rnit beiden Armen.)
Vorhang.

Frida Schottmüller:

Der Kampf um die Wachsbiifte

Im Märchen von des Königs neuen Kleidern hat Anderfen ein anfchauliches Gleichnis für das Problem der Maffenfuggefiion geprägt. So alt das Thema iftt fo fehr aktuell ift feine iiingf'te Variante: der Streit um die lionardeske Büfte im Kaifer-Friedrich-Mufeum. Denn wer fie bald nach ihrer Ankunft im Direktorenzimmer und fpäter in dem Saal der italienifchen Bronzen fahr war von der erfiaunlichen Qualität diefes einzigartigen Kunfiwerks und feiner malerifchrn Schönheit überrafcht, und ebenfo wenig wie bei Correggios Leda oder den Pergamenifchen Altarreliefs hat man damals das fehr Fragmentarifche der lädierten Schulter und fehlenden llnterarme oder die Reftaurierung im Geficht (die Niffe find hier mit einem heißen Infirument gefchloffen und dadurch i| an einigen Stellen das lebte Zartefie der Oberfläche ver-lebt) oder die axfgefrifäite Mantelfarbe als wirkliches Hindernis fürs künftlerifche Genießen angefehen.

Dann aber - als ein Auktionator von Southampton die Schreckenskunde in die Times lanciertef die von Berlin erworbene Büfie fei keineswegs ein Bild der Renaiffance- vielmehr von dem Southamptonrr Bildhauer Lucas von etwa 1850- - erkannten plötzlich die Befucher des Mufeums - und Senfationsnachrichten pflegen fehr viele anzuziehen -, daß die wächferne Göttin „zweifellos modern" fei, zum mindeften der Kopf war aufgefeizt, Nur ein paar Eigenbrödler erklärten fich fürs achtzehnte Jahrhundert oder fiir das Empire. - Es war kein Zweifel, Bode und Friedländer- die beiten deutfchen Kennen die gemeinfam die Billie in London gefehn- waren diesmal „diipiertK nicht minder die Sachverftändigen-Kommifiion- die den Ankauf bewilligt- wie auch der englifche Kunfigelehrte Herbert Eookt der v o r dem Verkauf der Bijfie nach Berlin den engen Zufammenhang mit lionardesker Kunfi (im Burlington Magazine- Mai 1909) betont hat. Man fah in der Büfie jetzt nur ein zu teuer erworbenes Kuriofunl; all ihre Schönheit wurde plötzlich vom „unbefangenen“ Kunftliebhaber nicht mehr gefehen.

Gefchieht es heute? Oder haben wir noch immer einen Splitter von jenem Zauberfpiegel in dem Auge, der jedes fchöne Ding häßlich erfcheinen läßt? Ich fürchte ja. Denn die angeblichen Beweife gegen die Echtheit müßten lange in ihrer Brüchigkeit erkannt fein, und von zu hohem Preis

zu reden. ift nach der Lanna-Auktion bei Lepke einfach lächerlich - aber man hat fich eingewöhnt. die Büfte anzuzweifeln. Darum feien hier die Angriffspunkte und Gegengründe noch einmal referiert. und danach fei verfucht. die künftlerifche Qualität. das heißt das Wefentliche der Vielgefchmähten zu begreifen.
Cookfey. der Auktionator. behauptet nämlich. fein Freund Richard Cockle Lucas - ein Prachtwerk über diefen großen Unbekannten wird hoffentlich den ..Weihnachtstifäj" erfreuen - habe die Büfie im Auftrag des Kunf'thändlers Buchanan modelliert. nach der Kopie eines lionardesken Bildes. das heute bei Mr. Morrifon in Bafildon Park. Der Händler aber habe das Werk nicht akzeptiert (warum nur? fo fchlecht ift die Berliner Büf'te nicht!) und Lucas habe fie dann in feinem Garten aufgefiellt. wo das englifäje Klima ihr übel mitfpielte. - Nachträglich wurde als glaublicherer Wohnort ein Zimmer und ein teurer Glasfturz von England her zugegeben.
Die Illufirated London News und das Iahrbuäj der preuß. Kunfifammlungen haben Kopie und Bild bekannt gegeben. dazu die Photo der Berliner Büfie und eine andere von ca. 1860. - angeblich nach demfelben Werk. die fich in Lucas' Album befindet. Dies Blatt und das oben genannte Bild der Morrifon Collection. das find die Kardinalbeweife der Lucas-Hypothefe. Sind fie denn wirklich in allen Punkten unanfechtbar? Die Kopie nach dem Bild. das Lucas junior gefertigt. ift ganz erfiaunlich fchlecht und oberflächlich und diefe - nicht das Original foll Lucas des Älteren Vorlage gewefen fein. Sein Album beweifi nun. daß feine ganz unfelbftändigen Werke im unmittelbaren Anfchluß an berühmte Meifterwerke (die Antike. Rembrandt. Canova) entfianden find. Hier foll er nach einem faden. jeder Innenmodellierung baren Machwerk einen herrlichen Frauenkörper. ein Profil. eine Haarmaffe von überrafchender Schönheit gefchaffen haben. Diefe Annahme ift fo wahrfcheinlich. wie jene Eintagsfliegen-Hypothefe vom letzten Iahre. die ein lebensgroßes. befonders gutes Frans Hals-Porträt in einer amerikanifchen Sammlung für Fälfchung erklärte; Vorlage follte ein Köpfchen im wenig guten Trinkerbild von Dirk Hals im Louvre gewefen fein. und man weiß doch. daß Dirk den Vater häufig kopiert hat. - Der Trugfchluß ift hie und da der gleiche. Man könnte von einer Duplizität der Ereigniffe reden. Auch damals war Bode der Angegriffene. der recht behalten hat.
Und der andere Grundpfeiler der Lucas-Hypothefe: Die Photo in feinem Album? Der altmodifche Lederband mit blanken Schließen birgt

nicht nur Werke des Southamptoner Lionardo. darunter troß der ..prüden Engländerinnen" pathetifche Akte Canovafchen Stils. vielmehr auch Photos nach der Antike. nach Rembrandt. Domenichino und Ghibertis ..Paradiefes-Tiir". Die Qualität der eignen Sehöpfungen erfcheint neben folchen „Kollegen“ noch geringer. und treffen wir die Flora von Berlin in diefer Gefellfchaft. ift gar kein Zweifel. daß fie mit den Laokoon. Antinous und Rembrandts Lazarus-Erweckung zu Lucas' ..Vorbilder-Sammlung“ gehörte. oder wie antike Reliefs vom Britifchen Mufeum von ihm refiauriert oder abgeformt worden ift. S>7on wegen Technik und Material muß fie dem Eklektiker. der mancherlei Praktiken übte. wert-voll gewefen fein. Sein Eigentum war fie nicht. und ebenfo wenig hat er fie gefchaffen; fonft wäre fie mit feinen nachgelaffenen Werken ver. fteigert worden. fie wurde aber auf jener Lucas-Auktion zurüctgeftellt (das ifi der offizielle Bericht des damaligen Auktionsgehilfen am Berliner Mufeum) und verblieb. ein Eigentum von Lucas Gönner. Lord Palmer-|on. im ..Turm der Winde". der diefem gleichfalls gehörte. (Vielleicht kam die Biifte durch Palmerftons Gemahlin. eine Cowper. an ihn. oder fie ift in Frankreich erworben; die Forfchungen hierüber find noch nicht beendet.) Zufammen mit dem romantifäien Gebäude kam die Büfte in Mr. Simpfons Befitz. Sein Dienfimädchen hat in der Times erklären lafien. daß damals von den Armen noch etwas mehr erhalten war. Die weiteren Schickfale der Flora find bekannt.

Nun aber zurück zur Photo. Der Körper der wächferncn Göttin ifi hier z. T. drapiert. mit Händen verfehen und mit Blumen beficckt. Die Beleuchtung ifi eine fehr merkwürdige. und nach dem Urteil von Fach-miinnern find Pofitiv und Negativ in einigen Stellen fehr ftark retou-chiert. Ein einwandsfreies Dokument ift diefe Photo nicht. Zu allem erfeheint das ganze gröber. der Kopf ift ohne harmonifchen Zufammen-klang mit Hals und Körper. ja diefer fcheint unter der Draperie gar nicht vorhanden. Wie löfi fich das Nätfel? Wahrfcheinlich liegt hier eine aus Abgüfien gefertigte Kopie unferer Flora vor; folche find mög-lich. wie mir ein bekannter Berliner Bildhauer und Waäzs-Sachverfiän-diger. Herr Martin Schauß. nach eingehendem Studium der Büfte gefagt; und um die Nähte. z. B. an der Heisgrube. zu verdecken. wurde das Un. tergewand ins Negativ hir-eingezeichnet. - Doch wie dem fei. die Photo hat die unteriäll'ift von Lums- Hand „'l'lie 1710m). ot' Leona-*(10 037mm“, und fiellte fie felbft die Berliner Vüfie dar. und nicht eine Kopie. würde fie einzig beweifen. daß fie im Turm der Winde zu Lucas' Vorbilder-

Sammlung gehört hat. Weiter nichts! - Und ebenfo ift*s ausgefchloffen, daß Lucas nach der elenden Kopie- die ihm der Sohn angeblich zu diefem Zweck gemachte oder nach dem Morrifonfchen Original eine Büfte mit fo viel feinerer Bewegung und fo viel reicher-er Innenmodellierung gemacht. Seine Skulpturen find immer von forgfamer. ja etwas kleinlicher Dureh-führung. die Flora aber ift nach der Angabe von Künftler-n ganz aus den. Vollen gefchaffen worden. So bleiben als leßte Belaftung die Ausfageu von CookfeyF Whitburn und Lucas junior- der angeblich die Büfie mitge-arbeitetf übrig. Dreiundfechzig Jahre verfloffen feit der angeblichen Herfkellung unferer Flora; kann damals nicht ftatt deffen die Ref'taurie-rung verfuäft worden fein? - Die Angabe über die Auffiellung in Wind und Wetter - dann wurde ein Schußdach zugegeben - ift in ein Zimmer mit gläferner Vitrine verbeffert worden. Ebenfo waren die An-gaben über die Verfieigerung der Flora auf der Lucas-Auktion nicht richtig. -- Als die angemeldeten Abgefandten des Berliner Mufeums zu Mr. Lucas kamen- ftellte fich dort Mr. Eookfey als diefer vor und konnte erft allmählich zum Gefiändnis feiner Perfönlichkeit gebracht werden, Der Beamte aus Berlin war angeblich in London „von der Liickenlofigkeit der Beweife für* Lucas überzeugt". Er hat in Wahrheit das Gegenteil fehr deutlich ausgefprochen.

Doch endlich nun zur Biif'te felbft. Sie ift ja vielmehr eine Halbfigur- der heute nur die Unterm-me fehlen (fie waren mit hölzernen Dübeln ein-gefeßt). Ein blauer Mantel und ein fchmaler Schleier decken den linken Arm und ziehen fich außerdem unter dem reehten vom Rücken her nach vornZ die Falten find geftrafftf denn die linke Hand hielt fie zufammen. Sonfi ift die Statue nackt- und ihre voflen- doch nicht fchwellenden For-men find von harmonifäfcr Schönheit. Sie find von klaffizifiifcher Glätte ebenfo weit entfernt. wie von barockem Naturalismus oder von Rokoko-Süßlichkeit. Die rechte Schulter ift nach vorn gefchobenf aber die rechte Hand mit Blumen. die einf'tens auf der linken Bruft gelegen hat. fchafft den Ausgleich in der Kompofition. zur letzten Answägung erfcheint der Kopf ein wenig nach vorn gefcnkt und leicht auf die rechte Schulter ge-neigt. Solrhe Anordnung fiimmt mit der Kompofition der ftehenden Leda. mit der Halbfigur des Johannes Baptifia im Louvre überein. und man wird fie als lionardesken Kontrapoft aus feiner reiffien Zeit bezeichnen dürfen. In friiheren Arbeiten ift er kaum jemals fo ausgefprorhen da. Hier aber find die Richtungskontrafte nahe zufammengefchoben und gehen doch in zartem Fluffe ineinander über. daß die Bewegung einzig als Frei-

heit begriffen wird. Ganz anders bei Michelangelo. der die Kraftzentren betont hat und jede Bewegung gleichfam fiaut. daß der Kampf zwifchen vorwärtsdrängender Kraft und laftendem Widerfiand als Hauptmotiv erfajeint. Und doch. fo verfchieden die künftlerifche Wirkung bei den zwei größten Florentinern. ihr Kunftvermögen hat die gleiche Bafis. ihre Auffaffung von der Mechanik des Körpers. ihr Naumgefühl. auch ihr Verhältnis zur Antike ift verwandt. Und betrachten wir die Berliner Flora. fie entfpritht in Bewegungsmotiv. in Formenbildung und Proportion der friiheren Hochrenaiffance. Die breiten Schultern. den gewölbten Torfo. den fchlanken. aber nicht mehr überlangen Hals treffen wir ganz ebenfo beim großen lionardesken Bacchusbild im Louvre. und eine andere Anfiiht der wächfernen Statue hat nahe Verwandtfchaft mit der Madonna im Londoner Karton der h. Anna felbdritt. Hier kommt die runde. volle Sihulterlinie mit den kleinen. hochangefeßten Brüften und dem feinen Hals. das fpiße Oval. die weiche Neigung des Kopfes ganz ähnlich vor wie in der Dreiviertelprofil-Anficht der Flora von links her.
Und nun der Kopf. Das goldigbraune Haar iii: gefcheitelt und fchmiegt fich in breiten Wellen um Stirn und Schläfen; zwei kurze Strähnen (z. T. abgebroäfen) fallen auf den Hals. Dem Hinterkopf aber legt fich die lockige Maffe beinahe glatt an. Eine fchmale Ranke liegt in diefen Lo>en. vorn teilen fie fich wie ein doppeltes Diadem; freilich die meifien Blätter und Blüten find abgebrochen. nur eine Rofe. die den Scheitel betont. ifi da. Die Stirn lit ein ausgefprothenes Dreieck. wie bei dem Frauenbildnis der Galerie Liechtenlkein. der Madonna im Epiphaniasbilde der Uffizien. dem Johannes und Bacchus in Paris. Überhaupt in der Bildung des Gefichts. der Brauen. der Nafe ifi diefer heidnifche Gott der Flora befonders ähnlich,
Die Wachsbildnerei fiand in Florenz fchon vom Trecento her in Blüte. und Nachrichten aus der S. S. Annunziata beweifen einen ganz großen Betrieb. Aufgaben vom Umfang lebensgroßer Reiterhildniffe. die an den oberen Wänden der Kirche angebracht waren. Als künfilerifcher Ausgeftalter diefes Handwerks aber gilt Verroechio. und in feiner Werkftatt hat der bekannte „cet-ajnalo‟ Orfino drei Wachsfiatuen Lorenzo Medieis anläßlich feiner glücklichen Errettung aus der Pazziverfchwörung gemacht. Es liegt nicht allzu fern. daß Lionardo in ebendiefer Werkfiatt mit der Wachsbildnerei vertraut geworden und feine „lächelnden Frauenbiifien in Ton‟ mitunter in Wachs umgegoffen hat.
Sie ift urfprünglith ganz bemalt gewefen. und das auch hat man

als Grund zum Zweifeln angefehn, Man dachte nicht an jene Rechnungen vom fpäten Quattrocento- in denen vom „äepiugere e colorjke“ der Wachs-Von die Rede, und man vergaß Vafaris Kapitel über die Technik der Wachs- und Tonmodelle zu befragen. Denn ausdrücklich befchreibt der hier die alte Weife- die Wachsmaffe durä, Farbpulver zu tönen und die moderne der Bemalung mit fehr viel reicherer Farben. flala- die fo lebensvoll wirker daß Bildniifen in ihrer Art nichts fehle als nur die Sprache und der Geifi!

Zu guter-lest einige Worte von jenen Unterfuchungen im Mufemn, die den Zweiflern der fiilkritifchen Beweisführung zuliebe gefchahen. Mit Röntgenfirahlen ftellte man fefix daß die Büfie innen mit Holz und mit Metall geftüßt (was beides Vafari bei Wachsfkulptueen empfiehlt) und mit weichen Mailen nachträglich (vielleicht durch Lucas?) ausgefüllt wurde, Denn diefer ein Gemifch von weichen» z. T. fchon vermoderten Stoffx pechartigem Wachs7 Ton und Papier* ftüßen die eingefprungenen, dünnen Wandungen- obwohl fie kaum irgendwo mit der eigentlichem hohlen Wachsbüfte zufammengefchmolzen find; ile find kein urfpriinglicher Beftandteil von ihr; ihre Verbindung müßte fonft unmittelbar fein. Als eine alte, von Anfang an vorgefehene Sicherung erfcheint aber der (iberzug von feinem weißen gipsartigen Stuck an der Innenwandung der Flora. Die ehemifchen Unterfuchungen von Teilen der eigentlichen Wachsfiücke ergaben ihre Verwandtfchaft mit Glan Bolognas Modellenfprechen foinit auch fürs fechzehnte Jahrhundert. - Aber ifi's nicht ein Armutszeugnis der Wiilenfchafh nein ein Beweis für die Verfländnislofigkeit der Kunfifreunde und ihrer Vorredner) daß folche Beweife ge. fordert werden- wo künfilerifche Qualität und Cinquecentofiil fo unverkennbar find?

Oscar A. H. Schmitz:
Die deutfch-englifihe Spannung

Die Urfachen der augenblirtlirhen deutfäz-englifchen Spannung find bekannt genug; England- die bisherige Alleinherrfcherin der Meere- erbliat in Deutfchland den gefährlichften Konkurrenten; das aufi'trebendez firh kommerziell ausdehnende Deutfchland dagegen fieht fich überall von England gehemmt- das einige Jahrhunderte früher gekommen ift und die beiten Pläße der Erde befeßt hat. Wir find alfo Rivalen- das heißt bis zu einem gewifien Grade Gegnerz das darf nicht verfchleiert werden. Die Nervofität auf beiden Seiten kann nur aufhörenF wenn wir den Tatfachen ins Auge fehen, uns damit abfinden und uns gegenfeitig „fair play“ gewähren, Ich bin mit vielen Deutfchen der Meinung- daß zwar ein gewifier Gegenfaß beider Völler unvermeidlich wan daß er aber zuerft durch Fehler des deutfäzen Auftretens die unerfreuliche Schärfe erhalten hat und jetzt durch englifche Fehler genährt wird. Ich will in folgendem verfuchem die gleichbereäztigten Nationalegoismen beider Völker einander gegenüber zu ficllenz in der Meinung- daß Alt-England- die Weltherrfcherin- fich rnit der Eriftenz eines mächtigenx ni>7t mehr zu verdrängenden Deutfchlandy daß das junge aufftrebende Deutfchland fich mit der durch Jahrhunderte erworbenen Über-macht eines noch lange nicht erfchöpften Seevolkeö neidlos abfinden muß. Ärger darüber ift auf beiden Seiten Kraftverfchwendung. Rechnen wir kalt mit den Tatfachenz erwägen wir; was wir auf Grund vorhandener Kräfte erreichen und durchfeßen können, aber befchimpfen wir nicht die englifche Weltmacht als Brutalität und kompromittieren wir unfer eignes Streben nirhtz indem wir als fein Ziel diefelbe Brutalität verkündenx die wir eben noäz bei dem Gegner getadelt haben.

Als England die einzige große Handelsnation warf konnte fie den kühnen Schritt wagen, fremden Waren ihre Grenze frei zu geben- das heißt- zum Freihandel überzugehen. Ana] das Deutfrhe Reich fing mit Freihandel ane aber heute zweifelt wohl niemand daran- daß erft durch Schußzölle unfere Indufirie zu dern werden konnte- was fie heute ift. Ießt fieht diefer gepanzerte junge Riefe der entwaffnetenz wenn auch noch

fehr lebensftarken. englifchen Induftrie gegenüber. Freihandel ift kom. merzielle Abrüftung. Er mag nühlich fein. wenn alle Nationen ihn ein- führen. aber die Hoffnung Eobdens und Sir Robert Peels auf einen folchen einheitlichen Zufiand hat fich als trügerifch erwiefen. Selbft die größeren unter Englands Kolonien. mit Ausnahme Indiens. find durch Zölle gegen die Einfuhr des Mutterlandes gefchüßt. Nun ift bekannt. daß die deutfche Induftrie die englifäze in rapidem Tempo von den Märkten des Kontinents verdrängt. Wenn Englands Ausfuhr dennoch im Steigen ifi. fo verdankt fie dies der wachfenden Aufnahmefähigkeit der Kolonien. Werden hier Konkurrenten dauernd fern zu halten fein. fo lang ein freihändlerifches England den Kolonien keine Vrrzüge zu ge- währen vermag? Wcnn es fich gegen das Ausland mit Zöllen verfchließt. kann es diefe den Kolonien gegenüber aufheben oder mildern und dadurch deren .Handel vor dem anderer Völker begünfiigen. Außer der Auslandskon- kurrenz auf den kolonialenMärkten gaben dieSelbftändigkeitsbeftrebungen der Kolonien. in erfier Linie Kanadas. England zu Befürchtungen Anlaß. Die großzügige imperialiftifche Propaganda der letzten Iahre fcheint hier bereits Wandel gefchaffen zu haben. aber nur duräj wirtfchaftliche Vor- teile. die das Mutterland durch Schutzzollpolitik gewähren könnte. wäre zentrifugalen Tendenzen dauernd entgegen zu arbeiten. Das Band mit den Kolonien. welche extreme Freihändler am liebften aufgegeben hätten. mußte entweder reißen oder geftärkt werden. So wird die Zollpolitik. wie es einft vor der Gründung des Deutfchen Reiches war. zur Bafis des ..Em- pire“. Würde aber einmal das Band mit den Kolonien reißen. dann träte ..Little England" an Einwohnerzahl felbft hinter Frankreich zurück. im Kriegsfall könnte dem Infelreich noch leiäjter als dem eingeengten Deutfch- land die Nahrungszufuhr abgefchnitten werden. ..Little England“ würde höchftens noch den Rang Italiens einnehmen können. Wenn wir alfo billige Gegner fein wollen. müffen wir anerkennen. daß Imperialismus und Tarifreform nicht Eingebungen des Deutfchenhaffes find. fondern England einfach vom Selbfierhaltungstrieb diktiert werden. Es bleibt ihm. feiner eigentümlichen Lage und Gefialt wegen. nur die Wahl zwi- fchen Ubermacht und Ohnmacht. Ieder patriotifche Deutfche muß fich fagen: Wenn ich Engländer wäre. könnte iäf felbftverftändlich nichts anderes als Imperialifk und wahrfcheinlich nur Tarifreformer fein. Die Klammern nun. welche diefes über die Welt zerftreute „Empire“ zufam- menhalten. find die Schiffe. Ein Reich. das in fünf Erdteilen liegt. braucht. wenn es nicht verhungern will. eine Kriegsflotte. die mehr als

zweimal fo ftark ift. als die der zwei nächft fchwächeren Mächte zufammen. denn es kann immer nur kleinere Teile feiner Flotte an eine Stelle konzentrieren. als die Länder mit weniger Kolonialbefiß. Den ..Highway" zwifchen London und Ceylon frei zu halten. ift eine andere Aufgabe. als die Strecke Berlin-München zu verteidigen.

Nun hat diefes Land eine liberale Regierung. die auf dem Freihandelprinzip beharrt und gleichzeitig ein faft fozialifiifches Budget vc-r-fchlägt. um fich dauernd eine radikale Mehrheit zu fichern. der naturgemäß die fozialen Fragen höher ftehen als die politifchen des Empire. Unter einer folchen Regierung blicken die Engländer über den Kanal. und fehen zu. wie der junge Rivale weiter Schiffe baut. feine Induftrie durch Zölle fchüßt. teilweife fogar ..aggrcffive Zoflpolitik" treibt. indem er die Märkte mit billigen Waren unter dem Inlandpreis überfchwemmt. von keiner linken Majorität gehemmt. So phantaftifch auch der Alpdruck einer deutfchen Invafion fein mag. und fo wenig vielleicht die führenden Kreife felbft an eine folche Möglichkeit glauben. fo zitieren fie das Gefpenft doch. um die Maffen daran zu erinnern. daß ein Wein-eich noch andere Intereffen hat. als Sozialreformen und billige Marktpreife. wie fie der Freihandel zweifellos im Gefolge hat. Es ift alfo am Ende weniger unfere Aktivität fchuld an der englifchen Nervofität als das Gefühl. durch eine radikale Regierung gehindert zu fein. felbft eine ähnliche Aktivität zu entfalten.

Wie fieht es nun bei uns aus? Die Deutfchen find von Natur keine feefahrende Nation. nur ein geringer Teil der Bevölkerung ift mit dem Meer vertraut. Nun hat aber unfer Handel und Kolonialbefiß eine beträchtliche Kriegsflotte nötig gemacht. Es war bekanntlich feinerzeit nicht leicht. diefe Notwendigkeit dem Volke plaufibel zu machen. Wir haben eine Flottenagitation erlebt. die nützlich gewefen ift. aber in ihren Formen ebenfo unangenehm. als jene militärifche Agitation. die augenblicklich England erlebt. Ießt haben wir. refp. werden wir in kurzem eine fehr refpektable Flotte haben. Der dentfche „Standard“ (auch die fiärkfte Seemaiht muß das Rifiko fürchten. uns anzugreifen) ift damit erreicht. Son| hätte England längft losgefchlagen. Wir müßen unfere kleine Küfte. ein paar Kolonien und eine große Handelsflotte verteidigen können, Mehr aber brauchen wir nicht. So oft ru h i g e Fachmänner der Meinung fein werden. daß die Flotte unferen Bedürfniffen ni>)t mehr entfpricht. wird die Regierung den Säckel der Steuerzahler offen finden. denn fie fieht heute einem auf Weltpolitik orientierten Volke gegenüber.

Nun fieht und hört aber das Ausland bei uns feltfame Dinge. Einige fehr plaftifche Ausdrücke. Deutfehlands Zukunft. Weltmacht. Seeherrfchaft betreffend. find in Europa geflügelte Worte geworden und haben keine geringe Unruhe hervorgerufen. Trotz fo lautem Rufen entblößen wir durch unfere Uneinigkeit eine geradezu blamable Finanzlage. Alle Welt fieht. was für Opfer unfere Nüfiungen koften. und dennoch rüften wir. Was bedeutet das? Nehmen wir dazu. wie bewußt fich England im Augenblicke feiner prekären Lage ift. liegt es da fo fern. daß es diefe Rüftungen auf fich bezieht? Mr. Balfour hat recht: Die englifche Flotte ift Englands Lebensnerv. die deutfche Flotte i| nur eine unferer Kräfte. Wer Englands Flotte zerftört. fiicht England ins Herz; wer Deutfchlands Flotte zerfiört. fchlägt Deutfchland nur ein wichtiges Glied ab.
Das deutfche Nüften und Lärmen wird dadurch für das Ausland fo unheimlich. daß es allen realen Forderungen widerfpricht. Wir brauchen kaum eine halb fo große Flotte als England und könnten mehr neben unferem Heer nicht bezahlen. Was für Abfichten hat alfo Deutfchland?
Das Ausland kann die fonderbare Pfychologie der öffentlichen Meinung in Deutfchland nicht verftehen. weil diefe alten. traditionenreichen Völker nicht an eine harmlofe Naivität glauben können. welche die Eriftenz aufs Spiel feßt. um bunte Röcke glänzen und Schiffchen fchaukeln zu fehen. Gewiß. wir mußten einft die Begeifterung nähren. als noch wenige Deutfche den Sinn der Weltpolitik begriffen. aber ..die Geifter. die ich rief. werd' ich nun nicht los." Uns ift das alles noch fo neu. Flotte. Weltpolitik. etc. Es macht uns noch gar zu viel Spaß. den ftärkereu Gegner wenigfiens zu ärgern. und von Zeit zu Zeit daran zu erinnern. daß wir ihm immerhin recht unbequem werden können. Das find fchlechte politifche Manieren. die allerdings ihr Ziel erreichen. nämlich die Leute zu genieren. aber uns keine Achtung einbringen.
Wir haben noch keine politifchen Traditionen. die uns erlauben. fachlich und „fair" den Gegner zu tarieren und anzuerkennen. Wir reden von englifcher Frechheit und vergeffen. daß wir gerade fo anfpruchsvoll. nur nicht fo fiark find. Genau wie der Engländer. glauben wir. daß wir auf Grund größerer Raffetüchtigkeit das Recht haben. niedere Raffen zu beherrfchen. und. wo wir Gelegenheit finden. tun wir es. Können wir es dem Engländer verargen. daß er es fchon feit Jahrhunderten tut? Dafür find wir doch eigentliäf fchon zu |ark. daß wir folche Neffentimentsfiimmungen in uns aufkommen laffen dürften.
Wollten wir die bare Wirklichkeit erkennen. fo könnten wir uns

mit England über den Flottenbau verftändigen. Unferer Würde fchaden wir nicht. Wir haben in diefen vierzig Jahren gezeigt- wer wir find. Fiir ein Land mit einer Armee wie der unferigen ift es keine Schande, die nun einmal nicht wegzuleugnende überlegenheit Englands zur See neidlos anzuerkennen. Neidlofigkeit gegeniiber dem Gegner heißt ja nicht Untätigkeit. Außerdem haben wirf wie heute alle verfiändigen Deutfchen zugebem zu laut gefchrien- das können wir nur durch einen drafiifchen Beweis unferer wirklichen Friedensliebe wieder gut machen. Ferner find unfere Riifiungen unniißx - denn es ifi taufendmal gefagt worden - wir ändern ja nur das abfolutex nicht das relative Verhältnis. Zuletzt: wir können ja für unfere Narhgiebigkeit einen Preis verlangent vielleicht Englands Verzicht auf das Kaperrecht- und wäre es nurt um die Welt zu überzeugenf wie wenig wir in diefem Spiel „Quantits negligenvle" find. Es ifi einfach finnlos zu fagen: Wir bauen ruhig weiter; mögen die Engländer tum was fie wollenz wir laffen uns nicht hereinreden. Das ifi reiner Anarchismust wie er früher; ehe man fich auf Vereinbarungen einließ7 in Handel und Indufirie geherrfcht hat. Daß wir uns nicht hinein zu reden laffen b r a u ch e nt ift ja doch fo klar, daß jedes Betonen diefer Tatfache kindifch ifi, Wenn aber durch eine folohe Vereinbarung pofitive Refultate erzielt werden können- fo find wir hoffentlich klug genug- uns freiwillig zu verfiändigen, wie zwei Konkurrcntcnt die fich nicht gegenfeitig ruinieren wollen. Wenn uns jest diefe Einigung gelingh werden wir von einem wahrfcheinlich nahe bevorfiehenden konfervativen Kabinettswechfel Englands weniger zu befürchten haben. Freilich, zum Säfußzoll wird England vermutlich übergehent das können wir nicht ändern. Fühlt es fich aber erfi wieder gefchühh fo werden Nervofität und Panik verfchwindent und es ifi nicht abzufehent warum es nicht mit feinen befien Kunden günfiige .Handelsverträge abfchließen foll. England wird fiäy an den Gedanken gewöhnen oder hat fich bereits daran gewöhntt daß neben einem blühenden Deutfchland und Amerika feine ausfäfließliche Weltherrfchaft dahin iftx aber es braucht im Falle einer Verfiändigung ni>ft mehr für feine Erifienz zu zittern. Andererfeits hat auch der Imperialismus verwundbare Stellen genug- - z. B. die relativ geringe Anzahl von Engländern -- daß Deutfchland und Amerika nicht zu fürchten brauchent von ihm erdrüctt zu werden.

M

Carl Ferdinands:
Traum in der Weihnacht
Ein Kinderlied
Drei Schimmel vor dem Wagen. der Kutfcher ruft „MW“
Schlaf wohl. liebe Mutter. bis morgen früh.
Hufch geht es durchs Fenfter und dunfiige Nacht.
Da hat uns das Chriftkind ein Tor aufgemaäjt.
Hyazinthen und Tulpen und rankendes Moos
Und alles wie richtige Bäume fo groß.
Dazwifchen ein Ehrifibaum im Kerzenfchein.
Sein Wipfel wächft in die Wolken hinein.
Und drunter ftehn taufend Tifche und Bänke
Fiir alle Engel voll Weihnaäjtsgefchenke.
Das Chriftkind zieht mir ein Puppenkleid an
So fchön. wie man's gar nicht kaufen kann.
Und fest mich mitten unter die Gaben.
Maria foll mich zum Spielen haben.
Da klingelts. der ganze Himmel tritt ein.
Das ift eine Freude bei Groß und Klein!
Maria hält mich in Armen weich:
„Sag Püppchen. gefällt's dir im Himmelreich?“
..Im Himmel. im Himmel ift es wohl fchön.
Doch Vater und Mütterchen kann ich nicht fehni“
Da finken die Wolken. da brauft es wie Sturm.
Da fall ich. als fiel ich vom höchfien Turm.
Drei Schimmel vor dem Wagen. der Kutfcher ruft: „Schlußl“
Da gibt mir meine Mutter den Morgenkuß.

Robert Breuer:

Das kunfigewerbliche Problem

Seit wenig mehr als zehn Iahren haben fich die Probleme. mit denen wir die Lebensoorgänge unferer Zivilifation einzukreifen fuchen. um das des Kunfkgewerbes vermehrt. Man könnte zunächfi meinen. es handle fich hierbei im wefentlichen um eine zufällige und jedenfalls um eine ziemlich gleichgültige Erfcheinung. um eine Frage des perfönlichen Gefchmaikes oder gar der Mode. Du liebe Zeit. was diefe fogenannten Propheten des Kunfigewerbes predigen. ift eigentlich kaum mehr als das Selbfi-verftändlichez die Objekte. an denen fie eremplifizieren. find beinahe immer die gleichgültigfien Dinge der Welt. Warum foll denn plötzlich ein Stuhl. ein Gewebe. eine Zimmereinrichtung oder felbfi ein Wohnhaus die Bafis oder gar das Ziel philofophifaher Erwägungen. ethifcher Forderungen und metaphyfifcher Problematik fein? Dinge. die in den Rayon der Frau gehören. oft in den des Dienftmädchens; Dinge. um die fich zu kümmern ein Mann. der als Indufkrieller. als Wiffenfchaftler oder als Gefehgeber arbeitet. keineZeit hat. „Kunftgewerbe“ - ifi das eigentlich mehr als potenzierte Holzbrandmalerei. ift das nicht die Atmofphäre der weiblichen Handarbeit? Es mangelt keineswegs an Stimmen. an Stimmen bedeutfamer Männer. die über alles. was Kunfkgewerbe heißt. lächelnd hinwegfehen. Und dennoch handelt es fich um ein Problem. das ein Zentrum unferer Kultur darfiellt. das Kräfte in fich bindet. die alle Schichten des wirtfchaftlichen und des gefellfchaftlichen Lebens durchdringen. um ein Problem. das bald nach dem Kaufmann. bald nach dem Handwerker. dem Künfiler. dem Fabrikanten. dem Politiker. dem Manne der Tat. oder dem des Denkens gravitiert. Und ficherlich wäre die Bedeutung diefes Problems längfi allgemein erkannt. wenn es nicht diefen engen und mit einem peinlichen Erbe beladenen Namen ..Kunfigewerbe‟ trüge. Das klingt einigermaßen parador und ift doch gar kein fo feltener Fall: die Vokabel Kunfigewerbe fcheint uns unglücklich und irreführend. ihr Inhalt aber dünkt uns von maßgebender Bedeutung. Solange es nicht gelang. für die Fülle der Erfcheinungen. die wir meinen. wenn wir Kunftgewerbe fagen. ein zutreffen-

deres Wort zu findenz müffen wir uns befcheiden; wir wollen aber über diefem verbalen Notfiand nicht vergeffenz welche vielfeitige Fragefiellung unfer Problem zuläßtz ja verlangt.

* 'K *

D a s Sittlich e. In Englandx der Heimat der kunftgewerblichen Reformz begann die Bewegung mit dem Auftreten von Ruskin und Morris. Das waren Ethiker, Ruskin war der Klaffiker- Morris der Propagandift einer romantifchen Ethikz die gegen die raftlofe Unlauterkeitz gegen die feelenmordende Nivellierung durch die Mafchine und den Kapitalismus die in fich ruhige Würde des Handwerksh die zur Perfönlichkeit fich rundende Meifterfchaft vergangenen mittelalterlicher Produktionsperioden in den Kampf führten. Es bedarf keiner befonders kritifchen Fähigkeih um zu erkennenx daß das Wollen diefer beiden Apofiel mannigfach aus Irrtum und mangelhafter Erkenntnis des Unvermeidlichenh aus falfcher Einfihähung der Induftrialifierung und der Technik emporwuchs; aber wie wenig bedeutet folch faktifcher Irrtum gegen die fittliche Erregungz die beideh Ruskin wie Mori-ish in den Willen ihrer Landgenoffen einzufenken vermochten. Da nun aber die beiden Engländer es warenz in deren Namen die Bewegung nach Deutfchland kam- fo ift dem Ableger die fittliche Wurzel gefichert. In der Tat- auch für uns konzentriert fich die Propaganda in einem unermüdlichen Appell an die Gefinnung. Es begann damit- daß gegen das Proßrntum und den Parvenuinfiinkt- gegen die Unfolidität und die Spekulantenwutx gegen den plumpen Materialismus des Geldfacks und der Großmannfucht Sturm gelaufen wurde. Die in einen Hohlweg geratene Gefinnung des jungen Reiches- die einem polternden Barockz einem gefchwollenen Pomp fich wahlverwandt glaubtex follte durch das Reinigungsbad einer nüchternen Erkenntnis ihrer Pflicht zurückgewonnen werden; das Bürgertum follte zu fich felbft kommen und fich und feine Art der Umwelt aufprägen. Dem Produzenten fagte man: bitte- was du auch fabrizierfiz laffe es eine Mehrung des guten Rufes unferer Indufirie feinx meide den Schund- verdiene nicht nurx leifie auch etwas. Dem Verkäufer: kandiere nicht Minderwertiges durch Beredfamkeitx überfchwemme nicht den Markt mit Zufallsprodukten- fag nichh es fei Bronze„ wenn es Zinkguß ifiz es fei Seidex wenn die Fafer unter den aufgezogenen Salzen beinahe bricht. Du follfi weder fchwörem noch lobenz du follft erklärenx follf'i vor allem felbft Befcheid wiffen- darffi Prozente häufem darffi aber keinen Raubbau treiben. Bedenkez warum

hat der Arzt. der Prediger. der Offizier. der Gelehrte in einem unvergleichlich höheren Maße und wefentlich unbedingter die Wertfchäßung der Gefellfchaft als du. der Kaufmann. der Chef. der Kommis. Weil man bei jenen die foziale. die ideelle Leifiung deutlich empfindet. fie jedenfalls als felbfiverfiändlich erwartet; bei dir hört man zunächfi nur das Gold rollen und die Prozente rechnen. Dabei fordert man keineswegs. daß die Intellektuellen ihre Güter etwa nicht gegen möglichfi gute Honorare eintaufchten. Man weiß. daß wir im Zeitalter der Geldwirtfchaft leben. man fiößt fich nicht am Verdienfi; aber man verlangt und muß es verlangen. daß. wer da gewinnt. auch gibt; daß nicht das Bankkonto des Einzelnen. vielmehr das Wohlergehen des Ganzen das höchfie Wertmaß aller Arbeitsleifiung fei. Dem Konfumenten fagt man: entwöhne dich der blöden Sucht. nach dem äußeren Schein zu jagen und der fachlichen Qualität. des inneren Anfiandes. alles deffen. was du brauahfi. zu mißachten. Verwirf nicht das Einfache. weil es ..nach nichts ausfieht.“ laß nicht das „billig“ deine höchfie Weisheit fein. Begreife. daß Haus und Hof. Stuhl und Kleid außer ihrem Nutzen ein Symbol zu vergeben haben; laß es Symbole deiner Art fein. Denkmale. wie du fie in den Mufeen der Alten. in den fiillen Stuben der Großeltern. abfeits der hafienden Städte. bei den Bauern der Heide und der Wafferkante oft genug bewundert haft.

D a s W i r t f ch a ftl i ch e. Wir lernen Deutfchland immer beffer als den prädefiinierten Indufiriefiaat begreifen; wir wiffen. daß unfer Import an Rohfioffen nur durch die Ausfuhr von verdichteter Arbeitskraft balanciert werden kann. Dabei ifi es dann keineswegs gleichgültig. ob wir Schund oder Qualität produzieren; das Renommee der Ware wird Waffe zur Eroberung und Beherrfchung des Weltmarktes. Ein Land. das in dem Verruf fieht. Minderwertiges als Spezialität zu fiihren. wird fehr bald die gute Kundfchaft einbüßen. wird konfequent zum Verforger proletarifcher Schichten werden. Gewiß. auch die Ausfuhr billigfier Tertilien bringt der einzelnen Firma Gewinn; fehr problematifch ifi es nur. ob dadurch auch die nationale Bilanz vorteilhaft beeinflußt wird. Die Möglichkeit liegt nahe. daß ein Kulturland nur dann Weltlieferant für das Billigfie fein kann. wenn die Arbeiter der betreffenden Artikel das landesübliche Erifienzminimum nicht erreichen. Ifi dem fo. dann bedeutet der Umfah durch Unterbieten nur einen fcheinbaren Gewinn; das vom Ausland hereinfließende Geld ift weniger ein diefem auferlegter Produktionsprofit. ifi weit mehr die bittere Frucht übermäßiger Ausnußung und fchlechter Ablohnung der Landgenoffen. Dazu kommt. daß es nicht gerade

?ZZ-„.777“.
Zum Auffaß: „Das kunfigewerbliche Problem‟
oben: ein moderner fran-zdl'ifcher Diamantlainmcn. Eine geiftlofe Ver wal-
tigung des Materials; eine willkürliche. keine dem Stein tnnnanenta rm.
Ein protziges, kein fchönea Stück. Unten: ein iilberner Hals much aus
Indien und .Knöpfe und *anhänger aus dem Deutfchlqnd des 17. I thunder-t..
Das Material lebt; alle Funktionen eine. den Hal. fcbmüäienden Bande.
wirden erfüllt. *die hängenden Glieder fchwingen und flirten im RZythmu.
des Atem» und der Schritte. Alfa wird die Trägerin wirklich rei er; fie
lockt die Aufrncrlifamkett.

haushälterifch mit dem geiftigen Vermögen des Volkes umgehen
heißt. wenn das vorhandene Kapital an Leiftungsfähigkeit. das in jedem
Deutfchen durah die Schule und die anderen Arten des Unterrichts ge-
fpeichert wurde. nicht beffer ausgenußt wird. als um Dinge herzufiellen.
die dem Analphabeten wenig Schwierigkeit machen würden. Die Pro-
duktion eines Landeo muß zu dem durchfchnittlichen Bildungsftand feiner
Bewohner ein gefundes Verhältnis haben, All diefe Erwägungen bean-
fpruchen natürlich volle Geltung nur für jene Produktionsgebiete. die fich
mit Artikeln befaffen. die irgendwie nach Form oder Farbe eine be-
fondere Veredelung des Rohfioffes darftellen; die Montanindufirien.
alle ungelernten Arbeiter fiehen mehr oder weniger außerhalb diefes
Betrachtungskreifes. Obgleich die Tendenz. für die einfachften Vet-rich-
tungen Ausländer zu verwenden und die ein befferes Gehirn. eine voll-
endetere Difziplin verlangenden Funktionen den Deutfchen zu übertragen.
auch für den Bergbau die Richtigkeit unferes Grundfatzes beweift: denen.
die Qualitätsarbeit zu leifien vermögen. eben auch wirklich Qualitätsarbeit.
Jedenfalls: unfer nächfies Ziel fei. die deutfche Produktion von gefchmacklich
zu beurteilenden Waren des Alltags. der Fefie und des Luxus auf ein
Niveau zu bringen. das allen Forderungen an fioffliche und konftruktive
Gediegenheit. an einen Rhythmus. der die Projektion geklärten Zeitemp-
findens ift. genügt. Die dem weiteren oder dem fpeziellen Kunftgewerbe
zuzurechnenden Waren follen ebenbürtig werden den Erzeugniffen der
Elektroindufirie. der Indufirie für Mafchinen und Waffen. Was Deutfchland
auf dem Gebiete der reinen Technik gelungen ift. wird ihm in den nicht
minder wertvollen Provinzen des Kunfigewerbes auch möglich fein. -
Daß folche. zunächfi ideologifch anmutenden Ziele und Abfichten durchaus
auf feftem Boden wachfen. dafiir gibt es keinen befferen Beweis als die
im vorigen Iahre gefchehene Gründung des Werkbundes. Das ift ein Zu-
fammenfchluß von Künfilern. Fabrikanten und Sachverfiändigen. die
fich verpflichtet haben. mit aller Energie nach einer dauernden. der Technik
wie der Afihetik genügenden Hebung der Produktion zu ftreben. Daß die
Fabrikanten folches Bündnis nicht aus Schwärmerei für kulturelle Phrafen
eingingen. ift felbfiverfiändlich; fie wittern den Zug der Konjunktur. fie
merken. daß die Anfpriiche der Konfumenten zunehmen. fie begreifen.
daß die gewerbliche und kunftgewerbliche Reform nicht eher zum Stillfiand
kommen wird. als bis der neue Kurs zum Guten. Thpifchen und Edlen
konfiant geworden. Die Not oder. was richtiger ift. die Tugend und die
Freudigkeit der Zeit hieß das Kapital einer Fahne folgen. die anfangs

wohl Opfer und nicht immer erfolgreiche Experimente fordertz die aber mit metaphhfifcher Notwendigkeit zu einem guten und dauernden. auch in fich berechtigten Profit fiihren muß.

Das Soziale. Schon die bisherigen Erwägungen zur wirtfchaftlichen Seite unferes Problems zeigtenx daß bei feiner Löfung das Soziale nicht überfehen werden kann. Um es auf die Formel zu bringen: Qualitätsarbeit fordert Qualitätsarbeiter. Mit Lumpenproletariat oder der berüchtigten Heimarbeiterin kann Arbeitz die Intelligenz und fiabilesx von der Sorge nicht aufgefreffenes Gleichgewicht fordertz nicht geleifiet werden. Mag die Differenzierung des modernen Arbeitsprozeffes den Einzelnen auch noch fo febr zu einem Befiandteil des Mechanismus machenx fo bleibt doch immer das Selbfibewußtfein. ein Regulativ und Rückgrah um das Individuum im Räderwerk möglichfi viel und möglichfi Vollkommenes hervorbringen zu laffen. Selbfibewußtfein aber gedeiht fchwer in einer Sphärex die das Erifienzminimum nicht überragt oder gar es nicht einmal erreicht. Darum ifi es notwendigx daß der Fabrikant die Unmögliäykeit einer Qualitätspolitik ohne entfprechende Lohnpolitik begreife; er| dann werden wir fordern könnem daß die Gewerkfchaften. daß die einzelnen Arbeiter neben ihrem Streben nach höheren Löhnen auch ein wirkliches Intereffe an der Leiftung bekommen. Übrigensz wiederum drängt hier fcheinbarer Egoismus zum altruiftifchen und nationalen Gewinn: die Forderungen möglichfi kurzer Arbeitszeit. eines gm funden und freundlichen Arbeitsortes. einer vernünftigen Arbeitsordnung. fie alle bilden Bafis und Vorausfetzung des Verlangens nach Qualität der Arbeit. Abermals wäre auf England und noch mehr auf Amerika zu verweifen. Iedenfalls„ und damit kommen wir an die wichtigfie diefer Überlegungen: erfi wenn der Beweis erbracht wurdeX daß gute und [Göne Produktion der produzierenden Maffe auch eine beffere Lebenshaltung gewährt. können Befirebungenz die fich auf eine gediegenere Erziehung des Arbeitermaterials richten- Erfolg haben. Solche Erziehung befonders die des Nachwuchfes- i| aber erforderlich. Wer Qualitätsarbeit will- dem kann das fiändig wachfende Heer der ungelernten Arbeiter nicht gleichgültig bleibeny der kann an der Lehrlingsfrage nicht blind vorübergehen. Zufiändez wie fie noch immer an der Tagesordnung findz LehrlingszüchtungF Ausbeutung oder mangelhafte und einfeitige Ausbildung der Lehrlinge„ müffen bekämpft werden. Das„ was die Fabrik und die Werkfiatt dem Novizen zu geben vermagz muß durch fchulmäßigen Unterricht ergänzt werden. In der Tat fehen wir nun auch alle entfchloffenen Freunde des

Kunftgewerbes. ganz fpeziell die Werkbündler. fich fehr lebhaft um die Ausbildung des gewerblichen Nachwuchfes forgen.
Das Nationale. Es bedürfte keiner befonderen Betonung. daß das kunfigewerbliche Problem. das fowohl wirtfchaftlicher. wie fozialer Art ift. auch alle Eigenfchaften des Nationalen aufweifi. Wo die Zurückgewinnung und Neueroberung des Weltmarktes durch Qualitätsware. wo die Konfolidierung des Renommees der Produktion. wo das Wohlergehen und das Menfchentum aller Werktüchtigen in Frage kommt. da handelt es fich eben im eminentefien Sinne um ein nationales Lebensintereffe. Indeffen. die Auffaffung des kunfigewerblichen Problems als eines vaterländifchen hat noch eine andere. eine fpeziellere Bedeutung. Es ift damit gemeint. daß in allem. was hervorgebracht wird. fich eine Projektion der Raffe offenbare. Wir wollen. daß das moderne deutfche Kunfigewerbe und die moderne deutfche Architektur mit der gleichen Präzifion und mit nicht minderer Intenfität unfern Bolkscharakter zum Ausdruck bringen. wie dies das Rokoko für die Zeiten des U7. Louis getan hat. wie dies jeder gefunde Stil für fein lokales. fein temporäres und fein völkifches Milieu tut. Wir hoffen. daß folcher nationale Purismus. der freilich nichts mit fchwächlicher Heimatspflege und falfcher Romantik zu tun hat. die Macht in fich trägt. internationale Werbekraft auszufirömen. Warum follte es nicht möglich fein. daß das indufiriell immer mehr fich entfaltende. das feinen Typus immer deutlicher präzifierende Neudeutfchland die Führerrolle des zurückbleibenden Frankreichs bekomme? Zur Zeit ift es doch fo. daß nirgends die Probleme der Architektur und des Kunfigewerbes. die Probleme der Form und des Stiles fo heiß umfiritten. fo von Grund auf revidiert und mit neuem Geifi erfüllt werden. wie dies bei uns gefchieht.
D a s Kü n filerifch e. Es mag ungefchickt erfcheinen. daß erfi jeßt an fünfter Stelle das kunfigewerbliche Problem als ein künfilerifches betrachtet werden foll. Dies mußte indes gefchehen; weil man fonfi. wenn nicht die bisherigen nüchternen Erwägungen ethifcher. ökonomifmer und politifcher Art vorhergegangen wären. es vielleicht als eine Laune und Pedanterie achten würde. wenn dem Kunfigewerbe die fpezififche Eigenfchaft des Künfilerifchen abgefirichen wird. Es will allerdings bemerkt fein. daß die Theoretiker in diefem Punkte fehr verfchiedener Anficht findz es fei betont. daß ich für die jetzt zu machenden Ausführungen fehr viel mehr als für das bisher Gefagte die petfönliche Verantwortung übernehmen muß. - Ich kann das Kunfigewerbe nicht im gleichen Maß wie

etwa die Malerei oder die Plafiik zu dem Lebenskreife der höchften pfy-
chifchen Wallungen. der fubtilfken und edelfien Materialifierung menfch-
lichen Erlebens rechnen. Es hat für mich beinahe etwas Groteskes.
ein venezianifches Glas oder einen Stuhl von Riemerfchmid mit Michel-
angelo. mit deffen Medicigräbern oder der firtinifchen Decke. in eine Einheit
zu binden. Das naive Empfinden hat fich allezeit vor einer folchen Ver-
wifchung der Grenzen gehütet. - Es ift eine Nebenerfcheinung der hi-
fiorifchen Vorgänge. aus denen die Neugeburt des Kunfigewerbes wuchs.
daß fpeziell Maler die erften neuen Werke hervorbrachten; fie empfunden
es kaum. daß fie dabei die Freiheit der Kunft mit dem Abhängigfein von
ganz beftimmten praktifchen Forderungen und unverlehlichen Bedingungen
des Zweckes und der Konvention eintaufchten. Sie glaubten. nach wie
vor als Künfiler. nur ihrer Eingebung gehorchend. zu produzieren z fie
fpürten den Teufel niht. der fie am Kragen hatte: das Bedürfnis des
Konfumenten. des Einzelnen wie der Maffe. Aus folcher Unklarheit kamen
dann jene frühen. heute längfi vergeffenen Gebilde der Willkür. die Ge-
brauchsgegenftände fein wollten. aber mehr verblüfften als dienten. Langfam
und fketig lernten die Apoftaten der Kunft. daß fie nur dann wirklich nützliche
Dinge zufiande bringen könnten. wenn fie die legte Feffel zerfchnitten.
die fie an das verlaffene Land der Titanen und Sonnenwanderer band;
fie Begriffen. wie fie aus Abtrünnigen zu völlig neuen Kreaturen. aus
ekfkafifchen. wenn auch nicht ganz potenten Schöpfern zu nachfühlenden
Organifatoren der Notwendigkeit werden konnten. Kunftgewerbe ift
nie etwas. was um feiner felbft willen da fein kann. es hat immer
präzife Aufgaben zu erfüllen. es hat fich immer einem beftimmten Wir-
kungskreis an einer beftimmten Stelle einzugliedern. Das Künft-
gewerbe fteht im Schatten der Architektur. Es ift deren Dienerin.
Es hat der Notdurft des Tages zu gehorchen; es hat irgend eine
Aufgabe zu erfüllen; es bekommt feinen eigentlichen Sinn erfi
dadurch. daß es benuht wird; fein wichtigftes Kriterium ift. daß
es die Funktionen. zu denen es berufen. zu denen es fich an-
bietet. in möglichft untadeliger Weife vollzieht. Ein kunfkgewerb-
licher Gegenftand verliert jegliches Dafeinsrecht. wenn er feinen Konfu-
menten das nicht leiftet. was er verfpricht. wozu er erworben wurde. Ein
Sofa. eine Weinkanne. eine Fenfierverkleidung. auch ein Wohngarten
und ein Wohnhaus können darum niemals die in völliger Freiheit zufiande
gekommene Ausdrucksform eines perfönlichen Erlebniffes fein. Sie haben
zunächft von dem. der fie fchuf. zu fchweigen. haben all die Bedingungen

zu erfüllenp die der Verbraucher an fie ftellt. Ein Sitzmöbel ift kein geeignetes Medium„ um eine Individualität fich enthüllen zu laffen. Ein Innenraum darf nicht verfuchenz mir die Stimmung des Produzenten aufzuzwingen; er muß vielmehr ein gefiigiger Rahmen für all die Empfindungen feinz die ich hervorbringe. Gewißp der Wohnzweck eines Raumes kann verdeutlichß die Lebensvorgängep die Gefühlskurvem die in ihm feiner Befiimmung und der Gewohnheit gemäß ablaufen follenF können gelockt und unterfiüht werden; in diefer Symbolik- in diefer Abfiimmung offenbart fich gerade das„ was den fchönen und edlen Wohnraum von der Bazarware trennt. Aber fiets handelt es fich darumh die Art und die Abfichten des Bewohners zu reinigen und zu verklärenz die feelifchen Erlebniffe des Produzenten- foweit fie außerhalb diefer Forderung fiehen- haben kein Erifienzrecht. Es läßt fich noch hinzufügem daß alles Kunfigewerbep genau wie die Architekturz nach der MuffeF nach dem Typus und dem Gemeinfchaftsleben gravitiert. Die Welt würde fich in ein Tollhaus wandeln- wären die Wohnräume und die Gebrauchsgegenfiände fo wenig einheitlich und verwandtz wie dies die Maler eines Landes) felbfi einer Stadt zu fein pflegem fein müffen. Kunfi will zur Höhe- Kunfigewerbe zum Niveau. Der Künfiler konzipiert fein Werk aus einem Erlebnis; und wiederum ein Erlebnisy ein fchweigfames Ringen und Iauchzen- wird ihm die Gefialtung feiner Vifion. Der Kunftgewerbler- noch mehr als der Architekh bekommt- unbekümmert um feinen Seelenzufiand„ eine Aufgabe gefiellt; die hat er zu löfen. Dabei mangelt es dann nicht an Konferenzen mit dem Auftraggeberp an Konzeffionenx die dem Materialz der Technih dem Herfiellungspreisp dem architektonifchen Ganzenz in das jedes einzelne Stück hinein follp gemacht werden müffen. Und dann: wie vielverzweigt ift oft die Ausführung eines kunfigewerblichen Entwurferh wie viel fremde Hände greifen dahinein. arbeiten zufammen. Selbfi wenn der Entwerfende die Techniken kennt und beherrfchth find immer wieder Anpaffungen und oft erhebliche Modifikationen notwendig. Da bleibt auch nicht eine Spur von der Freiheitz die der Maler hath wenn er über die Felder frhreitet und Bilder aus der Natur reißt. Wahr-liehz das Kunfigewerbe ift kein künfilerifches Problem vielmehr ein teäynifches und ein äfihetifches; Dabei will unter dem Technifchen alles das verfianden feinz was die Herfiellung im Speziellen fordert: die Kenntnis der Materiale und deren Möglichkeitenz die Bedingungen einer foliden Konfiruktiom die Einfügung des Gegenfinndes in den Zweck- für den er beflimmt ift. Unter dem Afihetifchen: das Gefühl für die Verteilung von

Maffen und Räumen. für Gliederung und Rhythmus. fiir die Sprache der Fläche und der Linie. für die Balance von Zierat und Ornament und deren Träger. fiir die Symbolkraft der einzelnen Stoffe und des fertigen Gegenfiandes. für die Harmonie. die diefer in fich trägt. und die ihn mit der ihn befiimmenden Umwelt zu einem Organismus eint. Gerade in diefer Auffaffung des Äfihetifchen unterfcheidet fich der moderne Begriff nicht zum wenigfien von dem. was man in den fechziger und fiebziger Iahren. da die irreführende Vokabel fo recht geboren wurde. unter Kunfigewerbe zu verfiehen pflegte. Damals hieß das fchlichte Werkfiiick. auch wenn es noch fo folid und anfiändig. noch fo wohltuend in feinen Proportionen war. nicht ohne den Beigefchmack mitleidigen Spottes: Gewerbe. Handwerk. Fabrik. Wenn aber an dasfelbe Werkfiiick. oder. was häufiger gefchah. an ein weit minderwertigeres. etliche Säulen und Konfolen. etliche Schnörkel und Ritterköpfe geklebt wurden. fo war das ..Kunfigewerbe“. Solcher Verunglimpfung ifi definitiv der Garaus gemacht; von folcher Gedankenlofigkeit. die allerdings in die Atmofphäre der weiblichen Handarbeit. in die des Holzbrandes gehörte. haben wir das moderne Kunfigewerbe. das wir viel lieber gefchmackoolle und fymbolkräftige Leifiungsfähigkeit nennen möchten. auf immer befreit. Und haben es damit zu einem Kultur: faktor geläutert. deffen zentrierende Kraft heute erfi zu wirken beginnt. und die doch fchon Wirkungen hervorbraahte. deren Reichtum (wie dies im Borftehenden kurz gefchah) einer vielfältigen Fragefiellung fich zugänglich erweifi. Schließlich gipfelt das kunfigewerbliche Problem für uns in der Erkenntnis: daß das höchfie Wertmaß aller Kultur und aller Menfchlichkeit die Reinheit und der Rhythmus ifi; daß das Sittliche wie das Schöne. fo verfchieden auch ihre Wurzeln und ihre Entwicklungsgefeße fein mögen. doch nur Offenbarungen desfelben Geifies find. Wallungen der vom Animalifchen fich löfenden Perfönlichkeit.

Jofef Kainz:
Eifenbahn-Regeln
Sißt einer allein im Nimtrauchabteil
Und will etwa rauchen in müßiger Weil-
Muß er warten- wenn er der Vorfchrift glaubh
Bis ein Nichtraucher einfieigt und es ihm erlaubt.
1"
' Nie foll man mit überlegtem Wollen
Etwas Verzollbares nicht verzollen.
Wenn's einer aber einmal dennoch tut -
Dann kommt's ihm zu gut.
*
Den Schaffnern ifi's eingefchärft bis aufs Blut-
Daß keiner etwas um ein Trinkgeld tut.
Dies 'zu beachten ifi deine Pflicht;
' Denn er tut es auch ohne Trinkgeld - nicht.
i.
*
'
'
'
B
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
K
'
'
.
:
'
'
0
'
'
'
'
Ö
'
:
'
'
'
'
'
B
'
'
'
'
B

Ö
'
'
'
B
'
'
'
:
'
*
'
'
'
'
'
'
.
:
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
_
'
'
i
'
'
'
'
'
B
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
*K
'
..''''''.'''.''''''*''b''''''''''''''''''''''.''''''**...
'**''U'''*''UW''''''U''''''U''''''''''''''''*''|''''''''''''''''.'.W'_

Georg Brandes:
Das alte Kopenhagen

Meine Kindheit fällt in die vorhifiorifche Zeit; als die Kaiferin Eugenie Mutter werden follte und die Krinoline ihren Siegeszug durch Europa antrat.

Da lag Kopenhagen - abends vom fchläfrigen Schein der Tranlampen beleuchtet - gut zufammengepaekt und wohl verwahrt innerhalb feines Ringes von Wällem nachts von vier Toren abgefchloffen -- wie ein Gefängnis,

Ich weiß noch deutlich- was fiir einen eigenartig hohen dröhnenden Laut es gab- wenn der Wagen- in dem ich als Kind mit meinen Eltern faß, auf dem Rückweg vom Wald dura) das Ofttor kam oder» wenn dies gefchloffen war- durch das Nordtor, das, fo weit ich mich entfinnef gegen eine beitimmte Abgabe etwas länger offen gehalten wurde.

Die Phyfiognornie der inneren Stadt war nicht befonders vet-fchieden von der jetzigen. Es warx wie gefagt; die Zeit der Tranlampen, und die Kopenhagener fahen ihre Stadt in einem etwas anderen Licht- als der Tran mit der Gasbeleuchtung vertaufeht wurde. Das war ein großer Tag», als mam aus dem Schulter tretend- die neuen Gaslaternen ftehen fahf und ein großer Abend- als die Laternen zum erftenmal angezündet wurden.

Ein Lebegreis- der auch Knaben gegeniiber feinen Mund nicht zu halten pflegte- bedanerte- daß das f'tarke Lian den Reiz der Straßen; ihre Dämmerungspoefie zerfiören wiirde. Unter diefen Laternen kann man ja nicht einmal rnit einem Dämchen anbandeln- fagte er. Das gelang ihm troßdem fehr gut; obwohl er fürchterlich unappetitlich war. Einmal hatte er feine Umgebung ein paar Tage hintereinander in Bewegung gefetztf weil ihm feine goldene Lorgnette fehlte. Drei Wochen fpäter fand er fie zwifäfen feinem Hemde und feiner wollenen Jacke. Er hatte in der Zwifchenzeit eben die Wäfche nicht gewechfelt . . .

Zum Auffatz: ..Das kunfigewerbliche Problemâ€œ
Zroei Arbeiten von Richard Niem;erfchmid. Man fieht fofort. WM.
obere Ã¤lteren Datums ift Zwifmen den beiden liegen mehrere Jahre. e
der Klar-un und der Einflcht. ob en: noch heftige WillkÃ¼r und die Individu-
alitÃ¤t des iinitler., Unten: fachliche, dienftbereite Klarheit und die pofi-
tiue Selbfwerleugnung eine. felnfÃ¼hllgen Konftruliteurs.

EMPTY

Doch die Damen. deten Bekanntfahaft er beim Laternenfihein machte. hegten keine pnritanifchen Reinlichkeitsvorurteile,
An jenem erften Abend. als das Gas angezündet wurde. iibte die neue ftarke Beleuchtung eine merkwürdige Wirkung auf die zarte Empfindlichkeit meiner Knabennerven. Alle Frauen fchienen mir plötzlich reine Strahlengeftalten. märchenhaft bezaubernd zu fein. Ia. eine hübiche. dreißigjährige Frau. der ich begegnete. kam mir fo überwältigend fth'e'n vor. daß ich ihr in wilder Bewunderung und Begierde wie verrückt nachlief. wohl eine Stunde lang. bis fie mir entfchwand. worauf ich Abend für Abend in den Straßen umhertrabte. in der fiets getäufchten Hoffnung. fie wiederzufehen.
Ich bin in der Oeftergade. ein paar Häufer vom Amagermarkt. alfo mitten im Herzen von Kopenhagen. geboren. und das Leben auf diefem Gemüfemarkt. die Amagerfrauen mit ihren großen Hüten und ihren bunten Gewändern. der von Grünzeug. Kohl und Rüben. von Wagen mit Blumen. Nuß- und Zierpflanzen überfchwemmte Platz war fo ziemlich das erfte Schaufpiel. das ich vor Augen hatte. Aber nur einige Stunden täglich überflutete die Natur die Pflafterf'teine. indem der Platz fich in Küchengarten. Blumengarten und Markt verwandelte. Wer die Bäume liebte. flüchtete zu den Wällen hinauf. die mit Kitfchenallee und Stadtgraben eine ländliche Welt für fich waren.
Auf dem Wege dort hinaus paffierte man auch den Philofophemoeg (jetzt die Vefiervoldgade). damals eine erquickende Allee. Dorthin kam ich nicht felten. unter anderm. weil dort in einem alten Haufe ein Klaffenkamerad wohnte. fo ein recht braver Knabe. der eine Infektenfammlung. Siegelfammlung. Münzenfammlung u. f. w. hatte. und der den ariftokratifchen Namen Peter führte. Ich follte meinen. er wohnt noch dort in demfelben Haufe; aber ach. er kennt mich nicht mehr. nicht einmal auf der Straße. Er ift fo fein geworden. o. fo fein. ein großer Herr. Beamter. Höfling. mit Titeln. mit Orden. mit Verdienf'ten. mit Auszeichnungen. mit Medaillen; mit einem Gang wie ein Zeremonienmeifter. mit gedrechfelten Grafenbeinen und mit einer Haltung. die ganz und gar Selbftaäftung ift. So feltfam es klingt. über dem Philofophenweg lag für ein Kind Stimmung. nicht allein durch feine alten Bäume mit den reichen Kronen. fondern durch feinen Namen. Als kleiner Junge glaubte ich. daß dort Denker herumfpaziert feien. und daß einzelne fich ' gegen Abend noch dort ergingen. _
Doch wenn man fich amüfieren wollte. dann flüchtete man zu den

Wällen. War man noch klein. fo ging man dort mit dem Vater oder dem Lehrer fpazie-ren. Unter den dichten Kronen der Kaftanien war es angenehm diifierz es roch nach Dammerde. und die Gegend war reiät mit Mühlen garniert. Auf einer Mühle in der Nähe des Wefttores las ich eines Tages die Zahl 1847. und mein Lehrer fagte: ..Siehft du. in diefem Jahre ift die Mühle erbaut." Das machte Eindruck auf mich. weil es das erfie Mal war. daß meine Aufmerkfamkeit auf eine Jahreszahl gelenkt wurde.
An der inneren Seite der Wälle. nach dem Ofttor zu. lag die Seilerbahn. Dort ging tagaus. tagein der Seiler rückwärts. feine Taue flecktend. Er blickte auf die Arbeit feiner Hände herab und hatte ftets ein fertiges Werk vor Augen. Wenn ich ihn als Student fah. wurde er mit feiner fleißigen Tätigkeit unter ftändigem Rückgang für mich zum Sinnbild für fo manäjes. zu dem ich mich im Gegenfatz fühlte.
Auf der äußeren Seite der Wälle erftreckte fich. zu ihren Füßen. die Kirfchenallee. eine gefchüfzte und wundervolle Promenade. ganz fchmal. wo die üppigen. im Frühjahre duftenden Büfche und die Bäume. deren Kronen über das Waffer hingen. fich im Stadtgraben fpiegelten. Auf der Seite des Grabens. die nicht zum Spazierweg diente. faßen im Schutz der Bäume die Angler mit ihren Schnüren auf der Jagd nach Eidechfen und Mufchelnz fie hatten fich eine Marke gelöft. um diefes friedfertigen. tierquälerifchen. die Geduld auf die Probe fiellenden Vergnügens teilhaftig werden zu können.
In der Kirfchenallee fpazierte das Kindermädchen mit den Kindern. .Hier fpielte man am Fuße oder ein wenig auf den Abhängen des Walles. obwohl das verboten war. und hier fand man Butterblnmen im Grafe.
In der Kirfchenallee war man weit entfernt von der Stadt. durch die ganze Breite des Walles von ihr getrennt. und hier befand man fich in einer Landfchaft mit Hügeln und Tälern. mit beftandener Erde und leuchtendetn Waffer. in dem fich der Himmel mit feinen Wolken fpiegelte, Und dabei war man doch nur eine Viertelfiunde von Haufe entfernt.
Später. als ich etwas größer geworden. waren die Kirfchenallee und die Wälle der Schauplatz wilder Spiele mit den Kameraden. Ein Tag bleibt mir unvergeßlich. Ich war mit vielen anderen Knaben zu einem Klaffenkameraden in das Haus feiner Eltern eingeladen worden. Nachdem wir einige Butterbrote erhalten. war die ganze. ungefähr zehnjährige Schar zur Kirfchenallee dirigiert worden. um Räuber und Soldaten zu fpielen. Dort wurde verabredet. daß heute nichts als ver-

boten gelten follte. Das Spiel follte den Wall auf und ab gehen. alle Verfiecke auf dem Wall wie in der Kirfchenallee umfaffend, ohne Rückficht auf die Auffeher. Aber was noch merkwürdiger war, und was mich für mein Teil mit Staunen und Entzücken erfüllte w es wurden an alle Teilnehmer Dolehe verteiltz Dolchez wie ich fie damals noch nie gefehen hatte, und Dolchß wie ich fie heute noch vor mir fehe. Dolche von Holz mit kurzem gefchnißtem Griff und dreiklingigem Blattz Dolchez die mit feinen roten und blauen Streifen bemalt waren.
Mit diefer wunderbaren Waffe ausgerüfteh ftürzten wir wie Dämonen mit wilden Schreien den Wall auf und ab- rollten in verwirrten Menfchenknäueln, einander fchonungslos mordendz den Rafen hinab, unter die Büfche, auf die Wegez fehr oft in Gefahrx in den Stadtgraben zu purzeln. Das war herrlicher als herrlich; wir waren außerhalb der Wirklichkeitz völlig im Traumlande.
Noch lange nachher- wenn ich in der Schule faß und daran dachtez war es mir, als hätte ich ein feltfames Märchen erlebt, Und es wieder- z holte fich leider nie.
Doch ein paar Jahre darauf erlebte ich etwas Ähnliches. Jm Garten des alten Stiftes Vartov, in deffen Nähe iä] wohnte, und in dem ich Bekannte hattef ftand ein mächtig großer Lindenbaum von ungewöhnlichem Umfange. Kletterte man den Stamm hinauf- bis er fich teilte- fo entdeckte many daß der Baum hohl war. Jch verfah ihn mit einer Strickleiter- die ich in feiner Nähe verbarg und zu mir hinaufzog. Die Höhlung vertiefte ich und rich-tete mir dort einen Zufluchtsort mit einem bequemen Sid- mit Waffen, Proviant und Büchern ein. wo ich als Räuberhauptmann ohne Bande und ohne Plan eines Überfalles in einem vermeintlich unentdeckren und undurchdringlichen Verfieck lebte.
Auf dem Wall. auf dem fonft der Verkehr nicht befonders lebhaft warf herrfchte an einem einzigen Tage des Jahres ein fo furchtbares Gedränge, daß man nur Säfritt für Schritt vorwärts kommen konnte, Das war am Bußtagabendz wenn man dort fpazieren ging, das Läuten der Kirchengiocken mit anhörte und Appetit zum Verzehren des warmen Zwiebacks fammelte.
Die gefpanntefte Aufmerkfamkeit während des Rundganges herrfchte in dem Augenblickr da man auf dem Wall Prinz Ferdinand und Prinzefiin Karoline begegnetez die unter beftändigem Grüßen und Nieten Arm in Arm durch die Menge wanderten. Sie getroffen eine Popularität der baroekfien Artf aus einem mit Verachtung und lächelndem Abfcheu ge-

rnifchten Refpekt befiehend. Ferdinand war ein Gegenftand 'des Gelächters und allgemein verachtet als Schürzenjäger niedrigfter Art; Karoline war. wenn aueh allgemein geachtet. ein Gegenftand des Gelächters infolge ihrer unglaublichen. phantaftifchen. windfchiefmündigen Häßlichkeit. die. wie man fich erzählte. durch ein Brandunglück. deffen Opfer fie gewefen. verurfacht oder arg verfehlimmert worden war. So oft man fie fah. wurde dic angebliche humoriftifche Äußerung des Königs (Friedrich 71!.) zu Prinz Ferdinand wieder aufgewärmt. als fie beide wider Willen verheiratet worden waren. der König zum erfien. Ferdinand zum zweiten Mal: „Wir haben beide in den fauren Apfel beißen müffen. aber du ha| deinen gebraten gekriegt."

Ich glaube. daß man in meiner Kindheit nur die breite Allee des Walles und die Brufiwehr an der Allee entlang gehen durfte. daß aber das Spazierengehen auf den Bogen der Bafiion felbft verboten gewefen war. Ob das Verbot nur mir. oder. wie ich vermute. dem Publikum im allgemeinen galt. weiß ich nicht genau. Aber auf einmal durfte man gehen. wo man wollte. Die Baftionen lagen als zugängliche. kievbefireute Spazierwege da. mit Bänken verfehen. und es war geradezu entzückend. in flottem Schritt auf ihnen umherzutraben. Meilenweit fah man iiber das Land hinaus. über Landfch-aften und Gewäfier. wie über die Häufureihen der Brücken und die breiten Weidepläße. und man war dem Himmel näher als an jedem anderen Ort in unmittelbarer Nähe der Stadt. Man ftieg im Ofttor hinauf und ging im Sturmfchritt bis zum Wefitor und wieder zurück. fiets allein und fiets den Kopf von einer goldenen Wolke umhüllt. in der es lauter Träume von derfelben Couleur. aber weder Lektionen noch andere unangenehme Pflichten gab. Der Weg war wohl dreimal fo lang wie unten. unter den Bäumen des Waldes; aber er war zwanzigmal fo frifch.

Eines Tages ging ich dort. noch ziemlieh jung. aber höchfi beklornmen. Ill) ging dort. weil ich nicht auf den Straßen zu gehen wagte. Ich hatte meinen erf'ten Rock bekommen - aus einem alten Rock meines Vaters für mich umgena'ht -. einen wirklichen Rock mit Sehößen. und im genierte mich greulich. einfältig. aber dermaßen. daß ich mich nicht under Menfchen zu bewegen wagte. fett überzeugt davon. jeder müfie es mir anfehen können. daß ich zum erfienmal einen RW an habe. und müfie fie. Gewalt antun. um nicht bei dem Anblick in ein Gelächter auszubreehen. Wie genau entfinne ich rniäi noch des Rockes und meines fadendünnen Ansiehens darin!

Das Stück des Wallesf das fich am längfien unberührt hielt und
einer Wildnis glich. war die Partie um Chrifiianshavn herum. Diefen
Teil liebte Julius Lange in feinen Studentenjahren. und dorthin führte
er gern feine Freunde. Hier verfammelten fich an den Sommerabenden
eine Anzahl armer Kerlef um gratis gewiffe gymnaftifche Kunfifiiicke, die
im Tivoli vorgeführt wurden. befonders das Feuerwerk. zu genießen.
Wie ich es eines Abends einen Strolch ausdrücken hörte: Hier ift das
Tivoli der Armen. wo es kein Entree kofiet. Der Wall von- Chrifiians-
havn. der bis in die Neuzeit fiehen bliebf war |ets der am fäflechtefien
gehaltene und einfamfie Teil des alten Ringwalles.
In den Jahren 1856 bis 1859 riß man die Tore nieder. und bald
wurde die Lückef die fich an der Stelle des Walles öffnete. wo das Nord-
tor gefianden. mit einer eifernen Brücke überdeckt.
Die leichtefie Tour für Kopenhagener Reiter war damals ein Ritt
nm die Walle herum vom Weften nach Offen und dann den Strandweg
nach Charlottenlund entlang. und es war ein ganz eigenartiges Gefühl,
wenn die Pferde von dem maffiven Wall auf die Brücke hinaustrabteu.
Man fäflug ein Schritttempo ein. aber es donnerte einem doch in den
Ohren.
Seßte man dann in Trab. fo empfand jemand. der den Wall nur
als Fußgänger gekannt. ein beraufchendes Gefühl, jeßt das Terrain vom
Pferderücken aus zu fchauen und fich in das Frühjahrsland der Jugend
emporgehoben zu fühlen. wo alle Güter der Welt des Verwegenen hart-ten.
Es gefchah eines Tagesf daß mir ein glücklich liebender Kamerad den
ganzen Weg entlang während des Rittes denfelben Vers erft in die Ohren
fummte. dann fang. Er ließ das Pferd im Galopp traben und mit den
Hufen fkandieren:
Li: ta fluegne, ta (Luegne uamnäe!
Lt 1a (Liabolique jour-neo,
0o to penoajo faire moin-ir,
0 ma per-le (L'NoWwuaje,
'1'011 ?jeux mat-i (je fal0o8ie
13i: too jeans nimmt (18 plaigir!
Die Jugend war damals noch nicht über Alfred de Muffet hinaus-
gekommen.
Ja. das war die Zeit voll jugendlicher Sehnfucht. da man felbft
erfi noeh im Begriff ftand. etwas zu erlebenF aber ein glücklicherer Ka-

met-ad einem von feligen Zufammenkünften mit der Geliebten erzählte, bei denen die Krinolinet die entfernt und beifeite gefiellt worden warf [tun- denlang in der Ecke aufgeriehtet fiand- wie ein lebendes Wefen, eine fiumme und fiat-re und mißbilligende Zeugin heißer Umm-mungen.
Damals war ja nämlich die Zeit der Krinolinen. Freilich eine merk- würdige Zeit, aber eine lichte Zeit für den- der jung war und die ganze Welt zum Freund und keinen andern Feind hatte als überfirahlte Ri- valen. .
Auf die Zeit der Sehnfucht war endlich die Zeit der Erfüllung ge- kommen- und die alten Bäume des Walles waren doppelt prächtig die Bafiionen noch einmal fo kühn gefchwungem hochragend- abgelegenf wie gefchaffen zu morgendlichen Stelldicheins auf der äußerflen Spiße ihres Bogens.
Ach! Sie waren zugleich wie gefämffen für Spione und Verfolger zweier heimlich Verbundenent die fich unbeachtet glaubtent wenn fich auf dem entferntefien Segment der Baftionen ihre Geftalten in lebensgroßer Silhouette vom lichten Himmel abzeichnetem während jede ihrer gering- |en Bewegungen vom inneren Wall unten beobachtet werden konnte, wenn fich nur ein neidifchen eiferfüchtiger Nebenbuhler heimlich hinter einem Baumftamm pofiiert hatte.
Und leider! Dort verbargen fie ficl» die Schurken . . . .
(Deutfeh von Ida Anders.)

Rund
Admiralbeichte
Ein böfes Zufammentreffenf
daß gerade in den Tagem wo
unwillige Hände Millionen in den
Danaiden-Säckel des Reiches
fchiitten und der Deutfchej um
mit Bismarck zu redenz fich in
einen noch enger geknöpften
Steuerrock zwängen follz daß gerade
jetzt auf allen Straßen fo leidig
vielz fo leidig laut von jenen
blutigen Millionen gefprochen
werden mußj die in Kiel von
ahnungslofen Bureaukraten ver-
geudet und von den wißigfien
Gaunern gefiohlen worden find.
Alle„ die es für ihren Lebens-
beruf halten„ dem Volke das Reich
zu verekelnz haben wieder einmal
Fefttagez und die Schande der
Werften erhiilt durch den Steuer-
druck erft ihre volle Bitterkeit.
Zwar fieht der Schröpfkopf
einer angedrohten Steuer oft un-
geheuerlicher ausz als wenn der
Saugnapf fchon am Körper liegt.
Die Auergefellfchaft hat gerade
jeßtz angefichts der neuen Glüh-
lichtfieuerz ihre Dividende um
15 Prozent erhöhtz und auch die
Allgemeine Elektrizitätsgefellfchaft
erfreut ihre Aktionäre troß der
neuen Elektrizitätsfieuer mit hö-
herem Gewinn. Aber wird fich
nicht jeder Arbeiten der feine
Zigarre und fein Gläschen Schnaps
feit ein paar Wochen teurer be-
zahlen mußz fragen: Vielleicht
wäre das nicht notwendig gewefenz
hätten die großen .herren in Kielz
fchau
in Wilhelmshaven und wer weiß
wo fonfi noch mit unferen fchweiß-
beklebten Grofchen vorfichtiger und
beffer gewirtfchaftet; vielleicht hätte
ich dann wenigftens die Streich-
hölzer oder doch den Kaffee billiger
haben können. So fragt er„ und
mit vollem Recht.
Noch jeder Schatzfekretär kam
in den Reichstag mit dem Marine-
dolch im Gewande. Und wenn
von dem fchlanken Stahl ein
myfiifch zwingender Zauber aus-
gingj fo war esz weil jeder - felbft
wenn er fich von feiner Hantierung
nicht gleich das legte Wunder
verfprach - ihn für blank und
fcharf gefchliffen hielt. Niemand

hätte dort fo leicht eine Scharte
oder einen Rofifleck vermutet. Zwar
ging fchon feit einiger Zeit ein
Gemurmel und ein Geraunez dies
und jenes fei nicht ganz in Ordnung.
Aber die Tirpiß-Töter waren durch
Klatfchfucht und heimliche Jntri-
guen verdächtig.
Die Frontoffiziere murrten
gegen die Federfuchfer auf den
Werftenz vor allem aber auf dem
Leipziger Plah. Allein war das
nicht der ewigez natürliche Gegen-
faß? Verabfchiedete hohe See-
offiziere klagten über die Unzu-
länglichkeit der Küfienbefefiigungenz
über die fiörrifche Ablehnung der
bei den letzten franzöfifchen Ma-
növern- doch fo außerordentlich be-
währten Unterfeebotez von denen
ein halbes Schock er| fo viel
kofie wie ein einziger Dread-
nought. Wer will da Schieds-

Rundfchau
richter fein! Der Laie verfiriclt fich immer wieder in den eireuluß ujtiosus: das können nur die Sachverfiändigen entfcheiden. auf welcher Seite aber find' ich fie? Der einzige Boden. auf dem der Uneingeweihte fefi fiehen kann. ifi das Vertrauen. Wankt diefer Grund. dann fiürzt über feinem .haupt der ganze Marinehimmel zufammen. Man mochte manchen Zweifel hegen. ein Glaube aber fchien unerfchütterlich zu fein: der Glaube an die Gewiffenhaftigkeit aller. die - ob Offizier. ob Beamter - an diefer neuen Waffe fchmiedeten. Für kaum einen zweiten Beruf if'i bei der Wahl die ehrliche Freude fo ausfchlaggehend wie bei diefem. den nicht tote Tradition umfchnürt. der fich mit jedem neuen Tag fein Dafeinsrecht durch tüchtige Arbeit erfi erfireiten muß. Hier. fo glaubte das Volk. ifi jeder einzelne mit aller Luft des Herzens. mit fireng-ftem Berantwortungsgefühl. mit lauterfiem Willen am Werk.
Und nun muß vor den Kieler Gefchworenen. vor dem befchämten Deutfchland. vor der fchadenfrohen Welt enthüllt werden. daß lifiige Händler das Reich um Millionen prellen konnten. weil die Beamten von ihren Pflichten keinen rechten Begriff hatten. Die Alteifen-Käufer fchließen einen Ring und diktieren der Werft die Preife. Wertvolle Stahlrohre. Meffing und Kupfer werden zu denfelben Preifen verfchleudert wie roftiges Eifen. ein Mafibaum für 74 Mark losgefchlagen. für den der Händler gleich darauf über 1000 Mark erhält. Die Werft kauft diefelben Leinwandlappen. die fie fiir 30 Pf. verkauft hat. von denfelben Händlern für 2 Mk. 85 Pf. zurück.
Der Kontrollbeamte kann Rotguß von Meffing nicht unterfcheiden. der Mann. der bei der Wage die Auffícht fiihrt. bekennt vor Gericht. daß er vom Wägen nichts verfiehe. ein mit fechs Iahren Zuchthaus vorbefirafter Schreiber verwahrt die Stempel. Niemand bemerkt es. daß die Händler. um das Taragewicht der Wagen zu erhöhen. große Bleiblöcke unter

fie gebunden haben. daß die Wagen oft nur mit zwei Rädern auf die Wage gefahren werden. daß Wagefcheine gefälfcht find. daß ungewogene Ware hinausgepafcht wird und fo mit Grazie weiter.

Aber nicht bloß die Kieler Zeugenausfagen verbreiten Unruhe. Ani Ende fiechen fie nur von vielen Seiten in denfelben Schaden. Beklemmender ifi noch. was ehemalige Seeoffiiere bei diefer Gelegenheit der Öffentlichkeit verraten. ohne fofort mit aller Klarheit widerlegt zu werden. Deutfchland befchäftige. fo heißt es. auf den amtlichen Werften um 378 Beamte mehr als England mit feiner dreimal fo großen Flotte. Trotzdem feien die Werften. wenn ein reparaturbediirftiges Schiff eintrifft. jedesmal .,überlafiet". Ein Kreuzer. der in Kiel eine kleine Havarie heilen wollte. wurde nach Wilhelmshaven gewiefen. wodurch er fieben kofibare Übungstage verloren hätte, Er fuchte eine Privatwerft auf. in anderthalb Tagen war der Mangel befeitigt. die Reparatur kofiete ein Drittel von dem. was die Kaiferliche Werft verlangt hätte. und die Hälfte der Summe. die allein auf der Fahrt

nach Wilhelmshaven für Kohlen hätte ausgegeben werden müffen. Ein hoher Seeoffizier. der in einem ihm neu übergebenen Reffort durch gewiffenhafte Ausnühung der Arbeitskräfte auf 37 Prozent der Beamten verzichten konnte. wurde fchnell wieder entfernt. Das Linienfchiff ..Barbaroffa". das beim Schießen 2 Grad fchlingerte. wurde umgebaut und fchlingerte nach der Verbefferung 5 Grad. Ieder höhere Beamte verlange in Kiel für fich eine eigene Pinaffe. und zahllofe Dampfboote müßten für die Herren jederzeit bereit fiehen. Dies und noch manches andere hat der Kapitän zur See a. D. Perfius behauptet. ohne daß ihm eine überzeugende Antwort gegeben worden wäre.

Die Erwiderungen waren ausweichend und nicht eindeutig. Jetzt muß endlich einmal klar gefprochen werden. will man Opferfreudigkeit und Vertrauen zurückerobern und falfche Verallgemeinerungen niederfchlagen. Wie wär's. wenn Herr Tirpih fich zu etwas ganz Ungewöhnlichern entfchlöffe. Zu einer Generalbeichte. wie man fie in amtlicher Luft noch kaum erlebt hat. Wenn er vor dem Reichstag. der ihn ohne Verzug zur Rede fiellen will. foviel enthüllte. daß allen Enthüllern auch nicht das geringfie mehr zu tun übrig bliebe. Wenn er die Kieler Oberwerftdirektion. die mit der Begründung. das Amtsgeheimnis dürfe nicht entfiegelt werden. die Ausfagen der oberfien Reffortleiter der Verteidigung in Kiel weigerte. mit einem fefien Ruck desavouierte und männlich und frank die Fehler und die Mittel zu ihrer Befeitigung wiefe. anfiatt mit papierenen Erläffen herumzufuchteln und etappenweife eine Befferung anno 1910. 1911 und X zu verheißen. Der Staatsfekretär und die von ihm fo freundlich bewirteteu Reichsboten. die ihre lehrreichen Marinefahrten in den Zeitungen aller Parteien rührend befungen haben. werden einen peinlichen Moment erleben. aber da die Verlegenheit beiden nicht erfpart bleibt. werden

fie über den fchamroten Augen-
blick fchneller hinwegkommen.
Dann aber brächte das Bekenntnis
die große Läuterung. die allein
den Weg zu fruchtbarer Weiter-
arbeit ebnen kann. Iede Ver-
heimlichung. jede Unaufrichtigkeit
wiirde - früher oder fpäter - zu
einem unüberwindlichen Hindernis
für das Volksvertrauen. ohne das
die Flotte nicht aufgebaut worden
wäre. ohne das fie nicht gedeihen
kann. Nur eine Generalbeichte
dcr Admirale kann alle Schuld
fchnell fiihnen. Und muß diefe
Beichte zu einem Harakiri werden.
fo darf auch dazu der Mut nicht
fehlen. Iofef Adolf Bondy

Berliner Kunftchronik

kleiden-1118 papam. Die N a-
tionalgalerie hat endlich
ihren neuen Herrn erhalten.
Schwer genug mag's gewefen fein.
einen Mann zu finden. der bereit
war. die Erbfchaft Tfchudis an
Erfolgen und Ärger anzutreten.
Auch Ludwig Iufti. der nun aus-
gewählt und berufen ward. wird
fich lange mit fich und feinem
Gott beraten haben. bevor er
zugriff. Man möchte ihm frunds-
bergifch zurufen: Mönchlein.
Mönchlein. du gehfi einen fchweren

Gang! Aber er hat einen klugen Kopf und ein ruhiges Blut und wird's fchon machen. Ich rate ihm: er fei fanft und energifch„ liebenswürdig und unerbittlich/ zuvorkommend und zähcy diplomatifch und programmatifch zugleich. Und er fei außen lächelndX innen aber bis an die Zähne gewappnet gegen die Intriganten und Querulanten- die 'Tfchudi zwölf Jahre lang auf dem Nacken faßen und ihn nur dank feinem unfrhuldigen Optimismus nicht fchon längfi zum amtlichen Selbfimord getrieben haben. Die Hauptfache ifi gar nicht alleinx ob einmal dies oder jenes gute Kunfiwerk aufgenommen werden kann oder nicht; mindeftens ebenfo wichtig ift„ daß die gottlob endlich ein wenig gereinigte Galerie nicht wieder durch den Einrnarfch mittelmäßiger Greuel verunreinigt werde. Denn fchon fiehen die Wölfe heulend vor den Toren. Sie wittern was. Treibt fie zu Paaren! . Bleibt Iufti zunächfi nur in folcher Abwehr ftark/ dann wollen wir ihn nicht gleich einen Kompromißler fcheltem wenn er nicht immer mit Dynamitbomben wirft.
Inzwifchen hat fich das Berliner Kunftgetöfe von der Nationalgalerie auf das Kaifer Friedrich-Mufeum hinübergezogen. An einer anderen Stelle diefes Heftes hat Frida Schottmüller fachlich und klar dargelegtx wie inan in der Mufeumsverwaltung heute zu dem Fall fieht- der in den letzten Wochen fo viel Staub aufgewirbelt hat: _zu der Erwerbung der Flora-Wachsbüfiq die Wilhelm Bode angekauft hatf weil er fie mit gutem Grunde für ein Werk der Mailänder Schule vom Beginn des fechzehnten Jahrhunderts- für ein Werk von fo ftark lionardeskec Prägung und fo hoher Qualität anfiehtx daß er ihre Herkunft von Lionardo felbft für das Wahrfcheinlichfie hält. Der tofende Streit- der fich an diefe vorzüglich gefiützte- Hypothefe angefchloffen hat- ift in hohem Grade peinlich. Gewiß- die Sache liegt nicht ganz klar. Aber die Formeny in denen die Zweifel und die Gegenftim-

men fich hören laffen- find un-
würdige. Ich perfönlich glaube
zunächft Bode mehr als der eifer-
füchtigen Wut der Engländer und
ihren unhaltbaren Einwendungen
und bekenne offen- daß wir dem
Generaldirektor bis zu einem even-
tuellen Beweife der britifehen Ve-
hauptungen - der liegt einfach
nicht vor! -- Vertrauen fchulden.
Und ich halte es ferner für einen
WahnwitzX daß ein mittelmäßiger
englifeher Bildhauer aus der Mitte
des vergangenen Jahrhunderts die
Herr-lichkeiten diefer Bruft- diefer
Schulternx diefer Oberarme mo-
delliert habenx daß er die holde
Träumerei diefes Antlitzcs erfunden
haben foll. Dies ift abfoluter
Wahnwitzz fo unklar auch die Frage
der Überarbeitung oder „Rcfiau-
rierung“ durch den wackern Lucas
Zeujm* zur Zeit noch liegen mag.
Bode hat viele fachliche und per-
fönliehe Gegner; gewiß nicht ohne
feine Schuld. Ich habe auch
fchon gegen ihn auftreten miiffem
aber das kann mich doch nicht
hindernF vor feiner Genialität und
feinen unfchätzbaren pofitiven
Taten im Intereffe unferer Mu-
feenf die in ihrer gegenwärtigen
Gefialt fchlechthin als fein Werk

zu betrachten findj die aufrichtigfie bewundernde Verehrung zu bezeugen. Menfchen ohne Schwächen gibt es nicht; und wer fo Großes geleiftet hat und leifietj hat Anfpruch daraufj anders beurteilt zu werden als diefer und jener. In folcher Haltung kann mich felbfi das widerliche Treiben des Trabanteu nicht irre machenj der fich feit drei Vierteljahren an die Fer-fen des Generaldirektors heftetj und den man leider allzu willfährig gewähren läßt. Mit Recht hüllt fich diefer unfreiwillig komifche Kunftphilofoph in die Schleier der Anonymitätj während wir andern alle mit offenem Vifier kämpfen. Denn fo imponieren feine Ausführungen vielen Leuten„ die die Verhältniffe nicht kennen und jene Artikel von dem immerhin großartigeren Begriff „der Zeitung“ getragen fehen. Wüßte die Öffentlichkeitj daß es ein völlig belanglofer Herr von außerhalb iftj der fich flugs nach feinem Eintreffen in Berlin an das Gefchäft machtej das Berliner Kunfileben zu vergiftenj fo würde fie feinem 'hochmijtig - ahnungslofen Gerede lediglich das zuteil werden laffem was es allein verdient: fchallendes Gelächter. Welch eine Stirn gehört dazu/ den Kunftfchriftftellernj die feit fünfzehn Jahren ihr redlich Teil dazu beigetragen haben/ in Berlin fo etwas wie ein Kunfileben zu begründenj die Begriffe zu klären/ Gefchmacl anzufiedelm die Heranziehung breiter Schichten zu kultureller Arbeit zu betreibem nichts als unlauterej unredliche Motive unterzufchieben oder fie als vollendete Idioten hinzufiellen! _ Liebe Mufeumsverwaltungj es tut mir lang fchon wei» daß ich dich in der Gefellfchaft feh'. Gott fchiiße dich vor folchen Freunden! Und es ift kein Zweifelj daß zum weitaus größten Teil die gefamte Erregungj die fich jetzt entlädß aus den fiißen Niederträchtigkeiten entfianden ift. die diefer „Protektor" Bodes nach allen Seiten verfprißt. Aberj um es zu wiederholen: mit der Frage der Wachsbüfte und mit Bodes unvergänglichenVerdienfien

hat das im Grunde nichts zu tun. Man fol(nicht in den Fehler feiner Gegner verfallen, -

Im iibrigen blüht das Berliner Kunfipflänzlein trotz folchen Un-erquicklichkeiten tapfer fort. Die. großen und kleinen Ausfiellungen der Salons erweitern unfern Blick von Tag zu Tag mehr. Und die rüftige Konkurrenzj die uns jetzt zu gleicher Zeit Hans Thomas deutfche Romantikj Eduard von Gebhardts altmeifterlich gefchulte Tiichtigkeiy CÖzannes Eroberungs-züge in malerifches Neulandj Bahr-os' erquifite Linienkunfi in großen Kollektionen vorfiihrn fchiitzt uns am befien vor Einfeitigkeiteu. Eine Ausfiellung von frifch dilet-tierender Arbeiterkunft aber beweif't unsj wie weit das leidenfchaftliche Intereffe an künfilerifcheu Dingen heute bei uns feine Kreife zieht. Wir kultivieren. Unabläffig. Mit zäher Energie. Das bringt fchöue Hoffnungen für die Zukunft.

Mar Osborn

Das politifche Teftament des (eßteu 48 ers. .

Als Senior des Bayerntums hatte fich der jiingft heimgegangene.

401

Rundfchau
hochbejahrte Politiker und Ge-
fchichtsgelehrte P r o f e f f o r 91',
I N. Sepp felbft bezeichnet.
Seine Auffaffung von Bayerns
Stellung und Geltung war eine
fehr eigenartige. der Gefinnung
Ludwigs l. im ..Teutfchthum" ent-
fprechende. Sepp fchrieb in perfön-
lichen Briefen an einen Verehrerl)
hierüber hoehintereffante Urteile in
folgender hifiorifcher Betrachtung:
„Wir waren von jeher nur zu an-
fpruchslos. fonf't hätten wir es
weiter gebracht. Das größte Her-
zogtum in Deutfchland. ja vor tau-
fend Jahren fchon ein Königreich.
lichen wir heute nicht an der Spitze.
fondern ein halbdeutfcher
Stamm. deffen Namen man vor ca.
zweihundert Jahren erft kennen
lernte. hat die Reichskrone eingetan
und uns affiliiert. Es find feit
..Ludwig d. Bayer“ nur Teilun-
gen und politifche Fehler
auf F e h l e r zu verzeichnen. Den
einen haben wir endgültig abge-
legt. wir werden uns nie mehr mit
den Frankogalliern verbünden.
fondern durch treues Zufammen-
gehen mit den übrigen Süddeut-
fchen unfere Selbftändigkeit mög-
lichfi wahren. Wir Bayern find ja
auch die Stammesbrüder der Öfter-
reicher. fie find die Oftbayern. Im
Entfäjeidungskampfe zwifchen
Habsburg und Hohenzollern um
Deutfchlands Führung hatten wir
freilich das Haus Habsburg für
v i e l ft ä r k e r gehalten. möchten
aber auch nie gezwungen werden.
gegen dasfelbe ins Feld zu ziehen
1) An Privatbibliothekar E a rl
M ii l l e r in München. der uns die
hier mitgeteilten Brieffiellen zur
Verfügung gefiellt hat.
wie unter dem erfien Napoleon *. . .
Geht es jedoch gegen Cze-
chen und Magyaren. fo
find wir bereit. diefen
fchlimmften Teutfchthumsfeinden
das Übergewicht teutfcher Waffen
fühlen zu laffen. wenn wir weiter
provoziert werden von fragwürdi-
gen Nationen. die nur u n s T e u t-
fchen von jeher alle Kul-
tur verdanken , . .
Einft habe ich am Berliner
H of e viel gegolten. nur weil man
mir mehr Einfluß zutraute. als ich

je befaß. Ein großer Protektor-
war mir in Friedrich Wilhelm 1K'.
gefiorben. vielleiäjt imponierte ihm
mein Freimut. da ich es
offen herausfagte: Man kann uns
totfchlagen. aber nicht zu Unter-
tanen eines landfremden Gebietes
machen. unfer Stamm hat fich felbft
den fo nahe verwandten Öficrrei-
chern nie unterworfen. Der König
war ungehalten. er bemerkte kurz
abweifend: Das waren F r a n k -
ti r e u r s ! Ich antwortete ihm
fogleich darauf: Nein. Majeftätl
Das war der Kern des
V olks!" - Beim Feftmahl des
Zollparlaments war Sepp
wieder in Berlin und kam dabei init
M o ltke ins Gefpräch. Die Rede
ging auf den möglichen Zufammen-
fioß mit Frankreich und d i e H a l-
tung der füddentfchen
S t a at e n. In feiner markanten,
treffficheren Art prophezeite der
große Schlachtendenker den Aus-
gang im voraus. als Profeffor
Sepp die internationalen Ge-
fahren für Preußen erwähnte
(Projekt des Gegnerbundes:
Frankreich. Öfterreich. Ita-
lien). mit den bewahrheiteten
Worten: ..Herr Profeffor l

_
._t*
Rundfchau
BevordieFranzofennach Miinchen kommen. find wir in Paris!" Als dann die bayrifche Kammer zögerte und nur ..bewaffnete Neutralität“ bewilligen wollte. war es S e p p . der mit unerwarteter. plötzlicher Sturmrede zum Anfchluß an die Norddeutfchen trieb. das Bündnis (vom 66er Geheimvertrag) für fiebzig als nationale Pflicht mit Feuereifer behandelte und den Umfchwung des Parlaments erreichte. Nach den Siegen hatte Sepp Bedenken über Sü d-deutfchlands Zukunft:
..Abermals in der nunmehrigen. neuen Hauptjtadt. kam Bismarck zu mir in den dritten Stock des Quartiers herauf - er wollte danken und hat mir auch auf meinen Wunfch die wiffenfujaftliche Miffion nach dem Orient übertragen . . . Auf meine Frage nach dem fpäteren Schickfal der füddeutfchen Länder im vorausfichtlichen kaiferlichen Unitarismus nach Miquels Reichsprovinzenidee. - gab Bismarck keine Antwort. er mein-te nur. es feinorh zu früh.iiberdiefe Zeit zu reden Zum Verfiändnis diefer Bedenken mag hervorgehoben fein. daß Sepp von jeher..Teutfcher Föderalifl‟ gewefen ift. fein Sehnen war die Vereinigung aller deutfch fprechenden Gebiete. eine Art Nationalismus ohne Unifarismus. denn er war zu ausgeprägter Bayer. deffen Stammesgefühl die heutige Kaifermacht für die ..hiftorifch berechtigt-|en“ Wittelsbacher forderte.
Sepp hat aber felbfi zugegeben. daß die ..fortgefehteu politifchen Fehler auf Fehler" den Rückgang der allerdings älteften Dynaftie verfcln-ldet haben. und dann fragt es fich fehr. ob nicht ebenfo fchwere Mißftä n d e gegen ein Wittelsbacher Kaifcrtnm gekommen wären. die dem Haufe Hohenzollern die Aufgabe der Einigung fo lange erfchwerten. Hi erin ift die deutfche Frage gewiß endgültig entfchieden. fo intereffant im Wechfel auch der Werdegang bis heute gewefen ift . . , bl.

Neue Schriften über Auslands-Deutfchtum

l): W. Groos. der eifrige Durchwanderer und Erforfcher deutfcher Sprachgrenzen und Sprachinfeln. hat uns neuerdings ein Büchlein gefchrieben. das verfprengte deutfche Außenpoften behandelt: ..Wanderfahrten längs der Sprachgrenzen in der Schweiz“ (Schriften des Vereins fiir das Deutfchtum im Ausland. Heft 6.) Vom Raffengedanken iii Groos gar nicht berührt; fonfi müßte der Übergang der romanifch fprechenden alpifch-rätifchen Urbevölkerung Graubündens zur deutfchen Sprache ihm weniger erfreulich erfcheinen. Den fchönfien Teil des hübfchen Büchleins bildet die Befchreibung der deutfchen Sprachgebietsrefie im nordwefilichen Italien.

Dort. wo fich die italienifche Grenze zwifchen Wallis und Teffin fiark nach Norden vorfchiebt. liegt Pommat. befiedelt von deutfchen Oberwallifern. Die Männer des Tales arbeiten viele Iahre auswärts. Das Äußere der Bewohner ift durchaus germanifch. Öfilich an Pommat fchließt fich auf Teffiner Boden die deutfche Gemeinde B osc o an. von den Einwohnern

felbft „Gurin" genannt. Die Guriner hängen mit rührender Liebe an ihrem Deutfchtuny troß ihrer Zugehörigkeit zu einem ganz italienifch fprechenden Lande. Auch der gebildete Züricher gerät etwas ins Feuerx wenn er auf diefen verfprengten Vorpoften feines Vollstums zu fprechen kommt.

Von den deutfrhen Gemeinden am italienifchen Abhang des Monte Rofa ifi Rimella nach Groos noch nicht völlig verwelfcht. Die verhältnismäßig befie Pflege erhält die deutfche Sprache in Greffoney. Es ift nicht wahrfcheinlih daß unter diefen Deutfchen Italiens noch eine deutfche Sprambewegung einfehen wird. Wo aber unter deutfchen Sprachgenoffen - und feien fie auch noch fo verf'treut und entfernt - deutfches Bewußtfein erwachtx woher ein Ruf nach deutfcher Hilfe zu uns dringt„ da find wir- fcheint mir„ zur Teilnahme und Hilfe verpflichtet!

Unedel oder doch durch die Entwicklung gründlich überholt und widerlegt ifi alfo das Urteil- das Mar Iähns in feiner von kühnen Behauptungen und böfen Druckfehlern wimmelnden Schrift „Was ifi des Deutfchen Vaterland“ (Schriften des Vereins für das Deutfchtum im Auslandx Heft 3; 50 Pf.) im Jahre 1900 über die deutfchen Bauern Galiziens fällte: „Hier ifi keine Hoffnung mehrhier handelt es fich nicht mehr um einen nationalen Kampft nur noch um Almofen für die Opfer früherer Kämpfe."

Rein! Der Kampf hat dort erft begonnen! Die Deutfchen Galiziens haben fich zu einem Bunde zufamniengefchloffem der für 1909 feinen erfien Kalender (Lemberg„ Zielonagaffe 7) herausgegeben hat. Sie werben erfolgreich die Hilfe des öfierreichifchen Deutfäyen Schulvereins. Sie bauen fich Schulem vereinigen fich zu landwirtfchaftlichenGenoffenfchaften-und fie rufen uns mit vernehmlicher Stimme zuh daß fie noch deutfch find und deutfch bleiben wollen!

Ein Teil der DeutfHen Galiziens wohnt in der Nachbarfchaft des deutfchen Sprachgebiets von Bieliß

in Ofifchlefien. Der größte Teil der deutfchen Dörfer liegt im ruthenifchen Sprachgebiet Of'igaliziensx das ja auch von polnifchen Sprachinfeln durchfeßt ifi. Nur wenige Dörferx vor allem das evangelifche Hohenbacht find rings von lauter Polen umgeben. Diele geographifche Verteilung macht die Deutfchen zu natürlichen Bundesgenoffen ihrer Leidensgenoffenx der fchwerbedrückten Ruthenen oder Ukrainer. Diele Verteilung fichert der jungen deutfchen Bewegung die geographifche Durchführbarkeit ihrer Hoffnungen. Möge auch das „Deutfche Volksblatt für Galizien“ (Przemysl) im Weften für feinen deutfrhen Verteidigungskampf Verfiändnis finden!

Aber nicht nur in GalizienF auch in Ruffifch-Polen wiffen wir deutfche Vollsgenoffen. Pafior Arthur Rhode hat die von ihren Paftoren fchmählich verratenen „Evangelifchen Deutfchen in Ruffifch-Polen“ trefflich gefchildert (Liffa in Pofenz Oskar Eulißz 75 Pf.). Rhode teilt rührende Briefe diefer Deutfchen mitx die fich nach Rückwanderung und Aufnahme im Reiche fehnen. Neben dem fchlicht und befcheiden nachZDeutfchtttm firebenden „Ka-

._-
Nundfchan
lender der chrifilichen Deutfchen Galiziens“ ift diefe Schrift Rhodes das ergreifendfte„ packendfie und rührendfie Buch in der hochange-fchwollenen Schriftenflut der deutfch-flawifchen Frage. Mit ganz eigenartigen Gefühlen müßte diefe Schrift von der katholifchen Geifilichkeit P o fe n s aufgenommen werden!

In der Flugfchrift 25 des All-deutfchen Verbandes (München- I. F. Lehmann) hat fich Alfred Geifer iiber „Die ruffifche Revolution und das baltifche Deutfchtum" ausge-fprochen. Lefenswerter erfcheint mir die Flugfchrift 26: A. Faure: „Das Deutfchtum in Südrußland und an der Wolga". Von den Wolga-Kolonien empfing Faure einen ungünf'tigen Eindruck; einen viel befferen von den deutfchen Bauern Südrußlands- die auch den kleinfien Weg zu Roß zurücklegen und mit Stolz auf die „Ruffele“ herabfehen. Otto Seidl

Finanzpolitifches

Der Geldfiand war's
und nicht das Kupferx
wodurch die Kurfe vorübergehend zum Stillftand gebracht wurden. Natürlich! Spricht man doch lieber von unwahrfcheinlichenx alfo auch unbedeutenden Urfachem als von den nächfien und fchwerwie-genden. Übrigens hatte Herr v. Havenfiein mit feiner Diskonto-erhöhung nicht im entfernteften das erreicht- was er laut vorher verkündigt hatte. Indem nämlich die Spekulation an allen Welt-pläßen fo ausgedehnt engagiert bleibtx wie feit Jahrzehnten nichtx gleichzeitig aber bei uns das Publi-kum feine Papiere zum großen Teile bezogen hatX mußten fchon weit ftärkere Gefchüße abgefeuert werden. Noch abgeftumpfter war die Wirkung als die Wochen-berichte unferer Großbanken zum Sammeln bliefen. Bei dem zweifelhaften Kreditx den folche Berichte feit längerem mit Recht genießem dachten nur die fchwä-cheren Hände rafch an ein Ber-kaufen. Erft als die Bank von England crnfier und ernfter in ihrer Diskontopolitik zu werden

beliebtex war man auch bei uns
gezwungem eine ftärkere Knapp-
heit ins Auge zu faffen. London
ifi noch immer weniger das Gold-
refervoir der ganzen Weltx als
deren eigentliches Elearinghaus.
Sämtliche große Zahlungen gehen
gleichfam durch die City- und ob
wir nach der Union- oder an
ArgentinienX Rußland- Öfterreich
ufw. zu remittieren habenh direkt
oder indirekt wird dies durch drei
Monats-London reguliert. Des-
halb konnte die Haltung der dortigen
Notenbank unmöglich gleichgültig
für uns bleiben. Erft fpäter hat
fich dann in Berlin ein frifcher
Geldquell aufgetam als die Fran-
zofen wieder Wechfel von unferen
Großbanken in Penfion nahmen.
Und augenfcheinlich ifi das einigen
Baiffiers fo unangenehm gewefenx
daß fie ihren Korrefpondenten mit
einer nicht genug anzuerkennenden
Offenheit telegraphierten: „Geld-
eingang verfiimmt!" Selbfiver-
ftiindlich brauchten aber jene vor-
herg egangenen Bedenken die großen
Regiffeure unferer neueren Finanz-
transaktionen in keiner Hinficht
zu genieren. Siehe u. a. die
Generalverfammlung *der Rheinifch-

Rundfcbau

Wefifälifchen Diskontogefellfchaft in Aachenh wo der 15 Millionen-Erwerb der Firma Hardy in Berlin einfiinnnig (das ifi das Bezeichnendel) angenommen wurde. Wenn nicht vieles trügt- fo wird fich die gute Meinung für unfere Jndufiriepapiere noch fortfeßem trotzdem die Auslaffungen unferer Bergwerksdirektoren: hie Bochum i. hie Phönir! auch zuweilen einander widerfprechen. Nicht einmal der glänzende Iahresabfchluß der NA. E.-G.“ vermag unfer gefamtes Elektrizitätsgefchäft zu charakterifieren. Denn gleichzeitig hatte z. B. die große Intereffengemeinfchaft Lahmeyer-Jelten (ic Guilleaume anhaltende Kursrückgänge zu erleiden. Es ift eben nichts vollkommen auf Erdenx nicht einmal ein leifiungsfähiges und aehtunggebietendes Elektrizitätsunternehmen- ohne gewaltige fiille Referven.

* "c *

Defraudationen ohne

E n d e fcheinen feit längerem zur Tagesgef-hichte der Mitteldeutfchen Kreditbank zu gehören. Das fordert den Spott und die Kritik het-auch aber felbfi die letztere ift bisher iiber die recht billige Forderung einer fchärferen Kontrolle nicht hinausgekommen. nur daß derartige weithin hallende Stimmen alles das vom Auffichtsrat verlangenh was derfelbe weder leiften kann- noch was ihn überhaupt tantiemenfähig macht. Der Auffichtsrat foll Gefchäfte erfinnem befchließen oder fie von feinen Direktoren vorgelegt erhalten. Er kann eine innere Organifation wohl mit durchführen helfenx aber diefelbe regelmäßig leiten7 wäre nur bei kleinen Gefellfchaften möglich. Diejenigen Aktionäre alfox welche nachträglich ihren Auffichtsrat für großartige und raffiniert vollzogene Unterfchleife verantwortlia) machen wollen- müßten wenigfiens zugeben- daß fie fich bisher die Tätigkeit der betreffenden außenfiehenden Herren wefentlich anders gedacht haben. Was nun die Direktoren betrifftx fo haben diefe in erfier Linie die Gefchäfte zu machen„ anfiatt langjährigen Be-

amten immerdar als Betrügern
aufzupaffen. Jedenfalls liegt ihnen
aber die Handhabung eines Kon-
trollapparates obx die keineswegs
zu felten von ihnen angeläuter
werden darf. Indem aber auch
hierzu wieder Beamte gehören.
auf die man fich unbedingt zu
verlaffen hat- wird die Schwierig-
keit- fich vor Hausdieben zu fchüßen-
allen denenh die nicht nur fchreien
wollem fofort klar. In diefem
Sinne find denn auch viele Hundert-
taufende nicht nur bei der Mittel-
deutfchem fondern auch bei der
Deutfcheny Dresdner ufw. ufw,
fchon gefiohlen worden; bei In-
fiituten- wo eben die ausgebreitete
Kundenzahl zu einer Fälfohung
einzelner Konten leicht führen kann.
Als beftes Abwehrmittel hiergegen-
obgleich es gleichfalls nicht un-
fehlbar ift. wäre die Anfiellung
von ausfchließlich gefcheiten Kom-
mis zu empfehlen. Diefer Umfiand
wird in der Tat bei weitem zu
wenig beachtet. Heute fehen unfere
Banken lediglich auf eine mecha-
nifche Leifiungsfähigkeit ihres Per-
fonalsx wodurch dasfelbe„ -» das
Schlimmftex was einem Gefchäft
begegnen kann - auf dasNiveau

von Subalternbeamten herabgewürdigt wird. Natürlich ift es jeder Bank in Deutfchland durchaus möglichj fo viele wirklich intelligente Kommis zu erhaltenj als fie nur haben willj aber man will fie gar nicht haben. Diefer Hochmut- eine Summe von Menfchen als Maffenware anzufehen (die übrigens damit noch nicht billiger werden» rächt fich immer einmal, Denn ohne genaue Kenntnis der Dummheit ihrer Kollegen rings um fich heruny wiirden folche Defraudanten ein unvergleichlich fchwierigeres Spiel haben. Alfo mehr Intelligenz und kein Spionagefyfieny wie letzteres jeßt niedrig gefinnter Weife vorgefchlagen wird.

1'(*

Alles blickt jetzt auf Amerika! Den Börfen wurde die fchärffie Aufmerkfamkeit wegen der Kupferverhandlungen drüben eingeimpftj in deren Folge die Vertreter aller großen europäifchen Metallfirmen in New York verfammelt waren. - In Philadelphia fprach unfer Botfchafter die altenj bekannten und abgenußten Worte von der kolonialen Befcheidenheit und gefchäftlichen Mäßigung des modernen Deutfchlands. - Zu Wafhington wird einfiweilen mit ftrengen Maßnahmen gegen den Zuckertruft paradiert, - Pennfylvaniens Hochöfen mit ihren großen Käufen von fchwedifchen Erzen konnten fogar den doch fonft erfahrenen Generaldirektor des Bochumer Guß-Nahlvereins zu einer Angfirede veranlaffenj als ob jene Landfchaft nicht ganz regelmäßig fremde Erze aufgekauft hätte. Am intereffantefien find nun jene Kupferverhandlungem da auf diefe Weife die Tendenz unferer fämtlichen Händler für höhere und hohe Preife höchfi ungeniert hervortritt. Hat man aber z. B. jemals gehörtj daß Getreidekaufleute oder Erzhändler„ kurz diejenigen wichtigen Zwifchenftellem welche die Rohfioffe vermittelm aber keineswegs produzierenj folche Rohfioffe zu verteuern fich abmühen? Diefer offenbare Wucher mit einem Me-

tallej das faft der gefamten In-
dufirie gleichfam als Brot dient„
kann nicht laut genug bei feinem
wahren Namen genannt werden.
Leere Ausreden find esj wenn
jene Häufer mit der Gewalt der
amerikanifchenTrufiherrenkommenj
gegen deren Bedrückung man bis-
her nichts vermocht habe. In dem
Augenblickej wo auch nur die
deutfchen Elektrizitäts- und Kabel-
werke hinfichtlich des Einkaufens
von Kupfer einig wärenj müßte
,ielbft ein Milliardär wie Rocke-
feller famt feinen llntermillionären
fehr bald nachgeben. Indeffen
bei uns gönnt kein Gefchäft dem
andern etwasj und nur diefer
Umfiand ermöglicht den Herren
drüben ihr frivoles Spiel. Das
i| der Punktj wo unfere Metall-
häufer ihren Fleiß und ihre Klug-
heit einfeßen folltenj anfiatt über
den Kopf ihrer Kundfchaft hinweg
mit deren natürlichfien Feinden
einen recht fragwürdigen Separat-
frieden zu fchließen.
O "-
Frankreich als Retter
in der Geldnot ifi nichts
Neues! Diefes Land ohne .Bar-
anfprüche feiner langfam fich dahin-

bewegenden Induftrie. mit feiner nahezu eigenen Getreideverforgung. kann nicht nur der Bank von England mit Gold aushelfen. fondern auch der deutfchen Hochfinanz mit den umfangreichfien Wechfeldiskontierungen. Noch mehr! Es fcheint. als ob verfchiedene Staaten. wie leider vor allem Serbien. nur durch die Adundanz der Parifer Banken zu Anleihen gelangen. welche die vorangegangenen Emiffionen keinesfalls wertvoller machen. Am Ende dürften aber auch die Franzofen diefe ihre zinsheifchende Rolle nicht mehr allzulange fortfehen. Dafür dürfte fchon England forgen. welches "fich durch feine blinde Deutfchenfurcht in unabfehbare Ausgaben flürzt und deshalb aufhören muß. als direkter Geldgeber großen Stiles weiterhin anfzutreten.

Pluto

Zu unferen Bildern

Turner

Turner ift ein Unikum in der englifchen Malerei. wie es einft Hogarth gewefen. wie es jest Watts war. Wie Hogarth die Zeitfitten unter die Mikrofkopie feines Künftleranges brachte und Watts Ewigkeitsgedanken malte. entdeckte Turner das Wunderwefen des Lichtes. Er ergab fich mit elementarer Leidenfchaft diefem Elemente. „Du mein Vater. der Lufthauch. und mein Bruder. der Himmel" hätte auch er wie der pantheifiifche Inder bekennen dürfen. Wie in den Farbenfchöpfungen der Canaletto und Tiepolo das flüffige Leben der benezianifchen Meerluft atmet und vibriert. fpiegelt Turners Kolorit den verfchleiernden Reiz der englifchen Atmofphäre. Aber aus allem myftifchen Dunft ringt fich der Jubel des Farbenanbeters. Inwelen funkeln aus den Schächten der Tiefe. und Sonnenglorie iiberftrömt die Räume der Schöpfung. Um ein Landfchaftsmaler zu werden. wie cs Turner wurde. mußte ein Riefenfleiß den Realitäten der Erfcheinungswelt nachgehen. ein Riefengedächtnis diefe Erfahrungsfülle buchen und die fouveräne Phantafie des Dichters aus eigenem Reichtum frei mit diefen Reich-

tümern fchalten. Nur weil Turner in Goethes Sinne der Sklave und der .Herr der Erfcheinungswelt zugleich war. ift er auf feinem Gebiet ber Unvergleichliche geworden, Sein Werk beweifi. daß alle Kunfc um fo größer ift. je mehr fie Gegenfäßliches vereinigt. Mit ihm ift der erfte große romantifche Dichter unter den Malern Englands aufgetreten. Er ließ die Natur auf feine Sinne wirken und kündete fein Entzücken über fie in freien Landfchaftsepen und Dramen. Von der Gefolgfchaft Claude Lorrains kam er her und wurde ein ganz Eigener. Die venezianifche Luft offenbarte ihm. was er bereits in London vorgeahnt hatte. die Notwendigkeit einer mehr farbenzerglicdernden Malweife. So wurde er aus der fouveränen Diktatur feines Genies zum Vater des Imprefiionismus. Seine Kunfi fiellte die grundlegenden Gefelze der neuen Lehre felt: gebt Tonabftufungen fiatt der Farben und Tonabftufungen ftatt der Linien. Whiftler und Monet rnit ihren Schulen find auf diefer Bahn weiter gefchritten. aber keiner der

Folger hatte die Urkraft. den Titanenwillen des erfien Lichtbringers. Turner wollte die Impreffion nicht als Wiffenfchaft. er brauchte fie nur zur Erhöhung der künfilerifchen Wirkung. Durch fie vermochte cr feine poetifche Verzauberungskraft auszuüben. Landfchafter wie Gainsborough. Eonftable. Morland waren vor und mit Turner am Werke gewefen. keiner befaß wie er einen geographifchen Umfang feines Studienfeldes. und keiner war wie er der Maler und der Dichter der Nat-ur zugleich. England. Schottland. die Schweiz. Frankreich. Deutfchland und Italien haben ihm ihre Motive geliefert. Er belebte fie mit charakteriftifchen Volkstypeu. Aus allem Realen türmte dann feine Phantafie Märchenländer voller Schönheitswunder. in denen wie bei Eorot und Böcklin Götter. Heroen und antike Menfchen wandelten.

In höchfk forgfältigen Stichen hat er ein „leider Similar-urn“ angelegt. das. im Sinne feines vielbewunderten Elaude Lorrain. ein großes Landfchafts - Kollektivwerk aller Erfcheinungsformen der fchönen Erde fein follte. Land und Meer und hifiorifche Stätten find hier wie in einem Bilderkatalog zu fiudieren. An Turner wird die Erfahrung handgreiflich. .daß die Träume der Künftler um fo herrlicher wiedergegeben werden. je reichere Nahrung vorerft die Wirklichkeit dem Gefialtenden bot. Ehe fich ihm der heilige Geift des Liäjtes offenbarte. hatte er mit Kopifienfleiß Naturabfchrift geübt. Er hätte wie Whifiler über feinen Entwickelungsgang fagen können: ..Ich teile mich in drei Perioden. Erft feht ihr mich an der-Themfe bei der Arbeit. Damals habt ihr das kraffe. harte Detail des Anfängers. Alles wird der Eraktheit und der Umrißlinie geopfert. Bald und faft unbewußt beginne ich Selbftkritik und fühle die Sehnfucht des Künftlers nach Form und Farbe. Das Refultat -wird die zweite Periode. die meine Feinde die anfängerifche nennen. und ich den Impreffionismns. In der dritten Periode bemühe ich mich. die crfte und zweite zu ver-

binden. Ihr habt das Ausfeilen
der erfien und die Eigenart der
zweiten." Wie Turner. der Im-
preffionift. auf Detailtreue zielte.
lehrt befonders der Verkehr mit
feinen Stechern. Eine Platte
..Portsmouth-Dock" aus dem Jahre
1816 zeigt ein „Bravo“ links am
Vordergrund. Die Fiedel eines
mufizierenden Matrofen genügt
Turner jedoch nicht ganz. daher
findet fich cine weitere Notiz ..die
Fiedel kann deutlicher gemacht wer-
den“ und zugleich die köftliche Fe-
der-zeichnung des Inftruments am
Rande.
Turner verachtete das Philifte-
rium des Maffengefchmaäs. Er
wollte der Natur in feinen Farben
freiere. herrlichere Hymnen dichten.
als je ein Künfiler gefchaffen hatte.
Wie in Byrons Poefien follte die
Erde zugleiaj zarter und majefiäti-
fcher durch feinen Pinfel erfiehen.
In immer neuen unvergleichliäzen
Säjöpfungen prägte er den eigenen
Namen zum Kanon einer Laud-
fchaftsmalerei. die Großzügigkeit
mit intimen Reizen paarte und über
alles den Zaubermantel poetifchen
Geheimniffes breitete. Aus dem
Drang zur Idealkompofition war
die ..Bai von Baiae" entfianden.

jenes erdentrüäende Bild füdländifcher Natur in der Londoner Rational Gallery mit den auffieigenden und abfallenden Linienzügen des Waifers und Landes. mit dem Duft einer endlofen Meeresferne und der Märchenfiimmung der reinen Schönheit. So wurde ..Ritter Harolds Pilgerfahrt" gefchaffen. eine Vifion waldiger Infeln und Hügelketten. die zauberifch in freier. blumiger Flußlandfihaft verfchwimmen. Claude klang an in der ragenden Couliffe einer düfiercn königlichen Pinie. in deren Schatten ein holdes Farbenbouquet italienifcher Menfchen erbliiht. Träume der Romantik wurden hier Erfüllung. Schiffe. Paläfte. Signalfeuer. Laternen. die wie fchimmernde Farbenvifionen oder ftrahlende Fanale aus dem Nebeldunft aufleuchten. Regenbogenpracht. das Chaos jedes Unwetters zwifchen Himmel und Meer. immer das Voriiberhufchen. nicht das Dauernde der Eindrücke wurden die herkulifehen Aufgaben. die er feinem Pinfel zu bewältigen fiellte.
Weder daheim noch auf Reifen durfte fein Zeichenfiift raften. Er zürnte dem Eifenbahnfchaffner. der den Zug weiterfaufen ließ. wenn er eine Skizze angelegt hatte. Er galt als vcriäiloffen. aber fein Werk verriet die Fülle. in der er beftändig fchweigend fchwelgte, - Wir können begreifen. daß diefes Aufgebot von Temperament. diefes malerifche libermenfchentum gegen die Wohlerzogenheit englifcher Gefühlsart verfiieß. Das Schickfal eines Rembrandt und Watteau wäre vielleicht auch Turner nicht erfpart geblieben. hätte nicht Ruskins großes Rettungswerk eingefeßt, Aus dem leidenfchaftlichen Triebleben eines genialen Kritikers. dem Wifien und Fühlen in unerfchöpflichem Reichtum zu Gebot ftanden. wurde Turner als der Gipfel aller Landfchaftsmalerei gefeiert. Ihr verlangt als erfie Forderung Natur-wahrheit:- Turner befißt fie. Ihr wollt Licht. Farbe. Stimmung: ihr findet alles in Turner. Er ift mehr als Pouffin. Claude und Canaletto. mehr als eure Ideale. die alten Meifier. „Zu allen Zeitaltern und bei allen Na-

tionen i| der groteske Idealismus das Clement gewefen. durch welches die erfiaunlichfien und inhaltreichften Wahrheiten weife mitgeteilt werden.“

Immer höher fchwoll der Wagemut des Farbenzauberers. Aus feinem Spätfchaffen |ammeu die Lichtorgien und Lichterperimente. in denen er zuweilen den eigenen Genius zu gewiifen Tollheiten mißbrauchte. die jedoch immer das Unmögliche erreichbar machen wollten. Auf dem Mafikorb des Schiffes im Schneefiurm ließ tr fich bei höchfier Lebensgefahr fefibinden. um das Ringen des Braun und Weiß und Grün der Wogen. der Flocken und der Flut von Angeficht zu Angeficht zu fchauen, ..Ich hoffte auf kein Entrinnen.“ fchrieb er dariiber. ..aber ich fühlte den Zwang. es nach der Anichauung zu berichten. falls ich entkiime.“ Cr fing die Impreiiion der neuerfundenen Lokomotive auf. die wie eine fliegende Vifion durch Regen und Dunft dahinfaufi. Er wollte die Sonne felbft malen. alle Brismentöne ihrer Strahlenglorie. oder die Nacht mit allem Lichterflimmer ihrer Finfiernis.

Von Turner haben die Münche-

ner Landfchaftsidealiften gelernt. die Rottmann und Preller. und der moderne Impreffionismus. denn Monet ift fein Adorant. In dem Mufeum für britifihe Kunft. in der Tate Galery. hängt jest der aus feinem Kellerkerker vor lebendigem Begrabenfein gerettete Turner-Gemäldeznklus. zu dem alle Maler. die Kolorifien heißen wollen. pilgern müßten. Bald wird ein befonderes Turner-Mufeum in London eröffnet ftehen. Es wäre töricht zu fagen ..zurück zu Turner". das Schickfal des Phänomens ift die „opiencijä iaolution“, aber der immer fieigende Turner-Kultus fichert der Kunfi einen echten Olympier.

Jar-no Ieffen

-ic

Adolf Hildebrandt!

Böcklin-Büfie ift der majefiätifche Führer der fiolzen Reihe plafiifcher Porträts. die der münchnerifch-florentinifche Meifier von den befien Deutfchen des endenden neunzehnten Jahrhunderts gefchaffen hat. Gerade dies verwitterte und zerklüftete Antlitz des alten Riefen bot Hildebrand ein rechtes Erempel. feine Art zu erproben. charakterifiifche Wahrheit und lebendige Befeelung mit der monumentalen Ruhe eines gehobenen Stils zu vermifchen und zu verföhnen; nur das Entfcheidende und Wefentliche der natürliahen Erfcheinung gelten zu laffen und fie aus dem Zufälligen der Wirklichkeit in eine bedeutendere Sprache zu übertragen; das Individuelle nie zu verlieren und es gleichwohl der Sphäre des Typifchen zu nähern, Böcklins Haupt. einft von fchöner Ebenmäßigkeit und Klarheit der Bildung. hatte fich im Alter in einen Zenskopf verwandelt. Er hatte etwas llrweltliches. Sagenhaftes erhalten. und wenn Menzel. deffen weiche. fchwärmerifche Iünglingsphyfiognomie uns Eduard Meyerheim aufbewahrt hat. fpäter den bohrenden Blick und die fchmale. fcharfe Mundlinie des alten Frihen annahm. fo wuchs Böcklin fich zu einem königlichen Beherrfcher feiner Tritonen und Zentauren

aus. Man glaubt. dies Geficht. das von Schrunden und Riffen durchfurcht war wie ein Schweizer Felfengebirge. aus tofender Meeres-flnt auftauchen zu fehen. wie es mit einem donnernden 91108 630 das fifchfchwänzige. feetangbe-hängte. gleißende Gelichter Unfug treibender Waffergötter und Ne-reiden zu Paaren treibt. Die Un-regelmäßigkeiten. die fich in dem Antlitz eingenifiet hatten und na-mentlich in der Partie um die Augen wirtfchafteten. trugen nur dazu bei. den überwältigenden Eindruck noch zu fieigern. Das alles galt es fefizuhaltenz die Narben durften nicht geglättet werden. die das Ringen mit der Außenwelt und der Kampf mit den eigenen Widerftänden in Stirn und Wangen gefchlagen hatten. Den-noch hieß es wählen und aus-merzen. fouverän zufammenfaffen. aus diefem befiimmten Stück Menfchentum das Urphänomen herauslöfen. --

Claude Monets Lon-
d oner Brücke gehört zu dem letzten großen Zyklus des Im-preffionifien. Früher malte man literarifche ..Chilen'h eine hifiorifche

Rundfchau

Novelle in ZiortfehungenX Variationen auf ein fatirifches- pädagogifches/ humoriftifches Thema. Die Franzofen von 1860 und 1870 führten den malerifchen Eyklus einh deffen Zweck es war- ein Eckchen Natur in allen Möglichkeiten der Beleuchtung. der Witterung„ der Luftfiimmung zu umkreifen und einzufangcn. In der Strenge- mit der fie diefe Erperimente durchführtem ließen fie felbfi Hokufais hundert Anfichten vom Berge Fuji hinter fich. Denn der Japaner umkreifi den heiligen Gipfel körperlich und zeigt ihn in immer verändertem Ausblick; die Money Piffarro. Sisley veränderten ihren Standpunkt dem Objekt gegenüber kaum oder gar nichh fondern faßten es nur in dem ewigen Wechfel feiner Farbenwerte. So hielt es Monet bei feinen berühmten Heufchobern. So bei feinen malerifchen Phantafien auf das gotifche Wunderwerk der Kathedrale von Rouen, So bei feiner jüngften Folgq den Anfichten der London Bridge. Er malte fie in der firahlenden Helligkeit eines klaren Tages. Unter den bleiernen Nebeltüchern des Herbfies. Umwallt von leichten Dünfiendurch die von ungefähr ein Sonnen|rahl eindringt- um fich in den Wafferteilchen der Luft zu brechen. Umhüllt vom Qualm und Rauch der Themfedampfer. Bald grüßen die Türme und Schornfteine der Stadt aus greifbarer Nähe. Bald drohen fie gefpenfiifch aus den Nebeln. Bald wieder find fie in fchimmernden Glanz gebadct. Farbendichtungen alles„ voll raufchender Klänge. in breitem wogendenX fließenden Strichen vorgetragen. Schon früher hatte fich Money wie übrigens auch andere feiner Genoffen aus dem Cafe Mom-81188 Mtbeneo auf Montmartre„ von Turner anregen laffenx als der wagemutige und ausdauernde Impreffionifien-Kunfihändler Durand-Ruel mit feinen Schützlingen von dem ungläubigen Paris aus einen Eroberungs-Streifzug nach London unternahm. Der fpätere Studienaufenthalt an der Themfe brachte ihn abermals

dem englifchen Farbenphantafien
naheh der ihm nun auch in diefem
Hefte nnferer Zeitfchrift begegnet.
M. Ö.

Redaktion: 1)r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: l)r. Curt
Radlauer; für den Inferatenteil: Walter Fliegel.
Verlag „Nord und Südlh G. m. b. H.,
Sämtlich in Berlin.
Berlin R7. 9, Linkfiraße i7.
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamen'
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdrurkerei vorm. S. Schottlaender, A--Eq
Breslau [1]- Siebenhufenerfiraße 11-15.

“ j V:
“Uli/l:
7U(
KZ"
r-

Illuftricrte Bibliographie *7*:

„Woran ich Freude fand"

Im vorigen Jahre haben wir bei Herausgabe des „Literarifchen Jahresberichtes“ einer Anzahl Schriftfteller die Frage vorgelegtf welches Buch der neueren Zeit ihrer Meinung nach das meifte künftlerifche Intereffe verdiente. Damals verzögerten fich einige Antwort-:nr die wir nachfiehend zum Abdruck bringen.

Die Redaktion

Therefe Deorleni ale junge Frau. (Bezeichnet von Wilhelm Keule(‚Aue dern „Briefwechfel zwifchen Edit-.rd und Therefe *dem-tem“. Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart)

Illufirierte Bibliographie
Peter Rofegger:
Den Wunfch diefes Blattes-
über irgend ein neues Buch„ das
mir befonders gefallem etwas zu
fagem kann ich leicht erfüllen.
Ich lefe fehr wenig/ im Iahre
kaum fiinf Bücher; nur Sachen.
die mir was fiir mich Paffendes
geben könnem die mich fördern
oder erfrifchen. Ich lefe fie ziemlich
gründlichx lebe fie faft mit; das
Buch wird mir zum Ereignis.
Dann aber verlangt's michj dariiber
auch etwas zu fagen.
So habe ich vor kurzem die
Revolution von 1848 erlebtx in
einem neuen Roman: „Frei-
heit. die ich meine“ von
E mi l E rtl (Leipzig*1909). So
manches habe ich mein Lebtag über
jene große Bewegung gelefem die
noch heute unfer geiftiges Leben
im Schwunge hälth ganz klar und
anfchaulich geworden ift fie mir
erft jetzth gleiehfam an mir erfahren
habe ich fie erft durch die künft-
lerifche Darftellung diefes'Buches.
So wahr„ einzigartig und packend
ift bisher die Wiener Revolution
noch nicht gefchildert worden,
Der Roman beginnt ganz idyl-
lifch in den Dreißiger-jahren und
lief't fich anfangs wie eine Fort-
.fetzung der „Leute vom blauen
Guguckshaufe" mit ihren Seiden-
webftiihlen und ihrer Biedermeier-
fiimmungX ein Buch» das uns
derfelbe Verfaffer vor einigen
Iahren gefrhenkt hat. Aber diesmal
bleibt's nicht bei der Idylle; bald
zeigen fich Vorboten einer1neuen
Zeit. In die alte Seidenweberei
fchleicht fich die Mafchine; das
patriarchalifche Verhältnis zwifchen
Arbeitgeber und Arbeiter wandelt
"bleiben,
fich fachte *in ein feindfeliges Gegen-
überftehen. Man hört von Bourgeois
und Proletarierm über die Landes-
grenzen herein dringen Schlag-
worte von Freiheit und Gleichheit.
Das Wiener Frohleben geht trotz-
dem noch eine Weile in feiner Art
fort„ und im Haufe des Seiden-
webers Leodolter herrfcht eine Be-
haglichkeit- in der_fich der Lefer
ordentlich als Heimgenoffe fühltx
während ihm ein wenig bange
wird/ es könnte nicht immer fo

Es liegtetwas in der
Luftx was Nervenbeunruhigendes
- eine feltfame Schwule. Es
zieht ein Verhängnis heram etwas
in diefem Lande ganz Unerhörtes
- die Revolution. Diefe Span-
nung auf die kommenden Ereig-
niffeifimitunijbertrefflicherMeif'ter-
fchaftdargefiellt. Und dann kommt's.
Ein junger Leodolten ein von dem
Ideale der Freiheit erfaßter und
fieberhaft durchglühter Burfcheh der
voller Reinheit und Treue ift-
geht als Student zu den Legio-
närem kämpft in der National-
garde und gewinnt in der Führer-
fchaft der Studenten großen Ein-
fluß. Und diefer überaus fym-
pathifche Iiingling wird von feinem
hohem reinen Leitftern in Schuld
geführt und endet in fchwerf'ter
Tragik. Das ift die Hauptgeftalt
des Romans. Sie fieht im Mittel-
punkt eines großem bunten Kreifes
von typifehen und _fonderartigen
Gefialtem die mit entzückender
Naturwahrheit gezeichnet find. Da
ift der treubeforgte. kluge tüchtige
Bruder Poldih der begeifierte und
doch fiets gemäßigte Freiheitsmann
Vater Petz; da ift der derbeX bis
zur Graufamkeit, fit-engex ganz in
feine wirtfchaftliche Aufgabe ber:

bohrte/ die neue Zeit nicht ver-
ftehende und fchließlich von'Lihr
gebrochene Oheim Mufchir; ferner
die Schweftern Leodolteß deren
verfchiedenartige Frauencharaktere
fo zu fchildern wohl die bewunderns-
wertefte Leiftung des Buches iftj
eine ?Feinheit der Seelenfchilde-
Erich Erl er:
Sonntag im Engadin
kelj der es vom asketifchen Haus-
lehrer in der Wiener Vorftadt
Schottenfeld zu einem Seifen-
fabrikanten in Südamerika bringt
und noch um Einiges weiter-j und
wie diefer Mann mit feiner halb-
verrückten Sufanna Leodolter ver-
fährt! Zu diefer Gefialt könnte
(Anz: E. W. 'Ir-dt, „Deut-[che Lande - deutfche Maler*. Verlag don Theod. Thomaß, Leipzig)
rung„ wie man fie in der neuefien
Erzählerkunf'n die fich zu keiner
rechten Ausgeftaltung Zeit und
Ruhe gönnt„ kaum wiederfindet.
Aber unfer Roman hat noch andere
intereffante Leute. Da ift der
köfilichej goldenej ftets abenteuerlich
gefiimmte Gewaltmenfch Schina-
ja eine fich felbft ftarkfühlende
Kritik ihr Fragezeichen machen;
der Lefer würde luftig darüber
hinwegfpringenj denn der Schina-
kel ift mit fo guter) Laune be-
handelt/ als er felbft handelt, Dann
kommt der echt wienerifche Kal-
fakter Mißriegeh der alle Sorten

.N
*I
1 ._Z..
F2'
...Z-i; 1'_
-., - , .
IPL-Zi!)
?BSZ-
.'- q * i);-
sßx-Q-_Ex -x
.7-
33:37
34*

von Überzeugungen in fich hat und je nach Umftänden fich der einen oder der andern bedientlofer Zyniker und guter Kerl zugleich. Diefer ganz niederträchtige. mit feinem böfen Zungenfchlag den Nagel fo oft auf den Kopf treffende. dabei immer aufgeräumte. durch keinerlei Gefchick nnterzukriegende *Gefelle ift mir der liebften einer im Buche. Es find im Grunde lauter Menfchen. denen man gut fein muß. weil man fie begreift. Selbfi die wütende Rotte. die Leodolters Fabriksgebäude in Brand fte>t. ift ein Haufe von menfchlich fühlenden Fanatikern. die den in den Flammen umkommenden - nein. man muß nicht alles ausplaudern.

Und die Freiheit. die ich meine - ..die mein Herz erfiillt!" - Welche ift fie? Was ift es. für das in jenem Jahre fo wahnwitzig gefiritten wurde? Ja. das war eigen. jeder meinte je nach feinem Charakter und feinen perfönlichen Wünfchen feine befondere Freiheit: Redefreiheit. Preßfreiheit. Religionsfreiheit; frei von Polizei. frei von Steuern. frei von Bureau'kratismus und Herren. frei von Gefeß. frei von Sitten und Sitte. frei von Pflichten - frei im Zugreifen nach allein. was das Herz begehrt. Freiheit. bis hinein in die wildefie Anarchie. Das waren die Ideale der Wiener in jenem Sturmjahre. die fie fchließlich in die demütigendfte ,Knechtfchaft gebracht haben. und'in die blutigfte Schuld. Der junge'Fred Le'odolter kämpfte um die Freiheit 'zu einem menfchenwürdigen Leben für Alle. um Befreiung von allem unfittlichen Zwange. um Freiheit zu Geiftesentwicklung. _ Und felbft das Jdeal diefer edelften der Freiheiten verfirickte ihn ins Unrecht. und in der Erkenntnis des verfehlten Weges hat er an feinem letzten Tage fchmerzerfüllt ausgerufen: „A ch. frei von Schuld zu fein!"

Das war die Freiheit. die er endlich gemeint hat.

Jn diefem Buche wird'klar. zu welch furchtbarer Tragik es kommt. wenn ein Volk Freiheit erringt. bevor es dafiir reif ift.

Aber ein großer Doppelatemzug geht durch das Buch: Freiheit und Ar b e i t. Die Freiheit geht wieder verloren. aber die Arbeit des Bürgers feht frifch ein. und durch die Arbeit wird endgültig gewonnen. was dem Schwerte mißlungen.

Ertls Darftellung der Revolution ift feinfte Kunfi. Widerliche. fchauderhafte Dinge find nicht zu umgehen. aber die Schönheitslinie wird nirgends überfchritten. Das Außerfte an Beftialität und Schrecken wird oft gefchickt umgangen. während die gefchilderten Nebenumftändedes Lefers Phantafie in einer Weife anregen. daß er doch das Außerfte fchaut oder ahnt. So beim Brande des Fabriksgebäudes. fo bei den Barrikadenkämpfen. fo bei Ermordung Latours. fo bei dem Tode des Helden. Und die Stimmungsmalerei! Und die leife Ironie. die das ganze Buch von der mißverfiandenen Freiheit durchzieht; und endlich. der zarte. herzinnigeFyumor. der wie Mondfchein über der finfteren Nacht liegt. Und wie diefes alte. fchöne. große Wien erhoben wird. wie der Dichter es liebt.

und wir mit ihm! Und wie wir mit ihm zittern um diefes Wien! Möchte Wien Emil Ertls Buch fo vcrftehen. wie der Verfaffer Wien verfieht! - Einen Wiener. der im Grunde freilich keiner fein wird. hörte ich über diefes Buch fagen: ..Was geht uns die Revolution an? Die ift längfi vorbei!" _'Als ob wir nicht heute noch mitten in ihr ftünden! Allerdings ansgerüftet mit dem. was die Ereigniffe von 1848 uns gelehrt haben. Diefe Ereigniffe läßt uns Emil Ertl in feinem edlen. wahrhaft fchönen Roman wieder erleben _ für uns ohne Gefahr. aber mit viel Genuß.

Georg Brandes:

Anfiatt dies oder jenes Buch zu nennen. das einen Eindruck auf mich gemacht hat. möchte ich mich damit begnügen. das Zeugnis abzulegen. daß die Bücher Anatole Frances mir am höchfien zu fiehen fcheinen. Der Teig. aus dem fie geknetet find. kommt “mir feiner vor. als irgend ein anderer. der in einer zeitgenöffifchen Schrift geboten wird. Ich glaube nicht. daß diefe Anficht eine individuelle fei. Die Mängel und Fehler in Frances Büchern ift es nicht fchwer zu entdecken. aber die Feinheit diefes Geiftes ift unerreicht.

Otto Henne am Rhhn:

Auf diefe Frage muß der Kulturbiftoriker den Umfiänden ,feiner Heranbildung und Wirkfamkeit nach notwendig anders antworten als etwa der Dichter. dem ein bedeutendes Epos oder Drama oder felbft eine lhrifche Gedichtfammlung. oder etwa der Ethiker. dem eine moralifch-philofophifche Bucherfcbeinung die größte Freude bereiten müßte. Die wiffenfchaftliche Richtung. welcher der Schreiber diefer Zeilen angehört. fußt auf den Tatfachen und den tatfächlichen Umfiänden. auf dem Sitten-. Gemüts- und Geifiesleben der Völker. wie es fich uns aus den Chroniken und Urkunden der Vergangenheit und Gegenwart darfiellt. Wenn der .Kulturhifioriker fein Fach ernft nimmt. fo wird er fein Augenmerk in erfier Linie nicht etwa den Trachten. Möbeln. Hauseinrichtun-

gen der verfchiedenen Zeiten. fon-
dern dem L e b e n fe l b ft fchen:
ken und fich in die brennenden
Fragen der Zeiträume vertiefen.
wie fie den politifchen. fozialen. re-
ligiöfen und verfiandesmäßigen Zu-
ftänden entfpringcn. Er wird fich
mit Vorliebe in ein Werk hinein-
lefen und daraus hohen Genuß
fchöpfen. das ein Herz fiir die
Jofhua Reynolds: Porträt l); John-
ions
(Ans: Sir Walter Armftrong. „Ge,
ichtchte der Kunft in Großbritannien
und Irland“. Verlag von Julius Hoff-
mann. Stuttgart)

Illufirierte Bibliographie
Leiden und Freuden der Menfch- heit- oder eines Volkes gewinnt und fie mit allen Mitteln der Forfchung nnd aller Teilnahme der Freiheits- und Menfchenliebe zu malen ver- fieht

Ein folches Werk, deffen Ver- faffer fich lediglich mit dcm be- fcheidenen Namen E c c a r d u s einführh ift deffen „G e f ch i ch t e des niederen Volkes in D e u t f ch l a n d'ß in zwei Teilen oder Bänden erfehienen im Jahre 1907 im Verlag von W. Spemann in Stuttgart, Diefes. Werk ift von Anfang bis Ende von einem warmen Hauche der Liebe zum deutfchen Volke und zu deffen Freiheit durchweht und verbindet eine gründliche Gelehrfamkeit mit durchfichtigei; klarer, allgemein ver- j'tändlicher Darfiellung und einer von jeder andern Autorität als der Wahrheit unabhängigen Gefinnung. Das Werk ifi. fo reichhaltigr fo_ viel- feitig/ fo umfaffend/ daß feinen Inhalt noch fo kurz und gedrängt zu fkizzieren ein eigenes kleineres Buch erforderlich wäre.

Was den pfeudonhmen Ver- faffer zu diefem Werke fiihrte„ way wie er im Vorworte fagtx der llmftandj daß die Gefchichte der Deutfchen bis dahin „von oben herab“ gefchrieben wurde. Cr ifi weit entfernh dem Ausdrucke des „niederen Volkes“ eine ver- ächtliche' Bedeutung zu gebenj und an keiner Stelle des Werkes (fagt der Verfaffer) wird die gangbare Auffaffung jenes Ausdrucks zur Geltung gelangen,

_ Im erfien der 30 Kapitel des Werkes von Cccardus befpricht der Verfaffer die Urzeit des deutfchen' C ä f a r in die Weltgefchichte trat. Das zweite Kapitel fchildert die Einflüffe des römifchen Grenz- walles (Limes) auf die deutfcbe Kultur im Altern-nn den Cha- rakter des Volkes und deffen Or- _ganifationj das dritte die foziale Schichtung und die aus diefer hervorgehenden Freilaffungem das vierte die Verhältniffe der Ger- manen als römifche Krieger und Anfiedler. jIm fünften dringen die Alemannen und Franken vom die Seßhaftigkeit nimmt zux die

Ofigermanen (Goten) treten auf
die Bühne. Das Chrif'ten-
tum erfcheint im fechfien und
übt feine Einwirkungen auf die
Deutfchenx was im Buche tiefer
betrachtet wirdj als hier der Raum
auszuführen gef'tatten wiirde. Die
neue Lehre fpaltet fich durchdas
Aufkommen der Arianer und wird
zugleich mit heidnifchen Vorfiellun-
gen vermengt. Die Völker-
wanderung und das mit ihr
verbundene Zurückweichen Roms
füllen das fiebente Kapitel. Mit
der Verwifrhung der alten ger-
manifchen Gaue durch die neuen
Königreiche geht die frühere Ge-
meinfamkeit unterj und das deutfche
Blut geht in der Mehrheit der
romanifchen Völker Italiens und
Spaniens aufj ja ganze germanifche
Völker wie Gepiden und Heruler
verfchwinden auf immer. Anders
die in der deutfchen Heimat zurück-
gebliebenen Stämme„ wie das
achte Kapitel zeigy das die Zu-
nahme der Seßhaftigkeit berichtet
und zugleich diejenige des Aber-
glaubens der dem Namen nach
chrifilichen Frankenj die um die
erfie Stelle* in Wefteuropa fpielen.
Volkesj das zum erfien Male durch
Die Rodnngen nehmen iiberhandz

es entfiehen Dörfer und die Dreifelderwirtfchaft. Feffelnd find die Schilderungen des Volkslebens und der Volkstätigkeit. Eine Tatfache/ die noch heute ihre bedauerlichen Wirkungen nachüby dasgEindringen der Slawen in die von Germanen verlaffenen Gaue Deutfchlands„ behandelt das neunte Kapitel.* Die Wirtfchaftsverhältniffe unter den Merowingern find Gegenfiand des zehnten Kapitels. Die Gemeinfamen*“neh1uen immer mehr abj und die Gewalt der Gaugrafen nimmt zu." Wie das Reich der Merowinger verfällt(die Volksverfammlungen außer . Z Übung kommen und die Grafen erblich werden/ zeigt das elfte .Kapitelj in dem die mächtige Gefialt K a r l s d e s G r o ß e'_*n auftrittj der Vafallenftaat fich bildetj Klöfter und Bistümer überhand nehmen. Wie die Macht der .Kirche wächft/ lefen wir im zwölften Kapitelj in dem die Or- * thodorie fortfchreitet und die Intoleranz zunimmt/ ohne'dem Aberglauben wehren zu können oder zu wollen. Die angelfächfifchen Apoftel predigen den Teufel und legen damit den Grund zu zahllofem Mord und Brand. Die Verdienfte mancher Klöfter um die Kultur werden geriihmtj aber auch ihr baldiger Verfall muß berichtet werden. Im 13. Kapitel fehen wir„ wie die neuen Herzogtümer entftehen und mächtig werdenj neben ihnen aber auch die Bifchöfe zu Fürfien heranwachfem und wie Otto der Große das Reich von den Madjaren befreit und im Innern feftigt7 wie aber auch Deutfchland unter dem Neuerwachen feiner Könige leidet, Dafür tröftet das Bild des Aufblühens der Städte und ihrer Zünfte. Taufend Iahre nach Ehrifii Geburt fälfchte aberj wie das 14. Kapitel zeigt„ mit Thronantritt des entarteten Sachfen Otto ill„ ein asketifcher/ d." h, frömmelnder Geifi den deutfchen Charakterj und merkwürdigerweife waren es die Bifchöfej die gegen die Allgewalt des Papfies im Reiche Front machten (und die

heutigen?). Dasfelbe Kapitel er-
zählß wie K'aifer Konrad ll,
die Grundholden und niederen
Ritter gegen die großen Herren
fchützteј wogegen feines Sohnes„
des frömmelnden Heinrich lll.j
Unterwerfung unter die Kirche
fcharf abfiach. Das 15. Kapitel
meldet den Sieg diefer Richtung
in Gre'g ors 711.',- Verfahren
gegen den fchwachen Hein-
rich 17. Die jetzt gangbare/
auch vom Verfaffer geteilte. fo-
phiftifche Auffaffung/ daß die Buße
in E a n o ffa ein Triumph des
Kaifers und eine Niederlage des
Papftes gewefenj widerlegt denn
doch ihre befchämende Form und
widerlegen ihre Folgen (Gegen-
königtum:und neuer Bann)j wie es
uns fcheint. An diefe Ereigniffe
fchließen fich unmittelbar die
Kreuzzfü g'ej deren Bedeutung
für das niedere Volk einei'tief
eingreifende fein mußte. Von
großer Bedeutung find die wirt-
fchaftlichen Entwickelungen der
Städte und des Landvolkesj wenn
auch fehr auseinandergehende im
12. Iahrhrindertj welche das 16.
Kapitel darfiellt. Dabei bilden
namentlich die von den Regierenden
begünfiigten „Frauenhäufer" und

die herrfchende. Seuchen verbreitende Unreinlichkeit eine arge Schattenfeite. der fich die empörende Mißachtung fogenannter unehrlicher Berufe würdig anfchloß; nur gegenüber den Henker-n kann man fie einigermaßen begreiflich finden. Dagegen hat die an Stelle der Natural- aufkommende Geldwirtfchaft. wie der Berfaffer nachweifi. günftiger Erfolge fich zu rühmen.

Diefe Widerfprüche fpiegelten fich in der fchwankenden Politik Kaifer Friedrichs des Rotbarts. deffen Regierung mit dem Stürze der Herzogtümer Bayern und Sachfen und der Selbfiändigkeit der Kleinfürfien zufammenfiel. Das 17. Kapitel befcha'ftigt fich mit der deutfchen Eroberung der flawifchen ofielbifchen Gebiete. den fcheußlichen Vernichtungskriegen gegen Albigenfer. Waldenfer und Stedinger und dem Zufammenbruch des alten Reiches infolge der welfchen Gelüfie feiner Kaifer. Die Zeit des Fauftrechts füllt das 18.. die der Städtebünde und der Freiheitsfchlachten von Bürgern und Bauern gegen Fürfien nebft dem Anfange der Herenprozeffe. dem Schwarzen Tod. den Geißlerzügen und den Indenbränden das 19. Kapitel. mit dem der erfte Teil des Werkes endet. Der zweite Teil beginnt mit der Reformation. der das 20. Kapitel gewidmet ift. nicht ohne einen Blick auf die Vorläufer Luthers feit Marfilius und Wiclif zu werfen und die Bewegung nach ihrer Berechtigung zu prüfen. fowie die damaligen* Reichszufiände zu betrachten. die 1..
a_-
fich durch Zerfahrenheit und unter dem Volke durch eine fteigende Vermögensnot kennzeichneten. mit der Verdorbenheit des Adels und Bauernfchinderei Hand in Hand gingen. - Übel. gegen die fich eine Flut reformluf'tiger Flugfchriften richtete, Treffend ift die Vergleichung zwifchen Luther und Münzer. es find dies auch die Eharakteriftiken von Hütten. Sik-

kingen. Karlfiadt ufw, Die nächfie Folge jener Not. der große deutfche Bauernkrieg. nimmt das 21. Kapitel ein. ..Erft feit diefem“. fagt Eccardus. „beginnt mit Bewußtfein eine organifche Auffaffung des deutfchen Volkskörpers.“ Luther und Melanchtbon aber nennt er Befürworter einer Verfklavung der Deutfchen. Im 22. Kapitel lefen wir die Gefchichte der Wiedert'ciufer und der Gegenreformation. Als Wiege des Täufertums bezeichnet der Verf. Zürich. wo'es als Bewegung gegen die „Halbheit“ Zwinglis entftand und die Rückkehr zum Urchrifientum forderte. - eine echte Außer-ung der Gefühle des geknechteten Volkes. Diefe Bewegung aber verbreitete fich über den größten Teil des Reiches und feierte in Münfier ihren phantafiifchen Hefenfabbat.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts findet das 23. Kapitel einen toten Punkt. Es trat wiederum ein Zufiand ein. in dem die Kaifer das Reich außerhalb Öfierreichs nur noch als quantitä uägljgeable betrachteten und namentlich die Angelegenheiten der Reichsftädte mißachteten. was deren Blüte und. ihren Ziinften den Todesftoß gab.

Die Ha nfe ging zugrunde. und
in den iibrigen Städten verfiel
ihr Handel nach Italien; es fehlte
an einer Wirtfchaftspolitik bis in
die neuefie Zeit. Der Groß-
handel oerfchwand und auch das
Handwerk ging zurück. Die Ein-
führung des röniifrhen Rechtes
fiatt der alten Vollsgefehbücher
verfchärfte die L e i b e ig e n -
und lehrreich. daß wir darauf
verweifen müffen. fiatt felbft auf
Einzelheiten einzugehen. Das
25. Kapitel läßt den preußi-
fehcn Staat als Retter der
Nationalkraft erfcheinen und fchil-
dert den fchmählichen Handel an-
derer Fürfien mit Landeskindern
nach dem Auslande. Die Cha-
rakterifiii Ludwigs Alb-Ü. Fried:
John Millai5:
Sit-_W alter Art-ift rang, ,.Gefchimte der Kur-ift in Großbritannien und Irland“.
Verlag von Inline Hoffmann. Stuttgart)
(Ans:
fchaft. Man kann im allge-
meinen fagen. daß feit Karl der in Spanien geboren und er-
zogen war. in Deutfchland das
fp a n i f rh e Ausbeutungsfyfieni
herrfchte. Das war eine lange
und böfe Vorbereitung auf den
wüften dreißigjährigen
Krieg. den das 24. Kapitel
behandelt. In diefen beiden Ka-
piteln ift das Werk fo reichhaltig
Herz ift Trumpf
rich Wilhelms l. und Fried -
richs des Großen ift über-
aus treffend. Alles ift fo eingehend.
daß fogar der Prozeß des Müllers
Arnold ausführlich dargefiellt wird.
Das '26. Kapitel fiellt die
franzöfifcheRevolution
und ..deutfches Philiftertum" ein:
ander gegenüber. Offenbar bieten
die wilden Grenel jener Urn-
wälzung das furchtbarfte Wider-

fpiel dar. das dem Dulden des nnterdrückten deutfchen Volkes entgegengeftellt werden konnte. Dies rechtfertigt die ausführliche Behandlung der Urfachen jenes Ereigniffes. das wohl felten mit fo fcharf abwägender ,Gerechtigkeit betrachtet worden ifi. wie in diefem Buche. fo namentlich auch die Einwirkung der Revolution auf das deutfche Volk. Diefes erleidet im 27. Kapitel eine Fremdherrfchaft.die nicht vielärger 'war als feine früheren Leiden. und dennoch unerträglicher. fah aber über beiden Mißfiänden einen Stern aufgehen. nämlich nach Preußens Erwachen nach dem Unglück von Jena das die Aufhebung der Erbuntertänigkeit ausfprechende Befreiungsedikt von 1807. dem im nächfien Jahre die preußifche Städteordn u n g folgte. langfam auch weitere Reformen. Wie diefe die wüfte Reaktion nach 1813 abda'mpfte. zeigt das 28. Kapitel. das hauptfächlich' damaligen Wucher und das Stocken allen Fortfchrittes geißelt. Erfreulicheres berichtet das 29. Kapitel. das die Zeit von 1830 bis 1870 fchildert. doch nicht ohne tiefe Schatten ifi. Es zeigt. wie Laffalles deutfch-nationale Sozialreform durch die Marrifche farblofe Internationale verpfufcht wurde. und. wie das 30. und letzte Kapitel fortfährt. daß die Sozialdemokratie zwar das waltende Elend maßlos über: treibt. dem gegenüber vielmehr der Wohlfiand wächfi. - aber durch die Beibehaltung des unfinnigen preußifchen Dreiklaffenwahlrechts unverantwortlicherweife befördert wird. Jm iibrigen ift *fie jedoch nicht als. wahre Freundin des niedern Volkes in Deutfchland bezeichnet. womit wir den Hinweis auf diefes vortreffliche Werk fchließen. *

Roda Roda:

Es gibt zwei Autoren. die ich aufs höchfie fchäße: ArthurSchnißlcr und Gerhard Hauptmann; und zwei. die ich liebe: den Grafen Keyferling und Gufiao Meyrink. (Antagoniften. wie* man fieht.) Von Meyrink i| jüngft das

Wachsfigurenkabinett erfchienen, Ich zähle es zu jenen Büchern. die das Lebende überleben werden.
Was Guftav Meyrink von allen Autoren der Gegenwart fcheidet. über alle erhebt: der Haß.
*Liebe iii Humor. Sentimentalität. Weiblichkeit; Haß erfi ift Satire. z
Nie verfucht Meyrink Menfchen. Seiende zu zeichnen - „liebevoll" zu zeichnen - wie's die Kritik der Zeitgenoffen gar manchem Zeitgenoffen nachrühmt, Meyrinks Gefialten find Schemen. nur zu Menfchengefialt verkörpert. um verhöhnen. zerfiören zu können. ..Der Löwe Alois" - Tfchitakarna. das vornehme Kamel - ..Der Saturnring". die befien Schauftücke des Wachsfigurenkabinetts. haben in der Literatur fchlechthin nicht ihresgleichen.
Ferdinand von Feldegg:
Ihre an mich gefiellte _ gcfällige Anfrage: ..Woran ich Fr e u d e fa n d" beantworte ich um fo lieber. als mir der Ihrer Abficht zugrunde liegende Charakter

fehr geeignet erfcheint„ in die all-
gemach zur Schablone erfiarrte Art
und Weife der heutigen Buchau-
zeige einen frifchen Zug zu bringen.
„Nimm und lies dach" foll die
zur Regel gewordenes Unrechttun
an den Autoren,
Um aber fogleich in mecjiaß 1-93
einzutreten: Da ich wenig lefe/ ifi
die Auswahl jener Biicher/ die _mir
Eduard und Thereje Deorient ale alte5 Paar
»A115 dem „Briefwechfel zwifchen Eduard und Therefe Devrient.“ Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart)
Parole diefer neuen Buchanzeigen
fein. Sehr richtig! „Laß das
bleibetyU das ift ungefähr in den
bei weitem meiften Fällen der
Tenor der landläufigen Berufs-
kritiken: Alfoh wie mir dünkh ein
in letzter Zeit als lohnende Lek-
türe in die Hände katnety eine
außerordentlich geringe. Gleich-
wohl kann ich Ihnen ein folches
.Buch nennen und noch dazu eines.
das in größerem Kreife ficherlich
ZLZ

unbekannt geblieben ift - denn es fiammt von einem Landsmannx einem Öfterreicher. Bon den Öfierreichern fchwimtnen nur einige wenige auf der Oberfläche. Die kennt mam auch draußem nicht bloß bei uns. Die andern müffen aus der Tiefe erft herausgefifcht werden. Ob der Fifchzug auch lohnt? Ich hoffe es in meinem Falle.

„Die Erlebniffe einer S eele" 1) betitelt fich das Buch- und fein Berfaffer ift Gemeinde-arzt in einem kleinen Städtchen an der mährifch-ungarifchen Grenze. Titel und Autor - fo „unlite-tarifch" als möglich alfo! Im aber eben das ift'sx was dem Buche feinen Wert verleiht. 'Jenfeits von allem äfihetifchen und philofo-phifchen Snobismus liegt- was uns G. Mandelik auf mehr als dreihundert Seiten zu fagen hat. Und er hat uns vieles in feinem Buche zu fagem das er feinen „teuren Gei'tesbrüdern und lieben Seelenfchwe-'tern als den klaren Spiegel feiner Seele widmet“.

In dreiunddreißig Kapitelm deren erftes „Stimmungen'h deren letztes „Tod“ überfchrieben i|„ führt uns der Verfaffer mit fanfter Hand* und milden Worten in den Gefilden einer Wely feiner Welt fpä-zieren. Poefie und Natur- Wiffen-fchaft und Religiom Leid und Seele„ Schickfal und Leben . . AllesX alles- was der Menfchen Sinnen je erfiilltm begegnet uns auf diefem Spaziergange- und jede diefer uns begegnendem geheim-nisvollen Geftalten fpricht Worte

1) Wilhelm Braumiiller. 1908„ Wien und Leipzig.

der Weisheit- der Güte oder der Schönheit zu uns. Es ift etwas von Botticellis Kunft oder von der Böcklinsh was in diefem Buche lebt und webth etwas vom kindlichen Stil diefer beiden im Stile feines Verfaffers. If't er ein großer Künftler/der dief es Buch gefchriebem ein Dichter von Talent oder gar Genie? Oder ift er ein tiefer Denker2 ein Philofoph von Gottes Gnaden? Lächelnd wiirde er wohl felbft folcher Übertreibung weht-em wenn man ihn befragte. Eines

aber ift er„ der diefes Buch ge-
fchrieben hath und um diefes einen
willen fei er anerkannt: Ein edler
Menfcm _ein guter Menfch„ ein
Menfcm in deffen Herzen Leid und
Freude einer Welt pulfiert„ in
deffen Auge fich der Himmel
fpiegeltx in deffen Ohr der Erdgeift
feine tiefften Geheimniffe geflüftert
hath auf daß fie vom Menfchen
den Menfchen wieder einmal ver-
kündet werden mögen. Wieder
einmal - ja! Aber-h ift das ein
Fehler in u nfe rn Tagem die
des guten Alten nur zu leicht ver-
geffen haben? Ift das Mangel an
Originalität-da „Originalität" heute
faft zum Gemeinplaße geworden
ift? Nein! Esiftweder ein Fehler
noch ein Mangel/ es ift vielmehr
Stärke. Denn fta-:k ift/ wer den
SchwächenfeinerZeitnichtuntertan.

Emmy von Egido:

Von den Bücherm die mir in
letzter Zeit begegnet find/ haben
die folgenden für mich eine folche
Bedeutung gewonnem daß ich
wünfchte- fie all' denen näher zu
bringem die in Büchern nicht

momentane Eindrücke fuchenj fondern fortwirkende Erlebniffe.

Unter die ganz bedeutenden Werke rechne ich das Buch der Ricarda Huch: „Aus dem Zeitalter des Riforgiiiientolii).

Eine Reihe von Eharakterftudien find es„ aus den frühen erfolglofen Zeiten der Bewegungj der fie in ihrem Garibaldi-Werk ein ewiges Denkmal gefeßt. In dem wie eine goldene Klammer um die einzelnen Kapitel gefchlagenen Vorwort„ einem Vorwort getragen von einer ftolzen Blutwelle„mächtig hinraufchend über die Dinge der geiftigen Wely fagt fie allesj was von dem Recht folcher hifiorifcher Arbeit gefagt werden kannj die den Träger derFyandlungwb fiegend oder unterliegendx zum Mittelpunkt des Intereffes macht.

Weiter fand ich an der Übertragung der Dialoge Platos2)„ durch Rudolf Kaßner eine unverfiegbar wundervolle Quelle. Daß nun auch dem Laien zugänglich gewordenj was früher nur Eigentum der humaniftifch Gebildeten wary bedeutet eine wirkliche Bereicherung und die Möglichkeit einer tieferen Kultur als all' die Auswahl: und Sammelwerkej die aus dem Werk der Geiftesheroen gefchnitten dem Laienpublikum heute geboten werden. In dem Deutfch diefer Übertragung ift auf eine ganz feltene Weife die ihm eignende Kraft verfchmolzen mit einem neuen rhythmifchen Elemeny das uns den Zauber griechifcher Sprechweife fühlbar werden läßtj uns

1) Infel-Verlag„ Leipzig.

2) Diederichs Verlagj Jena.

unmittelbar einführend in die Wirkliäjkeit griechifchen Wefens,

Wer auf einem anderen als dem nur hifiorifchen Wege von dem Leben jenes wunderbaren Volkes wiffen möchte„ der fei aufmerkfam gemacht auf ein älteres Werk/ das-noch von keinem neueren übertroffen wordenj in Fachkreifen wohlz im allgemeinen aber weniger bekannt fein diirfte: Die Pfyche von Erwin Rohde. Dies Buch vor allen gibt den unmittelbaren Begriff griechifchen Wefens. faßt es von der Seite einer Tiefe

und tragifchen Bedeutung die
allerdings den Wahn der heiteren
Harmonie zerbricht„ anderes an
feine Stelle feßendj das in unfe-
rer nach der Seele fragenden Zeit
höchft willkommen fein dürfte.
Endlich nenne ich hier das
Buch von der feelifchen Kulturj
das uns verfichert über die Höhe
des Anfpruchesj den wir an uns
felbft ftellen dürfen. „Vom Sein
und vom Haben der Seele" von
Marie Luife Enckendorffii). Ich
verzichte daraufj von feinem In-
halt etwas zu fagenj das Suchen
und Finden denen überlaffend/ die
eine Anfirengung nicht fcheuenj um
den Punkt zu gewinnem von dem
nur das Sein der Seele zu über-
,fchatten ift,
' * 8
N1'. i1. 0,Eolmar Freiherr
v, d. Golßj Kgl, preuß.
Generaloberft: Kriegsge-
fchicjjte Deutfchlands
im neunzehnten Jahr-
hundert. l. Teil: Im
3) Duncker u. Humblotj Leipzig,

Illuftrierte Bibliographie
Zeitalter Napoleons.
BerlinR Georg Bondi.
Ein Teil aus dem Sammelwerke: Das neunzehnte Iahrhun-* dert in Deutfchlands Entwicklung! Daß man hierbei die Kriegsgefchichte nicht vergefien durfte- ohne die die Neugeftaltung Deutfchlands unverftiindlich bliebe, ift felbfiverfiändlieh, Leicht begreiflieh auch daß man die fehwere Aufgabe dem literarifch bekannteften Namen des deutfchen Heeres- dem Generaloberfi Freiherrn von der (Holte, übertrug! Die Wahrheit zu geftehenX würde ich mir ihre Löfung im Rahmen eines derartigenx umfafienden Werkes auch anders denken könnent als fie der gelehrte Verfaffer verfucht hat. Vielleicht würde man mehr Wert darauf legen dürfenx den großen Gang der Tegebenheitenx die weientlichen Züge der Kriegführung auf dem Hintergrunde der allgemeinen politifchent gefellfehaftlichen- militärijchen Zuftiinde zu fchildern und den Zufammenhang in der fortfchreitenden Entwicklung beider klar zu legen. Mir fcheinß .Herr von der Goltz hat den umgekehrten Weg eingefchlagen; er bietet eine fehr eingehende Gefchichte der kriegerifäien Begebenheiten- die zahlreiri-e für den Fortgang des Ganzen nebenfächliche Handlungen verhältnismäßig breit fehildert- von den allgemeinen Verhältnifien aber in knappfter Form nur gerade fo vielf als zum Verftändnis unbedingt nötig ift, So kommt er in dem erften Bande von 516 Seitenx der bisher vorliegß über die napoleonifäu* Epoche nicht hinaus7 erledigt aber die politifchen und militärifehen Zufiände Preußens und ?Frankreichs- die Theorien über Krieg und Kriegführung- die doch einen fo wefen-tlichen Einfluß auf die Ereignifie ausübtem auf knapp fiebzehn Seiten. Man würde fich mit diefer Behandlung vielleiän eher abfinden- wenn wir kriegsgefchichtlich wefentlich Neues von ihm erfuhren. Das ift aber nicht der Fall. Sowohl der Krieg von 1806/07- wie der von 1812 und wie die Befreiungskriege find im Laufe der letzten zwanzig Jahre

auf Grund archivalifrher Studien
fo eingehend befchrieben werdet»
daß weder der militärifihe Fach-
mann noch der Hiftoriker mehr vor
Nätfeln fiehen oder neue Eiufichten
durch Goliz' Darftellung gewinnen
werten, -
Daß die Kriege Öfterreichs
gegen Napoleon von 1805 und
1809 keine Aufnahmen gefunden
haben- möchte ich faft als eine Un-
terlafi-ung bedauern. Nicht nur-
weil Öfterreiih damals mit glei-
chem Reehte wie Preußen ‚zu den
deutfchen Staaten gehörtet ion-
dern vor allen Dingen aucht weil
gerade in diefen Feldzügen die Ver-
fchiedenheit der älteren Kriegfüh-
rung des achtzehnten Jahrhunderts
und der von Napoleon geichaffenen
neuen fich am fchärffien ausprägt
und im Jahre 1809 der öfterreichi-
fche Feldherr, Erzherzog Karl- tum
erfteu Male beweifit daß di.- bis:
her niedergeworfenen Heere - zö-
gerndt taftend7 unficher und häufig
noch fchwer-fällig genug - den
Griff der napoleonifchen Kriegfjih-
rung zu verfiehen und dem großen
Feldherrn gegeniiber anzuwenden
fich anfäiickten.
'Napoleon ift doch weniger ge-
fallent weil er felbfi nicht mehr
5:6

. .a -Wk„F-'WMWWW-*rWUW-W
der alte geblieben wäre- als weil
die Gegner von ihm gelernt hatten
und weil feine überlegene Waffq
die ruhinreichen Scharen der Revo-
lutionx auf den Schneefeldern
Rußlands zugrunde gegangen
waren. In letzterem Punkte iibri-
denkbar ii't- bedarf kaum der Er-
wähnung. Man wird ihm auch
nicht verargen dürfen, wenn er die
Erfahrungen der Feldzüge ebenfo
wohl zu militärijchen wie zu politi-
fchen Lehren ausnußt - die mei-
ften auf den Schlachtfeldern ver-
*MM-„Neen-

Wilhelm von Kabell: Terre-fie bei Föhr-ing
Photographie-Verlag Franz Hanfitaengl, München
&Ai-5; „E W. Bredt, 'deutlche Lande - dentjche Maler“, Verlag von Theod. Thon-aß, Leipzig)

gens fiinnne ich mit Goltz völlig
überein. Aber darum hätten viel-
leicht die Vorboten der neuen Zeit
von ihn! erwähnt werden feilen.
Daß ein Kriegohiftoriker ohne
eine perf'o'nliche Stellungnahme zu
der inneren nnd äußeren Politik
der kriegfiihrenden Staaten nn-
lorenen Kriege waren vorher be-
reits politifeh verloren. Man wird
aber den Herrn Verfafier in diefer
Beziehung doeh nicht für ganz un-
befangen anfehen dürfcn- iei er!x
daß er die Urfachen der Katafirorhe
von 1806 fchildert- oder zu milde
nnd vorfichtig den Anteil Friedrich

Wilhelms lll. an der Niederlage beurteilt. oder feinerfeits Ausblicke in die Zukunft eröffnet, Wenn er unferem Volke kriegerifche Kraft und kriegerifchen Sinn zu erhalten wünfcht. damit das zwanzigftc Jahrhundert ihm ebenfo ruhmvoll fei wie das neunzehnte. fo werden manche wa>eren Männer hoffen. daß diefes Jahrhundert durch Werke des Friedens und der Gefittung fich mehr auszeichnen möge als durch hehe Taten :es Krieges. Denn es ift fchleehthin unrichtig. daß die Nationen durch zu langen Frieden erfchlaffen und verweichliäjen. Auch Preußen ging 1806 nicht an Verweichlichung zugrunde. fondern weil es elend regiert. elend verwaltet. elend geführt wurde. Die Kafte aber. die jetzt regiert. wie fie damals regierte. hört das letztere weniger gern. als das erftere.

Im iibrigen brauche ich wohl kaum zu erwähnen. daß das Urteil eines fo hervorragenden Offiziers über die kriegerifchen Creignifie. daß feine Kritik Napoleons wie die feiner Gegner überall von hohem Intereffe ift. nicht une für den Laien. fondern noch mehr fiir den Faüjmann.

Gädke

F. M. Rörcheifen: Briefe Napoleons des Erften.
Auswahl aus der gefamten Korrefpondenz des Kaifers.
Stuttgart. Verlag Robert Lutz.
Z w ei t er Band.

Auch diefe Auswahl von Napoleon-Briefen trägt dazu bei. uns neue Einblicke in das Wefen des Riefen zu! eröffnen. der für alle Zeiten feinen Namen unter die größten .eingereiht hat. die je auf diefer Crde wandelten. Der zweite Band enthält Briefe aus der Zeit feiner ftolzeften Machtftellung. von Mitte 1801 bis zum Crde des Jahres 1808. dem Beginn feines fpanifchen Feldzuges. Immer und immer wieder ftaunt man über die Vielfeitigkeit feines Geiftes. feinen Scharfblick und über feine - oft brutale - Offenheit und Rückfichtslofigkeit. Interefiant find befonders die Briefe an Iofephine. fie veranfchauliäjen den allmählichen Wandel feiner Gefinnungen.

Wenn ich von feiner Offenheit fprach. fo verträgt fie fich allerdings in feltfamer Weife mit einer ebenfo ausgefprochenen Unaufrichtigkeit. wo diefe feinen Plänen dienen mußte. Daß er außerdem zu Übertreibungen. befonders feiner kriegerifchen Erfolge neigte. ift be- * kannt; fie waren ihm politifches Werkzeug. Doch ift manchmal die Grenze fchwer zu erkennen. wo die Abficht aufhört und der Selbfibetrug beginnt. Jedenfalls if't feine Phantafie ebenfo rege wie fein rechnender Verftand.

Seine Brüder und Schweftern fchont er fo wenig wie feine ..Kollegen" und Kolleginnen auf dem Throne; es muß manchmal ein hartes Ding gewefen fein. zu feinen Nächften und Vertrauteften zu gehören.

Gädke

Meifkerbilder in Farben. herausgegeben von T. L e m a n. F) a r e. Aus dem Englifchen überfetzt. Berlin.* H a r m o n i e . Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunfi. - T i z i a n _(iiberfetzt von Alice Fliegel). - G r e u z e (über-

feht von G. Iahn). q Bot-
ticelli (überfetzt von Alice
Fliegel). - R a ffa el (über-
fetzt von Alice Fliegel). -
R e nt b r a n dt (überfeht von
B. Blumenreich). - Iedes
Bändchen mit acht Farbendruck-
tafeln.

Die handlichenj mit Gefchmack
und Sorgfalt ausgefiatteten kleinen
Bücher bieten dem Kunftfreunde
eine treffliche Einführung in die
Welt der Meifterj deren Art und
Original der Aufnahme in den
Teilnegativen der drei Grund-
farben entgegenkam„ ift Vorzüg-
liches erreicht worden. Vor allem
der Botticelli-Band birgt ver-
blüffende und erfiaunliche Re-
fultate des Dreifarbendrucls; aber
auch die anderen werden fich ftets
Freunde werben. Liegt die ge-
famte Serie einmal vom fo wird
fie ein fehr brauchbares und -
fehr preiswertes kleines Haus-
mufeum bilden.

Ph. Maria Halm: Reichenau (Radierung-
(*2lus:(b,W.V1-edt, _Deutlche Lande - deutfche Maler". Verlag von Theod. Thoma-5,
Leipzig.)

Kunfi hier mit großen Linien um:
fchrieben ift. Der knappe Text
bringt in gefchickter Zufammen-
faffung Lebensgefchichtej Charak-
teriftik der kiinftlerifchen Entwick-
lung und der Hauptwerke und
eine allgemeine Schilderung des
zeitlichen und nationalen Milieus.
aus dem die Helden hervorge-
gangen. Den Hauptreiz aber er-
halten die Bändchen durch ihre
Farbentafelnj die mit außerordent-
licher Wirkung die jüngften Er-
fahrungen über die Technik der
bunten Reproduktion ausnutzen;
namentlich in den Fällenj wo das

E. W. Bredt: Deutfche
Lande_ deutfche Maler.
Mit 79 Bollbilderm 61 Abbil-
dungen im Tert und 12 Tafeln
in Farbendruck. Leipzig. Verlag
von Theod. Thomas.

Der jährliche Ertrag an firenger
und fhftematifcher kunftgefchicht-
licher Literatur in Deutfchland ift
fo großj daß ein Buch wie diefesj
dem alle fchweren wiffenfchaft-
lichen Anfprüche fehlen/ einmal
eine angenehme Erquickung dar-
fiellt. Der Verfaffer will nicht

aus den hundert Bücherm die fchon
über die Kunft der Landfchaft ge-
35
519

fchrieben wurden. ein hunderterfies machen. fondern er gibt eine freie Plauderei. ein unbefangenes Schwärmen über die Schönheit des deutfchen Landes und die Maler. die fie fuchten; aber ein Buch. das dennoch überftreut ift mit einer reichen Fülle feinfinniger Bemerkungen. die auf ein folides Wiffen deuten. Eine hifiorifäje Darlegung vom Werden der Landchaftskunfi wird' man hier nicht fuchen; dafür findet man kluge Gruppierungen und verfiändnisvolle Eharakterifiiken. Und!" vor llem ein vorzüglich ausgewähltes und zufammengeftelltes Abbildungsmaterial. das in trefflich gelungenen Reproduktionen (auch mehrfarbigen) erfcheint. So ward das Ganze ein Buch der Freude und des Genuffes für die Kunfifreunde. zugleich jedoch auch ein fehr brauchbares Nachfchlage-Kompendium für den Fachmann.

Benno Manns. ..Lugin s l a n d". Gereimte Satiren. Mit Illufirationen von Julie Werkenthin. Berlin W 9. Verlag „Harmonie“.

Der Dichter beleuchtetdie Größen der Weltgefchichte und Literaturgefchichte. wie Luther und Birgil. und dazwifchen findet er Zeit und Stimmung. über den Rechtsanwalt. das Naturheilverfahren. über Satisfaktion und Studentenpfändung zu plaudern. - In dem erfien Teil des Buches fpottet er über allerlei aktuelle Fragen. iiber die Emanzipation. über die Eroberung der Luft. über die Zukunft. die im Waffer liegt; im zweiten über alles. was mit Haus und Gefellfchaft. mit Armut und Reichtum. mit Liebe. Tanzen. Zeitungsgloffen und allen entbehrlichen wie unentbehrlichen Zutaten des Lebens zufam'menhängt. Alles das fieht fich der Verfaffer mit gemütlich wohlwollender Miene an. fo daß die kleinen Satiren recht angenehm wirken.

Sir Walter Armftrong: Gefchichte der Kunf'i in Großbritannien und I rl a n d. Mit 600 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Verlag von Julius Hoff-

m a n n . Stuttgart.
Dies ausgezeichnete kleine Buch. das auf wenig mehr als dreihundert Oktavfeiten über die Schickfale und Taten der Künfte in England eine fouverän zufarnmenfaffende. alles Bedeutfame ausfchöpfende Uberficht gibt. fiellt fich als der erfie Band einer Sammlung nationaler Kunfigefchichten vor. die der Stuttgarter Verlag von Julius Hoffmann unter dem nicht landläufigen Sammeltitel „hr8 une, ZpLClEZ mille“ foeben herauszugeben beginnt. Kein Kundigerer konnte fiir diefe fchwierige Arbeit gewonnen werden. als der Direktor der irifchen Nationalgalerie. der uns die großen Werke über Reynolds und Gainsborough gefchenkt und fich auch darüber hinaus oft genug als einer der vorzüglichften Kenner der Kunf't feiner Heimat bewährt hat, Armfirongs Büchlein. das Erich Haenel gefchickt überfelzt hat. und das zu gleicher Zeit in englifcher. franzöfifcher. italienifcher und fpanifcher Sprache erfchienen ift. vermittelt uns Deutfchen zum erfien . Male eine Vorfiellung von der

Gefatntentwicklung der englifchen Kunft. von der man bei uns insgemein wohl die klingendfien Namen und Leifiungen kennt. aber eben auch nicht viel mehr als dies. Diefe fummarifche* Schil- derung. die vor allem darauf be- dacht ifi. die großen Linien zu ziehen. doch auch für das bedeut- fame Einzelne Zeit und Raum erübrigt. wird vielen ein Neuland öffnen. indem es fie zugleich darin einem umfichtigen Führer anver- traut. Manche Vorurteile. die bei uns zu Lande über die englifche Kunft herrfchen. werden auf diefe Weife wirkfam bekämpft. und wir erkennen. daß unfere Vettern jenfeits der Nordfee für zahlreiche Perioden der Ver- gangenheit Leiftungen höchften Ranges aufzuweifen haben. Von den intereffanten Refien keltifcher Kunft geht es über die Gotik. die im Jnfelreich glänzende Triumphe feierte. zur Renaiffancearchitektur der Jnigo Jones und Eriftopher Wren. bis zu den Malern des achtzehnten Jahrhunderts. die ihre europäifche Stellung längft inne- haben. Gerade die Kapitel über die Architektur. *die Armftrongs Darftellung eröffnen. dann die Abfchnitte über die Malerei bis zur Geburt Hogarths. über das Kunftgewerbe. über die Bildnis- miniatnr. über die Plafiik der früheren Zeit find fiir uns von befonderer Wichtigkeit. Die zahl- reichen Abbildungen find ganz klein gehalten - ein Prinzip. das für Handbücher folcher Art immer mehr Anhänger findet _z fie verzichten ausdrücklich auf den Charakter von Kunftbeilagen und halten fich völlig als anregendes und erinnerndes Anfchauungsmaterial. Dadurch konnte ihre Reihe fo ftattlich aus- gedehnt werden. ohne daß der Tert allzu fehr eingefchnürt zu werden brauchte. Wir heißen das Buch. das fich rafch unentbehrlich machen wird. freudig willkommen.

Erich Kloß: „Richard Wagner im Liede“. Ber- lin W 9. Verlagsgefellfchaft „Harmonie“.':- q - > .s

Diefer Gefchenkband bildet eine ganz neue und eigenartige Er-

fcheinung auf dem Gebiete der
Wagner-Literatur. Er enthält
Verfe deutfcher Dichter. die fich
mit Wagner und feiner Kunfi be-
faffen. Selbfiverftändlich find nur
die relativ befien und wichtigften
ausgewählt worden. Hierbei find
auch hifiorifch bedeutfame Ge-
dichte aufgenommen. wie z. B.
Georg Herweghs viel verfchlagener
Richard Wagner. die zahlreichen
Produkte Ernfi Dohms und des
Kladderadatfch. die ftimmungs-
vollen Epiloge Felir Dahns. Ernfi
von Wildenbruchs. Adolf Sterns.
Wilhelm Henzens. Alfred Fried-
manns ufw. Das Werk ift von
Franz Staffen mit höchft charak-
teriftifchen zu den einzelnen Ge-
dichten paffenden Bildern und
prächtigen Randzeichnungen. Kopf-
leifien ufw. in fchönfier Weife
gefchmiickt.

dr. Johannes Emmer:
Die Welt in Farben.
Berlin &h7 9. S. Schottlaenders
Schlef. Verlagsanftalt.

])r. Johannes Emmer.
der General-Sekretär des deutfch-
öfierreichifchen Alpen-Vereins. hat
vor einiger Zeit ein Werk heraus-

35*

gegeben. das Anfpruch auf die Aufmerkfamkeit der weitefien Kreife des deutfchen Volkes verdient und. namentlich zur bevorftehenden Weihnachtszeit als ein ebenfo prachtvolles wie vornehmes Gefchenkwerk empfohlen werden foll. Es ifi dies das Tafelwerk „Die Welt in Farben". das auf 120 großen Tafel-Bildern und 115 Terrbildern aus den Ländern Deutfchland. Öfterreich-Ungarn. Italien und der Schweiz die fchönften Anfichten und Landfchaften enthält und zwar nach dem neuen Berfahren der photographifchen Aufnahmen in natürlichen Farben. Die in dem Werk enthaltenen Wiedergaben kommen der wirklichen Schönheit und dem Farbenzauber der Natur fo vollendet nahe. daß fie Auge und Herz jedes empfänglichen Menfchen. fei er nun Laie oder Künftler. befriedigen. und dem letzteren fogar von erheblichem Nutzen fein dürften. Überall ift die Jnnigkeit und Eigenart der landfchaftlichen Stimmung gut feftgehalten. und den Worten 'des Herausgebers. daß die mechanifche Wiedergabe hier durch die Natur felbfi behandelt. von allen Mängeln der Sinnes-Aufnahme des Einzelnen. von allen Verfchönerungen und Verunftaltungen befreit erfcheine und die Erfcheinungswelt in voller Wirklichkeitstreue mit allen Reizen des Lichtes und der Farbe wiedergegeben fei. wird man unbedingt beipflichten müffen. R. M.

William M. Thackeray. FeineGefellfchaft. München und Leipzig. Georg Müller.

Georg Müller gibt Thackerays Werke in Überfehung von Hein* rich Conrad heraus. Das ift wieder. einmal ein fehr glücklicher Griff des von Anfang an fo gut beratenen noch jungen Verlegers. Ein Griff. der von trefflichem künftlerifchen Jnfiinkt zeugt! - Denn ifi Dickens zum größten Teil heute veraltet. fo zeigt es fich. daß Thaäeray unferer Modernen erfiaunlich nahe fieht. und daß feine künftlerifche Wirkung zu jenen gehört. die. wie etwa die eines Balzae. nicht veralten. - Ich erwähne den Namen

Balzacs. und das darf ich mit vollem Recht. Dennwas Schärfe. was Modernität und Jntimität der menfchlichen Beobachtung und Charaktergeftaltung und was Auffaffung desMenfchenfchickfals anbelangt.|eht Thackeray. obwohl er etwas mehr Sittenfchilderer und alfo wohl auch Moralifi als Balzac fein mag. diefem keineswegs nach; fondern es kann fogar fein. daß er Balzac in gewiffer Hinficht übertrifft. Nämlich in der individuellen Abrundung und lebendigen Eigenftändigkeit feiner Typen und Charaktere. die ja bei Balzac. wie kürzlich Hugo von Hoffmannstal in einem Feuilleton über Balzac glücklich hervorhob. aus der großen Muffe und Fülle der Menfchen und fozialen Zufiände. die Balzacs Romane zu einer Art Sozietät neben der wirklichen machen. weniger eigenfiändig fich herausheben als zu ihr verfchmelzen. - Wir kennen in Deutfchland von Thackeray bisher kaum befonders mehr als feinen „Markt der Eitelkeit". während wir von *Dickens fchon feit langem fo gut wie alles kennen. Das wird nicht von ungefähr fein und wird anzeigen. daß jetzt. wo Dickens für uns als veraltet gelten darf. Thackerays Zeil

erft recht gekommen ift. - Die Er-
zählungen. die diefer erfte Band der
Ausgabe bietet. gehören einer frii-
heren Periode Thackerays an; einer
Periode. die fich durch eine fehr un-
gewöhnliche. ja zuweilen erfchreckende
Schärfe der Satire kennzeichnet.
Indeffen höher als diefe Satire
fieht Thakerays künfilerifches Kön-
nen und fein" genialer Blick fiir den
älteren Ladh'Griffin fiehen der Geni-
alität eines .Balzac durchaus eben-
biirtig zur Seite. wenn fie Balzac.
wie gefagt. in fchon gedachter .lyin-
ficht nicht übertreffen. Die beiden
anderen Erzählungen des Bandes.
obgleich ebenfalls von hervorragen-
der Eigenfchaft. find heute vielleicht
etwas zu vorwiegend Sittenfchilde-
rung jener Zeit(_[Iohannes Schlaf
?KG-.Ä
I'
.
*,43.
-:
e-.
-...K..
ZK?! 7'
,HZ ,'
x',- q*
St. George-Kapelle in Windkor.
(Aue: Sir Walter Armftrouq, ..Gefchirhte der Kunft in Großbritannien und Irland".
Menfchen als folchen. der trotz der
Verlag
von Julius Hoffmann. Stuttgart.)
Alice Bercnd: ,.Dore
B r a n d t". Ein Berliner
fatirifchen Abfichten unwillkiirlich f'tets
im Vordergrund bleibt. - So ift die
Pfhchologie gleich der erfien Er-
zählung „Die verhängnisoollen Stie-
fel‟ eine geradezu erfiaunlich moderne
und fehr geniale. Diefe Erzählung
hat bleibenden Wert; man kann fich
nicht vorftellen. wie das von ihr auf-
gegriffene Problem veralten könnte.
Auch die dritte. ..Die Liebesaben-
teuer des Herrn Deuceaca". Die
Charaktere des Titelhelden. des Lord
Erab. ferner feines Vaters und der
Künftler-Roman. Berlin lt'. 9.
Verlag „Harmonie“.
Mitten ins Kijnftlerleben hin-
ein. in die bunte Welt des Theaters
greift Alice Berend. um mit fchar-
fen Strichen einige tvpifche Eha-
raktere zu zeichnen. - Es find kühn
und rafch aus der Wirklichkeit
herausgehobelte Geftalten. die uns

hier entgegentreten. Diefer Berg-
mann. der geniale. alles berau-
fchende Schaufpieler mit dem künft-

lerifch feinen Empfinden und dem ichwachen Willem der die vorzüglichften Eigenfchaften des Mimen mit den jämmerlichften des Menfchen vereinigt; - und diefe Dore Brandt. die hochbegabte Tochter eines vornehmen Haufes. die aus leidenfchaftlicher Begeifterung zum Berufe der Schaufpieler Vaterhaus und Familie aufgibt: - das find vollblütige Charaktere. die kennen zu lernen keinen Lefer gereuen wird.

Briefwechfel zwifchen Eduard und Therefe Devrient. Mit acht Vollbildern. Herausgegeben von Hans Devrient. Stuttgart. Verlag von Carl Krabbe (Erich Gußmann),

Den Iugenderinnerungen Therefe Devrients läßt ihr Enkel Hans. der Herausgeber diefes koftbaren älteren Buches. nun aus den Archivfchähen feiner Familie eine Auslefe aus dem Briefwechfel der Großeltern folgen. Es ifi ein Buch voll Schönheit und Innigkeit gewordem iiberreich zudem an Ausblicken auf die Gefchichte des geifiigen und künftlerifchen Deutfchland in den Iahren von 1834 bis 1876. Wir gedenken noch an anderer Stelle unferer Zeitfchrift ausführlicher auf diefe fchöne Weihnachtsgabe zurückzukommen. Hier mag es bei einem kurzen rühmenden und empfehlenden .Hinweis bleiben.

Frances Külpe: ..Der Schmerzensfohn.“ Eine fiille Gefchichte. Berlin N'. 9. Verlag ..Harmonie".

Das Buch behandelt die Jugendgefäfichte eines dur>f einen Unfall verwachfenen Knaben. fein feelifches Heranreifen. feine Entwicklung zu einem tiichtigen bedeutfamen Schriftf'teller, - Es ift in Wahrheit eine ..ftille Gefchichte". ohne abfonderliche romanhafte Schi>fale. ohne das laute Toben wilder Leidenfchaften. aber von einer ergreifenden Inner-lichkeit und vor allem von reinf'ter nicnfchliäfer Natürlichkeit. Peter Wanderer. der von der Autorin liebevoll behandelte Held des Buches. ift kein Wunderkind üblicher Oberflächen-Schablone; - [after doch auf ihm das Unglück körperlicher Miß-

geftaltung. Seine Schönheit liegt in feiner Seele. Und das Lebensgemälde. das die Dichterin von ihm entwirft. zeugt in feiner Ganzheit. wie in einer ,Fülle feinfter Einzelziige von einer erftaunlichen Fähigkeit pfychologifchen Einfiihlens und Gef'taltens.

Lcffing-Gefcllfchaft für Kunft und Wiffen.-
fchaft. Eingetr. Verein. '
Zehn Jahre find es herj als
Detlev von Liliencronj
einer Einladung der Leffin g -
Gefellfchaft folgendj zum
erften Male vor einem größeren
Kreife als Vorlefer auftrat, Manche
von uns erinnern fich noch heut mit
fiiller Wehmut der köftlichen Frifche
und des fonnigen Humorsj mit
dem der bewährte Offizieh der in
fo vielen Schlachten heldenmütig
mit dem Feinde gerungen hatte/
damals feinen erfien Kampf mit
dem „Publikum" aufnahm. Lilien-
cron war damals kein guter Vor-
lefer und ifi es auch fpäter nicht
mehr geworden. Aber von feiner
fiarken Perfönlichkeit ftrahlte fo viel
Freude des Genießens und fo viel
Lebensmut ausj daß das „Publi-
kum“j vor dem fich der alte Soldat
mehr gefürchtet hatte„ als vor den
feindlichen Kanonenj mit einem
guten Lächeln in den Bann diefes
Großen trat. - Zu jener Zeit galt
Liliencron in literari-
f ch e n Kreifen längft als der größte
unter Deutfchlands lebenden Ly-
rikern. In weiteren Kreifen aber
wurde diefe Wertfchälzung nicht
geteilt. Die Leffing-Ge-
fellfehaft darf fich mit gutem
Recht rühmen/ nach ihren befchei-
denen Kräften ein Geringes dazu
beigetragen zu haben„ daß der
Dichter noch erleben durfte„ vom
deutfchen Volke/ an dent er mit
der ganzen Zärtlichkeit feines liebe: ,
ftarken Herzens hingj gewürdigt
zu werden. Er hat das auch nie
vergeffen und in perfönlichen Unter-
redungen mit jener faft rührenden
Einfachheitj die ihm eigen warx
häufig genug weit über Gebühr
betont. Das warme herzliche In-
tereffe„ das er unfern Befirebungen
entgegenbrachtej hat fich nie er-
fchöpft. So trauern wir denn
nicht nur um den großen Dichterj
fondern auch um den lieben
Menfchenj um den guten Freundj
dem als Gedenkfeier unfere erfte
Veranftaltung galt. Dem ernften
Anlaß gemäß war das Programm
zufammengefetzt. Mit B r a h m s'
„O T o d“ wurden wir in die
feierliche Stimmung verfetzß in
die Hans Bethge-j der fein-

finnige Lyrik er/ ein fchlichtesj aber wirkfames Lebensbild des Menfchen und Dichters Liliencron |ellte. Aus warmem Freundesherzen her-aus klang die Klage um das jähe Hinfcheiden des immer Lebens-frohen und Lebensmutigenj er-zählte ein Dichter vom andernj von dem träumerifchen Knaben„ in deffen Verfonnenheit eine Vor-ahnung des einfügen Dichterbe-rufes auftauchen mochtej von der Sehnfucht des Iünglings nach krie-gerifchen Tatenj von Wunden und Schulden und .dem ganzen an Kämpfen und Entfagung fo rei-chen Lebensweg. Erft fpät wid-mete er fich ganz feinem dich-terifchcn Schaffen. „Als e r ftarb„ war er ein be-rühmterDichter. Erwäre lieber ein berühmter Soldatgewefen. Diefer Wunfch blieb ihm ver-f a g t."

Als Interpret Liliencronfcher Dichtungen gab kt. H e r m a n n Vallentin vom Königlichen Schaufpielhaufe den vielfeitigen Stimmungsgehalt meifierhaft

Mng-Gefellfchaft
wieder-z der uns die ganze Stufenleiter der Gefühle diefer wundervollenz ftarken und guten Natur empfinden ließ. Schöne »Vet-fe aus dem Nachlaß des Dichters und der Gefang: „Auf dem Kirchhof“- von Brahms vertontz fehloffen die Feierz um deren mufikalifchen Teil Karola Fröfick fich verdient gemacht hatte.

Eine Enttäufchung erwartete die Mitgliederz als fie fich zur zweiten Veranfialtung zufammenfanden. Herr Bürgermeifter])r, R e i ck e hatte uns verfiändigtz daß es ihm dringender Amtspflichten wegen unmöglich feiz fein Verfprechem an diefem Abend eigene Arbeiten vorzulefen, einzulöfen. Dem lebendigen und intereffanten Vortrage])r. Walter Blocms über „R e f o r m - theater und Theaterreform“ gelang es indes fehr baldz die Wolken des Unmittes zu verfcheuchenz die die Programmänderung hervorgerufen hatte. In lichtvoller Weife fiihrte er uns von den Anfängen der Bühne„ von der griechifchen Szenez durch zahlreiche Skioptikon-Bilder unterfiüizt/ iiber die mittelalterliche Mhfierien-z die Shakefpearez die Meininger Bühne bis zur neuefien Phafe/ der Gobelin- und Reliefbühne„ die den Verfuch niachtz das Theater für die Symbolik zu erobern„ die aber verfagtz fobald es fich nicht mehr um zeitlofe Dramen handelt. Im Laufe der Entwickelung ift durch das Hinzutreten der andern Künftez der Mufik und vor allem der Malereiz die Phantafie fo in Aufbruch genommenz daß eine Ablenkung von der Hauptfache die Folge ifiz das Ausfiattungsfiück herrfcht und die Dichtung ein Mittel zum Zweck wird. Da wir aber einmal den Weg vom Einfachfien bis zum Raffinierten durchmeffen habenz werden wir auch in Zukunft nicht mehr auf die Erfahrungen und Wirkungen verzichten können- die eine verfeinerte Kulturz eine hochentwickelte Technik und das in breite Volksfchichten eingedrungene größere Verfiändnis für bildende Kunfi hervorgebracht haben. Nur

vor dem cZuviel niüffen wir uns hüten, Wenn wir-uns nun fragenz ob diefe Dinge wirklich fo wichtig find, daß fich eine eingehende Be- fcha'ftigung damit aufdrängtz ob uns das Reformtheater größeren Genuß/ tieferes Verftänd- nis bringtz und ob die The- aterreform im Ringen der Men f ch h e i t um geifiige Güter einen Platz einzunehmen hatF fo ift dieAntwort: wichtig ifiallesz was im Streit der Meinungen zur Entwickelung und zum Fortfchritt führtz notwendig aber ift uns der große Dichter„ der durch den Mund des großenz nachempfindenden und -dichtcndcn Schaufpielers die hinreißende Wirkung erzieltz die alles Bei- werk überflüffig macht. „Dann kann in einer Scheune gefpielt werden."

Mufil--Beigabe
Weiner lieben kran.
Niegenljecl.
711 ISSAM.
(Mot-eeiscbe Vollesäjcvcungo
[reicht bewegt.
Zingstjmme.
yianoforte,
Ü 80m.mergebt im an.
„e/.nl/ me* ni . /e /Fl fa
Xi] . ben
em. , Zar
W . (je mit. (Jen
01..... ..em- m'me' oe
Wbmtw (lie Win: .geri Menge, _
rie.- Fe/Z l). . i7'- c-a . m __
km., q.. one-x .9.. ...rank-uur.. i. kal!"-
„Nord und Süd“.
(Lektion-cl Zcbjelclerup,
F7
Zcblai', mein
7'!? . tr? m. m,
7
:ie . lien :or
(in _ WX. e176,-
[wnn w'oklen exit- al . l0
Sur-t 0 . oe' (je (F77- . Ne
x_/
.32,...
&W.ku_
Urin . nen tief' im
Der er- 8-0-7(nt
rio scheimen irn r0,r..-n [(31- unä
rie' Wil-..rer- /ma,Öen, 057 rie/_Ww /e-r JUNXM, ex
Wköbkv-mkocdl trafo-LINK." .
cqxmxa. (oc-i, ',- .eqmqj 1 ...rm
.._
vol-.li .027.

e ' 7 /
(Jolcl, a - (lern dll - t en der . ?01- :tus (ten im . wen.
cke-r .81k . tar m0 . jam* 0x7 .em-.urm-x-n/r/.Fmr - m- _ .u-
. 1 r
_ax-ÃœF" â€ž - a - W-
blÃ¼km auf cken Mu .en (lie: 8]'um-1e*in,clie d]au-eri, (la tan . Zen in
rie-,- ,ert *tar .ee-er lim-n* oz- Mr. Ferra- xu/ci Fer , 7m'- . em, rie-.- cr'an- .m- (lu . o0 niert
xy .ee/27- Fete/ik
ro . ten *Unruhen
.Meraner-ecke' /m - oa
cke'm. kai?,
[Liu Wenig [eingeznrner.
Zeltlal mein k(incl-lejn, 2ie.lien ri] . le Ã¤rei.e
7'-/ tr'/ m . m ' Nu - ra. eine .ei-nk me /a . m
l'. 1.3'. del-e'
528

7 l_ 1 c t 7
'. l 1) j j 1 4. "|
H/ 4 7 .- '.,T 7"
[*3 . rn. . ses .ten,_ Â»ro [Zn . ge . [um uns wuÃŸten.- .sie
e715'. im* U17 0e &Fs- . .ca ___ es Seite' en &del-j an Ãœ)M.W .._ Ne!
schlÃ¤ft e28
Â»107 0x rie-e'
..
trim-.mein Ãœ
Zehlaf' ._
80c-
.-afl. more-.tale
NBZ] full.
l). l.).'. :ti-u.

..W-...WWW [ru Zeltlitteu.
r l'okbeüallem. Lßjl'lklktl WWU.
g .lg-ou'.- weigh-lle!,
Schnell mit frlgebeo] "or-trag.
. gesund.
* Die Kup pen ciamp
klßlßi).
ef tens'
"er * min
7

"erlag link-monte. Berlin mo. *
llaßlänä: l'. d'eläner. Riga.
b'. 8. N..- *l' d 'lc-tm'. ('c-inpuu), Fer. lack.
mit lärlnudule (lee "erringen klar-1101116, Berlin N.
:1
530

[lui-1|.
M
"art-'rw rer - iii-ier - Ã¼edlcnur -
4,
Fr! MÃ¤nner-MF! ' s7- rc'cetjaa' ernt- Zelt-nana.
reis WL'j W
'ker-op() l.
der l(uf . mil- uuletÃ¼iZ-arel ein so
t* i'
BOND creme.
x e Wolke Were.

Zu den Mufikbeigaben.
h -
Gerhard Schjelderup und Ignaß Waghalter

Am 17. November hat Gerhard Schielderup. auf den die Bezeichnung Tondichter fo ganz befonders paßt. fein fünfzigftes Lebensjahr vollendet. Aus diefem Grunde geziemt es fich wohl. auch an diefer Stelle diefes durchaus eigenartigen Koinponifien zu gedenken. der infolge feiner übergroßen Befrheidenheit fich bisher viel zu wenig in den Vordergrund zu fchieben verfianden und erfi neuerdings in fteigendem Maße die wohlverdiente Beachtung gefunden hat. Cr bevorzugt in erfier Linie das Mufikdrama. ifi übrigens der erfie Norweger. der auf diefen Zweig der Tonkunft das Hauptgewicht gelegt hat. Auch dichtet er feine Terte überwiegend felbft. Schon in friiher Jugend zeigte fich bei ihm gleichzeitig die poetifche und mufikalifche Ader; insbefondere regte ihn der Anblick des Meeres. der fich ihm in feinem Geburtsort Chriftiansfand bot. zu eigenem Schaffen an. Außerdem begeifterte er fich fchon als Knabe für Shakefpeare. Seine große Schüchternheit und fein in fich gekehrtes Wefen ließen ihn feine poetifchen und kompofitorifchen Verfuche felbfi vor feinen durchaus künftlerifch gefinnten Eltern verheimlichen. Sein Vater. der feinem jurifiifchen Beruf übrigens nur mit Unlufi nachging. hatte für Frankreich befonders viel übrig;
frühzeitig auf den Knaben über. der eine fehr gediegene Bildung teils in Chrifiiania teils in Bergen erhielt, Seine mufikalifchen Neigungen fanden eine befonders eif-

diefe Vorliebe ging fchon -
rige Förderin in feiner geradezu genial veranlagten Mutter. einer vortrefflichen Pianifiin. die auch ihre ältefte Tochter zu einer Künft-'lerin des Klavierfpiels erzogen hat. während zwei andere Gefchwifter unferes Gerhard fich fehr erfolgreich der Malerei zugewandt haben. Nachdem er bereits zwei Jahre Philologie und Gefchichte findiert hatte. entfchloß er fich 1878 Mu-

fiker zu werden. Cr ging nach Paris. ftudierte eine Zeit .lang Violoncell bei Meifter Franchomme. wandte fich aber bald. zum Teil weil ihn die Fadheit des größten Teils der Violoncell-Literatur anwiderte. der Kompofition völlig zu und hatte das große Glück Maffenets Schüler zu werden. der ihn fehr förderte und an einer bisher nie öffentlich aufgeführten. nordifche Natureindrücke wiedergebenden Sinfonie Schjelderups fehr viel Gefallen fand. Seinem Lehrer verdankt er jedenfalls feine fehr wirkungsvolle und klangfchöne Jnfirumentierungskunfi. übrigens kamen beim Unterricht der Kontrapunkt und der Satzbau durchaus nicht zu kurz. Jn der Harmonik ift aber Schjelderup trotz der Parifer Schule. die ihn übrigens nicht etwa abhielt. Bach. Gluck und Beethoven befonders zu verehren. immer Norweger geblieben. doch wurde er fpa'ter auch wefentlich von Wagner beeinflußt. befonders als er 1888 in Bayreuth gewefen war.

Deutfchland wurde ihm bald fo lieb. daß er fich in Miinchen niederließ. Hier gewann er in dem General - Mufikdirektor Hermann Levi einen warmen und treuen Protektor; aber als diefer im Jahre

*" ...-
..*_k'*-,-
:2: k_
'--4 I“
7:
.4x M-
* ,s- -
w
*k

*-

Zu den Mufikbeigabeg'

1893 fein Mufikdrama ..Sonntags-niorgen“ auffiibrte. wurde diefes Werk infolge der damaligen Preß-treiberei gegen Levi ganz nn-gerechterweife. ebenfo wie einfi der ..Barbier von Bagdad“ von Cornelius wegen der Lifztfeind-fchaft. zu Fall gebracht. Bald darauf verließ Schjelderup. der fogar als mufikalifcher Anarchifi bezeichnet worden war. den heißen Boden Münchens und fiedelte nach Dresden iiber. wo er auch heute noch lebt.

Unbeirrt und unbekümtnert dar-um. ob feine Werke zur Aufführung kommen wiirden. fchuf er hier rüftig weiter und friftete fein Leben ziemlich mühfelig durch Stunden-geben und Schriftftellerei; er fchrieb fehr lefenswerte Grieg: und Wagner-Biographien. von denen bisher nur die erftere auch in deutfcher ilberfetzung erfchienen ift. und erkannte neidlos in feinen Kritiken alles an. was ihm von der modernen Tonkunfi beachtens-wert erfchien.

Einen fchönen Erfolg errang er 1900 im Deutfchen Landes-theater* zu Prag mit feinem diifteren und leidenfchaftlichen Mufikdrama ..Norwegifche Hochzeit". für das fich vor allem auch der recht ein-flußreiche bekannte Kritiker.])r. Richard Batka fehr erwärmte. Noch größeren Eindruck hinterließ all-gemein feine ziemlich umfang-reiche Mufik zu dem Drama ..Opfer-feuer“ feines Landsmannes Gjel-lerup. das 1903 und 1904 in Dresden gegeben wurde. Ein Stück daraus. der ..Sonnenauf-gang über Himalaja". ift. feitdem es in dem Kompofitionsabend. den Schielderup im März 1907 in Berlin veranfialtet hatte. Furore gemacht. fafi von jedem befferen Örchefier gefpielt'wordcn. Aber das mancherlei Mißgefchiik. das ihn in feinem Leben heimgefucht hatte. vereitelte dann wieder den dauernden Erfolg feines Einakters ..Frühlingsnacht“. der 1908 in der fchlechteften Theaterzeit und leider auch mit nicht recht geniigender Be-fehung in Dresden zur Aufführung kam. Seine Freunde erhoffen

von feinem größten Mufikdrama ..Afirid‟ (auch ..Ienfeits Sonne und Mond" genannt). das er felbft fiir fein beftes Werk hält. und auch von feinem den amerikanifchen Freiheitskampf feiernden Mufikdrama ..Ein Volk in Not“ eine entfcheidende Wendung in feinem Leben. aber bis jetzt hat* noch keine Bühne den Mut gehabt. fich diefer Werke anzunehmen. die ohne jeden Gedanken an Tantieme mit dem Herzblut einer durchaus nur ideal gefinnten. faft weltfremden Künfilerfeele gefchrieben find.

Im Druck find von ihm vorwiegend Orchefierwerke erfchienen. von denen ich die finfonifche Dichtung ..Eine Sommernacht auf dem Fjord“ und die Weihnachts-Suite hervorheben möchte. Harmonifch fehr intereffant ift das Fantafieftijck ..In Baldurs Hain" fiir Violine mit Orchefter- oder Klavier-begleitung. Zwei Tanzfuiten für Violine und Klavier find nach der nordifchen Sage gewidmeten Balletten gearbeitet. die. nach diefen Proben zu urteilen. höchft eigenartig fein müffen und natiirlich mit eigentlicher Tanzinufik nichts zu tun haben. Auch einige Lieder Schjelderups find gedruckt. Das ..Wiegenlied". das unfere Beilage enthält. ift fehr gefchiikt dem Stile der norwegifchen Bolksweifen angeat* es lei t einer Im rovi--

p > 9 p

Zu den Mufikbeigaben

fation und entftammt der Oper ..Aftrid“. Fiir alle. die mit der fkandinavifchen Mufik völlig unbekannt find. wird es zunächfi fremdartig wirken; befonders dürften einige harmonifche Härten und die fehr einfache Begleitung auffallen.

Um die Gunfk des Publikums braucht das andere Lied nicht zu werben. das unfere Mufikbeilage des weiteren enthält. Jgnalz Waghalter hat es ganz vortrefflich verfianden. das kleine Gedicht „Jm Schlitten" mufikalifch wiederzugeben. Wir hören deutlich das Schlittengeläut. das Stampfen der Roffe und das Liebesgeflüfier des jungen auf der Schlittenfahrt begriffenen Paares, Sangbarkeit und reizvolle Klavierbegleitung ift auch den anderen Liedern des jungen Komponiften nachzurühmen. der in einer Rhapfodie für Violine mit Orchefier und befonders in einer Sonate für Violine und Klavier fich als hochgebildeten und recht begabten Mufiker eingeführt hat. Viel verfprechen wir uns von feinem noch der Aufführung, harrenden dreiaktigen mufikalifcher' Drama „Der Teufelsweg". deffen Libretto nach dem polnifchen Volksfkück des in Deutfchland fafi unbekannten Dichters Galafiewicz von Rudolf Lothar bearbeitet ift. Gewidmet hat Waghalter feine Erfilingsoper .l'yans Gregor. dem Direktor der Komifchen Oper in Berlin. an der er feit 1906 als Kapellmeifier wirkt. Er hat fich diefen Poften redlich verdient; fchon als Korrepetitor fprang er felbfk bei fehr fchwierigen Opern mit größtem Gefchick ein. wenn der betreffende Dirigent plöhlich verhindert war. An Umficht fehlt es ihm nicht. fein angeborener mufikalifcher Gefchmaek und fein hinreißendes Temperament befähigen ihn ganz befonders zum Dirigenten. Er fiammt aus einer alten Mufikerfamilie. ift am 15. März 1881 in Warfchau geboren. hat fich fchon in früher Jugend in kleinen Orcheftern fein Brot verdienen müffen und dabei faft alle Jnftrumente gelernt. Mit 16 Jahren kam er als Bratfchift

und Pauker zu Kapellmeifter Meyder ins Berliner Konzerthaus. als Achtzehnjähriger lernte er auf dem Klindworth-Scharwenka-Konfervatorium Klavier. Sein entfchiedenes Talent zur Kompofition ermöglichte es ihm. fünf Jahre lang Meifierfchüler bei Friedrich Gernsheim zu bleiben; er erhielt auch von der Berliner Akademie der Künfie mehrfache Auszeichnungen. vor allem den Mendelsfohn-Preis. Wenn nicht alles täufcht. reift in ihm ein Opernkomponifk von Bedeutung heran.

Profeffor])r. Wilhelm Altmann

Erklärung.

Aus raumtechnifchen Gründen mußten in letzter Stunde aus dem Artikel des Herrn Profeffor l)r. Wilhelm Altmann über E. R. von Reznicek im erfien Novemberheft Feinige Sätze wegfallen, Daß der Verf. dabei nicht mehr zu Rate gezogen werden konnte. bat fich leider doch fiörend bemerkbar gemacht. was wir zu berückfichtigen bitten.

Die Redaktion

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegel. Berlin. .Kurfürfiendamm 136.

Morgen
OWWSHWWWUSfWfi
VerlogNorö und 5M“Gm,hgYWgn*
Vertretung füröenYJuchhanöe-l: .
SSGolllneuöeräGchlefYerlag-jan kan
34.Jabrg. Bd.(31 Heftzdä Zweites Dezemberheft 1909

.Organ Ã¼ermuenKunjkvet-einigung
5er ?ï¬ng- Gefellfchaft
UWWejfmg-Hechjehule SucYerlt'rr.

*

Rechts und links

:(Zur ReichstagsEröffnung)

Nun fißt der Hofpitant der Reichspartei. der fchlanke Erbprinz Ernft 'Wilhelm Friedriäj zu Hohenlohe-Langenburg dort. wo feit dem Februar .1907 der freifinnige Stadtältefie Kampf mit dem gelbweißen Patriarchenbart faß. an zweiter Stelle neben dem Grafen udo zu Stolberg-Wernigerode. Und dem Grafen zunächft - welche ironifche Wandlung! - der Kieler Oberlandesgeriajts-Präfident Herr Peter Spahn. der vorfichtige Führer desfelben Zentrums. das diefem felben Erbprinzen. als er noch Kolonialdirektor war und fich mit befangenen. |o>enden Reden gegen :die jugendlichen Attacken des Herrn Erzberger wehrte. das Leben fo fchwer wie möglich gemacht und ihm trotz kaiferlicher Protektion den Weg zum Staatsfekretariat verrammelt hat. Die Schwarzen mögen den anti-ultramontanen Prinzen ini innerfien Herzen nicht. fie werden ihm fein Votum gegen die Aufhebung des Iefuitenparagraphen. das er als Regent von Saihfen-Koburg und Gotha wiihrend der Minderjährigkeit des Her-* zogs Karl Eduard abgegeben hat. ebenfowenig vergeffen wie fein frei-rniitiges Bekenntnis bei der Einweihung der *Lutherkirctje Dennoch *empfängt er jetzt aus der Hand des Zentrums diefe dritte Ehrenftelle des Volkshaufes. die. wenn die Stärke der Parteien und nicht politifche Erwägungen maßgebend wären. nach dem Verzicht der Liberalen den Sozialdemokraten gebührte.

Das ift fchon der zweite große Dienft. den die Zentrumsherren ihren konfervativen Verbündeten erweifen. um ihnen über die Peinliäjkeit hin-*wegzuhelfem daß wieder die fchwarze Fahne über dem Parlamente wehen fell. Denn von Rechts wegen mußte jeht nach dem gewaltfamen Szenen-*wechfel Herr Spahn wie vor den Blockwahlen Graf Balleftrem auf dem höchfien Side throuen. da feine Truppen die ftärkften find. Man hataber gnädigft den fchwe-rgliedrigen und fchwerhörigen Riefen udo oben gelaffen. Der kluge Doktor Spahn wird fich. trotzdem die ganze Gefäjäfts-.führung lediglich in der Hand des Präfidenten liegt. fchon den ihm ge--bührenden Einfluß fichern. bis er felbft den nahen Gipfel erklotnmen- hat,

Jetzt hat er den Konfervativen. die lange genug nach einem Kandidaten fahnden mußten. durch die Wahl des Erbprinzen aus der Verlegenheit geholfen und ihnen noch die Möglichkeit gegeben. zu erklären: wenn diefer Antizentrums-Prinz. der beim Kaifer pekoklfl ?WW ift und dem die Fanta fogar die erfte Anregung zum zentrumsfeindlichen Vorftoß im Dezember 1906 nachfagt. oben fitzt. dann kann doch niemand behaupten. daß das Zentrum wieder Trumpf im Reichstag ift.
Gerade die Packeleien bei der Präfidentenwahl zeigen am deutlich- ften. wer jetzt das entfcheidende Wort zu fprechen hat. So nahe wollte Herr von Heydedrand vor aller Augen nicht an .Herrn Spahn heran- riicken. und darum befchwor die Kreuzzeitung Herrn Baffermann in fo beweglichen Tönen. ..fich doch ja nicht auszufchalten". fondern lieber zwifchen die beiden regierenden Herren einzufchalten. Dadurch. daß die Nationalliberalen diefe Loc-kung einftimmig ablehnten. haben fie eine falfche Retouchierung des wahren Neichsdagsbildes verhindert und den Konfervativen die volle Verantwortlichkeit für alles. was gefchehen ift. gelaffen. Schon das Präfidium zeigt an: die rechtsftehenden Parteien fiihren das Regiment. Von der alten Blockherrlichkeit. die die Gefeß- gebung auch mit liberalem Geif'te durchdringen follte. ift nichts mehr übrig geblieben. Diefer Reichstag i| ein ganz anderer. als der vor zwei Jahren mit Sang und Klang hier feinen Einzug gehalten hat. So verändert. als hätten Neuwahlen ihn umgeftaltet. In jener Winter- nacht. die vom Siegesjubel der Blockparteien hallte. rief Kaifer Wilhelm vom Schloßfenfter der froh bewegten Menge zu: ..Es foll nicht bloß eine vorübergehende patriotifäfe Erregung fein. fondern ein felfenfefter Ent- fchluß. auch ferner auf diefem Wege zu beharren." Die Beharrlichkeit hat nicht einmal drei Jahre überlebt.
Alles ift inzwifchen um- und umgefialtet worden. Ganz andere Gefichter auch auf der Regierungsbank. Fort ifi der behagliche Kanzler. der in jener felben Winternaäjt feine aura p0pulaki8 ftrahlen und fich ebenfo als Volksredner auf offener Straße vernehmen ließ. An feiner Statt fißt im Eckfauteuil mit forgengerunzelter Stirn der korrekte .Herr von Bethmann Hollweg. nun auch durch der Parteien Gunfi ein anderer. Noch im Sommer ward er von dem humorvollen Bamberger Domdekan bl'. Schaedler als .,Blockfekretär“ abgetanz jest huldigt ihm der ganze fromme Eher - bis auf Widerruf - und der unermüdliche erfie Sopran. Herr Erzberger. rühmt ihn als Sparkünftler und tieffinnigen Schweiger. Hinter dem Kanzlerfeffel fieht nicht mehr der bewegliäie

* * * _Rechts und links
Herr von Loebell. der in gefährlichen Augenblicken. wenn der Block in allen Fugen krachte. fo eifervoll zwifchen Liberalen und Konfervativen hin- und herpendelte. fondcrn der orthodox-konfervative Herr Wahnfchaffe. der erft vor kurzem die Taktik des unerbittlichen Herrn von Heydebrand und, der Lafa fo herzhaft verteidigt hat.

Das Auge muß fich erft gewöhnen. Da fitzen gleich drei neue Staatsjekretäre nebeneinander: Herr Klemens Delbrück. der aus dem preußifchen Handelsminifierium ins Reichsamt des Innern überfiedelt ift. um hier ganz in Bethmannfchem Geifte zu wirken. dann Herr von Wermuth. der Nachfolger des unglü>lichen Sydow. und 1)!: Lisco. der den einundfiebzigjährigen))t-. Nieberding im Reichsjuftizamt ablöft. Und obendrein noch ein neuer Kriegsminifier. an Stelle des beredten und parlamentarifch ungemein gewandten Herrn von Einem der General von Heeringen. der gleiü) am er|en Tag der neuen Würde das Sirenenwort ..Erfparniffe" fprach. Auch Herr Dernburg. der längft mit der ehemaligen. vielgefchmähten ..Nebenregierung“ feinen Frieden gemacht hat und nun auch vom Reichstags-Benjamin in alien Tonarten gelobt wird. fcheint nicht mehr derfelbe. der einft mit fo lautem Pathos die große Eiterbeule aufgeflochen hat. 'l'empoka mutnntnr, n08 et: :nuten-1111* in juin.

Und nieht nur auf der Eftrade. auch unten im Parterre find wefentliche Veränderungen gefchehen. Wohl find es noch diefelben Elemente. aber fie präfentiercn fich in ganz anderen ehemifihen Verbindungen. In der Blockzeit. wo die Lofung ausgegeben worden war. alle Arbeitswilligen zu gemeinfamem Werk zu fammeln. war oft rechterhand. linkerhand. beides vertaufcht, Jetzt hat die Stunde der Ernüchterung gefehlagen. Dura; das Reigen des Zentrums und der Konfervativen von Herzen zu Herzen und durch das energifäje Abfchwenken erft der Freifinnigen und nun auch der Nationalliberalen ift wieder eine fcharfe Grenze zwifchen rechts und links gezogen worden. Daran kann das Vizepräfidium des freikonfervativen Erbprinzen. der in Gotha bei den Blockwahlen der Kandidat aller bürgerlichen Parteien war und nur mit ihrer einträchtigen Hilfe den Sozialdemokraten aus dem Felde fchlug. nicht das Geringfie ändern,

Den Sozialdemokraten war fälon lange nicht fo wohl zumute wie jetzt. Das i| nicht mehr die gefchlagene Partei. die bei den Winterwahlen und bei einer bisher wohl nie erreichten Beteiligung von fünfundachtzig Prozent aller Wahlberechtigten nicht weniger als fechsunddreißig Mandate verloren hat. Die Partei. der nun auäj Bebel von feinem Kran-

kenlager wiedererftanden if'tz fühlt fich verjüngt und neu geftärkt. Nicht darumz weil fie bei der Nachlefe diefes oder jenes Mandat zuriickzugewinnen vermochte fondern weil fich die Maffengunft ihr wieder mit aller Macht zuwendet und das ihr 1907 entfremdete Heer der Indifferenten voller Enttäufchung wieder ihren Feldzeiäfen zuf'trömt. Die monatelange heftige Steueragitation und die allenthalben-bemerkbare Nadikalifierung ift ihr (und nicht fo fehr dem Freifinn) zugute gekommen. Das bezeugen nicht nur die Landtagswahlen in Baden und Sachfenz fondern noch deutlicher viele Kommunalwahlen im Norden und Süden.
Im Hinblick auf die unverkennbare Verfäfärfung des Gegenfaßes zwifchen rechts und links und der durch das Steuergezänke entftandenen allgemeinen Verärge-rung mußte die Reichsregierung darauf bedacht fein. in der neuen Seffion des Reichstags nach Möglichkeit keine Vorlagen einzubringen. an denen fich die Parteileidenfchaft abermals lichterloh entzünden könnte, Das wurde ihr dadurch erleichtert. daß jeßtz nach der Bewilligung fa| einer halben Milliarde neue-r Steuern kein gar fo heikles Problem der Löfung zudrängt und die preußifche Wahlrechtsfrage erft im Januar im Landtage zur Sprache kommen wird. Herr von Bethmann Hollweg ift obendrein in der neidenswerten Lagez mit keiner Partei durch zu enge Gevatterfchaft verftricft und mit keiner intim verfeindet zu fein. Wie er zur Zeit der Kanalkrife als vorfichtiger Mann kein Minifterportefeuille angenommen hat„ fo hat er auähfelbft in der Maienblüte des Blocks, fich nichts vergeben. Auch nach dem 13, Dezember 1906, als das Zentrum über den gaf'tlichen Salon des Fürfien Bülow den ftrengften Boykott verhängte- (der in dem politifch unendlich reiferen England als etwas Urlächerliches gebrandmarkt würde). da unterhielt .herr von Bethmann Hellweg mit dem Zentrum immer korrekte amtliche und gefellfchaftliche Beziehungen. Um die Gunf't der Konfervativen brauchte dem nach feiner ganzen Vergangenheit und nach den ebenfo g:-lehrten wie behutfamen Wahlreform-Nedenz die er als Minifier des Innern im preußifchen Abgeordnetenhaus gehalten hat. nicht bange zu fein. Und fo hat ihn denn auch Herr von Heydebrand erft jüngfi in einer konfervativen Wählerverfammlung feines vollen Vertrauens verfichert. Und auch die Liberalen werden ihm zunächfi nicht als Gegner, fondern in abwartender Haltung gegenüberfiehen.
Der fünfte Kanzler hat deshalb mit gutem Takt alles darauf angelegtt die Parteien zu einer politifchen Abrüftung zu bewegen und die neue Seffion zu einer rechten Arbeitsfeffion zu machen. Darum auch die mit

Unrecht gerügten „rein gefehäftsma'ßigen“ Wendungen der Thronrede.
Gerade diefe kurze fachliehe Zufammenfaf'fung des Notwendigften- das unbedingt gefagt werden mußtet bezeugt eine gefchickte Hand, Sollte der neue Mann mit großem rhetorifchem Aufwand ein papierenes Programm entrollen, auf das fich alle Parteifkribenten mit wilder Kampfesfreude fiürzen konnten- und for noeh ehe die Reichsboten reeht beifammen waren- alle Wege zu befonnener Beratung felbft verlegen? Er hat es kluger- weife vorgezogene jedes Worte das neues Ärgernis erregen konnte, zn vermeiden.
'So werden die neuen Steuergefeße- für die Herr von Bethmann Holl- weg freudlos die formelle Verantwortung übernehmen mußtef einfaäf als Tatfache erwähnt- ohne daß die Bewilliger, wie es doch fonft nur billig wäre- auch nur ein Wort des Lobes einheimfen, „Nachdem die in ihrer letzten Tagung vereinbarte Steuergefeßgebung dem Reiche neue Ein- nahmequellen erfchloffen haty muß beharrlich dahin geftrebt werden, die finanzielle Stellung des Reiches mit den fo gewonnenen Mitteln zu fefii- gen.“ Das ift ein klafiifeher Lakonismusf der ebenfo rühmenswert ift wie das erfolgreiche Bemühen- die vielen Offiziöfen fcharf zu ziigeln und ihr vet-wirkendes Geplärre endlich zum Schweigen zu bringen. Nur in dem Paffus- bei deffen Formulierung der Kolonialfekretär mitgewirkt hat- ifi ein gewifier Wortüberfihwang zu fpüren. Sonft ift jeder Satz von einer mufierhaften Objektivität- der die gewünfchte Wirkung auch im Ausland nicht verfagt blieb, Es wäre nur ftilgerecht gewefent hätte der neue Kanzler, wie er feine Rede aller überflüffigen Ornamente entkleidet hatt auch die Anregung gegebene der Eröffnung des Reichstags im König- lichen Schloffe einmal allen falfchen militärifchen Aufputz fernzuhalten7 und hätte er die Mappe mit der Thronrede dem Kaifer im Frackf anfiatt in feiner funkelnagelneuen Uniform als Dragonermajor- der in den hohen Röhrenftiefeln nicht ganz ficher zu fthreiten fcheint. überreicht, Muß fich der Reichstagspräfident etwa gerade bei diefer Gelegenheit in einen Leib- Kürafiier verwandeln und müffen alle anderen Volksvertreter-f die in ihrem Schrank noch irgend eine Uniform hängen' haben- diefe mit dem inzwifthen aufgefchwvllenen Leib überpolftern?
Gewiß wird Herr von Bethmann Hellweg die Parteien befchwören- ihren harten Sinn zu fänftigen und den alten Steuerzwift zu vergeffen- ehe er das Ergebnis feiner Vertiefung in die auswärtigen Angelegen- heiten, feine Meinung über die Zufammenkunft in Racconigi und über Die Kongogrenzfragen entfchleiern wird. Dennoch werden die Redner

oft genug die Bahn fachlicher Erörterung verlaffen und ihrem feit vier-
einhalb Monaten täglich wachfenden Zorn über die Sünden der anderen
Luft machen. Schon die vielen Initiativanträge. die auch diesmal von
allen Seiten niederregnen. werden dazu Gelegenheit geben. Gleich der
hißige Beginn - ift es fchon einmal vorgekommen. daß der Reichstag bloß
zur Konftituierung des Präfidiums zwei Tage brauchte? - zeigt. wieviel
Zündftoff fich angefammelt hat. Wer weiß. welehe Prozeffe fich infolge
diefer Diskuffionen im Schoße des Reichstags vorbereiten und bei den
nächften Wahlen. die - wenn der Reichstag nicht früher aufgelöfi wird
-- nach einer zweiten ordnungsmäßigen Sefiion im Herbft 1911 zu er-
warten find. zum Durchbruch kommen werden? Seit langem fchon waren
rechts und links nicht fo reinlich gefondert wie jest. vor allem haben
die Nationalliberalen nie feit dem Jahre 1874: fo nahe bei den Frei-
finnigen ihre Stellung bezogen. Nach vielen kläglichen Verhandlungen
wird jest verkündet. daß die Fufion der drei freifinnigen Gruppen unmit-
telbar bevorfkehe. Wird die neue geeinte Partei mit den National-
liberalen. die Herrn von Hehl. den Grafen Oriola und Herrn Lehmann
aus ihren Reihen hinausgedrängt haben und auf die Stimme der Jung-
liberalen (wie eben jetzt bei der Präfidentenwahl) mehr hören. als auf
die Warnungen der Befchwichtigungsräte. fich über die wichtigften takti-
fchen Fragen verfiändigen. um dem Liberalismus in entfcheidenden Augen-
blicken einen ftarken Cinfluß zu erzwingen? Man vergißt. daß er im
Reichstag über mehr als hundert Mann verfügt. alfo über ebenfoviel
Stimmen wie das Zentrum. über mehr Stimmen als die Konfervativen.
Jfi das der Anfang zu einer großzügigen Parteigruppierung? Sind wir*
reif geworden zu einer allmählichen Bildung zweier großer Heeflager:
rechts und links? Ein Parlament ifi erft dann mächtig. wenn die Regie-
rung nicht mit Zufallsmajoritäten arbeiten muß und nicht nach ihrem
Belieben Majoritäten künftlich zu fchaffen vermag. Der Weg für uns ifl-
wohl noch fehr. fehr weit. diefer einzige gefunde Weg zur parlamentari-
fchen Her-rfchaft. Cs wäre ein tragikomifches Verhängnis für die Kon-
fervativen. die zum erftenmal einen Kanzler. einen unparlamentarifihen
Minifter mit parlamentarifchen Mitteln befeitigt haben. wenn fie durch
ihren hartnäckigen Widerfiand gegen die Erbfchaftsfieuer auch diefer Ent-
wickelung fo ganz gegen ihren Willen die Bahn geebnet hätten!

O''''.*'''*''''''''''''9'''''.''''''''''''''''.
Georg Reicke:
Von der Reife
Sonette
I.
Lind lag die Nacht auf der getürmten Stadt.
Von Sankt Laurentius fcholl die dritte Stunde -
Ein tiefes Schweigen herrfchte in der Runde.
Duräjbroäjen nur von meines Wagens Rad.
sexe -
Zum Bahnhof gehts: der Wächter. fchläfrig matt.
Lehm in der Ecke hier mit offnem Munde _-
Kaum wird am Schalter mir gewiffe Kunde.
Wo man den Nachtzug zu erwarten hat.
Doch angelangt auf richtigem Geleife
Bringt mir die dampfende Mafchine fchon
Sie. die ich heiß erfehnt feit fieben Tagen.
Gar chic. im knappen Anzug für die Reife.
Leichtfüßig fpringt mein Lieb auf dem Perron
Mir an den Hals und läßt davon fich tragen.
II.
Das weite Tal bedeckte Nebelgrau.
Als im Gebirge wir der Bahn entfiiegen.
Die Berge fah man nur wie Schatten liegen.
Kaum ahnend ihren wolkenhohen Bau.
Der Graf jedoch befchrieb uns fehr genau
- Seit Jahren pfleg' er hieher auszufliegen -
Wie herrlich fonft es fei. wenn ftolz verfchwiegen
Die Häupter ragten in des Himmels Blau.
''*''*''''''''''''''''*'''*''''''.'*'''''''''''''''''''*''''''''''''''*.''''''''''''''
*
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
*
'

'
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
:
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'

G
'
'
'
'
545

Denn in der „Poll“ erzählt' er uns Gefchichten
Aus Indien. wo er Iahre zugebracht.
Doch als der Vorfchlag fchließlich ward gemacht
Ins Freie noch einmal den Schritt zu richten.
Da lehnt' er ab: er hab es oft gefehn.
Wollt' lieber noch ins andre Wirtshaus gehn.
lll.
Z Die Morgenkühle fchüttelte die Glieder.
Z Als. muntere Gefellfchaft. wir den Wagen
Z Anfpannen ließen. uns ins Land zu tragen.
Z Die Bergesriefen fehn heut klar hernieder.
Z Nur um der Zugfpitz' Höhen. hin und wieder
Z Im Winde |reichend. noch die Wolken lagen.
Z Doch plötzlich glänzt es. wo die Gipfel ragen.
L Weißleuchtend auf wie eines Schwans Gefieder.
Z Der erfte Bergfchnee zeigt verjüngten Blicken
Die langerfehnten Alpenherrlichkeiten. Z
Der Tieflandfeelen labfamfies Erquicken. :
Fürwahr. es lohnt fchon. fich um folche Zeiten Z
i
Den Winter lang an Amt und Haus zu binden
Und meinetwegen tüchtig abzufchinden!
lb'.
Ein lichter Sonntag liegt auf Bergeshöhm
Ins Tal verbreitend feinen Sonnenfrieden.
Die Schweiterdörfchen ruh'n wie weltgefchieden
Im Kranz der Matten lieblich morgenfchön.
Z Vom Kirchlein fchallt der Glo>en fromm Getön.
Z So feierlich. als wenn die Welt hienieden
Z Sim mit dem Himmel. den fie lang gemieden.
Z In diefem heilgen Augenblick verföhn'.
Z O Sonntagsfiille hier im fernen Tal -l
O blauer Duft um fteile Felfenwände -l
O weißes Leuchten in der heitern Luft --!

Ihr faßt uns an. als ob zum erften Mal
Der Menfch vor feines Herrgotts Schöpfung ftände
Der neuen Stimme laufchend. die ihn ruft.
!/.
Im Nebel traten wir die Wandrung an.
Das Hochtal war zur Ebne ausgebreitet.
Kein Berg. kein Wald zu fehnz die Sonne fireitet
Vergeblich. fcheint's heut mit dem Wolkenbann.
Doch fchau - zur Seite - vor dem dunklen Tann.
Ift's nicht die grüne Loifach. die dort gleitet?
Und find die Höhen nicht? und drüben weitet
Sich dort der Berge Kranz nicht himmelan?
Z
Gewiß. fie finds! find uns zurückgegeben. Z
Und Herz und Augen fahen fich nicht fatt Z
An ihrer Linien kühnem Aufwärtsftreben -l Z
So hüllt das Leben auch fich oft in Schweigen. Z
Verdeckt mit Nebeln lange uns den Pfad.
Um plötzlich Mut'gen freie Bahn zu zeigen.
Al.
Die Dämmerung begann herabzufinken.
Graufchatten hufihten fchon auf Wald und Wegen,
Wir aber ftrebten noch dem Ziel entgegen.
Das uns in mäß'ger Ferne mußte winken.
Befchwerlich Gehn war's; denn zur Recht' und Linken
Forttafiend auf dem Zick-Zack-Pfad. dem fchrägen.
Ging es zu Tal. lautlos - jedwedes Regen
Schien in der tiefen Stille zu ertrinken.
Und fchließlich waren wir von Nacht umfangen.
So fchwarz und tief. daß nicht der nächfte Baum
Erkennbar blieb - uns packte faft ein Bangen.
....................o..'......
."*"""""""".""""""".*"""".""'*""'

Du aber fchritteft. ein lebend'ger Traum.
Unfichtbar mir zur Seit: dein weiß Geficht
War in der Dunkelheit mein einz'ges Licht.
bill.
Die erfte Stadt des Südens tut fich auf;
Denn Pläne. Straßen. Hänfer. Fenfterläden
Wir fühlen alles eine Sprache reden.
Die fremd uns ward in eines Jahres Lauf.
An allen Ecken gibt es Obfi zum Kauf. L g k'
Meraner Äpfel wie im Garten Eden.
Prachwollen Wein aus Bozen und nm jeden
Vergleich erhaben Pfirfich. hoch zu Hanf!
Das mußte freilich meiner Liebften mnnden.
Die. Evastochter. noch die Äpfel liebt.
Selblt wenn fie gras und grün bei uns im Norden.
Was es daheim in einem Jahre gibt.
Und wundert fich. wie rafch fie fertig worden!
711l.
„Im Mondfchein“ heißt*s; war nicht vom erften Range;
Kein Hausportier empfing uns an der Schwelle.
Die Treppen dunkel. ftnmm die Zimmerfchelle..
Und wenn man ruft. fo danerts weidlich lange,
Doch wählten wir's. als auf dem erften Gange
Wir durch die Stadt gelangt an diefe Stelle:
Denn vor den Fenftern raufcht die rafäje Welle
Des grünen Inns in ewigem Gefange.
Wir ftehn und [anfehen. fehn die Waffer fchießen.
Am Brückenpfeiler branden - fiehn und [anfehen.
Und können uns nicht fatt im Anblick baden.
...................."""""""""""*""."'**.."*.*""*...."'.'*.."'.'"'*"..'..
*.'
'
Z
Z
7
Z
Z Und fie vertilgt denn auch in wenig Stunden.
Z
f
Z
Z
Z
Z
Z
Z
'
I
Z
U"*"""""""""""""""""""""""*""""

'va.s""""""""""..'..""*"."""*'."""""""
.""'..'.""'..d.........q...6.............*ak.....ö..Z...........e.»....0.-........'.........
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
J
'
k
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
0
'
'
'
0
'
'
'
'
0
0
'
'
0
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'

Doch als zum Schlummer wir die Augen fchließen.
Verfolgt uns in den Traum ein lieblich Naufchen -

Von nord'fchem Meer an heimifchen Gefiaden!
1.x'.
Der Hofkirch Glöcklein tönt melodifch weiaj.
Mahnt zum Gebet und frommen Händefalten.
Man läßt die erfte Regung gerne walten.
Und tritt hinein. 's ift heilger Kunft Bereich.
In langer Reihe. fchweigend. geifiergleich
Stehn fie umher. die bronzenen Gefialten.
Die Totenwacht am Sarkophage halten
Für Kaifer Mar vom heilgen röm*fchen Reich.
Und unter ihnen aller Erzkunft Blüte.
Des wackern Meifter Vifcher Prachtgebilde.
Der König Arthur und Theoderich.
Ganz jener Stolz und» diefer weiche Güte.
So fchauten fie. gefiüßt auf ihre Schilde
Manch wandelndes Jahrhundert fchon um fich.
Ä.
Blaugrüner See. drin fich die Berge fpiegeln.
Schwarzgraue Berge. die ins Waffer fchreiten.
Wie löft den Sinn ihr von den Nichtigkeiten.
Damit das Leben liebt. ihn zu verfiegeln!
Doch ob das Herz mit aberhundert Riegeln
Verfehloffen ward in öden Winterszeiten.
Hier öffnen fie fich. geben dem befreiten
Die Liebe wieder mit den Sehnfuchtsflügeln.
Die Liebe zu der fchönften Offenbarung.
Die uns Natur bezeugt im offnen Buche.
Das doch fo felten wir verfiehn zu lefen!
Die Sehnfucht. auch in täglicher Erfahrung
Jin ew'gen Einer-lei noch auf der Suche
Nach ihr zu fein. die ftets uns macht genefen.
......"......""""...".......".""""""".'....o...".'.......o."".....e............
U1
.ß
Q

0

0
E
Q
E

*

x!,

Schon herbftlich fchaut es hier: der Paffagiere
Geringe Zahl fchien gleich es auzudeuten.
Und deutlicher noch fagen's. leer von Leuten.
Rings um den See die riefigen Quartiere.
Doch fliegen wir an Land. Daß man diniere.
War noch zu früh. So gingen wir und freuten
Am Waffer uns. dem Sonnenlicht-beftreuten.
Und ftrichen kreuz umher im Waldreviere.
Ganzftille war's - ringsum ein herbftlich Schweigen.
Das leife lockt. bis mit geheimen Lauten
Die Seele gibt. was all ihr tiefft zu eigen.
Auf einer Waldbank ließen wir uns nieder -
Und während wir uns Aug' in Auge fchauten.
Empfingen wir vom Herbfi den Frühling wieder.

Ill.

Man wünfcht fo oft fich eine Zeit zurücke.
Da man gelebt. gelebt mit ganzem Herzen.
Wünfcht fie zurück mit ihren Freudi und Schmerzen.
Mit Zittern. Zagen. groß und kleinem Glücke.
Auch ich. gefieh. beklagt-s als Schickfals Türke.
Und liebte wohl die Zeiten anzufchwärzen.
Wenn fie im Leben. Lieben. Ernfi und Scherzen

Nicht einfk'gen glichen in jedwedem Stücke.
Doch neue Reife hat mich viel gelehrt:
Ich lebte fie als neue hohe Zeit.
Wie je uns eine mir gefchenkt das Leben.
Ich fah. daß. wenn der Menfch nur recht begehrt.
Zu neuem Glück mit Herz und Sinn bereit.
Mit vollen Händen neu ihm wird gegeben!

z L.
. k
.. FK PKH?:
.IUY-.ÃŸbRiÃ–-Ãœ" . .
. ,rx ,..
MN '. * . '. .
- - 7. d -.. '
- . ." . , K. -
- . 1-.; l' '*
' . . * *
' *DBX _
e- -*' .
M'-
.
K
Max Osk-orn.
von
Okt-z GÃ¼ncher:
AuffaÃŸ
Karl Vachbolz.
(Zum
:ek
'A
. .F l*
C..-
'TL B,
' 'BT'
87W

'1...'N"'"'*"""""""""',""""""""""'.“*"'l"
K
.
;
'
;
'
'
r
'4.
'k
.
o
i.
'
'
;
*o
'
;
.
.
a
c
;
'
'
Q
.
.
.
e
.
.e
.
.
.
.-
.
.
.
.
.
.
.
d
;
'.
.
.
a
.
.
.
.

.
.
e
0
.
e
.-
.
W.
.
'k
e
.
.
e
.
;
.
.
.
.
;
.
.
;
'
;
;
.
.
;
.-
Ä).
Zafon nerhf'tiich fchaut es hier: der Paffagiere
(iX-:ringe Zahl fchien gleich es enzudeuten,
lind deutlicher noch frag-nr, leer von Leuten-
»4'
(F
:Kling-.a um den See die riefigen Quartiere.
Doch ftir-gen wir an Laut.. Daß man 'kinn-„7,
War nell) zu früh. So gingen wir und freut-?n
.im Weiher uns, dem S*-*.nenlicht-befireulen,
Und Jiri-.hen kreuz umher im Waldreviere.
Gant *Zille rear' -* ringsum :in herbftlich Schweigen,
Das leife lockt, bis mit geheimen Lauten
Die Seele gilm was all ihr tieff't ,iu eigen.
Auf einer KIZ-„trennt ließen wir uns nieder -
1.2217": wahrer-'o wir uns Aug' in Linge fchautenz
Empfingen wir vom .Verl-ii den Yriihling wieder.
."(ll.
Man wiinfcht fo oft fich eine Zeit zurücke,
Da man gelebt, gelebt mit ganzem Herzen,
Wünfclit fie turiic* mit ihren Freud' und Schmerzen.
Mit Zitternf Jagen. groß und ileinem Glilcke.
Auch ixh. gefeh„ beklagte als SchiFfal-s Tücke-

Und liebte wohl die Zeiten anzufchwc'irzen.
Men;- fie 1m Leben, trieben. Gruft und Sherzen
Nicht. einfk'xen glichcn in ict-weden "St-Zicke.
Dock; tl-'Flle Reife hat mi.h viel gelehrt:
:ich lebte fie als neue hohe Zeitz
Wie ie uns eine mir gefchenkt das Leben.
Ich fahz taxi. wern der Menich nur reibt begehrt.
Zn neuem Glück wir Herz und Sinn bereit-
Mit vollen Handen neu ihm wird gegeben!
"O'q""'*""'ß'.'U'E""'**"P'd'ö""'.'.'"'.".'-."b"
"*"["".""..'."
[..'"'*""".'
.
0
.
.
;
.
.
.
;
'
;
k
;
'
k
'
;
'
'
'
;
.
;
'
.
f
;
.
0
B
q.
4'
'
.
;
.e
'
'
'
.

j
:
'
'
.
550

M
G Otto GÃ¼nther:
Karl Buchholz.
"K (Zum Auffatz von Mar Osborn.

Carl Bulcke:
Der verlorene Sohn Novelle
I
Als die kleine hübfche Freddy Langwaldt mittags vom Schlittfchuhlaufen kam. - fie war vierzehn Jahre alt. hatte einen diäen Zopf und blanke braune Augen -. war Siegfried bereits mit feiner Frau zu Haufe eingetroffen. Siegfried war Oberleutnant in einem Artillerieregiment in Gumbinnen und hatte fich beinahe ein Jahr lang nicht zu Haufe blicken laffen. Papa war nämlich böfe. weil Siegfried auch diefes Jahr große Schulden gemacht und allerhand Rechnungen einfach zu Papa hatte ins Haus fchicken laffen. Freddy kam gleich mit den Schlittfchuhen in der Hand in den Salon geflürzt. als das Mädchen draußen erzählt hatte. daß Siegfried fchon da wäre. warf die Schlittfchuhe vor den Ofen. umarmte zuerft Helene und dann Siegfried und f'tellte fich mitten ins Zimmer: ,.Kinder! Weihnachten! Himmlifch! Bei Fragftein fieht ein Lohengrin aus Marzipan! Kinder. alfo ich kriege ein neues Koftüm. dunkelbraun mit Krimmer befeßt. ich kriege den Schiller in vier Bänden und neues Briefpapier mit Figuren. ich kriege ein braunes Pelzbarett. und wer weiß. was ich fonf't noch alles kriege. Mutter hat im Kleiderfchrank unten links eine Ecke. die ich nicht fehen darf, Da ift was Blankes drin. Es ift klein und rund und niedlich. und der erf'te Buchftabe ift L und der zweite Buäjftabe ampe, Stellt euch das vor. Kinder. es ift zu herrliäj. fage ich euch.“
Sie reckte die Arme und drehte verzückt die Augen. Frau Helene Langwaldt. die an dem Kachelofen fdand und fich wärmte. lächelte kopffchüttelnd. der Oberleutnant beugte fich aus feinem Seffel vor. ftrich mit den Händen am Hinterkopf den Scheitel glatt und fagte halblaut zu feiner Frau:
„Was fagfi du. Helene. Freddy brennt fich fchon die Haare, Vierzehn Jahre alt und fchon ine Brennmafchine. Haft du Worte . . .“
Die Kleine drehte fich zornig um und fprudelte ihre Antwort heraus:
„Wenn ich mir die Haare brennen will. fo ift das meine Sache . . . Verftehft du . . . Und außerdem brenne ich mir die .Haare nicht. fondern ich lege mir Papilloten ein. . . . das hat Mama erlaubt und das tun
Z7 55!

alle Mädchen hier . . .. wenn fie's bei euch in Gumbinnen nicht tun. fo kann ich nichts dafür . . .“
Der Oberleutnant zuctte die Achfeln: ..Ich finde das lächerlich."
Am Fenfter faß die Frau Geheimrat. eine kleine dicke Frau rnit weißem Haar und einer Brille; fie fiichelte an einem Kindermüßchen. Jeet wandte fie langfam den Kopf und fagte klagend:
..Kinder. zankt euch doch nicht heute . . . wenigstens heute niäjt , . . Kaum feid ihr wieder beifammen. und gleich geht das Zanken los . . . Geh. Freddy. zieh dein Iackett aus."
Die kleine Freddy ging ärgerlich hinaus.
Die Frau Geheimrat fiichelte weiter über ihrer Näharbeit. Der Oberleutnant hatte den Kopf hintüber auf den Seffel gelegt. lächelte be-haglich und tauchte. Helene ftriäj mit den Händen über ihren grauen Taftrock. feufzte leicht und feste fich neben ihren Mann. Sie nahm von dem Tifäj ein Iournal und blätterte darin. Sie war hellblond und hatte ein fchönes offenes Geficht.
In der anderen Fenfiernifche faß Georg Langwaldt. Er war Ne-ferendar bei dem Amtsgericht in Fifchhaufen und hatte bereits vor zwei Tagen feinen Weihnaäjtsurlaub angetreten; ein eleganter junger Herr in fchwarzem Gehrock. mit blaffem Geficht und fpärlichem Haupthaar. der nachdenklich feine Lackftiefel betrachtete, ..Tja. tja . . . das find fo Sachen . . . Papa könnte nun auch bald kommen."
Der Oberleutnant fuhr fort zu erzählen. Er erzählte etwas groß-artig von einer Treibjagd. die er auf einer gräflichen Befißung mitge-macht hätte; von der ga|liihen Aufnahme auf dem Schloß. und daß er mit dem Fürfien Soundfo und dem Baron Soundfo Skat gefpielt habe, Auch fei er Iagdkönig gewefen. - Eigentlich hörte ihm niemand zu. doch er erzählte ununterbrochen weiter. lächelnd zurüägelehnt und mit den Handflächen befchreibend. wie groß der Speifefaal und wie groß fein Fremdenzimmer und wie breit das Prunkbett gewefen fei. Ein richtiges. fchwer vergoldetes Prunkbett. in dem König Kafimir von Polen gefäjla-fen haben follte. Es war. als bewachtete er fich dabei wohlgefällig in einem unfichtbaren Spiegel an der Deäe.
Georg Langwaldt. der Referendar. lächelte mokant. ..Tja. tja . . . das find fo Sachen . .
Vor den Fenfiern fielen ganz langfam kleine wirbelnde Schneeflocken.
Der Oberleutnant unterbrach fich und lachte nervös: ..Verzeih.

Georg. aus deinem ftumpffinnigen Fifchhaufen fcheinft du wenig gute Manieren mitgebracht zu haben.“
Der Referendar fagte langfam: ..Weißt du. Siegfried. daß du in einem Prunkbett gefchlafen haft. brauchft du uns wirklich nicht aufzubinden. Ich finde das gefchmaälos."
Die Frau Geheimrat fchiittelte heftig den Kopf. Sie war fo er- * regt. daß fie kaum Worte fand; ..Alfo Kinder. . . . heute ift heiliger Abend . . . alfo Kinder. ich bitte euch . .
Die junge Frau ftand fchwerfällig auf. verzog das Gefiiht und ging durch die Tür. ..Ich glaube. die Kleinen find aufgewacht . . . Ich bitte um Verzeihung . .
Da klingelte es. und der Geheimrat kam. Man hörte. wie ihn draußen auf dem Korridor die kleine Freddy mit .Hallo begrüßte und wie er fich leife ääfzend den Säfnee vom Pelze klopfte.
Der Oberleutnant ftand auf. „Man muß den alten Herrn begrüßen."
Als er zur Tür ging. kam ihm der Geheimrat. gefolgt von Freddy. bereits entgegen. Ein kleiner hagerer Herr mit weißem Vollbart und großem Oberkörper.
..Guten Tag. mein Sohn . . Sie reichten fiäf die Hand. ..Sei willkommen." Der Geheimrat hatte eine langfame finnende Art. feine Worte zu fehen. und einen ruhigen. in fich gekehrten Blick. mit dem er die Worte begleitete.
Die kleine Freddy hing fich fchmeichelnd in feinen Arm: ..Mein goldener Papa. o b du den Weihnachtsmann getroffen haft?! O b du an die filberne Fibula gedacht haft? O b fie wohl nicht zu teuer ift? O b unfer goldener Papa fich auch heute freuen wird? Aa). du kriegft ein herrliches. ganz großartiges Gefchenk von mir. Papa . . . Kofiet dreißig Pfennig und ift taufend Taler wert. ift weich und klein und fängt mit F an . . *'
Dann kam Helene zurück. Sie reiäfte die Stirn zum Kuß und lobte mit freundlicher Innigkeit die Gefundheit des Geheimrats. Ob er den Tannenbaum fchon gefehen habe und wie fich die Kinderäfen freuen würden.
Der Neferendar faß immer noch in feiner Ecke. ..Tja. tja."
..Ich habe eine Uberrafchung. meine Kinder.“ fagte der Geheimrat plöslich und fiellte fich mitten ins Zimmer. ..Eine fchöne überrafchung für den heiligen Abend. über die ihr euch alle. wie ich hoffe. ebenfo freuen werdet. wie ich mich freue." Er fah einen nach dem andern an.

Die Geheimrätin fleckte den Kopf vor und erhob fich langfam. Sie
fah ihrem Mann in die Augeny hob die Hände und die dürren Finger
begannen zu zittern. Der Geheimrat fah liebevoll zu ihr hin und nickte
ganz langfam.
„Abery . . . Iohannchen . . Der Geheimrat richtete fich wieder
auf. „Ich habe gefiern an euren Bruder Bernhard nach Berlin telegra-
phiert- nach langen reifliehen Erwägungen, Bernhard möge uns heute be-
fuchen. Ich hatte mir abfichtlieh feine Antwort auf das Gericht fchicken
laffen. Er hat mir heute zu meiner Freude geantwortet. daß er um halb
zwei Uhr cinträfe. Ich hoffe von euchy von dirf Siegfried. von dir.
Helena von dir. Georg. - dich. Freddyy brauche ich nicht zu bitten. -
daß ihr herzlich und freundlich zu eurem Bruder fein werdet. Für einen
alten Mann ift es einer der traurigften Gedankeny die Angft zu haben.
daß einmal plößlich der Mund verfchloffen wird und dann vieles unge-
fagt bleibt, was hätte gefagt werden müfien . .
Der Geheimrat fah abwartend von einem zum andern.
Endlich fagte Siegfried: „Es ift ja eine 'mißliche Sacher Papa . .
Nicht nur meinetwegeny Papa . . . Es ift ja gewiß fehr edelmütig von
dirf Bernhard wieder in Gnaden aufzunehmen . . . hm . . . Ich meine,
wenn Bernhard feine fogenannte Frau mitbringen follte . . . Sie foll
ein Malermodell gewefen fein . . , Ich könnte wirklich nicht dulden. daß
Helene . .
„Bitte7 beruhige diäfy" fagte 'Helene ruhig. „Wenn dein Papa
es wünfchtF werde ich die Schwägerin mit aller Herzlichkeit empfangen.
und fie foll über mich nicht zu klagen haben.‟
Wenige Minuten fpäter |and eine Drofchke vor der Tür. Georg
fah vom Fenfter hinunter. Ein fchlanker Herr mit großem Filzhut ftieg
aus. zahltey zog feinen kleinen gelben Koffer vom Kutfchbock. fah an dem
Haufe empor und trat ein.
„Auf langen Aufenthalt fcheint er fich Gott fei Dank nicht eingerichtet
zu haben.“ fagte Georg. Der Oberleutnant feßte fich fchnell an den Tifch
und befah ein Photographiealbum, Es fah aus- als fäße er Pofe zu dem
Empfang. Helene hatte die Arme gekreuzt und den Blick auf die Tür ge-
richtet. Freddy fchlich fich hinaus.
An der Tür ftand der Geheimrat und hielt feine Frau am Arm. Die
alte Dame hatte ihren Kopf an feiner Brufi verborgen und bebte. Als
der Geheimrar Freddy fah. löfte er den Arm von feiner Fram fchob Freddy
fanft in das Zimmer zurück und fchloß die Tür. Wenige Augenblicke

fpäter hörten die Gefchwif'ter auf dem Korridor einen lauten Schrei. ein helles gellendes Weinen. ..Höre doch. wie Mama fchreit . . rief Freddy und umklammerte die Schwägerin. Dann wurde es plötzlich ftill. Nach einer Weile kam die Geheimrätin allein ins Zimmer und flüfierte erregt:
..Er ift jeßt bei Papachen im Zimmer . . . Papachen hat mit ihm zu fpreäfen . . . O mein Gott. wenn er doch gut zu dem Jungen fein wollte . . . Mir ift ja fo fchrecklich angft . ,
Und dann lief fie wieder hinaus.
Es dauerte zehn Minuten. Das Dienftmädchen kam. öffnete die Tür zum Speifezimmer und meldete. daß angerichtet fei. Georg winkte kurz ab.
Plötzlich trat ein langer hagerer Menfch in das Zimmer. Er hatte ein glattrafiertes eckiges Geficht mit dunklen Augen und halblangem dunklem Haar. das in der Mitte gefiheitelt war. Eine kleine f>fwarze Locke fiel ihm auf die Stirn. Er trug einen langen Gehrock mit buntgefiickter Wefie und kam mit geöffneten Händen näher.
..Guten Tag." fagte er laut. ..Ich bin Bernhard." Er fah fich fuchend um.
Siegfried hatte fich vorgenommen. im Seifel fißen zu bleiben und mit dem Geficht gegen das Fenfter zu fehen. Als der Fremde eintrat. hatte er doch den Kopf gewandt. und als der Fremde näher kam. hatte er fich doch erhoben. Nun fland er abwartend. die eine Hand am Seffel und fah auf.
Helene trat rafch hinzu und fihiittelte Bernhard kräftig die Hand:
..Guten Tag. Herr Langwaldt. Sie kennen mich nicht. Ich bin Ihre Schwägerin Helene." Bernhard. der den Blilk feines Vaters geerbt hatte. behielt ihre Hand in der feinen und redete ein paar Worte.
Helene fah mit hellem Blick zu Siegfried hinüber. Siegfried ftrelkte zögernd die Hand aus. Doch bevor er näher treten konnte. war plößlich Freddy mit vorgebeugtem Kopf auf Bernhard zugefchoffen. hatte fich an feinen Hals geworfen und jauchzte: ..Bernhard . . . Bennie . . . lieber Bennie . . "
„Ach. und das ift Freddy . . . Das ift meine kleine Freddy . . Der große Menfch fireichelte ihr Geficht. ihr Haar. fireichelte ihre Hände. immer fcheuer und unficherer werdend und drückte dann ihren Kopf an feine Bruft.
Ießt fah er zu Siegfried und Georg hinüber. Er zog die Augenbrauen in die Höhe. bewegte zuerft wortlos die Lippen und fagte: ..Und

ihr feid Siegfried und Georg. Es ifi lange her . . ." Er fenkte den
Kopf. bewegte wie kauend die Lippen und fah lauernd empor. „Ihr
haltet es nicht für richtig. mir guten Tag zu fagen . . .?“
Doch. fie wollten Guten Tag fagen. Sie kamen beide und reichten
ihm die Hand. Siegfried fagte fo etwas. daß es ja eine überaus große
überrafchung fei. und Georg meinte. daß er Bernhard fihwerliä) auf der
Straße wieder erkannt haben würde. Sein Geficht fei voller geworden.
Auch habe er ihn kleiner in der Erinnerung.
Bernhard fah von einem zum andern und rieb die Hände:
..Eigentlich ift alles ganz unverändert . . . In der Bahn über-
legte ich. wie lange ich nun wohl von Haufe fortgewefen fei , . . fieben oder
amt Jahre . . . die Stadt hat fich fehr verändert . . . Da unten am
Bahnhof find überall neue Straßen. und am Schloß fand ich mich über-
haupt nieht mehr zurecht . . . Wie hat fich das alles verändert . . .
Aber ich habe doch gleich ein paar Menfchen auf der Straße gefehen. auf
die ich mich deutlich befann . . . Schwägerin. haben Sie Kinder? Zwei?
Ich habe fchon drei Kinder. Sind Ihre Kinder hier? Können wir fie
gleich fehen? Ich bin ja fo neugierig . , Plötzlich fiarrte er in eine
Ecke neben dem Nähtifch. wo ein kleiner Holzfchnitt an der Wand hing.
und eine heiße Erfchütterung überflog ihn. Es war ein kleines Bild. ein
Ausfrhnitt aus einer Zeitfchrift. „Sieh. ein Bild von mir . . . Mein
Gott. hier ift ein Bild von mir . .
..Mama hat es fich wohl ausgefchnitten.‘ fagte Siegfried. „Alfo
das ifi ein Bild von dir. Das muß ich mir doch gleich mal anfehen."
Die Eltern kamen. und man ging zu Tifch. Bernhard faß zwifchen
den Eltern. Die Geheimrätin betete. und man löffelte fchweigend die
Suppe. Die beiden Dienftboten kamen und gingen. In den erfien
Minuten wurde kein Wort gefprochen.
Der Geheimrat hob fein kleines Portweinglas: „Sei nochmals will-
kommen. mein Sohn. im alten elterliafen Haufe. Sei uns herzlich will-
kommen.“
Er wollte wohl noch mehr fagen. doch die Stimme verfagte ihm.
„Ich danke dir. Vater . , Und. als der Vater ihm in die Augen
fah: „Es war nicht leicht zu kommen. Vater.“
„Das kann ich wohl verfiehen." fagte Helene.
Bernhard lächelte ein wenig. „Wenn man fich lieb hat. fo ifi es
wirklich fchwer, Nun. ich habe meiner Frau ein befonders fchönes Ge-
fchenk verfprochen. Und da ich heute abend um acht Uhr zurüekreife. bin

ich fchon morgen früh wieder in Berlin. Wir feiern dann eben mit den Kindern morgen das Feft.“
Die Eltern fchwiegen. Wieder trat eine peinliche Stille ein. Das Dienftmädchen trug den Braten auf.
Georg drehte fich mit einem Blick auf den Braten zu Siegfried und flüfierte: ..Ganz wie beim verlorenen Sohn. Es gibt Kalbsbraten.‟
Die Mutter fragte nach den Bildern. die Bernhard male. Er folle ja fo viel Erfolg haben. und fie würde ja fo fehr gern einmal ein Bild im Original von ihm fehen.
Bernhard begann nun. leicht plaudernd. wie erlöft von feinen Bildern zu erzählen. Er male eigentlich nur Landfchaften mit Kühen darauf. male ein paar Hügel. male Felder. male Wald oder Wiefen. aber immer müßte eine Kuh dabei fein. Das fei fo ein Aberglaube. - Freddy laäjte laut. -- Und auf folch eine Kuh habe er nun ja auch glücklich den Preis der Villa Romana bekommen. --
Der Vater ließ fich erklären. was das für ein Preis fei.
..Und wie lebft du zu Haufe. Bernhardchen?" fragte die Mutter.
Er habe eine kleine Villa draußen in Friedenau. einen hübfchen Garten. ein großes Atelier und fünf kleine Zimmer. Das Leben kofie viel Geld. namentlich die Kinder. Er könne nicht fparen. doch feine Frau fei fparfam. Wenn er erft jedes Jahr auf ein paar Monate nach Italien gehen könne. um frifche Luft zu fchnappen. fo werde er feine Arbeitsfreude nicht verlieren.
Siegfried begann jest von einem Maler zu erzählen. der für fein Kafino ein Kaiferbild gemalt habe. Ein Landwehroffizier. früher in Referve des Negiments. Das Bild fei einfach tadellos. Sie hätten achthundert Mark bezahlen müffen. Geld genug. Ob Bernhard den Maler kenne?
Rein. Bernhard kannte den Maler nicht. Er hätte nie den Namen gehört. fagte er.
Und dann wieder ein langes Schweigen. Der Geheimrat fah er-müdet aus. ..Kinder. ihr putzt jest alle zufammen recht fchön den Tan-nenbaum. Jth muß noch einmal auf eine Stunde auf das Gericht.
Es war leider unmöglich. daß ich mich freimachte. Jhr geht zufammen in den Saal. freut euch aneinander. und wir feiern um fünf Uhr ein frohes Feft. Seid einig unter einander."
Siegfried und Georg fielen ihm fchnell ins Wort und verfichcrten ver-legen lachend. daß fie noch notwendig mit dem Weihnachtsmann fprechen

müßten. Sie hätten fich ficher anders eingeriäjtet. wenn fie gewußt hätten. . . . aber fo. . . . einfach unmöglich.
Die Geheimrätiu nötigte zum Effen. Das fei ja fchrecklich. nicht ein einziger habe heute zugelangt. Helene habe nur ein ganz kleines _Stück genommen und auch davon nur einen kleinen Biffen gegeffen. Doch alle verficherten. daß fie nicht mehr hungrig feien.
Siegfried hatte die ganze Zeit über feiner Frau mit den Augen gewinkt. doch diefe fah gefliffentlich zur Seite. Als fie aufgeftanden waren und alle nebeneinander itanden. ging Helene rafch entfchloffen auf Bernhard zu: ..Ich kenne Ihr Bild mit den blauen Hügeln. Ich habe es in ,Dresden gefehen. Auch kenne ich noch ein paar andere Bilder von Ihnen. Erlauben Sie. Herr Langwaldt. daß wir Du zu einander fagen?"
Bernhard verbeugte fich.

ll

Freddy und Helene fchmückten den Tannenbaum. Sie fprachen abfichtlich laut. fie liefen lachend und unbekümmert im Saal auf und ab; in der Sofaecke im Saal faß die Mutter mit Bernhard. fie hatte feine Hand in ihre .Hände genommen und ftellte viele Fragen, Helene und Freddy wollten nicht hören. was die Mutter mit dem Sohne verhandelte. fie wollten nicht fehen. daß die Mutter wieder weinte. fie wollten nichts davon wiffen. daß Bernhards Antworten kurz und fremd waren, Die Mutter hatte hundert Fragen: naäj feiner Wohnung. feinem Einkommen. feiner Frau. den Dieni'tboten. den Kindern. feinem Verkehr. feinen Plänen. Bernhard griff in die Brufitafche und fagte. ihm fiele ein. daß er zufällig ein Bild von Frau und Kindern bei fich habe. Die Mutter betrachtete lange das Bild.
..Darf ich das behalten. Bennie?"
..Ia. Mama. gewiß. wenn es dir Freude macht."
..Bleib doch noch morgen. noch übermorgen. Iungchen, Wir telegraphieren deiner Frau. Dann kommt fie mit den Kindern nach."
..Reim Mutter."
..Aber du kommft mit den Deinen im Frühling zu uns. auf mehrere Wochen. Wir haben ja ein fchönes Fremdenzimmer. Du kannft ja auch hier malen. Dünen und Meer. Papachen wird fich freuen. Seit nun auch Georg außer dem Haufe ift. will mir Papachen gar nicht mehr gefallen. Er ift fo alt geworden."
..Ich kann nichts verfprechen. Mama."

..Wenn ich Papachen nur bewegen könnte. mit mir nach Berlin zu reifen: feit er über die fiebzig ifi. mag er nicht mehr Eifenbahnfahren. Wir könnten euch dann befuchen . . . Ich muß doch deine Kinder fehn und deine Frau. Sie ift wohl eine Schönheit. Deine Frau?"
..Ihr miißtet bald kommen. Mama. Ich will. fo bald es geht. nach Florenz."
Sie fprachen hin und her. die Mutter ftellte immer weitere Fragen. Auch von ihrem Leben begann fie zu erzählen. Daß fie noch immer fchwer vom Rheumatismus geplagt werde und daß Papa im vorigen Jahre einmal ohnmächtig geworden fei. Daß Onkel Ferdinand fchon fiinf Jahre tot fei und daß man das Gut verkauft habe. das wiffe doch natürlich Bernhard?! - Nein. Bernhard hatte keine Ahnung. - Nun. fie feien alte Leute geworden. Auch Tante Agathe fei gefiorben. und fie hätten geerbt. Helene fei eine folch tüchtige Hausfrau. Früher fei fie ein bißchen Sportsdame gewefen. Doch feit dem zweiten Kinde habe fie alles aufgegeben. Ob Bernhard fich das denken könne. Früher fei fie immer auffallend elegant gewefen. und jetzt müffe Siegfried heimlich für fie Kleider kaufen. So vernünftig fei fie geworden. Georg. nun ja Georg. Er habe ein bißchen zu viel die Mädchen im Kopf. er fei auäf das erfte Mal durch das Examen gefallen. Ein großer Schmerz für Papa. Doäj Georg habe fich wirklich gebeifert. Ia. auäj Siegfried habe fich gebeffert. Wirklich. die Söhne machten ihr Freude.
Helene und Freddy liefen auf und ab. vergoldeten Nüffe. hingen Äpfel. Lametta und Konfekt in den Baum. und es war unumgänglich. daß fie das Gefpräch der beiden mit anhören mußten. Bernhard erhob fich.
..Ich will helfen. den Baum zu fchmücken. Vielleicht find noch die Fahnen da und der goldene Stern. die ich als Junge geklebt habe.“ Nein. die Fahnen waren nicht mehr. ,
Freddy fchlich fich. plößliih dem Weinen nahe. zu ihrer Mutter. die zufammengefunken im Sofa faß: ..Er ift gar nicht nett zu mir. Als er kam. da war er freundlich und nett. Jeet redet er. als ob wir fremde Menfäfen wären."
..Laß ihn. Kind.“ fagte die Mutter. ..er meint es nicht fo.“ Aber fie fah ftarr vor fich hin.
Da kam die Straße herauf der Zug der Stadtmufikanten. Bernhard hielt gerade ein Glasherz in der Hand. das ihm Helene gereicht hatte. er hatte gerade über das Glasherz eine doppelfinnige Bemerkung gemacht. als er plöhlich das Herz in der Hand zerdriickte.

„Vom Himmel hoch. da komm ich her . . .“
Freddy eilte zum Fenfier. Auf der verfchneiten StraßeF mitten auf dem Fahrweg. gingen in dicken fchwarzen Mänteln die zehn Mufikantenf die blanken Infirumente vor dem Mund. Eine Schar Straßenkinder folgte ihnen. In allen Nachbarhäufern kamen die Menfchen an die Fenfier. ftellten fich an die Haustüren; Frauen- die ihre Kinder auf dem Arme hielten, junge Mädchen. die fich umfrhlungen hatten. alte Leute. die abfeits ftanden. Helene fiand neben Freddy hinter der Gardine. Freddy begann leife zu fingen- mit einer kleinen, reinen. gläubigen Stimme. Zum Schluß fang auch Bernhard mit- fang mit tiefer, leifer Stimme und fiand plößlich auch am Fenfter.
Die Mufikanten waren längfi um die Straßene>e gebogen; man hörte noch lange den Choral, Die Dämmerung begann.
„Weihnaaften, Kinder.“ fagte die Mutter. „Weihnachten, Ich habe euäy alle beifammen."
Der Baum war nun gepußt. das Dienfimädrhen brachte Tee; man faß fchweigend vor dem Baumy Freddy zu Füßen *Helenenß den Blick zu ihr gerichtet. Helene |umm und ruhigf Bernhard ftarr ausblickend- zu-fammengefunken. Schließlich- als es ganz dunkel wurde- legte er den Kopf auf den Unterarm und blieb fo. eine lange Weile.
Die kleine vierzehnjährige Freddy fah in den großen goldgerahmten Spiegel vor fich. der ihr Bild verfrhwommen zurückwarf- zog die Haare in die Stirn. - fie tat das fonfi nur, wenn fie allein war. - und fagte mit fchwebender Stimme: „Es ift füß zu glauben. daß nun unfirhtbar das Chrifikind von Tür zu Tür gehtf von Tür zu Tür. und alles gleichmachen will . .
In der oberen Etage fpielte ein Klavier. und dazu fcholl Kinderge-fang: „Stille Nacht. heilige Nacht . . Alle laufchten.
Freddy fagte: „Oben ift das Ehrifikind wohl fchon. -‟
Helene ftand auf. fchüttelte fiih und fagte ganz leife. fie wolle ihre Kinder fertig machen- bald würde ja das Fefi beginnen.
Die drei blieben reglos fißen, fo reglos. daß kein Atemzug und keine Bewegung zu hören war. Der Tannenbaum knifterte. in feinen Zweigen rafchelten die Papierketten. firrte kaum hörbar das Lametta. Da kamen lärmend Siegfried und Georg zurück. Sie hatten den Vater mit-gebracht; fie wünfehten lachend Kaffee und Pfefferkuäfen. Weihnarhts-nüfie und Marzipan. Das Zimmer nebenan wurde hell. Der Vater rjl'f Bernhard und felzte fich zu ihm.

Georg reichte ihm fein filbernes Zigarettenetui. und Bernhard nahm
eine Zigarette. Siegfried erzählte wieder von feinem Maler. dem Land-
wehroffizier. Unter allen Umfiänden ein hoehbegabter Kerl. Reiche Frau
außerdemf ein tüchtiges Mundwerk und wirklich ganz gute Formen. Es
fei ihm unerklärlicl» daß Bernhard ihn nicht kenne.
Bernhard fragte gelaffen: „Was hält er von meinen Bildern? Es
wäre mir intereffant. Aus feinem Urteil könnte man vielleicht etwas
herleiten . . "
Siegfried fchien überrafcht. „Ich habe nicht mit ihm über dich ge-
jprochen."
..Nun. ich dachte. er würde dich des gleichen Namens wegen mal
auf mich hin angeredet haben."
„Ach nee . . . meinfl du . . . glaubft duf daß er was von dir
weiß . .
Georg neigte den Kopf und fah fcharf unter den halbgefenkten
Augenlidern auf. „Tja- Tja . . . das find fo Sachen . .
Die Geheimrätin klingelte mit einer filbernen Schelle. Hinter der
gefchloffenen Tür fpielte Freddy ungelenk in langfamen Akkorden einen
Choral. Der Geheimrat öffnete die Tür. Der Tannenbaum firahlte.
Siegfried trat heimlich hinter Georg. „Diefer Menfch ift ja ein ganz
trauriger Mond. Noch dazu aufgeblafen." Georg zuckte die Achfeln.
Ein paar Minuten ftanden alle reglos. Der Baum fchien- fich zu
firea'en- größer zu werden„ die Lichter fchienen heller zu brennen- die
Silberfkrähnen funkelten. in dem Spiegel blißten Flammenl ein weicher
Duft von Wachs und Tannenwald flog durch das Zimmer. Nach alter
Gewohnheit feßten fich die Eltern nebeneinander in zwei Seffelf Freddy
fagte ein Weihnachtsgedicht herl Helene mit den Kindern und die Ge-
fchwifter kamen mit Gefchenken und Glückwünfchen. die Dienftboten flan-
den verlegen lächelnd in der Tür. Als Helene ihre Gefchenke brachte.
eine kleine Stickerei und einen Tifchläufer- als die Geheimrätin liebevoll
die Hand ausf'trecktex um fie zu fireichelm fank Helene plötzlich auf die
Knie und küßte ihr die Hand.
Nun befcherten fiä] die Gefchwifter untereinander. Die beiden Kin-
der wurden hochgehobenl fie ftrampelten und jauchzten.
Bernhard hatte in einer Ecke geftandenz er trat auf die Eltern zur
als diefe allein faßen. „Ich wünfche euch Glück und gefegnete Weih-
nachten."

Der Vater legte beide Hände auf die Knie und fah ihn aus tiefen
Augen an. Die Mutter ftand auf und küßte ihn.
Der Geheimrat rief laut: ..Wir müffen heute früher effen. Bern-
hard will um acht Uhr fahren. Ich bitte zu Tifch."
..Wie fchade". rief Freddy. ..Der fchöne Baum. Nun müffen wir
uns fchon von ihm trennen. Wir haben diesmal nicht mal ein Lied ge-
fungen."
Sie hatte in der Hand unter der Schürze verfieckt eine kleine
Schachtel Zigaretten. die eigentlich für Georg beftimmt war. die fie nun
aber Bernhard fchenken wollte. Sie fiand immer dicht neben Bernhard.
fah zu ihm auf und hoffte. daß er fie anreden würde. Doch Bernhard
fah gefliffentlich über fie hinweg. Er unterhielt fich mit Helene. und
Helene tadelte ihn. daß er wieder Sie zu ihr fage. ..Ich denke. Schwä-
gerin. wir laffen es doch lieber bei dem Sie. Was hätten wir für einen
Grund. zu einander Du zu jagen.“
Da warf Freddy fchriell die Zigarettenfchachtel unter einen Tifch.
[Il
Es gab das alte oftpreußifche Weihnachtseffen. Zuerfi polnifche
Karpfen. in Braunbier. Rüben und Zitrone gekocht. und dann Puten-
braten.
Kurz vor dem Effen war der Geheimrat mit Bernhard auf ein paar
Minuten verfchwunden und dann mit zwei verftaubten Flafchen wieder-
gekommen. Der Wein wurde entkorkt. der Geheimrat ftellte fieben Römer
vor fich hin. goß fie langfam und feierlich voll und reichte jedem ein Glas.
Siegfried fchnalzte: ..Ein herrlicher Wein, Ein unerhört feiner
Wein.“
Der Geheimrat war wie verwandelt. Er aß nur ein paar Biffen
und trank dann Schluck für Schluck. prüfend den Wein im Munde fam-
melnd. nachdenklich das Glas betrachtend und zur Nafe führend. ab-
feßend. in längeren Zügen wieder trinkend. Sein Glas war leer; er fah
fich um. Er verlangte. daß gleich die zweite Flafche getrunken werden
follte.
..Der Wein benebelt." klagte Freddy. ..mir ift ganz taumelig. Es
fchmeckt füß.“
„Papa. du haft ficher noch mehr folche Flafchen im Keller." fagte
Georg. ..und nicht einmal zu deinem fiebzigften Geburtstag haft du uns

diefen Wein vorgefeßt. Man ift gar niäjt darauf vorbereitet gewefen. auf folch einen erlefenen Genuß. D a s ift ein Wein!"

..Nein. mein Sohn. mehr Flafchen von diefem Wein habe ich nicht. Zwei Flafchen habe ich von jedem von euch aufgefpart. Zwei von Siegfried. zwei von Bernhard. zwei von dir. zwei von Freddy. Bernhards Patenwein haben wir getrunken. Ich muß dir ein Kompliment machen. Bernhard, Nie. fo alt ich bin. hat mir je ein Wein fo gemundet. Das hat wohl feine eigene Bewandtnis.“

Bernhard wurde blaß und biß fich auf die Lippen.

Ießt wurde der zweite Gang gereicht. Als das Dienftmädchen aus der Tür gegangen war. fchlug der Vater mit dem Meffer hart an fein Glas:

..Die Juden haben die Gewohnheit. an ihren hohen Feiertagen von dem älteften Sohn die Familiengefchiäjte erzählen zu laffen. Eine nachahmungswerte Sitte. Laßt mich an Siegfrieds Stelle heute erzählen. Ich denke daran. daß mein Vater Kantor und mein Großvater Bauer gewefen ift. Mich trieb ein unfeliger Ehrgeiz. mehr zu werden. als mein Vater war. Ich bin mehr geworden. Drei Söhne zog ich groß. hoffnungsvolle. tüchtige gefunde Söhne. Mir lachte das Herz. als ich jung war. In) habe wohl Sorgen gehabt. Nun find die Sorgen. die im tiefften Herzen vergraben waren. groß geworden und liegen wie Drachen in ihren Höhlen. Wir find unter uns. meine Kinder. Wir haben alle verfchloffene Herzen. Ich mache das Tor von meinem verfchloffenen Herzen auf und laffe es reden. Die Worte drängen hervor. wie alte halbverhungerte Söldlinge. die in einer Burg ein Menfchenalter lang belagert wurden und denen man nun einen unrühmlichen Abzug ohne Fahnen gewährt. Siegfried. du mein ältefter Sohn. du haft mir als Kind Freude gemacht. und du bift mir lange ein lieber Sohn gewefen. Es fcheint. daß dir vielleicht dein Beruf Freude macht, Dein Leben kann dir keine Freude machen. Siegfried. wenn du heimliäf bei dir überlegfi. daß deine kluge. ftille Frau fich von dir abgewandt hat. daß du mir feit Jahren und Jahren keine »anderen Bitten zu fagen haft. als daß ich dir deine Schulden bezahle. Schulden. von denen du weißt. daß du fie nie abfragen kannft. daß durch fie das Vermögen deiner Gefchwifker verkleinert ift. daß du durch fie meinen Lebensabend verdunkelt haft. Du wirft in diät gehn müffen. mein Sohn. Ich habe dir das heute fagen müffen. Georg. mein dritter Sohn. ich habe deinen Geifi und dein Herz von Kindheit auf gehegt und gepflegt. ich hatte erkannt. daß dein Verftand und

dein Gemüt dich zu einem hohen Ziele berechtigten; es war mir eine folche heiße Freude. daß du den Beruf erwähltrft. der mein Lebensinhalt war. Jch klage mich an. daß ich zu fchwach war. Die Gaben. die dir Gott gefchenkt hatte. fchöne Gaben. die dich verpflichteten. haft du verkümmern laffen. haft du entwürdigt nnd in den Staub gezogen. Und auch deine einzigen Bitten. mit denen du mir feit Jahren gekommen bift. waren die. dir heimliche Schulden zu bezahlen. Nicht große Schulden. nicht fo große. wie fie dein Bruder hatte. Doch verzeih. daß ich es dir nicht hoch anrechnen kann. daß diefe Schulden nicht groß waren. Ich kann nichts an dir loben. mein Sohn. beim befken Willen. nichts. Freddy. mein jüngftes Kind. du bift glänbig und ftill. Mach deinen alten Eltern ein wenig Freude. fie können es brauchen. -"
Seine Stimme verfank nnd war nur ein Flüftern. „Ich fpreche von dir. mein Sohn Bernhard. Jch fage es hier. dir und allen. ich habe dich als mein liebfies Kind lieb gehabt. Von dir habe ich gedacht. daß du die Linie weiterführen würde| vom Bauern zum Kantor. vom Kantor zum Präfidenten. vom Präfidenten zu Gottweißwas. Ich glaubte in dem grüblerifchen Wefen. das dn als Kind befaßeft. in deiner nachdenklichen Verfchloffenheit. die dich uns fremder machte als deine Gefchwifier. zu erkennen. daß du fpäter einmal mit jenem Fleiß und jener zähen Ausdauer. die nun einmal das Leben verlangt. dir einen Beruf fchaffen würdefi. der hoch emporragen würde über anderen Berufen. Jch glaubte. dir helfen zu müffen dadurch. daß ich ftrenger und mitleidsvoller deinen Schwächen gegenüber war. daß ich dich mehr als deine Gefchwifter fühlen ließ. wie fchwer ich felber in meinem Beruf gernngen habe. Dein Troß und mein Trotz wurden ungleiche Gegner. An diefer Stelle. auf diefem Stühle habe ich mich losgefagt von dir. und deine Mutter lag auf den Knien und fchrie. Das war. als die Nachricht kam. daß du zum Diebe und zum Verbrecher geworden feift. Wir haben heute darüber gefprochen. Bernhard. Jch klage mich an.“
Eine tiefe Stille. Nebenan brannte der Weihnachtsbaum. hell. fnnkelnd. aus vielen Lichtern blißend. ein grünes leuchtendes Wunder.
..Da haft du recht. Vater."
Eine tiefe Stille. Siegfried faß. die Zähne zufammengebiilen. die Hände zu Fünften geballt. und fah düfter vor fich hin. Georg hatte die Arme gekreuzt. und fein Geficht war voll Zorn. Helene hielt das Tafchentnch vor das Geficht. ,.Erzähle. mein Sohn."
Bernhard räufperte an. und begann mit klanglofer Stimme zu fpre-

chen: ..Ich wollte Bilder malen. nichts weiter. als Bilder malen. Ich meinte. das fei der gleiche Vorfah. wie Feldmarfchall oder Iuftizminifier zu werden. Du wollteft. ieh follte ftudieren. Ich verfuchte es. mich dir zu fügen. Ich wollte dir zu Liebe den Weg gehen. den du mir vorgezeichnet hatteft. Ich fah ein. das ging nicht. und fagte es dir. Du wiefefi mich fchroff zurück. Ja) lief dir weg und fchrieb dir. Du antworteteft nicht. Plan kann nicht Maler werden von heute auf morgen. Als ich in größ-ter Not war. fchrieb ich dir wieder. und du fchickteft mir Geld. Zwei Jahre lang. Vater. Das war nicht genug. Ich hatte mir damals nichts zufchulden kommen laffen. wenn nicht das. daß ich noch niäfts leifiete. Aber du wollteft Leifkungen fehen. Die konnte ich damals noch nicht zeigen. Das war Grund genug für dich. Vater. mich vollkommen mittellos im Stiche zu laffen. Für eine Weile halfen mir andere. Dann vergaßen mich auch die anderen. Drei Jahre habe ich mia) fo gequält, Dann faßen wir zu zwölf. denen es auch nicht viel beffer ging. als mir. in einem Atelierhaus; immer zwei. drei in je einer Daehkammer. Wir hatten wohl einen Ofen. wir hatten aber keine Kohlen. Wir hatten wohl alle Talent. wir hatten aber alle nichts zu effen. Der eine hatte von Haufe einen Sack mit Erbfen bekommen. Die Erbfen wurden in Waffer auf einem kleinen Ofen gekocht. und ein paar von uns waren immer unterwegs. um irgendwo Holz zu fammeln. Es war Winter. Alle unfere Kleider. bis auf den Rock. den wir auf dem Leibe trugen. hatten wir verfeßt. Keiner von uns hatte einen Mantel. Die Bilder. die wir gemalt hatten. kaufte uns kein Menfih ab. Von den Ausfiellungen wur-den wir mit Hohn zurückgewiefen. Es gab keinen Rahmenhändler mehr. der uns auf Kredit die Leiften für unfere Bilder herftellen wollte. -Wir rollten unfere Bilder zufammen zu großen Ballen und verfchleuderten fie bei Hökern für wenige Grofchen. Das Mädchen. das jetzt meine Frau ift. lag vor Entkräftung krank und follte mir ein Kind fchenken. Iawohl. da wurde ich zum Verbrecher. da wurden wir es alle. Da war keine Ge-müfefrau. kein Bä>er. kein Fleifcher in der Nachbarfchaft. den wir nicht betrogen haben. den wir nicht zu betrügen verfuchten. Gelogen und be-trogen haben wir. alle miteinander eins. eine abgefeimte Verbrecherbande. Von reichen Onkeln. von großen Erbfehaften. von Bilderverkäufen haben wir den Leuten vorgefchwindelt. und die Leute waren fchwer zu überzeugen. bis fie an unfere Säfwindeleien glaubten. Einige glaubten daran und gaben uns Waren. einige zeigten uns an; aber uns war nichts nachzu-weifen. wir fieäten zufammen wie Pech und Schwefel. Wir fiahlen gewohn-

heitsmäßig auf dem Nachbargrundfiück Holz. Schlechtes. naff es Brennholz. wir ftahlen fozufagen ganz befchämt. weil wir überlegten. daß wir wegen diefer elend kleinen Diebftähle doch eine zu große Gefahr liefen. Doch wir wollten nicht erfrieren. Wir flahlen alle. Ich fiahl am meifien. denn ich war am gelenkefien. Im Handumdrehen feßte ich über die hohe Planke und habe ohne Herzklopfen zufammengerafft. was nicht niet- und nagelfeft war. Man faßte mich. und ich leugnete natürlich alles. Man wies mir nur den einen Diebftahl nach und gab mir drei Monate Gefängnis. Es war ein fogenannter fchwerer Diebftahl. Vater. deshalb bekäme ich die hohe Strafe. wie der Richter entfchuldigend fagte. Du wirfi das beffer ver-fiehn. als ich. Vater. Die anderen im Atelierhaus waren empört. daß ich allein abgefaßt war. _Sie gingen auf die Polizei und wollten auch be-ftraft werden. Sie fagten. fie hätten genau fo geftohlen wie ich. Doch man war anfiändig. Man hielt diefe anderen. die fich felbft befchuldigten. vor Hunger fiebernde. auf die Knechen abgemagerte Menfchen. offenbar für nicht zurechnungsfähig. Auch der Mann. dem das Nachbargrund-ftiick gehörte. war anfiändig. Er fagte. es könnten unmöglich außer diefem einen Diebfiahl noch andere Diebfiähle ausgeführt fein. Ihm fehle kein Stückchen Holz. er wifie das ganz genau. Damals fchrieb ich dir. Vater. Ich hatte eine leife leßteHoffnung. daß du etwas für mich tun könnteft. Es war gewiß kein freundlicher Brief. den ia; dir fänieb. und es war dumm. daß ich es tat. Du haft keinen Finger gerührt. du haft kein Wort für mich eingelegt. du haft. wie du mir heute fagteft. dich nicht einmal erkundigt. um was es fich handelte. Du klammertefi dia) nur daran. daß man mir drei Monate Gefängnis gegeben hatte. Damals. als ich verurteilt war. trat ein alter Herr. ich glaube. ein Rechtsanwalt. auf m'ich zu und riet mir. ich follte ein Gnadengefuch einreichen bei dem König. es würde ficher befürwortet werden. Der alte 'Herr erbot fich. das Gefuch koftenlos für mich aufzufeßen. Ich überlegte zwei Wochen. ob ich es tun follte. denn mir felber fchien das Gefuch nicht ausfichtslos. Und auch das Mädchen. das jeßt meine Frau ift. quälte mich darum. Doch ich ftellte das Gefuch nicht. Ich weiß felber nicht recht. warum. Denn ich liebte das Mädchen. wie ich es heute liebe. und ich weiß. fie hätte es nicht über-lebt. wenn ich von ihr getrennt worden wäre, Es vergingen lange Wochen. und ich zitterte jeden Tag. daß die Polizei kommen würde. um mich zu holen. Drei Monate nach meiner Verurteilung erhielt ich ein Schrei. ben des Inhalts. daß ich begnadigt fei. Ich glaube nicht. Vater. daß du das für mia) erwirkt hafi. Ich glaube. der alte Herr hat es getan. oder

'-*fe .'.1r a- 'namen hat. daß fie cin folchcs Ele-fc *j
i. .Neu-c hat glaubt noch heutc une-jajäite-iicu
*d nur dir i ---.i.- diefen Guadcncrw-ii; zu retdan-en
- . .i wie einer. Paige-1. Vater. Doch ich glaule n “4.1.
. ..gt hier fait('"
.e nicht ift.*lii
d dich an. 2**.tix'.*
ae. Siegi'xcd *FW-ug *eibhli-:h die offcne .Öl-ui" auf den
. ' --c das nicht .L-ai* *an gehe. Was du zu wir zefagt Luz-.7
- - i. werden a" -- c Mimik) hat nicht das Ruin. dir tas
- jene.“ 7er 1.? lin-eng auf:
. -- -- _ich rw. --..- r.- .'r. wenig in faaen. Ich habe Bern-
t- . - t4-, ".t- 7.. .',*i ifc *Ir :du erlitten babe. Das geht keinen
. * -.-.e an. Jet* kann zu die. Bemhard. nicht fax-n: Ich heine
.. , o -dclt. In* ein :in alice Akcnn. Od d't rich“. gehandelt haft.
.- .. wird in drei-:r rette-»tm :in-..una :uf Eden *,- n' e-*F**e'ci:fticz
c* i :*7 werden itunes.. Lt h 27-(d e.- kein'n Denia-n. k- ic.- i.'-
- -i- 1. Menfchen gehn. der iich :amt dariiber frei te. tz“ t-'t 7c- Fiir-eu'.
! e .32_..ichca Gnade ennil n nde, Ich war tante Le" *Ita rc: t.- “*
r n Gericht 1.:-, in nic-'nen Akten zu arbci.er, ?64.- '*.. .*-i- rn
:4-*i-.chnis gem* 71-., eir. huet-mäßige Auffieilung traut-r. *.-. .- q .rn dein
Bader Siegfried tut was nach dein Bruder ("K-*rg _1 kei-c. -, -ir nes
'4- an Geld dir gab. Wir wollen heut.- glai-c R.I*r.mc, m-1.t.c.t. Nicht
ier-o Nacht. Bernhard. hat mein Haar weiß gl*l.'-'ibl. ir. dcr ich über dein
Chefin(brütete. als ia'j dritten Bruf empfangen hatte. Es war eine
andere Nacht. als iäj ein Telegramm ron Siegfried erhielt. des Inhalts.
daß er im Spiel vierzigtaufeno Merk verloren habe. Ein ganz kurzes
Telegramm. Helene. du weißt. tras das für eine Nach' war. In jener
Nacht habeich dich lieb gewonnen. Science. weil du verfmactifi. bei Sieg-
fried aushalten zu wollen. Denn du hactift damals nut-t nur wie ich
iiber den Svielverluft allein zu klagen. Hier. Bernhard. gebe ich bir.
was ich dir fchuldig bin; nicht fiir dich. Ich würde es dir tickt vr".-
benken. wenn du dies Gefchenk nicht annehmen wolltli. Den» es c. 7c
der leßte fchwere Schlag. der niich tciife. Nimm das Geld fiir die..
Kinder. meine Enkelkinder. die ich fegne. für .deine Fran: die :ch feat-e.
Ich bin müde. Es ift mein letzte-..'Recht. müde zu fein"
Et reichte Bernhard mit zitteriider .Hand ein:!. verfiegelten Brief
über den Tifch.

q..- . ,
..*4
h-itsmäuig auf den! Naclf-vargrandfiöck Holz. Schlern:: c-
t--ir 'Zahlen fozuU-gen ganz lefchcfmt. weil wir übc,-l*_-. l t
cnc-:er el-ud kleinen Diedfijihle doch eine zu große G.: *' ,- '
**oüten n-ch: erfrieren, Wir fiahlen alle, Ich fight ar- .. ,-
an gelenkefien. In* .txrukdun-.dreheu ießw ici* ict-er da im
-.t-.ie Herzklopfen zufammengerafft. was nicht nut t-'. k
:l ..u faßte mich. und ich lengnete naturlich alles, P".-
t n einen Dicbfrahl nach und gab mir drci Mot-.2te Eee* '
.*u. ingenannrer fchwercr Diebftahl. *late-x deshalb bett-.rr
:Pr-af'. wie der Richter entfchuldigc-nd iugce. Du wirft d...
ftenn. ale ich. Vater. Die anderen iu 'i'tc-.iecbaus war-..c
nt- c.llcin abgefaßt war. Sie gingen an.“ die "ri-.lizci und lvl/7]*- --
licaft werden Sie fagtcn. fie. harten gro-2** io gefiohlen nLe
man war ani'tändig. Man hifi: diefe anderen. die fich felli: im
vor Hunger fiebcrnde. auf die Kuchen abgemage.-te Weni- .1: -- *-
für nicht zurechnungsfähig. .Auch der Mann. oem 'das ?Ac-.1* .
Lück gehörte. war anftäudig. Ei* ingte. es könnten unmöglich an. -
einen Dieb-?Zahl noch andere Dicbftähle ausgefiihrt fein. Ihm i- ' *-
Surf-.hen .Cr-iz, er wiiic das ganz genau. Damals fchrieb ich dcr. Ich hxtte eine leff.- le'J-te Hoffnung.
daß du etwas für *nich tun r .-
Es war gen-(ß kein freund-line: Brief. den ich di.- fchricb. und ee nur
dumm. daß ich es tat Du haft keinen Finger gerührt. du haft kein *rt
für mich eingelegt. du haft. wie du mir heute fagteft. dich nicht einmal
ert-urid; um was es. fich handelte, Du kiammerteft dich nur daran.
daß man nur drei Monate Gefängnis gegeben harte. Damals. als ict
verurteilt war. trat ein alter Herr. ich glaube. ein Rechtsanwalt. auf
mich zu und riet mic. ich follte ein Geradengefuch einreichen bei dem Kruin.
er* wurde ficher b-fürwertet werden. Der alte 'Herr erbet fich. das Gefu- -
koficnlos für mich aufzufegeu. Ich überlegte zwei Wochen.. ob ich es *.u :
follte. denn mir leider fchicn das Gefuch nicht au'sfichtsios. - Uno auch das
März-*tum dne jest meine Frau ift. quälie mich darum. Doch ich ftelt'te des
(Jr-fc")- *,1: hi. Ich weiß felber nicht recht. warum. .Denn ich liebte dar
Maibaum .rie lei) es heute liebe. und ich weiß. fie hätte es nicht über»
lebt. wenn ich vou ihr getrennt worden wäre. Es vergingen lang-
Wochen. und ict. zitierte jeden Tag. dafi ,die Polizei kommen wiirde. um miet-
zu holen. Drei Monate nach meiner Verurteilung erhielt ich ein Schrei
ben des Inhalts. daß ich begnadigtfei. Ich glaube nicht. Vater. daß eu
das fiir mich erwirkt haft. Ill' glaube. der aite Herr hat es getan. oder

meine Frau. obwohl diefe mir gefchworen hat. daß fie ein folches Gefuch nicht eingereicht habe. Meine Frau glaubt noch heute unerfchütterlich feft. daß wir dir. und nur dir allein diefen Gnadenerweis zu verdanken haben. Sie liebt dich wie einen Heiligen. Vater. Doch ich glaube niäjt. Vater. bis du es nicht hier fagfi."
..Iäj habe es nicht erwirkt."
..So klage ich dich an. Vater."
Lautlofe Stille. Siegfried fchlug plötzlich die offene Hand auf den Tifih. ..Ich halte das nicht aus. Ich gehe. Was du zu mir gefagt haft. mag dir verziehen werden. Diefer Menfch hat nicht das Recht. dir das zu fagen Jäf gehe." Der Vater fah fireng auf:
..Du bleibft. Ich habe nur noch wenig zu fagen. Ich habe Bernhard zu fagen. daß ich die Strafe für ihn erlitten habe. Das geht keinen außer mir etwas an. Ich kann zu dir. Bernhard. nicht fagen: Ich hätte auch fo gehandelt. Ich bin ein alter Mann. Ob du recht gehandelt haft. Bernhard. wird in diefer vorlehten Infianz auf Erden nicht rechtskräftig entfchieden werden können. Doch wird es keinen Menfchen. keinen verfiändigen Menfäfen geben. der fich nicht darüber freute. daß dir der Erweis der Königlichen Gnade zuteil wurde. Ich war heute den Tag über nicht auf dem Gericht. um in meinen Akten zu arbeiten. Iäj habe mir ein Verzeichnis gemacht. eine buchmäßige Aufftellung darüber. was mich dein Bruder Siegfried und was mich dein Bruder Georg gekoftet hat und was ich an Geld dir gab. Wir wollen heute glatte Rechnung machen. Nicht jene Nacht. Bernhard. hat mein Haar weiß gemacht. in der ich über dein Schickfal brütete. als ich deinen Brief empfangen hatte. Es war eine andere Naäjt. als ich ein Telegramm von Siegfried erhielt. des Inhalts. daß er im Spiel vierzigtaufend Mark verloren habe. Ein ganz kurzes Telegramm. Helene. du weißt. was das für eine Nacht war. In jener Nacht habe ich dich lieb gewonnen. Helene. weil du verfpraäffi. bei Sieg. fried aushalten zu wollen. Denn du hatteft damals nicht nur wie ich über den Spielverluft allein zu klagen. Hier. Bernhard. gebe ich dir. was ich dir fchuldig bin; nicht für dich. Ich würde es dir nicht verdenken. wenn du dies Gefchenk ni>jt annehmen wolltefi. Doch es wäre der letzte fchwere Schlag. der mich träfe. Nimm das Geld für deine Kinder. meine Enkelkinder. die ich fegne. für deine Frau. die ich fegne. Ich bin müde. Es ift mein letztes Recht. müde zu fein."
Er reichte Bernhard mit zitternder Hand einen verfiegelten Brief über den Tifch.

Bernhard erhob fich. Er gab jedem wortlos die Hand. zuerft Siegfried. der eine Weile zögerte. in die Hand einzufchlagen. dann Georg. der plötzlich heftig erregt ihm die Hand preßte. dann kurz der Schwägerin. dann haftig der kleinen Schwefter. dann langfam den Eltern.
„Ich muß nun aufbrechen". fagte er langfam. „In einer halben Stunde geht der Zug; ich muß damit rechnen. daß ich keine Drofchke bekomme."
Die Mutter fchrak auf. ..Nur noch ein Augenblickchen. Benniechen . . . nur noch fünf Sekunden . . . Jäj muß dir doch rafch deinen bunten Teller einpacken . . . Ach. Freddychen. weißt du nicht. wo wir das Einwickelpapier haben?"
Sie lief mit ängfiliajen Augen erregt und lautlos hin und her. Nun hatte fie den gefüllten Teller in den Händen. Ein paar Nüffe fielen herab und rollten unter das Sofa.
„Freddychem hilf doch . . . hilf doch. Lenchen. mir fällt alles aus den Händen."
Freddy brachte Papier. Doch der Mutter zitterten die *Hände zu fehr. Freddy machte fchnell das Paket zurecht.
..Und nimm doch noch eine Zigarre. Benniechen". rief die Mutter. „Sie fiehen am Ranehfervice."
,.Danke. ja." fagte Bernhard und nahm eine Zigarre.
Einen Augenblick fpäter war er vor der Tür. Niemand hatte gemerkt. daß ihm Helene gefolgt war. Sie blieb auch nur wenige Angenblicke draußen,
„Jhr hättet ihn doäj wenigftens zur Bahn geleiten follen.“ fagte die Mutter und weinte fiill. Sie hatte. wie es fchien. alles. was vorgegangen war. nur halb begriffen.
„Und dann. Julius. weshalb haft du uns die beiden Flafäjen von Bernhards Patenwein zu trinken gegeben. alle beide? Wir hätten doch eine beffere Gelegenheit abwarten können. Wir haben doch auch den Patenwein von den andern Kindern noch nicht getrunken. Es mußte doch fchrecklich fein für Bernhard. Es war wie ein Begräbnis. Auch meines Vaters Patenwein haben wir bei feinem Begräbnis getrunken."
Der Geheimrat fagte |ill: „Ich wußte. was im tat, Er kommt nicht wieder."
Er kam auch nie wieder.

Ludwig Heoefi: _

Die Budapefier Galerie

Budapeft wird Kunfifiadt. Jfi es nachgerade fchon geworden. Eine fiarke moderne Strömung macht fich namentlich in der privaten Baukunfi geltend. während die amtliäj-halbamtliche freilich meift an das romanifch-gotifche Mittelalter anknüpft, Denkmäler fteigen wie von felbft aus dem Pflafier. denn die Pflege des nationalen Ruhmes ift ein politifcher Faktor. Daher werden auch noch ungeheure Gefchichtsbilder gemalt. wie fie in Wien z. B. längft nicht mehr vorkommen. und felbft für mufeale Zwecke hat die Regierung immer Geld. Gerade auch in den leßten Jahren hat es wiederholt Auffehen erregt. wie rafch fie zugriff. wenn es galt. für die „Landes-Bildergalerie“ wertvolle Stücke zu erwerben. So gewann man vor zwei Jahren jenes Prachtbildnis von Goya. die Senora Eean Bermudez. aus der Sammlung des Marques Eafa Torres. um 100 000 Kronen. das Kapitalbild der Mrs. Murchifon von Raeburn um 63 000 Mark (fie ift in interefianten Umfiänden und auch ein Brief Raeburns an fie ift mitverkauft) u. f. f. Eine ganze Reihe glücklicher „Finanzierungen‟ wäre da feftzulegenz es ifi fozufagen der Geift der Berliner Schule (Bode-Tjchudi). der in dem tempelhaften Säulenhaufe am Ende der Andräfiyfiraße herrfcht. Der jehige Direktor Gabriel von Teil-ey ift aus jüngeren Jahren als Spezialifi Hans Baldung Griens wohlbekannt (kürzlich erft erwarb er aus der ausverkaufenden Wiener Galerie Schönborn einen Adam und eine Eva diefes Meifiers). fein jelziger Gefichtskreis ift aber von hochmoderner Weite. und er hat zugleiaj die klare Einficht. was diefe Galerie braucht. um ihren Rang zu behaupten und zu erhöhen.

Man darf ohne weiteres fagen. daß fie unter den Galerien zweiter Ordnung jetzt ziemlich an erfter Stelle fieht. Sie ift bekanntlich die ehemalige Wiener Efierhazy-Galerie. die der berühmte Prachtfürft Paul ("i 1866) famt dem Gartenpalais des Fürften Kauniß in der Wiener

Vorfiadt Mariahilf erfiand. Sie hatte den Charakter einer Privat-
fammlung im Geifie des 18. Jahrhunderts. etwas genäfchig und fehr
vielfeitig. ein Spiegel auch des damaligen Kunflhandels mit feinen Zu-
fälligkeiten. So kam es. daß felbfi einige feltene Spanier fich einfanden.
die beim Ankauf nicht einmal nach Gebühr gefchäßt wurden; Goyas
reizende ..Wafierträgerin" und fein ..Säferenfchleifer" find in den Kau-
niß-Rechnungen mit je 50 Gulden (l) bewertet. Von jetzigen Preifen
hatte man damals überhaupt keine blaffe Ahnung. So entfchloß fich in
den 50er Jahren die (öfierreichifche) Verwaltung der Ofener Königsburg
plötzlich zum Verkauf aller alten Bilder. Sie fiammten aus dem Wiener
Hofbefiß. der einfi in der ..Stallburg" untergebracht war. und- die charak-
terifiifchen alten Stallburgrahmen in der Galerie verraten noch jeßt auf
den erfien Blick. welche Kofibarkeiten man damals um billigfies Geld
erhielt. Späterer Zuwachs kam von verfchiedenen Seiten. Die Samm-
lung Ladislaus von Pyrker brachte Stücke erften Ranges. wie das authen-
tifche Altersbildnis Caterina Eornaros von Gentile Bellini; als Patriarch
von Venedig faß er ja an der Quelle für Venezianifches. Auch der Nath-
laß des Bifchofs Arnold Jpolyi erwies fich hochinterefiant. Es kamen
darin Kuriofa vor. wie die fiinf fienefifchen Bilderdeckel der Rechnungs-
bijcher (bjcbel'ne). die von dem Kölner Sammler Rambour kamen. und
jenes Unikum: die großartig thronende Eeres. als Allegorie der Frucht-
barkeit. von Michele Pannonio. aus der Schule von Ferrara. einem
fonft unbekannten ungarifchen Meifier. der fich auch reichlich in lateini-
fchen und griechifchen Jnfchriften äußert, („löx Michaels yannonjo“
u. f. w.) Unter der Direktion Karl von Pulfzkys. der mit ungewöhn-
lichem Blick und Glück fammelte. wuchs insbefondere wertvolle italienifäye
und niederländifche Frühkunft zu; vieles in den alten prääztigen Original-
rahmen. Jch erwähne nur die große Madonna von Giovanni Santi. dem
Vater Raffaels. und Jan Goffaerts (Mabufe) Brufibild Karls 7. mit
dem Vlies in damaliger Form. das auf der Goldenen Vlies-Ausftellung
zu Brügge fo großes Auffehen machte. Leider verunglückte der bombe-
gabte Forfcher bei dem Ankauf des einfi Raffael zugefchriebenen (Selbft-
porträt? Tebaldeo ?) großen Männerbildnifies von Sebafiiano del Piombo.
indem der Unverfiand der Zeitgenofien ihm daraus ein tragifthes Schick-
fal bereitete. Jn neuerer Zeit. unter TSrey. wurden unter anderem
achtzehn trefflicheBilder aus derPragerSammlungHafchek um 60 000Fl.
angekauft. und neuefiens fiellte fich ein großartiges Vermächtnis des
Grafen Johann Pillffy ein. 180 alte Bilder von Wert. darunter drei vor.

zügliaje Francesco Francia. die mit den fchon vorhandenen Budapefk nun zur Franciafiadt machen.
Aber Budapeft ift auch. feiner Galerie nach. die fpanifche Stadt par excellence, An den alten fpanifchen Beftand anknüpfend wird jest weislich weiter erworben. folange Spanien kein Ausfuhrverbot hat. Die beiden fpanifchen Säle bieten einen Anblick. den man nur noch in Madrid haben kann. Kein Wunder. daß der junge König von Spanien überrafcht ausrief: „068 70161118, ile 110118 7019m: font cke 1'lßapugue!“ Vor dem Goyafchen Bildnis des Juftizminifters MarquÖs de Eaballero fragte er den führenden Direktor. auf gewiffe kleine. an der gef'tickten Uniform vielfach wiederkehrende filberne Motive deutend: „Wiffen Sie. was diefe kleinen rundlichen Dinger bedeuten? Es find diefelben. wie da am Käppi meines Adjutanten. Es find Augen; nämlich das Auge der Gerechtigkeit." Wo konnten fie beffer angebracht fein als an dem Staats-ro> des mjojZtro (16 gear-ja Y' joßtjejn? Von Velazquez wurde voriges Jahr ein in der Literatur gar nicht erwähntes treffliches Früh-bild erworben. das „Frühfiück‟. das fich ganz ähnlichen Darfiellungen in der Eremitage und in England anreiht. Auch fein bedeutendfter Nebenbuhler Earreno de Miranda ift gut vertreten. Von Murillo hat man unter anderem jenes berühmte männliche Porträt mit hinter die Ohren geftrichenen Haaren. das früher für ein Selbftbildnis des Velaz-quez galt. Ribera ift durch ein großes Martyrium des heiligen Andreas treffliäj vertreten. Zurbaran tritt ausnahmsweife als helltoniger Meif'ter auf. Auch einen bedeutfamen Greco (Verkündigung) hat man neuefkens erworben; Sammlung Rochefort. 20000 Franks. Er ift voll bezeichnet in griechifcherR Schrift: ..Üomenilcon 4:'l'd60t0k0pn108 epoieneu“. Die Madonna eine echte Toledanerin. in die weiße Mantilla gehiillt. mit einem gewiffen Grecofchen Violett in den Lippen. hinten ein leidenfchaftlicher Himmel. das ganze Bild miläfig weiß, Auch ein Tole-daner Bildnis zeigt den Einfluß des Greco. und auch von Murillo meldet firh ein Schüler: Nunez. Originell erfunden ift die große Madonna von Vicente Earducho. förmlich in einem Ehriftbaum fchwebend. als Vifion des h. Franz von Affifi. Alonfo Eano fehlt auäf nicht. Eine Seltenheit erften Ranges aber ift Velasco de Coimbra (..Anbetung des Ehriftkin-des‟. um 1520). der portugiefifche Hauptkünftler feiner Zeit. der außer Liffabon und Budapefi in keiner Galerie vorkommt. Und wieder eine andere der uralte Spanier Pedro Sanches. aus der Schule von Sevilla. 1460. figniert auf einem gemalten Zettel: „1)0 808 pjuwk‟. Das fehr

gut erhaltene Bild. eine Grablegung mit neun Figuren. ftark niederländifch beeinflußt (wie übrigens auch das von Velasco de Coimbra). wurde von einem Geifilichen in Sevilla um 500 Pfund erworben.
Diefe fpanifche Lifte ift jedenfalls fehr bemerkenswert; ohne Zweifel wird an ihr rüftig weiter gearbeitet werden. um diefe feltene Spezialität der Galerie* auszubauen. Sehr fchön haben fich auch die Engländer der großen Zeit zufammengefunden. Von Reynolds hat man den wuchtig fkizzierten Vollblutkopf des Admirals Hughes. die Naturftudie zu feinem großen Bildnis in der Admiralitätsgalerie zu Greenwich. Lely (Herzogin von Richmond. ganze Figur). Lawrence. Hoppner (äußerft geiftvolle ..weiße Dame"). Raeburn (f. oben). Angelika Kauffmann (Selbftbildnis). Gainsborough (frühe. glatte Zeit). Morland („Yorleavjre pjgn“), ein kleiner reizender Conftable kommen vor. Dazu eine ganz brillante englifche Kopie nach einem weiblichen Halbakt von Furini. jedenfalls intereffanter. als das Original fein kann. Mit England hängt aber auch das hervorragende Porträtftück des Cornelius von Poelenburgh zufammen. das die fieben Kinder des Winterkönigs in einer Landfchaft darftellt. Der Brandflempel. das gekrönte 6 li. an der Rückfeite zeigt. daß es aus der Sammlung Karls I. herrührt. In Hampton Court haben fie nur eine fchlechte Kopie davon. die fie für das Original halten. Die Rückfeiten der Bilder diefer Galerie find überhaupt ni>jt unintereffant. denn fie verraten manche vornehme Herkunft. Wiederholt kommt das kurflv hingefchriebene HB vor. das der Sammlung John Barnard angehört. Das Poelenburghfche Bild ift die ältefte nachweisbare Provenienz in der Galerie. Doch England fpielt auch noch weiter in die Budapefter Sammlung herein. Es ift intereffant. daß England eine Fundgrube von verfchollenen ungarifchen Malern geworden ift. Wie die großen Deutfchen und Vlamen. hat auch mancher gefchickte Öfterreicher (Anton Hickel) und Ungar im 18. Jahrhundert und fpäter dort Wurzel gefaßt. Die Budapefter Galerie hat fich nun fchon ein ganz anfehnliches Kabinett nationaler Künftler aus der Rakäczy-Zeit zufammengeftellt. Herrn von TGrey gelang es insbefondere. den Meifter Jakob Bogdani ("i' 1724). der am Hofe Wilhelms lll. namentlich im Hondekoeter-Fach. mit Papageien als Lieblingstieren. wirkte. und feine ganze Familie durch ein volles Jahrhundert felbft urkundlich feftzuftellen. Seine Entdeckung ifi auch Bogdanis Schwiegerfohn. der 1684 in Hermannfiadt geborene Tobias Stranover. gleichfalls in London. Das geplante Werk TSreys über diefe Künftler wird hoffentlich recht bald er-

fcheinen. Dazu kommt noch der Landfchafter Jofef Orient (f 1764) und felbfiverftändlich die altbekannten internationalen Hofmaler Ku-peßky und Münyoky. Jn die moderne Abteilung der Galerie aber ift Karl Brocky mit vielen Bildern eingerü>t. der. aus der Wiener Schule hervorgegangen. es um die Mitte des 19. Jahrhunderts in London zum Blühcn gebracht hat. Ein Werk über ihn. von Kuftos Alexander Nyüri. ift in Vorbereitung.
Aber auch noch in einer anderen Beziehung knüpft der moderne Ausbau der Galerie an die gegebenen Anfänge an. Sie ift. bei ihrer alle Zeiten und Schulen umfpannenden Vielfeitigkeit. fo recht eine Galerie aus dem Geifie des kunfiforfchenden 19. Jahrhunderts geworden.
In der Tat ein Kreuzweg. wo die Pfade vieler Forfcher des Auslandes zufammentreffen. Ein Schlachtfeld der Kontroverfen und gelöften oder zu löfenden Probleme. Hier erkannte Morelli die linke Hälfte von Giorgiones ..Auffindung des Pariskindes"; als alte Kopie. während Ludwig Jufti fie als Original anfpricht. Das Bild ift vom Anonimo Morelliano (Marcantonio Michiel?) erwähnt und von Teniers in feinen Tafeln über die Galerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm geflochen. Lud-wig Jufii hat auch in feinem neuen Giorgione-Werke das Budapefter Selbfiporträt diefes Meifters. das in der Galerie Leopold Wilhelm noch als Doffo Doffi ging. dem Meifker von Eaftelfranco zurückgegeben. Diefe Unterfuchung gehört zu den befien Ergebniffen feines Werkes. Das Bild ift eine auf Papier gemalte und auf Holz aufgeklebte. darum fiark ange-bräunte Studie. mit unvollendetem Haar und bürgerlichem Kleid. zu dem Braunfäfweiger Selbftporträt im Harnifch. als David. das Vafari erwähnt und auch reproduziert. Und noch ein vielbefprochener Giorgione (?) meldet fich da. als venezianifcher Diäfter ..Antonius Brocardus‟; ein geifireicher Berliner Forfcher hat aber eine rebusartige Signatur daran (fchwarzer .Hut mit 7 darin und eine Kombination von drei Ge-fichtern) witzig als Vittore Capello da Trevifi (tre rial) gedeutet.
Eine große Madonnenfzene von Verrocchio. nachweislich bei ihm befiellt und jedenfalls unter feiner Mitwirkung gemalt. dann ein ..Ehrifius vor Pilatus‟ mit fieben lebensgroßen Figuren aus Rembrandts Kreis und noch anderes derartige ift viel abgehandelt worden.
Unter den ganz raren Meif'tern. die in Budapeft vorkommen. feien noch die folgenden erwähnt. Der von Tarey feftgeftellte Salomon von Danzig. deffen Selbftbildnis die Uffizi befißenz der Schweizer Meifier mit der Nelke. deffen beim Gafimahl tanzende Salome fich feinem Haupt-

werk. der Johannes-Folge in Bern anfchließt; Anton Woenfam. der Hauptmeifier von Trier. mit feinem Hauptwerk. der großen Kreuzigung. die. weil auf Holz gemalt. für die Düfieldorfer Ausfiellung kirchlicher Kunft nicht überlafien wurde; E. Eolier (um 1702) mit feiner „Vanitas"z Giovanni Boceato aus Perugia. der fonft nur in diefer Stadt vorkommt. mit einem großen. 1473 datierten Madonnenfiück. an dem der Kopf Mariens laut Urkunde von Perugino refiauriert ifiz endlich noch ein weiteres Unikum (nach Erowe) Antonio de Earpi mit einer kleinen Madonna. Ich erwähne natürlich mit firenger Auswahl. um kein Katalog zu' werden. Und wie der Lefer merkt. habe ich von den fogenannten „Perlen" noch faft gar nichts gefagt. Die Gefeierten des großen Publikums fpielen hier in der Tat nicht die Rolle. wie in den Weltgalerieen. Aber vereinzelt fiellen fie fchon ihren Mann. Ich erwähne in der Eile den kleinen „Raffael Efierhäzy". diefes frühe. unvollendete Werkchen voll Liebenswürdigkeit und ungenierter Zeichenfehler; von Eorreggio eine Madonna. wie er fie gleich meifierhaft nicht wieder gemalt hat; von Dürer das kleine frühe Bildnis (vermutlich) feines Bruders Andreas; von Rembrandt den ganz wunderbaren alten Rabbiner aus mittlerer Zeit (ein Damenporträt von größter Feinheit ifi an Paul Moreelfe. ein zweites. noch wunderbareres. an Vermeer van Delft übergegangen); von Frans Hals ein geniales. fchwarz pointiertes Männerporträt; von Memling eine gewaltige Kreuzigung. deren Flügelftüäe in Wien find; von Gerard David eine wundervolle Geburt Ehriftiz von Albert Euyp fein vielleicht beftes Bild. „Kühe im Waffer“z von Van Dyck unter anderem eine große Genuefer Dreifaltigkeit. ganz unter Tizianifchem Einfluß. förmlich in diefen verkleidet. Erivelli und andere Frühe. Tiepolo und andere Späte find erfier Klaffez manches ift im Gefchmacke der Väterzeit zufammengefaßt. z. B. ein Markusplaß Eaualettos von zwölf venezianifchen ..Infeln" Guardis umgeben in einem Rahmen. Und eigens muß noch bemerkt werden. daß eine ganze Anzahl Meifier zweiten Ranges hier in einer Qualität auftreten. die förmlich verwirrt. Ein Boltraffio. der fich als Lionardo ausgeben könnte. ein Girolamo Romanino (Brescia) und fogar ein Domenico Feri von überrafchender Stärke. ein-Jacopo Bafiano wie der befie Tintoretto. ein Iordaenskopf der reine Rubens. eine Anbetung der Hirten von Ghirlandajo entfchieden fein beftes Bild. eine kleine Madonna von Pinturicchio. in der mit Engelsköpfen befeßten Mandorla. weit befier als das nämliche Motiv im Louvre und anderwärts. eine Katharina von Alerandrien von Marco Bafaiti. die er nie

wieder erreicht hat. Die raten Holländerz überhaupt K'leinmeifter-
geben wieder eine andere Gruppe. Die Holländer beneiden die Galerie
nicht einmal um den trefflirhen Hobbema- fondern um ihren Anton von
Borfiom- defien allerfeinfie- filberklare Scheldemündung hier hängt. Ein
Abraham van Beyeren, der unlängft um 20000 Kronen gekauft wurde-
ift das Fruchtflück der Fruchtfiücre. Und dabei ifi noch eigens zu ver-
merken- daß fafi alle diefe Bilder vorzüglich erhalten find.
An diefe Gemäldegalerie fchließt fich aber dann noch eine umfaffende
Kupferftichfammlung ant die z. B. vor zwei Jahren eine große Goya-
ausfiellung machen konnte und jetzt Angelika Kauffmann an den Wänden
hat. Sie wird entfprechend planmäßig vermehrt. Und dann hat die
Galerie ihre große moderne Abteilung- die bildet ein Kapitel für fich.
Das Hauptgewicht i| und bleibt bei den Alten. Und man weiß dies
bereits im Auslande. Als ich kürzlich die Galerie wieder durchnahmz
fah ich ftarken Befuch und hörte viel englifch und amerikanifcl» ja fogar
anflralifch fprechen. Zur Öebung des Fremdenverkehrsz wie man in
Wien fagt- trägt eine interefiante Kuni'tgalerie unlengbar mit das meifie
bei.

Wilhelm Herzog:
Junge Novelliften und Romanciers
Von jungen Dichtern will ich fprcchen. - Schon gehören die zwifchen Dreißig und Vier-zig zur „älteren Generation". Ihre wertvollften Vertreter beginnt nach und nach auch die gebildete Menge anzuerkennen. Drei Köpfe ragen hervor: Jacob Waffermann- Thomas und vor allem Heinrich Mann. Bei dem einen - wie mir fcheint: dem Reichfien - dauert die Entwickelung des großen Publikums am längfien. Jn harter Difziplin fchaffen fie - mühfelig und fchwerfertig - Werk für Werk- objektivierte Gefiändniffe ihrer Leidenfchaftenz - es entfiehen ausgereifte Kunfige-bildet geformte Welten; - das Chaos des Lebens aufgefangenf gefäubery filtriert von dem Temperament des Künftlers.
Wenn Frankreich fich Oktave Mirbeaus und Anatole Frances er-freuen kann- wir haben das Rechtf ihnen diefe drei entgegenzuf'tellen- deren Ernfif deren fchöpferifäfe Kraft- deren Kultur - bei aller Verfchieden-heit des Geifies - denen der Gallier nahekommt- und die ihnenf wenn in nichts anderem- fo doch in einem voraus find: fie find jünger. Jene fchließen bereits ab, diefe fchenken uns jetzt ihre reifften Früchte; fie find zwifchen Dreißig und Vier-zig . . .
-1- -1- .-
Doch fchon fieigt eine neue Generation herauf. Von ihren Talenten will ich fprechen. Sind welche vorhanden? Unter denen zwifchen Zwanzig und Dreißig? Bieten ihre Jugendwerke Reizef Hoffnungen» Senfationen? Geben fie etwas Neues?
Wem folgen fie? Denn wodurch charakterifierte fich ein Jüngling fchärfer- unzweideutigerf fchonungslofen als durch feine Liebe? Die Ge-liebte, die er erfehnt oder befißt, und die Künftlerf die er über alles ver-ehrtx find ein deutlicherer Maßfiab für den Wert feines Wefens als das Werk- das er mit noch zitternden Händen fchnf.
Erkennt man aus dem Werk feine Göttery fo mögen fie entfchädigen

für das Tafiende. Erperimentierende des Anfängers. Sie mögen entfchädigen. da fie feine Liebe enthüllen. fie mögen erfreuen. - doch: fie erfehen den Künftler nicht. Sie zeugen für feine Sehnfucht. nicht für fein Können.
Die jungen Dichter. von denen ich fpreihen werde. find faft alle auf eine eigentiimliihe Art begabt. kultiviert. kenntnisreich. fie find kluge. etwas vorlaute Pfychologen. fie pflegen ihre Sprache. und kraft ftrenger Selbftzucht formt fich ihnen ein Stil. der aparte Reize liebt. deffen Ausfchweifungen locken. deffen Melodien eine frohe und tiefe Sinnlichkeit rhythmifiert.
Es macht fie fympathifch. daß fie ihre Ahnen nicht erft zu verleugnen fuchen. Sie fühlen fich verwandt mit allen großen Meiftern. Deren Ton wird ihnen vorbildlich. fie nehmen ihn auf. variieren ihn. vermifchen ihn mit eigenen Impreffionen. und ihre Phantafie erfindet ähnliche Motive. Ihre Erlebniffe find noch nicht heftig genug. um fich eine unabhängige. originelle Form zu gebären. So bleiben fie vorläufig: Epigonen. beffer: Anbeter großer Ahnen.
Und doch ift in dem einen und dem andern fchon fo viel Eigenes. Perfönliches. liegen ungeordnet Bruchfiücke einer großen Natur. daß es nur einer Viertelwendung. eines leichten Stoßes bedarf. um ihn auf feinen eigenen Weg zu bringen.
Und ich will nur von denen fprechen. die mir als die Begabtefien aufgefallen find. und die trod der Beeinfluffung fchon ein eigenes Profil haben: Hermann Beffemer. Willy Speyer. Kurt Münzer. Mar Brod. Hans Kyfer,
Es mag mehr geben. Vielleicht auch bedeutendere. Iäj bin mir der Willkürliäjkeit jeder Auswahl wohl bewußt. Immerhin: die Ungerechtigkeit des Zufalls läßt fich nicht eliminieren. Und ich habe ihn. - foweit die Bücher. die mir fiihtbar wurden. die Möglichkeit boten. - auszufchalten gefucht.
Hermann Beffemer
Von den Fünfen ift er mir noch der Undeutlichfie. Seine Handfchrift wäre zu verwechfeln. Und die ..M o n d n a cht in A m a l f i“ (bei Albert Langen. München) könnte getrofi von Arthur Schnitzler fiammen. Er hat den kleinften Ahnen und ift der Epigonenhaftefte. Und dennoch: feine Novelle reizt und verführt durch ein angenehmes. warmes

Kolorit. Perfonen: er. das füße Mädel. und der Engländer. Milieu: Wien. Italien: - Amalfi. Sizilien. Etwas müd. etwas krank. etwas melancholifch. etwas Mufik. etwas Eiferfucht. Er refigniert. Man weiß Befcheid: das füße Mädel und der Engländer. - Beffemer dialogifiert angenehm. beobachtet amüfant. hat weltmännifche Manieren. »und dazu eine leife. faft dichterifch überlegene Melancholie. das etwas fuffifante Lächeln eines Jronikers: (Meat tout. Nicht wenig. aber nicht genug.

Willy Speyer

Er hat 1907 bereits einen Roman veröffentlicht: „Ödipus" (bei Bruno Eaffirer). Ein ernftes. fäjickfalfchweres Buch. deffen eindringliche Präzifion frappierte. und das zu Conrad Ferdinand Meyer fchwärmerifch aufblickte. Ich habe von Speyer dann und wann kleine Skizzen im „Simpliziffimus" gelefen. die in einem ungewöhnlich gewandten Stil - klar und prägnant -- gefchrieben waren. Jetzt gibt er eine in zarten Farben gehalteneNovelle: ..Wiewireinftfo glücklichwarenl" (bei Albert Langen in München). Ein Jugenderlebnis - aus einer Goethefchen Elegie verdichtet - zu einer Novelle:

Wie wir einft fo glücklich waren.
Müffen's nun durch Euch erfahren.

Mit fiiller Refignation erzählt ein Einfamer eine heiter-melancholifche Gefchichte feiner Jugend. Ein Jfolierter fpricht von der frohen Gemeinfamkeit früherer Tage. Von feiner Liebe zu einem füßen jungen Gefchöpf. als' er fiebzehn war. Helle Sommertage auf einem Rittergute leuchten auf. Wohlerzogene Jünglinge fpielen Tennis. tanzen und reiten zufammen mit jenem Tangenichts von einer achtzehnjährigen Dame. und unter gleiäjgültigen vornehmen Manieren brennt ein junges Herz. deffen leidenfchaftlicher Sehnfucht in einer wilden Sekunde Befriedigung wird. Verklingende Töne. heitere Erinnerungen eines nachdenklichen. fenfitiven Jünglings . . . Und fo formlos diefe Novelle. - fo überrafchend bezaubcrt ihre Stimmung. Eine leichte. liebenswürdige Eleganz des Vortrags bildet den Stil diefer kleinen Gefchichte. die - weder im Goethefchrn noch im Kleiftfchen Sinne - je eine Novelle genannt werden dürfte.
Aber der Sinn für die ftrenge Form ift unfern Zeiten fo abhanden gekommen. daß es ungerecht wäre. einen jungen Dichter allein wegen der Bezeichnung zu radeln. Als Goethe einen Titel für eine Novelle fuchte. fagte er zu Eckermann: ..Wiffen Sie was. wir wollen es die Novelle*

nennen; denn was ift eine Novelle anderes. als eine fich ereignende. unerhörte Begebenheit. Dies ift der eigentliche Begriff. und fo vieles. was in Deutfchland unter den Titel Novelle geht. ift gar keine Novelle. fondern bloß Erzählung oder was Sie fonft wollen."

Willy Speyer ift “- in diefem Goethefchen Sinn - kein Novellift. Er fabuliert. er träumt. er erzählt. er malt ein Bild. - und feine Bilder find zuweilen von feltener Schönheit -. aber was ihm fehlt. ift: die Gefchloffenheit der Form. das Jneinandergreifen von Bild und Rahmen. Wenn er Jacob Waffermanns Novellen „Die Schweftern“ gelefen hat. wird er wiffen. was ich meine. Waffermann ift unter den Modernen »- fo weit ich fehe - der einzige. der der Goethef>)en Forderung entfpricht und der dem Formprinzip der Novellen .Heinrichs von Kleift nahe kommt.

KurtMünzer

Von diefem jungen Schriftfteller liegen fchon mehrere Bücher vor. Ein kunfthiftorifches Buch. ein Roman und ein Band Novellen. Jch kenne nur feinen leßten Roman: ..S ch w e i g e n d e B e t t l e r“ (Vita. Deutfches Verlagshaus). Ein ernfter. klug beobachtender. gefchmackvoller Kopf hat diefen Roman gefchrieben. Er ifi in eine ftille. verfchwiegene Welt geflüchtet. Er hat einen Kreis von vornehmen. lieben Menfchen gefchaffen. die in und um Züriäj leben: zwei Familien mit jungen Söhnen und Töchtern. Und wenn es ihm niäjt gelang. die einzelnen Geflalten fcharf zu nuancieren. daß fie fich deutlich von einander abheben. fo gibt fein Roman doch die Atmofphäre diefer Menfäjen mit fo viel Kunfi wieder. daß wir für eine Weile in ihrer Luft zu leben glauben. Und eine Gefialt ift in dem Buche. die in ihren Leidenfchaften und in ihren Vereinigungen etwas ungemein Liebenswertes hat: das ift die Mutter. Camilla. um deretwillen Benvenuto. den doch Dorothea liebt. in den Tod geht. um deretwillen Ludwig Karften. der wie ein Selbfiporträt des Autors anmutet. Bettina. ihre Toäjter verläßt. fich fortfiiehlt. aus dem Familienidyll am See nach Italien flieht. um fchließlich einfam nach Berlin zurückzukehren. Er refigniert.

Diefes Buch hat viele feine Züge. Eine fchwermutvolle Lyrik quillt aus den Beziehungen diefer Menfchen zu einander. Die eingefireuten Lieder rufen balladeske Stimmungen wach. Ein zarter. unfruchtbarer Hauch durchfirömt die ftockende Handlung. Alle Menfchen gehen an einander vorüber. Sie wagen nicht. fiäj zu ihrer Leidenfchaft zu bekennen. Und wenn fie ein Gefühl miteinander verbindet. - aus der Ge-

meinfamkeit entfiehen alle Schmerzen. alles Leid: Zi to Zell-ui 8010, to garni tutto too. Ein Wort. das alle Menfchen des Buches aufs bitterfie empfinden; die einen unklar. verworren. getrieben von ihren Wünfchen und ihren Begierden; die andern fchauen die Erkenntnis unerbittlich klar. mit zerftörerifeher Schärfe. fie gehen daran zugrunde wie der junge Benvenuto. - oder fie fliehen. wie Ludwig. dem der Gatte Eamillas gegen Ende des Buäjes fagt: „Sei nicht traurig. Es gibt größere Schmerzen. Vielleicht hätte ich helfen können. Aber du mußteft in Schuld und Reue fallen . . . Nur merke dir für fpäter: laß auch deinen Mund fprechen. wo dein Herz fpricht, Wer gibt dem Bettler etwas. der ftumm an uns vorüber-geht. wohl auch noch die Augen verbirgt. damit man das Flehen darin nicht fieht? Nur wer fordert. erhält. Am Schweigen erfiickt man. Wer mit Schweigen bettelt. verhungert im Schweigen."

Aber die Tragik der Menfchen Münzers befieht gerade darin. daß fie fchweigen miiffen. - Und hätte der Verfaffer nur diefes Gemälde verhaltener Menfäjen gegeben. ein vielleicht vollkommenes Werk wäre ihm gelungen. Da er aber mehr geben wollte. gab er weniger. Das Buch zerfließt. Wir müffen den jungen Karften nach Venedig und nach Florenz begleiten. damit er dort feiner fonfi fehr fympathifchen Kunfibegeifierung Ausdruck geben kann. Und der Schluß gar ift grotesk und willkürlich. Das Wiederfehen nach mehr denn zehn Jahren. Die Epifode einer Eifenbahnbekanntfchaft als Perfpektive in die Zukunft.

Man fieht: es find viele Qualitäten vorhanden. - es fehlt die Begrenzung. das Punktfeßenkönnen. Es ift leichter zu erzählen. als auszufcheiden und fremde Elemente fernzuhalten: damit der Block rein bleibe und fich forme zu einem Gebilde. organifch wachfe - ohne willkürliche Zutaten.

Hundert Seiten weniger und es wäre ein Wurf. Kein fchwerer. kein gewaltiger. - aber ein Wurf. Jeßt find zu viel Zutaten. auch karikaturifiifche * - die Satire gegen überflüffige Mitglieder der menfchlichen Gefellfchaft verfchmilzt nicht mit der dunklen Melancholie und dem romantifchen Realismus der Züricher Familien,

Münzers Sprache fucht fchlicht und prägnant zu bleiben. Sie kennt keine Nebenfäize. Das ift eine oft wirkungsvolle. zuleßt jedoch ermüdende Marotte. Der Dichter Münzer hat diefe billige und fragwürdige Sprachteehnik nicht nötig.

:J
W Karl Buchholz: Auflommendes Gewitter.
(Zum AuffaÃŸ von Mar Osborn.)

uU.
>:WTW>:F:. .
DPF-..S ,.
...x4- TÃ–L. :WMA

Wilhelm Herzog: Junge Novellifien u. Romanciers
Mar Brod
Das ift ein Taufendfaffa. Ein llngebärdigerf der die Gebärde liebt,
Er hat fchon zehn Bücher, hundert Auffäße und taufend Gedichte ge-
fchrieben- - und ift etwa vierundzwanzig Jahre alt.
Er überfeßt Laforguef er liebt Franz Blei und - Flaubert. Der
Gedankenfirich foll die Weite feines Empfindungskreifes ausdrüc'en. Er
will ein Indiffcrcuter fein und hat die emotionsfüchtigften Nerven. Er
lebt in Prag und ifi - ein ausfchweifender Erotiker. Er analyfierc jeden
Eindruäx er zerlegt ihn bis in feine lebten Fafernf - und er liebt die
Synthefef er fucht fie, er erfehnt die abfirakte Harmonie,
Sein Doppelwefen glißert- fehimmert in allen Farben. Alle Men-
fchen müffen bei ihm ausrutfchen, Er ift flink und behende, Er ver-
mummt fich in tanfend Masken. Alle feine Metamorphofen find frag-
würdig und unglaubhaft. Aber ieh bewundere die fchier unerfchöpfliche
Tätigkeit feiner Verwandlungen.
Er begattet fill) - wie Brentano von fich fagte - mit 'allen Er-
fcheinungen. Und fein großes- vergöttertesf heiliges Vorbild- das er um-
tanztf ift: Flanbert. Vielleicht kennt er ihn auswendig. Er hat die
Wortef die kofibaren- bei ihm gelefen, die ich deutfch hierher fehen will,
überfeßt von Julie Waffermann (Flaubert. Ein Selbfiporträt. Bei
Oefierheld, Berlin): „Herrlich ifi es zu fchreibenf nicht mehr in fiih zu fein,
fondern in der ganzen Schöpfung von der man fprichtf zu lreifen. .Heute
zum Beifpiel bin ici» gleichzeitig als Mann und Frau- Liebhaber und 'Ge-
liebte„ imWald fpazieren geritten- an einem.HerbfinachmittagF unter gelben
Blätterm und ich war Pferdf Blatt und Windt die Worte- die ge-
fprochen wurden- und die rote Sonnef vor der die liebestruukenen Augen-
(idee fich fchloffen. Jfi es Stolz oder Mitleidf ift es das unbeholfene-
kindliche Überfließen einer übertriebenen Selbfiznfriedenheit oder ein un-
beftimmtes religiöfes Gefühl? Aber„ wenn ich nach dem Genuß diefes
Raufäies dariiber nachdenkef möchte ich dem lieben Gott ein Dankgebet
fagenf wüßte ich daß er mich hört. Ich preife ihn dafürf daß ich nicht
als Baumwollhändler oder als Luftfpieldichter oder als Mann von Geift
auf die Welt kam. Singen wir Apoll wie in den erften Tagenf atmen
wir in vollen Zügen die kalte, freie Luft vom Pal-naß, fchlagen wir auf
unfere Guitarren und Cymbeln und drehen wir uns wie Derwifche um
das ewige Getöfe von Formen und Ideen."
- - Drehen wir uns wie Derwifche um das ewige Getöfe von

Farben und Jdeen . . , Der Einfame von Rotten feiert feine Fefte, Und fo reich und vielfältig find feine Worte, daß ein Jüngling in Prag fich an ihnen offenbartz daß fie ihm zum Symbol feiner Erlebniffe werden. Und er wird Asket und Verfchwender. Er lebt - in feinen Verwandlungen ifoliert und dem Getriebe der Menfchen fern - und Abenteuer umfchwirren ihnz die Fieber feiner Phantafie gebären wolliiftige Körper) Verzückungen- Stellungenz erotifche Ekfiafen: - „S ch l o ß N o r n e p y g g e" (bei Axel Juncferz Berlin). Ein tollerz unwahrfcheinlicher Roman. Er gefialtet die Ausfchweifnngen einer raffiniert überreizten feruellen Phantafie: flaclernde Flammen der Geilheitz Polintionenf Aufpeitfehung morbider Nerven7 - aber alles ungeformtz durcheinandergewiirfeltz zufälligz zerbröckelnd, abfichtsvoll und ohne Zwang. Kein notwendiges Gefüge.

Jeßt hat er fich begrenzt: er gibt uns ein neues Bua» einen kleinen Nomanz wie er es nennt: „Ein tfchechifchesDienftmädchen“ (bei Junckerz Berlin). Und hier fehe ich die Entwickelung die Brod nehmen könnte. Diefer Roman ift - trotz allem Barocken und Abfichtsvollen - faft naiv gefchriebem er ifi von einer fchlichten Raffiniertheitz und der Dichter faßt fein enges Problem mit weifer Selbf'tbefchränkung und Uberlegenheit. Ein fenfibler Jüngling wird durch die Liebe zu einem drallen Dienfimädchen aus feinen unfruehtbaren zerebrafthenifchen Befchäftigungen aufgeriitteltz der intellektuelle Jüngling wird zum Manne - an der weiblichen Materie. Er wird zum Konkreten erzogen. Früher waren feine Organe für die Sinnenwelt verftiimmelt- da er fie nicht gebrauchte; jeßt - da das Leben in Geftalt des tfäfechifchen Dienf'tmädchens ihn verwandelte - erwacht fiir ihn die Gegenfiändlichkeit des Dafeins. Diefen Verlauf hat mit nachfühlender Intuition ein Dichter gezeichnet- indem er einen Ausfchnitt aus feinem Leben gab. Er fuchte den geheimen Lyrismus feines Herzens mit dem Vulgiiren zu vermifchen - - -z und kam fo - zum erfienmal unbewußt - auf die Spuren des vergötterten Meifiers.

Flaubert fehreibt an Madame X. aus Croiffet im Juli 1852: „Der ganze Wert meines Buchesz wenn es einen hat, wird darin liegenz daß es auf einem Haar zu gehen verf'tand7 das zwifchen dem doppelten Abgrund des Lyrismus und des Vulgären (ich will beides in einer erzählenden Analyfe verfchmelzen) aufgefpannt ift." (Zu finden in der verdienfivollen deutfchen Gefamtausgabe der Werke Flauberts. Bei Brunsz Minden i, W.)

HansKyfer

Das ift von allen der ernfiefte und fchwerfte. Und auch der eigentümlichfte. Faft das Gegenteil von Brod, Ein fchwer in fich Ruhender. Aus einem Bauerngefäflecht muß er fiammen. Seine Kunft ftampft mit fchweren Schritten einher. Etwas Erdiges. Herbrs. kraftvoll Sprödes liegt aufihren Mrnfchen und in ihrer Atmofphäre.

Diefes Buch: ..D c r Blum e n h i o b“ (S. Fifcher. Berlin). hat ein Kerl mit jungen Pranken gefchrieben. Mit der Einfachheit eines großen Herzens. und mit der ftillen Liebe eines Dichters. Bei keinem der andern Bücher. von denen ich vordem fptach. fühlt man fo den Atem des Künftlers. des Schwerringenden und des Gottbegnadeten. Diefer ift einer. Und fo viel Geröll fein Strom mit fich führt. hier lebt mehr als eine Natur. hier hat ein Menfch einen Teil feines Wefens gereinigt. geläutert zum Kunftwerk. In Stoff und Sprache diefes Erftlingsbuches krifiallifiert fich der Formwille des jungen Dichters. Schroff und fpröd und knorrig ift diefe Sprache und durchfeelt von einer naturaliftifch fehnfiichtigen Lyrik. Dumpf und bleifäjwer wuchtet das Schickfal auf dem Helden des Buches. Dem Landbriefträger Gottlieb Siebenhimmel brennt fein Haus ab. fein Junge. fein Weib fiirbt ihm. das Mädchen. das fie ihm in der Todcsfinnde gebar. verblödct. und diefem neuzeitlichen Hiob werden von einer Lokomotive beide Beine abgefahren. er wird ins Hofpital gebracht. und er endet im Armenhaus.

Das ift die troftlofe. fchaurige Fabel. Aber welch reiche Phantafie färbt. fäfmückt. verfinnlicht fie. welch tiefes. menfchliches Gefühl verinnerlicht diefe realiftifchen Vorgänge. und welch zaubervolle Romantik befeligt und verkllirt die Leiden des Helden! Durch alle Höllen diefer Erde muß er hindurch. und fo eng feine Welt ihn umfchließt. fo leidensreich ift fein Inferno. Gott nimmt ihm alles. Und fihweigend trägt er fein Leben weiter. Er klagt. er jammert nicht. Mit einer Einficht in die Unergründlichkeit diefer Welt nimmt er fein Schickfal auf fich. Und allen Höllenqualen zum Trotz lebt ihm die Welt. fprießen ihm' die Blumen. und aus taufend Erfcheinungen ftrahlt ihm die Buntheit des Lebens. Und je einfamer es um ihn wird. um fo reicher wird ihm das Leben. Es hat ihn. den Zuverfichtlichen - denn ..er war unfträflich und rechtfihaffen. gottesfürchtig und dem Böfen feind" (heißt es von Hiob, in der Bibel). - das Leben hat ihn geftählt. feine Leidensfähigkeit gefteigert'. und fein Martyrium wird gekrönt durch fein Menfchentum. *

Kyfers Roman ift ein hohes Lied auf diefes Martyrium eines fchlichten Menfchen. Und feierliche Gefänge auf die Natur Gottes tönen aus diefer menfchlichen Tragödie. Wie die Natur ftirbt und erwacht. wie fie rinnt und verfchmilzt. wie Gras und Baum. und Hügel und Himmel. Menfch und Gott eins werden. - die Verwandtfchaft aller Wefen. wie fie fich vermifchen wie der Duft einer Blume. die Stimme eines Vogels uns beeinflußt. - all diefe kaum zu hafchenden Motive gibt diefer junge Dichter durch den Zauber feiner Sprache wieder.
Und diefe Mnfik. in der fich das Naturempfinden des Dichters fymbolifiert. verzichtet nicht auf charakteriftifche Linien. auf zeichnerifche Werte. Kyfer hat in diefem Roman den Studienkopf eines alten Juden gemalt. nicht nur den Kopf. fondern die ganze Figur. -- das Meifterftück eines phantaftifchen Künfilers. Man erinnert fich Rembrandtfcher Zeichnungen. Der alte Jude kommt auf feinem Efel. feinem Grau-Grauchen. geritten. der mit unzähligen Mufikinftrumenten behangen ift. die er dem Jungen des Briefträgers fchenkt. Nicht leicht und mühelos erfchließt fich die zeichnerifche Kunft Kyfers dem Lefer: ..Vier fpindeldürre Beine glitfchten lautlos längs des Bodens. drei ungleichmäßig lange zappelten an einer Seite in dem Schleierneße der Luft. In der Mitte wölbte fich ein ungeheurer Buckel wie der Leib einer Riefenfpinne. vorn wackelte daran an einem ausgereckten Halfe ein graulicher Spitzkopf mit zwei Fühlhörnern. halslos über dem Buckel wieder ein Spißkopf mit zwei aufgeklappten Schmetterlingsflügeln. Zur einen Seite des wippenden Buckels klirrklapperten zierliche Totenfchädel. als wären fie mit Münzen gefüllt. zur andern fchob fich ein Kinderfargdeckel. um den herum kleine Geifier ohne Flügel ängftlich flatterten. fchwebten und zappelten. zuckten. zerrten und hampelten. wobei fie bei jeder Bewegung der fieben lautlofen Beinchen wunderlich durcheinander ächzten. feufzten. fköhnten. fnmmten. klingelten und in den Wind wehleife hineinpfiffen. So fah das Ding zwanzig Schritte entfernt aus. Zehn Schritte näher konnte man fchon gewahren. daß ein dürres Efelein des Weges einhertappfie. Aber dem feltfamen Wefen auf feinem Rücken mußte man geradezu in die Augen feheu. - nein. in die Augen. denn diefe waren von zwei fchwammigen Lidern zu ganz fchmalen Ritzen zufammengequetfcht. - man mußte dem Dinge in dem dicken Nebel frifchweg an fein fpinnwebgraues Kofebärtchen faffen. um zu erkennen. daß es nichts als ein zieres Männlein war. gedrückt und eingewickelt auf einer Art Kinderfinhl hockend, Er hatte eine gewaltige Pelzmüße. in der

Mitte tief eingedrückt. über die Ohren bis zur Wurzel einer rafiig ausge-
bogenen Nafe hinabgezogen. fo daß fein knochig Köpfchen zwifchen den Schulterböcken hin und herkippte. wie der Leib eines Riefenfchmetterlings. Die Totenfchädel auf feinen .Dörfern entpuppten fich als Kindertrommel. Waldteufel und handtellergroße Tamburins. der Sargdecfel vornweg als ein viereckiger Kalten. vor der kümmerlich eingekrümmten Brufi angeriemt. und der Geifierfpuk an deffen Leiften als allerlei Kinderinfirumente. die klamme Finger ängftlich zurückzogen. heraushängten und wieder hineinfchnellen ließen.“

Ich habe diefen ganzen Abfaß wiedergegeben. um von der phantafiifäj-impreffionifiifchen Kunft Kyfers eine ungefähre Vorfiellung zu geben. Sie fucht mit hundert kleinen und kleinfien Strichen den momentanen Eindruck feftzuhalten. er benutzt das Verbum mit feltener Fähigkeit. um den Vorgang getreu wiederzugeben. er färbt kraft diefer Anfchaulichkeit der Sprache das Gefühl des Lefers. der eine wohltuende Sicherheit von der Kraft des Dichters empfängt.

Diefer Dichter prätendiert nichts. Er läßt reifen. und ihm entfieht ein überrafchend reiches Werk. Und wenn Goethe etwa den jungen Mar Brod als „ein forciertes Talent" abgelehnt hätte. vor der knorrigen Kraft des jungen Hans Kyfer. defien jeanpaulineske Romantik ihm vielleicht nicht fympathifch gewefen wäre. hätte er voller Achtung gefchwiegen.

Und zu diefem Künftler hat man die hoffende Zuverficht. daß ihn fein Weg immer weiter fiihrt. und daß er uns neue. reiche Gebilde feiner Phantafie fchenken wird.

Jofeph AUguft Lux:
Dalmatien. das Land der Vergangenheit
und der Zukunft

Wir wollen das Land künftlerifch empfinden. feinen Genius loc-i ergreifen und feine Schönheit erleben. wie man ein Stück edle Plafiik. erlefene Architektur. juwelenhaft farbige Leinwand erlebt - aus unmittelbarer Anfchauung.

Denn Farbenparadies. edle Plaftik. erlefene Architektur. das ift Dalmatien mit feinen Landfchaften.

* Das Gewinde von Buchten und Bergen von Zara bis Obbrovazzo. die Krk-afälle bei Sebeuico. die Riviera der fieben Kafielle zwifchen Tran und Spalato. der Küfienftrich von Ragufa. Lakroma und die Bocäje von Eattaro. das ift eine fchöne Siebenzahl von höchft bewunderns-werten Landfchaften. .

Die Phyfiognomie der wichtigeren Städte Dalmatiens ift fcharf individualifiert. trotz der viele-n gemeinfamen Züge. die ihnen unter der .Derrfchaft vergangener Kunft und Kultur eingeprägt worden find.

Nicht auf die gemeinfamen. fondern auf die unterfcheidenden Merkmale hin betrachtet. erfcheint Zara als die Stadt der Verwaltung und äußerlich modernifiert. während Sebcnico und Trail noch ganz Mittelalter find. Spalato. eine ganze Stadt in den Ruinen des Diokletianpalafies eingebaut. erfcheint als der Schliifiel zur Kunfigefchichte des Landes. Es genießt diefe Bedeutung gemeinfam mit dem benachbarten Städte-grab Salona. das die Grüfte aufgetan und das über ein Jahrtaufend gehütete Geheimnis einer vergangenen Kultur preisgegcben hat. Das prächtige und ariftokratifche Ragnfa ift noch immer als die einfiige Gegen-fonne Venedigs gekennzeichnet. Eattaro ifi ein Wehrwolf. firategifcher Punkt. Militärftadt.

Eine mehrfach gereihte Perlenfchnur. in Größe und Schönheit ver-fchieden. hell fchimmernd auf dem faphirblauen Grund,

Der Anblick ifi berjickend. Die ganze Küi'tenfahrt ift von diefen freundlichen Gefichten begleitet. Nirgends geht der Blick ins Endlofet Leere, Er ift lieblich umftelltz vom Feftland. wie vom Meer heir bieten fich dem Auge diefe Ruhepunkte. und wir reifen mit der zauberhaften Vorftellung- das Wunder der geheimnisvollen. fchier vergeffenen Eilande zu ergreifen.
Wunderftädte find die Orte diefer entrjickten Infelnz unwirklich fcheinen fie. nicht unferer Zeit. nicht unferem Leben angehörig. Hirn-gefpinfte.
Der Glanz der venezianifchen Republik, eine riefige Sonne„ die im Weften aufging, firahlte über die Infeln. und das dalmatinifche Fei'tland und die Städte erwathten in diefer Aureole und träumen noch dem längfi erlofchenen Geftirn nach.
Ein Vengeffen war über Dalmatien. iahrhundertclangz nun will das intereffante Land der Vergangenheit zur Gegenwart erwachen und vielleicht ein Land der Zukunft werden. Das Land der künftigen Reifen. Vielleicht auch der künftigen wirtfchaftlichen Entfaltung. Denn die Natur des Landes ift reicher. als es auf den etften Blick erfcheint. Der ungeheure Mauerwall im Norden Dalmatiens/ das unwirtliäle Velebit-gebirge ift reich an Kupfer. Mangan. Eifen und Kohlen und harrt der Erfchließung. .Heute f'treift noch der Bär durch die Klüftef hauft der bitterarme Bergbewohner mit ein paar Schafen in Höhlen an den e-lefantengrauen Felfenwänden. Morlacken. Das Wort bedeutet in der überfeßung: fchwarze Rumänen. Nömifches Blutf flavifch vermifcht. Es ifi kein Ehrcntitel in Dalmatien. eher eine verächtliche Parias-bezeichnung. Dort wohnen Morlacken und Herr-em fagt der Gendarm. der in diefen Gegenden fafi die Miffion eines Kulturapofiels trägt.
Er führt ein ftrenges Regime-nt und muß es auch in einem Land. wo die Rache viel und ein Menfchenleben wenig bedeutet. Wo die Sitte tauh und die Moral primitiv ift.
Es fehlt an Menfchenkraft im Land und auf den Infeln. Eurzolaf Lefina. Liffa find faft entvölkert. Die alten Städte beftehen zum guten Teil aus Hausruinenf die leer find. Wer follte fie aufbauen. wer follte fie bewohnen? Rührend find die Zeichen des Ver-falls mit den Spuren einftiger Größe.
Fährt man von Norden nach Süden. reihen fich die Städte und -Landfchaften in folgender Kette.

Zara. die .Hauptftadt mit dem äußeren Gürtel moderner Gebäude. ein Ring. der das Zara des Altertums. das byzantinifche Zara. das Zara des Mittelalters und der Nenaiffance einfchließt.
Man landet an der alten Riva und tut gut. durch die Porta Marina. an der ein verwitterter Flügell'owe an die gefunkene Welt-macht des heiligen Marcus erinnert. die fchluchtartigen Gaffen hindurch. die Stadt bis zum Grünmarkt zu durchqueren, Hier ift unmittelbar-es Leben. Hier greift man den Genion 100i der Stadt. Nicht nur der Stadt. auch des Landes. Hier ift nicht nur der Schliiffel zum Lebe!!! der Gegenwart. fondern auch der Vergangenheit. Ein unvergeßliches Bild der Mannigfaltigkeit. das Dalmatien charakterifiert. Nicht allein wegen der Tracht. der Farbe. der Morlackenweiber. die hier fißen und feilfchen. - denn überbieten und Feilfchen fcheint im heimifchen Handel wichtiger als Schreiben und Lefen - alfo nicht allein wegen des Land-volkes. das fchön anzufehen ift. mit den fchwarzbraunen. fcharf-gefchnittenen Gefichtern. von pechfarbenen. fchlichten Haarfträhnen um-rahmt. doppelt fchön in der Tracht. wenn auch nicht allzu kritifch zu prüfen. denn dalmatinifche Hygiene und Reinliäfkeit bildet einen gewiffen Gegenfatz zum Zivilifatorifchen; fondern auch wegen der Kunfi und Ge-fchichte. die hierzulande bewegter war als irgendwo,
Die Küfienlandfchaft rund um Zara ift lieblich in dem leichten Grün der Oliven und des Weins auf weißgrauem Gefiein. das überall durchfchimmert und da und dort ein Stück brauner Ackerfcholle. einen Streifen Wiefen trägt. eine Gruppe von Häufern mit dem weithin fieht-baren Campanile. Städte. die zu Dörfern herabgefunken find. Schlöffer. die in Trümmern liegen und in der Herabgekommenheit noch die Spuren fiolzerer Tage tragen. So Zaravecchia. die alte Königsfiadt. fo Vrana und das verfallene Schloß der Tempelritter am Vranafee. landein. fo Nena an der Nordküite. die ins Land fchneidet. das römifche Aenona. eine der gefunkenen Städte. von Sümpfen umlagert und zugrunde ge-richtet. Königslegenden haften an allen diefen Städten und Orten des Verfallesz kroatifche und ungarifche Könige hielten hier Lager. Bifchöfe hielten Refidenz. und von venezianifcher Kultur zeugt der größere Teil der Baureftez fchwere Schatten fallen in das Bild der vergangenen Größe. das unbeftimmbar ifi. wie ein verblichener Gobelin. mythen-haftz und die Schatten nehmen ganze Teile fort und überziehen fie mit völligem Dunkel oder mit Verwüftung. Vom fruchtlofen Heroismus erzählen vage Erinnerungen und Lieder. vom Schrecken der Türken-

herrfchaft und von der endlichen Erfchöpfung. die verläßliche Beweifc
überliefert hat: die Trümmer. die Armut. die Entvölkerung.
Ein verlorenes Paradies. das ift die Infelkette und das Land am
Fuß des heiligen Berges im Velebit bis Obbrovazzo am Zrmanjefluß
nnd darüber hinaus.
Jm Schneemantel gehüllt. wacht der heilige Berg über das ver-
fluchte Land. und der fieinerne Faltenwurf taucht in das Ultramarin
des Waffers. kaum daß der Saum das fpärliche Grün einiger magerer
Wiefen und Weingärten trägt. von Steingehegen forgfam umfriedet.
da Silbergrau des Olivenlaubs und ein paar elende Steinhütten da und
dort. '
Niemand fährt mit uns in das grauenhafte öde Land. das zugleich
lieblich ift. hell und offen wie ein ehrliches Menfchenantliß und zugleich
todesftarrz prangend in Farbe und Schönheit und zugleich troftlos und
verlaffen; anziehend und abfioßend in einem.
Als Stadtgebilde ift Sebenico ein Kunf'twerk. Die gefchloffenfte.
einheitlichfie. mittelalterliäffie Stadt Dalmatiens. In Treppen und
Terraffen klettert fie den Berg hinauf. mit engen Gaffen. die im Sommer
kühl. im Winter warm find. mit Torbögen und Straßenüberwölbungen.
intimen Höfen und Kübelpflanzen hinter fieinernen Balufiraden. mit
hofartigenPläßen. ganz umfchloffen. ganz malerifäf. mit fchönen Nieder-
blicken auf tiefere. kleine. vorfaalähnliche Plätze unterhalb der feftlich
breiten Stufen. während andere Straßenfiiegen eng und fteil und ge-
wunden find. wie in Türmen.
Auch der Dom hat feine Gefchichte und feine Märtyrer. wie fo
häufig bei großen Kunfifchöpfungen. die nicht für den Tag berechnet
find. Der Bau 1443 begonnen. geriet ins Stecken. wahrfcheinlich aus
Geldmangel und Kriegsnöten, Erft das nächfte Jahrhundert fah feine
Vollendung. Das Bauwerk ging durch die Hände mehrerer Architekten.
zwei verfchiedene Epochen der Kunfigefchichte drücken dem Bauwerke
ihre Stempel auf. Und doch ift es von einer Einheit und Schlichtheit.
die Form fo faßlich und der Schmuck fo graziös. daß es eine Freude ifi.
die man als fiillen Segen aus dem getroffenen Aubliä mit fich fort nimmt.
Stein und Marmor ift das Material. felbfi das kunfivolle Dach.
ein Meif'terwerk der Konfiruktion. ifi mit Stein iiberwölbt. in drei ge-
fireckten Tonnen. deren mittlere. das Hauptfchiff charakterifierend.
erhöht ift. Das fieinerne Gewölbedach bildet gleichzeitig die innere
Decke der Kirche.

Spalato ifi der Schlüfiel zur Kunftgefchichte des Landes. Noch mehr. Dalmatien als bloßer Nebenplah der Weltgefchichte betrachtet. ein Epifodenfchauplatz. rückt in kunftgefchichtlicher Betrachtung bedeut- fam in den Vordergrund,
Hier in Spalato berühren fich zwei Welten. das finkende Rom und der aufgehende Glanz des ofirömifchen Reiches. In diefem Wende- punkt fieht der Palafi des Kaifers Diokletian zu Spalato. fein Pracht.- tor. die goldene Pforte (Vor-tn .Cm-eu) dem Offen zugewendet. von wo die neue Offenbarung kommen follte.
Schon rein äußerlich gehört die Ruine des Palaftes zu den Welt- wundern.
Die innere Lage und Raumdispofition des Palafies ift zum großen Teil verwifcht. untergegangen. in Lehm und Schutt. mit dem die fpäteren Maurer die Nefter in die Ruine eingefügt haben. eine riefige Zellenwabe mit den Umfaffnngsmauern des Palafies fo umkittet. daß das römifche Mauerwerk tatfächlich ein Stück der Behaufungen geworden ift. die vierte Wand der Käufer. die an der inneren oder äußeren Peripherie zu liegen kamen, Denkmalfchulz gibt es nur dem Namen nach. alfo durfte jeder fchalten und walten nach Gutdiinken. und aus alten. kofi- baren Steinen. die man einfach nimmt. fein notdürftiges Haus bauen. wie es immer reichlich gefchehen ift.
Spalato bildet jene Architektur- und Bildhauerfchule aus. die vom Diokletianpalaft infpiriert im 12. Jahrhundert unter dem _fpalatinifchen Conte Domaldo Kubi?? fich vollendete. und von dem Dalmatien die romanifch betonte Marke empfing. Zaras Kirchen. Sebenico. Traü mit Kanzel und Portal unter anderen. weifen auf Spalato. auf den Kampanile (reftauriert). auf den Dom. dem ehemaligen Maufoleum. und der fchönen Domkanzel. ein Seitenfiück zu jener von Trad.
In und um den Palafi. ferner in dem unfernen römifchen Salona und in dem Schatz des archäologifchen Mufeums in Spalato fchlug die Hauptrulsader einer Triebkraft. die das Weltbild entfcheidend veränderte.
Es ift an früherer Stelle gefa'gt worden: eine neue Kunfifprache bild-:t hier die erfien ftammelnden Laute. eine neue Offenbarung. die fich aller- dings erft in Byzanz hymnenhaft vollendet und von dort wieder nach dem Weiten zurückgetragen. in Venedig und Ravenna in voller Klang- fchönheit austönt,
Aber hier im Maufoleum des Dioklctian vermeint man die erfien Werkfpuren eines Mofaik in der Kuppelwölbung entdeckt zu haben. die

den Anfang jener fakralenf ftilif'tifch. das heißt werkmiißig firengen Kunft bildet, die flächig und fchmnckfteinhaft in der fcheinbaren Starte der Haltung rätfelhaft reich mnfiifeh verklärt und dichterifch im Ausdruck wan und wo fie aus der bvzantinifehen Zeit in unangetafteter Echtheit vorkommenf wie in Ravenna und in Venedig zu den edelften Schöpfungen der Naumkunfi gehören.
Der Leiter der archäologifchen Ausgrabungen in Salona und des dazu gehörigen Mufeums in Spalato. Monfignore))l*. Buliä/ als Archäologe init hellfeherifchem Kopf ansgerüf'tet. der feine mühfame Forfcherarbeit fchöpferifch gefialtet. und ihn befähigt. dem klaffifchen Boden die Geheimniffe abzuringen. die Steine zum Sprechen zu zwingenf und die (ofen Fäden der Gefchichte zu verknüpfen. bis das kunfivolle Gewebe. figurenreich wie ein Gobelin- fchier lückenlos dafieht- diefer Gelehrte bekennt fich zu der Hvpothefef die dem Diokletianralafi diefe Urheberfihaft zufpricht.
Der Domplatz, einft das Periftyl des Palaftesf ifi fürchterlich. Das kleine Leben umflutet diefe Prachtarchitekturf in die fpätere Kulturen mit unbekümmerter Hand zerfiörend oder ändernd eingegriffen haben. Aber über allen triumphiert die .Hoheit der großzügigen Palafirefte. die das Bild beherrfchen.
Die Vergangenheit fchlägt ihr tiefes dunkles Auge auf und fpiegelt die fernab liegenden Gefchehniffe in der langen Kette bis auf die Tage der Gegenwart.
Es war einmal - - - in diefer Märchenfprache reden die Steine Ragufasf die Cyklopenmaner-n. die' alten Kirchen mit den Heiligtümern von Tizianf Palma, Bafiano u, a.„ der Roland mit gezücktem Schwert am Plaße vor der Dogana- die Brunnen von Onofrio. der prächtige Rektorenpalafi mit feinen phantafievollen Säulenkapitälen und feinem fefilichen Arkadenhof, die Klofierhöfe der Franziskaner- und der Dominikanerorden/ diefe einzigartigen- fäulenumringten Gartenhöfef die den Traum der mittelalterlichen Kunfi nachtriiumenF eine fiimmungsvolle Umwandlung des römifchen Gartenhofes. ergreifend in der Weltentrücltheit und Stillef die unberührt fchien von den bewegten Ereigniffen draußenf fo kiinfilich unberührt. wie der ganze verborgene hinter dem großen Arkadenhof des alten Franziskanerklofiers gelegene eremitenhafte kleine Klofiergartem über dem die Klausnerftimmung alter Meifier liegt. ein Ort der Ruhe und der Gebete unter blühenden Orangen und Palmen.

Aber was wäre diefes Traumbild. diefes verfieinerte Antlitz der Vergangenheit ohne die Farbenfülle: der Natur und des Lebens mit feinen Kofiümen. feinem fröhlichen Optimismus der über alle Abgefiorbenheit triumphiert. Diefes Leben ifi älter als alle Gefchichtez in Stein gehauen; die Kofiüme in den Straßen. diefe Kunft in den türkifchen Läden, diefe Arbeit der heimifchen Goldfchmiede ift älter als Überlieferung, denn die ehernen Mauernz die fo beredt find. älter und unverwüftlicher. als ein anderer Ausdruck jener Natur. die es hier landfchaftlieh auf einen Glanzeffekt abgefehen hat, der felbft in Dalmatien unerreitht dafieht. Alles ift hier am Fuße des im Rücken der Stadt f'teil und felfig auffteigenden Monte Sergio leicht und in Fülle gegeben. die Fruchtbarkeit der umliegenden Täler. Val di Breno und Val Canale und Ömblatal mit dem aus dem Fels breit hervorbrechenden Fluß Ombla, der Gartenkunfk von Eanofa mit den ehrwürdigen. weltberühmten Platanen und all dem Vegetationsfegenz freigebig an dem Küfienfaum hingeftreut über die Villengärten von dem einfamen Klofier San Giacomo in weitem Bogen bis über die Paläfte und vornehmen Landlxäufer an der liebliehen Bucht von Gravofa, wo alles im Frühling fehwer von Blüten hängt.

Jn den Läden der Stradone vereinigt fich der Kunfifleiß der ganzen dalmatinifchen Hinterländer. einfchließlieh der herzegovinifehen. bosnifchen. montenegrinifehen und albanifchen Leifiungcn in Stickereien. Kol'tjimen. Metallbearbeitungen und Schmuck. Ein ganzes Mufeurn, Roa) mehr. Denn es dient dem Leben. Mädchen und Frauen vorn Land umfrehen die Läden und wählen ihren Schmuch die fehönen Trachten aus dem Val Breno und Val Canale tauchen auf. der Turban erfcheint neben den gefiiekten dalmatinifchen Kappen. neben den goldgef'tiekten zinnoberroten Weficn der Montenegriner tauäzt die feltfanie Tracht der Albanefcn auf, enge Beinkleider mit fchwarzen und weißen Längsftreifen und einem weißen Fez über den wilden hängenden Sehnurrbärten. Das find die Straßenerfcheinungen in Nagufa. zu denen als der andere Pol der Entwicklung der moderne Reifende gehört im weißen Flanellanzug mit gelben Stiefeln. Alles ift Farbe hier im Süden. nein, in ganz Dalmatien. Ganz Italien birgt nicht folche Wunder. wie ein Abend in Ragufa mit dem Blick auf das Meer in der Farbe des Lapis Lazuli. auf den Goldgrund des Abendhimmels und auf die weißen Mauerwälle und Türme aus der Glanzzeit der ragufäifchen Republik. Lake-oma träumt im Grünen. Das Bild zittert nach. unvergeffen mit den Wellen

des Lichtes» und der prismatifehen Farben. Unverlöfchlich. Wenn auch fchon der Mond wäehfern iiber dem Mammuthrücken des dalmatinifchen Beeglandee ftehtF das felfenkah(und bleieh liegt- wie ein Totenfchädel neben dem Meere dao' in der toten Nachtluft felbft fchwarz und fiill geworden ifif wie eine Pfütze.
Der Löwe wacht daher in den Toren Sattarosy der herrlich im Hintergrund fjordartig gelegenen Stadtx wo die Berge kefielartig zu-fammenrüeken- von hochgelegenen Forte beherrfcht.
Die Stadt mit ihren Kit-chem einzelnen fchönen Höfen- venezia-nifchen Baureften, ifi altertümlich intercfiant- wie die anderen Küften-orte der Baechq Per-after das alte Rifano- Cafielnuovo; aber eindrucks-voller noch- und das antiquarifche Interefie zurückdrängend- ift das militärifehe Leben, das an diefen wiehtigen firategifchen Punkten die Bildfläche beherrfeht.
Der Amateure den die großartige und gleichzeitig liebliche Land-fehaft reizt- hat das Nachfehcn. Die Kamera unter Kofferverfchluß, ift der gute Rate den die Militär-behörde gibtL wenn die Gefahr einer Verhaftung vermieden werden ioll.
Einer Phantafie aus Taufend und einer Nacht ähnliche wegen die Zeiten und ihre Ereignifie het-ane die Städte und Schiafale- ein Schaukeln* von Bildern wie auf den Wellen der Seel auf denen fich der Meeres-grund wiegt, und der Himmel mit feinen Wolkenf Spiegelbilder- die ferne und nahe Dinge aufleuehten lafien- liebliche Ericheinungen und fehreckhafte Gebildel die vorübergaukeln und den Blicken entfchwindem fpukhafte TraumgefiDte- lautlos herangleitend und lautlos entfunken in die Tiefe des Meeresgrundes- in die Tiefe der Iahrhundertq in dic Ferne des Horizontes. Adieu!

Charles Baudelaire:
Briefe aus Belgien

Die glücklichen Epochen in Baudelaires Leben waren nur fporadifch. Qualvolle Vereinfamung. Schulden. die ins unendliche wachfen und nn-gehemmten Fluten gleich über ihn zufammenfiürzen. bittere. nackte Not. das war ftets das Bleibende im Wechfel, Und nicht möglich. all' dem durch ansdauernde. ftetige Arbeit die Stirne zu bieten. nicht möglich. die Feffeln zu fprengen. die fich immer enger um ihn fchmieden - ihn zu er-drücten. zu erfticken drohen . . . Da kommt ihm der Gedanke - wars Edgar Pocs Beifpiel? -. in fremden Ländern und Städten Vorlefungcn zu halten . . , auf diefem Wege wieder zu Ruhm und Anfehen. vor allem zu Geld zu gelangen - zu Geld. um die Qual der Schulden von fich zu wälzen _ endlich Frieden. Ruhe. Arbeitsmöglichkeiten finden! -- Auch wünfcht und hofft er das Haus Lacroix und Verboeckhoven für eine Gefamtausgabe feiner Werke zu gewinnen . . , Und fo geht er nach Belgien . . . . ..Nur im Triumph" will er nach Frankreich zurück-kehren . .

Um den Ertrag der Vorlefungen wird er betrogen -- allerorten be-gegnet ihm Roheit. Lüge. Stumpffinn. Lift. Betrug. Und die Empörung über diefes Land macht fich nngehemmt in den Briefen an die Freunde Luft. Sie foll aber auch in „l'nlll'l'e Belgique“ zum Ausdruck gelangen. in „Laurie Belgique“, das nie vollendet wurde und über das Stadium kurzer Notizen nicht herauskam.

Namentlich in den hier folgenden Ergüffen an den Notar Narcijfe DSfirSe Ancellel) fteigert fich das Mißfalien an Land und Leuten zu maß-lofem Zorn. Ancelle war Baudelaire 1844 von Amtswegen als Rechts-beiftand beigegeben worden. als Mutter und Stiefvater befürchten mußten. der junge Dichter könnte durch feine Verfchwendnng vollftändig in Not geraten. Er wurde der gütigfte Helfer. der zuverläffigfte Freund Baude-laircs. der fich nie der Einficht verfchloß. was er Ancelle zu danken hatte.

Zu viel der Enttäufchnngen in Belgien! Er will fort
- zu den alten Freunden nach Paris - er fehnt fich nach
feiner Mutter - nach dem Frieden des kleinen Haufes dert
unten am Meere - nach feinen Büchern - nach feinen Stichen -
- Schulden. niäjts als Schulden. -- So bleibt er feftgeankert in Qual und Wirrnis. - Und in dem Lande. wohin ihn fein letztes Hoffen. fein letztes Sehnen nach Erfolg getragen - ereilt ihn das nnerbittliehe Faturni sie :Zr

1) Ans dem Man-ufkript eines demnächft im Verlage von J. E. E. Bruns in Minden erfcheinenden Bandes.

An Edouard Mauer.
27. Mai 1864.
Mein lieber Manet.

Ich danke Ihnen für Ihren frenndfchaftlichen Brief, Empfehlen Sie mich bitte. Ihrer Mutter und Ihrer Frau und wenn Sie mir Angenehmes iiber das Schickfal Ihrer Bilder mitzuteilen haben. fchreiben Sie mir. Ich erwidere Ihre Gliickwiinfche,

Die Belgier find Dinnmköpfe. Lügner und Diebe. Ich bin das Lpfer des fchamlofefien Betrugs gewefen. Hier ift der Betrug gang und gäbe und hat nichts Entehrendes. Die wichtige Sache. um deretwillen ich gekommen bin. habe ich noch nicht eingeleitet. aber alles. was mir zufiößt. ift von böfer Vorbedeutung. - davon nicht zu reden. daß ich hier fiir einen Beamten der französifchen Polizei gelte, -- Glauben Sie nie. was man Ihnen von der belgifchen Gutmiitigkeit erzählt. Lift. Mißtrauen. falfche Leutfeligkeit. Roheit. Betrug. jawohl . . .

Ganz der Ihre,

An N. D. Anteile.
27. Mai 1864. *
Mein lieber Freund.

Ich habe mich noch niäjt an die große Sache gemacht. aber ich zweifle an Allem. Urteilen Sie felbft. ob ich nicht recht habe. Nach fiinf Vorlefungen (großer Erfolg) wünfchte iäj abzurechnen. Statt 500 Fran-ken. brachte man mir 100 und einen Entfchuldigungsbrief. der darauf hinauslief. daß man mir. da die Fonds erfchöpft wären. zwei Vorlefungen» u 50 Franken berechnet hätte. Was die drei letzten Vorträge betrifft. hätte man fie. da fie zu einer Zeit abgehalten wurden. wo die Saifon für öffentliche Vorträge aufhört. als einen Akt meiner Großmut betrachtet, Was fiir ein Volk! Was für Menfchen find das! [Ich hatte keinen fajriftlichen Vertrag. Ich hatte mündliäj abgefchlofien. 100 Franken pro Vorlefnng. Ich hatte Luft. diefe 100 Franken fiir die Armen herzufchenken. W a s fü r e in e fchreckliche Gefellfchaft!

Diefe 500 Franken hätte ich Herrn Iouffet. meinem Hotelbefißer in der Rue d'After-dam. der Ihnen diefen Brief übergeben wird. fchickeu follen, Im Laufe des Juni werde ich ihm durch all' die Perfonen. von

denen ich Geld in Paris zn verlangen das Recht habe. -100 bis 150 Franken übermitteln lafien. Haben auch Sie die Güte. ein wenig dazu beizutragen und die reftlichen 100 Franken vom Juni dazuzufchreiben. worüber ich die Empfangsbeftätignng beifchließe.
Ich wage es gar nicht. meiner Mutter diefes Mißgefchick mitzuteilen. aus Angft. fie allzufehr zu kränken.
Es kam noch fchlimmer. Jrgendwer (einer von der Bande Hugos) hat hier eine infame Befchuldigung iiber mich verbreitet. und Sie können fich die Leichtgläubigkeit der Brüffeler gar nicht vorfiellen.
Jn einigen Tagen werde ich. wenn ich kann. wegen meiner ..großen Angelegenheit“ unterhandelnz aber ich bin außer mir und ganz mutlos.
Ganz der Ihre.
An denfelben,
Donnerstag. 14. Juli.
Mein lieber Ancelle!
Alles ift gefeheitert. Ju einer fo argwöhnifchen Stadt kann ein Spion nicht Erfolg haben. Jch war zweieinhalb Monate lang krank. (Fortwährend Durchfall. Herzklopfen. Magenkrämpfe.) Eine fchöne Reife! Jndeffen möchte ich doch etwas davon haben und fchreibe ein Buch über Belgien. das in Bruchftücken im ..Figaro" erfcheinen wird. Die Kapitel über die Landesfitten (Gebräuche. Politik. Geiftlichkeit. Freidenker) find fchon redigiertl Jetzt muß ich Antwerpen. Brügge. Mecheln. Lüttich. Gent etc. fehen. Bei aller Langeweile werde ich doch ein ganz unterhaltendes Buch fertig machen. Hier war alles gegen mich. Alles hat mir gefchadet. befonders meine offene Sympathie für die Jefuiten. Sie wiffen ja gewiß. in welch außergewöhnlicher Lage fich hier das Abgeordnetenhaus und das Minifierium befinden. Jch habe Flintenfchjiffe und Barrikaden erhofft. Aber diefes Volk ift zu ftumpf. um für Ideen zu kämpfen. Ja. wenn es fich noch um eine Bierverteuerung handeln wiirde; das wäre etwas anderes. *
Schicken Sie mir fofort die 150 Franken für den Monat Augufi.
ich werde das zwifchen mir und meinem Hotel teilen und für mich nur fo viel behalten. um fünf Städte anfehen zu können. Glü>licherweife find die Difianzen fehr kurz und das Leben billig (aber fcheußlieh). Ich rechne darauf. daß ich Ihre 150 Franken Sonnabend früh erhalte. Sonntag

Briefe aus Beule-7; CharlesZZaudelaire
früh werde ich wegfahren. Bedenken Sie. daß iäf von Ihnen feit fechs Wochen nichts erhalten habe, ' .
Indefien will ich verfuchen. den Erzbifawf ren Mer-heb. zu fprewen,
Ich habe die Stimme der Freidenkrr gehört. nun will nf_- au:h die andere Stimme hören.
Welch ein unb-liges. plurnpes Volk. .Pier dub-n m *left-:ren alles gemacht und alle A .-l. iii gegen fie uncuq' „r,
Leider muß ina-1 Frechen. daß le:- .n eru- --'-t 1*.7'*.-1.."-.',l-g und roh tft. Mein Gott! --t' 'ft cL-cn fla'nufch.
An denfelbe i.
Freitag, r... . . - - :Qt-4.
iNein lieber .f *te x5?!
Ich hatte gehofft. den :21. . ..27. vorgefiern. f - *-- 3.-:
abends bei Ihnen oinicren zu kcnr.- .ib-:r ich fand num -- ' -. *-„4,
Werfen Sie. bitte. einen Bu' ,1.*t' r'-'-n f.!1t-*--
7".- t *n
Herrn A.. der in den zwanzig Jahr-r., . t r 2-5-1 r.- .. *' *
graphie meines Annens noch nicht -:;.--.-- . a 7:4. F*: l .. --- 1
Sie ja auswendig. "ech glaube. 4000 " *- .*:'-:. r. :- . ' *7
halten zu haben, *abe ilnn aber in mitn. .. - .1 ei m. - ?*0
Franken unterfclq-:l-rn, Er hat den Sr“ - - :c .7' ode. * **-
2400 Franken vw einem gewiffen R. D). d. - - .-..
Antworten 6.' -.- mir etwas anderes ale! .' f- - - -.- r- r* 1-- .t * -
nichtsfagenden Pfr-xfen. Seien Sie fo gu* -- k 7 .2 nid-*.1 R... ..-1
erteilen. was mr(eigentliäz tun könnte. 1;- “. - "x-ier 'Lili'-
meines Lebens zu befreien. JUL' babe ihn] ge» -r. » " 1-7 nu' meine
Unternehmungen n Belgien gefcheitert find. m*: „7, nicht nach
Frankreich zuriicF'--hren würde. falls N. M, mich 3.; 7 .-e krabfick..
tiger. fo!lt-.-. *
Tatfärhlich .h :be ich aber die größte Sebniucj-f. :1- -. - ---. LNK_
ich muß noch ein w.nig mehr fehen und art-inn 1.* ' - -
meine Mutter! .ind mein, Garteni Urt- n..-.n.- -t'r'--'*- -. - .tc
Samtn lungen !
Ich habe .irn-n Literatur-.7 *ten* r irc .7*: 1.,' ".|., - “- '*-
ihn; einen kleinen Tui vom Erler 1-.- x-l * - *-.-,.- (mH-r 7*. 'w ' *'F- t
verkaufen: „yet-..nis grünen-18', .L'UN' - -'._ ** 1. “d . '- . * -.-.-
40* *- .r

Charles Baudelaire: "w ?Fate-ie :ns Belgien
o* .. ""*' Z7.".*1|.' *-- Z. *-3-* ..
denen ieh Grid in Par-'s zu verlangen das :kew- r-ore 100 bis 15*.-
Franken übermitteln luft-n. .Haben auch Sie die ide-tc. ein wenig
dazu beizutragen und die reftlnhen 100 Funken vom Juni dazuzuicirec
den. worüber ich d-'e Enefangsbeftitigung beifchlicfie.
Ich wage ee gar naht, meiner Mutter diefes 2'":1-...,efcvi-.f 1nZ*zui-:il-.n.
aus Angft. fie allzi.feh-.- zu trinken,
Es lan' noch fällimmer. :irgendwer (einer vor* der Bande ..Hugo-?,1
,hat hier eine infaiur Belebuldigiing iiber inc-h reibt' tet. und Sie können
fich die Leichtglrii-.bigkeit der Brühe-.er ger niert reifer len.
In einig-n Tagen werde ich. wenn im kann. :iger: meiner ..großen
Angelegenheit" unterhandelnz aber ich kin außer ini und ganz inurl-*s
|
pic-..tz der Ihre.
?In denfelben.
Dennirstag, 14. I.li;.
Mein lieber Amelie!
..like ift g.;a'1ei:-rt. In einer ie argwohniie. in Stadt kann ein
Sri-,n nicht erfolg l-al-en. Ich war zweieinhalb' Monate lang [rar-.l
(Jet-twiihrend Durchfall. Herzklopfen. Mage-ib :.. zfe.) Eine fchöne
Reifei Interien möchte ice_ den; etwas davon ha: i und fchreibe ein
Burn ita-r B-..ien das in Bruchftinken im ..Zi-Lia:- erfcheinen wird.
Die .*'aiiiel iioer die Lein-eofitten (Gebräuche. ?bij-If tZeifilicjjicit, Frei-
deukcri ii* d "ein n reduziert'. Jetzt muß ich Antw-.---' i Brügge. Neuzeit'.
i'm-.W 'Gem etc, fehen. Bei aller Langeweile nec-iM ich doch ein ganz
'ii-ie::altendes Billie fertig inaaxcn. Hier war alles gegen mich. Alles
rn .rn geil-.Wet '.-eFon-.rcrs meine offene Sum-pack- fiir die Jefuitcn
Lei- i Nen 7a penis. in welch außergewöhnlicher lieh hier das Ab-
,c- .."- r*i-l im. nr.: des Minifterium befinden. ;*--"-* ..abe Flintenfchu-'e
und ?wm-(x q errofft. Aber diefes Volk ift zi: fil-.*2 .f. um für :ide-r ii.
litt-,tin wenn es fich noch um eine Biervertexer ,ng handeln wurde",
1*..- -.'.-- -twas anderes.
*Fix-„Nil Sie mir fofert die 150 Franken f1.. [er Monat Auge-."7
ia* i *'-zie das zwifchen mir und meinen'. Hotel tei..r nd für mit() _nur 4;*
r-.c bee-.item um funf Städte anfehen zu können. iiiictlirherweife f7*:
die ?Kanten fel r krrz und 'dae Led-,n billig (aber x - Quilt). Ich rate',
' -- ii. 'ai'- it'- Ihre I50 Franken Sonnabend fee.- ;rhalte. Sonne..

früh werde ich wegfahren. Bedenken Sie. daß ich von Ihnen feit fechs Wochen nichts erhalten habe.
Indeffen will iäf verfuehen. den Erzbifchof von Mecheln zu fprechen.
Ich habe die Stimme der Freidenker gehört. nun will ich auch die andere Stimme hören.
Welch ein unfähiges. plumpes Volk. Hier haben die Iefuiten alles gemacht und alle Welt ift gegen fie undankbar.
Leider muß man geliehen. daß der Klerus fehr fchwerfällig und roh ift. Mein Gott! er ift eben flämifch.
An denfelben.
Freitag. den 2. September 1864.
Mein lieber Freundl
Ja) hatte gehofft. den Z1. Augufi. vorgefiern. früh abreifen und abends bei Ihnen dinieren zu können. aber ich fand nicht den Mut dazu.
Werfen Sie. bitte. einen Blick auf diefen fonderbaren Brief von Herrn A.. der in den zwanzig Jahren. die er mich peinigt. die Orthographie meines Namens noäf nicht erlernt hat. Die Affäre A. kennen Sie ja auswendig. Jch glaube. 4000 Franken tatfächlich von ihm erhalten zu haben; habe ihm aber in meiner Jugend Wechfel für 15 000 Franken unterfchrieben. Er hat den Schuldfchein verkauft oder vielmehr 2400 Franken von einem gewiffen R. M. darauf geborgt.
Antworten Sie mir etwas anderes als Ihre gewohnten. fchrecklichen. nichtsfagenden Phrafen. Seien Sie fo gut. mir einen ernften Rat zu erteilen. was man eigentlich tun könnte. um mich von diefer Geißel meines Lebens zu befreien. Ich habe ihm geantwortet. daß all' meine Unternehmungen in Belgien gefcheitert find. und daß ich nicht nach Frankreich zurückkehren würde. falls R. M. mich zu verfolgen beabfichtigen follte.
Tatfächlich habe ich aber die größte Sehnfucht. zurückzukehren; doch ich muß noch ein wenig mehr fehen und arbeiten. Und dann *- - meine Mutter! Und mein Garten! Und meine Bücher! Und meine Sammlungen!
Ich habe einen Literatur-Agenten beauftragt (unter der Bedingung. ihm einen kleinen Teil vom Erlös zu geben). mir folgende drei Werke zu verkaufen: „Var-naja artiilajelo“, „Lauer-e Zelgique“ und „Reflexiona

nur men eomtemporaino“. Ich erwarte fehnfüchtigft Antwort; aber
diefe ganzen Metin-Manöver dürften Sie kaum intereffieren.
Wenn ich zufällig am 25. noch hier fein follte. was fehr zweifel-
haft ifi. werde ich mit Nadar fahren. der fo freundlich war. mir einen
Platz in feiner Gondel anzubieten. Diefem fchmußigen Volk in einem
Ballon entfliehen. in Öfterreich. oder vielleicht gar in der Türkei landen
- alle diefe Tollheiten gefallen mir. wenn fie mich nur zerftreuen. Ich
habe hier Radar und Hebel gefehen; der letztere hat mir zwei Monate
Zeit gelaffen. um die „Fleur-8 (In 1118.1“ und „l-3 Zplczen (10 Latin“ zu
beenden.
Hier find fünfzig Franken; Sie werden 150 Franken dazulegen
(worüber Sie anbei eine Befiätigung erhalten); und übergeben Sie das
Ganze meinem Hotelier. Herrn Iouffet. Rue d'Amfierdam. Es dürfte nicht
angebracht fein. ihm eine Empfangsbeftätigung über 200 Franken ab-
zuverlangen. Heute. hören Sie? das heißt morgen. da ich Ihnen am
2. fchreibe. - Ich befchwöre Sie. fpielen Sie mir nicht den Streich.
zehn Tage lang darüber nachzudenken. Ich hätte diefes Geld am 1. hin-
tragen oder hinfchicken follen. Es find mehr als fechs Wochen. daß ich
nichts von Ihnen ver-langt habe.
Die „Retail-ea groteaques et: serieuaeo“ follen erfäfeinen. End-
lich! Wüßten Sie. welche Qual das ifi. ein Buch in der Fremde zu
korrigieren! Bei diefem abfurden Pofigefeß. und ohne jede Möglichkeit.
fich zu informieren! Brüffel gibt fich mit Unrecht für eine Hauptfiadt
aus. Die eigentliche Hauptfiadt wäre Antwerpen. wenn ein einfaches
Handelszentrum eine Hauptfiadt fein könnte.
Ich danke Ihnen aufrichtig für all die Güte. die Sie mir immer er-
wiefen haben. und die ich bisweilen mit ein wenig Grobheit heimgezahlt
habe.
Empfehlen Sie mich Madame Ancelle. ia) wollte in unverzeihlicher
Kopflofigkeit fagen: und Ihrer Frau Mutter. Ach. mein Freund. ich
habe den Kopf oft voll düfterer Gedanken; wird mir meine Mutter fo-
lange erhalten bleiben. wie Ihnen die Ihre?
Iouffet. 22 Rue d*Amfterdam.
Wenn Sie morgen. Sonnabend. den 3.. ni>ft nach Paris fahren.
fchicken Sie einen Kommiffionär mit den 200 Franken.

An denfelben.
Donnerstag. 13. Oktober 1864.
Mein lieber Anteile!
Daß ieh folange gebraucht habe. um Ihnen zu antworten. daran find verfihiedene Urfachen fchuld. Erfiens war ich wieder krank (aber Sie dürfen das meiner Mutter nicht fagen. falls Sie ihr fchreiben follten.) Ieht ift es nicht mehr der Leib. es ift ein Fieber. das mia) um 1 oder 2 Uhr morgens aufweckt und mich nicht vor 7 Uhr wieder einfchlafen läßt. Diefes tägliäfe Gefchehnis läßt mich im Dunkel eine Menge fchöuer Dinge fehen. die ich gern befchreiben möchte; aber leider ift das Ergebnis nur eine große Müdigkeit. die den ganzen Tag anhält.
Der Gewinn meiner Reife in Belgien ift die Bekanntfchaft des dümmfien Volkes der Erde (meiner Überzeugung na>7 zumindefi). ferner ein fehr eigenartiges kleines Buch. das vielleicht ein Köder für einen Buchhändler fein wird und ihn veranlaffen könnte. die andern zu kaufen. und fchließlich die Gewöhnung an eine permanente und abfolute Keufch- heit (lachen Sie. wenn Sie wollen. über diefes fchmußige Detail) - was übrigens kein Verdienfi ift. da der Anblick der belgifchen Weiber jeden Gedanken an Vergnügen ausfchließt.
Endlich habe ich die „llistoireo groteaquea et aerjeuseß“,die dem- näihfi erfcheinen follen. faft fertig. Wie fehr bedauere ich es heute. alle Rechte auf meine fünf Bände für 2000 Franken. zediert zu haben. Wenn ich bedenke. was für große Summen Michel durch den fortgefeßten Verkauf noch einnehmen wird!
Das ift meine geifiige Bilanz. Und nun werde ich Ihnen mit rück- haltlofer Offenheit alle materiellen Details mitteilen. um die Sie mich . bitten.
Stellen Sie fich vor. mein Lieber. was ich erduldel Plötzlich ift der Winter da. Hier fieht man das Feuer nicht. denn es brennt in einem Ofen, Ich arbeite unter Gähnen. - wenn ich arbeite. Stellen Sie fich vor. was ich leide! Ick» für den Havre ein fchmufziger. amerikanifäfer Hafen ift. Ich. der ich Waffer und Himmel zuerft in Bordeaux. in Bour- bon. in Mauritius. in Kalkutta kennen gelernt habe! Malen Sie fich aus. was ich in einem Lande leide. wo die Bäume fchwarz find und die Blumen keinen Duft haben! Die Küche - na. das werden Sie ja fehen. denn ich habe ihr in meinem kleinen Buch einige Seiten ge-

widmet! - Und die Konverfation. diefes große und einzige Vergnügen geiftiger Wefenl - Sie könnten im wahrften Sinne des Wortes das Land durchfireifen. ohne eine Seele zu finden. die plaudern kann.
Viele Leute haben fich mit Affenneugier an den Verfaffer der ..Blumen des Böfen" herangedrängt“. Der Verfaffer der fraglichen „Blumen" konnte doch nur ein erzentrifches Ungeheuer fein; das ganze Gelichter da hat mich für ein Ungeheuer gehalten; und als fie faheu. daß ich kühl. maßvoll und höflich war. und daß ich die Freidenker. den Fortfchritt und den modernen Unfinn verabfcheute. haben fie dekretiert (ich vermute es). daß ich gar nicht der Verfaffer meines Buches bin, Welch komifche Verwechslung von Dichter und Vorwurf! Diefes verwünfchte Buch (auf das ich aber boa) fehr fiolz bin) ift alfo wohl fehr dunkel und unverftändlichl Jch werde lange darunter leiden. daß ich es gewagt habe. das Böfe mit einigem Talent darzuftellen. Übrigens muß ich Jhnen gefiehen. daß ich meinem Charakter feit zwei oder drei Monaten die Zügel fchießen laffe. daß ich eine befondere Freude daran finde. zu verleßen. mich impertinent zu zeigen. wofür ich. wenn ich will. eine geradezu hervorragende Begabung befiße. Aber das genügt hier nicht. Hier muß man grob fein. um verfianden zu werden.
Welch ein Lumpenpack! Und ich. der der Anficht war. daß Frankreich ein abfolut unzivilifiertes Land ift. muß nun zugeben. daß es ein noch viel unzivilifierteres Land gibt.
Ob ich nun genötigt bin. mit meinen Schulden hierzubleiben oder mich nach Honfleur zu retten. - mein kleines Buch will ich fertig machen. Schließlich hat es _mich doch gezwungen. meine Krallen zu wehen. Später werde ich mich ihrer Frankreich gegenüber bedienen. Es ifi das erfiemal. daß ich mich veranlaßt fah. ein abfolut humorifiifches Buch zu fchreiben. toll und ernfi zugleich. worin ich über alles fprechen muß. Es ift meine Abfage an die moderne Dummheit. Vielleicht wird man mich endlich verfiehen,
Ja. es tut mir not. nach Honfleur zurückzukehren. Jch brauche meine Mutter. mein Zimmer und meine Sammlungen. Zudem fchreibt mir meine Mutter traurige Briefe. und mit einer Zartheit. die mir wehe tut. enthält fie fich aller Vorwürfe. als fcheute fie fich in ihren letzten Jahren. ihre Autorität zu mißbrauchen. gleiäzfam aus Angfi- mir ein bitteres Andenken zu hinterlaffen, Das fchnürt das Herz zufammen.
.Hier konnte ich nie weniger als 7 Franken pro Tag ausgeben. obwohl

ich fait immer (wenn es mir mein Magen erlaubt) außerhalb des Hotels fpeife.

Ich bin am 24. April angekommen.

Aprilz fünf Tage: 35 Franken - Mai: 210 Franken - Juni: 210 Fr. _ Juli: 210 Fr. - Auguft: 210 Fr. - September: 210 Fr. - Oktober; vierzehn Tage: 105 Fr. Zufammen: 1190 Franken.

Ich habe mehrere Monate lang bezahlt. Anfang Augufiz wo ich noch 154 Franken fchuldig war, habe ich zu zahlen aufgehört. Ich fchulde alfo noch; 154. -- Auguft: 210. - September: 210. - Oktober: 105. - Zufammen: 679 Franken, wozu ich noch ungefähr 100 Franken für das Verfaßamt in Brüffel zuzurechnen genötigt bin. Dann 100 Franken für kleine unerläßliche Einkäufe- auf die ieh fchon Anzahlungen gegeben habe2 und 100 Franken für meinen leßten Ausflug. Die Bahnfahrten find da fchon mit 53 Franken mitgerechnet,

Hotel: 679 Franken- Verfaßamt: 100 Frankent Einkäufe: 100 Franken- Reifen 100 Franken - alfo 979 Franken.

Und da muß ich noch auf einen fehr fchönen Gegenftand verzichten- den ich in Meänln gekauft- und worauf ich fchon eine Anzahlung gemacht hattel

Es ift enormx niäft wahr? Indeffen nehme ich Ihre Güte beim Wort- aber nur unter einer Bedingung - die Sie la>7en machen wird, denn es ifi fehr wohl möglich daß ich fie ni>7t einhalte; habe iäy Ihnen ja doch fchon fo viele Verfprechungen gemacht- die ieh nie gehalten habe -: von dem Tage ant wo ich bei mir in Honfleur fein werdet follen Sie mir nur genau 50 Franken pro Monat fchicken und diefe Abmaehung wirdz wenn ich wünfchei bis ins Endlofe aufrecht erhalten oder zumindeftx bis ich Ihnen nichts mehr fchuldig bin und bis alle meine Vorfehüfie (ehemalige oder neue) vollfiändig ausgeglichen find. Dann werden Sie mich verftändigen. - Wer weiß? Vielleicht halte ich diefe Zufage . . .

An denfelben.

Mittwoch den 8. Februar 1805.

Ich fchreibe Ihnen in einer der Ruhepaufenz die mir meine Anfälle laffen.

Diefe Anfälle find bisweilen fo heftig- daß ich zum Beifpiel heute morgen mehr als eine halbe Stunde gebraucht habe, um Ihren Brief entziffern.

Sie beglückwünfchen mich zu meiner Gefundheit. Seit acht Tagen leide ich Höllenqualen. Ich hatte abwechfelnd Schnupfem verfchwollene Augen, Neuralgie oder Rheumatismus. Begonnen hat es, wie Sie wifien- mit einer viermonatelangen Magen- und Darmerkrankung. Im Auguft und September war es hier ein wenig warm und hell- da habe ich mich gut befunden. Aber feit zwei Monaten iiberkommt mich gewöhnlich um Mitternacht Fieber. Die langen Stunden verfireichen unter andauerndem Schütteln und Kältegefühl; endlich fchlafe ich aus Ermattung gegen Morgen ein- ohne die Schlaflofigkeit zur Arbeit ausgenutzt zu habem erwache fpa'tf fchweißbedecky vom Schlafen ganz er: müdet. Befonders feit acht Tagen leide ich ein über-maß an Schmerzen. Und bei fo etwas ii'tx wie Sie wiffen- Tapferkeit nicht gut möglich . . . Es wäre denn- den Schmerz ruhig über fich ergehen zu lafien.
Es ift eine völlige Auflöfung des Willens.
Daß man jeht gegen mich unfreundlich iftt merke ich wohl. Schließlich gibt es aber noch eine Menge kleiner Auslagen außer dem Hotel- die ich feit zwei Monaten ohne lächerliche Finten ni>7t befriedigen kann: Tabak! Papier- Briefmarken- Flickereien etc. . . .
Die Sehnfucht nach Ehinawein erfüllt meine Phantafie mit folmer Quali wie etwa der Gedanke an eine Badewanne voll Waller die Vorfiellung eines Ausfäßigen. Und dann wünfchte ich kräftige Purgiermittel.
Von all dem aber kann ich mir nichts verfchaffen.
(In Parenthefe bitte ich Siez meiner Mutter nichts davon zu fageu. Sie kennen ihre fchre>liche Angft. Alfo kein Wort. - Ich bin überzeugt- bei einigem Erfolg und einer Ortsveränderung werden all' diefe Schwächezuftände einfach verfchwinden.)
Ich fprach von dem Demütigenden der kleinen Bedürfnifie.
Verzeihen Sie„ wenn ich Ihnen bei diefer Gelegenheit bemerke- daß all* Ihre Briefe- mit Ausnahme der eingefchriebenem ungenügend frankiert find. Daß ich fo etwas überhaupt beachtet habe, ift wohl der fprechendfie Beweis meines Elends. Wenn die Hausbeforgerin mir fagt: „Mein Herr- es find wieder 40 Centimes zu bezahlen" - bin ich ganz unglücklich. Sie frankieren- als wenn Sie Ihren Brief nach irgend einem franzöfifchen Departement fchicken würden. Man muß eine rote und zwei blaue Marken aufkleben! Verzeihung!
Ich werde beftimmt vom Unglück verfolgt. Seit dem 1. des Mo-

nats habe ich 300 Fr. von der ..Revue de Paris" und 400 vom ..Figaro" erwartet. Die ..Revue de Paris‟ geht entfeßlich fchlecht; fie kann mir nicht einmal das wenige. das fällig ifi. bezahlen. Der ..Figaro" findet das. was ich gefchickt habe. zu ernfi und zu weit über den .Horizont feiner Lefer; das ift nur eine höfliche Umfchreibung des Wortes lang-w eilig. Und da es Fragmente aus dem letzten. für Michel Levy ge-machten Buche find. und da das Buch im Erfcheinen ifi. bedeutet das für mich einen Verlufi von 700 Fr.
Mein Kopf ift fo müde. mein Lieber. daß iäj nicht weiter kann.
Meine Mutter hat mir einen entzückenden. einfichtsvollen Brief ge-fchrieben. Welche Geduld! Und welches Vertrauen in mich! Wußten Sie. daß fie fehr krank und plötzlich wiederhergeftellt war? Glü>licher-weife erfuhr ich beide Nachrichten. die gute und die fchlimme. zugleich!
Keine Verzögerung. ich befchwöre Sie; nicht allein. weil ia) Geld brauche. fondern weil Ihre Briefe eine Zerftreuung für mich find. Ich rühre mich nicht aus meinem Zimmer. Wohin follte ich auch fchließlich gehen. felbft wenn ich ausgehen könnte?
Ganz der Ihre.

Herbert Eulenberg:

Der Scherenfchleifer

Eine Erinnerung aus der Kindheit

Ganz genau fehe ich ihn noch vor mir. als hätte ich diefe Nacht wieder von ihm geträumt. Wenn ich ihn malen oder noch beffer. wenn ich ihn in weichem Ton formen müßte. fo würde ich mit feinem Halfe anfangen. Denn der war das Befonderfie an ihm: Ein dicker langer Hals von einer unangenehmen weißen Speckfarbe. Der Pfarrer felbfi. ein grundgütiger Menfeh. hat mir fpäter einmal erzählt. daß immer. wenn er ihn erblickte. ihn die Luft bis in die Finger gekribbelt hätte. ihn zuzufchnüren. diefen fcheußlichen fetten weißen Hals. fo lange. bis er einmal rot geworden wäre. Das Köpfchen. das ich auf diefem weißen Speckhals zu bilden hätte. war viel kleiner als die dicke Fleifchröhre. auf der es faß. Nehmt Ton in die Hände und macht fein Geficht mit mir zufammen: Die niedrige Stirne biegt fich fcheu zurück. - Was für Haare auf feinem Schädel fiehen. weiß man nicht. denn ftets trägt er eine fchmußige Kappe mit einem fchwarzen Ledergriff vorn über den Kopf gezogen. Nur hinten fchauen ein paar rötliche Vorften über dem weißen fpeckigen Nacken unter der Kappe heraus. Die Augen find ihm wie zwei kleine Rißen unter die niedrige Stirne gehauen. die er ewig runzelt. fo daß man die Lichter. die aus ihnen fallen. noch weniger fehen kann. Die Nafe ift fafi mit dem Munde verwachfen. fo kurz ift feine Oberlippe. auf der. wenn er fie in die Sonne hielt. ein paar rötliche Haare fchimmerten. Um feinen Mund wiederzugeben. macht einen dicken fchiefen Strich. Wenn er ihn aufriß. fah man kurze fchwarze abgebiffene Zähne wie einen Haufen Bettler und Räuber darin durcheinanderfiehen. Die Ohren. wir vergaßen fie. fo klein find fie. hingen wie zwei Schneckenhäufer aus Fleifch und Knorpel ganz tief fefi an feinem Kopf. Sein ganzes Geficht fah von Wind und Wetter rot und verwafchen und fchmulzig aus auf dem unheimlichen weißen dicken fpeckigen Hals.

So erfihien er mir fchon als Kind ein fcheußlich anznfehender Kerl.

Über die beiden Schultern hing ihm ein breiter fchmieriger fchwarzer Lederriemen. der zwei gelbe Streifen wie verfengt in die graue kurze Jacke. die er trug. gefcheuert hatte. Unten durch die Öfen des Riemens wurden die Halter der Karre. die den großen roten Schleiffiein trug. durchgefieckt. Und fo zog er mit diefem fonderbar unförmigen Fahrzeug lautlos iiber das Land von Stadt zu Dorf. Wir hörten ihn immer erfk. wenn er dicht vor dem Haufe war. eine alte rofiige Senfe aus feiner grauen kurzen Jacke zog und fie an dem Steine plötzlich unheimlich fchnarren ließ. Der Fuß. durch den er den Stein zum Drehen brachte. es war der linke. war durch das viele Treten um ein bedeutendes größer geworden als der andere und fah faft wie ein Klumpfuß aus.
Ich meine. wir Kinder fiänden wieder um ihn und fchauten ihm zu. wie er mit dem plumpen Fuß auf das Brett trat. das durch eine im Gelenk gebogene Eifenfiange das Rad antrieb. Lief das Riefenrad erfi. fo lief auch der Riemen mit. der über das Rad fich fpannte und es mit der runden Rollfiange verband. in der der Schleiffiein. das Herz diefer ganzen feltfamen Mafchinerie. hing. Der felzte fich nun auch langfam in Bewegung. Noch fah man die Runzeln und Punkte und Körner des Steins. Dann. wie er fchneller trat. flog alles in eine wirbelnde rote Muffe zufammen. aus der immerzu. wenn er das kräch- zende rofiige Stahlftück daranhielt. die hellen Funken fprangen. Der kleine Blechnapf für das Waffer. der neben dem Stein hing. war fiets leer und trocken. Er feuchtete den Sthleifftein immer felber an: Nicht daß er darauf fpuckte. fein Speichel lief ftets. wenn er den Stein drehte. wie ein ekler Saft aus einem feiner Mundwinkel tropfend auf das Rad hinunter. Ich glaube. der Schleim kam gradezu aus dem weißen dicken fettigen Halfe gelaufen. der feinen kleinen Kopf mit dem Munde trug.
Er ging niemals in die Häufer hinein. nach ftumpfen Meffern und Scheren zu fragen. Er fuhr immer feinen Karren dicht vor die Türen. holte das roftige Eifen. die alte Senfe. aus feiner Jacke. drehte mit feinem Klumpfuß den Stein an und begann damit wie ein Rabe zu krächzen. daß es uns Kindern im Rücken dabei fror. Kam niemand aus den Häufern. ihm ein abgebrochenes Meffer. eine fchlehe Schere zu bringen. fo hörte er mit dem kreifchenden Lärmen auf. hob die Karre in die Öfen der Riemen hinein. gab dem Hund. der mit zog. mit dem plumpen Fuß einen Tritt und machte fich lautlos weiter.
Diefer Hund. der ihm wie fein Schatten ähnlich fah. war eine merk- würdige Befiie. ein graues firuppiges verwildertes Tier. faft noch un-

heimlicher als er felber. Er zog an einem oft geflickten Strick. der ihm einen gelben Streifen wie verfengt um den haarigen fchmußigen Hals gefcheuert hatte. die Karre lautlos weiter. Stand fie ftill. fo lag er knurrend unten zwifchen dem Schleifftein und feinem Herrn auf dem Boden. und die roten Funken fprangen in fein ungepflegtes Fell hinein. Dabei knurrte er viel mehr feinen Herren an. als etwa die Leute. die etwas zum Schleifen aus den Häufern brachten. Er fchien eine wilde Wut gegen diefes Scheufal in fich hereingefreffen zu haben. das nichts rnit ihm fprach. das nichts von ihm hörte. Denn fein Herr war taub und ftumm und konnte weniger Laute von fich geben. als der fchmußige zottige Köter. der mit ihm und feiner Karre auf vier Beinen über Land ziehen mußte. Fragte man den Taubfiummen nach feinen Preifen. fo wies er mit einem haßerfüllten Ausdruck feines Gefichts auf die Tafel aus Pappde>el. die an einer Schnur um feinen dicken weißen fpeckigen Hals vorn auf feiner blauen Schürze hing. Darauf fiand zu lefen:

..Kleine Meffer 10 Pf.
Große Meffer 20
Scheren 30
FF
-
-
a
y

Mit diefer einzigen Sprache. die er führen konnte. zog er mit feinem Karren und feinem Hund. der ihm ähnlich fah. lautlos von einem Ort zum andern. Alle Vierteljahre tauchte er bei uns auf. fuhr fachte vor die Türe u'nd begann plötzlich feinen krächzenden Lärm zu machen. daß es uns vor Entfehen fror. Wovon er eigentlich lebte. fich und feinen weißlichen dicken Hals ernährte. wußte keiner, Denn keiner hatte ihn jemals effen gefehen. Es kam wohl vor. daß einige Hausfrauen ihm anfänglich zu dem Gelde. das er verdient hatte. eine mit Butter oder Kraut geftrichene Schnitte Brot mitgaben. Aber die warf er ftets mit einem Ausdruck voll Haß und Verachtung unter fich auf die Erde dem Hunde zu. Der fchnupperte ein wenig daran herum. fchaute knurrend zu feinem Herrn empor und ließ fie dann gleichfalls verächtlich liegen. Einmal habe ich als Kind ihn - ich weiß jeßtfnicht mehr. war es im Traum oder im Leben? - etwas in fich aufnehmen fehen. Es war in der Dämmerung abends hinter einer mißgeftalteten Weißdornhecke. Der Himmel war im Weften von der untergehenden Sonne fahlrot wie von einer Feuersbrunft beleuchtet. Der Schleiffieinkarren fiand fchwarz wie ein feltfames früheres Tier auf der Erde. Der Hund hatte im Schatten der Hecke eine Katze erwifcht und mühte fich an feinem

Stricke würgend. fie tot zu beißen. Da gefchah es. daß der Taubfiumme. als er die Gier fah. mit der der Köter feine Zähne in das Fleifch der Katze fchlug. fich zu Boden fiürzte und dem Hund die Beute aus dem Munde wegzerrte. Und fchon hatte er die Kahe felber ergriffen und zerriß mit feinen kurzen roten ewig gekrümmten Fingern das grau ge-ftreifte Fell des Tieres. zog wahrhaftig mit zäher Kraft den Kopf der Katze wie Leder vom Rumpfe und trank das warme Blut. das aus ihrem Leib ihm iiber die Finger triefte. voll Gier durch feinen fetten weißen Hals in fich herein. Sein kleines zufammengekrochenes Geficht wurde dabei geradezu größer von dem gliiclfelig blöden Ausdruck. den es bekam. Seine winzigen Augen glühten vor Wollufi dabei auf wie angefteckt gleich denen eines Liebenden. Es war. als ob ihm diefes Blut zum rich-tigen Leben erf't gefehlt hätte. und einen Augenblick lang. wie das Katzen-blut durch feine Kehle rann.'fchien felbfi fein fetter weißlicher Hals wie eine Hand. die man gegen ein Licht hält. purpurn gefärbt, Was von dem Tier. das er fo austrank. übrig blieb. zwei Fetzen von Haut. Haaren und Fleifch warf er wie ein Gewölle feinem Hunde zu. der es heißhungrig. ohne zu kauen. fchnell herunterwürgte.

Jch fchrie auf. als ich dies alles zwifchen Schatten und Abendröte gefchehen fah. in entfelzlicher kindlicher Angft. Aber der Taubfiumme hörte mein Schreien nicht. Wie beraufcht vor innerer Wonne ftand er auf feinen Klumpfuß gefiiilzt an der fchwarzen Karre und fchaute und laufchte verziickt in den Himmel. als habe das Blut ihm ein neues anderes Gehör gegeben. Ich aber lief fchaudernd von dannen nach Haufe.

Seitdem war keine Katze. wie fich fpäter herausfiellte. vor ihm ficher gewefen. Mit menfchlicher. allen andern Wefen überlegener Lift hatte er diefen flinken. fcheuen und fchlauen und im Grunde herrenlofen Tieren nachgefiellt. deren Blut ihm. dem Taubftummen. der als Menfch nicht fertig geraten war. nötig zu fein fchien. Wie verfeffen war er auf Kalzenblut. bei deffen Genuß ihn ein unbefchreibliches Glücksgefühl durchriefeln'mußte. fo daß fein Geficht dann der Hecke. den Bäumen. die ihm zufahen. felbft im Mai. wenn ringsum alles blühte und fchön war. nicht häßlich vorkam.

Einmal kroch er einem alten Kater in einen Heufchober nach und zwängte fich vor Gier auf der Jagd nach ihm durch ein Mauerloch. in dem er beinahe erftickt wäre. mit feinem fetten. weißlich fpeckigen Hals. Zerkratzt und zerfchunden und röchelnd kam er dann mit den Überrefien feiner Beute zum Vorfchein. Ein ander Mal rettete er einen ganzen

Wurf junger Katzen mit eigener Lebensgefahr aus dem Fluß. in dem man fie hatte erfäufen wollen. und zerriß dann. vor Glück grinfend. als fie wieder warm geworden waren. eine nach der andern. ihr dünnes noch hellrotes Blut in fich hereinfchlürfend. Jedes Mal aber bekam der firuppige fcheußliche Köter. der unter der Schleiffieinkarre lag. feinen Anteil. die kalten Leichenftücke. zugeworfen.
Nach und nach fiel es auf. daß immer. wenn er erfchienen und weiter-gezogen war. da und dort eine Katze verfchwunden blieb. niemand wußte. wohin. Da man aber diefen Tieren nicht wie den Hunden nachgehen kann und drum wohl auch ihnen meifi weniger anhängt und fie uns ebenfalls. fo erging es dem Taubfiummen jahrelang gut bei feinen Räuber-eien. die fein einziges Glück ausmachten. Vis er fich einmal. getrieben von feiner Gier und feinem Blutdurfi. an der vornehmfien Kaße. die der Schwefter des Bürgermeifiers. einem alten tierliebenden Fräulein. gehörte. vergriffen hatte. Man konnte ihm dabei wie immer die Tat nicht auf den Kopf beweifen. aber man rief ihn,vor den *Bürger-meifier hin. der ihm auf der Schultafel. die herbeigeholt werden mußte. klar machte. daß man ihn diefer Schandtat dringend verdächtig hielt und ihn dann für diesmal noch mit einem ernften Verweis entließ. Man weiß nicht. ob er ganz verfianden hatte. was man ihm da mit Kreide auf der Tafel gefchrieben oder mit Gefien in die Luft gezeichnet. bewies. und für die Zukunft androhte. Es foll gräßlich und rührend unbeholfen ausgefehen haben. wie er zu feiner Verteidigung immer wieder von neuem zu fprechen verfucht und den Mund aufgeriffen hätte. Dann feien die Laute unhörbar in ihm hochgefiiegen. um röchelnd in der Kehle fiecken zu bleiben. und er habe nur immer wieder gleichfam um Entfchuldigung flehend auf feinen Hals gedeutet. auf diefen fetten weißliehen fpecligen Hals. in dem die Töne hängen blieben. auf dem das Köpfchen wie eine unreife kleine verhußelte Beere fiat.
Jedenfalls muß diefes kurze Verhör mit dem langen deutlichen Verweis zum Schluß einen viel tieferen Eindruck auf ihn gemacht haben. als man anfänglich glaubte. Er wurde feit dem Tage magerer von Woche zu Woche. er fchrumpfte ordentlich zufammen wie ein Gummimännchen. in das vorwihige Kinder mit der Nadel ein Loch gefieckt haben. Nur der dicke weißliche feifte Hals blieb gefchwollen bei ihm und fchien fich auf Koften feines ganzen übrigen fchlottrigen Körpers zu mäfien. Selbfi fein Klumpfuß wurde dünner und unfcheinbarer. Und als ich ihn das leßte Mal fah. plößlich herbeigerufen von dem fchauerlichen Krächzen feiner

rofiigen Senfe auf dem Schleiffiein. bei dem. wenn ich es mir im Ohre vorfielle. noch jeßt mein Rücken kalt wird. hatte er kaum mehr die Kraft. das Rad lange zu drehen,

Da kam eines Mitternachts der Nachtwächter ganz entfeht und an Händen und im Gefichte zitternd vor das Haus des Pfarrers gelaufen. und weckte ihn mit dreifachem Pochen ans Fenfier. wie er fiets zu tun pflegte. wenn es fich um einen Sterbenden handelte. der fich die Nacht ausfuchte. fich von dannen zu machen. Der Pfarrer erfchrak noch mehr aus feiner Schlaftrunkenheit. als er in das zuckende Geficht des Wächters fah. der nur mehr vor Angft und Aufregung fiottern konnte. Es mußte etwas Unerhörtes. Ungefehenes gefäxehen fein. das diefen biedern Nachtwächter. der feinen Dienfi fchon an die dreißig Jahre tat und damit an finfiere Dinge gewöhnt war. fo zum Zittern gebracht hatte. Der Pfarrer zog fich. fo flink er es in feinem hohen Alter konnte. an. hüllte fich in feinen dicken pelzgefütterten Mantel. drehte fich einen geftrickten langen wollenen Schal um den Hals und warf fchleunigfi fein helles Ornat wie ein leichtes himmlifches Flügelkleid über alles.

Indeffen hatte der Nachtwächter auch den Küfier. der nebenan haufie. geweckt. Aber da die Schlafmühe viel zu lange für ihre Ungeduld machte. bis fie ganz wach geworden und angezogen war. begaben fich die beiden fchon allein durch die fiille Nacht auf den Weg. Der Pfarrer trug das Sanktiffimum behutfam wie ein kleines Kind auf dem Kiffen auf feinen Armen. Es war bitterlich kalt draußen. und alle Rinnfieine waren hart wie Stein. Zum Glück hatte es tags vorher gefchneit. fo daß es nicht glatt war auf den Straßen. Ein heller goldener runder Vollmond hing pausbäckig am Himmel. Er fchien fo hell und fiark. daß man die Sterne am Firmament kaum fehen konnte vor feinem Glanz. der alles überfirahlte.

Die beiden verließen die Stadt und bogen in den Feldweg ein.

Der Schnee klirrte unter ihren Schuhen vor Frofi. Ihr Atem dampfte aus ihrem Munde. als ob fie tauchten. Sie wußten. ohne daß fie in diefer hellen Kälte ein Wort hätten fprechen müffen. was ihnen ficher bis in den Magen wehe getan hätte. wohin es ging. Zu ihnen. jetzt nicht mehr ferne. kam es wie ein Hundeheulen durch die Nacht. Es war. als ob die weiße Erde. die da erfroren im tiefen Winter unter der hohen Himmelskuppel vor ihnen lag. fich irgendwo eine Öffnung erbrochen hätte. ihren Iammer in diefem toten Froft laut werden zu laffen.

..Das ift fein Hund i" knirfchte der Nachtwächter. ein wenig die Lippen

öffnend. Und fie fchritten wortlos dem Heulen zu. das diefe Befiie wie ein menfchliches Wefen in der Nacht klagend erhob. Plötzlich verfiummten die wimmernden Töne. und den beiden Männern wurde es nun fafi noch unheimlicher in der kahlen weißen Nacht zumute. die jetzt um fie fo lautlos wie eine Leiche war. Ich glaube. fie wären noch vor Ängfien zurückgekehrt. wenn fie nicht den lieben Gott bei fich gehabt hätten. So tappten fie einer hinter dem andern durch die Stille weiter. die um fie lüfiern auf jedes Geräufch Wache fiand.

Plötzlich. als fie um die weiße. tief im Schnee vergrabene Dornenhecke bogen. fahen fie das Fürchterliche: da fiand der Schleiffieinkarren fefigefahren und warf den fonderbaren Schatten feiner feltfamen Gefialt wie ein Untier im hellen Mondfchein groß geworden auf die bläulichweiße Schneefläche. Daneben in den Schnee felbfi geworfen lag ohne Schatten der Scherenfchleifer tot und fiumm. ein fchwarzer Klumpen mit vor Glück verzerrtem Geficht. In den Händen. die noch im Tode gekrümmt waren. als feien fie fefi gefroren. hielt er die Uberrefte einer Katze. die er ausgefchlürft hatte. Der Hund aber. der vor Gier fich an feinem Strickheifer geheult hatte. warfo lange zerrend und würgend herumgefprungen. bis der oft geflickte dürre Strick zerriffen war. Er hatte vergebens verfucht. feinen Refi von der Beute. der ihm von Rechts wegen zufiand. feinem verhaßten toten Herren aus den Krallen zu ziehen. Als er aber merkte. daß diefer nicht nur ftumm wie immer war. fondern fich nicht mehr wehrte und ihn nicht mehr mit feinem plumpen Klumpfuß treten konnte. hatte er fich erfi fcheu erfiaunt. dann langfam frecher und fchließlich gierig werdend an feinen Herrn felber gemacht. und zwar. da fonft nicht viel an ihm zu beißen war. an den dicken fetten weißlichen fpeckigen Hals. Bis auf den Knochen hatte er ihn auf der einen Seite fchon zerfreffen und benagt. fo daß fein Herr nun wie ein fchwarzer toter Vogel am Boden lag. dem die Maufer am“Halfe gefeffen und ihn kahl gepfliickt hat,

Das Tier merkte in feiner Wut und feinem Heißhunger nicht einmal. daß die beiden Männer. die es felber durch fein Heulen vorher angezogen hatte. herzugekomtnen waren. Es fchien feine ganze jahrelang herabgewürgte Wut über den Kerl. dem es gehört hatte. deffen rohe Speife es teilen. deffen rohe Tritte es dulden mußte. an dem Kadaver auszulaffen. Vergebens hob der Pfarrer das Sanktiffimum auf dem feidenen Kiffen gleichfam fegnend und abwehrend über der Leiche in die helle Nacht. daß es im gelben Mondfchein wie Gottes Auge funkelte, Die

Ã¶* 'Ze'
8F* *
F *-
am *4g-
e
. :it KerkÃ¤e F..l;e 8:1 SeiN'ifo,
6- *-- ' * *. *e *
?um *fiir-7 v. Joy. ring. &nr; Laim-einen,

öffnxnd. Und fie fchritten wortlos dem *Zeulen 3.-- Lak . --
ein menfchliches Wefen in der Nacht 'lng-:nd All-JS. de- . ...
die teln-mernden Sönq '.-nd den beidFn Männern q: ..
noch .tnhcimlirher in der faulen weißen Nach' zen-*nt- -
ic* lautlos ivZe eine Leine war. Ich glaube/ fie wär-*t* --..
zll'ZLLFkJr-l- hrt/ wenn fie nicht den lieben Get; be'. ich *7.7.*
tat,:ten fie einer hinter dem andern durch die Sei. e 7-. *
liifie-rn auf fedes (-?erriufch Wache [land.
Plötzlich, als fie um die weißt; tief im 'Sex-nec *..7
hecke bogen- fthen fie das Fiir-:hicrliche: du fta-1d dw „-
fefigc-ahrtn und warf dcn fonderbnren Schatten [tms
wie ein llntier im hellen Mendig-cin groß gewordq- e.
weiße Sehne-:fläche Daneben in det] Schnee fc-llu't .
Scbill'i?" ker S-herenfahleifer tot und finmny ein "U-n-
tnit vor (sunt dern-rm7'- Gef'icht. In .dcn Händen. k.: ,-
gri-iumit trat-rm als feien fie felt gefrorenx hielt er : F '
.Kat-*1.7 (ie er anegcfclilurft hatte. Der Hund aber; de* *-
feinem Strickhr*fer gebet'lt ham; werfe lange zerrcnd *np* gcfpruugenx bis der oft gefll-.f*c d-'irre
Strick Zertificn w- t.
getens ver'ßucl tg feinen Refi ven der Beute; der ihn1 r .-
zui'Zn-.fy f:-'1ic:n *nihaßten tot-:n Herren aus dcn Kralf» -. -
et aber merkte- def; killer niF't nur "u-:nm wie *in-n. _-
fich nicht mehr wehrte und ihn nicht meh- init feinem o..:
fuß treten fennte„ hatte er fich erfi feheu :eff-:unt- dann . -.
und fchlicfglixh gierig [ve-dcnd an lernen Herrn fel--rc .
zwar; du ic-nft :nm *url an ihm zu beißen ever. nn 'den dit-1.:- .
lichen fceckig-*r Hals. *die anf den Knecl-en hatte er ih'. 1
Seite ict-»sn tik-i.e-fen und l-enagt jo daß fein Herr nn!: ,r
toter VW:: am Bed-*n [ug, drm die Munfer am Hell-.- a
kahl gepflücjt hat.
Das Lie: merkte :n feiner Wut und feine-n Heißhunge' o
daß die beiden MännerF ciexs felber durch fein Heulen vo*: t
bang herzugefonnncn waren. Es fchien [eme einer* i-
gcwörgw Wut über den :Kerlx dem es gehört haut*- d-.ii * *
es teilen, deffen rohe Tritte es dulden mußt-x an ke" ' '
[offen. Vergebens hob der Pfarrer das Sanitiflitnurn .4
Kiflen gleichfam fcgnend und qbwehrcnd über der LM
"7.,- öt, daß es im gelben Mondfchein wie Gottes Ana
'*.t

W
Jahrgang
l I 0 9
Die Kerka - FÃ¤lle bei Sebeniko.
Zum Effay v. Iof. Aug. Lux: Dalmatien,

zottige Beftie fraß ruhig weiter an dem dicken. fetten weißlichen Hals feines verhaßten toten Herren. Vergebens verfuchte der Küfter. der mit feiner langen rotbrennenden Kerze wie ein Pünktchen den Spuren der beiden über die hellen Schneefelder nachgetappt war. mit feiner Klingel. die der Monfiranz die Kniee der Menfchen beugte. die tollgewordene Befiie von dem entfiellten Leichnam fortzufcheuchen. Sie hatte fich in den dicken weißlichen fpeckigen .hals wie fefigebiffen und ließ nicht davon ab. ihn immer mehr abzufreffen. f;

Da knallte der Nachtwächter mit feiner Piftole. die feit feines Vaters Zeiten nicht mehr benußt war. auf das wütende Tier drauf los. das getroffen aufwimmernd fich über feinen .herren fireckte und verendete. Ringsum fchrie die Nacht einmal weit hallend bei dem Schuß auf.

..Sie ift von felber losgegangen. Herr Pfarrer!“ fiotterte der Nachtwächter. fiarr darüber. daß er getroffen hatte. daß diefes Ding iiberhaupt noch fchießen konnte.

..Gott fei Lob und Dankl‟. leuchte der Küfier und löfchte die Kerze. die in der hellen weißen Mondnacht keinen Zweck mehr hatte. zifchend im Schnee. 7*

..Da foll einer nicht an den Teufel glaubenl". fagte der Pfarrer nur. fchlug ein Kreuz über dern greulichen Bilde. und dann machten fich alle drei. fo fchnell fie konnten. nach Haufe ins Bett zuriick. Nur der Nachtwächter machte noch einen Umweg. den Schinder und den Totengräber zu wecken. um den Vorfall vor Morgen noch aus der Welt zu fchaffen.

Rund
Rondglofien zu den Mühlhauier
Vorkommnifjcn

Im Zentralhotel zu Mühlhau-
fen im Elfaß haben junge dumme
Leute -- vielleicht auch ein paar
alte Efel - die deutfche National-
hymne in einem Potpourri- das
ein mittelmäßiges Eafähausorchefter
fpieltej niedergepfiffenj nachdem un-
mittelbar zuvor die Marjeillaife mit
allerlei Begeifterung und Zurufen
begrüßt worden war, Das war im
Zentralhotel - dem vornehmften
Lokal der Stadt. Eine mannshohe
Spiegelwand teilt den hübichen,
fänlengetragenen Raum in zwei
gleiche Teile: „Bierftube" und
„Weinftube“. Jedochj das ift eine
weniger präzife Bezeichnung. Denn
hier wie dort trinkt man Wein oder
Vierj ganz nach Belieben. Nein-
der Unterfchied macht fich mehr in
den Befuchern geltend. In dem
weniger anjpruäzsvollen Teil ver-
kehren Elfäfier des beliefen Bürger-
ftandes7 meift junge Elemente: In-
genieur-et Chemikerj Kaufleutej auch
wohl Fabrikanteniöhne- wiihrend
nebenan bei weißgede>ten Ti'chen
mit geichmaävollen Blumenarran-
gementsj beionders an den Konzert-
abendenj Offizierej Beamtej Ju-
rifienj kurz die Eingewandertenj
meift in Gejellfchaft ihrer Damen
fitzen. Indefien wäre es falich zu
behaupten- daß diefe hier ganz unter
fich wären. So weit geht Gott lei
Dank das Schema nicht. Die Alt-
deutfchen wiegen hier nur prozen-
tual im Verhältnis zur einheimi-
fchau
fehen Bevölkerung über. - Das
ift der Schauplatz.

An und für fich brauchte man
iiber die Taktlofigkeit- die fich da
wieder einmal Luft machte7 kein
Wort zu verlieren. Es ift in jedem
Falle lächerlich eine fchlechte Pari-
fer Bejeßung zum Bahnbreäjer für
feinen mehr oder weniger echten
Patriotismus zu wählen. Bei mei-
nen jungen Landsleuten ift aber
das noch ungemein „chic“. In-
defien hütet man fich wohlj dabei
nicht allzufehr in den Vordergrund
zu kommen, Man verbirgt iolche
elementaren Ausbrüäje des Gefühle!
befier hinter einer Zeitung oder in
der vorgehaltenen Höhlung des

Bierglajesx was den Vorteil hatj
daß die Gegenfiände einerieits als
Refonnanzmittel den Ausdruck der
Begeiflerung akuftiich bedeutend
verfiärkenj andererieits aber einen
gewiffen Schuß vor Leuten gewäh-
renj die gegebenenfalls Rechenichaft
für derartige Manifefiationen po-
litiichen Mutes fordern könnten. -
Aber in Alt-Deutfchland wird man
diefe Vorkommnifie mit Bekümmer-
nis vernehmen und fich fragen:
nimmt denn diefer Zufland im El-
faß kein Ende? Rum meine Her-
rent es ift nicht fo ichlimmj wie es
ausfieht. Die Dinge im Ellaß
lieben beiler- als es den Anfehein
hat. Es wäre zu weitfiihrend, das
hier des näheren auseinanderzu-
letzen. So viel iei gelagtt dan diefe
Vorkommnifie die letzten Wetter-
leuchten eines a b gezogenenj keines-
wegs aber eines he r auf ziehen-

den Ungewitters find. Jm übrigen find fie ein befonders auffallender Beweis mangelnder Urteilskraft. mangelnder Erkenntnis. nebenbei auch fchlechter Erziehung. wie er fich zuweilen allerorten zeigt. Nur mit dem Unterfchied. daß fich diefe Unreife befiimmter Altersklafien und Bevölkerungsfchichten in Alt-deutfchland in anderer Richtung be-tätigt. Im Elfaß wirft fie fich mit Nachdru> und Ungefäficklichkeit auf den Deutfchenhaß. Jedoch Deutfchenhaß ifi zu viel gefagt. Zum Haß find diefe Leutchen nicht groß genug. dazu mangelt's an Charakter und an V e r ft ä n d - nis. Denn nur was man von Grund aus ke n nt. kann man haffe n. Aber diefe komifchen Gerne-Gallier mit dem allemanni-fchen ..A c c en t“ kennen deutfche Geifteskultur fo wenig wie franzö-fifche. Ein kultivierter Mitteleuro-päer rafi niäft. wenn eine ihm nicht ganz geläufige Nationalhymne ge-fpielt wird. Daran würde ihn fchon der Refpekt vor feiner eigenen hin-dern. Uber diefes füdliche Stra-ßentemperament follte man in unfe-ren Breiten fchon hinausgekommen fein. Jedenfalls. mit der deutfchen Kultur ift es in diefen Kreifen fchlecht befiellt. wie Figura zeigt. Hiergegen haben fie fich nach Ab-lauf der obligatorifchen Schuljahre mit Erfolg gefperrt. und was fie an franzöfifcher Kultur befißen. lefen fie täglich aus dem ,.Matin" und „Journal" heraus. Das find die Ubermittler ihrer ..lateinifchen" Bildung.

Diefe Sorte Elfäfier kennt von Deutfchland nichts oder wenig. Und das ift einerfeits gut. Denn andernfalls müßte man fie ernft nehmen. Dafür find fie aber ent-fchieden zu unbedeutend. Sie wer. den fich mit heimlichem Vergnügen begnügen mit der Tatfache. daß man wieder eine „cause Wiebke“ hat. Mühlhaufen macht iiberhaupt zur Zeit in „causes Wiehl-68** eben-foviel wie in Mafchinen und be-druckten Stoffen: Prozeß Zislin. Affäre Gersdotff. Skandal Zen-tralhotel l vor ungefähr Jahres-frifi und jeßt die zweite Auflage. Seine Jnduftrie hat allerdings

mehr Anerkennung in der Welt gefunden als die Unarten feiner politifchen Babys.

Erfreulicherweife verurteilt die Mehrzahl der Verfiändigen im Reichsland diefe kindifchen Demonftrationen. zum mindeften fieht fie ihnen fern. Der Elfäfier. als Politiker und Gefäfäftsmann. hat gelernt. fich mit den gegebenen Verhältniffen abzufinden und fieht dem Deutfäftum in der Hauptfache zwar noch referviert. wie fchließliäf begreifliäf. aber doch loyal gegenüber. Je eher indeffen das Eis ganz bricht. defto befier für ihn. Auf die Dauer könnte diefe etwas verfchämt ablehnende Haltung dem Elfäfier verderblich werden. Während er im Schmollwinkel fieht. ftagniert das Leben im Lande. Ein Volk kann fich nicht dauernd fträuben. einer fiammverwandten Kulturgemeinfchaft rückhaltlos beizutreten. ohne Schaden an feiner Seele zu nehmen. Das follte der Elfäffer erwägen. Und ohne Zweifel tut er es. Die Erkenntnis. vielleiäft die Zukunft. fowohl des geiftigen Lebens als auch der materiellen Wohlfahrt des Landes. einer Ehimäre zu opfern. hat fich Bahn gebrochen. Der Ausbreitung diefer

Erkenntnis aber kann befonders die Überzeugung förderlich fein. daß das Deutfche Reich den Willen und die Macht befitzt. zu halten. was es fich erobert hat.

R. Iohn-Gorsleben

Zenfuren und Klaffenplähe

Eltern pflegen viel Wert darauf zu legen. Und die Kinder felbfi noch mehr. eben um der lieben Eltern willen; aus Furcht vor Strafe. vor dem Ausbleiben des Weihnachtsmannes. vor Herabfetzung des Tafchengeldes. vor dem. was die Eltern für Erziehungsfaktoren aufzufiellen belieben. Diefe kleinen menfchlichen Graufamkeiten werden groß in der Kindesfeele. diefem geheimnisvollen Hin- und Herweben. Weshalb wir fie nicht klein nennen follten! So groß. daß fie töten: in meiner gefirigen Zeitung (ich fchreibe diefe Betrachtung als eine Weihnachtsepifiel an einem letzten fiürmifchen Novembertag) finde ich drei Schülerfelbfimorde - zwei Knaben und ein Mädchen - vermerkt. und bei allen: aus Furcht vor Strafe wegen fchlechter Schulleiftungen. Und weiß genau. daß ich nos) viele folche Fälle erleben muß.

Zenfuren. Zeugniffe. Klaffenpläße! Für die Eltern ein Charakterifiikum der Leifiungsfähigkeit ihres Kindes und feiner Pofition unter den gleichaltrigen Gefährten. Unantaftbar zuverläffig natürlich! Und doch in Wahrheit nur ein Relatives.

Man kann da fonderbare Dinge erleben: Namen unferer Größten aufzuzählen. die in der Schule die fchlechteften waren. will mir müßig erfcheinen. Sie fügten fich eben nicht in diefes Erziehungs-Syfiem. das auf geifiigem Gebiete durchaus kommuniftifchen Prinzipien zugeneigt ifi. Aus Gründen der Bequemlichkeit. der Einfachheit: denn die genialen Individuen find fchwer zu erziehen. weil fie ihre eigenen Pfade gehen. die oft fehr erheblich von dem wohl ausgetretenen Weg der Allzu-Vielen abweichen; von diefem Weg. in dem jedes Steinchen forgfältig aufgehoben ift. Dazu kommt ein

gewiffes ftaatliches Intereffe. das
zu Guufien einer kommunifiifchen
Perfönlichkeits- (oder beffer Un-
perfönlichkeits-) Erziehung fpricht:
die Schule will - und foll - dem
Staate treue Beamte erziehen.
Und die müffen. wenn fie halt
taugen follen. fchon nach einem
Schema erzogen. geformt. lieferbar
fein. Sie müffen nach ihren wahr-
nehmbaren Leiftungen. das ift nach
dem Gedächtnis-. nicht nach dem
Denk-Vermögen. gruppiert werden
und nach der Eifrigkeit. dem Fleiß.
auch dem Betragen in der Schule.
Was alles nur und allein für
die Schule fein kann. nicht fürs
Leben.
Die für ihr Leben arbeiten.
die in fich Kräfte fühlen. die
leiden in den Jahren der Jugend.
Sie find die Eigenmenfehen. für
die dann die unterfie Klaffen-
bank refer-viert bleibt. Wenn
nicht . . .
Diefes ..Wenn nicht" ifi das
wichtige Moment. das hypothe-
tifche Moment. beffer noch das
irreale. das der Realifierung
harrende!
. . . Wenn nicht der Lehrer

eine fiarke Perfönlichkeit. ein feiner Pfychologe ift. eine Ausnahmenatur (deren es immerhin einige gibt); ein Lehrer. der die individuelle Eigenkraft eines Zöglings zu erkennen. zu beurteilen. zu werten weiß. Und zu fchähen.

Das find die. welche nicht krampfhaft Ziffern in ihr Notizbuch malen. oder um das Geheimnis. ihr Geheimnis noch tiefer vor den neugierigen Kindern zu wahren. Hieroglyphen oder derlei. das zu erfinden fie eine Luft an der Qual der bewerteten Zöglinge treibt; wir haben gelitten darunter. krampfhaft gezittert vor diefen Hicroglyphen. die uns erft ein glücklicher Fund (der uns freilich nicht ungefährlich ward!) entziffern ließ. Das find die. welche nicht Ströme von roter Tinte fließen laffen. um jedem Heft das Gepräge einer vorzüglichen Korrektur vor der hohen Obrigkeit zu verleihen; die ruhig einen Fehler iiberfehen; die jede Arbeit beurteilen nach dem. der fie fchuf. nach feinem Arbeits- und Leifiungsvermögen.

Diefe feltenen Lehrer fcheuen fich vor dem Zenfieren nach dem hergebrachten abfoluten Maßfiab. vor dem Rangverleihen nach der abfoluten Zahlenfolge. Sie rechnen nicht die Durchfchnittsnote auf Grund der Durchfchnittsfehlerzahl aus und weiter nicht den Klaffenplaß naä) der Valenz der Fachnoten. diefem fchwierigen Berechnungsfyftem. in dem ganz einfeitig die Sprachen hoch bewertet werben. während das naturwiffenfchaftlich-mathematifche Wiffensgebiet fowie die technifchen Fertigkeiten mit der viel niedereren Valenz fürlieb nehmen müffen.

Sie wiffen - was viele Eltern erfi noch lernen müffen -. wie falfch es ift. auf diefe Weife den Ehrgeiz anzuftachelnz wie gerade die fenfiblen (und das find gewöhnlich auch die körperlich zarten) Kinder darunter zugrunde gehen müffen. Vor allem unter den Mädchen. Freilich: diefe Ehrgeizanftachelung entfpricht ja der hifiorifchen Tradition! Der felige

Quintilianus legte vor 1800 Jahren großen Wert darauf. Die Ie- fuitenpädagogik hat das Syfiem auf die Spitze getrieben. Und der Philanthropismus. den wir darin fo gern verurteilen. hat es mit feinen Verdienfiorden für Fleiß und Ordnung. mit feinen Meritentafeln der fünfzigmal Be- lobten auch nicht viel fchlimmer gemacht als wir mit unferer Rang- ordnung. mit unferen Zeugniffen. Daß fie einmal aufgegeben werden follen. fcheint nicht fo nach dem Eifer. den das preußifch-deutfche Kultusminifterium im vergehenden Jahre auf dem Gebiete hifkorifcher Forfchung. foll fagen irn Ausfindig- machen hundertjähriger Akten und Erlaffe (die leider nicht verjähren!) betätigt hat. Aber fchließlich kann die neue Ara ja anders denken! Was dadurch in die Schule ge- tragen ift? Eine wahre Rennwut. Zenfur. Zeugnis. Klaffenplatz - Zuruf aus dem Publikum. Preis- verteilung. erfier. zweiter. dritter . Sieger. Eigene Wege gibt es nicht. wenn man nicht Letzter werden will. oder gar ein Uber- zähliger, Die vorgefchriebene Rennbahn . . Nun kann das Rennen beginnen! Die Weih-

Rundfcbauf
nachtszenfur ift da. Das Training der drei erften Vierteljahre ift gewefen. He. hup! Hei. he. hup! Und zu Ofiern wird man die Siege vernehmen.
Und wie der gefchlagene Jockei nachher die Rüge feines Herrn zu erdulden hat. fo das Kind die feiner Lehrer und - was es mehr. tiefer quält - die der Eltern. Denn die können fich am allerwenigften daran gewöhnen. im Zeugnis mit feinen Zenfurcn und feinem Klaffenplatz immer nur ein relatives Charakteriftilum zu fehen. das abhängt vom Kind und von feinem Lehrer. Abfolut kann die Schule gar nicht angeben. was ein Kind leiftet; fie will es auch gar nicht. Sie tut nur. was ihr überliefert ift. Nicht zum wenigfien auch. weil die Entfremdung zwifchen Schule und Haus fo groß geworden ift. daß Zenfur. Zeugnis. Klaffenplatz die einzigen Verkehrsmittel find auf diefe Entfernung hin.
Viermal im Jahre laffen fich die Eltern ihre Laune verderben. Laffen fich als Weihnachtsgabe jetzt das Zenfurenbuch überreichen. Und je nachdem: der Weihnachtsmann meint es gut oder fchlecht. Anfiatt überall frohes Kinderlachen zu hören. begegnet man verweinten Augen. begegnet man Trauer und Reue um junge Tote. die den letzten Schritt taten. nicht aus Haß gegen die Welt. gegen das Leben. Aber aus Angft vor der Bewertung ihrer Kräfte durch die Eltern auf Grund einer Urkunde. über deren vollkommene Klarheit und Wahrheit niemand entfcheiden kann.
Aber fie gilt . .
. . nicht allein für die Lehrer. fondern leider auch für die Eltern. Und wird vielleicht noch lange gelten ungeachtet ihrer faft völligen Wertlofigkeit. ungeachtet der Verwirrung unter den Eltern. ungeachtet der Qualen. die für unzählige Kinder dadurch gefchaffen find. Bis man endlich Perfönlichkeiten bilden. nicht aber allein eine Beamtenklaffe erziehen will.
Woran wir genug haben. braucht nicht erft gefagt zu werden. Was

wir entbehren. das find die Willens-
menfchen. die mit dem eigenen.
ichöpfekifch-iäzqffenden Ich-

Karl Wilker

Schußzoll und Liberalismus

Im liberalen Lager ift ein unfruchtbarer Streitdarüber entbrannt. ob es mit echtem Liberalismus vereinbar fei. der fchußzöllnerifchen Idee Konzeffionen zu machen. Unter Führung nationalliberaler Politiker ift ein Bauernbund begründet worden. der an der „bewährten" Schutzzollpolitik fefthalten. im übrigen gegen den überwiegend Großgrundbefißerintereffeu vertretenden Bund der Landwirte entfchieden Front machen will. Der lockende Vorteil. den Kampf gegen die verhaßten „Junker" gleichfam auf feindliches Gebiet hinüberfpielen zu können. hat bereits alte linksliberale Freihändler ein Damaskus erleben laffen; fie glauben Zugefiändniffe an die Entwickelung und an die Gewöhnung von dreißig Jahren machen zu dürfen und das Bekenntnis zum Freihandel nicht mehr als ein Kriterium des Liberalismus gelten laffen zu brauchen. Das nehmen nun wieder die Herren von der

Rundfu
demokratifchen Vereinigung zum Vorwand„ um noch nach dem Zerfall des Blocks jede Gemeinjamkeit mit dem ehemaligen „Blockfreifinn“ ab- zulehnen. Einer der Wortfijhrer leugnet jede Verträglichkeit zwifchen Schulzzoll und Liberalismus und meinty wer die Duldfamkeit gegen- über andern Meinungen innerhalb des Rahmens der eigenen Partei zum Prinzip erhebej negiere die Partei überhaupt und nehme dem Liberalismus jedes pofitive Ziel. Damit hat er den maßgebenden Kreifen im Verbände echt-marrifti- jeher Leute gewaltig imponiert. „Es ift intereffany“ fchreibt der „Vor- wärts'ß „daß aueh einmal ein bürger- licher Politiker es offen ausfprichtj daß innerhalb einer Parteij die etwas erreichen willj unbedingt eine Gefchloffenheit der Auffaffungen und Ziele vorhanden fein mußj daß die Duldfamkeit gegen abweichende Meinungen innerhalb der Partei nichts anderes ifij als die Negation der Partei.“ Merkt es Euchj Ihr Schippelj Calvery Bernhard; die Revifionifien des bürgerlichen Li- beralismus fiehen der Bebelj Kauts- ky„ Mehring näher als Euch!
Im Grunde fireitet man fich um des Kaifers Bart. Ob Schußzölle vom Standpunkte eines liberalen Politikers gebilligt werden dürfenj hängt ganz davon abh was für Zwecken fie dienen. Wenn fie notwendig find. um einer Nation produktive Kräfte zu erhaltenj fo ift nicht einzufehem warum es liberal fein follj dagegen aufzu- begehren. Will jemand im Ernfi behauptenj die Regierung eines jugendlich vorwärts ftürmenden Volkes wie des kanadifchen fündige wider den heiligen Geifi des Li- beralismusj wenn fie die aufblühende Indufirie ihres zukunftreichen Landes fchußlos den verheerenden Wirkungen von Schleuderpreifen amerikanifcher Trufis preirgäbe? Freier Wettbewerb kann zwifchen zwei Völkern nur dann für beide Teile heilfam wirkenh wenn ihre wirtfchaftliche Entwickelung ungefähr gleich weit gediehen ift. Warum erheifcht die deutfehe Landwirtfchaft Zolljchulz? Weil ihre durch das Klima und andere Verhältniffe

wenig begünfiigte Produktion den
Wettbewerb entfernter Länder be-
fiehen mußj die auf billigerem und
zum Teil auch reicherem Bodenj mit
zum Teil lächerlich billigen Arbeits-
kräften unfere Hauptfiüchte bauen-
die ohne Rückficht auf Rentabilität
erportieren müffenj und die zum
Teil durch eine minderwertige
Landeswährungerportfähiggemachtj
alle aber durch die erfkaunliche
Entwickelung des modernen Trans-
portwefens uns fo nahe gebraäjt
findj daß fie ihre Erzeugniffe zu
Preifen auf unfere Märkte werfen
könnenj die oft nicht einmal die
Produktionskofien unferer Landwirte
decken. Streiten läßt fich über die
Grenze. wo ein Schußzoll anfängt
die Bildung arbeitsfreier Rente
zu begünftigenj aber ein bedingungs-
lofes Freihändlertum ifi ebenfo-
wenig liberalj wie es liberal genannt
werden könntej wenn man eine
Regierung hindern wolltej in einer
Gegendj die unter Überfchwem-
mungen zu leiden hatj mit den
Mitteln der Allgemeinheit Dämme
bauen zu helfenj fofern die Kräfte
der örtlichen Bevölkerung hierfür
nicht ausreichen.
„Programme altern.“ In diefem
Punkte hatte Für-ft Bülow recht.

Gerade unfere entfchiedenfien frei-
händlerifchen Liberalen pflegen
immer die englifchen politifchen
Zuf'iände fiir mufierhaft zu er-
klären. Giebt es aber weniger
prinzipienfefte Parteien wie die
Whigs und Tories? Gerade weil
es in England wirklich parlamen-
tarifch zugeht- gerade weil dort die
Parteien abwechfelnd in die Lage
konimen/ ihre Theorien in die
Praris übertragen zu müffen-
können fie nicht prinzipienfefi fein;
denn das Leben kennt keine Grund-
fätze; es kennt nur Krompromiffe.
Von dem erf'ien englifchen Parla-
mentarier; der die Verfchwommen-
heiß Unbef'iändigkeitx Veränderlich-
keit der Begriffe „Whig“ und „Tory“
in draftifcher Rede klarftelltey fagte
ein Witzbold: „klo [183 unteriecj
the tories nnä uni-'bisserl the
ning-3.“ Deshalb if't es gar kein
Wunder; daß der englifche Tarif-
reformgedanke unter dem gegen-
wärtigen liberalen Kabinette feine
erfien- noch zaghaften und fchüch-
ternen Schritte ins Leben unter-
nimmt. Oder ifi Lloyd-Georges-
Patent-Akte etwa nicht ein Kind
protektionifiifcher Denkweife? Pro-
tektionifiifch ifi auch das Fremden-
efetz. Auch menfäyliche Arbeits-
räfte find in volkswirtfchaftlichem
Sinne Waren. Freihändlerifch
laffen fich keine Einwanderungs-
befchränkungen rechtfertigen. Unfere
bedingungslof en Freihändler dürften
alfo nicht einmal etwas dagegen
einzuwenden habenx wenn chinefifche
Kulis maffenhaft über unfere Gren-
zen firömten und mit ihrer Ent-
behrungsfähigkeit immer größere
Mengen der nationalen Arbeiter-
fchaft um Befchäftigung und Brot
brachten.

War nicht der große Theoretiker
eines vernünftigen Schußzollfyfiems-
Friedrich Lifi- ein Liberaler im befien
Sinne diefes viel mißbrauchten
Wortes. Er hat wie kaum ein
anderer in deutfchen Landen um
feine liberale Weltanfchauung leiden
und dulden müffen. Weil er für
freiheitliche Verfaffungsreformen
agitiert- fich einer „Aufreizung ge-
gen bef'tehende Staatseinrichtungen“
fchuldig gemachß hat er im Kerker

fitzen und hernach als Verbannter
unfiet in der Welt umherfchweifen
müffen.
Wenn zwei dasfelbe tunx fo ifi es
nicht dasfelbe. Wenn liberale Po-
litiker für Schutzzölle eintretem die
auch konfervative fordern fo find
fie deswegen noch keine Ketzer.
Otto Corbach,
Appetit
Hat es nicht fchon jeder erlebt?
- Man kommt von einem Spazier-
gang nach Haufe. Man hat noch
hübfch weit- durch ein paar lange
Straßen. Plötzlich überfüllt einen
der Appetit. diefes leere kihelnde
Gefühl im Gaumenf und fo trabt
man weitem feinem Abendeffen ent-
gegen, in wachfender Aufregung.
Man will dem Trieb nicht nach-
gebent man hält es beifpielsweife
für ungefund. vor dem Abendbrot
zu effenf man will nebenher auch
zeigen. wie man fich beherrfcht.
Gierig geht es an den Gefchäften
vorbeif doäf kann man fich nicht
zurii>halten, immer wieder in diefe
Auslagen Blicke zu werfenf wo auf
Marmorf'tufen Schinken mit in die
Schwarte eingepreßten Firmen
lagern. längliche Fleifchftücke. in
Spagatnetzen zum Erport bereit,

Pafieten in Silberpapier und da-
zwifchen wie zur Abwechflung auf-
geftellt Näpfe mit Senf bei glitfäj-
rig-leuchtenden Afpikkuchen und
vielfach gewundenen Flafchen. in
denen Eingemachtes. Kirfchen.
Perl-Zwiebel. Mixed-Pickles leb-
hafte Farben zeigen. Neben ihnen
verblaßt die rofa Leinwandrofe in
ihrem Topf und die kleine grau-
griine Palme. Der Appetit
fchärft fich im Laufen. man
muß langfamer gehen. doch
da hat man erft recht Zeit.
die prächtigen Schauftellungen
der großen Delikateffengefchäfte
zu mufiern. Da fieht man nichts.
als hinter weitem Glas die Körbe.
in denen zwifchen farbige Papier-
fchnißel hübfch gebettet rotgelbe
Äpfel liegen. und in Schachteln die
überwältigend großen. ganz gelben
Ealvilleäpfel. an manchen Stellen
der Rundung mit Schwielen wie
vor Süßigkeit. jeder einzelne in
weiße Watteflocken eingehiillt.
Diefe forgfältige Verpackung lockt
einen befonders; denn was müffen
das für Le>erbiffen fein. mit denen
man fich fo Mühe nimmt. O Gott.
vielleicht hat jeder einzelne diefer
Äpfel für fich einen Namen. wie
ein Kind. Man möchte in das Ge-
fchäft eintreten und fragen: Bitte.
wie heißt diefer ftramme. gefunde.
diefer Bub ganz links im Korb? . . .
Doch weiter. vorwärts. nach Haufe!
Neben dem Sorgfältigen bringt
einen jetzt das Mafienhafte auf.
diefe Schiiffeln voll von veräftelten
zackigen Walnußkernen. Gibt es
eine eigene Mafchine. um fie fo voll-
ftändig aus der Schale zu knacken?
Und die Käfe. auf die man folche
Luft bekommt: Gorgonzola. eß-
barer Marmor. oder Eidamer. an-
gefchnitten wie eine Fruäjt. oder
Emmentaler mit diefen pikant
feuchten Löchlein. unter Glas-
glocken. oder weiche Packerl aller
Sorten. die man fo gern ein bißchen
in der Hand drücken würde. mit
Zartheit . . . Vor Sehnfucht atmet
man fchwerer. Eine Art von Ver-
zückung macht einen fchläfrig. weh-
mütig faft. Weiße Mufcheln fpie-
geln Ragouts vor. für die vorbe-
reitet fie ausliegen. Das Gold-
papier. um Marzipanfchnitten ge-

wickelt. löfi man traumhaft ab. hört
es unter den .Händen knittern. hört
die aufgebackenen Mandeln und
die Zuckerglafur unter den Zähnen
zei-krachen. Man fpürt in den
Fingern die fanfte und zugleich
harte Berührung der Papierkrau-
fen. wie fie geöffnete Kiftchen mit
Bonbons und kandierten Früchten
hold umfäumen. o Papierkraufen
wie an altmodifchen Brautbuketts.
Und nur einen Blick weiter fchmei-
chelt man fich fchon wieder an eine
Gruppe von Ananas an. die mit
ihren gelben reifen Schuppen und
trockenen Blättchen an den Süden
denken laffen. an Spielhöllen. an
Stiegenaufgänge und Gärten in
den Tropen irgendwo. Leife Vio-
linmufik beginnt dazu ziehende
Töne. Von diefen Klängen bewegt.
bedauert man faft das Geflügel.
das in Bündeln am Türpfofien
hängt. im Schmucke verwelkten Ge-
fieders. einem alten fchlaffen Ma-
kart-Arrangement ähnlich. Und
riihren denn niemanden die ver-
renkten langen Hälfe. die Füße in
mannigfacher Krümmung ganz
unter den Leib gezogen. wie zufam-
mengekauert . . . Nein. nein. aus
dem Appetit ift ein Hunger gewor-
den und alle Bedenken als ebenfo-

W

viele Ermunterungen empfindend würde man gern einhaun. Aber leider ift ja das alles noch roh! Jn einer Schneidemafchine aber liegt eine Kompagnie ungleicher Würfie parat. gleichfam fertig zum Gefecht. Man brauchte nur zu drücken und fofort würde von jedem Stück eine duftige faftige Scheibe fich ablöfen. herunterrollen. wie ein Rad. und direkt in den Mund einem hinein. Lockend fieht man fie an. möchte fie überreden. diefe roten und grauen Schnittflächen. die mit weißen Fett-fternihen gefprenkelt. mit Trüffel-ftückchen getupft. mit einer Mofaik-arbeit von Schinken und vielem andern ausgelegt find. Und das glänzende Meffer auf ihnen. wie eine Zahnreihe!

Nach Kaufe! Aber vorher noch an Bäckereien vorbei. an weißen Läden mit Mehl. Eiern. Butter. kleinen fiillen Honiggläfern. an eleganten Kolonialwarenhandlun-gen. ausgefchmückt mit blinkenden kupfernen Kaffeerefervoiren. die wie riefige Öfen. wie Säulen aus-fehn. Und wie fpäht man auch in dumpfbeleuchtete Hökerläden. wo Säcke mit Erbfen und Bohnen fiehn. in jedem ein kleiner Pappen-deckelkarton mit fchwarzen Ziffern. es fieht wie etwas Amtliches aus; eine Katze fchleicht um die Wage auf dem Verkaufspult. um Gefäße mit trübmilchig fchimmernden Gur-ken. Verzweifelt blickt man neben. an. es ift ein Fleifcherladen. dem abgebrühten Ferkel in die leeren Augen. Sogar noch in die Apo-theke . . . Dienfimädchen fißen und warten drinnen. ein Schulmädchen kauft Gummibonbons. der Apothe-ker fchüttelt aus feinem Hornlöffel auf die fchwankende Wagfchale ein weißes Pulver. etwas Eßbares . . . Gottlob. das ift das letzte Gefchäft neben dem Haus. in dem man wohnt,

Mar Brod

Finanzpolitifches

Optimismus überall!

In New York auf die Kupfer-fteigerung. in London wegen der Befferung von Gold- und Dia-mantenfhares. in Paris angefichts der unabfehbaren Abundanz und

in Berlin durch feine Anpaffungs-
fähigkeit. Nußnießerin von dem
allen zu fein. Nebenbei erzeugt
man dann noch höchfi günftige
Meinungen über Stand und Gang
unferer Induftrie. u. a. auch. um
die Kurfe der kleineren Papiere
diefes fo verwickelten Gebietes fy-
fiematifch hinaufzufeßen. Natürlich
bringen die neuen Kaufkreife nur
wenig Erfahrung zu einer felb-
fiändigen Beurteilung der Markt-
lage mit. Sonfi müßten ihnen
doch die Oktoberziffern in Kohlen-
und Koksabfatz auffallen. So
unverändert durfte fich nämlich
unfer wichtigfter Verkehr niemals
zeigen. in Monaten. wo fort-
während von dem allgemeinen
Auffchwung der Induftrie ge-
fprochen wird. Gegenwärtig fegelt
gleichfam unfere ganze Spekulation
durch die Säulen zweier Jahres-
abfchlüffe - der A. E. G. und
Siemens-Schuckert. Beide Olb-
fchlüffe eben fo glänzend. wie
unmaßgeblich für viele andere
Teile unferer Jnduftrie. in denen
die deutfche Technik nicht unauf-
hörlich neue Triumphe feiern kann.
Am lehrreichften jedoch wird der
Anblick der Börfe bei Schneewehen!

Rundfchau

Sobald dann Telephon und Telegraph unterbrochen find. zeigt fich fo recht. wie der ganze Aktienverkehr gegenwärtig mit laufend Fäden nach der Ferne hin verbunden ift und durch die leifefte Stockung dann fofort feine ganze innere Haltung verliert. Stärker noch als die Schneewehen haben die Dividendentarationen der großen Banken verwirrt. Was foll man erft in ungünfiigen Gefchäftsperioden befürchten. wenn in einem Jahre. wo fie die letzten Ladenhüter von ihren Papieren anbringen konnten. die Diskontogefellfchaft nur 9 Prozent. die Dresdner nur 81/2 Prozent ufw. ufw. geben möchte. Jene Herren fehen aua) keineswegs wieder einen Abfiieg voraus. für deffen Zwifchenfälle Kräfte zu fparen wären. Nur Machtmittel wiinfchen fie wahrfcheinlich anzufammeln und daher gewaltige ftille Referoen. die als Dividenden in den Händen der Aktionäre weit beffer aufgehoben fein würden.

»- -t- 1.-

Öfierreich hat feinen fiärkftenMann verloren. feitdem der Tod Herrn v. Tauffig überrafchen mußte. In diefem Lande des Wohllebens. der Willfährigkeit. des Hochadels und der Klerifei bedeutet die Solidität eine doppelte Stärke. Man darf daher auch anderer Meinung fein. als einzelne Wiener Federn. die es an dem Verfiorbenen auszufeßen fanden. daß er nicht fo fchöpferifchen (l) Geifies wie z. Siemens gewefen fei. Jn Wirklichkeit hat er einen ungleich mächtigern Einfluß als der Begründer der Deutfchen Bank ausgeübt. war ungleich fchwieriger emporgefliegen und hatte dann nur Erfolge zu verzeichnen. keinen Augenblick durchbrochen von großen Niederlagen im Stile etwa der Mannesmann- oder der Northern-Pacific-Affäre. Nur felten pflegt ja ein Wunderknabe auch als Mann fich zu bewähren. Nachdem Tauffig f. Zt. der einzige Börfenmann gewefen war. der fein kleines Gefchäft gegeniiber dem Krach von 1873 vorzüglich geleitet hatte. galt

er. der Fünfundzwanzigjährige. in der Tat kaum mehr als ein junger Virtuofe. Ihn dann fofort an die Spitze der Bodenkreditanftalt zu fiellen. als Rekonftrukteur eines ganz zermorfchten Jnftitutes. erfchien nur in Öf'terreich möglich. wo die erfien Finanzmänner durch die fchädlichen Ereigniffe fämtlich gefiiirzt waren. Und in Deutfchland würde man fich wohl auch inmitten einer folchen Krife die pedantifchfie Furcht vor der Jugend bewahrt haben. Jndeffen gerade Tauffigs völlige Unbefangenheit vor den alten feinen Banktraditionen kam jenem Sanierungsprozeß trefflich zu ftatten. Weitab von fchnellen und außerordentlichen Gewinnen erkannte er die wirtfchaftliche Kraft des Staates und fuchte deren volle Entwickelung anfiatt durch die überfiürzten Mittel von ehemals. vielmehr durch Stetigkeit und fodann allerdings auch durch ungewöhnliche Handelstüchtigkeit zu fördern. Auf diefe Weife machte er fein Jnfiitut zur feinften Emiffionsgruppe. was gegenüber der Eiferfucht der Rothfchild - Kreditanftaltgruppe etwas heißen will. die bisher ganz allein

Rundfchau
W
ihre Staatsanleihen übernahm. Gleichzeitig ift aber Tauffig auch ein eminenter Eifenbahnmann gewefen„ wie keineswegs nur die Staatsbahn erwies. Eine derartige Vereinigung der wichtigfien Ämter in einer Perfon ift wohl in keinem Lande/ Amerika eingefchloffenj noch irgendwie möglich. Denn jenfeits des Ozeans herrfchen doch die Trufiherren durch ihre Geldmacht und ihren fchrankenlofen Eigennuß und keineswegs wie hier ini Falle Tauffig durch die Notwendigkeit der Unifiändex die eben einen außerordentlichen Mann erforderten.

* * "-

Von einem Generalftreik im Ruhrgebiet will es nicht fiill werden. Dies„ obgleich die Führer nicht nur vor allen überfiiirzten Handlungen folcher Art in ihren Verbänden warnen- fondern auch öffentlich diefe ihre Warnungen noch mitteilen. Damit befreien fie zwar die Zechendirektoren von vorläufiger Angfh den fo tief verhaßten Zwangsarbeitsnachweis doch wieder fallen zu laffenj allein es wirdj ungleich wichtigen auch ein Gefamtausftand nunmehr ftiirker erfchwert. Immerhin gewährt es ein trauriges Schaufpieh in einer Zeitj wo die Konjunktur und demgemäß wohl auch der Tageslohn günfiige Ausfichten haben„ derartige unbegrenzte Gefahren zu erblicken. Denn leider erfcheint es ziemlich ficherj daß die Leiter der Grubenleute nur den - Moment zu einem Streik fiir ungeeignet halten„ aber für fpäter ihn als einziges Mittel anfehem jenen Zwangsarbeitsnachweis rückgängig zu machen. Natürlich ifi es eine Fabeh daß die Zerhendirektoren gerade jeßt einen folchen Kampf herbeiwünfchtem wo derfelbe mit einer entfcheidenden Niederlage der Ausfiändifchen endigen wiirde. Immerhin gibt es aber einige kalte Janatilerx die neben ihrem Kohlengefchäft auch noch fiaatsm'annifche Fähigkeiten zu haben glaubenj fo daß fie nur aus einem ernften Zufammenfioß einen endgültigen Er-

folg fiir ihre Prinzipalsintereffen erhoffen. Diefe wenigen Theaterböfewichte nunx wie man fie wohl nennen darfj follten fmleunigfi außer Einfluß gefeht werden. Denn die Erbitterung unter den Arbeitern wächfih und ihr Ausbruch könnte unferer gefamten Erholung fchwere Wunden fchlagen. Alle Erfahrungen fprechen gegen ein zu fitaffes Anfpannen des Bogensj was fich einige Großej die ja im Hanfabund liberal auftreten miiffenx merken könnten.

* 1c -k

Das türkifche Selbfigefühl wäch|„ wie die Engländer feit kurzem hinfichtlich ihres Schiffsmonopoles auf dem Euphrat erfehen. Als Sir Ernefi Caffel in Konfiantinopel wider die Nette publique gefiegt hattej wurde dies hier fofort als ein Schachzug gegen die Bagdadbahn ausgelegt. Nunmehr wiederum wird man in London Gelegenheit nehmenj jene plötzliche Oppofition in Sachen des Euphratverkehrs als einen deutfchen Gegenzug hinzuftellen. Dies ift auch keineswegs unmöglich- weil infolge der britifchen Deutfchenfurcht fich jetzt allenthalben

ein Jntrigenfpiel entfaltet. gegen das es natürlich auch eine Abwehr. zuweilen felbft in Form eines Angriffes. geben muß. Nicht oft genug können wir auf diefe neue fchädliche Verfchiebung hinweifen. die fich am deutlichften in der kaum erf't verjüngten Türkei beobachten läßt. Welche Hoffnungen fetzte man nicht allgemein auf große Gefchäfte modernen Stiles. als der alte Sultan endlich befeitigt war. Bald darauf ift aber an die Stelle von Induftrie und Finanz die Diplomatie getreten. und feitdem wähnen eben die Türken. ganz als ob fie noch die alten wären. daß ihr Vorteil anftatt in der Förderung wirklicher Kulturarbeit. weit bequemer in der Ausnühung der diplomatifchen Uneinigkeit liege. Und diefe heillofe Verwirrung fängt erfk an.

'K * *

Die Eifenerze machen G e f chi ch t e! Wenigftens am Riff. wo die Spanier fo große Opfer an Gut und Blut bringen. Wer nun noch gar befonders klug fein wollte. fprach von dem Mannesmannfyndikat (Deutfche Bank). um damit auf die „feine Hand" Deutfchlands in jener fo unfeligen Komplikation zu zeigen. Diefe. man kann wohl fagen: bornierte Meinung. ift in vielen erften Gefchäftskreifen des Auslandes tatfächlich weit verbreitet. Solche Leute wiffen aber nicht. daß unfere Reichsregierung fich noch niemals zu einem Organ felbft noch fo großer Privatintereffen (die hier gar nicht einmal fo groß find) herabgewürdigt hat. ja daß man ein folches Anfinnen kaum jemals an unfere Regierung zu fiellen gewagt. Mögliaherweife kommt fogar Krupp dabei beffer fort. weil diefer klug genug war. fein afrikanifches Eifenerzfyndikat zufammen mit Schneider im Ereufot zu bilden. Die franzöfifche Regierung ift ja natiirlich konzilianter!

Pluto

Zu unferen Bildern

KarlBuchholz.

Auf dem Friedhof von Weimar. in defien Schatten ein erlauchter Kreis der befien Deutfchen unter

raufchenden alten Baumkronen ausruht. liegt oben auf dem Hügel der jüngeren Felder. von dem fich der Blick weit über die Stadt und die fanften Höhen des Thüringer Landes dehnt. ein wenig gepflegter Grabhügel mit einem buntbemalten Kreuz aus Schmiedeeifen, Wo die Arme des Kreuzes fich treffen. ift ein offenes Eifentürchen. das eine fchlichte. an treuherzigen orthographifchen Fehlern reiche Jnfchrift auf weiß geftrichenem Grunde lefeu läßt. Hier ruht. fo werden wir belehrt. der „Mailer“ Karl Buchholz. der 1840 zu Schloßvippagh im Weimarifchen geboren war und 1889 in Oberweimar. dem lieben Neil am Ende des Parkes. fiarb. ..Fride“ feiner Afche! fchrieb die ungeiibte Hand noch darunter. Starb - ja ..ftarb"l Man könnte auch dies Wort in Anführungszeichen feßen. Denn Buchholz war es felbfi. der feinem Leben ein gewaltfam Ende machte; ein erfchütterndes. graufiges Ende. da fich der Körper des noch nicht Fünfzigjäh-

Yundfchau
ß_ __
Ü
rigen fträubte. feinem Willen zu gehorchen. und erfi deffen zweitem. wütenderem Angriff erlag.

Wenn der befcheidene Grabhügel jetzt wenigftens ein bischen beffer bedacht und fein Blumenfchmuck gelegentlich erneuert wird. fo haben wir das ebendem Manne zu danken. der. anderthalb Iahrzehnte nach Buchholz' Tod. die Aufmerkfamkeit auf das vergeffene Lebenswerk des frühvollendeten Freundes zurücklenkte: Franz Hoffmann-Fallersleben, Sein bleibendes Verdienft ift es. daß Buchholz' Kunft in der retrofpektiven deutfchen Landfchaftsabteilung. die der großen Berliner Kunftausfiellung von 1905 die Signatur gab. ihre Wiederauferftehnng erlebte; daß ihm die Iahrhundertausfiellung des folgenden Jahres endgültig feinen hifiorifchen Platz anwies.

Als Buchholz dahingeg-angen. ward fein Atelier aufgeräumt. Der gefamte Nachlaß. eine Riefenmenge von Bildern. Studien und Skizzen. wurde in einem Tage für die Gefamtfumme von 1700 Mark losgefchlagen. Manche bezahlten bei der Verfieigerung für ihren Erwerb ganze drei Mark; der Großherzog kaufte ein größeres Bild für 300 Mark. Käme die „Maffe" von damals heute unter den Hammer. würde fie viele Hunderttaufende bringen. Es find Leute nachweisbar. die ein für zehn Mark erworbenes Werk fchon vor längerer Zeit für 1500 weiter verkauften. Ungemein beruhigend. daß wenigfiens diefe Verehrer Buchholz' erk'eckliche Sümmchen an feinen Arbeiten verdient haben. nachdem er felbft fich verblutet hatte.

Er hatte zwar in den fiebziger Iahren und zu Beginn der Achtziger auf den Ausftellungen in Dresden. Wien und Miinchen vorübergehende Erfolge; auch Karl Alexander interefiierte fich vielfach für ihn. Aber dann war es plötzlich zu Ende. Er verkaufte nichts mehr. Man ging über ihn zur Tagesordnung über. Buchholz trug fich mit dem Gedanken. Weimar zu verlaffen. um anderswo fein Glück zu

fuchenz aber er wollte. wie er fagte. ..feine alte Mutter nicht im Stiche laffen". Bald darauf tat er der guten Bauersfrau. die ihn getragen und geboren hatte. viel größeren Schmerz an. Die Verzweiflung. die über ihm zufammenfchlug. war rettungslos geworden.

Die Zeit war noch nicht reif für die Ehrliäfkeit und Keufchheit von'Karl Buchholz' zarter Landfchaftskunfi. Man erkannte nicht die tiefe Andacht des Naturgefühls. mit dem er in der fcheinbar nicht fonderlich ..intereffanten" Flachlandfchaft am Rande des Thüringer Waldes. im Weimarer Park. auf dem ..Webicht“. dem deutfchmärchenhaften Gehölz zwifchen der Refidenz und Tiefurt feine malerifche Wunder entdeckte. Er kannte wie kein anderer das Weimarer Land. wo fein Leben begann und weiterging. wo er. als Schüler Mar Schmidts und Theodor Hagens. feine Studien gemacht hatte. Einmal nur unternahm er einen Streifzug nach dem Harz. Sonft blieben die Wälder. Hügel. Dörfer und Gärten der engeren Heimat fein einziges großes Thema. deffen intime Schönheiten er mit phrafenlofem Ernft immer wieder verkündete. Befonders liebte er dabei die malerifche Poefie zurückhaltender

Stimmungen. den Reiz klarer Luft und froher Helligkeit; nur ausnahmsweife ward er dramatifch. wie in dem prachtvollen Bilde des ..Aufkommenden Gewitters“. das einem Leipziger Sammler gehört. Es gab nicht viele damals bei uns. die den atmofphärifchen Problemen fo unbefangen gegenüber-traten; die fo viel Sinn für Licht und Luft aufwiefenz die fo rein malerifch empfanden und fo unmittelbar mit der Farbe ihre Eindrücke wiederzugeben wußten; die eine behutfame. liebevolle Pinfelführung und ein Gefühl fiir gefchloffene Bildwirkung mit einem fo breiten und flüffigen Vortrag verbanden. Aber wer begriff das damals außerhalb eines ganz engen Kreifes!

So vereinfamte er. Wie kräftig und fchaffensfroh blickt uns fein fchöner Kopf aus dem Porträt von Otto Günther an. das ich. wiederum dank der Freundlichkeit .Hoffmann-Fallerslebens. diefem Hefte einfügen kann (auf Seite 551). Das Original unferer Reproduktion ift ein Fragment. nur die Untermalung zu einem Bildnis. in Grifaillenfarben auf Holz gefetzt; aber gerade in feiner Unfertigkeit wirkt es befonders frifch und lebensvoll. man möchte fchwören. daß es fehr ähnlich war. Auch Günther (1838 bis 1884) gehörte dem Weimarer Kreife an. Er war ein geborener Hallenfer. der zuerfi in Düffeldorf. dann. in den fechziger Iahren. in der Thüringer Mufenfiadt ftudierte. noch als Schüler Prellers und Arthur von Rambergs. der fpäter in München als Anreger der Leibl-Generation eine fo bedeutende Rolle fpielte. 1876 ging Günther als Profeffor nach Königsberg. wo er indeffen das Klima fo wenig vertrug. daß er fchon vier Iahre fpäter nach Weimar zurückkehrte; in diefer letzten Zeit entfiand das Buchholz-Porträt. Von den fonfiigen Werken des Künftlers find namentlich feine Genrefzenen aus der Thüringer Bauernwelt bekannt geworden; darunter vor allem der „Feierabend“ mit gemütlich plaudernden und rauchenden Landleuten vor einem Dorfhaufe. Wenn ich auf dem Weimarer

Friedhofe von der kalten Pracht der Fürftengruft und der ftimmungsvolleren Ruhefiätte von Goethes Familie zuBuchholz'Hügel hinübergehe. muß ich immer an den Weg denken. den man auf dem proteftantifchen Friedhof bei Florenz von Böcklins ftolzem und würdigem Grabdenkmal zu einer abfeits gelegenen Stelle zurücklegt. wo ein verwitterter Stein unter üppigem Efeugewucher die ergreifende Infchrift trägt: ..Hier ruht zerbrochen nach fchwerem Kampf der Maler. Radierer. Bildhauer Karl Stauffer-Bern“. Es paßt zu diefem ftürmenden Genie. das fich umfonft von Deutfchland nach Italien flüchtete: dies zornige ,.Zerbrochen nach f>jwerem Kampf". Und es paßt zu dem ftillen Manne. der in der kleinen mitteldeutfchen Refidenz nicht minder elend zugrunde ging: dies rührende ...Fride* feiner Afche“. Es klingt wie ein leifes Weinen aus guten. treuen Bauernaugen . . .

Mar Osborn

'l

Hermann Struck. von dem dies Heft (auf S. 567) eine feine Radierung bringt. hat fich von einem Porträtiften der Schule

Rundfamu
Mar Koners zu einem unferer liebenswertefien Graphiker entwickelt. Sein Werk umfaßt Blätter mannigfacher Art. Bildniffe. unter denen die ungewöhnlich große Platte mit dem Kopfe Gerhart Hauptmanns hervorragt. Landfchaftsfiücke aus der Mark Brandenburg und weiteren Gebieten. Erinnerungen von fiidlichen Reifen nach Jtalien und nach dem Orient. wo der dem Glauben feiner Väter leidenfchaftlich ergebene Jude mit frommen Schauern zu den Stätten des heiligen Landes pilgerte. Mannigfach aber find die Blätter Hermann Strucks (der 1876 geboren ward und nicht mit feinem fechzehn Jahre älteren Namensvetter .Hugo Struck verwechfelt werden darf. der gleichfalls als Radierer tätig ift und z. B. Menzels kofibares Fragment „ZM 80i!" measieura“ nachbildete) - diefe Blätter find befonders darum fo mannigfaltig. weil ihr Erzeuger ein Meifter in allen Methoden und Verfchmißtheiten der Stecher-. Nadier- und Ätztechnik ift. Er beherrfcht diefe fchwierigen und komplizierten Dinge nicht nur. er gehört daneben noch zu den wenigen. die fie klar auseinanderzufeßen verftehen.
_Y _
und er hat darüber fogar ein ebenfo infiruktives wie anmutiges Buch veröffentlicht. das jedem Aufklärung Suchenden dringlichfi empfohlen fei (..Die Kunft des Radierens“. Berlin. Paul Eaffirer. 1908).
Unfer venezianifches Blatt. das in der Zartheit feiner Linien. in dem malerif>jen Kontraft von Vordergrund und Ferne und in dem whiftlerifch-japanifierenden Aufbau der Kompofition den holden Traum von S, Giorgio Maggiore vor Venedig befchwört. ift zugleich ein Beifpiel für Strucks technifches Können. Es ifi zunächft eine geäßte Strichradierung, Dann wurde die Platte mit der „kalten Nadel" des Stechers überarbeitet. und bei der Gondel. wo es darauf ankam. weiche. intenfive Schwärze zu erzielen. ward der fogenannte „Grat“ (das durch den Stichel verdrängte Metall der Kupferplatte. das fi>j vorn oder an den Seiten

der Linien heraushebt) nicht. wie
üblich. mit dem Schaber ent-
fernt. fondern ftehen gelafien. da-
mit diefe winzigen Metallwülftehen.
die beim Einfchwärzen Farbe an-
nehmen. beim Druck mitwirken. an
den betreffenden Stellen einen tiefen
Ton zu erzeugen, O.
_ _-
Redaktion: 1)r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: br. Eur'
Radlauer; für den Inferatenteil: Walter Fliegel.
Sämtlich in Berlin.
Verlag ..Nord und Süd“. G. m. b. H.. Berlin N7. 9. Linkfiraße 17.
Auslieferungsfielle
Wollzeile 11.
für Öfterreich-Ungarn: Hermann Goldfchmiedt. Wien l.
Zufchriften und Einfendungeu werden ohne Angabe eines Perfoncnnamens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruckerei vorm. S. Schottlaeuder. WW..
Breslau [ll. Siebenhufenerftraße 11-15.

Illufirierte Bibliographie

Von neuen Büchern

Selteu reich war die Ernte der legten Wochen an guten Büchern. Jedes Jahr erfcheinen in den letzten Monaten vor Weihnachten zahllofe Werke. fie kommen und gehen und find rafch vergeffen. Vieles aber von dem. was in diefem Jahre auf den Büchermarkt geworfen wurde. wird bleiben. Eharaktcrifiifch ift esj daß die Zahl der Neuausgaben (wie es in der Natur der Sache liegt) langfam abnimmh daß dafür den Erzeugniffen der Moderne wieder die fafi ungeteilte Beachtung entgegengebracht wird. Seit Jahren verfprorhenj immer wieder vergeblich erwartet. erfcheint endlich die freie Übertragung der Alkefiis des Euripides von Hugo von Hofmannsthal in dem Jahrbuch „H e f p erus'hdasderJnfel-Verlag zu Leipzig herausgibt. Drei Männer haben fich in diefem Bande zufammengefundety von denen jeder eine Hoffnung der deutfchen Literatur ifk: Hugo von Hofmannsthal/ Rudolf Aleran der Schröder und Rudolf Borchardt. Die Übertragung der „Alkef'tis“ ftammt aus dem * Jahre 1893- fie fteht mit am Anfang des Schaffens Hofmannsthals. Auch fie zeigt unsj wenn wir fie mit der letzten Neudichtung des Dichters» dem „Ödipus rex“

'der Rolfebändiqer. Bon Nicolas Coufton (WW-UML).
(Aus A. Springer: „Handbuch der KunitgefchiHte“ 4. Bd. 8. Aufl, Leipzig. E. A. Seemann.)

des Sophokles (Verlag S. Fifchey Berlin) vergleichen. daß der Anfang zugleich die künfilerifche Höhe des Sprachkünfilers Hofmannsthal bedeutete. Niemals wieder hat er folch tönende Worte gebildet/ folch plafiifche Bilder gefunden wie in diefer Übertragung. welche ebenbürtig neben dem „Tod des Tizian" ftehen kann. Außerdem bringt das Jahrbuch von Hofmannsthal ein dramatifches Fragment „Silvia im Stern“. einen einzigen Akt in einem Sprachfiilj

welcher deutlich an die
Profa Leffings erinnertj
6 3:

das uns aber„ fo kurz abgebrochen/ dichterifch wenig geben kann. Bedeutung gewinnt diefe Veröffentlichung nur durch die Mitteilung einiger Zeitungen/ daß diefes Fragment die Grundlage des Librettos der neuen von Richard Strauß in Mufik gefehten Oper fein foll. Jm ganzen betrachtet erfcheint der „Hefperus“ vor allem als ein Jahrbuch der Überfetzzungenf er bringt als Proben aus Rudolf Aler. S ch r ö d e r s Homer-Übertragung Fragmente aus dem fechften und elften Gefang der Odyffecy welche einen großen Fortfchritt über Voß hinaus bedeutenx und zwei kurz abgeriffene Stellen aus Rudolf B o r-chardts deutfchem Dante.
Borchardt hat erfreulicherweife die Terzinen beibehalten- feine Verfe haben einen fchönen Klangh find aber fo voller Fehler gegen die deutfche Grammatikx daß man den Sinn trotz wiederholten Lefens häufig nicht erkennen kann. Weit beffer gelungen ift feine Über: tragung von Pindars drittem pythifchem Gedicht. Das Jahrbuch füllen drei felbfiündige lyrifche Gedichte von Borchardt und Schröder und eine überaus feinfinnige Analyfe von Stefan Georges Siebentem Ring aus der Feder des Dichters des „Buches Joram“.
Jm Gegetifaß zu Dehmel hat es Richard Schaukal immer verftandem feinen Dichtungen nach einigen Jahren höchf't kritifierend gegenüberzutreten. Niemals läßt er einen Band Gedichte vollfiändig neu auflegenx er gibt nur immer neu gefichtete Sammlungen feiner „A u s g e w ä hl ten G e dichte“ heraus. (Verlag
, Publikum
Georg Müller-h München.)
. Schaukel ift einer unferer feinften Lyriker/ er verfügt fowohl iiber einen rein lyrifchenz meifi liedmäßigen Tom den er am Volkslied/ an Goethe und Heine gefäyult hat/ und iiber eine bildmäßige7 oft balladeske Darf'iellungskunftwelche in ihrem feinen Empfinden für die Klangwirkung jedes Wortes den Jünger Stefan Georges verrät. So fcheidet fich die vorliegende

Auswahl in zwei Teilef in einen Band „Verfe'Z in dem die 1904 erfchienenen „Ausgewählten Gedichte'h neu gefichtet und durch die befien Lhrika des „Buchs der Seele“ erweitert/ auferf'iehen- und in einen Band „Bilder'h der die bildhaften Gedichte vereinigt. Die gefammelten „Nachdichtungen“ follen folgen.

Wie ganz anders wirkt die Gefialt Carl Michael Bellman s auf uns einh des fchwedifchen Anacreons„ der feltfamerweife in Deutfchland dem breiteren völlig unbekannt geblieben ifi und endlich jetzth mehr als hundert Jahre nach feinem Todeh gleichzeitig von zwei deutfchen Schriftfiellern neu entdeckt wird. „Wir Deutfchen find nicht ohne Grund fiolz darauf„ daß wir uns die Größen der Weltliteratur zu eigenem Befitz erworben haben„ daß uns Dante und Cervantesx Moliere und Shakefpeare vertraut und lieb find faft wie ihren Landsleuten. Zu diefer Weitherzigkeit fieht es in feltfamem Kontrafh daß' uns Schwedens genialfier und volkstümlichf'ter Dichter gar fo fremd ift: wie felten läßt der Name Carl Michael Bellmans ein deutfches

Auge verftändnisvoll aufblitzen. Darin liegt ein Unrecht und eine Armut." Diefe Worte fchreibt Guftav Roethe in feiner. Bellmans Perfönlichkeit und Kunfi von allen Seiten beleuchtendenxEinführung in die Neuausgabe von „F r e d -

Thomas Gainsborough: Der blaue Knabe.
(Aus A. Springer: ‚Handbuch der Kunftgefchlchte.“ 4.Bd. 8. Aufl, Leipzig. E. A, Seemann.) l'

m a n's E p i ft e l n". die Felix Nie d n e r aus dem Schwedifchen übertragen hat, (Verlag Eugen D i e d e ri ch s . Jena.) Gleich-zeitig gibt Hanns v o n G u mp - penberg ein ..Bellman- B r e v i e r“ mit den Epifieln und Liedern heraus (Verlag Albert L a n g e n . München). Bellman war ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. er wurde 1740 in Stockholm geboren und lebte ein Leben voller Abenteuer. bald in Not und Elend. bald an des Königs Hof bei Tanz und Gefang. In feinen Dichtungen hat diefes Leben feinen Spiegel gefunden. , Man denkt beim Lefen an Nithartvon Riuoenthal. den großen Gegner Walters von der Vogelweide. der vom Tanz der Bauern und Dir-nen fang. So auch Bell-man. Das alte Stockholm fieht auf mit feinen engen Gaffen und Winkeln. das Leben feiner Einwohner. welche jenfeits der Gefell-fchaft ftanden. erwacht vor uns. Eine heiße Sinnlichkeit pulfiert in des Dichters Liedern. fie fließen [über von Lebensluft. und die (Heftalten. welche in feinen Büchern ihr Wefen - oder beffer ihr Unwefen - treiben. gemahnen uns an Shakefpeares Menfchen. Sicherlich wird Bellman jetzt. dank der beiden guten Übertragungen. feine Auf-erftehung in Deutfchland feiern können. (K. G. W.)

Aus der Kunftlitcratur

- Von dem bekannten. ausgezeichneten ..FZ a n d b u ch d er Kunftgefchichte" e Anton Springers (Verlag von E. A. Seemann. Leipzig) ift diesmal

der vierte Band in einer
neuen Auflage erfchienen - es
ift bereits die achte. Diefer Band.
der die Renaiffance im Norden
und die Kunft des 17, und 18.
Jahrhunderts umfaßt. ift einer

Illufirierte Bibliographie
der wichtigften des großen Kompendiunrs. Schon Springer felbfi hing gerade an diefen Abfchnitten mit befondeter Zärtlichkeit. und der Bearbeiter der neuen Auflage. Felir B e cker. der feinen früher - befcheiden verfchwiegenen Namen jetzt zum erftenmal nennt. ift fchon feit Jahr und Tag mit größter Sorgfalt bemüht. den urfprünglichen Text zu ergänzen. weiter auszugeftalten und mit den jüngfien Ergebniffen der Forfchung in Einklang zu bringen. Die Illufirationen find wiederum mit Umficht und Berftändnis vermehrt. die Zahl der Farbentafeln geftiegen. Ein befonderer Gewinn aber ift es. daß Goya ein eigenes kleines Kapitel erhalten hat; denn der große fpanifche Meifter hatte merkwürdigerweife bisher in dem ganzen fünfbändigen Springerfchen Handbuch keinen Platz gefunden. Jetzt fiel fogar eine Farbentafel auf fein Teil: eine vortreffliche Reproduktion des ..Maibaums“ in der National-Galerie.

Der Verlag von Eugen Die-* d erich s in Jena legt zu Weihnachten die erften zwei Bände einer neuen Serie vor. die auf das wärmfte empfohlen werden kann. Jhr Titel ift: ..DieKunfi in Bildern". d. h. es foll vor allem durch reiches und forgfam ausgewähltes Bildmaterial Anfchauung vermittelt werden. Die Werke felbft follen für fich fprechen. ohne daß fich ein Erklärer zwifchen fie und den Befchauer drängt. Aber in einer ausführlichen Einleitung werden die allgemeinen Gefichtspunkte zufammengefaßt. von denen aus das Studium unternommen werden foll. und Erläuterungen. die an die einzelnen Bilder anknüpfen. fchließen fich hinterher zu einem Anhang zufammen. Ein befonderer Vorzug diefer Bände ift ihre Billigkeit. und man wird es diefem niedrigen Preife gern zugute halten. daß die zweihundert Nachbildungen nicht in allen Fällen die allerhöchften Anfprücbe befriedigen. Es handelt fich hier nicht um eine Sammlung von Kunfiblättern. fondern um eine Bilder-

folge. die dem Neuling eine Anregung. dem Kenner eine Erinnerung und einen gleichfam leicht zugänglichen Apparat bedeuten foll. Die beiden erften Bände nmfaffen die altdeutfche Malerei und die Frührenaiffance der italienifchen Malerei. Jene ift von Ernft H e i d ri ch. diefe von Richard H a ma n n bearbeitet und herausgegeben. Hier wie dort ift das Material der zweihundert Bilder ganz ausgezeichnet zufammengefiellt.

Ein vortreffliches Buch bringt diesmal Paul S ch u b rin g zu Weihnachten heraus. Es ift eine höchftwillkommene Monographie über die Siriinifche Kapelle (Verlag von Frank (L Eo.. Nom). Das handliche. mit achtundzwanzig Abbildungen gefchmückte Buch faßt mit großem Gefchick die Forfchungen zufammen. die fich bisher um dies ftolzefte Monument der italienifchen Renaiffancekunft bemüht und durch “die erfchöpfende Publikation von Ernfi Steinmann vor einigen Jahren ihren vorläufigen Abfchluß gefunden haben. Schubrings Arbeit kommt zahlreichen Wünfchen

derer entgegem die ein'FFyaus- und Handbuch über die Sirtina er-fehnten. Er nutzt dabei die Re-fultate feiner Vorgängen vor allem Earl Iufiis- aber er ifi ein viel zu felbfiändiger Kopß um nicht in der allgemeinen Charakterifiik wie in mannigfachen Einzelheiten Neues und fehr Perfönlichcs zu bringen. Die Bildertafeln im Autotypiedruck find ganz ausge-zeichnet und geben tatfächlich in kleinerem Format einen Erfah für die wundervollen großen Abbil-dungendesSteinmannfchenWerkes. M.O.

A'nfelma Heine: Eine P e ri. Roman. Bei-lim Egon Fleifchel & Co.

Der Kieler Phyfiologe Henfen nannte Plankton die Gefamtheit der kleinem zierlich gebautem be-weglichen Lebewefem die ihr kurzes Dafein an der Oberfläche des Meeres hinbringen- von Wind und Woge getrieben- ruhelos/ ohne Haly ohne Wohnung und Grundx iiber .der ungeheuerenx fchwarzem licht-lofen Tiefe. An diefes Plankton habe ich immer denken müffenx als ich Anfelma .Deines feine und menfchenkundige Erzählung zuerft in Velhagen und Klafings Monats-heften las. Die Gefchichte einer Frau/ die durch fremden Zwang und eigenes Wefen in dies Plankton geraten ifix in dies menfchliche Planktom das an der Oberfläche fchwimmß von Stunde und Zufall getriebenx ruhelos/ ohne Wohnung und Haus.- zitternd im Licht über der ungeheuerem fchwarzen/ eifig-kalten Tiefe. Aus dem Wunfche diefer Fraux fich ins Seßhafteh Umgrenzte- in das .haus der täg-lichen Pflichten zu retten„ entfieht die Tragik des Romans/ diefer Gefchichte von einer Peri„ der es nicht gegeben ifi„ die paradies-öffnende Perle zu finden. Dabei wird die ganze Naturgefchichte der Planktonmenfchen in unvergeß-lichen Umriffen gezeigt und mit ficherem Humor der große Stoff von dem engen Rahmen um-fchloffen, E. F.

Ein Volksdichter unferer Tage

Wir haben in Deutfchland nur einen einzigen Dichter; der

„Ehanfons" fchreiben kannx die
einen literarifchen Wert haben:
Hans Hhan. Wohl find vor ihm
von diefem und jenem einzelne
„Ehnnfons'ß die Kunfiwerke find.
gefchaffen worden-z es find aber)
mehr oder weniger) Zufallspro-
dukte. Hans Hyan ifi der erftex
der den Chanfon in Deutfchland
auf eine künfilerifche Höhe ge-
hoben hatx die ihm einen blei-
benden Kulturwert fichern wird.
Man beachte dabei: Arifiide Bru-
ant„ der famofe Ehanfonnier des
Montmartre7 hat ein wundervoller)
Schloß an der Seinex und man
trinkt bei ihm den befien Bur-
gunder in ganz Frankreich; feine
Lieder- von Steinlen genial
illufirierth find in wundervoller
Ausfiattung erfchienen und in jedem
Salon zu finden. Hans .Shan-
der Bei-line» kann fich um das
Verdienfi feiner Chanfons kaum
feine Zigarren kaufen; fie find
in einem Zehnpfennigheftchen in
frhimpflichem Druck bei einem
jammervollen Kolportageverleger
erfrhienen!
Es wäre gar nicht zu ver-

wundern -- in Deutfchland - wenn auch Leo Hellers Lieder in folchem Zehnpfennig-heftchenj das „die Kunfi ins Volk tragen foll“„ erfchienen wären„ es ift gewiß der reine Zufalh ift perfönliches Glückj daß er für feine Bände: „B o l k slie d e r“„ „Bunte Lieder'h „Gar-ben" und „Präludien der Lieb e“ einen! anftändigen Ver-lag gefunden hat. Denn Leo Heller hatj wie Hans Hyanj nur einen kleinen befcheidenen Plalzj auf dem er fieht: diefer Plaß aber ift fein fefies„ unbeftrittenes Eigentum. Es ift feltfany wie diefe beiden Dichterj die innerlich auch nicht das geringfie mitein-ander zu tun haben„ die vielmehr die allerfchreiendfken Gegenfätze zu-einander bildenx nach außen hin ein fo ähnliches Schickfal haben. Seit zehn Jahren haben alle Bor-tragskünf'cler und Künfilerinnen überall in Deutfchland'ihre befien Erfolge mit Hans Hyans Ehanfons-genau eben folange werden überall Leo Hellers kleine Lieder gefungen - kein anderer moderner Dichter ift fo wie diefe beiden in die breiteften Schichten gedrungen. Und doch könnten beide verhungerm wenn fie von diefen -- großen - Erfolgen leben müßten. Die mo-dernen Komponifien greifenx nach O. Strauß' Vorgang zu Hellers Büchern wie nach warmen Semmelnh über hundert feiner kleinen Lieder find bereits vertont! Aber irgend ein Schriften der einen jämmerlichen Operettentert recht und fchlecht zufanimenhautj verdient das hundertfache.
Seinen eigenen Ton fchlug Hellerfchon gleich in feinem erfien Bande an; „Volkslieder in modernem Gewande." Freilich wachfen hier noch manche billige Brombeeren. manche Töne find falfch und vergriffem manche Pointe allzu gewollh allzu naiv und banal. Aber das fiarke Einp-finden für das Sanglicheh das Gefühl für das Volkslied macht fich bereits geltend„ man kann fafi fagen: wo er den Ehanfon verfuchh vergreift er fich faft immer, wo er aber liedmäßig fchafft/ greift

er mit fchlafwandlerifcher Sicher-
heit urechte Töne. Zeilen wie diefe:

„Großmüt'terchen fang's„
Und Miitterchen fingt's„
Und Töchterlein wird's einmal
fingen - *-7*

klingen weich im Ohre„ rufen
ordentlich nach Mufikj wie fo
manche andere diefer kleinen Lieder.
So' wurde gleich aus dem erfien
Bändchen Hellers eine ganze Reihe
Lieder populärj wie „F ein
RöschenJ „Das Lied vom
M ä d e l“ ufw.
In den nächfien Bändchen
„Bunte Lieder“ und „Gar-
b e n" wird dann Hellers Schaffen'
viel bewußter. Er erkennt durch-
aus die Domäne/ die fein Eigentum
ift/nnd gewinnt Gefchmack genugj
auf das billige Poetenlied faft
durchweg zu verzichten. Die *Form
wird klarerj einfachen vor allem
in fich abgeklärterj lyrifcher; der
Volkston tritt immer fiärker hervor.

„Hätt' die Frau Mutter
Die Brill nit vergeffenX
Wär' unterdeffen
Kein Unglück gefchehn.
Hätt' die Frau Mutter
Die Brill nit im Lädelj
Hätt' fie ihr Mädel
Küffen gefehn."

Hier und in manchen andern Liedern ift der alte Volkston fehr glücklich getroffen und wieder-gegeben; wieder in anderen finden wir diefen Ton dann weitergebildet für unfere Zeit. Noch fprechen Iunkeh Grafen und Hidalgos- Marquifen und Herzoginnen in diefen beiden Bänden- noch machen „Priiludi'en der Liebe" wieder ein gutes Stück bergauf, Immer noch pflegt er den alten Volkstom und manch prächtiges Stück diefer Art fieht in der neuen Sammlung. Aber der moderne Volkston tritt immer ftärker hervor; und fiets befiitnmter und ficherer ifi die frifche FormX

David Teniert» d. I.; Wirtßftube
(Aus A. Springer: „Handbuch der Kunltgelchlchte.“ 4.Vd. 8.Aufl. Leipzig, CA. Seemann.)

die unvermeidlichen Pierrot und Colombine ihre Aufwartung„ aber daneben„ und immer fta'rker/ treten Liefe und Grete„ Fritz und Hans hervor: Menfchen/ die in der Sonne unferer Tage atmen, llnd die Lieder/ in denen fie leben-fcheinen mir vor allen berufeny in den Liederfchalz unferes Volkes überziigehen.

So/ deucht mich ift die Ent-wicklungslinie Heller-6' gegeben/ fie fiihrt in feinem leßten Bande die Heller fiir ihn fordert. Nur an einer Stelle fällt Heller hier aus dem Rahmen- freilich in einer Weife„ daß man fafi wünfchen könntex er möge es öfter tun. Ganz unvermittelt fchlägt er plötz-lich eine andere Saite an- gibt uns eine Ballade - „Der Bauer und der Tod"-- die von einer Einfachheit und Kraft ifi/ wie kaum eine andere moderne Ballade.

Die Entwicklung diefes Dich-

* .-

ters ifi fo klar. überfichtlich. fo fietig und organifch. daß man mit ruhiger Gewißheit vorausfagen kann. daß er noch lange nicht feine Höhe erreicht hat. Ich wünfche ihm von ganzem Herzen. daß er noch recht oft die Empfindung haben möge. die er in diefem kleinen Liedchen in Worte kleidet:

Ich fühl' mich fchwach und arm
und klein.
Ein Bettler muß an meiner Statt
Ein König fein.
So ftumpf bin ich und matt,
'Doch fiets. wenn mir ein Lied
' gelang. '
Wenn meine Seele fich befreit'
Und fchluchzend fang.
' - O Gott. die füße Zeit!
Dann bin ich ftolz und kühn.
und mein'.
Ein König muß an meiner Statt
Ein Bettler fein.
So reich bin ich und fatt.

Hanns Heinz Ewers

Neue Kinderbücher

Gerade rechtzeitig für den Weihnachtsmarkt bringt uns der Verlag Eh o l d är E o. (München) einige reizende Neuheiten auf dem Gebiete der Kinderliteratur. die mir wert erfcheinen. befondere Beachtung zu finden. - Das erfte Buch betitelt fich „Niki“. eine drollige Hundegefchichte von Arthur H e y e r mit Berfen von Friedrich OttoHildebrandt. Ich habe kaum etwas Drolligeres gefehen als diefes Buch. Niki ifi ein Boxer. ein echt englifcher Raffehund. den der Künfiler unferen Lieblingen in den verfchiedenfien Situationen feines Lebens fo naturgetreu vor Augen fiihrt. daß man fich fiundenlang in die charakterifiifchen Grimaffen des Bulldoggen vertiefen kann. die neben ihrer erheiternden Komik einen lebenswahren Ausdruck zur Schau tragen. Ein weiteres Bilderbuch von Arthur Heyer nennt fich: ..I m W u n d e r-w ald". ein Märchen mit Werfen von Otto Ernfi. das eine Fülle farbenprächtiger Bilder enthält. deren märchenhafte Stimmungen unfere kleinen Befchauer in frendiges Entzücken fehlen tnüffen. Arthur Heyer fcheint mir ein neuer Stern am Himmel der Kleinen zu

fein. von dem ich wünfchen möchte. daß er uns noch recht viel Kinderbücher befcheren möge. Eine ganz eigenartige Erfcheinung ifi das aus Schweden kommende Bilderbuch ..Die Abenteuer zweierAmeifeni'vonNanny Hammarfiröm. überfetzt von Francis Ma rs. Es handelt fich hier gewiffermaßen um eine Naturgefchichte für ' Kinder. die im Märchenton. ohne den geringfien Beigefchmack von Belehrung gefchrieben ift und. begleitet von farbigen Illuftrationen. fich vortrefflich eignet. unferen Kindern die Augen für die Natur zu öffnen und Liebe zu ihr zu wecken.

Udo Siegfried Feffel

Rudolf Herzogs

Rudolf Herzogs

Schaffen ifi eine einzige anfchwellende Lebensmelodie. Was den meifien unter uns nur Sehnfucht bleibt. das ifi ihm Erfüllung: der Sieg des Individuums über die Bedingniffe und Abhängigkeiten des Lebens. der fiolze Triumph eines Ichbewußtfeins. das nur auf fich felbfi gefiellt ifi und

..Hanfeaten“

epifches

_Y
fich von dem. was wir Schickfal
nennen. wohl erheben. aber nie
zermalmen läßt. Herzog hat einen
feiner früheren Romane „Das
Lebenslied“ genannt: der Titel
ift finnbildlich fiir feine ganze
Produktion. Etwas Frohleuch-
tendes geht von ihr und ihren Ge-
fialten aus. ein ftarker. gefunder
Optimismus. eine edle Genießer-
tAus A. Springer:
freude. die auch in der Arbeit.
oder vor allem in der Arbeit.
ihren Lohn findet; dazu die
Kraft eines Eigenwillens. der
etwas durchzufetzen vermag. ohne
doch die weicheren Regungen eines
altruiftifchen Empfindens zu er-
fticken. Herzog liebt die kernigen
Vollnaturen; aller brüchigen oder
krankhaften Halbheit geht er ebenfo
aus dem Wege wie einer ver-
weichlichten Sentimentalität. So
hat feine Romankunft etwas Ge-
7...,...-
fundes. Robuftes und Voilfaftiges;
er ift keiner von den Analytikern.
denen es in erfier Linie auf eine
feine pfychologifche Zergliederung
ankommt. er gibt vielmehr" nur
den Ertrakt feiner Gefialten und
läßt fie dennoch. auch in ihrer
feelifchen Phyfiognomie. vor uns
lebendig werden.
Es ifi das Vorrecht eines jeden
..Handbuch der Kunftgefchichte".;4. Bd. 8. Aufl. Leipzig. EA, Seemann.)
Kiinftlers. fich in feinen Werken
fiets wiedererkennen zu laffen. Und
je gefeftigter feine Individualität
ift. um fo deutlicher werden ihre
Wefensziige immer von neuem
in Erfcheinung treten. So er-
kennt man auch in dem jüngften
Roman ..H a n f e a te n" (Stutt-
gart. J. G. Eottafche Buchhandlung
Nachf.) den ganzen Rudolf Herzog:
die ungebrochene Kraft und das
fieghafte Selbfivertrauen. die
fröhlich-optimifiifche Lebensauf-

faffung und den gefunden ftarken Sinn von Menfchen. die den Kopf ftolz im Nacken tragen und doch. im rechten Augenblick. ihre Seelen ineinander gleiten laffen; kühnes Draufgängertum und weiche Anfehmiegfamkeit. troßiges Beharren und mildes. verföhnliches Verzeihen.

Und doch unterfcheidet fich Herzogs neuefier Roman von feinen friiheren: die Kompofition ift bedeutfamer und auch tiefer geworden. weitere Perfpektiven tun fich auf. und aus dem fozialen Milieu. in dem etwa fein großer Induf'trie-Roman ..Die Wiskottens" wurzelt. ftreben die ..Hanfeaten“ hinaus in das Bereich des Welthandels und großer politifcher Ereigniffe. Der fpanifch-amerikanifche Krieg fchlägt hier feine Wellen. und die Fäden des Romans laufen in der Stadt zufatnmen. die.heute mehr*denn je das Zentrum unferer Handelsintereffen _und den Ausgangspunkt großer* maritimer Unternehmungen bildet. in der freien Hanfaftadt Hamburg. Herzog hat ihren Atemzügen gelaufcht und ,fie vor allem dort aufgefucht. wo man ihre Pulfe am lebendigfien fchlagen hört. im Hafen und auf den Schiffswerften. Und infdies bunte. vielgeftaltige. von taufend Arbeitskräften bewegte Getriebe. in dem Land und Waffer miteinander einen ewigen Pakt zu fchließen' fcheinen. hat er einen feiner willensftarken Vollmenfchen gefiellt. in dem fich der Wagemut des fpekulativen Hamburger Großkaufmanns mit dem kühl erwägenden. feiner Sache ficheren Unternehmergeifi vereint. Der Werftbefitzer Karl Twerften hat die von ihm begründete Firma groß gemacht. und feine Wünfche kennen kein anderes Ziel. als ihr diefe Größe und Bedeutung zu er: halten. Das vermag nur die eigene. nie raftende Tatkraft; denn der einzige Sohn fetzt fich feinem Willen entgegen und folgt der Mutter. einer koketten. mondainen Südländerin. in ihre fpanifche Heimat. um erft nach Jahren des Lernens. Kämpfens und Reifens zurückzukehren und fich

im Vater wiederzufinden.
Aber -in diefen Zeiten des
Alleinfeins trittfihm :die fiark-
geifiige. mutige Frau eines anderen.
zur Seite. der-ohne fie ein Leben
an der Oberfläche führt und feinen
gefchäftlichen Kredit durch per-
fönlichen Aufwand gefährdet. Und
die beiden fiolzen. aufrechten
Menfchen. die in der Einfamkeit
'*erfiarkt find. finden nun beiein-
ander das. reine. innere Glück.
das ihnen im eigenen Haufe verfagt
blieb.
Diefe rein menfchlichen Züge
in Herzogs Roman. die fich von
dem weiten merkantilen und po-
litifchen Hintergründe nur um fo
ftärker abheben.'werden noch be:
reichert durch die liebevolle Cha-
rakteriftik epifodifcher Figuren. ins-
befondere der Familie eines kleinen
Reeders.. der es fein Leben lang
nie recht vorwärts bringen konnte
und fich doch mit einem unver-
fiegbaren Humor über die kleinen
und großen Sorgen der äußeren
Erifienz hinwegfetzt. Ein un-
rettbarer Idealifi. der. wie fo
viele Herzogfche Figuren. nur an
das Gute im Menfchen glaubt;
ein fröhlicher Schwärmer. der ein
befcheidenes Glück im Winkel den

lauten Vergnügungen der großen Welt vorzieht und der noch im Sterben Frohfinn und fiille Heiterkeit um fich verbreitet. Sein fchmales Erbe tritt die tapfere. Kraft. noch in Generationen fortwirkt.

'- * *

“Herzogs „Hanfeaten" find eines von den feltenen *Büchernj die

j

Leo Heller

Rack) einer Zeichnung von Aloie Brock).

energifche Tochter an. und indem fie fich dem Sohne Twerfiens vermählt. fcheint fich Herzogs praktifch-ideale Lebensphilofophie. wie in den meiften feiner Romane. auch hier wieder zu bewähretu daß nämlich das Gute und Starke im Menfchenj als unverbrauchte

man lieben muß; denn fie lehren uns die Freude am Leben und den Glauben an die Menfchen und machen uns fiark. indem fie uns über eigene Stunden des Schwankens und Zagens hinweghelfen.

H. L.

Dora Naumann: Gedià) t e. Berlin und Leipzig. Verlag der Frauen-Rundfchau. Schweißer 8s Co.

In diefem Gedichtbuche hat eine zarte und reine menfchliche Perfönlichkeit ihre Sehnfucht und ihre Gedanken. ihre Zufammenftöße mit der Welt des Alltags. ihr Ahnen von einer künftigen Zeit voll Hoheit und Schönheit. ihre Wünfche und ihr lächelndes Entfagen in nachdenkliäfe. oft ergreifende Verfe gekleidet. Befonders bemerkenswert ift. wie die Verfafierin ihr Buch organifiert und disponiert hat. wie fie in der Anordnung felbft künftlerifch verführt und die lyrifchenBekenntniffe. denen verwandte Stimmungen zugrunde liegen. zufammenrückt; wie fie an den hohen Muttern Goethes und Heines fich in der Kunft gefchult hat. übergänge und Gruppen zu bilden und fo einen lyrifchen Band zu einer Einheit zu geftalten. Das ergibt ein faft dramatifches Bild. Auf ein Präludium der Buntheit (..Verfchiedenes") folgt ein Abfchnitt ..Liebesglück". der abgelöft wird von einer Gedichtgruppe ..Der Liebe Leid"; dann ein Auf- und Abwegen der Empfindungen: ..Finden der Seele". ..Neues Suchen der Seele". wiederum ..Seelenverbindung“. emporfteigend zum ..Ewigen Leben“. abermals ..Neue Hemmungen der Seele". bis fich alles in der „Verklärung" lä-utert und fteigert. Niemand wird diefes Seelendrama in Gedichten aus der Hand legen. ohne fich im Innerften gefeffelt zu fühlen.

Otto Helmut Hopfen: Die Vafe des Vergeff ens. Berlin. S. Schottlaenders Schlefifche Verlagsanftalt.

Ein Roman in -Verfen - ein kühnes literarifäzes Wagnis! Denn es droht die Gefahr. daß entweder durch die Überfülle des Lyrifihen der erzählende Gang der Handlung über Gebühr hinausgefchleppt. unterdrückt. der fpannenden Wirkung beraubt wird. oder aber daß unter der Rjiäficht auf das rein Inhaltliche die poetifche Schönheit Einbuße erleidet. - Nun. Hopfen hat beide Klippen - Scylla wie Cha-

rybdis _ mit gleichem Gefchick.
mit gleich gutem Erfolge vermie-
den. Schon die Einkleidung der
Fabel ift außerordentlich glücklich
gewählt: die eigenartig reizvolle
Idee von der großen Bronze-Vafe.
die ein florentinifcher Künftler ge-
gof'fen. um von dem Schmerzlichen
und Traurigen. das ihm widerfah-
ren. Vergeffen zu fuchen. und daß
die Betrachtung der Bilder auf die-
fer Vafe ihn anregr. alle Einzel-
heiten feiner Erlebniffe an fich vor-
überziehen zu laffen. So war es
denn möglich. den epifchen Gehalt
ergreifend und plaftifch herauszu-
arbeiten und zugleiäf den
man möchte meinen -- recht fprö-
den Stoff in herrlichfie Poefie auf-
zulöfen. die leuchtet und duftet wie
die Rofen. die in dem fchönen
Schlußbilde der Dichtung die ..Vafe
des Vergeffens“ umranken. und
wohllautet wie der Gefang der
Vögel. der daraus dem heimkehren-
den Künfiler entgegenfchallt.
8. 13

Mufik-Beigabe
Leo Blech.
Königl. l. Kapellmeifter an der Königl. .hofoper Berlin(

80b61m8u118>0b81F
WWW-"LW .ug ..des [(oßden "quad-dato?
[.420 ohxcxj.
(ZEÜüfliEbLkUWL]LSk.
fu 1'
W7 97W e WW s*
668ao5.
1, Wei - o6, W81 - no, »7.3i - [18 nur
2. 6131! -do, ßwu - bo, u - d0 om- faßt,
3. klof» [*0, dot' . f0, - f6 1511.',
[Flux-wk,
x'm ?ef-max? . .
WWW: FJ FeaseMcWuu Neu!!
ich Wil] cjjckv (10W [10a - '0 njcdt. [cb Wj" e)) - tod, .o
(1.18 äjcd mein' 'freu' nie . "1.118 o0!- 15131. >11 - :eje bo . ZDv-UZ, Wil]
(Faß mej - no - Wok-'o 80 211- - ljcv ßjnä. lcd tu (1d- MLM-öko.), .1-3
.fixe-Me!
vie] ich our [mon, a - der 'ZAM-mov,
'ke-u ic-b (Fjr 86m, (joe-b 56 . vun - clan,
[km1 jwb öjr din, a - da! 'ol-Lei-
a (km
sb.
seem mit nick! .(11.
30b job mom ein.
jßt ojo mejo Zion. 2'771 2m"-
QQpN-lxd' 1.0. d7 Jako-polo, 8.-1-1111.
'px-'ug 'la-woole, kel-[jo.
11.84.8128. "xx-me. (*9, "eK-.LWK
know-1a: y. Tel-joe', [1183.
mitBZrlaubnjz >83 Verlage: „klarm0oje“, [Tel-1m
644
/&N*)H1X xx [*2 xy
0c: *WZ
/UM'ULKZÜ'7
U (7.7
(ÜN-(NWZ -

Z u
der
Mufikbeigabe
Leo Blech

Ein „Schelmenliedchenlß fo neckifch und reizend/ daß man es liebgewinnen mußj enthält unfere Mufikbeigabej die hoffentlich nach weiteren Liedern desfelben Komponiften lüftern macht. Ein Schelm ifi auch er„ Leo Blech„ voller Laune und Übermutz aber dabei von feltener Gemütstiefe und Treuherzigkeit, Auch feine Perfönlichkeit nimmt ebenfo wie fein „Schelmenliedchen“ uns gefangen. Er ifi auch kein bloßer Mufikey fondern ein Mann von weiten geifiigen Intereffenj wenn er fich auch dem Theaterteufel ganz und gar verfchrieben hat. h

Zweiundzwanzig Jahre war er erftj als er 1893 den zweiten Kapellmeif'terpofien am Stadttheater in Aachenj feiner Vater-|adt„ antrat. Und dabei hatte er nur zwei Jahre eigentlich erft Mufik ftudiertj da er fich auf Wunfch feines Vaters dem Kaufmannsfiand gewidmet hatte. Infolge feines ungemeinen Fleißeß feines zündenden Temperamentes und feiner geradezu erftaunlichen Fähigkeiß jedes Opernwerk in dem nur dafür paffenden Stile herauszubringem rückte er natiirlich bald in die erfte Kapellmeifierfielle ein. Sein verdienftvolles Wirken in der rheinifchen Stadt trug ihm 1899 einen Ruf an das hochangefehene- ein weites Repertoire von jeher erfirebende Deutfche Landestheater in Prag ein„ deffen Direktor Angelo* Neumann bekanntlich einer der findigften und klügfken Theaterleiter ift. In der böhmifchen Hauptfiadt/ wo er auch Gelegenheit fandj als Konzertdirigent fich hervorzutunx reifte er immer mehr zu einem der erfahrenfien und angefehenfien Theaterkapellmeifier heran. Die wahrhaft vollendete Art und Weifez in der er die „Salome" von Richard S t r a u ß herausbrachte„ war für diefen die Veranlaffungj den Berliner Generalintendanten zu befiimmen/ Blech mit denfelben Befugniffenj die' er felbft und fein älterer Kollege])r. Karl

Muck hattej als erfien Kapell-
meifter an das Königl. Opernhaus
nach Berlin zu berufen. Seit
September 1906 wirkt er in diefer
Stellungz vom Publikum und der
Kritik ebenfo verehrt wie von
feinen Untergebenen; die Tat-
farhej daß ihm Richard Strauß
die Einfiudierung feiner „Elektra‟
und deren Leitung bei der Berliner
Erfiaufführung überlaffen hate er-
übrigt jedes weitere lobende Wort
über Blech als Dirigenten.
Dem Theater gilt auch fein
eigenes Schaffen in erfier Linie„
wenngleich er manches hübfche
Liedh vierha'ndige Klavierfiückß
Violoncellfiijcke- einen reizenden
Frauenchor „Von den Englein“
und drei bemerkenswerte Sinfo-
nifche Dichtungen („Die Nonne“„
„Trofi in der Natur"y „Wald-
wanderung“) gefchrieben hat. .In
Aachen entftanden feine Jugend-
opernj die nur dort aufgeführt
worden findj „Aglaja“ (noch im
Mascagni-Stil) und „Eherubina“.
Erft nachdem er diefe'Talentproben
von fich gegeben hattej ging er
noch einmal und zwar'während
der langen Theaterferien zwei
Iahre hintereinander zu Engelbert
Humperdinck in die Lehre.
Ihm verdankt er nach feinen eigenen
Worten unendlich viel„ zumal da
aus dem Verhältnis zwifrhen
Schüler und Lehrer fich allmählich
ein Freundfchaftsbund entwickelte.
Seit feiner Bekanntfchaft mit dem
Komponifien von „Hänfel und

Zu der Mufitbeigabe
Gretel“ hat fich Blech als Lebensaufgabe das Ziel gefehtx an der Schaffung einer deutfchen Luftfpieloper mitzuwirken.

Gleich fein erfies Debut auf *diefem Gebiet war glücklich: der Einakter „Das war ich"„ eine anmutige Dorfidylle/ ift über fafi alle Bühnen gegangenj nachdem ihn das Dresdener Hoftheater am 6. September 1902 herausgebracht hatte. Allerdings krankt das liebenswiirdige kleine Werk an einem Fehler: das Orchefier ift viel zu reich mit allen nur möglichem freilich fehr feinen Nebenftimmen beladen/ während der ganze Stoff eine viel einfachere mufikalifche Bearbeitung erfordert hätte. Auch in dem dreiaktigen „Alpenkönig und O)icnfchenfeind“„ der ein Jahr fpäterh wieder im Dresdener Hoftheater/ erfimalig gegeben wurde/ fchießt Blech noch gelegentlich mit Kationen nach Spahenj aber es bedeutet diefe namentlich ini zweiten und dritten Akt feffelnde Operj die auch in rein theatralifcher Hinficht fehr wirkungsvoll ifi/ doch einen wefentlichen Schritt zu dem erfirebten Ziele; insbefondere kommt der goldene Humor und die Gemütstiefe Bleche darin befiens zur Entfaltung; Volksmufikim befien Sinne des Worts bietet er namentlich in den gefchloffenen Nummern.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gewolltF daß Blechs nächfies Werk „Afchenbrödel'h das Angelo Neumann zur Uraufführung zu bringen fich nicht nehmen ließ (Weihnachten 1905)- bisher fich weiter keine Bühne erobert hay offenbar weil die Herren' Direktoren ..iärchenopern nicht mehr für zeitgemäß anfehen. Dabei würde ficherlich „Afchenbrödel" ein Zugfiück werdem da es ungemein fiimmungsvolh fehr tnelodifcly durchaus volkstümlichizgehalten ift und fich von jeder überladenen Polyphonie trotz einer fehr farbenreichen Infirumentation freihält. Man follte meinem daß nach dem Siegeslauß den Blechs neuefies Bühnenwerkh der Einakter „Berfiegelt“ (Uraufführung in Hamburg-November 1908) genommen hat/

die Bühnen fich beeilen würden/ auf „Afchenbrödel" zurückzu- greifen„ allein es fcheint erft einer fpäteren Zeit vorbehalten zu fein- diefes Werk zur Geltung zu bringen. Verleger und Theaterdirektoren aber machen fchon jetzt auf Blechs Oper Jagdj die er nach allge- meiner Annahme natürlich gleich nach Vollendung von „Berfiegelt“ in Angriff genommen haben follte. Aber damit hat es noch gute Weile! Borläufig hat noch keiner der zahllofen Textej mit denen der erfolgreiche Komponifi ijberfchüttet worden ift„ ihm gefallen. Vor allem will er nur an einen echten Lufifpielfioff heran. Und ich glaube„ er tut wohl damit/ daß er auf dem Gebiete„ wo er bereits fo fchöne Früchte errungen hat und feine eigene Perfönlichkeit fo recht fich ausfprechen laffen kannj weiter arbeitet. Was fchadet es auch„ wenn er uns auf feine nächfke Oper noch einige Jahre warten läßt: wir haben fein „Verfiegelt“ und wollen fein „Afchenbrödel" noch haben; er aber hat es nicht n'o'tig„ rafch zu produziercn/ und denkt erfreulicherweife auch nicht daranX die Eingebungen feiner Phantafie und feines Gemüte' nur möglichfi rafch in fchnöden Mammon umzufetzen. Schweift er unter- deffen auf Nebenpfade ab- be- fchenkt er uns mit einer großen Sinfonie oder auch nur mit einer Reihe reizender kleiner Liedeh fo wird es uns auch recht fein,

Prof. l)r. Wilh. Altmann

W

Redaktion der
Mufikbeigabe:
Bei-[im Linlfiraße 17.
Kurt Fliegel-